Die Frau

Helene Lange, Gertrud Bäumer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

HQ1103 I7 I

Oktober 1909

STANFORD U... LIBRARY
RECD 10 19...

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

	Seite
Die Frauen und das politische Leben. Von Helene Lange	1
Richard Wagners Briefe an seine erste Frau. Von Ika Freudenberg	13
Die Umbildungen des Frauentypus in der Literatur des 19. Jahrhunderts. I. Die Frau in der Romantik. Von Margarete Treuge	23
Späte Erkenntnis. Erzählung von Elisabeth Siewert	33
Nochmals: ein gefährliches Frauenvorrecht. Von Martha Strinz	40
Geschichtenerzählstunden als soziale Kunst. Von Dr. Ernst Schultze	47
Die Schweiz und die moderne Frauenfrage. Von Dr. Strucksberg	49
Erwerbstätigkeit	51
Versammlungen und Vereine	54
Zur Frauenbewegung	53
Bücherschau. — Anzeigen	57—64

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Digitized by Google

Voranzeige

Im **Oktober** dieses Jahres gelangt der Band V des Handbuchs der Frauenbewegung von **Helene Lange** und **Gertrud Bäumer**

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

in Neuauflage zur Ausgabe.

Die bedeutenden Fortschritte, welche die weibliche Berufsbildung sich errungen hat, sowie die einschneidenden Veränderungen z. B.:

Die Einführung der preussischen Mädchenschulreform

Die Zulassung der Frauen zur Immatrikulation an allen deutschen Universitäten

Die Einführung eines staatlichen Examens für Krankenpflegerinnen usw.

usw. usw. haben diese Neuauflage nötig gemacht.

Die Bearbeitung liegt, wie bei der ersten Auflage, in den bewährten Händen von Frau Levy-Rathenau, der langjährigen Leiterin der Auskunftsstelle für Fraueninteressen des Bundes deutscher Frauenvereine. Die Verlagsbuchhandlung wird sich ferner bemühen, den Preis im Interesse weitester Verbreitung so billig wie möglich zu stellen. Alles nähere teilen wir in der nächsten Anzeige und durch Prospekte, welche kostenlos von uns bezogen werden können, mit.

Hochachtungsvoll

BERLIN S. 14
Stallschreiber-Strasse 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

Digitized by Google

17. Jahrg. Heft 1 Oktober 1909

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Frauen und das politische Leben.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wir Deutsche sind ein theoretisches Volk. Auch den drängenden Fragen des praktischen Lebens gegenüber greifen wir gern zunächst zu begrifflichen Auseinandersetzungen und meinen, sie um so besser lösen zu können, je klarer und abgründiger unsere logische Beweisführung vorgeht. Und so hätte ich auch das Thema „die Frau und das politische Leben" vor etwa zwei Jahrzehnten durch eine rein begriffliche Abhandlung erledigen können. Ich hätte die beiden Worte des Titels, der natürlich eine Forderung umhüllt, die Begriffe „politisches Leben" und „Frau", auf ihren logischen Gehalt untersucht und ihre Vereinbarkeit oder Nichtvereinbarkeit dargelegt, in der Art, wie man etwa in früheren Zeiten über die Frage verhandelte, ob die Frau eine Seele habe oder ob sie keine habe.

Ja, ich hätte das sogar tun müssen. Denn damals, als man sich nach Hermann Grimms Ausspruch die Frauenfrage noch mit einem kräftigen Achselzucken vom Halse halten konnte, war das Thema „die Frau und die Politik" ausschließlich ein ethisch-staatsrechtliches, dem man in der Tat nur mit doktrinären Gründen und Gegengründen beikommen konnte und das man auch, wie die ganze ältere Literatur zur Frauenfrage zeigt, wirklich nur mit solchen theoretischen Begriffen wie den Menschenrechten u. dgl. zu behandeln versucht hat. Ich bin weit davon entfernt, das Gewicht und die Bedeutung dieser rein ethisch-staatsrechtlichen Gründe zu unterschätzen. Gerade sie, gerade die Idee der sittlichen Gleichberechtigung der Frau, die auch in ihrem Verhältnis zum Staat zum Ausdruck kommen müsse, sind mit dem Herzblut einer großen Zeit durchtränkt und von dem Feuer weltbewegender sittlicher Überzeugungen durchleuchtet. Und sie werden noch heute bei den Menschen, die auf dem Boden dieser Weltanschauung stehen,

Digitized by Google

die in der Gedankenwelt des deutſchen Liberalismus aus der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Hauſe ſind, ihre Werbekraft entfalten.

Aber auch nur bei ſolchen. Allen anderen gegenüber muß die Erörterung der Beziehungen zwiſchen der Frau und dem politiſchen Leben heute einen ganz anderen Ausgangspunkt nehmen, nämlich nicht von Ideen und ſittlichen Überzeugungen, ſondern von konkreten wirtſchaftlichen Tatſachen. Das Bild, das uns die neue Berufsſtatiſtik von der Lage der Frau in der modernen Volkswirtſchaft gibt, redet eine Sprache, die gar nicht überhört werden kann. Neben dieſen wuchtigen, durch keine Argumentation aus der Welt zu ſchaffenden Tatſachen verblaßt das Für und Wider, das ſich aus noch ſo gewichtigen rein begrifflichen Erörterungen ergibt. Auf dieſe Tatſachen müſſen wir uns heute vor allen Dingen ſtützen, wenn wir von einer Neuordnung des Verhältniſſes der Frau zum politiſchen Leben reden.

Die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen iſt ſeit der letzten Berufszählung im Jahre 1895 von etwa 6½ auf 9½ Millionen geſtiegen. 9½ Millionen Frauen, d. h. faſt die Hälfte aller erwachſenen Frauen überhaupt, ſtehen in irgendeinem Berufe. Unter den Millionen von Kräften, die in Fabrik, Werkſtatt und Warenhaus, in Feld und Stall und Hof, in den Bureaus und in den Laboratorien, in der Schule und am Poſtſchalter unſere Volkswirtſchaft im Betrieb erhalten und unſere Kulturaufgaben bewältigen, ſind ein volles Drittel Frauen. Wenn wir die unabſehbare Reihe unſerer nationalen Arbeitskräfte an uns vorüberziehen laſſen könnten, ſo würde jeder Dritte in dieſer Reihe eine Frau ſein. Dieſe Zahlen nennen, heißt ausſprechen, daß ſich die ſogenannte weibliche Beſtimmung, d. h. die Summe der Aufgaben, für welche im Arbeitsleben unſeres Volkes die Frauen gebraucht werden, im letzten halben Jahrhundert von Grund aus und entſcheidend umgewandelt hat. Nur zur Hälfte fließen die Kräfte der Frauen noch dem Hauſe zu; ein ebenſo ſtarker Zwillingsſtrom ergießt ſich zu den beruflichen Arbeitsſtätten. Unſer Volk braucht nur noch die Hälfte ſeiner weiblichen Kräfte, um Hausweſen zu leiten und Kinder großzuziehen; es braucht die andere Hälfte, um Maſchinen zu bedienen, ſeine großen Exportinduſtrien, z. B. die Konfektion, zu ſpeiſen; es braucht ſie in Handel und Verkehr, im Poſt- und Eiſenbahndienſt, in der Schule und im Krankenhaus. Das ſind Tatſachen, an denen auch die frömmſten Wünſche und die beweglichſten Klagen nichts ändern.

Und dieſe Tatſachen ſtellen jeden, der ſie ſich einmal in ihrem vollen Gewicht klargemacht hat, vor eine Welt neuer ſozialer Probleme. Wie ſoll ſich in Zukunft die Stellung der Frauen innerhalb der Geſellſchaft, des Staates geſtalten? Sollen ſie, die in Reih und Glied in der großen volkswirtſchaftlichen Arbeitsgemeinſchaft ſtehen, die in dieſer langen Kette jeden dritten Poſten beſetzen, ſollen ſie in der Rechtsordnung des ſozialen Lebens noch ſo behandelt werden, als wenn die Mauer des Hauſes Schutz und Schranke für ſie wäre? Selbſt wer mit allen Faſern ſeiner Seele und allen Sympathien ſeines Herzens an der alten Zeit hängt, wird zugeben müſſen, daß hier neue Lebensformen entſtanden ſind, für welche die alten Rechtsnormen nicht mehr ausreichen. Und wer auch nur ſo viel geſchichtliches Verſtändnis hat, um zu begreifen, daß der moderne Staat mit all ſeinen Rechten und Pflichten, von der Selbſtverwaltung der kleinen Landgemeinde bis zu den geſetzlichen Vertretungen der Berufsintereſſen in Handelskammern, Gewerbegerichten

Digitized by Google

81 65ST 53 005 S ADH 2085

und ähnlichen Institutionen und schließlich bis zum politischen Wahlrecht auf den modernen Arbeitsverhältnissen beruht, aus ihnen hervorgegangen und durch sie bedingt ist, wer eine Vorstellung davon hat, daß der moderne Staat die Rechtsform für die moderne Volkswirtschaft ist, der wird sich sagen, daß auch für die Frau mit einer Veränderung ihrer Arbeitsleistungen und Arbeitsformen eine Neuregelung ihres Verhältnisses zum Staat notwendig wird.

Als im Februar 1904 Graf Posadowsky im Reichstag die denkwürdige Äußerung tat: „von der Politik sollen die Frauen die Hand weglassen", fügte er, sicher mit dem vollen Bewußtsein, ein aufgeklärter und moderner Mann zu sein, hinzu: „Ich bin durchaus dafür, daß man den Frauen möglichst viel Gelegenheit gibt, sich selbst im Leben ihr Brot zu erwerben, und ich bin auch der Ansicht, daß man es den Frauen nicht erschweren solle, öffentlich ihr Recht in bezug auf die Ausübung ihres Berufes zu vertreten". Ungefähr zu gleicher Zeit lehnte die braunschweigische Regierung den Antrag des Landtages, den Frauen die korporative Pflege ihrer Berufsinteressen zu gestatten, mit folgender Begründung ab: „Der Ausschluß der Frauen von der Politik wäre praktisch nicht durchführbar, wenn man ihnen das Feld der beruflichen Interessen öffnete; die Unbestimmbarkeit und Dehnbarkeit dieses Ausdrucks macht eine bestimmte Abgrenzung unmöglich. In einer großen Anzahl, vielleicht in der Mehrzahl der Fälle wird die Wahrnehmung beruflicher Interessen auf das sozialpolitische, ja sogar auf das rein politische Gebiet übergreifen müssen; in allen solchen Fällen würde die Polizei vor eine bei der Flüssigkeit der Grenzen zwischen den drei genannten Begriffen äußerst schwierige Entscheidung gestellt werden. In den beteiligten Kreisen würde man bestrebt sein, den Worten des Gesetzes eine möglichst weite Auslegung zu geben und den Frauen Rechte zuzusprechen, die ihnen zu gewähren nicht die Absicht des Gesetzgebers gewesen ist."

Vielleicht haben viele, die den Beschluß der braunschweigischen Regierung engherzig fanden, den „fortschrittlichen" Ideen des Grafen Posadowsky beifällig zugestimmt. Und doch war die braunschweigische Regierung logisch und Graf Posadowsky unlogisch; in einer Weise unlogisch, die ihm nie durchgegangen wäre ohne die reservatio mentalis, die man immer noch zu machen pflegt, wenn es sich um Fraueninteressen handelt. Man stelle sich nur einmal den Sturm vor, der sich erheben würde, wenn jemand behaupten wollte, die Landwirte können ihre Berufsinteressen vertreten, dazu genügt ihre Organisation im Bund der Landwirte; politische Rechte sind ihnen dazu nicht nötig; von Politik sollen sie die Hand weglassen. Wie haarscharf würde man dem, der diese Meinung ausspräche, nachweisen, daß Politik Interessenvertretung ist und daß die sie bestimmenden Interessen im wesentlichen wirtschaftlicher Natur sind. Man brauche ja nur einen einzigen Parlamentsbericht zu lesen, so würde man sagen, um zu wissen, wie unauflöslich berufliche und politische Interessen aneinander geknüpft sind, wie unmöglich die Aussonderung unpolitischer, rein beruflicher Angelegenheiten aus der Welt des wirtschaftspolitischen Lebens ist.

Der 15. Mai 1908 hat die Auffassung des Grafen Posadowsky in einem Punkte korrigiert. Die durch Schranken abgesperrten Frauen bei politischen oder auch nur sozialpolitischen Verhandlungen, die das Ausland und gottlob! schließlich auch das Inland so erheiterten, gehören nun unter die Kuriosa der Vergangenheit.

Digitized by Google

In der Begründung zum Reichsvereinsgesetz wird ausdrücklich zugestanden, „die Frauen, die auf den selbständigen Erwerb ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind, haben durch ihre wirtschaftlichen auch politische Interessen und müssen sich über diese auch in der Form von Vereinen und Versammlungen verständigen können".

Soweit hat also die Beweiskraft der Tatsachen gesiegt.

Nun ist es seltsam in der Geschichte der Frauenbewegung — oder vielleicht auch nicht seltsam; denn im Grunde hat sie diesen Zug mit jeder geistigen, sozialen oder politischen Bewegung gemeinsam — daß schwer errungene Rechte, die zunächst absurd und ungeheuerlich erschienen, zu Selbstverständlichkeiten werden, wenn sie sich verwirklichen, und noch mehr, wenn ihr Ursprung und der Kampf, der um sie geführt worden ist, langsam in die Vergangenheit hinabsinkt. John Stuart Mill hat einmal gesagt, daß jede Wahrheit, ehe sie sich verwirkliche, drei Stadien durchzumachen hätte. Im ersten Stadium werde sie rundweg abgelehnt; im zweiten behaupte man, sie widerstreite der Religion und im dritten wolle sie jeder schon längst anerkannt und selbstverständlich gefunden haben. Das Wirkliche erscheint eben vernünftig. Um so hartnäckiger aber wendet sich nun die Abwehr der Zukunft zu. Nun soll endlich einmal Halt gemacht werden. Zugestanden, die Frauen sind durch die wirtschaftliche Entwicklung — die tieferliegenden geistigen Faktoren entziehen sich ja mehr der Wahrnehmung — in das Berufsleben hineingedrängt worden; sie haben jetzt alle dafür notwendigen Rechte bekommen; nach dem Erlaß des Reichsvereinsgesetzes bleibt ihnen nichts mehr zu wünschen übrig. Nun sollen sie einmal zufrieden sein und Ruhe geben.

Haben sie wirklich alle dafür notwendigen Rechte bekommen? Die Antwort auf diese Frage ist so unendlich einfach, daß man kaum versteht, wie man überhaupt fragen kann. Es sind da zwei Gesichtspunkte in Betracht zu ziehen. Der eine ergibt sich aus der wachsenden Ausdehnung der staatlichen Regelung des Berufs- und Wirtschaftslebens. Nach einer Periode des laisser faire und des freien Spiels der wirtschaftlichen Kräfte, der prinzipiellen Zurückhaltung des Staates von jedem Eingriff in das Erwerbsleben ist jetzt eine Zeit der immer weiter greifenden staatlichen Sozialpolitik gekommen. Die Sphäre des privaten Beliebens in jedem einzelnen Berufsgebiet schränkt sich immer mehr ein. Der Staat gibt für jedes Berufsgebiet einen immer weiter ausgeführten Grundriß von Bestimmungen für Ausbildung und Fortbildung, Arbeitszeit und Arbeitsweise; er verpflichtet zu gewissen Leistungen für Alters- und Invaliditätsversicherung usw. usw. Jeder Beruf ruht heute auf der Grundlage gewisser staatlich gegebener Bedingungen, die seine Ausübung, seine wirtschaftlichen Chancen in einen ganz festen Rahmen spannen. Deshalb hat jeder Berufsangehörige heute ein ganz anderes Interesse daran, in Gesetzgebung und Verwaltung mitsprechen zu dürfen. Ist er doch in seinem Berufsleben von staatlichen Anordnungen in ganz anderer Weise abhängig, als in früherer Zeit, da der Staat sich um das Erwerbsleben weniger kümmerte. Aus dieser außerordentlichen Verstärkung des staatlichen Einflusses auf die verschiedenen Berufsgebiete sind alle diese Mittelinstanzen notwendig geworden, die man wohl als gesetzliche Berufsvertretungen bezeichnet, wie Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, die Handwerker-, Handels- und Arbeitskammern, die Selbstverwaltungsbehörden des Versicherungswesens usw.

Digitized by Google

Bei diesen Mittelinstanzen, die ihre Rechte jedem Berufsangehörigen gewährten, mußte zuerst die Frage entstehen, wieweit solche aus der Berufszugehörigkeit erwachsenden öffentlichen Rechte auch den Frauen zugestanden werden sollten. Es ist sehr merkwürdig, wie sich die Lösung dieser Frage von Fall zu Fall in Deutschland vollzogen hat. Sie wurde zum ersten Male brennend bei der Verhandlung über das Krankenkassengesetz im Jahre 1883. Damals sah der Regierungsentwurf die Beteiligung der Frauen an der Selbstverwaltung der Krankenkassen durch volles aktives und passives Wahlrecht vor; aber es kostete einen lebhaften Kampf in der Kommission und im Plenum, bis dieser Vorschlag eine Majorität fand. Der Hauptgrund, den die Gegner anführten, ist für alle folgenden Verhandlungen über verwandte Rechte stereotyp geworden. Man fürchtete „den ersten Schritt zur grundsätzlichen Emanzipation des weiblichen Geschlechtes im öffentlichen Leben". Als nun die Wahlberechtigung der Frau für die Krankenkassen eingeführt war und als ein neues Problem das Wahlrecht für die Gewerbegerichte auftauchte, da versuchten dieselben Leute, die diesen ersten Schritt zur Emanzipation der Frau im öffentlichen Leben gefürchtet hatten, das Krankenkassenwahlrecht als ein unpolitisches hinzustellen, um sich die unbequeme Tatsache eines Präzedenzfalles aus der Welt zu schaffen. Wieder heißt es, „es würde ein verhängnisvoller Schritt sein, wenn man hier — bei den Gewerbegerichten — zum ersten Male weiblichen Personen ein politisches Recht erteilen wolle; denn daß die Wahl eines Richters ein politisches Recht sei, könne keinem Zweifel unterliegen. Wenn man diese Forderung zugestehe, so würden die Vertreter derselben alsbald dazu übergehen, auch weitere politische Rechte für weibliche Personen zu verlangen, und wir würden sehr bald vor die Frage gestellt werden, ob nicht auch für die Wahlen zu den Volks- und Gemeindevertretungen den weiblichen Personen das aktive Wahlrecht zuzugestehen sei." Diese Erwägungen haben ja dann in der Tat zum Ausschluß der Frauen von den Gewerbegerichten und im Jahre 1904 auch von den Kaufmannsgerichten geführt. Aber die Entwicklung ist auch über diese Rückständigkeit schon hinausgegangen. Das Arbeitskammergesetz hat von vornherein mit einem Frauenwahlrecht gerechnet, hat in seiner zweiten Modifikation die Frauen den Männern vollständig gleichgestellt. Und der soeben erschienene Regierungsentwurf zur Vereinheitlichung des Versicherungswesens hat den Frauen auch das Wahlrecht für die Berufsgenossenschaften, auf denen die Unfallversicherung beruht, sowie für die unteren Verwaltungsinstanzen der Invalidenversicherung in Aussicht gestellt.

So hat sich hier Schritt für Schritt, ohne daß dazu eine besonders energische Agitation notwendig gewesen wäre, einfach aus der Folgerichtigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung heraus, das Einrücken der Frauen in die Sphäre des öffentlichen Rechtes vollzogen. Vergebens hat man, die tiefere symptomatische Bedeutung dieser scheinbar kleinen Vorstöße ahnend, sie abzuwehren versucht. Die Logik der Tatsachen war schließlich stärker als alle Wünsche, Traditionen und Pietätswerte und wird sich auch in der Zukunft als stärker erweisen. Keine Frage: die Frauenarbeit wird ein Kristallisationspunkt, um den sich in immer weiterer Ausstrahlung in das Staatsleben hinein öffentliche Frauenrechte schließen. Dieser Prozeß kann gehemmt, aufgehalten, in seinem organischen Fortschritt durch Willkür und Vorurteile verkümmert werden: er wird sich dennoch fortsetzen; denn ihn treiben die Kräfte, die unser Volksleben im tiefsten Kern bestimmen.

Aber nicht nur innerhalb des relativ engen Bezirkes der gesetzlichen Berufsvertretung hängen wirtschaftliche und politische Interessen zusammen. Das soziale Leben unserer Zeit zeigt sie in einer noch viel weitergreifenden und mannigfaltigeren Verknüpfung. Die innere und äußere Politik der Gegenwart bekommt geradezu ihr Gepräge dadurch, daß sich wirtschaftliche Interessen immer fester zusammenballen und nach politischem Einfluß und politischer Vertretung drängen. Es ist kaum noch eine Streitfrage, daß für den modernen Staat diese Bewegung der wirtschaftlichen Interessen zu korporativen Zusammenschlüssen und nach Einfluß auf die Gesetzgebung die ausschlaggebende, bestimmende geschichtliche Tendenz ist. In diesem Prozeß werden die politischen Rechte in immer höherem Grade Mittel wirtschaftlicher Selbstbehauptung, und wer nach dem Worte Bismarcks politisch tot ist, d. h. keine Stimme hat, der ist auch in der Vertretung seiner wirtschaftlichen Interessen auf halbe Kraft gesetzt.

Uns Frauen zeigt das die eigene Erfahrung auf Schritt und Tritt. Vielleicht gibt es keine bessere Illustration dafür, als die Kämpfe um die Frauenbildung und die Interessen des Lehrerinnenstandes. Die organisierte Lehrerschaft unserer Volksschule kommt als Wählerschaft stark in Betracht; ihr fehlt es nie an Fürsprechern in den Landtagen, ganz abgesehen davon, daß sie auch selbst hier und da einen Abgeordneten stellt. Man muß sich Mühe geben, sie zufrieden zu stellen, und man wird es tun, soweit nicht andere ebenso gewichtige Mächte — wie z. B. der Großgrundbesitz — dadurch vor den Kopf gestoßen werden. In welcher Lage sind demgegenüber die Lehrerinnen! Vor allen Dingen dann, wenn ihre Forderungen sich nicht mit denen der Lehrerschaft decken, sondern ihnen vielleicht sogar entgegengesetzt sind. Es ist für sie schlechterdings unmöglich, irgendeine reale Macht in die Wagschale zu werfen, die das Zünglein zu ihren Gunsten sinken läßt. Der Kampf um das Lehrerbesoldungsgesetz in der jüngsten Zeit hat das schlagend bewiesen; man darf vielleicht sogar sagen, daß man sich die relative Zufriedenheit der Lehrer auf Kosten der Lehrerinnen erkauft hat. Es waren das ja die Zugeständnisse, die dem Gesetzgeber am billigsten zu stehen kamen; mit den Frauen brauchten sie nicht zu paktieren, denn sie repräsentierten keine Macht.

Und so wie sich hier ganz automatisch und unabänderlich die Berücksichtigung der Frauenwünsche nach dem Maße des politischen Einflusses der Frau auf ein kaum sichtbares Minimum einschränkt, so geschieht es auch auf anderen Gebieten. Im Kampfe um die höhere Mädchenbildung haben die Frauen keine Partei für ihre Wünsche ganz zu gewinnen vermocht. Der Liberalismus, bei dem sie als bei dem eigentlichen Träger der großen Bildungsbewegungen in unserm Volk eine natürliche Bundesbrüderschaft hätten finden können, hat sich nur lau für sie eingesetzt; ja, er hat es nicht gewagt, für die durchgreifende Umgestaltung der höheren Mädchenschule zu einer höheren Lehranstalt einzutreten, weil damit der Ausschluß der Volksschullehrer von der Oberstufe notwendig geworden wäre und weil man auf deren Wünsche im Liberalismus Rücksicht zu nehmen hatte. Und ein ebenso schlagendes Beispiel dafür, daß die Frauen nicht in der Lage sind, ihre Forderungen selbst bei ihren Parteigenossen durchzusetzen, ist das Schicksal, das im preußischen Landtag die Petition um die Eröffnung der höheren Knabenschulen gehabt hat. Die gesamte deutsche Frauenbewegung von ihren radikalen Parteien

bis hinüber zu dem deutsch-evangelischen Frauenbund und der katholischen Frauenbewegung hat die Aufnahme von Mädchen in die höheren Knabenschulen mindestens in eingeschränkter Form für wünschenswert gehalten; durch die vereinigte Macht von Zentrum und Konservatismus ist entgegen den Wünschen der Frauen in der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses Übergang zur Tagesordnung über diesen Punkt beschlossen worden. Wahrlich für uns, die wir es gewiß schon als eine unwürdige Situation empfunden haben, wenn wir von einer Fraktion zur andern mit Aufklärungs- und Überredungsversuchen uns abmühten, ein schlagender Beweis, daß die Bitte „in einer Frauenhand nicht mehr gewaltiger ist als Schwert und Waffe" und daß wir um andere Mittel, unsere Wünsche zur Geltung zu bringen, kämpfen müssen.

Und wie stark der Ausschluß von dem Bürgertum in Staat und Gemeinde als ein Odium der Minderwertigkeit auf den Frauen lastet, dafür konnte es kein besseres Beispiel geben, als jener Aufruf, mit dem sich die Oberlehrer an den höheren Mädchenschulen gegen die weibliche Leitung an Ministerium und Abgeordnetenhaus gewandt haben. Man hält in unserem Volke, so argumentiert er, es eines Mannes für unwürdig, sich weiblicher Leitung zu unterstellen. Man mißachtet denjenigen, der sich dazu versteht. Frauen mögen für ihre Berufsarbeit noch so qualifiziert sein, sie mögen einen Mann an persönlicher und sachlicher Tüchtigkeit noch so sehr übertreffen, es ist dennoch eine Herabwürdigung für einen Mann, unter ihrer Leitung zu arbeiten. Sie gelten ein für allemal als Menschen zweiter Klasse. Sie würden nur dann nicht dafür gelten, und ein Mann könnte sich nur dann dazu verstehen, sich ohne Furcht für sein Ansehen ihrer Leitung zu unterstellen — so führt der Aufruf des Oberlehrerverbandes aus —, wenn der Staat sich entschließt, ihnen prinzipiell in Gesetzgebung und Verwaltung die gleichen Rechte wie den Männern zu gewähren. Solange das nicht geschieht, ist die allgemeine bürgerliche Autorität einer Frau nicht groß genug, als daß sie in irgendeinem Zweige des öffentlichen Dienstes Vorgesetzte eines Mannes werden könnte. Wenn auch der Philologenverband diese Argumentation sicherlich der Regierung nicht in der Absicht unterbreitet hat, damit die politische Gleichberechtigung der Frauen zu fördern, wenn er auch vielmehr mit diesen Ausführungen der Öffentlichkeit die Absurdität einer weiblichen Direktorin an ihren Konsequenzen für andere Gebiete des öffentlichen Lebens recht begreiflich machen wollte, so können doch wir Frauen aus dieser Argumentation unsere Schlüsse ziehen. Sie verstärken sich aus dem Echo, das dieser Aufruf in gewissen Volkskreisen immer noch findet. Hat doch jüngst eine Magistratsdeputation in einer halb ländlichen Gemeinde in der Nähe von Berlin statt einer warm empfohlenen Direktorin sich einen Direktor gewählt, weil das doch „reputierlicher" sei.

Alle diese Tatsachen müssen den Frauen, die Ursachen und Folgen zu verknüpfen verstehen, die Augen darüber öffnen, daß sie in der Tat als Berufsarbeiterinnen *nicht* alle Rechte haben, deren sie bedürfen, daß die unwägbare Macht, die für alle Lebens- und Interessengebiete das politische Wahlrecht verleiht, auch ihnen erst die Möglichkeit einer nachdrücklichen und wirksamen Vertretung ihrer Berufsinteressen geben würde. Ohne solche Macht müssen sie auch auf beruflichem Gebiet immer im Hintertreffen bleiben und in der Folge, d. h. im Laufe einer Entwicklung, die die einzelnen Interessengruppen unseres Volkes die Ausnützung

politiſcher Machtmittel mehr und mehr lehren wird, in ſteigendem Maße ins Hintertreffen geraten.

* * *

So ſtellt ſich uns das Problem „die Frauen und das politiſche Leben" vom Standpunkt der erwerbenden berufstätigen Frau aus dar. Die ungeheuren Zahlen, die uns die Berufsſtatiſtik gezeigt hat, berechtigen, dieſe wirtſchaftliche Begründung unſerer Forderungen in den Vordergrund zu rücken. Sie wirkt unabhängig von geiſtig ſittlichen Momenten unmittelbar auf jeden, der nicht den unbeſtreitbaren Tatſachen ſein tel est mon plaisir entgegenſetzt, eine Praxis, die wir ja allerdings auch bei unſern politiſchen Parteien nicht ſelten finden und die uns immer wieder zeigen kann, mit wie wenig Weisheit und wie viel Vorurteil und Willkür die Welt regiert wird.

Aber die Frage „die Frauen und das politiſche Leben" muß doch noch von einer höheren Warte aus behandelt werden als von der der rein wirtſchaftlichen Intereſſenvertretung. Auf dieſe höhere Warte werden mir alle folgen, denen Politik und nationales Leben nicht aufgeht in wirtſchaftlichen Machtkämpfen, die in der Geſchichte auch die geiſtigen Werte für wirkſame Kräfte halten. Haben wir auf dem Gebiete des wirtſchaftlichen Lebens geſehen, wie die Politik ein immer vollkommenerer Ausdruck des Widerſtreits und der Vereinigung aller vorhandenen Intereſſen wird, ſo gilt das gleiche auch für das ganze Gebiet der eigentlichen Kulturarbeit. Auch die Kulturſtrömungen drängen im modernen Volksleben immer mehr dazu, ſich zu politiſchen Mächten zu verdichten. Die Kämpfe um Schule und Kirche, um Kunſt und Wiſſenſchaft, um Fragen der öffentlichen Moral, der Familie, der Ehe, um Autorität und Selbſtbeſtimmung, die ſich auf dem Forum unſerer Parlamente abſpielen, zeigen uns, wie in ſteigendem Maße aus der privaten, ſpontanen Kulturarbeit bewußte Kulturpolitik wird, wie man ſich auch zur Förderung aller dieſer Kulturbewegungen der Macht und des Einfluſſes des Staates in ſteigendem Maße zu bedienen verſucht. Und wir fragen, wie ſtellt ſich das Verhältnis der Frau zum politiſchen Leben unter dieſem Geſichtspunkt dar?

Es iſt ein Satz, der gerade von den Gegnern der Frauenbewegung immer wieder in den Vordergrund geſtellt und gegen die Frauenbewegung ausgeſpielt wird, daß Männer und Frauen fundamental verſchieden ſeien und daß die fortſchreitende Entwicklung, Verfeinerung und Durchbildung ihres Weſens dieſe Verſchiedenheit immer ſtärker zum Ausdruck bringen müſſe. Wir akzeptieren dieſen Satz; ja, wir haben es kaum nötig, ihn ausdrücklich zu akzeptieren, denn die große Mehrzahl, die eigentlichen Führerinnen der deutſchen Frauenbewegung ſind nie von einer anderen pſychologiſchen Vorausſetzung ausgegangen. Wir geben zu, daß in ihrer Stellung zur Kultur, in den Anſchauungen über das, was wertvoll iſt, in der Abſchätzung zwiſchen den Rechten des einzelnen und der Ordnung für die Geſamtheit, in der Beurteilung von Fragen des Familienlebens, der Schule uſw., in der Bewertung des Gefühlslebens auf der einen, der Verſtandesleiſtungen auf der andern Seite, daß in all dieſen Dingen feine, aber fundamentale Unterſchiede zwiſchen Mann und Frau beſtehen, Verſchiedenheiten der Auffaſſung, die ſummiert ſo etwas wie eine männliche Kultur auf der einen, eine weibliche Kultur auf der andern Seite ergeben. Wir geben ferner zu, daß dieſe Verſchiedenheit der Anlagen und Weſensart ſich verſtärkt und entfaltet durch die beſonderen Eindrücke, Er-

fahrungen und Anforderungen, die der Frau in ihrem ſpezifiſchen Lebenskreis entgegentreten. Aber wir ſchließen aus dieſer Tatſache gerade das Gegenteil wie unſere Gegner. Wir behaupten, daß die Intereſſen der Frauen nicht von Männern vertreten werden können, ſo wenig, wie umgekehrt die Intereſſen der Männer von Frauen vertreten werden können. „Wenn es keine Geſchlechtsverſchiedenheiten gäbe", ſagt Thomas Higginſon in ſeinem Buche ‚Common Sense about Women', „ſo würde das Unrecht, das den Frauen durch ihre politiſche Rechtloſigkeit geſchieht, weit geringer ſein. Gerade weil ihr Weſen, ihre Gewohnheiten und Bedürfniſſe von denen des Mannes verſchieden ſind, wird ſie nicht gerecht durch ihn vertreten, wurde es nie und kann es und wird es nie werden. Je mehr Nachdruck man auf die Tatſache der Geſchlechtsverſchiedenheit legt, um ſo ſtärker wird unſer Argument. Wenn der Weiße den Neger nicht gerecht vertreten kann, wie unmöglich iſt es dann, daß ein Geſchlecht für das andere in der Geſetzgebung eintritt. Alle Theorien über Ritterlichkeit, Großmut und Stellvertretung brechen vor der Tatſache zuſammen, daß die Frauen von den Männern auf das gröbſte geſchädigt worden ſind." [1]) Wenn Higginſon dieſen ſcharfen Ausdruck gebraucht, ſo will er damit auf die direkten Benachteiligungen der Frau hinweiſen, die ſich z. B. in den früheren Stadien der Ehegeſetzgebung, in der Regelung der Proſtitution und auf manchen anderen Gebieten finden. Aber wer will die Summe der feineren Schädigungen beſtimmen, die dadurch entſtehen, daß der Mann Art und Maß der Frauenbildung beſtimmt, daß er in vielen anderen Lebens- und Kulturfragen für ſie, und mit unvollkommener Berückſichtigung ihres wahren Intereſſes, das er nicht kennt und nicht nachempfinden kann, entſcheidet.

Daß das von Männern überſehen wird, wäre weiter nicht verwunderlich. Merkwürdig berührt es aber, wenn Frauen — wie das in dem Programm der vielbeſprochenen engliſchen Antiſtimmrechtlerinnen geſchieht — ſich über dieſe Tatſachen täuſchen; doppelt ſeltſam in einem Staat mit ſo eingebürgertem und intenſivem parlamentariſchen Leben wie England. Zwar hatte ſich früher ſchon einmal eine Anzahl von Frauen zu einem Proteſt gegen das Frauenſtimmrecht zuſammengetan; die Prüfung der Unterſchriften zeigte, daß ſie meiſtens Schichten angehörten, qui se sont donné la peine de naitre. Diesmal handelt es ſich um eine Organiſation, die den günſtigen Moment benutzte, wo die Suffragettes die Geduld der engliſchen Nation ſo ziemlich erſchöpft hatten, und die unter der Führung von Mrs. Humphrey Ward mit der Parole „Men are men and women are women" oder zum Unterſchied „Women are not men and men are not women" den Kampf gegen das Frauenſtimmrecht aufgenommen hat. In einem klaſſiſch knappen Artikel der Monatsſchrift The English Woman ſchlägt die Führerin der engliſchen Frauenſtimmrechtsbewegung, Mrs. Garrett Fawcett, den Gegnerinnen die Waffe aus der Hand und wendet ſie gegen ſie ſelbſt. „Die weiſeren Frauen", ſo läßt ſie ihre Gegnerinnen argumentieren, „realiſieren dieſe gewichtige Tatſache" — nämlich, daß Frauen keine Männer und Männer keine Frauen ſind — „aber die

[1]) Dieſe Argumentation, die ja für alle Staatsformen Geltung hat, habe ich ſchon in dem 1896 in der „Kosmopolis" erſchienenen Aufſatz „Frauenwahlrecht" herangezogen (als Separatdruck in der Broſchüre: „Intellektuelle Grenzlinien zwiſchen Mann und Frau. Frauenwahlrecht", bei W. Moeſer, Berlin, 2. Aufl. 1899, erſchienen).

irregeführten und anarchistischen Frauen, die da verlangen, daß das Ziel der Volksvertretung die Vertretung der ganzen und nicht der halben Nation sein sollte, vergessen sie und stemmen sich gegen eine der einfachsten Tatsachen des täglichen Lebens. Diese seltsam perverse Auffassung der Antistimmrechtlerinnen", fährt Mrs. Fawcett fort, „zeigt, daß sie ihren Verstand nicht genügend gebraucht haben, um auch nur die Grundzüge des Systems der politischen Vertretung zu erfassen. Sie wiederholen ihr Schlagwort, daß Männer Männer und Frauen Frauen sind, womit sie sagen wollen, daß die Gesichtspunkte, die Lebenserfahrungen, die Tätigkeitssphäre der Frauen in vielen wichtigen Beziehungen von der der Männer abweichen; sie sehen dabei nicht, daß diese Tatsachen selbst zu den stärksten und unwiderleglichsten Gründen für die Behauptung gehören, daß kein Repräsentativsystem vollständig oder wirklich national ist, das die Vertretung der Frauen ganz ausläßt. Die Frauen, sagen sie in einer ihrer Veröffentlichungen, haben andersartige Fähigkeiten; die der Frau liegt in der Sphäre des Heims, der Gesellschaft, der Erziehung, der Wohlfahrtspflege. Man sollte meinen, der in die Augen fallende Schluß daraus müßte sein, daß, wenn das Parlament mit gesetzgeberischen Fragen zu tun hat, die das Heim, die Gesellschaft, die Erziehung oder die Wohlfahrtspflege betreffen, es gut wäre, wenn es ein konstitutionelles Mittel gäbe, den Einfluß und die Erfahrung der Durchschnittsfrau der Nation zur Geltung zu bringen."

In der Tat muß diese Betonung der Differenz der Geschlechter heute ganz an die Stelle der Naturrechtstheorieen treten, mit denen man im ersten Stadium der Bewegung das Recht der Frau auf volle Vertretung im Staat stützte. Bei uns wenigstens zieht sein Pathos nicht mehr. Die Déclaration des droits de la femme, die amerikanische Declaration of sentiments, die auf diesem „Menschenrecht" der Frau fußen und den bewußten bösen Willen des Mannes für die Unterdrückung der Frau verantwortlich machen, haben nicht mehr mitzusprechen in einem Staatsleben, das man als einen Organismus anzusehen gelernt hat. Aber eben aus dieser Anschauung erwächst der Frau jene neue, weit wirksamere Begründung ihres Rechts: Ihre Ausschließung vom öffentlichen Leben schaltet Gesichtspunkte und Fähigkeiten aus, die schlechterdings von niemand anders zu ersetzen sind.

Und die nicht entbehrt werden können, wenn unser politisches Ideal ein Staatswesen ist, in dem jedes Kulturinteresse mitbestimmend werden soll. In der Kölnischen Zeitung hat vor einigen Jahren einmal der Historiker Lamprecht ausgeführt, die Aufgabe unserer Zeit sei nicht eine weitere Demokratisierung des Wahlrechts, sondern eine innere Politisierung der Gesellschaft durch Erziehung der überpersönlichen, auf die Gemeinschaft gerichteten Interessen. Er würde wohl aus diesem Grunde den Gedanken an das Frauenwahlrecht in irgendeiner Form weit von sich weisen, aber damit einverstanden sein, daß auch die Frauen dazu erzogen werden, Gemeinschaftsinteressen zu pflegen und Gemeinschaftsaufgaben in Angriff zu nehmen, damit sie ihrerseits als Mütter und Erzieherinnen, aber auch als soziale Arbeiterinnen an der Verstärkung des nationalen Pflichtbewußtseins — jener lebendigen Seele, die den Volkskörper erfüllen muß, wenn er nicht faulen soll — mitarbeiten. Wir Frauen aber behaupten, daß das eine ohne das andere nicht möglich ist. Wenn das Interesse der Frauen in der Tat sich heute nicht mehr in der Familie und den Angelegenheiten des persönlichen Lebens erschöpfen, wenn es die Volksgemeinschaft bewußter, tatkräftiger, unmittelbarer als früher umfassen

ſoll, ſo muß den Frauen auch ein Stück der gemeinſamen Verantwortungen übertragen werden. Man wächſt nur mit ſolchen Lebensgebieten wirklich feſt und dauernd zuſammen, auf denen man mit Verantwortung tätig iſt. Heißt die Parole heute, durch Steigerung des bürgerlichen Pflichtbewußtſeins den nationalen Zuſammenhalt feſtigen, jeden einzelnen aus dem Salas y Gomez ſeines Privatlebens für die Gemeinſchaft zu gewinnen, ſo iſt das nicht durch patriotiſche Geſinnungspflege, ſondern nur dadurch zu erreichen, daß alle individuellen Kräfte dem Ganzen mitſchaffend und mitbeſtimmend angehören dürfen. Es heißt alſo, die Frauen in allmählicher Erweiterung ihrer Lebensſphäre, ſtets aber ſo, daß ſich Pflichten und Rechte die Wagſchale halten, in das volle Bürgertum einzuführen.

Die Frau als Bürgerin — warum klingt das nur der Mehrheit unſeres Volkes immer noch ſo fremd?

Der äußere Grund liegt zweifellos in der Unfähigkeit ſo vieler Menſchen, das formale Recht vom materialen Inhalt zu trennen. Jedes Recht iſt formal; es gibt nichts weiter als einen Raum zur Betätigung. Das Wie der Betätigung iſt eine Sache für ſich. Weil nun aber gewiſſe Rechte bisher nur von Männern ausgeübt ſind, ſo ſind ſie für viele zu männlichen Rechten geworden, die der Frau nicht anſtehen — wie im Orient z. B. das Recht der freien Bewegung in den Straßen —, und man denkt nicht daran, daß ſie ja doch im weiblichen Sinne, in der Vertretung weiblichſter Intereſſen, Erfahrungen und Sachkenntniſſe ausgeübt werden können. So iſt denn auch bei uns der Ruf „men are men and women are women" oft genug erklungen, als die Frauen langſam die Marterſtationen der Bildungs- und Berufsfreiheit hinanſtiegen, deren Höhe ſie ja immer noch nicht erreicht haben.

Der tiefere Grund aber, der den Mann vielfach einen ſo leidenſchaftlichen Widerſtand gegen die bürgerliche Befreiung der Frau leiſten läßt, der ihm andrerſeits immer noch an der Fiktion feſthalten läßt, daß die Vertretung der Frau ihm zukomme und von ihm auch durchgeführt werden könne, dieſer tiefere Grund liegt doch in der Jahrtauſende alten Gewöhnung an das Mundium, in der Gewöhnung daran, die Welt als ſeine Welt zu betrachten, deren Ausgeſtaltung einzig von ſeinem Wunſch und Willen abhängt und in die die Frau ſich hineinzufinden habe. Dieſe Auffaſſung hat ja am naivſten ein heute ganz Vergeſſener vertreten, der einſtmals ſo viel genannte Hofrat Albert in ſeinem 1895 erſchienenen Buch „Die Frauen und das Studium der Medizin". Wenn er darin die Welt, wie ſie heute ſteht, mit all ihren intellektuellen und techniſchen Errungenſchaften als Männerwerk bezeichnet, ſo iſt ihm das Recht dazu nicht abzuſprechen, ſobald man nur die äußere Struktur ins Auge faßt und die tief in die Erde greifenden Wurzeln außer acht läßt. Aber wenn er dann mit dem „Es iſt alles recht gut" des Schöpfers auf dieſe Welt hinweiſt, ſo dürfte ſich doch der Widerſpruch auch in den eigenen Reihen regen. Alkoholismus, Proſtitution, ſittliches und ſoziales Elend in mannigfachſter Form ſind die großen dunklen Flecke auf dieſem Bilde, die jedem in die Augen fallen müſſen. Aber auch abgeſehen von dieſen großen Schäden — es iſt doch auffallend, wie einmütig gerade die führenden Geiſter in unſerm Volke in der Überzeugung ſind, daß wir trotz alles materiellen Aufſtiegs noch keine eigentliche Kultur haben. In den Oſternummern der Frankfurter Zeitung haben ſich eine Reihe von Kulturkämpfern, Politiker, Künſtler, Dichter und Philoſophen zu der Frage nach der Zukunft unſerer Kultur geäußert

und ziemlich einſtimmig ausgeſprochen, daß wir um eine Kultur, die wir noch nicht beſitzen, kämpfen müſſen. Vielleicht iſt auch anderen Frauen, die dieſe Reihe intereſſanter und bedeutſamer Äußerungen laſen, dabei der Gedanke gekommen, daß ſo manches, was da vermißt, ſo manches, was als kulturpolitiſche Aufgabe der Zukunft bezeichnet wird, vielleicht doch durch eine beſſere Ausnutzung des weiblichen Faktors geſchaffen werden könnte. Eine Ausnutzung, die darin beſtehen würde, daß man den Frauen an der Kulturpolitik einen ſelbſtändigeren, bewußteren, verantwortlicheren Anteil gibt. Wenn da beklagt wird, wie die kulturpolitiſche Tätigkeit des Staates in einen geiſttötenden Schematismus ausarte, wie wir uns gewöhnt haben, die Vervollkommnung der *Dinge* an Stelle der Durchbildung der *Perſönlichkeit* zu ſetzen, — wenn ſoziale Humanität, eine regere Vermittlung geiſtiger Güter an die unteren Volksſchichten, die Verſtärkung der intuitiven an Stelle der analytiſchen, verſtandesmäßigen Kräfte in unſerer Kultur gefordert wird, ſo wird in mancher Frau bei dieſem Appell die Ahnung ſchlummernder Kräfte ſich regen, die gerade dieſe Aufgaben ergreifen könnten.

* * *

Und damit komme ich zum Schluß meiner Ausführungen, zu der Frage: was nützt *dem Staat* die bürgerliche Befreiung, d. h. eine ſelbſtändigere, verantwortlichere Mitarbeit der Frau an ſeinen Aufgaben?

Die große Führerin der amerikaniſchen Frauenſtimmrechtsbewegung, Suſan B. Anthony, hat ihr unzählige Male ausgeſprochenes Glaubensbekenntnis, das Leitmotiv ihres ganzen Lebens in den Worten niedergelegt: „Ich glaube feſt und ganz an die Offenbarung, daß das Menſchengeſchlecht durch die Frau erlöſt werden wird, und auf Grund dieſes Glaubens fordere ich die unbedingte und ſofortige Befreiung der Frau von jeder politiſchen, induſtriellen, ſozialen und religiöſen Hörigkeit". Wer ſie je geſehen hat, verſteht vollkommen die tiefe religiöſe Hingebung dieſer Worte und den Grund, auf dem ihr dieſe Überzeugung erwuchs: aus einem ſelbſtloſen, reinen Herzen, erfüllt von dem inſtinktiven Drang zu helfen, den man als Hauptinhalt des Wortes „weiblich" zu denken gewöhnt iſt.

Selbſtverſtändlich iſt von keinem Mann zu verlangen, daß er an dieſes Wort glaube. Ja, wir ſelbſt, wir Frauen eines Volkes mit größerer hiſtoriſcher Bildung, wir Menſchen einer Zeit mit nüchternerem Blick für politiſche Realitäten, wir vermögen uns vom Frauenſtimmrecht ebenſowenig den Himmel auf Erden zu verſprechen, als von irgendeiner andern politiſchen oder ſozialen Reform. Trotzdem *glauben* wir an das Frauenſtimmrecht. Wir glauben daran, daß die Frau imſtande iſt, Mitträger der gemeinſchaftlichen Verantwortungen zu ſein, wir glauben, daß es hieße, einen Schatz ungenützter Kräfte heben, wenn man ſie dazu riefe, wir glauben, daß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in der Gemeinde wie im Staat, eine Ergänzung der männlichen Kulturideen und Leiſtungen durch weibliche Art denkbar und notwendig iſt und daß dieſe Ergänzung nur durch die in Gemeinde und Staat gleichberechtigte Bürgerin geſchaffen werden kann. Wir glauben, daß unſre Politik dadurch — wenn auch nicht auf irgendwelche idealen Höhen geführt, ſo doch zu einem vollkommeneren Ausdruck des Kulturwillens, der Kulturkräfte unſeres Volkes werden kann.

Richard Wagners Briefe an seine erste Frau.[1])

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

Es wird bereits darüber geklagt, daß unsre Zeit an Veröffentlichung von Memoiren, Briefwechseln und sonstigen intimen Dokumenten bedeutender Persönlichkeiten des Guten etwas zu viel tue; sie lege damit einen nicht zu lobenden Mangel an Diskretion, eine Art kleinlicher Neugier und Spürsucht an den Tag. Der wahrhaft gebildete und aufs Große gerichtete Geschmack wolle es nur mit den Taten und Werken unsrer Heroen, nicht mit ihren Alltagsfreuden und -leiden zu tun haben.

Natürlich muß es eine Grenze für ein „Zuviel" geben, sowohl in jedem einzelnen Fall, als auch im allgemeinen. Nur ein kritikfähiger Sinn, nur feine und reine Hände sollten das Innerste eines Menschenlebens entschleiern dürfen, und nur ganz hervorragende oder typisch bedeutungsvolle Gestalten sollten das Recht haben, in dieser subjektiven Weise, gewissermaßen in geistigem und seelischem Rohmaterial, vor der Öffentlichkeit zu erscheinen.

Allein diese Einschränkungen vorausgesetzt, haben wir eigentlich alle Ursache, uns des Interesses zu freuen, welches unsern Großen auch persönlich nahe zu kommen sucht. Es ist wahrlich kein banaler Leserkreis, der von den Briefen zwischen Wagner und Liszt, zwischen Nietzsche und Rohde, oder von denen Hans von Bülows angezogen wird. Hier handelt es sich doch um ein Miterleben, zu dem viel ernstlicher guter Wille und eine gewisse innere Verwandtschaft erforderlich ist; und wenn im Verlaufe einer durch Jahrzehnte sich hinziehenden Korrespondenz auch dem Alltäglichen sein reichliches Recht wird, so dient dies nur dazu, das Bild eines ringenden und strebenden, von tausend großen und kleinen Gewichten niedergezogenen Titanen menschlich noch ergreifender und verständlicher zu gestalten. Die Philisterweisheit: unsre vielbewunderten Geisteshelden seien in ihrem Privatleben nicht interessanter als andre gewöhnliche Menschen auch, dürfte nicht aus diesem Leserkreise stammen, sondern aus dem Lager der großen Mehrzahl, die sich mit solcher stark eigenartigen, einen ganz besonderen Anteil verlangenden und keineswegs bequemen Lektüre nicht abgibt.

Denn dies direkte Zu-uns-sprechen zwingt zu einer Art lebendiger Mitarbeit, wie es die mündliche Erzählung ja auch tun würde. Den Zusammenhang aller dieser zufällig aufeinander folgenden Erlebnisse aufzusuchen, ihrer inneren Ver-

[1]) Richard Wagner an Minna Wagner. Berlin und Leipzig bei Schuster und Loeffler. 2 Bde.

knüpfung, ihrem Aufbau nachzugehn, die Ergebniſſe dieſes Erdenwallens zu ziehen und zu erkennen, worin ſeine Herrlichkeit oder ſeine Tragik beſteht — dies alles wird uns zugewieſen, die Darſtellung nimmt es uns nicht ab. Und hierin liegt vielleicht der eigentliche Grund, weshalb uns heute biographiſches Material ſo ganz beſonders anzieht und befriedigt. Unſer realiſtiſches Gefühl, unſer Drang nach pſychologiſcher Erkenntnis hat uns dahin gebracht, daß wir an der Erzählung, am Drama die notwendige Form vielfach als ſtörend empfinden, als bloße Konvention, als „Mache", durch die der Wahrheit und Urſprünglichkeit des Stoffes Eintrag geſchieht. Dieſelbe Sehnſucht nach Echtem, Unverfälſchtem, Elementarem, die unſre bildenden Künſtler treibt, den Stein oder Marmor, das Holz oder Metall in ganzer Eigenart hervortreten und möglichſt ſelbſt zu uns reden zu laſſen, oft unter entſchiedener Hintanſetzung des Formalen, Durchgeiſtigenden — der gleiche Grundzug unſrer Zeit findet auch einen tiefen Genuß darin, ſich unmittelbar in das Stoffliche eines bedeutenden Menſchenlebens zu verſenken und ſich in Gedanken, lediglich zum eigenen Genügen, mit ſelbſt gezogenen Umriſſen ſo etwas wie ein ſkizzenhaftes Kunſtwerk, ein leiſe geſtaltetes Ganzes daraus zu ſchaffen.

Man könnte ferner die Erwartung ausſprechen, daß der Geſchmack, das allgemeine Gefühl eines Tages, geſättigt von all dem Unmittelbaren, impreſſioniſtiſch Aufgenommenen, ſich wieder entſchiedener der künſtleriſchen Objektivität zuwenden wird, dann nämlich, wenn die großen Talente auftreten, denen die Verſchmelzung der modernen Empfindung mit den ewigen Geſetzen der Harmonie und Schönheit wahrhaft gelingt. Die heutige Richtung wird dann lediglich als eine der immer wiederkehrenden Pendelſchwingungen im menſchlichen Geiſtesleben erſcheinen, die ſich zwiſchen Idee und Wirklichkeit hin und her bewegen, oder, um in der Sprache Grillparzers zu reden, als der Beweis dafür, daß die „arme" Kunſt ſich wieder einmal gezwungen geſehn hat, bei des Lebens Überfluß „betteln" zu gehn.

Die zwei Bände von Briefen Richard Wagners an ſeine erſte Frau könnten übrigens noch in einem andern, ſpezielleren Sinne einer Geſamterſcheinung eingeordnet und als einzelner Beitrag zur Erfüllung eines weiterreichenden Zweckes aufgefaßt werden, nämlich als Beitrag zu der endlich eingetretenen Reaktion gegen die vielfache Verleumdung, die ſo lange Zeit hindurch teils irrtümlich, teils gradezu in böswilliger Abſicht auf die Perſon und die künſtleriſchen Abſichten des größten deutſchen Genies des letzten halben Jahrhunderts gehäuft worden iſt. Mit der ernſtgemeinten übeln Nachrede, die ſich an Wagners Namen heftet, ließe ſich ein mindeſtens ebenſo ſtarker Band füllen wie der, in dem man die ihm geltenden Karikaturen geſammelt hat.

Mit welcher Ausdauer iſt dem deutſchen Publikum eingeredet worden, er habe die muſikaliſchen Klaſſiker Beethoven, Bach, Mozart, Weber verachtet! Noch heute iſt die Zahl derer, die dieſe Unwahrheit nachbeten, weit größer, als die der Beſſerunterrichteten, die nun wiſſen, daß gerade Wagner es geweſen iſt, der mit allem Feuer ſeiner Natur gegen das übliche trockene Herunterſpielen der klaſſiſchen Werke geeifert hat. Wohlwollende Beſprechungen haben es damals auch genügend hervorgehoben, daß erſt unter ſeinem Dirigentenſtabe das Orcheſter Farbe, Ausdruck und Schwung gelernt hat. In der Zeit ſeiner Dresdener Kapellmeiſterſchaft hat er die Weberſchen Opern aus dem Theaterſchlendrian errettet, dem ſie bereits verfallen waren, und durch eine mit unendlicher Mühe zuſtande gebrachte und mehrmals

wiederholte meiſterhafte Aufführung der neunten Symphonie erzwang er als erſter das volle Verſtändnis dieſer Rieſenſchöpfung, die noch allgemein im Verruf war, und von der ſelbſt Mendelsſohn geringſchätzig geäußert hatte „ſie mache ihm kein Pläſier".

Die gleiche feindſelige Beurteilung hat auch ſeinen Charakter als Menſch, als Kämpfer ſowohl gegen die Unbilden des Lebens als um die Anerkennung ſeiner künſtleriſchen Ideen, in die ungünſtigſte Beleuchtung zu rücken verſtanden. Durch ſeine unaufhörlichen Bitten um materielle Unterſtützung ſei er Freunden wie Fernerſtehenden höchſt läſtig geworden, heißt es, und habe im Annehmen von Wohltaten eine Skrupelloſigkeit bewieſen, die auch den aufrichtigſten Bewunderer ſeiner Muſik betrüben müſſe. Nun, die in den letzten Jahren erſchienenen Briefwechſel haben uns über den wirklichen Sachverhalt die Augen geöffnet. Seine vielgetadelten „luxuriöſen Neigungen" beſtanden hauptſächlich im Verlangen nach Geräumigkeit und Behaglichkeit der häuslichen Umgebung und in dem eigentümlichen, bei einer ſo übernervöſen und empfindlichen Konſtitution aber nicht unerklärlichen Bedürfnis, ſich, namentlich bei der Arbeit, in feine, weiche Stoffe, in Seide oder Sammt, gekleidet zu fühlen. („Leinwandfutter kann ich ſelbſt im Sommer nicht mehr auf dem Leibe vertragen, und Kattun haſſe ich wie die Sünde." Briefe an Minna Wagner, Bd. I S. 167.) Grade weil ein ſolches Element der Schönheit ſeiner produktiven Stimmung wohltuend und förderlich war, muß er es in den langen Jahren der Not ſchmerzlich entbehrt haben, denn das Schickſal hat ihm alle dieſe Genüſſe zunächſt nur in beſcheidenem Maße gegönnt und ihn dafür um ſo nachdrücklicher mit jeder Art von Einſchränkung, ja mit der bitterſten Armut bis zum wirklichen Hunger, vertraut werden laſſen. Seine ewige Geldnot aber war überhaupt lediglich das Ergebnis ſeiner Unfähigkeit, gegen ſeine künſtleriſche Überzeugung handeln und den „Verhältniſſen" Konzeſſionen machen zu können, und wenn wir es ſchon oft geringeren Künſtler- und Dichtergrößen gegenüber als Pflicht eines gebildeten Publikums, als nationale Ehrenſchuld anerkannt haben, Not und Elend von denen fernzuhalten, die durch ihre Schöpfungen den allgemeinen geiſtigen Beſitz vermehren, ſo können wir es dieſem Gewaltigen, der ſich ganz klar darüber war, welche ungeheuren Schätze er ſeiner Nation zu geben habe, nicht verdenken, daß er, mit vorrückendem Alter, ein Recht auf erträgliche Geſtaltung ſeiner äußeren Lebenszuſtände zu haben glaubte. Iſt er ſich doch in der Betonung dieſes Rechtes niemals irgendwie untreu geworden; zu keiner Zeit wäre er imſtande geweſen, da um Hilfe zu bitten, wo man nicht an ſeine Kunſt glaubte. Nur in der felſenfeſten Zuverſicht, daß ſeine Werke früher oder ſpäter jedes gebrachte Opfer überſchwenglich lohnen würden, fand ſein lebhaftes Dankbarkeitsgefühl Beruhigung. Übrigens hat er es an Bemühungen, aus eigener Kraft Subſiſtenzmittel für ſein Hausweſen herbeizuſchaffen, nicht etwa fehlen laſſen. Während ſeines erſten Pariſer Aufenthaltes ſchrieb er trotz heftigſter innerer Abneigung gegen dieſe Art von Tätigkeit mit großem Fleiße Tranſſkriptionen und Zeitungsaufſätze; ſpäter verſucht er es mit kürzeren oder längeren Konzertunternehmungen, obgleich auch dieſe meiſt eine Qual für ihn bedeuten. Die Briefe an ſeine Nächſten ſind voll verzweifelter Rechenkünſte: da laufen die Tantiemen unpünktlich ein; weder die Theater noch die Verleger wollen Vorſchüſſe gewähren; ein Konzert hat ſtatt des erhofften Gewinnes nur Verluſt gebracht, weil die Einrichtungen, die erforderlich geweſen ſind, um die ſchlechte Akuſtik

des betreffenden Saales zu korrigieren, die ganze Einnahme im voraus verſchlungen haben, uſw. In allen dieſen endloſen Schwierigkeiten aber iſt es ſein größter Kummer, daß er ſein „liebes Mienel“, ſeinen „ganz guten Mutz“, die „arme, ſchwergeprüfte Frau“ in das Leid und die Aufregung einer unſicheren Exiſtenz hineingeriſſen hat, anſtatt ihr die angenehme und ſorgloſe Stellung zu bieten, für die ſie geſchaffen geweſen wäre, und die ihr offenbar immer als höchſtes Lebensziel vorgeſchwebt hat.

Für alle die Vielen, die geglaubt haben, das meiſt irgendwie tragiſche Schickſal, Gattin eines großen Mannes zu ſein, habe auf Minna Wagner mit beſonderer Schwere gelaſtet, bedeuten die vorliegenden Briefe eine große Überraſchung. Nicht als ob ihr ein leichtes Los beſchieden geweſen wäre, gewiß nicht; aber derjenige, der das vollſte Verſtändnis für alle ihr auferlegte Mühſal hat, das iſt ihr Gatte ſelbſt! „Wollte Gott, ich hätte Dir ruhigere Tage bereiten können! Du dauerſt mich ſehr und mein Mitleiden für Dich iſt groß und herzlich! Ich habe nun einmal einen eignen Lebenslauf: daß er Dir ſo viel Kummer bringt, beklage ich ſehr!“ (Bd. I S. 300.) „.... es iſt mir ſchmerzlich, Dich nicht immer mit all den Bequemlichkeiten zu verſorgen, an die Du durch die ausgeſtandenen Trübſale ſo gerechte, von mir tief gefühlte Anſprüche haſt.“ (Bd. II S. 273.) Seine Sorge um ihre Geſundheit — Minna war herzleidend — iſt geradezu rührend. In den drangvollſten Zeiten ſchreibt er ihr die eingehendſten Ermahnungen, ſich zu ſchonen und gibt ſeitenlange eifrige Anweiſungen zu eigner Kurbehandlung. Kein Opfer iſt ihm zu groß, ſie in Bäder zu ſchicken; durch die ganze lange Reihe von Briefen läuft die flehentliche Bitte, alles an die Erhaltung der körperlichen Kräfte zu ſetzen; er ſeinerſeits verſucht das gleiche, und hofft ſo das unentbehrliche Fundament für den Aufwand an Seelenſtärke zu legen, deſſen ſie beide bedürfen, um nicht den Launen ihres gemeinſamen Schickſals zu erliegen. An dieſer Gemeinſamkeit hält er mit unerſchütterlicher Treue feſt, ſo viel Stürme auch ihre Ehe durchtoben, und ſo unverkennbar auch das einſt leidenſchaftliche Glücksgefühl ſich unter dem Einfluſſe der Zeit und der wachſenden Zerwürfniſſe wandelt. Noch 1847, nach 11jähriger Ehe, ſchreibt er aus bewegter Seele: „Tauſend Dank, mein gutes Weib, für Deinen guten Brief, der mir eine wahre Herzensfreude gemacht hat, wie ich ſie Dir gar nicht ausdrücken kann! Du glaubſt gar nicht, wie gut, wie liebenswürdig Du Dich in dieſem einfachen Briefe ausnimmſt! Siehſt Du, das iſt doch recht ſchön, wenn wir uns ‚alte Minna‘ und ‚alter Richard‘ nennen: was iſt eine junge Leidenſchaft gegen ſolch eine alte Liebe!“ Und an andrer Stelle: „ſchreibe mir, Du guter alter Kerl! Gott gebe, daß Du geſund ſeieſt. Einſamer biſt Du nicht als ich, denn bloß wenn wir zuſammen ſind, ſind wir auch nicht einſam“. Mehr und mehr tritt dann allerdings das tiefe Bedürfnis nach einer behaglichen Häuslichkeit, die ihm ein ungeſtörtes Schaffen ermöglicht, in den Vordergrund. „Glaub mir, ich kenne nun kein Glück, als mit Dir in unſerer kleinen Häuslichkeit ruhig und zufrieden leben zu können; daß ich jetzt hoffen darf, Deine Sorgen beſchwichtigt zu ſehn, Lebensmut und Heiterkeit in Dein Herz wiederkehren zu ſehn, das iſt es, was mich ſelbſt wieder geſund und glücklich macht.“ (Bd. I S. 69.) Dieſe Sehnſucht nach Ruhe daheim läßt ihn immer wieder neue Pläne ſchmieden und Einrichtungen ausdenken, und wenn er auch — nicht ohne herbe Bitterkeit natürlich — die Hoffnung, daß Minna ſeiner

künstlerischen Entwicklung folgen werde, allmählich aufgibt, so läßt er doch nicht von dem Wunsche ab, daß ihnen wenigstens ein freundliches Zusammenleben beschieden sein möge. Noch nach der tiefen Zerrüttung durch die Katastrophe, die sich an seine Beziehung zu Mathilde Wesendonck knüpft, schreibt er an Minna: „Es ließe sich wahrlich denken, daß, wenn eben die Gesundheit vor allem sich einigermaßen wieder befestigt, die Stürme und Drangsale des Lebens uns endlich so weise und geschmeidig machen müßten, daß wir — mit gleichsam verdoppelter Genußkraft — endlich das Glück des Friedens einer behaglichen Häuslichkeit zu schätzen verstehn würden. Wenigstens ich bin so weit, eine feste und wohlgeordnete Häuslichkeit allem und jedem denkbaren andern Glücksfalle vorzuziehn. Laß uns im voraus recht darauf sinnen und raffinieren, wie wir es anfangen wollen, jeder Störung dann vorzubeugen und ein friedliches Auskommen uns zu sichern. Endlich wird's doch werden!"

Wagner ist gerecht genug, nicht seiner Frau allein die Schuld am Unglück ihrer Ehe aufzubürden. Seine eigene Reizbarkeit, ja Heftigkeit war jedenfalls groß; nur hat der Leser das Gefühl: die Ehrlichkeit, mit der er sich dessen bewußt ist, und seine Beflissenheit, die Schwankungen seines Temperaments zu erklären und aus seiner Künstlerschaft heraus verständlich erscheinen zu lassen, müßte versöhnlich auf Minna gewirkt haben. Offenbar hat Wagner nicht an dem Fehler gelitten, der manchem anderen Genie nachgesagt wird, und der sonst auch namentlich zur musikalischen Begabung zu gehören scheint, am Fehler allzugroßer Schweigsamkeit. Für die Frau eines anderen Großen, Jane Carlyle, bedeutete es bekanntlich ein Martyrium, daß ihr Gatte tagelang einfach nicht mit ihr sprach. Diese Pein ist Minna Wagner erspart geblieben; man merkt es der wortreichen, sich überstürzenden Beredsamkeit dieser Briefe an, daß ihr Verfasser gewohnt ist, seiner Stimmung Luft zu machen. Auch die ganze reiche Skala dieser Stimmungen, vom lustigsten Spaß bis zur düstersten Verzweiflung, entfaltet sich vor uns. Manchmal will es uns durchaus glaubhaft erscheinen, daß der bewegliche, ziemlich kleine „Meister" noch in späterem Alter seine Gäste gelegentlich mit Kopfstehen amüsiert habe; und wiederum können wir uns vorstellen, daß seine Bitterkeit und Ungeduld mitunter furchtbar losgebrochen ist. Was aber neben diesem allen mit einer überwältigenden Klarheit und Gewißheit hervortritt, das ist, daß der innerste Kern dieser willensmächtigen, stürmenden Künstlerseele eine große, echte Güte gewesen ist, eine Liebesfähigkeit und Großmut, die keine Grenzen kannte; und so vieles auch zur Entschuldigung Minnas angeführt werden kann, den schwersten Vorwurf können wir ihr doch nicht ersparen: sie hat nicht nur den Geist, sondern auch das Herz ihres Gatten nicht zu fassen verstanden.

Helene Böhlau wirft einmal allen Ernstes die Frage auf, ob nervöse Menschen überhaupt „gut" sein können. In der Tat, „ein guter Mensch" im landläufigen Sinne ist Wagner wohl nicht gewesen, das war durch die Art seiner Genialität ausgeschlossen. Ein künstlerisches Gefühlsleben, das so unerhörter Steigerungen fähig war, dem es in solchem Grade gegeben war, sich bald in breiter, rauschender Pracht zu entfalten, bald die leidenschaftlichste Innigkeit auszuströmen, dem mußten so ziemlich alle Voraussetzungen zu gleichmäßiger, sachlich gerechter Freundlichkeit fehlen. Welches Übermaß von Schicksalssturm und -Drang ist dann aber noch hinzugekommen, um dieses innere Auf- und Abwogen bis zur Maßlosigkeit auf-

zuwühlen! In ruhigen Zeiten mußte ihm die Einſicht kommen — und er gibt ihr wiederholt Worte —, daß er eine Art Schuld auf ſich geladen, als er, dreiundzwanzigjährig, „Himmel und Hölle in Bewegung ſetzte, um ſeine Heirat zu erzwingen", wie es bei ſeinem Biographen Glaſenapp heißt, und ſich unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, als ſtellenloſer Muſikdirektor in Königsberg, nur dem Ungeſtüm ſeines jungen Herzens folgend, mit der um vier Jahre älteren, ſchönen und liebenswürdigen Schauſpielerin Minna Planer verband. Er ſtellte ſie damit vor eine Lebensaufgabe, die weit über ihre Kräfte ging, und ſagt es ſich ſpäter in aller Schärfe, daß er dieſe Schuld durch die größte Nachſicht mit Minnas Schwächen zu ſühnen habe. Wer aber weiß nicht, wie übermenſchlich ſchwer es iſt, ſolches guten Vorſatzes allezeit eingedenk zu ſein!

Vielleicht wäre die Ehe der beiden geiſtig einander ſo ungleichen Gatten tatſächlich auseinandergegangen, und jeder von ihnen hätte wenigſtens in einer Hinſicht einen geraderen Weg vor ſich gehabt, wenn nicht Minna eine ganze Anzahl liebenswerter Eigenſchaften beſeſſen hätte, die ihr ſeine herzliche Zuneigung erhielten. So hat ſie offenbar ſeine außerordentliche Liebe zu Tieren geteilt; die ſteten zärtlichen Erkundigungen nach den kleinen Hunden, die im Wagnerſchen Hauſe niemals fehlen durften, oder nach dem klugen Papagei Jaquot zeigen uns das Ehepaar im innigſten Einverſtändnis. Es klingt reizend, wenn dieſer Große, der einer ganzen Welt gewappnet gegenüberſteht, ſich etwas darauf zugute tut, daß er ſeiner Frau den beiderſeitigen Liebling Fips mit auf die Reiſe gegeben hat und ihn ihr wirklich von Herzen „gönnt", obgleich er ihn ſelbſt unterdeſſen ſchmerzlich entbehrt. Auch ſcheint Minna den harmlos-gemütlichen Humor des jungen Meiſters verſtändnisvoll erwidert zu haben, wenigſtens laſſen ſeine gelegentlichen Über- und Unterſchriften: „O Muzius", „Dein gutes Männel", „der gute Richel, der!" darauf ſchließen, daß ſich auch zwiſchen ihnen jener gutlaunige Jargon herausgebildet hatte, der zwar auf Außenſtehende nicht gerade als bedeutend zu wirken pflegt, aber dafür um ſo ſicherer die innere Nähe und Vertraulichkeit zweier Menſchen kundgibt.

Endlich hat Minna, damals noch jung und bei voller Geſundheit, die Miſere der allerſchlimmſten Zeit, des erſten Pariſer Aufenthaltes (1839—42) treu und tapfer mit ihm getragen und die Dankbarkeit, die er ihr dafür bewahrt, iſt ſicherlich gerechter als der Vorwurf, zu dem er ſich ſpäter einmal hinreißen läßt: es werde ihm jetzt klar, daß ihre Standhaftigkeit im Unglück nur dem Pflichtgefühl entſprungen ſei, nicht einer wirklichen hingebenden Liebe. Aber ſchon bei ſeiner Flucht aus Dresden im Jahre 1848, als er ſich durch unvorſichtige Teilnahme an den politiſchen Vorgängen in die Gefahr der Gefangenſchaft gebracht hatte, ſcheint ihn Minnas Unmut über den Verluſt der ſicheren Anſtellung als Hofkapellmeiſter verſtimmt zu haben. Er klagt, daß ſie ihm bei einer heimlichen Zuſammenkunft auf dem Kammergute Magdala bei Weimar, wohin er ſie gerufen hatte, um nochmals Abſchied von ihr zu nehmen, kühl begegnet ſei. Andrerſeits heißt es bald danach in Zürich, wo beide ſich wieder vereinigt haben: „Wagner ſei ein äußerſt anmaßender herriſcher Geſelle, der ſeine Gattin, eine ſtattliche, gutmütige, aber geiſtig nicht hervorragend begabte Frau, ſehr ſchnöde behandle". (Lebenserinnerungen von Karl Schurz, Bd. I.)

Lange ehe Wagners Liebe zu Mathilde Wesendonck seiner Frau Grund zur Eifersucht gegeben hat, waren die beiden einander zeitweise schon aufs bedenklichste entfremdet, und trotz dem, was an jenem Gerede wahres sein mag, sinkt doch vor unseren Augen die Wagschale stark zu Minnas Ungunsten, wenn der Meister ihr schon im Jahre 1850 von Paris aus das Folgende schreiben konnte:

„Liebe Minna! So nenne ich Dich noch trotz der Unterschrift des letzten Briefes, in dem Du Dir für nächstens wieder Dein ‚Sie' ausbatest. (!) ‚Liebe Minna', so nenne ich Dich in der schweren Stunde, in der ich heute vor Dich hintrete; so nannte ich Dich einst, als noch nicht die schlimmste und unheilbarste Seelenverstimmung zwischen uns eingetreten war.

Deine Briefe haben mich gewaltsam aus einer schönen letzten — Täuschung über uns aufgeschreckt: ich glaubte endlich, Dich gewonnen zu haben, ich wähnte Dich der Macht der wahren Liebe gewichen zu sehen — und empfand mit fürchterlichem Schmerze mehr als je die unfehlbare Gewißheit, daß wir uns nicht mehr angehören.

Das gänzlich Verschiedene unsers Wesens hat sich zur Pein für mich — und namentlich auch Dich, zu jeder Zeit seit wir uns kennen, bald gelinder, bald greller herausgestellt. Nicht ich brauche Dich an die unzähligen Auftritte zu erinnern, die seit den frühesten Zeiten sich zwischen uns ereigneten ....

Seit meiner Anstellung in Dresden tritt Deine wachsende Mißstimmung gegen mich genau mit der Zeit und in dem Grade ein, als ich, meinen persönlichen Vorteil vergessend, im Interesse meiner Kunst und meiner künstlerischen wie menschlichen Unabhängigkeit den elenden Direktionsverhältnissen jener Kunstanstalt mich nicht mehr zu fügen vermochte.

Wenn ich von einem neuen Ärger, von einer neuen Kränkung tief verstimmt und erregt nach Hause kam, was spendete mir da mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Teilnahme? Vorwürfe, nichts als Vorwürfe.

Was ist alle körperliche Pflege, die Du mir allerdings reichlich angedeihen ließest, gegen die notwendige geistige für einen Menschen von meiner inneren Erregtheit! Entsinnt sich wohl meine Frau, wie sie es einst über sich vermochte, acht Tage lang mich auf dem Krankenbette zu pflegen, kalt und ohne Liebe, weil sie mir eine heftige Äußerung vor meiner Erkrankung nicht vergeben konnte?"

Daß Frau Minna der Ansicht gewesen war, ihr Gatte hätte angesichts ihrer gemeinsamen schwierigen Lebenslage in politischen Dingen mehr Zurückhaltung üben und sein überschäumendes Temperament nach dieser Seite hin zügeln sollen, wird ihr niemand verargen; daß sie seinen künstlerischen Fortschritt nicht begriff und immer haben wollte, er solle im Stil des Rienzi weiter komponieren, war ein Unglück für beide, aber bedeutendere und urteilsfähigere Leute als sie haben damals diesen Geschmack vertreten. Das Publikum, das Tannhäuser und Lohengrin würdigen konnte, mußte erst erzogen werden. Viel verhängnisvoller muß uns erscheinen, daß sie in rein menschlicher Hinsicht versagt hat, daß kein Instinkt der Liebe da war, groß genug, um den Mangel geistigen Verstehens auszugleichen. Sie hat geglaubt, ihn zu seinem eigenen Besten zur Vernunft mahnen und bei seinen Pflichten festhalten zu müssen; etwas in ihr hätte sie vor einem allzudreisten Eingreifen in sein innerstes Leben warnen müssen. Wie fährt er auf, wenn sie mißtrauisch an seinen Worten herumdeutet: „Ach Gott, lest nur nichts hinter meinen Zeilen, was nicht drin steht." „Bei dir scheint der Glaube nicht sehr tief zu stecken, und oft muß ich dir Erklärungen geben, die lieber unterblieben." (Bd. I S. 159.)

Am traurigsten ist diese geistige und seelische Unzulänglichkeit bei Gelegenheit der schwersten über Minna verhängten Prüfung, Mathilde Wesendonck gegenüber, hervorgetreten.

Das Ehepaar Weſendonck, beide große Bewunderer der Wagnerſchen Muſik und Kunſtrichtung, hatten ſich auf einer der Höhen am Züricher See eine herrliche Beſitzung angelegt und dem viel umhergetriebenen, ſehnlichſt nach Ruhe verlangenden Meiſter ein kleines Gartenhaus als Aſyl überlaſſen. Dort begann er in glücklichſter Stimmung ſeinen Triſtan, wie er an Liſzt ſchrieb, um der echten, „großen“ Liebe, die er im Leben nicht kennen gelernt habe, ein künſtleriſches Denkmal zu ſetzen. Die Freude dauerte nicht lange. Das durch die Kunſt geſchaffene herzliche Einverſtändnis zwiſchen Wagner und der feinſinnigen Gattin ſeines Wohltäters und Freundes vertiefte ſich zu einer Innigkeit, die den Meiſter unendlich beglückte, Frau Minna dagegen aufs höchſte erregte und erbitterte. Seine Beteuerungen, daß Mathilde ihrem Gatten nichts verheimliche und daß auch er der Ehre Weſendoncks eingedenk ſei, ſeine flehentlichen Bitten, die eigentümliche, delikate Situation zu ſchonen, in der ſie ſich alle vier durch Schickſalsfügung nun einmal augenblicklich befänden, blieben ohne Erfolg: Minna brüskierte Frau Weſendonck in einer Weiſe, daß nichts anderes übrig blieb als ſchnellſter Abbruch aller Beziehungen. Außer ſich vor Schmerz und ohne Abſchied von Mathilde eilte Wagner von Zürich fort, zunächſt nach Genf, von dort zu längerem Aufenthalt nach Venedig, wo er ſein großes Werk, das opus metaphysicum, wie Nietzſche es genannt hat, zu Ende komponierte.

Es dürfte wenig ergreifendere Offenbarungen ſeeliſchen Leidens und verzweifelten Emporringens geben als die Briefe, die Wagner in dieſen Monaten einerſeits an ſeine Frau, andererſeits an Mathilde Weſendonck gerichtet hat. Die Verſchiedenartigkeit des Inhalts läßt erkennen, was jede der beiden Frauen für ihn geweſen iſt, und abermals können wir, bei allem Mitgefühl für die in ihren Rechten wirklich oder vermeintlich gekränkte Gattin, nicht umhin, den großen Künſtler aufs tiefſte zu beklagen, daß ihm das oft und leidenſchaftlich erſehnte Glück, die volle ſeeliſche Hingebung einer hochgeſinnten und geiſtesverwandten Frau, ſo ſchön und beſeligend nahegebracht und dann plötzlich wieder jählings entriſſen wurde.

Im nächſten Jahre hat Wagner von Luzern aus auf Einladung Otto Weſendoncks einen kurzen Beſuch in deſſen Hauſe gemacht, in der ausgeſprochenen Abſicht, den entſtandenen Gerüchten entgegenzutreten; dann hat er Mathilde nur noch einmal in Venedig getroffen, 1862, einige Zeit bevor das Ehepaar die Geburt ſeines letzten Kindes erwartete. Das war das Ende.

Um ſich aus dem ihm unerträglichen Wanderleben zu retten, gründete Wagner abermals eine Häuslichkeit in Paris und bat Minna wieder zu ſich. Die Vereinigung, ſo gut er alles gemeint hatte und ſo vorſorglich er ihre neue Zufluchtsſtätte eingerichtet zu haben glaubte, geriet ihnen wieder nicht zum Segen. Nach zwei Jahren ſehen wir ihn in Biebrich an ſeinen „Meiſterſingern“ arbeitend, Minna in Dresden. In den Briefen wiederholt ſich „der alte Kampf, die alte Müh“ — dazwiſchen die alte Herzlichkeit, die alten Bitten, Minna ſolle ſich nur ja alles gönnen, was ihr Herz begehre, er werde die Mittel ſchon herbeiſchaffen; die alten Hoffnungen auf Frieden in ſpäterer Zeit. Einmal aber, aufgebracht durch ihr ewiges Mißtrauen, führt er einen Verteidigungsſchlag, der ſie viel härter trifft als alles Berufen auf ſein Künſtlertum, und der mehr als irgend etwas anderes dazu beiträgt, daß uns Minna klein und ſeiner unwürdig erſcheint: er erinnert ſie

daran, daß ſie ihrerſeits ihm in den erſten Monaten ihrer Ehe, während er allerdings von Schulden bedrückt war und beide den Sommer ohne Gagen vor ſich ſahen, „davongelaufen“ iſt — und zwar unter dem Einfluſſe eines „in wohlgeordneten, reichlichen Verhältniſſen lebenden“ anderen Mannes! Der mit ſeiner Miſere und ſeiner verliebten Eiferſucht ſo ſchmählich allein Gelaſſene hat der unbeſonnenen und offenbar bald reuigen Gattin damals von Herzen verziehen; ſie hat die flüchtige Untreue auch tauſendmal wieder gutgemacht. Aber es will uns doch bedünken, die bloße Erinnerung daran hätte es ihr unmöglich machen müſſen, ſo ſchonungslos an ſeine tiefe Herzenswunde zu rühren, wie ſie es trotz ſeiner Beſchwörungen, das Vergangene ruhen zu laſſen, immer wieder und wieder getan hat.

Und noch eines: die beiden Bände enthalten nur die Briefe des Meiſters, nicht die ihrigen, und kein Vorwort klärt uns darüber auf, warum Minna nicht auch zu Worte kommt. Selbſtverſtändlich befindet ſie ſich dadurch in ſchwerem Nachteil. Eine Stelle in einem der Briefe iſt jedoch geeignet, uns in dem natürlichen Wunſche, um der Gerechtigkeit willen auch die altera pars zu hören, vorſichtig zu ſtimmen; Wagner ſchreibt einmal: „Wer Briefe von Dir bei mir vorfinden wird, wird darin geſchrieben leſen, daß meine Frau mich und mein Betragen gegen ſie ‚herzlos‘ und ‚gemein‘ nennt. So wird denn dies wohl auch in meine Biographie kommen. Das kann ich nun nicht ändern.“ Vielleicht iſt es beſſer, wir geſtalten uns Minnas Bild nach den freundlichen Zügen, die der Meiſter ſelbſt in Stunden kameradſchaftlicher Heiterkeit oder verſöhnlicher Weichheit von ihr entwirft. Und er hat doch noch in der allerletzten Zeit ſchreiben können: „Wirklich, Minna, ich habe Dich lieb!“

* * *

Minnas körperliche Leiden ſteigerten ſich durch die anhaltenden Aufregungen in außerordentlichem Maße. Selbſtverſtändlich war ihre krankhafte Dispoſition auch wiederum die Urſache ihrer Unfähigkeit, der inneren und äußeren Drangſale Herr zu werden, ja bis zu einem gewiſſen Grade auch der eigentliche Grund ihrer Sehnſucht nach einer angenehmen, ſorgloſen, nicht allzu ungewöhnlichen Exiſtenz. Sie erlag im Jahre 1866. Um dieſer Herz- und Nervenſchwäche willen dürfen wir auch nicht mit ihrer geſchäftlichen Hilfloſigkeit ins Gericht gehen, mit ihrer Unfähigkeit, dem Gatten auch nur die kleinſte Sorge abzunehmen, ihn durch den kleinſten eigenen Erwerb zu unterſtützen, ebenſowenig wie er ſelbſt ihr jemals einen Vorwurf daraus gemacht hat. Es wirkt beklemmend auf uns Heutige, wenn wir leſen, daß er ihr einmal eine Summe ſchickt und dazu ſchreibt: „Frage nicht, wie ich es anfange; kann die Frau nichts dazu beitragen, ſo ſollte ſie auch eigentlich von den Laſten des Mannes gar nicht viel wiſſen“, und wir möchten uns darüber freuen, daß ein andersdenkendes Geſchlecht heranwächſt.

Wenn wir uns die drei Frauen vorſtellen, die in Wagners Leben bedeutſam eingegriffen haben, Minna, Mathilde Weſendonck und Coſima von Bülow, ſo ergibt ſich uns eine eigentümliche Konfiguration. Kein Zweifel, er hat das Weib ſeiner Jugend wahrhaft geliebt, mit dem ganzen Feuer einer erſten Leidenſchaft, ſpäter mit dem ruhigen Tiefgang, der ſeiner Seele wohltuend war, während ſie mit der ſtürmiſchen Empfängnis ſeiner neuen künſtleriſchen Ideen und mit

deren kühner Ausgeſtaltung beſchäftigt war. Auf der ſicheren Höhe ſeines Schaffens trat ihm dann die zarte Frau entgegen, deren ganzes Weſen unter dem gewaltigen Eindruck ſeiner Schöpfungen erbebte — für ihn eine hinreißende Erfahrung. Im Verkehr mit ihr, dem eine Umgebung von Reichtum und feiner Bildung noch beſonderen Reiz verliehen haben mag, ſprangen neue tiefe Quellen ſeines Innern auf. In wundervollen Briefen breitet er eine Fülle weltumfaſſender Empfindung vor ihr aus, die weder ſeine Frau noch einer der Freunde wachzurufen vermocht hat. Auf Grund dieſer Briefe hat Roſa Mayreder in ihrer geiſtvollen „Kritik der Weiblichkeit“ Wagner ein erotiſches Genie genannt und als ſolches neben Goethe geſtellt.

Mathilde Weſendonck hat nicht daran gedacht, ſich um Wagners willen von den Ihrigen zu trennen; und er, das lehrt uns unſer zweiter Band, iſt hernach im Zuſammenleben mit Minna auch wieder zeitweiſe ganz zufrieden geweſen. Seine Schöpferkraft erſcheint faſt unabhängig vom Glück oder Leid — Ruhe, Ruhe iſt es, was er vor allem braucht!

Das größte Erlebnis blieb ihm aufgehoben für die Zeit, wo dieſe beiden Geſtalten nur noch als Erinnerung in ſeinem Herzen lebten. Über dieſen letzten, unter tragiſcher Zerſtörung eines andern Menſchenglückes geſchloſſenen Liebesbund wiſſen wir begreiflicherweiſe heute noch wenig. Wir dürfen nur vielleicht annehmen, daß er in dem leidenſchaftlichen Jubel-Hymnus zwiſchen Siegfried und Brünnhilde anklingt. Der ſtreitbare Held und das heroiſche Weib haben ſich gefunden und erkennen ſich als einer des andern würdig und von Ewigkeit her für einander beſtimmt.

Der Meiſter hat es im Leben erfahren, daß mit den Worten ſeines Wotan: „Unheilig acht ich den Bund, der Unliebende eint“ — für weniger elementare Verhältniſſe als ſie in der Hundingshütte herrſchten, eigentlich noch wenig geſagt iſt. Daß Liebe über „Unliebe“ ſiegen ſollte, wird jeder fühlende Menſch verlangen. Die wirklichen Konflikte liegen da, wo in einem Herzen eine Liebe mit der andern ſtreitet; die eine vielleicht durch die Leidenſchaft befeuert, die andere durch Gewohnheit, Dankbarkeit und Pflichtbewußtſein geſtählt. Jeder Sieg, ſowohl nach der einen, wie nach der andern Seite hin, kann unheilbare Verwundung, ja den Tod bedeuten. Und nur wer Herzblut fließen ſehen kann, ohne dabei ſchwach zu werden, oder wen ein übermächtiges Schickſal an der Hand führt, der ſchreitet unbeirrt voran und ſteht aufrechten Hauptes am Ziel. —

Die Umbildungen des Frauentypus in der Literatur des 19. Jahrhunderts.

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten.

I. Die Frau in der Romantik.

Die geistige Bewegung um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, die wir mit dem Namen Romantik bezeichnen, und die auf allen Gebieten mit Hervorkehrung ihrer Sonderart einsetzte, erstreckte ihr neues, originelles und interessantes Begreifen der Welt, die Umbildung der Werte auch auf das bestehende Frauenideal in Leben und Dichtung. Gerade hier konnte sich die romantische Weltanschauung darin äußern, daß sie das scheinbar Feststehende ins Problem erhob, so daß das glänzende Farbenspiel ihrer Kunst in unzähligen Beleuchtungsmöglichkeiten wechselte.

In einem Aufsatz der romantischen Zeitschrift „Athenäum" spricht Friedrich Schlegel den Gedanken aus, daß die Behandlung der Frauen in der Poesie eine andere als bisher werden müsse: er verkündet die bewußte Schaffung eines neuen literarischen Frauentypus. Auf der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, im Jahre 1800, erschien desselben Verfassers Roman Lucinde. Die führende Stellung des Schriftstellers in der romantischen Schule, die Entrüstung auf der einen Seite, die begeisterte Zustimmung auf der anderen könnten den Roman als entscheidenden Ausdruck für die romantische Auffassung der Frau erscheinen lassen. Eine derartige Beurteilung der Titelheldin und ein Ableiten der romantischen Theorie aus diesem Roman ist indessen schon deshalb nicht unbedingt angängig, weil er bereits bei seinem Erscheinen durch die Freunde abgelehnt und mit befremdeter Beklommenheit von ihnen aufgenommen wurde. Seine Plumpheit in Stil und Inhalt machte ihn zur Ausdrucksform der Romantik ungeeignet. Sehr bezeichnend ist es indessen, daß die darauf folgende Schule des jungen Deutschland, die als vergröbertes und verzerrtes Nachbild der Romantik mit den verfeinerten, nuancierten Produkten romantischen Geistes nichts anzufangen verstand, den Roman Lucinde zur Grundlage ihrer eigenen Theorie machte. Friedrich Schlegels Forderung der Verantwortungslosigkeit und des zügellosen Genusses auch als Recht der Frau wies nicht nur hin auf den Ruf des jungen Deutschland nach einer „Emanzipation des Fleisches". Sie zeigte auch rückwärts in die Epoche des „Sturms und Dranges", die, von derselben Devise geleitet, in Heinses Ardinghello die berüchtigtste Verherrlichung geschlechtlicher Freiheit und der Herrschaft des Triebs gefunden hatte. So muß Schlegels Lucinde als das bezeichnende Übergangswerk von Altem zu Neuem gewürdigt werden. Alte — heute würden wir sagen schlechte — Roman-

technik zeigt ſchon die Beſchreibung von Lucindes Äußerem. Sie wird uns vorgeführt geziert mit „ſchwarzen Ringellocken, glänzenden Augen und hohem Wuchs". — Gerade in dieſer Schilderung erweiſt ſich der Gegenſatz zu der romantiſchen Bewertung des Äußeren, die uns in anderen Werken und den Lebensbeziehungen dieſer Generation entgegentritt. Wohl in keiner Zeit haben auch Frauen, welche durch die Natur vernachläſſigt waren, derartige Ausnahmeſchickſale, geſteigerte erotiſche Erlebniſſe gehabt wie in der Zeit der Romantik. Doch wäre es verkehrt, daraus eine Gleichgültigkeit gegen den äußeren Menſchen für jene Zeit überhaupt abzuleiten. Das würde bei dieſen Äſtheten, die einen raffinierten Geſchmack kultivierten und der Schönheit huldigten, zu ſehr mit dem Syſtem in Widerſpruch geſtanden haben. Aber es ſind gewandelte Schönheitsbegriffe, die ſie ſich ſchafften. Es iſt intereſſant, feſtzuſtellen, wie die Behandlung weiblicher Schönheit ſich einreiht in die geſamte Lebensbetrachtung der Romantiker. Ihre Unterſcheidung gegen „Sturm und Drang" beſteht in ihrer Verachtung der Formloſigkeit und der dort herrſchenden ungebildeten Darbietung des Stoffes; ihre Gegenſätzlichkeit zur Klaſſik aber offenbart ſich darin, daß ſie der Form keinen Eigenwert an ſich zubilligten, daß ſie in ihr weniger eine Geſetzmäßigkeit als ein Symbol des waltenden Geiſtes erblickten. Darum ſchätzten ſie nur die Schönheit, die ſich von innen heraus entwickelt, die durch den Geiſt gebildet und erleuchtet wird, und für die jeder einzige gewiſſermaßen ſelbſt verantwortlich iſt, da ſie den Stempel ſeiner eigenſten Perſönlichkeit tragen muß. So zeigen denn die Frauen der Romantik im Rhythmus ihrer Züge nur eine Widerſpiegelung ihres inneren Weſens. An Stelle des Normal-Schönen trat die geiſtige und die charakteriſtiſche Schönheit.

Hiermit hängt die gleichgültige Behandlung des Alters der Frauen in den Romanen der Romantiker zuſammen. Aus der geringen Bewertung der noch ungeprüften blütenweißen Jugend, aus der ſich ihrer Anſicht nach im Erlebnis ſteigernden Schönheit ergibt es ſich, daß die Frauen in der romantiſchen Dichtung zum großen Teil die erſte Jugend überſchritten haben, wenn ſich die beſondere Anziehungskraft ihres Weſens offenbart. Aber es iſt darin keine einſeitige Bevorzugung der „femme de trente ans" zu erblicken, ſondern Indifferenz gegen die Anzahl der Jahre überhaupt. Neben der Frau, die zur vollen Bewußtheit ihres Weſens gelangt iſt, geben uns die Schriftſteller jener Epoche die Charakterzüge des Mädchens, das zur erſten Erkenntnis ſeiner weiblichen Art erwacht. In künſtleriſcher Abklärung finden wir die ſeeliſchen Vorgänge dieſes Typus von Novalis in der Mathilde ſeines „Ofterdingen" mit ſeinem Silberſtifte nachgezogen. Freilich laſſen ſeine Aufzeichnungen in ihrer ätheriſchen Helle nichts von dem eigenartig rätſelvollen Urbild der Dichtung — der ſenſiblen und „irritablen" Sophie von Kühn (der dreizehnjährigen Braut Hardenbergs) ahnen. Der Dichter, der uns vor allem die weibliche Pſyche dieſer Übergangsepoche vorführt, iſt Clemens Brentano. In ſeinem Roman Godwi, in dem — ganz im Gegenſatz zu Novalis — die Ironie gegen ein Mädchen gewandt wird, das „auch gar nichts tat, als unendlich zart zu ſein", wird uns die Charakteriſtik eines kapriziöſen, ſchwer beſtimmbaren ganz jungen Weſens gegeben, ſo wie es in der Phantaſie der Romantiker lebte. Von der Annonciata des Romans heißt es: „Ein kühneres [illegible] doch harmoniſcheres Gemiſch von Farben iſt nicht leicht denkbar. Alles liebte [illegible] keiner mochte ſie recht leiden. Man wagte ſeine Liebe ſchon in dem Kinde

nicht zu wissen, weil man eben dieses Kind nicht recht verstand. Sie selbst machte keine Forderungen an die Welt und war doch nichts als Begierde, das Meiste genügte ihr nicht, aber sie konnte es nicht sagen, weil sie die Armut der Gebenden schonte." Diesem unbefriedigten Gefühl entspricht ihr Verhalten zu den Menschen und der Umwelt: „Indem sie um Verzeihung zu bitten glaubte, beschuldigte sie das ganze Leben". Aber die Einsicht der sie umgebenden Unzulänglichkeiten war wiederum nur die Folge ihres eigenen gespannten, ihres „stillen und oft heftigen Temperaments". — Es soll diese Zwiespältigkeit erklärt werden aus der Maßlosigkeit der Jugend, die an der Kraft des eigenen Enthusiasmus die Dinge messen möchte. Für die Charakteristik derartiger schwieriger, an der Überfülle des inneren Reichtums sich verwirrender Geschöpfe brachten die Romantiker alle Vorbedingungen in den eigenen Wesensmerkmalen mit. Das in ihnen lebende Verlangen, die Gegensätze des eigenen Innern zur Harmonie zu einigen, suchten sie — auf die Gestalten ihrer Dichtung übertragen — auf eine Formel zu bringen, indem sie Sinnlichkeit und Geist zu den eigentlichen, beherrschenden Prinzipien des Lebens erhoben. In dieser Auffassung nun bildete sich am schärfsten ihre Ablehnung des Schillerschen Frauenideals heraus. Die Natur, die sich offenbart als Sinnlichkeit, wurde den Romantikern zur verehrungswürdigen Macht, für das Erhabene der Überwindung hatten sie kein Verständnis, für die „Würde der Frauen" nur Spott. Die erziehliche Macht der Frau bestand ihrer Ansicht nach in der Zurückführung zur Natur, der „Unschuld, dem heiligen Feuer". „Das Heiligtum der Ehe schafft Bürgerrecht im Stande der Natur." Aber auch hier tat sich die Forderung auf nach einem selbsteroberten, nur durch Einsetzung der eigenen Persönlichkeit erzielten Gewinn, da nicht in einem an sich gegebenen Zustand, sondern in der bewußten sinnlichen Hingabe die Natur sich offenbart. Darum zürnt Brentano im Godwi der Molly nicht, weil sie „unschuldig geblieben war, d. h. sinnlich", sondern weil sie das als Sünde annahm, „was unmittelbar aus dem Zentrum unseres Daseins aufflammt". Durch nichts wird nach der Romantiker Meinung die Natur gestört als durch den Zwang, der entstellende Züge in das reine Bild hineinträgt. Darum ist das zwangvolle Verharren in einem unnatürlichen Zustand, einer entfremdeten menschlichen Gemeinschaft, einer kalten Ehe, einer des inneren Vertrauens entkleideten Freundschaft ihrem Gefühl entgegen und allein sündlich.

In einigen extremen Äußerungen wird die Ehekritik, die sich zunächst nur „gegen die Nützlichkeitstendenzen der Aufklärung" wandte, zu einer Verteidigung illegitimer Verhältnisse und einer bewußt übertriebenen Polemik gegen jede sittliche Auffassung der Ehe und Familie, ja gegen sittliche Grundsätze überhaupt. So schreibt die Molly in Brentanos Godwi: „Oft ist mir sehr wunderbar mit den Grundsätzen, ich möchte dann so ein halb Dutzend Grundsätze auf den Kopf stellen und sie umgekehrt befolgen, gar nicht aus Verachtung der Grundsätze, nein — aus lauter Langeweile. Grundsätze? das ist mir so gar schwerfällig, als sollte ich eine Bastille aus Quadersteinen von Grundsätzen in mir erbauen, um die Gelüste darinnen einzusperren." — Dem werden die Prinzipien gegenübergestellt, die „dem einzelnen Leben trostreich und passend" sind. Diese Frauen, die alle „in einer eigenen, selbstgedachten und selbstgebildeten Welt" leben, sprechen auch ständig von ihrer selbst erfundenen Moral, „da sie nicht mit einer anderen fertig werden".

Anfechtbar ist hier vor allem die Bezeichnung eines derartigen Verhaltens als Moral, die Einführung des Moralbegriffs überhaupt. Denn was derartige Aufstellungen außerhalb einer ethischen Ordnung setzt, ist das Ausschalten jeglichen Kampfmoments oder der Annäherung an eine wie auch immer fundierte sittliche Bestimmung. Ein solches Hervorheben der eigenen Moral bedeutet lediglich eine Bestätigung der Zufallsneigungen und Stimmungen. Folgerichtig entwickelt sich daraus die Forderung freier Verbindung zwischen den Geschlechtern, das Eingehen von Beziehungen ohne das Gefühl gegenseitiger oder auch nur auf die eigene Persönlichkeit gerichteter Verantwortlichkeit, und daraus ergibt sich eine im letzten Grunde uninteressante Konfliktlosigkeit, wie sie bei den weiblichen Personen der Lucinde oder im zweiten Teil des später von seinem Verfasser abgelehnten Jugendwerkes Brentanos besonders deutlich wird. Bei diesen Frauen ist ihre Moral das einfache Resultat ihres gelebten Daseins. Ihrer Moral fehlt das letzte Kriterium jeder Ethik überhaupt: das Messen an einem Ideal von unerbittlicher Strenge und Folgerichtigkeit. Zum Problem wird die Frage nach der Beschaffenheit und Möglichkeit einer eigens aufgestellten sittlichen Forderung erst in dem Bestreben, die inneren Wandlungen und die sie begleitenden äußeren Lösungen zwischen Menschen unter ein höheres Gebot zu stellen. Die besten und tiefsten Vertreter der romantischen Richtung sind darum weit entfernt von der Lobpreisung prinzipieller Ungebundenheit und undisziplinierter Neigungen; ja, sie sehnen sich nach Bindung und Hingabe, wofür uns zahlreiche weibliche Personen ihrer Dichtung die Beispiele geben. Die Liebe soll nicht nur Sinnlichkeit, sie soll Geist, inneres Verstehen, Persönlichkeitssteigerung sein; so wird der Gegensatz von Sinnlichkeit und Vernunft — oder nach der Formulierung der Romantiker von Natur und Geist — bei ihnen zum Konflikt zwischen Treulosigkeit und Treue; oder vielmehr, da sie jeden angelegten, an sich bestehenden Dualismus ableugnen, zum Prinzip, in der Treulosigkeit die Treue dennoch aufzudecken.

Der Versuch, sich individuelle und doch verbindliche Gesetze zu schaffen, ist nur eine Nachbildung des vorher beobachteten Vorgangs, sich einen eigenen Formbegriff zu gestalten. Um des hochgesteigerten Individualismus willen erscheint keine Unterordnung unter einen kategorisch geltenden Imperativ möglich, aber um des inneren Harmoniebedürfnisses willen, das in sittlicher Beziehung das formale Schönheitsbedürfnis vertritt, wird das Verlangen wach, einer besonderen, selbstgeschaffenen sittlichen Idee gerecht zu werden, an diesem eigens errichteten Ideal nun auch die Zustände und Empfindungen des eigenen Selbst unerbittlich zu messen, mit Konsequenz dem selbstgeschaffenen Ideal nachzuleben.

So tritt an Stelle der Treue gegen die anderen — an Stelle einer Vertragstreue irgendwelcher Art — die Treue gegen den eigenen Instinkt und die innere Stimme, die zur Gewinnung, zur Trennung oder zum Festhalten eines anderen rät. Aus dieser seelischen Energie erwächst keine Befriedigung am Glück des Augenblicks, sondern der Wunsch nach Dauer, die Knüpfung eines Verhältnisses stets „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit". In Karoline Schlegels Briefen findet sich dafür das bezeichnende Wort: „Ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden, wenn man das so nennen will, denn innerlich bin ich es niemals gewesen .... Ich mußte mich verlassen auf mein Herz über Not und Tod

hinaus, und hätte es mich in Not und Tod geleitet." Der eigenartige Konflikt, der sich dadurch für das Liebesleben in romantischer Zeit ergibt, ist von Ricarda Huch in ihrem Buch über die „Blütezeit der Romantik" mit der unvergleichlichen Kraft der kongenialen Dichterin in der Tiefe erfaßt und in all seinen verschiedenen Formen aufgedeckt.

Aus dem Wunsche, die Individualität in der unbeirrbaren Treffsicherheit des eigenen Instinkts zu legitimieren, erklärt sich die Forderung einer unbedingten Hingabe an das Gefühl, die in der romantischen Dichtung an die Frau gestellt wird. Nichts wird darum so geringschätzig abgetan als Kälte. Die Liebe soll sich steigern bis zum Gefühl einer mystischen Zusammengehörigkeit, indem die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit der Empfindung aus der Ahnung einer früheren Einheit in der Präexistenz abgeleitet wird. So spricht Hölderlin von seiner Diotima: „Diotima, holdes Leben, Schwester, heilig mir verwandt, eh' du mir die Hand gegeben, hab' ich lange dich gekannt". Immerfort ist die Seele der Romantiker von Ahnung eines früheren Kennens und vorangegangener Zusammengehörigkeit erfüllt. „Wir beide werden noch einst in Einem Geiste anschauen, daß wir Blüten Einer Pflanze oder Blätter Einer Blume sind, und mit Lächeln werden wir dann wissen, daß, was wir jetzt nur Hoffnung nennen, eigentlich Erinnerung war."

Nicht immer also darf aus den wechselnden äußeren Verbindungen der Romantiker eine leichtherzige Auffassung der Ehe abgeleitet werden; nur daß dieselbe für die Frau dieser Epoche nicht sittliche Lebensgemeinschaft im Sinne der Gesellschaft bedeutet. In Schleiermachers „Vertrauten Briefen über Schlegels Lucinde" zeigt sich der Versuch, die individuelle Ethik zu einer Gesellschaftsmoral zu erheben, aber diese Bemühung wurde erst im jungen Deutschland wiederholt, wie denn die Schrift Schleiermachers auch vor allem der folgenden Literaturepoche zur Diskussion diente und dort einer eingehenderen Betrachtung bedarf. Die romantischen Frauen, die überhaupt kein Interesse und Verständnis für die Allgemeinheit besaßen, verlangten darum auch von der Ehe vorwiegend eine Steigerung der eigenen Persönlichkeit, „ein Werk der Ewigkeit und ein Heiligtum aller Erkenntnis". Dabei war ihnen die Unmöglichkeit klar, dieses Ideal rein zu erfüllen. Die Zwischenstände zwischen Ideal und Wirklichkeit schufen ein Gefühl, das in der geistigen Produktion die romantische Ironie zeitigte, in der Liebe und im kontemplativen Verhalten zur Sehnsucht wurde. „Warum fühle ich in so heiterer Ruhe die tiefe Sehnsucht? ... Nur in der Sehnsucht finden wir die Ruhe ... Ja, die Ruhe ist nur das, wenn unser Geist durch nichts gestört wird, sich zu sehnen und zu suchen, wo er nichts Höheres finden kann als die eigene Sehnsucht."

Die bisher hervorgehobenen eigentümlichen Züge sind indessen nicht Sonderart des weiblichen Geschlechts, denn ganz in derselben Weise treten sie bei den Männern der Romantik auf. Darum ist es zunächst schwer, einen eigentlichen Frauentypus der Romantik herauszuerkennen, wenn auch andrerseits die Wesenszüge des Mannes mitbestimmend wurden für die Ausbildung des weiblichen Charakters. Aus der Verwischung der starken Gegensätzlichkeiten ergaben sich Annäherungsmöglichkeiten und ein gegenseitiges Verstehen der Geschlechter, wie sie frühere Epochen nicht gekannt hatten. Die erotischen Momente wurden hinaufgesteigert zu geistigen Beziehungen. Mit der „geistreichen Liebe" geht die „geistreiche Freundschaft" zusammen, und „die zärtlichste Geliebte ist zugleich auch die vollkommenste Freundin".

In dieſer Selbſtſteigerung durch das Gefühl iſt der Mann ebenſo der empfangende wie der gebende Teil; eine unaufrichtige Unterwürfigkeit des Mannes, wie ſie bisweilen den Geſchlechtsdünkel verbergen ſoll, hat ebenſowenig wie die Herablaſſung Raum gegenüber der hier waltenden, ſchönen, prätentionsloſen Verſchwiſterung und Freundſchaft.

Die bedeutſame Rolle, die die Frauen der Romantik nicht nur im Leben ſondern auch in der geiſtigen Entwicklung der Männer einnehmen, bringt es mit ſich, daß die Eigenſchaften nicht als ſpezifiſch männlich oder weiblich angeſehen, ſondern mit Abſtreifung des Geſchlechtscharakters als Spielarten des *menſchlichen* Geiſtes betrachtet werden. In einer Reihe von Aufſätzen, den Ausführungen über Diotima, dem „Brief über Philoſophie an Dorothea" hat ſich Friedrich Schlegel gegen den „übertriebenen Geſchlechtscharakter" aufgelehnt, in „Männlichkeit und Weiblichkeit die gefährlichſten Hinderniſſe der Menſchlichkeit" erblickt und aus dieſem Grunde auch für die Frauen das Recht *ſtarkgeiſtiger Entwicklung* in Anſpruch genommen. Seiner Anſicht nach iſt es die Dummheit und Schlechtigkeit der Männer, die von den Weibern . . . . ewigen Mangel an Bildung fordern. Stets bevorzugt er den intellektuellen Charakter auch der Frau. Er ſieht „die Göttlichkeit lieber hart als zierlich", die ſtrenge Pallas wird zur Muſe ſeines Lebens. Von ſeiner Lucinde wird hervorgehoben, daß ſie reicher an Sinn und Vernunft als an Phantaſie iſt; und das uns geſchmacklos anmutende Spiel Lucindes und Julius', in ihren Geſprächen die Rollen zu verwechſeln, iſt nur ein Symbol, „eine Allegorie auf die Vollendung der Männlichkeit und Weiblichkeit zur vollen, ganzen Menſchheit".

Vor allem zeigt ſich die den Romantikern als ſelbſtverſtändlich geltende Gleichberechtigung der Geſchlechter in der verfeinerten, ſublimen *Geſelligkeit*, in der die Frau den Mittelpunkt bildete. Dieſe Geſelligkeit war auch nur wieder eine Ausſtrahlung des Grundverlangens, das Spiel individueller Kräfte zu einer großen Harmonie zu vereinigen. Hierfür brachten die Frauen ein natürliches Talent mit, die Fähigkeit „originell und doch abgeſchliffen" zu ſein. Denn in der Vereinigung von leuchtendem Geiſt, Witz und geſchulter Zartheit und Rückſichtnahme beſtand der Charme romantiſcher geſelliger Zuſammenkünfte. Es ward darin „weder ein Stillſtand noch ein Mißlaut in der geiſtigen Muſik erregt, deren Schönheit eben in der harmoniſchen Mannigfaltigkeit und Abwechſelung beſtand. Neben dem großen, ernſten Stil in der Geſelligkeit ſollte auch jede nur reizende Manier und flüchtige Laune ihre Stelle finden". — Vor allem erhalten wir in Tiecks Phantaſus-Novellen, in den Geſprächen der auf dem Landgut vereinigten, ganz auf einander abgeſtimmten Menſchen einen Einblick in das anmutige Spiel des Geiſtes, die Phantaſie, die ungemeine Beweglichkeit, die Männer und Frauen dieſes Kreiſes beherrſcht. Es iſt nicht ſchwer, die Urbilder desſelben zu erkennen, wie ſich das geſteigerte Perſönlichkeitsleben jener Epoche überhaupt darin mit kund tut, daß die realen Perſönlichkeiten und ihre Darſtellungen in der Dichtung für unſere Vorſtellung miteinander verſchmelzen.

In der Anregung für die Phantaſie und Dichtung, in der Belebung der Unterhaltung und im brieflichen Verkehr erſchöpfte ſich denn auch die geiſtige Tätigkeit der meiſten Frauen dieſer Generation. Es bedarf der Erklärung, daß die Fülle geiſtreicher und bedeutender Frauen ſo wenig mit eigenen künſtleriſchen

Leiſtungen hervortraten. Vergeblich ſuchen wir eigene Dichtwerke, die ihren Erlebniſſen und ihrem ſeeliſchen Reichtum entſprächen: ſie ſind vorwiegend unproduktiv. Der einzige Roman Dorotheas, Florentin, ein unoriginelles, nachempfundenes Werk, wirkt ſchwach und matt mit dem Roman ihres Lebens verglichen, und von Karoline, in der Ricarda Huch die hervorragendſte Vertreterin der Epoche erblickt, wiſſen wir nur durch ihre Briefe und die enthuſiaſtiſchen Ausſprüche der Freunde, da ſie vor einer ſchriftlichen Darſtellung des eigenen Erlebens — und Konfeſſionen boten alle romantiſchen Dichtungen — ſtets zurückſchreckte. Den Grund zu dieſer Zurückhaltung bildete wohl vorwiegend eine Scheu, die Feinheit der wirklichen Geſchehniſſe durch ihr Ausſprechen zu vergröbern. Es iſt bei all dieſen Frauen nur eine Variation des Ausſpruchs: „Es iſt mir mehr Genuß, mich durch den leiſe ſchwimmenden Nebel der Ahndung von meinem Geiſt getragen, beſcheiden dem größten Bilde meiner Phantaſie zu nähern, als es ſchändend zum Spotte meiner Augen in Handgreiflichkeit vor mein Erröten herabzuzerren.“ So gilt für den größten Teil dieſer Frauen das Wort Schleiermachers: „Nicht jeder Liebe folgt auch die Kunſt, nicht jeder Pfeil, den der Sohn der Venus-Urania abſchießt, verwandelt ſich in einen Griffel. Einen großen freien Stil des Denkens und Lebens haben wir uns ſelbſt gebildet, und ein zartes, bewegliches Herz haben uns die Götter gegeben.“ —

Die Abneigung der Frauen, ihre Perſönlichkeit zu objektivieren, in einen Gegenſtand der Darſtellung umzuwandeln, wird oft von den Schriftſtellern jener Zeit erörtert und aus der größeren Intenſität des weiblichen Erlebens erklärt. Denn trotz aller Angleichung des Mannes an die Frau wird von dieſen hochgeſpannten Individualiſten dem Eigenwert und der Unvergleichbarkeit der weiblichen Pſyche nachzuſpüren getrachtet. Die Stärke des Empfindens wird aus der größeren Konzentration, der Sammlung aller Intereſſen um einen Einheitspunkt zu erklären geſucht: „Du fühlſt alles ganz und unendlich, du weißt von keinen Abſonderungen, dein Weſen iſt Eins und unteilbar. Darum biſt du ſo ernſt und ſo freudig. Darum nimmſt du alles ſo groß und ſo nachläſſig, und darum liebſt du mich auch ganz und überläßt keinen Teil von mir etwa dem Staate, der Nachwelt oder den männlichen Freunden.“ Eben aus dem einheitlich gerichteten Willen der Frau erklärt ſich die immer wieder betonte Stärke und Fähigkeit der Hingabe, die ſich bei den großen Charakteren zur Selbſtbehauptung durchſetzte, während ſie unſelbſtändige Naturen in die Selbſtaufopferung und Selbſtvernichtung hinabtrieb.

Die ſklaviſche Abhängigkeit Dorotheas von Friedrich Schlegel, ihre Enthaltung von jeder eigengerichteten Beſtimmung bei immer größerer Anpaſſung an den ſchwankenden Genoſſen weiſt auf die Gefahr, die derartige in der Romantik gepflegte Opferkulte in ſich bergen. Derſelbe Zug weiſt aber auch auf die Vielgeſtaltigkeit eines Grundinſtinkts der romantiſchen Natur, der zur Steigerung oder Herabdrückung des eigenen Weſens führen konnte. Es iſt ein Merkmal aller großen Literaturepochen, neben der Geſtaltung ſtarker und kühner Frauen auch den Gegenſatz — das der eigenen Willensbeſtimmung beraubte weibliche Weſen — zu ſchildern und zu erheben. Die Renaiſſance, von deren literariſchen Stoffen die Romantiker beſonders angezogen wurden, brachte auch die Erzählung von Griſeldis, der demutsvollen Magd, die jede Knechtung und Beleidigung mit vollendeter Unterwürfigkeit erträgt, und in der ſich die erobernde Macht nie

endender Geduld verherrlicht. Dieſer Griſeldis-Typus fand ſeine Darſtellung in dem Werke eines Dichters, der indirekt der Romantik zugerechnet werden muß: in Kleiſts Käthchen von Heilbronn. In der faſt gleichzeitigen Schöpfung von Geſtalten wie Schlegels Lucinde, Novalis' Mathilde und Kleiſts Käthchen zeigt ſich die Spannungsweite des romantiſchen Gefühls. Aber während das Käthchen von Heilbronn noch im Kampf, der Eroberung, einen poſitiven Faktor einſetzt, und das Bewußtſein des eigenen Wertes in der Autoſuggeſtion ihrer Demut fortlebt, iſt auch dieſe Art der Selbſtbehauptung aufgegeben in dem Frauentypus, wie er durch einen Dichter geſchaffen wurde, der gleichfalls der romantiſchen Generation zugehört: in Chamiſſos „Frauenliebe und -Leben". Aller Reiz der unbewußten Lieblichkeit ſoll hier in einem weiblichen Weſen auftauchen, das die Liebe als Gnadengeſchenk des Mannes empfängt, ihr eigenes Gemütsleben als Abglanz ſeiner Leuchtkraft empfindet, das darum mit ſeinem Untergange gleichzeitig erliſcht. Auch hier iſt es der romantiſche Wunſch nach Hingabe, der in der Frau dieſer Dichtung lebt, nur daß der bedeutſamſte Beſtandteil dieſes Verlangens des geheimen Sinns verluſtig gegangen iſt, denn an Stelle der Gleichberechtigung und gegenſeitigen Ergänzung iſt hier die freiwillige Unterordnung getreten. Ein etwas längeres Verweilen bei dieſem Problem iſt dadurch geboten, daß vielfach gerade in dem Typus „Frauenliebe und -Leben" eine Idealiſierung der deutſchen Frau überhaupt erblickt wird. Demgegenüber iſt die Feſtſtellung nicht unwichtig, daß dieſe Dichtung keine eigene Gattung repräſentiert, ſondern im Hauptcharakter die abgeblaßten und farbloſen Züge zeigt, die ſtets in den Nacherſcheinungen einer Blütezeit zu finden ſind. Die liebenswürdige und poeſievolle Ausgeſtaltung kann uns nicht darüber täuſchen, daß das Werk — in der Selbſtbeſcheidung und Schwungloſigkeit der Frau — die typiſchen Kennzeichen der Epigonendichtung trägt. Zu den rein literariſchen Erklärungsgründen kommen diejenigen, die ſich aus der Betrachtung des Zeitmilieus ergeben. Die Dichtung Chamiſſos iſt bereits ein Ausdruck der Zeitſtimmung, die ſich in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts durch die Ängſtlichkeit und Schüchternheit der ganzen Lebenshaltung kennzeichnete. Was uns die Epoche im Gegenſatz zur Gegenwart lieb macht und in poetiſches Licht taucht, das Fehlen der bramarbaſierenden Großmannsſucht, der aufdringlichen Kulturloſigkeit des Durchſchnitts-Deutſchen ſeit 1871, das bezahlt ſich mit der fehlenden Energie, der gedrückten Stimmung dieſer ſtillen und verhaltenen Epoche.

Die Frauen jener Zeit haben weniger denn je die Neigung, einen von der allgemeinen Lebensauffaſſung losgetrennten Kreis mit eigens ausgebildeten Geſetzen des geiſtigen Daſeins zu bilden. Wie denn überhaupt die Beobachtung der wandelnden Grundſtimmung im Verhalten der Frau erweiſt, daß ſie ſich den allgemeinen Umwandlungsprozeſſen im Leben der Menſchen einfügt, — eine große Zeit auch die Frau groß, eine ängſtliche Zeit ſie verzagt, eine von ſozialen Tendenzen erfüllte Epoche ſie ſozial geſtimmt findet, und nur darin vielleicht ihre oft betonte größere Einheitlichkeit deutlich wird, daß ſich der Zeitgeiſt in ihr ſchärfer konzentriert und die ſich ablöſenden Entwicklungsſtufen einen mehr elementaren Ausdruck finden als in dem ſich ſtets auf einer mittleren Linie haltenden, von einer Mannigfaltigkeit der Einflüſſe bewegten Mann. Vorwiegend aus dieſem Grunde iſt es intereſſanter und lohnender, die Frauentypen ver-

ſchiedener Zeiten gegenüberzuſtellen, in ihnen Sammelpunkte der Zeitſtimmung zu erkennen.

Die geiſtigen Strömungen verſchiedener Generationen ſammelte in ſich die die Romantik überragende Geſtalt der Bettina. Sie iſt Repräſentantin der Romantik in der wunderbaren Vereinigung von Leben und Dichtung, in dem Geiſt, Witz und blendenden Glanz ihres Weſens. Echt romantiſch iſt auch der Zug, der in ihr zur Harmonie ſinnlicher und geiſtiger Neigungen treibt. Bettina ſelbſt ſagt von ſich, daß ſie „unbändig ſei in Sinnenluſt des Geiſtes". — Aber während ſich die anderen Romantiker in dem Fortgang ihrer Entwicklung von Goethe abwandten, offenbarte ſich die tiefſte Kraft von Bettinas Weſen in ihrem Goethebuch. Dadurch, daß ſie nicht nur Gegenſtand der Darſtellung anderer wurde, ſondern ſchöpferiſch tätig war, unterſcheidet ſie ſich am ſchärfſten von den vorwiegend rezeptiven romantiſchen Frauen. Die Züge Bettinas von Aktivität und geiſtiger Produktivität weiſen bereits in eine anders gerichtete Epoche hinüber. Die ſich ſcheinbar widerſtrebenden Züge ihres Weſens, die ſie zur Angehörigen mehrerer Literaturepochen machen, ſind von Goethe in dem Wort zuſammengefaßt: „Eigentlich kann man dir nichts geben, weil du dir alles entweder ſchaffſt oder nimmſt." Die eigengerichtete, auf ſich geſtellte Originalität ihres Weſens, die ſcheinbar keines anderen bedarf und ſich ſelbſt genügt, kontraſtiert merkwürdig mit dem Wunſche, ſich andern zu verbinden, freiwillig abhängig zu werden. Dieſe Flucht vor ſeeliſcher Einſamkeit iſt allen Romantikern gemeinſam. Es wird einer allgemein romantiſchen Stimmung in dem Worte Ausdruck gegeben: „Nur in der Antwort ſeines Du kann jedes Ich ſeine unendliche Einheit ganz fühlen." Das Fragmentariſche in der Lebensführung und den Werken dieſer Menſchen hängt zum Teil zuſammen mit der Unfähigkeit, Einſamkeit zu ertragen, von ſich ſelbſt die Vollendung des eigenen Weſens zu erwarten. In Bettina iſt dieſes Vereinigungsverlangen in einer Weiſe geſteigert, die für Menſchen mit lebhaften Diſtanzinſtinkten etwas Peinliches hat. Aber andrerſeits entſprang dieſen Annäherungsverſuchen nicht nur der intenſivſte, ſondern auch der tiefſte und ſchönſte Ausdruck romantiſcher Hingebungsfähigkeit: „Zum Tempeldienſt bin ich geboren .... Ein Menſchenkind, einſam auf einem Fels, von Stürmen umbrauſt, ſo war ich, da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte." Jede Vertiefung dieſes Gefühls jedoch dient der Erhöhung des eigenen Weſens. „Nun wende ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott und kann ihm mit dem von ſeinen Strahlen glühenden Angeſicht beweiſen, daß er mich durchdringt." Wie in romantiſcher Auffaſſung Religion überhaupt in dem Gefühl „ſchlechthinniger Abhängigkeit" beſtand, ſo empfindet nun auch Bettina ihre Liebe als Religion, in der ſich das eigene Selbſt zum All erweitert. Aber in dieſer Steigerung, in dieſer religiöſen Verehrung liegt auch bereits ein Verlegen des Gefühls ins Überperſönliche und damit eine Selbſtbefreiung. Durch ihr Gefühl wird ſie ſich ihrer erſt recht bewußt, ſie verliert ſich nicht, alle ihre Fähigkeiten werden erſt eigentlich wach. Sie fühlt nicht nur, ſie denkt und geſtaltet. „Der Gedanke iſt die Pforte, die den Geiſt entläßt." Darum erkennen wir in ihr den ausgeprägten Zug, daß ſie bei aller ſcheinbaren Selbſthingabe die innere Selbſtändigkeit wahrt, und daß ſie darum durch äußere Erlebniſſe in ihrem Weſenskern nicht zu erſchüttern iſt. Die eigentliche ſchriftſtelleriſche Tätigkeit Bettinas ſetzte erſt nach dem Tode Goethes und ihres Gatten Achim von Arnim ein, und gerade in dieſer Epoche ihres Lebens finden

wir nun auch bei ihr, was Ricarda Huch besonders von Karoline von Schlegel rühmend hervorhebt, daß sie über ihren eigensten Erlebnissen niemals die Welt vergaß.

Bettina bringt als eine der ersten Frauen der Umwelt mit ihren politischen und sozialen Äußerungen Interesse entgegen. In ihrem „Königsbuch" und den später erschienenen freilich schwächeren „Gesprächen mit Dämonen" greift sie in die politische Diskussion ein und verleiht den liberalen Tagesforderungen einen starken und schwunghaften Ausdruck. Mit Deutlichkeit fühlt sie wieder als eine der ersten, früher als politisch geschulte Männer und Staatsleiter, die Verantwortlichkeit der Oberschicht im menschlichen Gemeinschaftsleben. Schlechtigkeit und Verbrechen in den niederen Klassen werden von ihr erkannt als „die selbstverschuldete Staatskrankheit der Herrschenden". Der innere Zusammenhang zwischen der politischen Grundstimmung der Frauen und dem Liberalismus, der oft hervorgehoben wird, setzt sich in Bettinas Wirksamkeit zum erstenmal praktisch durch. Ihr Freiheitsgefühl lehnte sich gegen die Staatsraison auf, ihr Idealismus und Optimismus trieb sie zum „Glauben an die Selbsterhebung der menschlichen Natur" auch bei aller Entartung. So gelangte sie zum „Liberalismus des Herzens" nach dem schönen Wort Treitschkes, der aus einer verwandten, parteiisch-leidenschaftlichen Gesinnung heraus eine feine Würdigung Bettinas gegeben hat. Aber der Freisinn gewann in ihrer Persönlichkeit gleichzeitig eine neue, von dem Parteidogma abweichende Gestaltung; er tritt bei ihr auf mit stark sozialen Tönen. Wie sie gleich allen Romantikern den Bourgeois in jeder seiner Äußerungen ablehnte, so streifte auch ihr Liberalismus das bürgerliche Gepräge ab: sie wandte sich an den König, und sie hoffte für das Volk, hier die untersten Schichten vor allem inbegriffen.

Indem Bettina in der Cholerazeit, als alle Welt Berlin floh, die Krankheitsherde aufsuchte, die Kranken pflegte und mit fast traumhafter Unbekümmertheit jede eigene Gefahr geringschätzte, da verkörperte sie in ihrer Persönlichkeit einen Frauentypus, der bereits in eine neue Zeit hinüberwies: Die Hingabe an den Einzelnen, ja auch an das einzelne Werk, wurde zur Hingabe an das Allgemeine, und vollkommen erfüllte sie jetzt erst die ihr von Arnim aus den Anfangsbuchstaben ihres Mädchennamens neugebildete Benennung: Beans Beor: Beglückend werde ich beglückt.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

Späte Erkenntnis.

Erzählung von **Eliſabeth Siewert.**

Nachdruck verboten.

Der Schuſter Karl Maſch war in die Markthalle und vor einen der Fleiſchſtände getreten. Seine Prinzipalin hatte ihm über die Achſel zugerufen: Kaufen Sie Fleiſch ein. Sie ſind uns ohnehin noch vom letzten Monat her was ſchuldig. — Das war eine Lüge geweſen, nichts war er den Andings ſchuldig, eher konnte er ihnen mit einer Forderung kommen. Seit fünf Monaten arbeitete er bei dem Meiſter. Und alles, was er verdiente, ſollte für dies erbärmliche Logis und die ſchlechte Verköſtigung draufgehen? Wenn er bedachte, wie er ausgenutzt wurde, ging es ihm kalt über den Kopf. Und daß er ſich bei einer ſolchen Behandlung auch noch zum Einkaufen ſchicken ließ! Das Fleiſch, welches da vor ihm in den Ständen lag und hing, widerte ihn an, als ſei es mit all dem Rohen und der Niedertracht, unter der er erlag, im Bunde. Immer nur eſſen und fürs Eſſen arbeiten und nie zufrieden ſein und vorwärts kommen! Immer dieſe atemloſe Angſt vor dem Daſein des nächſten Tages, ein Gefühl, als könnte man in dieſer Unvollkommenheit und Erniedrigung keine Stunde länger leben! In dem Schuſter Maſch ſteckte ſo eine unausrottbare Unbeſcheidenheit, eine Forderung an das Leben, daß es innerliches Wachstum und Harmonie zu bringen habe und Liebe für das, was einen umgab. Gerade ihm aber verſagte das Schickſal die allermindeſte Ruhe und Sicherheit, den geringſten Erfolg.

Als der Schuſter überlegte, daß es ihm wohltun würde, wenn er den Auftrag der Frau Anding nicht ausführte, andrerſeits aber ſein Meiſter, er und die Kinder vergeblich auf ein Mittageſſen warten würden, trat eine Frauensperſon an ihn heran, ſah ihm von oben her in das Geſicht und ſtieß ein leiſes fragendes Gebrumm aus, was ſehr liebenswürdig klang. Eigentlich war ſie ihrer Sache ſicher, wen ſie vor ſich hatte; niemand trug ſeinen Rock ſo wie ein dauernder Konfirmande, niemand hatte ſolch ſchüchterne, bewegliche Haltung und ſolch verdutztes Knabengeſicht wie dieſer Karl Maſch, der ihr Landsmann war. In der Großſtadt aber wird man kopfſcheu und überlegt erſt lange, wo einem der erſte Blick genug verriet. Marie Arndt freute ſich hoch, grade neben dieſe Geſtalt geraten zu ſein. Sie redete den jungen Mann an, während eine herzliche Wiederſehensfreude Sonne und Grübchen über ihr ſtarkes blondes Geſicht verbreitete. Sie ſah das Erſchrecken nicht in des Schuſters großen nervöſen Augen, ſondern fragte drauf los und erzählte von den gemeinſamen Verwandten und Bekannten aus dem Dorf.

Sie merkt mir nicht an, wie's mit mir ſteht, dachte der Schuſter; daraus wurde ihm ein Antrieb, neuen Mut zu faſſen und ſeinen ſchlechten Zuſtand zu bemänteln. Während ſie nun zwiſchen den Ständen heruntergingen, kamen ſie beide in das Fahrwaſſer, die Heimat in einem roſigen Lichte zu betrachten. Die wirklichen Erinnerungen hatte das Leben der Großſtadt ſchon ein wenig gebleicht, die wirklichen Erinnerungen, an denen ſowenig ganz Erfreuendes hing. Sie hatten beide arme und alte Eltern daheim, eine dürftige Jugend lag hinter ihnen. Marie, die aus einer Tiſchlerfamilie ſtammte, hatte ihren Mann, der ebenfalls Tiſchler geweſen war, vor kaum einem Jahr begraben. Die Wohnung nebſt Werkſtatt hatte ſie noch inne. Sie ſchneiderte zuſammen mit einer Frauensperſon, die ihre Abmieterin war. Sie ſprach mit Gleichmut von ihrer Lage und mit voller Stimme, ſie ſah gut genährt, ſogar roſig aus und war nett angezogen, es konnte ihr alſo nicht ſchlecht gehen. Der Schuſter machte raſche und ſichere Beobachtungen. Er fühlte ihr auch an, daß ſie ſich wieder zu verheiraten gedächte. Natürlich, Marie war dazu geſchaffen, einem Manne eine gute Hausfrau

zu ſein. Während ſie Kartoffeln und Mohrrüben kaufte und dabei ein paar muntere Scherzreden mit der Händlerin tauſchte, wurde Karl Maſch von Zuneigung für ſie ergriffen. Wie viel Lebensmut ſie hatte und wie lockend ſie ausſah! Ihm kam die Erinnerung an einen Sommerabend daheim mit der Deutlichkeit einer Viſion. Dieſe ſelbe Marie ſpazierte, ein paar Tage nach ihrer Konfirmation, in blaubedrucktem Kattunkleid zwiſchen zwei Gurkenbeeten. Was war ſie nicht alles, die Marie vom Tiſchler Fritſch! Mein Himmel, damals war es Karl, der ſie über den Zaun hin belauſchte, komiſch vorgekommen, daß ſich ein junger Menſch, ein Altersgenoſſe aus dem Dorf mit ſolcher Durchdrungenheit von ſich ſelber, mit ſolcher Zuverſicht bewegen konnte. Heute fand er die Spuren dieſer Selbſtzufriedenheit in Marie, und ſie berauſchten ihn.

An einem Schnittblumenſtand kaufte er ein gehöriges Bund Reſeda für ſie. „Das iſt etwas, wobei man an zu Hauſe denken kann“, bemerkte er, „denn ſozuſagen haben wir doch alle Heimweh.“

Marie nickte und ließ die Augen ſchweifen, eine Gewohnheit, die Karl Maſch ſich gern aufs ſtrengſte verbeten hätte. Sie ſollte ihn anſehen. Und nun ſagte ſie auch noch: „Ich möcht' nicht zurück. Man hat hier jeden Tag ſoviel Gelegenheit . . .“

„Ei, zu was?“ fragte der Schuſter. Marie blinzelte lebensluſtig und errötete ein wenig.

„Du ſcheinſt mir viel Pläne zu haben. Ich werde von jetzt ab deinen Eltern berichten, was du hier treibſt.“ „Ja, das kannſt du“, entgegnete Marie ihrem Jugendfreund gemütsruhig, während ſie mit einem Soldaten einen Blick tauſchte.

„Ich habe nur einen Plan“, bemerkte der Schuſter mit viel Bedeutſamkeit.

„Wohl den, daß du nun endlich zu 'ner eignen Werkſtatt kommſt? Das iſt auch wirklich Zeit. Deine Eltern verzagen ſchon bald,“ meinte Marie.

Karl hielt dieſen unzarten Anſporn aus, ohne verletzt zu ſein. Er wunderte ſich ſelbſt, aber er hatte wieder eine Zukunft, ſeit Maries Blick ihm in die Augen ſchien. Er gab ſich ein männlich reſolutes Ausſehen und eine leichte Haltung. „Du wirſt's ja erleben. Oder willſt du, daß wir uns nur einmal und nicht wieder geſehen haben?“

Sie traten aus der Markthalle. Ein Windſtoß wehte ihnen Tropfen entgegen. Es war die doppelt unruhige Welt einer Großſtadtſtraße bei Regenwetter. Maries krauſe Haare hoben ſich wie zwei Hörnchen über ihrer Stirn, als ſie mitten in einem Windſtoß ſtehen blieb. Aus ihren hellen klaren Augen blickte ſie ſtetig und heiter. „Wie iſt es?“ fragte der Schuſter. „Komm' nur! Ich wohne nicht allein, komm' nur!“ Und ſie lächelte raſch, reichte ihm raſch eine warme kräftige Hand und ging ihres Wegs.

An dieſem Tage trat Karl Maſch ſeiner Meiſterin, ohne ihren Auftrag ausgerichtet zu haben, unter die Augen und hielt ihrem Toben ſtand. Durch eine Gegenrechnung ſchürte er noch ihren Zorn. Der Meiſter, der hinter einer Gardine arbeitete, hörte dann und wann zu klopfen auf, um dem Streit zuzuhören. Wenn ihm ſeines Weibes Stimme zu ſcharf und fatal wurde, hämmerte er heftig drauf los. Sie ſtürmte zu ihm in die Werkſtatt, eine bleiche, üppige Megäre, mit unordentlichen Haaren und trotz der ſchlampigen Kleidung verführeriſch, von ebenmäßigem und vollem Gliederbau. Sie verlangte von ihrem Mann, daß er Karl Maſch ſofort aus dem Hauſe jagte. Der Mann beſchränkte ſich darauf, zu ſeufzen und ſich in die Haare zu fahren. „Laß doch, laß doch, Mama,“ ſagte er eintönig, während er die Augen verdrehte.

„Laß doch, laß doch,“ verhöhnte ihn ſein Weib. „Du machſt mich noch toll mit deinem: laß doch. Ich werd' alles ſtehn und liegen laſſen, das werde ich! Mit ſo einem Waſchlappen, wie du biſt, halt' es der Teufel aus.“ Sie fuhr aus der Werkſtatt in die Küche hinein. Da hörte man bald darauf einen Fall und das Klirren von Porzellanſcherben. Karl Maſch ſetzte ſich ſteif und bleich vor Erregung auf ſeinen Schuſterſchemel.

„Ziehen Sie den guten Rock aus,“ flüſterte der Meiſter. Karl Maſch ſtierte vor ſich hin. Beide Männer ſtanden unter dem Bann der Erwartung. Das gefährliche Temperament der Hausfrau würde ſich noch weiter entladen.

Und richtig, da entstand ein Gepolter in der Küche, ein Wutschrei folgte und dann das Wehgeheul eines Kindes. Der Meister stand auf, rieb die Hände an seiner grünen Schürze und ging in die Küche. Da fing nun erst das Wortgefecht an.

Karl Masch nahm einen Stiefel vor. „Bringen Sie doch den Jungen her," rief er einmal nach der Küche hinüber. Endlich kam der Meister, kirschrot im Gesicht, mit Schweißperlen auf der Stirne. Wenn es nicht um diesen Mann gewesen wäre, der so viel Sinn für ein umgängliches Wesen, so eine unparteiische Laune hatte, dann wäre Karl Masch schon längst gegangen. Wenigstens bildete er sich ein, daß er dann so viel Energie gehabt hätte. In all' den Stürmen und all' der Misere, die die heftige Frau ihnen bereitete, kamen doch Stunden, wo sie beide ein Gespräch führen konnten, das ihnen wohl tat. Herr Anding politisierte gerne, da nahm er den Mund voll und äußerte viel Scharfsinn und Standhaftigkeit, Eigenschaften, die er im Umgang mit seiner Frau, an der er mit einer weichlichen Neigung hing, vermissen ließ. Karl Masch verlegte seine Anschauung der Dinge, seinem Naturell nach, in das philosophische Gebiet. Er dachte an nichts öfter als daran, wie weit ein Mensch Klarheit über seine Lage in dieser wunderbaren Welt bekommen und dann, wie weit er sich durch Geisteskraft darüber erheben könnte. Besonders diese letzte Frage quälte seinen ungeschulten Kopf oft so stark, daß er meinte, er müsse wahnsinnig werden. Dann waren da noch die Kinder, die ihn festhielten. Dieser älteste Knabe, der seinem Vater so sehr ähnelte, der das Unglück hatte, seiner Mutter zu mißfallen. Auch das verhätschelte kleine Mädchen war Karl Masch rührend. Wie entsetzlich, von solcher Mutter verhätschelt zu werden!

Frau Anding hatte ihren Beruf verfehlt, das war klar. Sie war viel zu verführerisch reizend, zu begehrlich, zu prachtliebend für ihren bescheidenen Stand. In ihr steckte die Lust und Beweglichkeit der Favoritin eines reichen Mannes. Der Druck des armen Alltags erbitterte sie, in der kleinbürgerlichen Enge wuchsen ihre Neigungen zügellos, ihre besseren Seiten überwuchernd.

Karl Masch war es gewohnt, ein paar Mal in der Nacht mit wildem Herzklopfen aufzufahren und eine Flucht seiner Gedanken und eine Beängstigung seiner Sinne zu verspüren. In dieser Nacht hörte er nicht einmal Friedrich Raschke, den Tischler, kommen, der nebenan in dem als gute Stube eingerichteten Teil des Raumes schlief. Es war Maries Einfluß, der ihm diese Nacht eine wirkliche Ruhe und einen freundlichen Traum verschaffte. In einem Kiefernstangenwald befand er sich, wie solch einer in der Nähe des heimatlichen Dorfes lag. Da, in der Mittagssonne auf einer Lichtung, wartete er auf Marie und seine Mutter, die Pilze suchten und unsichtbar waren. Ein katzenartiges Wesen rollte sich, alle Viere von sich streckend, auf dem Rücken, so daß sein weißer Bauch wohlig und warm beschienen wurde. Ihn erfüllte der Anblick des sorglosen Tieres mit Lebenslust. Als er des Morgens aufwachte, überfiel ihn nicht wie sonst ein Ekel vor seiner Erbärmlichkeit und seinem Schicksal, sondern er vergoß ein paar Tränen, die ihn seltsam erhoben und trösteten.

* * *

Darauf hatte er nicht gerechnet; Marie besaß noch die vollständig eingerichtete Werkstatt ihres Mannes. Der Anblick der Drehbank, der Säge und der anderen Utensilien fiel wie ein Schatten auf ihn. Erstens erinnerte ihn dies alles an den Mann, mit dem Marie verheiratet gewesen war, den er noch nachträglich beneidete, und zweitens sah es gerade so aus, als wolle seine Witwe bei dem Gewerk bleiben, falls sie sich zu einer zweiten Ehe entschlösse. Maries Wohnstube hatte glatte weiße Mullgardinen. Mehrere Blumentöpfe von einer Blumenart, die für das Heimatdorf charakteristisch war, das fleißige Lieschen genannt, blühten auf dem Fensterkopf. Karl sah die lilaroten flachen Blüten mit Rührung.

Mit einer gewissen Umständlichkeit führte Marie den Gast in ihr Reich. Es war ganz diese ländliche Art, die Zeit hat und die die Freude über einen Besuch gehörig auskostet. Und dann, dieser Duft der Sauberkeit! Karl Masch hatte ganz vergessen, daß es so etwas gab wie das Weilen in einem reinen Raum,

willkommen geheißen von einem heiteren, guten Menschen. Zuerst war es ihm schmerzhaft; gar zu viel Erinnerungen an die Höllen und Wüsten der eben verflossenen Tage griffen ihn an. Durch seine Glieder ging ein Zucken, das er nicht beherrschen konnte. So saß er da und ließ Marie allein sprechen, um sich zu gewöhnen, an einem windstillen Ort zu atmen. Hätte er jetzt den Mund aufgemacht, dann wären unendliche Klagen aus ihm herausgebrochen, die ihm sein ganzes Ansehen in ihren Augen verdorben hätten.

„Es wohnen hier ein paar arbeitsame, ordentliche Weibsleute", bemerkte Marie, als der Schuster seine Blicke immer wieder mit einer gewissen Andacht schweifen ließ. „Bei uns kommt nicht Zank und Streit vor und bis jetzt auch, Gott sei Dank! keine Not ums Auskommen. Wir sticheln aber auch redlich. Hulda Schulz ist nun geradezu wütig auf die Arbeit und hält auf Worthalten bei der Kundschaft. Sie versteht sich auch rasch auf die neuen Moden, ich stümpre ihr nur nach. Sie ist klug, aber auf die Männer schlecht zu sprechen."

Karl nickte und lächelte flüchtig. Dann stellte Marie einen Imbiß zurecht, ein Glas Bier und Eierbrödchen. Nun hatte er vollends keine Veranlassung zu sprechen, jetzt sah er ihr mit Bewunderung zu. Was sie tat, hatte das Gepräge des Vollständigen, Frischen. Etwas vom Auskosten des Augenblicks auf eine richtige Art lag in ihren sicheren Bewegungen, in der Miene ihres hübschen beweglichen Gesichts. Sie fing wieder von Hulda Schulz an, doch Karl Masch hatte sich erholt und mochte nichts mehr von ihr hören. Marie sollte sich ihm zuwenden, sein Schicksal an ihr Herz nehmen und ausheilen. Ja, ausheilen an ihrem Herzen, das wollte er.

„Du bist noch wenig von der Großstadt zunicht gemacht," fing er umständlich an. „Bist du gestern vom Dorf gekommen? Lebt die alte Ruckische noch und steht noch der Schuppen am Waldrand? Hast' auch Stichlinge im Taschentuch mitgebracht? —" Das war eine Anspielung auf die Erlebnisse eines Fischzuges, den sie gemeinsam gemacht. Beide lachten. Marie setzte sich ihrem Gast gegenüber an den Tisch und versorgte ihn. „Wo werde ich dir Stichlinge mitbringen. Ich mein's doch gut mit dir. Wenn ich könnte, setzte ich dir Braten vor, damit du dich recht pflegst."

Dieser Ton war Karl Masch nun etwas zu schwesterlich und klein. „Ums Essen ist es mir nicht, wenn ich bei dir bin, Marie!" Er blickte von ihr fort auf die Dielen und ergriff ihre Hand. „Du könntest dich schon um mich kümmern, Marie, mir tut das not."

Sie war flüchtig errötet, dann drückte sie ihm herzhaft die Hand, die war heiß, bebend und fein. Sie hatte viel Mitgefühl mit ihm, denn mit einem Mal wurde es ihr klar, daß es ihm in seinem Beruf nicht nur, sondern auch in andern Dingen, mit seiner Gesundheit vielleicht, schlecht ging. „Möcht'st dich mal aussprechen?" fragte sie, ihm die Hand entziehend, aber an die Schmalseite des Tisches zu ihm hinrückend.

„Nein," antwortete er kurz. „Sag' mal, laufen dir nicht die Männer auf der Straße nach, weil sie denken, du bist geschminkt? Diese roten Backen, diese Backen!"

„Ach, geh! Ich mein's gut mit dir, und du kommst mir albern!" Sie bog den Kopf, weil Karl die Hand erhoben hatte, um ihr in das Gesicht zu fassen.

„Du bist wirklich so schön, Marie", entschuldigte sich der Schuster beschämt. „Ich finde keine Worte." Er blickte schwer atmend zur Seite. „Du sagtest in der Markthalle von vieler Gelegenheit. Was meinst du — hast du eine bestimmte Absicht? Doch nicht etwa . . . ."

„Ach, Karl, du bist das erste Mal hier und fängst mit Mißtrauen an! Sei doch gemütlich! Du weißt doch ganz gut, wie ich von Mutter erzogen bin — mit dem Kantschu — Na also! So bin ich noch immer, wie im Dorf. Wir nähen Tag ein, Tag aus, Hulda Schulz und ich, und wenn wir mal ausgehen, dann ist es in eine Familie."

Marie sprach mit sinkender Stimme, aus der herausklang, daß ihr Leben ehrbar wohl, aber auch eintönig sei.

„Man muß froh sein, wenn die Tage ohne große Schmerzen und Aufregungen aller Art vorbeigehen," meinte der Schuster.

„Allerdings liegt ja am Vorbeigeh'n auch nichts. Jeder Tag ſoll ſeinen Sinn haben. Was nützen verlorene Tage, die ſo dahingehen, als hätte man geſchlafen und man weiß nicht, wozu ſie einem gegeben wurden? Und wenn man lieſt, der und der hat mit dem Leben abgeſchloſſen, dann fühlt man ſich ſo übel, als hätte man ſchuld daran, daß ſie ſo jämmerlich, wahrſcheinlich ſo jämmerlich ſtarben, und dasſelbe kann einem paſſieren."

Karl Maſch hielt inne und lenkte von ſeiner melancholiſchen Fährte ab, die ihn bald zu der Enthüllung ſeines trüben Zuſtandes bringen mußte. „Der Menſch braucht ſo viel Glück, daß er vor lauter Fröhlichkeit dazu kommt endlich zu ſagen: mir iſt alles gleich auf dieſer Erde. Ich will nur gut ſein."

„Du biſt noch immer ſo abſonderlich, Karl," ſagte Marie beluſtigt.

„War ich denn das ſchon als Kind?"

„Und ob! Weißt du nicht noch auf den Nachhauſewegen von der Konfirmandenſtunde, was du da für Reden hielteſt? Einmal war's um den heilgen Geiſt. Du weinteſt ſchließlich, weil die andern fanden, er käme nicht ſchlecht weg. Du ſagteſt nämlich, es ſei ſo wenig von ihm die Rede. Abgebildet ſei er höchſt ſelten, die beiden andern würden bevorzugt. Ob er denn nur als Taube ſichtbar wurde? Er könnte doch als ein Engel erſcheinen. Wir ſollten, ſo verlangteſt du, ihn beſonders ehren und darüber nachdenken, was er uns zu ſagen hätte. Weißt' noch? Michel Kurtz ſchwatzte dir immer dazwiſchen, lauter Unſinn. Es kam ſo, daß die Jungens dich verhauen wollten, wir Mädchen aber nahmen dich in Schutz."

„Ich weiß," ſagte Karl Maſch, obgleich er ſich kaum entſann, daß es ſo geweſen war, denn ſein Gedächtnis war wie ein Sieb: ganze Strecken ſeines Lebens lagen wie ertrunken in dichtem Nebel. „Das iſt noch immer meine Meinung, daß zu wenig von dem heiligen Geiſt die Rede iſt unter den Menſchen. Sie tun grade ſo als ſei das gar nichts, daß die Zeit vergeht und ſie älter werden und tauſend Gedanken durch ſie hindurchgehen, die alle nichts taugen, und daß es ſo etwas gegeben hat wie Märtyrer und große Männer, die ganz anders innerlich ausſahen als ſie."

An der Türe zur Küche kratzte es. Marie ſtand auf und ließ einen Affenpintſcher in die Wohnſtube. Das Tier hatte ſich bei ihr eingefunden. „Du ſollteſt in ſo eine chriſtliche Gemeinſchaft eintreten, in den heiligen Michael oder ſo was", ſchlug ſie dem Jugendfreund gemütsruhig vor.

„Ja, das ſchlägſt du mir vor — und du?"

Marie ſenkte den Blick, ſtreichelte dem häßlichen Pintſcher das Ohr und lächelte ein wenig einfältig, aber herzig. „Ich habe danach kein Verlangen," geſtand ſie. „Öfter wie alle drei Wochen gehe ich nicht in die Kirche. Mir wird da manchmal ſo weh und weinerlich zu Mut, daß ich mir gar nicht helfen kann. Wenn das meine Mutter hörte!" Marie legte ſich die Hand auf den Mund. „Sie würde ſagen, daß ich durch Arndt gottlos geworden bin. Das iſt aber nicht der Fall. Ich hab' es nie leiden können, wenn er ſo dumm und dreiſt über Gottes Gebote redete. Es liegt wohl am Paſtor. Gottlos bin ich nicht. Mir wird ſo recht wohl, wenn ich bete, und ich muß öfters beten wie ganz von ſelbſt. Ich bete manchmal darum, daß ich ein andres Leben führen dürfte, ſo eins wo ich mich viel dabei bewegen kann und für recht viele Menſchen ſorgen darf, einen ganzen großen Haushalt. Und alle würden ſagen: die Marie ſorgt gut für uns, ſie vergißt nichts!"

Karl Maſch fühlte, wie ihm das Herz zitterte und das Blut in den Adern ſchwoll, das war die Bewunderung, die er für Marie hatte. Er meinte nicht anders, als daß ſie ſo viel Mut und Liebe in ſich hätte, um getroſt mit dem Leben und ſeinen Anfechtungen fertig zu werden. „Weshalb ſollteſt du in eine Gemeinſchaft eintreten, wenn du gerne und gut lebſt und niemand zu nahe trittſt," ſagte er langſam und mit ſanfter Stimme.

Marie erholte ſich von der Verlegenheit, in die ſie dies religiöſe Geſpräch gebracht hatte. „Erzähle mir, wie du hier lebſt. Wie iſt dein Meiſter? Hoffentlich nicht jünger als du?"

„Davon iſt nichts zu erzählen," wehrte der Schuſter ab.

„Ich werde dich beſuchen, Karl. Sag mir, wo du wohnſt."

„Komm' nicht. Wozu? Meine Meisterin würde dir nicht gefallen."

„Doch, ich komme. Was geht mich deine Meisterin an, wenn du nur mit ihr fertig wirst. Weißt', Karl, ich denk mir das nett, wenn du mir ein Paar Schuh' versohlst."

Karl Masch sah überdrüssig aus. „Ich bin mit meinem Beruf nicht zufrieden," sagte er. „Er ist unappetitlich."

Marie schüttelte mit dem Kopf. „Tischler ist freilich besser. Ich mag den Umgang mit dem Holz, von Vater her."

„Ganz gleich, auch Tischler ist unappetitlich. Auf'm Dorf hat's noch Sinn, aber hier sind wir schäbige Narren. Die Fabriken —" Karl erhob sich und fing an, sich die Gegenstände in der Stube zu besehen. „Ist diese Person — na, diese Person, die das Glück hat, mit dir zu wohnen, auch dankbar?" fragte er, ein Muschelkästchen, das er zu kennen meinte, auf und zu klappend. Es war ihm bekannt; es hatte ein lila Sammtkißchen innen im Deckel.

„Wie meinst du das?" fragte Marie.

„O, du weist schon, du eitle Schlange." Und dann wurde er ernst, als er Marie mit selbstzufriedenem, glücklichen Gesichtsausdruck am Sofaplatz stehen sah und bedachte, ob es eine Möglichkeit gäbe, ihre gesundmachende Nähe alle Tage, alle Nächte um sich zu haben.

„Hulda Schulz liebt mich ziemlich stark," sagte Marie lächelnd.

„Laß jetzt Hulda Schulz aus dem Spiel! Ihr geht es zu gut, und einem armen Mann, der mir sehr nah steht, geht es zu schlecht."

„Der arme Mann wird wohl selber schuld sein, daß es ihm schlecht geht. Er scheint mir eine zu verliebte Natur zu haben."

Karl Masch wollte etwas sagen, Marie verschwand aber mit Gläsern und Tellern in der Küche. Da hörte er sie jemand begrüßen, ein vertrauliches Getuschel und Gelächter.

Die Schneiderin trat auf, eine magere, etwas schiefe, städtische Erscheinung. Für eine Habsburgerin hätte sich das lange, großnasige Gesicht mit der stark ausgebildeten Unterlippe des Mundes geeignet. Energie und Nüchternheit sprachen sich in ihrem Wesen aus. Ihre Sprache war scharf und klanglos, aber pointiert, wie sie klugen Leuten von Temperament oft eigen ist.

Hulda Schulz nahm sofort Karl Masch aufs Korn, um ihn aufzuziehen und klein zu machen. Seine sanfte, abgebrochene, ursprüngliche Art zu reden fiel ihr zuerst auf, dann seine kindlichen Geberden und absonderlichen Anschauungen. Ein Mann, der weich war, ein Mann, der vom Leben erschreckt war — das war etwas für die Hulda Schulz, das alternde, darbende und schwer kämpfende Mädchen, um ihren Hohn daran zu wetzen! Sie benahm sich unausstehlich, indem sie eine fortwährende Unruhe markierte oder mit spitzen Fragen die Unterhaltung der beiden störte. Karl diente ihr mit ziemlicher Gelassenheit und ohne grob zu werden. Zum erstenmal sah sich Marie ihn darauf hin an, daß er ein junger und nicht häßlicher Mann war. Etwas klein geraten, die Glieder zu zierlich. Das blasse Gesicht aber mit dem feinen vorspringenden Kinn und der geraden Nase sah besonders im Profil herrenhaft aus. Seine schmale Backe war frisch rasiert, um den Mund lag so viel Ernst und Gutmütigkeit. Marie begriff nicht, wie man über solch einen Menschen herfallen, ihm die Worte im Munde verdrehen konnte. Er war doch ohne Falsch und kränklich dazu.

„Sie ist eifersüchtig auf dich," sagte Marie, als sie den Jugendfreund später durch die Werkstatt führte, mit dem Wunsche, ihm Genugtuung zu geben.

„Sie ist nicht grad' gewachsen und will daher grade Dinge krumm machen, damit sie nicht von ihr abstechen," sagte Karl Masch ohne Groll. „Weshalb aber erklärst du mir das?"

„Nun so. Du sollst nicht denken, daß sie immer so krötig ist, die Hulda."

„Sie meint wohl, ich werde öfters kommen. Wir beide, meint sie, du und ich."

Marie nickte und legte ihm dabei die Hand auf die schmale Schulter.

„Weshalb sollte sie Unrecht haben? Wenn du nicht einen andern im Sinn hast." Der Schuster legte so viel beschwörende Liebesmacht in seine, wie er wußte, sprechenden Augen, als er irgend fähig war nach außen hin kund zu tun.

„Karl, so mußt du nicht reden," sagte Marie erregt. „Wir sind alte Schulfreunde,

wir zwei, gleich alt, aus einem Dorf, wir wollen auch hier in der Stadt zuſammenhalten.“

„Was du vorbringſt! Sollen wir deshalb nicht weiter miteinander kommen? Oder was meinſt du?“

Marie wurde ſo kopflos und heiß unter ſeinem großen Blick, wie nur ein junges Mädchen ihrem Freier gegenüber.

Die Schneiderin hatte noch in aller Eile einen neuen Taillenſchnitt vorgenommen; von dem ſah ſie auf, als Marie langſam die Wohnſtube wieder betrat. „Sie ſehen ja ganz aufgekratzt aus, fünf Jahre jünger,“ ſagte ſie.

Marie ſtand am Fenſter, eine Hand auf einen Blumentopf gelegt.

„Karl Maſch, Karl Maſch,“ ſagte ſie kopfſchüttelnd vor ſich hin. „Er iſt noch immer derſelbe! Sieben Jahre ſind wir zuſammen denſelben Schulweg gegangen und haben uns vertragen. Von ihm war nichts Schlechtes zu erzählen. Einmal im Auguſt hat er den Sonnenſtich auf dem Felde bekommen, als wir Ähren beim Schulzen auf dem Acker laſen. Da hab ich ihn nach Hauſe getragen. Schwächlich war er immer, aber ein witziger, guter Junge, ja, von Herzen gut war er.“

„In welcher Poſition iſt Ihr Landsmann denn jetzt? Er ſteht ſich wohl rieſig gut, ſolch ein feiner Kerl?“ höhnte die Schneiderin.

„Mein Je! Er iſt ſo alt wie ich und immer noch Geſelle. Schuſtern hat er gelernt. Eigentlich wollte er Lehrer werden.“ Marie fühlte eine ſonderbare Wehmut und Beſchämung, als ſie das ſagte.

„Aber unterhaltſam iſt er, ein guter Geſellſchafter,“ fuhr Hulda Schulz fort. Von Zeit zu Zeit blickte ſie unter ihren hohen Brauen Marie mit ihren Augen von eiſigem Blau an.

„Ja, man kann mit ihm beſſer reden als mit ſonſt jemand,“ geſtand Marie mit aufwallender Zärtlichkeit. „Und er iſt mir ſehr zugetan,“ ſetzte ſie raſch hinzu.

„So ſagen Sie doch grad heraus, Frau Arndt: ich werde dieſen Jugendfreund und verkommenen Schuſtergeſellen heiraten! Dann weiß ich doch, woran ich bin und kann mich danach richten.“

Marie blieb eine Weile die Antwort ſchuldig. Sie empfand vollſte Zuneigung für den geſchmähten Karl Maſch, aber ſie kämpfte dagegen an. Der Gedanke an ihn als einen Mann für ſie war abenteuerlich, eine Verſuchung. „Was fällt Ihnen bei, Hulda,“ ſagte ſie abwehrend. „Es ſteht anders, als Sie denken. Karl Maſch möchte mich für ſein Leben gern zur Frau haben, es iſt grade ſo, als hätte er nur auf mich gewartet. Lieber morgen als übermorgen möcht' er ſich verheiraten, aber ich — ich kann ihn doch nicht nehmen!“

„Der iſt nervenkrank. Herzkrank iſt er wahrſcheinlich auch,“ ſagte Hulda Schulz blitzſchnell. „Wenn Sie noch einen Funken Überlegung haben, dann allerdings, dann nehmen Sie einen Mann nicht, der nichts iſt, nichts hat, krank und unpraktiſch iſt und Sie noch um Ihr bißchen bringen würde.“

Marie ſeufzte und wandte ſich von der nur zu eifrigen Widerſacherin Karls ab. Sie würde ihn nicht nehmen, ſie wollte ſich ſelber einen Riegel vorſchieben, indem ſie es ganz offen erklärte. Was es ihr aber koſtete und noch koſten würde . . .!

„Der nicht,“ ſagte ſie, die Stirne runzelnd.

„Alſo denn ein anderer,“ beharrte Hulda mit einem harten Blick der Eiferſucht. Und dann fing ſie davon an, daß es Marie jetzt zu gut ginge, davon würde ſie übermütig. Sie ſolle ſich doch einmal an die Leiden ihrer erſten Ehe mit dieſem älteren, rechthaberiſchen, knauſerigen Manne erinnern. Und ob ſie nicht Gott gedankt hätte, als ſie ſich endlich auf eigene Füße ſtellen konnte! Das war alles richtig, aber Hulda Schulz verſtand nicht, was Marie bewegte. Karl Maſchs Beſuch hatte den Grund ihres Herzens aufgewühlt: Sehnſucht und Wehmut. Da war ſo viel jugendliche Gefallſucht und Luſt, für einen andern zu leben, Eigenſchaften und Neigungen, die in ihrer erſten Ehe brach gelegen hatten. Da war die Idee von einem Glück, dem ſie gar keinen Namen geben konnte, weil ſie es nicht kannte. Karl Maſchs ſchöne Augen ſprachen von ſolchem Glück.

(Fortſetzung folgt.)

Nochmals: ein gefährliches Frauenvorrecht.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

In der Julinummer des 16. Jahrgangs dieſes Blattes hat Dr. phil. Helene Herrmann, die Frau des Univerſitätsdozenten Max Herrmann in Berlin, einen Proteſt erhoben gegen den neueſten Erlaß der Regierung im Frauenbildungsweſen, der mit einer Liberalität ohne gleichen allen Lehrerinnen, denen des jetzigen wie des zukünftigen reformierten Seminars, falls ſie nur zwei Jahre an höheren Schulen unterrichtet haben, die Tore des einſt ſo heiß umſtrittenen Examens pro fac. doc. öffnet, das preußiſche Oberlehrerinnenexamen damit auf den Ausſterbeetat ſetzend. Frau Herrmann hat dieſen Erlaß in ſeiner Wirkung auf die Univerſitäten betrachtet und damit zweifellos eine bedenkliche Folge dieſer Beſtimmung aufgedeckt. Es iſt ja klar — wenn es auch ihrem Opponenten, Herrn Richard Wagner aus Bildſtock (ſiehe Septemberheft des 16. Jahrgangs), nicht klar geworden iſt —, daß dieſer Erlaß eine Überflutung der Univerſitäten mit ungenügend vorgebildeten Elementen nach ſich zieht. Ich habe, da ich ſeinerzeit auf vielfachen Wunſch aus Lehrerinnenkreiſen mit den Gymnaſialkurſen für Frauen in Berlin eine zweieinhalbjährige Vorbereitung von Lehrerinnen für die realgymnaſiale Reifeprüfung verband, dieſe Wirkung des Erlaſſes in nächſter Nähe beobachten können. Diejenigen, die mit irgendeinem Fach Schwierigkeiten hatten, waren die erſten, die nun die Vorbereitungsarbeit aufgaben und ſtatt deſſen die Univerſität bezogen. Damen, die die Reifeprüfung ein-, ja zweimal ergebnislos verſucht hatten, traf man nun, aller Sorgen um ungenügendes Latein oder Griechiſch ledig, in den Vorleſungen, da die Regierung den feſten Damm ſelbſt abgetragen hatte, der ſie bis dahin ſchied von der Staatsprüfung. Man ſtelle ſich vor, daß die Regierung allen vom Examen zurückgeſtellten Primanern plötzlich die Hand reichte zum Sprung in die Univerſität. So etwa war eine Seite der Wirkung des Erlaſſes. Es ſoll den betreffenden Damen, die den liberal geöffneten Weg einſchlugen, kein Vorwurf daraus gemacht werden, noch ſoll dem Abiturientenexamen an ſich eine Lobeshymne geſungen werden. Es war ſicher oft eine Härte, wenn eine in andern Fächern gute Begabung wegen unbeſieglicher Antipathie gegen die lateiniſche Grammatik oder mangelnder mathematiſcher Begabung zum Univerſitätsſtudium nicht gelangen konnte, beſonders da die Damen allen Zufälligkeiten und Härten eines Extraneerexamens ausgeſetzt waren, und es vielfach an einſichtiger Leitung und Organiſation ihrer Vorbereitung mangelte. Aber es kann dennoch kein Zweifel ſein, daß die ſeminariſtiſche Vorbereitung der heute auf Grund dieſes Erlaſſes zum Studium ſchreitenden Damen keineswegs eine Grundlage für jene Univerſitätsſtudien darſtellt, die zum

Examen pro fac. doc. erforderlich sind. Sähe man auch die Sache nur in dem Lichte, daß die erforderlichen Hilfsfächer fehlten, etwa die alten Sprachen oder mathematische Kenntnisse nur als solche bewertend, so ist doch kein Zweifel, daß es auch an allgemeiner Bildung und Selbständigkeit im Geistigen und an Einführung in die wissenschaftliche Betrachtungsweise fehlt, daß der Sprung von der unselbständigen seminaristischen Arbeitsart zu wissenschaftlicher Betrachtungsweise zu schroff ist. Man verweist hier mit Unrecht auf die Erfolge jener älteren Generationen von Lehrerinnen, die ohne andere Vorbereitung als ihr Seminar sie geben konnte, einst, um das preußische Oberlehrerinnenexamen zu machen, an den Universitäten Gasthörerinnen waren. Mit Unrecht, denn diese Damen waren in einem Alter von 25 bis 45 Jahren, ja darüber hinaus, wie ich als eine von ihnen und in vielfältiger Verbindung mit den Kandidatinnen aller damals zugänglichen Fächer stehend, aus eigner Erfahrung weiß. Sie hatten vielfach sich selbst bereits zum Unterricht auf der Oberstufe ihrer Anstalt in dem einen oder andern besonders betriebenen Fach emporgearbeitet, und die Anstalt beurlaubte sie, um in diesen bereits erprobten Persönlichkeiten die von der Regierung geforderte „Oberlehrerin" zu gewinnen. Ferner traten diese Lehrerinnen in besondere Oberlehrerinnenkurse ein, die auf ihre Vorbildung Rücksicht nahmen, und wandten sich erst von dort aus als Ergänzung der dortigen Arbeit zur Universität. Aber wie dornenvoll dieser Universitätsweg war, das muß man am eignen Leibe erlebt haben! Ich meine nicht in Hinsicht des Vorurteils bei Professoren und Studierenden, das sie als Frauen zu überwinden hatten, sondern in Hinsicht ihrer eigenen Vorbildung. Überall begegneten im philologischen Studium Hinweise auf lateinische und griechische Sprachformen, in Geschichte, Deutsch und Religion Verweise auf Quellenschriftsteller, die wegen Unkenntnis der alten Sprachen unzugänglich blieben. Spinozas mathematische Denkweise blieb ein völliges Rätsel, da die Natur des Mathematischen unbekannt war, sogar bei Kant und Herbart haperte es dadurch, um wie viel mehr bei der neueren empirischen Philosophie, die auf den Naturwissenschaften aufbaut. Welche Ratlosigkeit, als der wissenschaftliche Betrieb der älteren Grammatik des Deutschen, des Englischen und Französischen begann! Welche Unfähigkeit zu den angezeigten Büchern zu gelangen, oder sie zu verarbeiten. Es fehlte gänzlich an Zeit, auch nur einige dieser Lücken wirklich zu stopfen, und die Einsichtigen haben stets auch bei gut abgelegter Prüfung das Bewußtsein behalten, daß das tiefere Fundament, auf dem die Einsicht in organische Zusammenhänge allein erwachsen kann, ihrer Bildung fehle, und diese ihre Wurzeln in die Luft strecke, statt ins nährende Erdreich. Viele sind nach abgelegtem Examen in die Universitätsstadt zurückgekehrt, um einige Semester hinzuzufügen, viele haben das Abiturium nachgeholt. Im Rückblick auf diesen abenteuerlichen und mühevollen Zickzackbildungsweg preise ich wahrlich alle glücklich, die einen regelrechten Gang gehen konnten. Sollen wir diesen Weg in Permanenz erklären, da die Betreffenden, nicht durch ihn, sondern treffender trotz seiner ihr Ziel erreicht haben? Dabei ist nicht zu vergessen, daß heute die Sache bereits ganz anders liegt: heute strömen in der Mehrzahl der Fälle die jungen Lehrerinnen zu den Universitäten, und zwar ohne Assistenz jener Kurse, da die Mehrzahl das Examen pro fac. doc. erstrebt. Das Durchschnittsalter für den Beginn der Studien ist heute 20 bis 25, ja manche beziehen auch gleich nach dem Examen die Universität, da es mit der verlangten praktischen Tätigkeit so wenig

auf ſich hat, daß dieſelbe mit zwölf Wochenſtunden an jeder Privatſchule während zweier Jahre daneben erledigt werden kann. Von einer zureichenden Vorbereitung dieſer Frauen kann weder an ſich, noch im Hinweis auf jene älteren Generationen die Rede ſein.

Die Univerſitäten haben dies auch ausgeſprochen, indem ſie bei der Verfügung über die Immatrikulation der Frauen das höhere Lehrerinnenexamen mit dem Reifezeugnis für Oberſekunda gleich bewerteten und ihm die kleine Matrikel zuerkannten, d. h. die Berechtigung, vier Semeſter in der philoſophiſchen Fakultät immatrikuliert zu werden. Dieſes haben weder Frau Herrmann noch ihr Opponent genügend beachtet, da beide von einer Immatrikulation der Lehrerinnen ſchlechtweg ſprechen.[1])

Die ſo die Univerſitäten mit der kleinen Matrikel beziehende Zahl von Lehrerinnen beſchränkte ſich alſo bisher auf diejenigen, die das preußiſche Oberlehrerinnenexamen erſtrebten; diejenigen, die das Examen pro fac. doc. ablegen wollten — und deren Anzahl begann in den letzten Jahren bereits über jene hinauszuwachſen —, mußten ſich auf den Umweg durchs Abiturium begeben. Jene Lehrerinnen hatten die Unterſtützung ihrer Kurſe, die ihre ſeminariſtiſche Vorbereitung teilweiſe auf ſich nahmen und dadurch die Univerſität entlaſteten, und es iſt nicht zu vergeſſen, daß dieſe Kurſe in den letzten Jahren alle auch vorbereitenden Unterricht in den alten Sprachen entweder ſelbſt vermittelten oder ein beſtimmtes Maß von Kenntniſſen darin zur Bedingung machten.[2]) Indem der in Rede ſtehende Erlaß die Schranke der Reifeprüfung für das Examen pro fac. doc. aufhebt, bewirkt er, daß mehr als die doppelte Anzahl von Frauen auf Grund des Lehrerinnenzeugniſſes allein, ja auch unter Wegfall der durch die Oberlehrerinnenkurſe geforderten Vorbereitung der Univerſität

[1]) Herr Wagner folgert ſogar: „Wenn einmal den Lehrerinnen das Recht auf Immatrikulation zugeſtanden wurde, ſo war es nur ein folgerichtiger Schritt, ihnen auch den Weg zum Examen pro fac. doc. zu öffnen“. Mit dieſer Folgerichtigkeit müßte alſo jeder „Einjährige“ zum Oberlehrerexamen Zulaß haben. Kurz vorher belehrt aber Herr Wagner Frau Herrmann, daß dies Examen mit der Univerſität ſtreng genommen nichts zu tun habe.

[2]) Man vergleiche z. B. die Aufnahmebedingungen für die Oberlehrerinnenkurſe des Victoria-Lyceums in Berlin: „Als allgemeine Vorbildung wird bei den neu eintretenden Schülerinnen der Fachſtudienkurſe außer der Seminarbildung, welche durch das Lehrerinnenzeugnis nachgewieſen iſt, eine darüber hinausgehende Beſchäftigung mit den von ihnen erwählten Studienfächern vorausgeſetzt, ſei ſie als Privatſtudium oder durch Unterricht betrieben worden. Für alle Fächer, mit Ausnahme der Mathematik, werden ganz beſtimmte und durch eine Prüfung feſtzuſtellende Kenntniſſe im Lateiniſchen von den **neu** eintretenden Schülerinnen verlangt, und zwar als **Mindeſtmaß** der Forderungen die Reife für Unterſekunda, mithin volle Beherrſchung des Penſums der Obertertia, wobei der Maßſtab eines humaniſtiſchen Gymnaſiums angelegt wird. Für die Religionswiſſenſchaft iſt neben dem lateiniſchen Penſum der Oberſekunda eine Kenntnis des Griechiſchen wünſchenswert, die zum Leſen und Überſetzen von leichteren Texten aus dem griechiſchen Neuen Teſtament befähigt. Das Studium der Geſchichte ſetzt eine überſichtliche Bekanntſchaft mit dem geſamten Stoff der Geſchichtswiſſenſchaft und dasjenige des Deutſchen eine entſprechende Kenntnis der Entwicklung der deutſchen Literatur voraus. Für die Sprachkurſe Franzöſiſch und Engliſch iſt neben dem Lateiniſchen eine Aufnahmeprüfung in der betreffenden modernen Sprache vorgeſehen, welche eine hinreichende Beherrſchung des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks ſowie der Ausſprache nachweiſen ſoll, wie ſie am beſten durch einen vorhergehenden Aufenthalt im Auslande erworben wird.“

zuströmt. Keinerlei Ergänzungsprüfung, wie sie doch sogar von den Oberrealschulabiturienten für die sprachlichen Fächer gefordert wird, ist vorgesehen.

Die Ministerialabteilung U III, der die Bearbeitung dieses Erlasses zur Zeit der Krankheit des damaligen Ministers oblag, verfolgte damit den praktischen Zweck, eine größere Menge von akademisch gebildeten Lehrerinnen, wie sie durch die Neubestimmungen über die höhere Mädchenschule vom 18. August unbedingt notwendig wurde, bereitzustellen. Sie tat diesen Schritt im Hinblick auf die in diesen Bestimmungen vorgesehene Reform der Seminare, die deren dreijährigen wissenschaftlichen Kursus in Behandlung und Zielen der sprachlich-historischen Fächer denen der drei oberen Klassen der Studienanstalten gleichsetzt.[3]) Der Bildungsgrad, den dieses reformierte Seminar verleiht, stellt eine ganz bedeutende Erhöhung dem bisherigen gegenüber dar, und an allgemeiner Reife werden diese Lehrerinnen nicht wohl hinter den Abiturientinnen der Studienanstalten zurückgesetzt werden dürfen; sie dürften ihnen an geistiger Selbständigkeit sogar überlegen sein. Nur daß die Abiturientinnen die wissenschaftlichere oder organischere Vorbereitung für die Universität besitzen, denn der Lehrerin fehlen die für den Betrieb aller Studienfächer unerläßlichen Hilfskenntnisse: Latein und Griechisch für Deutsch, Geschichte, Religion; Latein für Französisch und Englisch.[4])

In Mathematik und Naturwissenschaften haben sie dieselben Kenntnisse wie die Schülerinnen des humanistischen Gymnasiums, haben also für die Aufnahme derselben als Fachwissenschaften eine bedeutende Lücke zu füllen.

Obwohl sich nun für die Schülerinnen des neuen Seminars diese Ergänzungen erheblich leichter schaffen lassen werden, da die allgemein wissenschaftliche Grundlage ihrer Ausbildung durchaus garantiert ist und die mathematisch-naturwissenschaftliche Schulung nicht mehr völlig fehlt, so leuchtet es doch ein, daß dieser Weg für das Studium auf jeden Fall der unpraktischere und der umständlichere ist. So wird er immer in zweiter Reihe gewählt werden, wo die Wahl überhaupt frei ist und nicht die Verhältnisse zur Hinausschiebung des Studiums und vorhergehendem Erwerb nötigen.[5])

---

[3]) Genau betrachtet, ist das Verhältnis folgendes: In Religion, Deutsch, Englisch, Französisch und Geographie sind die Ziele des Seminars dieselben wie die der Studienanstalten; die im Deutschen in der Studienanstalt hinzukommende philosophische Propädeutik, die in der Geschichte geforderte „Einführung in das Verständnis der geschichtlichen Überlieferung an der Behandlung eines ausgewählten Stoffes" werden im Seminar zum Teil ausgeglichen durch die im pädagogischen Unterricht geforderte „Kenntnis der Grundzüge der Psychologie und Logik", in Geschichte durch die dort angesetzte „Methodik und Anleitung zur Weiterbildung", denn letztere dürfte ohne Einführung in das Verständnis geschichtlicher Überlieferung nicht gut zu denken sein. In der Mathematik und in Naturwissenschaften sind die Ziele des Seminars dieselben wie die einer gymnasialen Studienanstalt, so daß sich das Seminar im ganzen als die Verwirklichung des früher einmal von einigen Mädchenschuldirektoren geforderten vierten Weges darstellt: als eine lateinlose Anstalt, die den Charakter keiner der drei Knabenanstalten in sich ausbildet, sondern den Ton, sagen wir, etwa auf Deutsch und die modernen Sprachen legt.

[4]) Obwohl für diese beiden Fächer erstaunlicherweise diese Bedingung nicht überall gestellt wird, so weise ich darauf hin, daß, abgesehen von der Unlogik eines lateinlosen Studiums der altfranzösischen Grammatik der Anglist der Berliner Universität, Professor Brandl, für die Oberrealschulabiturienten unter seinen Hörern selbst Lateinkurse einrichtet.

[5]) Man bedenke hier besonders den Fall, daß der mittlere Beamte das gleichzeitige Studium von Söhnen und Töchtern nicht bestreiten kann.

Es ist also dem verbreiteten Irrtum durchaus entgegenzutreten, das Lehrerinnenexamen sei dem Abiturientenexamen durch jenen Erlaß tatsächlich gleichgestellt. Es ist es weder in bezug auf die Wahlfreiheit der Fakultäten, noch die Vorbildung zum Studium, noch in bezug auf die Berechtigung an der Universität. Die Lehrerinnen sind auf die kleine Matrikel und darüber hinaus auf den Besuch der Universität als Gasthörerinnen angewiesen, und die Dozenten können sich, wo die Vorbildung dieser Hörer nicht ausreicht, leicht schützen durch einen entsprechenden Vermerk bei der Ankündigung. Solche Spezialisierung der Vorlesungen nach Vorkenntnissen und Trennung der fachwissenschaftlichen Vorlesungen von allgemeineren ist ja auch sonst ein vielfach bereits empfundenes und ausgesprochenes Bedürfnis.

Die Gefahr dieses Erlasses vermindert sich also, sofern er mit dem reformierten Seminar rechnet;*) die schlimme Seite des Erlasses und eine unbestreitbare Schädigung der Ausbildung der Oberlehrerin liegt darin, daß er rückwirkende Kraft hat für die aus den jetzigen und früheren Seminaren hervorgegangenen Lehrerinnen, wie ich zu Eingang dargestellt. Für die nächsten Jahre ist die Frage sehr dringend, was geschehen soll. Denn das neue Seminar entläßt die ersten Schülerinnen in 6 Jahren (4 Jahre + 2 Jahre Praxis); wieviel Jahre aber werden vergehen, bis der Ersatz seiner seminaristischen Lehrkräfte durch akademische vollkommen durchgeführt sein wird! Und dazu ist noch zu bedenken, daß das reformierte Seminar die reformierte höhere Mädchenschule zur Voraussetzung hat.

Diesen Lehrerinnen aus den jetzigen Seminaren, denen es sowohl an Reife wie an den erforderlichen Kenntnissen fehlt, denen außer dem Latein zwei große Gebiete, die Mathematik und die Naturwissenschaften so gut wie völlig unbekannt geblieben, diesen hat man keinen guten Dienst erwiesen, als man sie durch den Erlaß der Mühe jeder Vorbereitung enthob.†)

Herr Wagner traut in merkwürdigem Enthusiasmus der heutigen Lehrerin von vornherein „so viel Einsicht zu, daß sie sich klar ist über die Anforderungen, und so viel Klugheit, daß sie sich für diese Anforderungen entsprechend rüstet". Er findet den fraglichen Ministerialerlaß so erfreulich, weil „er einmal bedingungslos mit der Selbstverantwortung und Selbsttätigkeit reifer Menschen rechnet". Er freut sich, daß die Regierung gleichsam sagt: „Hier ist das Ziel; wie ihr's erreicht, ist eure, nicht unsere Sache." Dies erinnert mich an die Antwort, die mir einmal von einem der Vertreter der Regierung zuteil wurde, als den von mir eingerichteten Kursen, die in 2½ Jahren die Lehrerinnen zur Reifeprüfung führen sollten, die Erlaubnis zum Fortbestehen entzogen wurde mit der Begründung, die Bewährung

*) Ja er hat seine unbestreitbar gute Seite, indem er der Lehrerin der Zukunft den Weg zum akademischen Studium nicht ganz abschneidet, was entschieden eine Härte wäre bei der erreichten Höhe der Vorbildung.

†) Herr Wagner findet jedoch, daß der Erlaß „von weise vorausschauender Fürsorge um die Sicherstellung der Studienanstalten zeuge", indem diesen nämlich akademische Lehrerinnen zugeführt werden. Herr Wagner bedenkt nicht, daß gerade die aus dem heutigen Seminar hervorgegangene Oberlehrerin in der Studienanstalt am wenigsten am Platze ist. Er bedenkt nicht, daß diese weise Fürsorge der Lehrerin ihre Behauptung des Grundsatzes: „gleiche Leistung, gleiches Gehalt" erschwert. Daß die Frage nach der Vorbildung auch nach dem Examen noch nicht verstummt, haben die Kämpfe der Gegenwart um den genannten Grundsatz genügend enthüllt.

derartiger Einrichtungen müsse erst abgewartet werden. Als ich darauf hinwies, daß bei dem unbestreitbaren Bedürfnis nach dieser Ausbildung — es war vor dem Erlaß — viele Lehrerinnen den Pressen verfallen würden, die diese Ausbildung in ¾ Jahren versprächen, und dieser verführerischen Aussicht in den meisten Fällen keine genügende Einsicht entgegenstehe, antwortete er achselzuckend: „Die Regierung kann niemand hindern, sich selbst zu ruinieren.“ Diese schöne Freiheit, sich selbst zu ruinieren, gewährt der Erlaß in mancher Beziehung den Lehrerinnen, und daß ihnen die genügende Einsicht in die Erfordernisse ihres Studiums im Seminar nicht mitgewachsen ist, kann ich Herrn Wagner an vielen Beispielen gar betrübend dartun. Was würde Herr Wagner zu jener jungen Lehrerin sagen, die nach einem Vierteljahr Vorbereitung in Latein und Mathematik, wo sie in letzterer bis zu den Gleichungen II. Grades vorgerückt war, den Entschluß kundtat, auf die Universität zu gehen. „Und was wollen Sie studieren?“ — „Mathematik und Naturwissenschaften.“ Schweigendes Staunen von seiten des Mathematiklehrers. Darauf sie: „Die Regierung sagt's uns ja selbst, daß wir so hinkönnen; dann wird's doch auch wohl stimmen.“ Andere sind verständiger, wie bei der großen Mehrzahl ein Wille zur Gründlichkeit unbedingt gelobt werden muß. Am leichtesten wird von ihnen die fehlende Vorbereitung in Latein und Griechisch eingesehen, da die Anforderungen darin in der Prüfungsordnung für das höhere Lehramt verzeichnet sind. Daß für das mathematische und naturwissenschaftliche Studium die Kenntnisse eines Abiturienten in diesen Fächern selbstverständliche Voraussetzung sind, ist schon schwerer einzusehen. Am schwersten sind die allgemeinen Bildungserfordernisse klarzumachen, und daß zu einem einigermaßen ersprießlichen Studium der Philosophie einige Kenntnis der modernen Naturwissenschaft heute nicht mehr entbehrlich sei, glauben die wenigsten. Viele fragen, ob sie auf Grund des Lehrerinnenexamens Medizin studieren könnten, andere wollen den philosophischen Doktor daraufhin ablegen, da sie naiverweise Universitätsbehörden und Regierung als Weg und Ziel in eins setzen. Alle die so unvorbereitet Beginnenden werden weite Umwege zurückzulegen haben und durch die Lücken ihrer Vorbildung ebenso stark gehemmt werden wie jene älteren Generationen, wobei das neue Examen wenigstens in der Zahl der Fächer höhere Ansprüche stellt, als jene zu befriedigen hatten. Ich denke nicht, daß wir uns am Schauspiel solches blinden Hindernisrennens der Weisheit der Regierung freuen können. Diese Damen sind es auch, von denen die Universitäten eine Schädigung auf beiden Seiten mit Recht befürchten. Die Universitäten Bonn und Göttingen haben denn auch bereits dem Eindringen dieser ungenügend vorgebildeten Elemente einen Damm gesetzt; man kann auch sagen: ihnen einen verständigen Weg gezeigt zum Ausgleich ihrer Vorbildung. „Die Professoren der Universität Bonn“, so wird mir von unterrichteter Seite mitgeteilt, „haben erklärt, daß sie Lehrerinnen nur nach einer Ergänzungsprüfung in ihre Seminare aufnehmen würden. Für diese sind einstweilen die Vorschriften der Ergänzungsprüfung für Oberrealschulabiturienten in Aussicht genommen, die indessen noch der Ergänzung bedürfen, da für Mathematik und Naturwissenschaften keine Vorschriften bestehen.“

Es wäre wünschenswert, daß dies Vorgehen Nachahmung fände, und daß die nächste Rektorenkonferenz der Universitäten sich in gleichem Sinne mit der Angelegenheit befaßte.

Die Vorbereitung zu dieſen Anforderungen haben die bisherigen wiſſenſchaftlichen Fortbildungskurſe für Lehrerinnen in Bonn übernommen, und in Göttingen und Berlin werden gleiche Einrichtungen geplant. Unſere Aufgabe muß ſein, die jungen Lehrerinnen aufzuklären und vor den ſchädigenden Einflüſſen des verfrühten Erlaſſes zu ſchützen. Ganz gleich, ob die Ergänzungsprüfung ſich durchſetzt oder nicht, würden dieſe Vorbereitungskurſe den Lehrerinnen die fehlenden Kenntniſſe in Latein, Mathematik und in den Naturwiſſenſchaften vermitteln, die ſie ſich neben der praktiſchen Tätigkeit oder nachher aneignen könnten. Verfehlt jedoch ſcheint mir der Weg, den Profeſſor Thurau in Greifswald mit ſeinen „Greifswalder Studienkurſen“ einſchlägt, indem er Sondervorleſungen durch Univerſitätsdozenten mit Rückſicht auf die mangelnde Vorbildung der Lehrerinnen einrichtet, und die dazu zu wählenden Univerſitätsvorleſungen vorſchreibt. Wie ich höre, ſind jedoch dieſe Kurſe ohne offiziellen Zuſammenhang mit der Univerſität. Die ſogenannten „Oberlehrerinnenkurſe“ nun auch auf das Examen pro fac. doc. auszudehnen, in anderem als dem obengenannten vorbereitenden Sinne, hat die große Gefahr, daß das Niveau der Vorbereitung gemindert wird. Denn worin ſoll die Anpaſſung an die Vorbildung der Lehrerin anders liegen, als in Herabminderung des Niveaus der Vorleſung? Wollen die Frauen das gleiche Examen ablegen, ſo darf ihre Vorbildung keine ſolchen Sonderwege außerhalb der Univerſität gehen. Die mangelnden Vorkenntniſſe erſetzen ſich auf ſolche Weiſe nicht, und der einzig gerade Weg iſt, die Frauen auf Wege zu weiſen, wo ſie die Lücken ihrer Vorbildung in energiſcher Weiſe, wie es in Bonn geplant iſt, ausfüllen.*) Obwohl auch dieſe Vorbereitung nur einen Notbehelf darſtellt und niemals die ſchädigenden Folgen des Erlaſſes ganz aufheben kann.

*) Profeſſor Thurau hat auch zweijährige Realgymnaſialkurſe für Lehrerinnen eingerichtet, die zu dieſer Erweiterung der Vorbildung dienen, und bis zur Reifeprüfung führen ſollen. In Berlin ſind mit zwei Jahren ſchlechte Erfahrungen gemacht worden, weshalb die Verfaſſerin in ihren dem gleichen Zweck dienenden Kurſen 2½ Jahre anſetzte. Bei Profeſſor Thurau iſt die Zeit überdies noch kürzer, da ſeine Semeſter nur bis zum 1. März, bezw. 1. Auguſt laufen. Als die bedenklichſte jedoch iſt die folgende Beſtimmung anzuſehn: „ferner können an dieſen Kurſen auch ſolche Damen teilnehmen, die nur eine höhere Mädchenſchule mit gutem Erfolg abſolviert und ihre Schulkenntniſſe durch Weiterſtudium vertieft haben“. Als Leiterin der Gymnaſialkurſe für Frauen habe ich gar vielfältig mit ſolchen jungen Mädchen zu tun gehabt, deren Weiterſtudium zuweilen in etwas Franzöſiſch, etwas ſozialer Arbeit oder ähnlichem beſtand. Dieſen jungen Mädchen fiel die Wiederaufnahme der Schularbeiten vielfach ſchwerer als den jüngeren, und ſie haben es mir gedankt, wenn ſie ſich bald ſelbſt überzeugten, daß der vierjährige Weg der Gymnaſialkurſe auch für ſie das Minimum ſei.

Geschichtenerzählstunden als soziale Kunst.

Von

Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel.

Nachdruck verboten.

Wie lassen sich Kinder am besten in das Wunderreich der Dichtung einführen? Wie entfremdet man sie zugleich am wirksamsten der Schundliteratur? Das sind wichtige Fragen, deren Beantwortung und praktische Lösung in allen Kulturländern versucht wird.

Die erfolgreichste Lösung finden sie wohl durch Kinderbibliotheken und Kinderlesesäle, wie sie in den letzten Jahren namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in ganz prächtiger Weise ausgebildet worden sind. Dort hat man, insbesondere in Pittsburgh und Buffalo, mustergültige Einrichtungen geschaffen. In den großen Volksbibliotheken (oder, wie der Amerikaner sie demokratisch einfach nennt, den „Öffentlichen Bibliotheken") bestehen dort besondere Ausleihabteilungen für Kinder, daneben besondere Lesesäle, in denen alles, die Bücher ebenso wie die Möbel, für Kinder besonders berechnet ist. Aber man beschränkt die Tätigkeit der Kinderabteilungen dieser Volksbibliotheken nicht auf das Verleihen von Büchern nach Hause und auf die Gewährung der Möglichkeit für Kinder, Bücher und Zeitschriften an Ort und Stelle zu lesen. Vielmehr geht man weit darüber hinaus, indem man ergänzende Einrichtungen zu schaffen sucht, welche die Wirksamkeit der Kinderabteilungen in allererfolgreichster Weise erweitern und unterstützen.

Dazu gehören vor allen Dingen die Geschichtenerzählstunden (Story Telling Hours), die namentlich in Pittsburgh zu besonderer Vollkommenheit ausgebildet sind. Einmal wöchentlich (in der Regel um 11 Uhr vormittags am Sonnabend, der in ganz Nordamerika schulfrei zu sein pflegt) werden in den Kinderlesesälen der Hauptbibliothek, zur selben Zeit auch in den Kinderlesezimmern der Zweigbüchereien, die über die ganze Stadt verstreut sind, von einer Bibliothekarin Geschichten erzählt. Nicht jede Bibliothekarin würde dazu imstande sein. Aber die Beamtinnen der Kinderabteilungen der Öffentlichen Bibliothek in Pittsburgh und ihrer Zweiganstalten sind für diesen Dienst ganz besonders ausgebildet. Wer keine besondere Liebe für Kinder besitzt, wer nicht mit himmlischer Geduld, mit freundlichem Wesen, dabei aber doch mit ruhiger Bestimmtheit ausgerüstet ist, der eignet sich für diesen Dienst nicht und wird zurückgewiesen. Indessen genügt selbst die Vereinigung dieser wertvollen Eigenschaften noch nicht: die Kinderbibliothekarin muß auch in fesselnder und ganz für Kinder geeigneter Weise erzählen können. Schon während der gewöhnlichen allgemeinen Öffnungszeit der Kinderabteilungen muß sie imstande sein, durch ihre Erzählerkunst die kleinen Besucher zu diesem oder jenem Buche hinzuleiten, es ihnen durch ein paar Worte besonders schmackhaft zu machen.

In der Geschichtenerzählstunde muß sie indessen ihre Hauptkunst entfalten. Hier hat sie die Aufgabe, ein Märchen, eine Erzählung oder eine Begebenheit der nationalen Geschichte in kindlichem Tone vorzutragen, ganz frei zwar, aber doch so, daß sie dabei ein Buch offen oder geschlossen in der Hand hält und die Kinder am Schlusse darauf hinweist, daß sie die Geschichte in diesem Buche nochmals nachlesen können.

Selbstverständlich ist die Nachfrage nach dem Buche alsdann außerordentlich stark. Es genügt nicht, daß man es in zwei Exemplaren vorrätig hält — auch ein ganzes Dutzend von Exemplaren genügt selten der Nachfrage! — meist muß

die Zahl ganz erheblich erhöht werden. Selbſtverſtändlich muß dies geſchehen, bevor die Geſchichtenerzählſtunde ſtattfindet, damit der brennende Wunſch der Kinder, gerade dieſes Buch zu leſen, nicht erkaltet, bevor wenigſtens ein erheblicher Teil von ihnen das Buch in die Hand bekommen hat. Denn dann wird das Verlangen danach dadurch lebendig erhalten, daß ſich die Kleinen untereinander nochmals erzählen, wie ſchön das Buch ſei, ſo daß es von immer neuen Kindern verlangt wird. Obwohl aber Doppelexemplare der betreffenden Bücher ſchon vorher in großer Menge angeſchafft werden, iſt es der Leitung der öffentlichen Bibliothek in Pittsburgh bisher noch niemals gelungen, den Wünſchen der Kinder gerade nach den Büchern, die in den Geſchichtenerzählſtunden zugrunde gelegt werden, völlig Rechnung zu tragen. Gewiß iſt dies ein glänzendes Zeichen für Beliebtheit und Wirkſamkeit der Erzählerſtunden.

Man hat ſie im Herbſt 1900 ins Leben gerufen. Bis zum 1. Februar 1907 wurden ſie insgeſamt von 132 241 Kindern beſucht. Von Jahr zu Jahr iſt ihre Beliebtheit geſtiegen, immer neue Mittelpunkte hat man dafür ſchaffen müſſen. So iſt die Teilnehmerzahl im letzten Berichtsjahre (1907/08) auf 40 721 gewachſen. In dieſem einen Jahre hat alſo die Beſucherzahl den dritten Teil der Geſamt-Teilnehmerzahl der acht Jahre insgeſamt erreicht. Der Geſamtbeſuch in ſämtlichen Kinderleſeſälen der Öffentlichen Bibliothek in Pittsburgh, welche nach ihrem Stifter den Namen „Carnegie-Bibliothek“ führt, betrug im Berichtsjahre 1907/08 301 041. Aber damit nicht genug: man hat die Wirkſamkeit der Kinderabteilungen noch über die Ausleihabteilungen und die Leſeſäle hinüber auszudehnen geſucht. So werden z. B. an alle Schulen — an ſtädtiſche Schulen ſowohl wie an Privatſchulen — Bücher umſonſt verliehen und dort von den Lehrerinnen weiter an die Kinder verteilt; im letzten Jahre wurden auf dieſe Weiſe 90 608 Bände zur häuslichen Lektüre verliehen. Außerdem wurden in den Klaſſenräumen ſelbſt 140 539 Bände der beſten Literatur geleſen, die zur Klaſſenlektüre in ganzen Serien von der Bibliothek umſonſt an die Schulen abgegeben wurden. Auch Bilder werden von der Bibliothek umſonſt an Schulen verliehen; im letzten Jahre geſchah dies mit 1520 Bildern.

Aber auch das Geſchichtenerzählen beſchränkt ſich nicht auf die Kinderleſeſäle der Hauptbibliothek und der Zweigbüchereien in Pittsburgh, die Bibliotheksverwaltung greift damit vielmehr weit über dieſe Organiſationen hinaus. Sie hat ſogenannte Heimbibliotheken und Leſezirkel geſchaffen, die die häusliche Lektüre noch weiter fördern ſollen. In der Wohnung eines Kinderfreundes, in einem Zimmer eines Volksheims, oder ſonſt an einem anderen Orte kommen zu beſtimmter Zeit wöchentlich einmal zehn oder zwölf Kinder aus der Nachbarſchaft zuſammen. Sie bringen das Buch, das ſie zur Lektüre mitbekommen haben, wieder zurück und erhalten ein neues. Vorher aber erzählt ihnen der freundliche Geiſt, der die Bücher ausgibt, eine kleine Geſchichte — ganz in der Art der Geſchichtenerzählſtunden in den Bibliotheken ſelbſt. Dieſes Syſtem der Verzweigung des Geſchichtenerzählens auch in die äußerſten und abgelegenſten Stadtteile wurde urſprünglich von Mr. Charles W. Birtwell geſchaffen, dem Sekretär der Kinder-Hilfsgeſellſchaft in Boſton. Die ausgedehnteſte Anwendung findet es gegenwärtig eben in Pittsburgh. Es iſt ganz beſonders geeignet, die Kinder von Einwanderern im Lande heimiſch zu machen. Gerade in Pittsburgh, dieſer rußigſten Kohlen- und Eiſenſtadt Nordamerikas — man könnte es das Eſſen der Vereinigten Staaten nennen — leben außerordentlich viele Einwanderer, die ſich an die Landesſprache noch nicht gewöhnt haben, deren Kinder aber in der Schule nur Engliſch hören und ſprechen. Man findet da außer Engländern, Schotten und Iren, die ja die Landesſprache ſchon aus ihrer Heimat mitbringen, namentlich Deutſche, Schweden, Holländer, Franzoſen, Italiener, ruſſiſche Juden (die nicht ruſſiſch, ſondern jiddiſch ſprechen), Ungarn, Polen, Slawen aller möglichen anderen Stämme, und natürlich eine Menge Neger.

Der kunſterzieheriſche Einfluß der Erzählſtunden iſt tiefgreifend. Man denke ſich, daß [illegible] enden von Kindern, die natürlich ganz freiwillig kommen, allwöchentlich

Digitized by Google

von geschicktem Munde eine Geschichte erzählt wird in der ausgesprochenen Absicht, sie dadurch zu einem guten Buche hinzuleiten. Von den großen Erfolgen, die damit erzielt worden sind, war schon oben die Rede. Ausdrücklich sei aber noch erwähnt, daß für die Geschichtenerzählstunden des Winters stets ein bestimmter Stoff zugrunde gelegt zu werden pflegt, um nicht ein Hin- und Hergaukeln der Kinder zu veranlassen, sondern sie zur Vertiefung in einen bestimmten Gegenstand anzuregen. In Pittsburgh wurden z. B. in den acht Wintern, über die bisher Bericht erstattet worden ist, für die Erzählungen nach und nach folgende Stoffkreise gewählt: Geschichten aus Shakespeare — Geschichten aus der Ilias und Odyssee — Geschichten aus der nordischen Mythologie und dem Nibelungenliede — Sagen von König Arthur und seiner Tafelrunde — Sagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen — Erzählungen von Robin Hood und seinen Gefährten, sowie alte Balladen und Erzählungen — und nun wieder von vorn beginnend: Geschichten aus Shakespeare — aus der Ilias und der Odyssee — Geschichten aus der nordischen Mythologie und dem Nibelungenliede.

Schon hat man begonnen, das Geschichtenerzählen auch technisch zu einer besonderen Kunst auszubilden. Auf manchen Seminaren wird es ausdrücklich gelehrt, auf den Jahresversammlungen der Lehrer und Lehrerinnen werden Proben gegeben, ein allgemeiner Enthusiasmus dafür ist in den Vereinigten Staaten entstanden. Und neben das Geschichtenerzählen in geschlossenen Räumen ist auch eine reizende andere Form getreten: das Geschichtenerzählen auf den Spielplätzen. Da erscheint plötzlich eine freundliche Dame, nimmt auf einer Bank Platz und erzählt den lauschenden Kindern, die sich um sie scharen, irgendeine schöne Geschichte, nicht zu lang und nicht zu kurz. Wenn sie dann die Fragen, die von den Kleinen an sie gerichtet werden, beantwortet hat, geht es weiter zum nächsten Spielplatz, wo sie abermals eine Zuhörerschar um sich versammelt. Alles Gute, Edle und Schöne, das in unseren Märchen und Sagen zum Ausdruck kommt, kann den Kindern auf diese wundervolle Weise nähergebracht werden; und wenn sie ein wenig älter geworden sind, wird ihnen in derselben Weise der Zugang zu dem Wundergarten der Dichtung aufgeschlossen, der ihnen sonst vielleicht, weil der Zugang zu Variétés und schlechten Kinematographentheatern noch leichter zu finden ist, auf ewig verschlossen bleiben würde.

Die Schweiz und die moderne Frauenfrage.

Von

Dr. Struckberg.

Nachdruck verboten.

Eine wesentliche Verbesserung ihrer Rechtslage erfahren die Frauen der Schweiz durch das neue schweizerische Zivilgesetzbuch. Es gewährt der Frau einen Anteil am Gewinn der Ehe in Höhe eines Drittels, auch wenn sie nur als Gehilfin oder Hausfrau tätig gewesen ist. Damit ist durch positive Rechtsnorm ein Ziel verwirklicht, welches als durchaus berechtigt und den modernen Verhältnissen entsprechend anerkannt werden muß. Daß es sich wenigstens in der Schweiz schon durchgesetzt hat, ist zu begrüßen.

Vor dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs fiel in Deutschland nach der Mehrzahl der bisherigen Rechte, wie schon im Mittelalter nach dem Sachsenspiegel,

überhaupt jeder Erwerb, den die Frau während der Ehe machte, in das Vermögen des Mannes; er galt als Gegenleistung für die den Mann allein treffenden „onera matrimonii". Das Allgemeine Landrecht vom 1. Juni 1794 für die preußischen Staaten formulierte den Rechtssatz folgendermaßen: „Was die Frau in stehender Ehe erwirbt, erwirbt sie der Regel nach dem Manne." Dieser Satz bezog sich allerdings nur auf die Arbeit der Frau im Hause oder im Geschäft des Ehemannes, nicht jedoch erstreckte er sich auf die sogenannte artifizielle Tätigkeit der Frau als Malerin, Schriftstellerin oder Gewerbetreibende. An derartigem Erwerb erlangte die Frau Eigentum. Der Mann hatte jedoch die Verfügungsgewalt. Das Bürgerliche Gesetzbuch überläßt derartigen Erwerb der Frau zu alleinigem Eigentum unter Ausschluß der Verfügungsgewalt und Nutznießung des Mannes! Dies stellt einen bedeutenden Fortschritt dar nicht nur für die unteren Volksklassen, in denen die Frau fast stets eine auf Erwerb gerichtete Tätigkeit ausübt. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ist die Frau allein verfügungsberechtigt über ihren Lohn oder Erwerb beispielsweise als Wasch-, Aufwartefrau, als Lehrerin, Schriftstellerin, Ärztin, Malerin, Gewerbetreibende, allerdings mit der Beschränkung, daß sie einen Beitrag zur Bestreitung des ehelichen Lebens insoweit leisten muß, als der Mann nicht schon durch die Nutzungen des eingebrachten Guts einen angemessenen Beitrag erhält.

Einen ungleich bedeutenderen Fortschritt hat nunmehr jedoch die Schweiz vollzogen, indem sie auch die Arbeit der Frau im Hausstand und im Geschäft des Mannes entlohnt. Ob die Höhe des der Frau im Zivilgesetzbuch der Schweiz gewährten Gewinnanteils richtig und angemessen ist, kann dahingestellt bleiben. Daß ihr aber ein Gewinnanteil grundsätzlich in unserer Zeit zuzugestehen ist, wird man billigerweise anerkennen, schon im Hinblick auf unser Erbrecht, welches der Frau, falls ein Kind zurückbleibt, nur $^1/_4$, dem Kinde $^3/_4$ des Nachlasses zuweist. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Dieser darf aber für die Frau nicht nur in dem Unterhalt, den sie empfängt, bestehen, da die Frau vielfach einen nicht unbedeutenden Teil des Ehegewinnes durch ihre Arbeit im Haushalt oder Geschäft des Mannes erwirbt oder erspart. Mit vielem Recht ist im Heft 10 S. 608 Jahrgang 1909 dieser Zeitschrift auf die große Bedeutung und Wichtigkeit einer guten Haushälterin und Verwalterin für die Sicherung der Früchte des Eheerwerbs hingewiesen: „Sie mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn". — Nebenbei mag noch darauf hingewiesen werden, daß das neue Zivilgesetzbuch der Schweiz die Frau auch im Erbrecht besser stellt, wie das deutsche Recht; sie erhält neben den Eltern des Mannes außer der Hälfte des Nachlasses noch lebenslänglichen Nießbrauch an der andern Hälfte.

Diese gesetzgeberischen Fortschritte der Schweiz auf dem Gebiet der Frauenrechte sind hochbedeutsam, sie weisen die Wege, auf denen unsere Gesetzgebung wandeln muß, wenn sie im Einklang mit den Forderungen der Neuzeit stehen will. Die moderne Entwicklung erschließt den Frauen immer mehr Berufsarten; nicht nur ist ihnen die Universität zugänglich gemacht, auch Berufe, die kein Studium erfordern, sind die Verwaltungen der deutschen Staaten, wie eine amtliche Bekanntmachung aus jüngster Zeit besagt, bemüht, den Frauen zu erschließen. Da ist es auch im Hinblick hierauf nicht mehr als recht und billig, auch den nichtselbständigen Frauen, den verheirateten, eine Entschädigung für ihre Arbeit, bestehend in einem Anteil am Ehegewinn, zu gewähren.

Wandlungen im weiblichen Berufsleben.

Die Berufsstatistik des Jahres 1907, die in dieser Zeitschrift zweimal eingehend behandelt worden ist (von Dr. Alice Salomon und, speziell für Bayern, von Ministerialrat Zahn), hat manche Überraschung gebracht. Wenn man auch alle die Umstände in Rechnung stellt, durch welche die große Vermehrung der weiblichen Berufstätigen als eine nur scheinbare, in formal statistischen Gründen beruhende, nachgewiesen wird, so bleibt doch die Tatsache, daß die weibliche Arbeit in den letzten zwölf Jahren ein numerisch und sachlich viel bedeutsamerer Teil der nationalen Volkswirtschaft geworden ist.

Mit dieser äußeren Verbreitung des von den Frauen besetzten Arbeitsgebietes geht aber eine Veränderung Hand in Hand, die noch mächtiger, noch eingreifender und folgenreicher ist: die innere Entwicklung des weiblichen Berufslebens, die Festigung der Vorbildungswege, die Differenzierung der Skala für das Emporkommen, kurz die bestimmtere Gliederung der weiblichen Arbeit in all ihren Zweigen.

Gerade die letzten Jahre haben in dieser Hinsicht bedeutsame Schritte vorwärts geführt. Auf allen Gebieten des weiblichen Berufslebens sehen wir den Dilettantismus, den Notbehelfcharakter verschwinden zugunsten einer strengeren, sachlicheren, zielbewußteren Auffassung des Berufes als eines Selbstzwecks. Dem Staate ist die Einsicht gereift, daß auch das weibliche Berufsleben durch feste Ordnungen geregelt, in feste Formen gebracht werden müsse, wenn es für die Ausübenden selbst und für die Gesamtheit ein Segen und nicht ein Fluch sein soll. Er hat durch Neueinrichtung von Prüfungen (z. B. für die Krankenpflegerinnen, für Hauswirtschafts-, Gewerbe- und Handelsschullehrerinnen usw.) neue Ziele gesteckt, und die Erreichung der alten durch feste Garantien besser gesichert. Er macht den Frauen das Fachschulwesen von den unteren bis zu den höchsten Instanzen mehr und mehr zugänglich. Das letzte Jahr brachte die Immatrikulation der Frauen auf den preußischen Universitäten, ihre offizielle Zulassung zu landwirtschaftlichen und technischen Hochschulen. Die gewerbliche Ausbildung der Mädchen gewinnt immer bestimmteren Charakter. Neue Anstalten entstehen, oder Fachschulen, die bisher für Knaben ausschließlich bestimmt waren, öffnen sich den Mädchen. Der Gedanke, den gewerblichen Bildungsgang der Mädchen in derselben Art zu regeln wie den der Knaben — durch Lehrlingszeit, Gesellen- und Meisterprüfungen — erobert sich mehr und mehr die maßgebenden Kreise. In der Landwirtschaft, dem numerisch stärksten Arbeitsfeld der Frau, beginnt ein Fachschulwesen sich aufzubauen. Die große Gewerbenovelle macht die Pflichtfortbildungsschule für die gewerblichen Arbeiterinnen möglich, während die für die Handelsangestellten sich rasch (wenn auch noch nicht rasch genug) ausbreitet.

Es entstehen große neue Berufsgebiete. Es sei nur an das der sozialen Berufe erinnert, das sich, einmal für die Frauenkraft erschlossen, rasch verbreitert und schon eine Anzahl von höheren und verantwortungsvolleren Posten zeigt, die nur von qualifizierten Kräften ausgefüllt werden können.

Mit dem Wandel der Vorbildung geht natürlich auch eine Veränderung der Lohn- und Gehaltsverhältnisse Hand in Hand, wenn auch in langsamerer Entwicklung, da hier die üble Gewohnheit der wirtschaftlichen Genügsamkeit der Frauen retardierend wirkt.

So rasch ist gerade in den letzten Jahren diese Entwicklung vorwärts gegangen, daß der „Ratgeber für die Berufswahl“, den Frau Josephine Levy-Rathenau und Frau Lisbeth Wilbrandt als fünften Teil des Handbuches der Frauenbewegung (herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer, Verlag von W. Moeser, Berlin S.) im Jahre 1905 herausgaben, schon jetzt fast in allen Abschnitten überholt ist. Die Neuauflage, die in diesen Wochen erscheint,

Digitized by Google

wird zeigen, wie durchgreifend die Wandlungen sind. Sie haben einer Anzahl von Frauenberufen geradezu ein ganz neues Gepräge gegeben und die wirtschaftlichen Aussichten, die Möglichkeiten des Fortkommens usw. so umgestaltet, die Auswahl an Frauenberufen, für den Mittelstand besonders, so vermehrt, daß eine dauernde Aufklärung über diese Dinge notwendig wird, damit die Eltern junger Mädchen in weitesten Kreisen sie übersehen und beurteilen und ihren Töchtern die neuen Chancen und Vorteile in vollem Umfang zugänglich machen können. Es sollen deshalb an dieser Stelle fortlaufend die Hauptgebiete weiblicher Berufsarbeit nacheinander im besonderen Hinblick auf diese Veränderungen beleuchtet werden. Das Material dazu ist durch die Erhebungen und Umfragen, die für die Neuauflage des „Ratgebers" gemacht sind, in vollem Umfang beigebracht. Zu diesem Material von tatsächlichen Angaben, Adressen usw. soll hier eine Art Kommentar gegeben werden, der ihre Bedeutung für den Einzelnen und für die Volkswirtschaft ins Licht setzt.

Versammlungen und Vereine.

Der Deutsch Akademische Frauenbund an der Universität Berlin

ersucht uns um Aufnahme der nachstehenden Mitteilungen (vergl. Septemberheft):

Der Verband der Vereine studierender Frauen Deutschlands hat zum Absatz 8 der Tagesordnung „Stellungnahme des Verbandes gegenüber antisemitischen Tendenzen in der Studentinnenschaft" folgende Resolution angenommen:

> „Der Verband der Vereine studierender Frauen bedauert, daß durch die Art der Absonderung des Deutschen Akademischen Frauenvereins Berlin ein Gegensatz nicht nur in die Berliner, sondern in die gesamte deutsche Studentinnenschaft getragen worden ist. Er verwirft alle Organisationen der Studentinnen, die gegeneinander agitieren."

Wir stellen hierzu fest, daß der Deutsch Akademische Frauenbund Berlin in keiner Weise gegen einen Verein des Verbandes agitiert hat. Im Gegenteil ist der Deutsch Akademische Frauenbund mit dem Verein studierender Frauen Berlin zusammengegangen in der Frage des § 3 der preußischen Immatrikulationsbestimmungen, als es sich also um rein akademische Frauenintereſſen handelte.

Wir stellen ferner fest, daß der Deutsch Akademische Frauenbund zu einer Absonderung durch das Verhalten eines Teils der Mitglieder des Vereins studierender Frauen Berlin gezwungen war, wenn er sich nicht Wirkungsmöglichkeiten in weiten nationalen Kreisen verschließen wollte.

Der Deutsch Akademische Frauenbund verfolgt keineswegs antisemitische Tendenzen. Diese sind ihm erst von der Gegenseite untergeschoben worden. Der Deutsch Akademische Frauenbund bedauert des weiteren die Resolution des Verbandes der Vereine studierender Frauen, die ein geschlossenes Zusammenarbeiten in einzelnen Fragen der akademischen Frauenbewegung für die Zukunft nur erschwert.

Der Deutsch Akademische Frauenbund Berlin.

Die Auskunftsstelle des Deutsch Akademischen Frauenbundes an der Universität Berlin befindet sich bis zum 1. November bei Fräulein stud. phil. Wollenberg, Berlin NW. 6, Karlstr. 39 und bei Fräulein cand. med. Ilse Tesch, Zehlendorf, Paulstraße 1. Alle Anfragen über den Verein sowie Studien- und Wohnungsangelegenheiten werden dort gern beantwortet.

Deutscher Bund abstinenter Frauen.

Generalversammlung am 4. Oktober 1909 im Architektenhause zu Berlin, Wilhelmstraße 92.

Vorm. 10 Uhr: Delegierten- und Mitgliederversammlung.

Abends 8 Uhr: Öffentliche Versammlung im Architektenhause, Saal B.

Eröffnung durch die Bundesvorsitzende Ottilie Hoffmann, Bremen.

Vorträge über die Notwendigkeit der Einführung des Gemeindebestimmungsrechts (Lokal-Option).

a. Volkshygiene und Alkoholismus. Emily Freiin von Hausen, Dresden. b. Armenwesen und Alkoholismus. Fräulein Maria Lischnewska, Berlin. c. Kriminalität und Alkoholismus. Fräulein Gustel von Blücher, Dresden.

Der Vorstand
des deutschen Bundes abstinenter Frauen.

Ottilie Hoffmann, Bremen. Frau Dr. Strecker, Berlin. Emily Freiin von Hausen, Dresden. Frau Dr. Delbrück, Essen. Frau Hedwig Rabich, Gotha. Marie Stucke, Bremen. Frau Hildegard Wegscheider-Ziegler, Dr. phil., Bonn. M. A. Schwarzlose, Magdeburg. Gertrud Streichhan, Berlin.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Der Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform** hat eine Umfrage veranstaltet, um festzustellen, wie stark sich bereits ein praktisches Bedürfnis nach Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen in Preußen fühlbar gemacht hat, und welche Aussichten für die Durchführung der Zulassung bestehen. Es ergab sich, daß an 58 der befragten Orte, welche öffentliche höhere Knabenschulen aufweisen, öffentliche höhere Bildungsanstalten für Mädchen vollständig fehlen, an etlichen sogar auch private, so daß durch Zulassung der Mädchen in die Knabenschulen, sofern diese noch genügend leere Plätze aufweisen, den Einwohnern dieser Orte in vielen Fällen gedient wäre. Im Mittelpunkt des Interesses stand die Frage der Zulassung von Mädchen in die höheren Knabenschulen, und da ergab sich, daß in 73 preußischen Städten von Eltern bereits schriftliche Anträge oder mündliche Anfragen in diesem Sinne an die Direktoren der höheren Knabenschulen gerichtet worden sind, in Rheinland und Westfalen allein 34. Wesentlich war es dem Zentralverband, in Erfahrung zu bringen, welche Stellung Direktoren und Lehrer zu der Frage der Zulassung von Mädchen in höhere Knabenschulen einnehmen. In 47 von den befragten Orten standen Direktoren und Lehrer der höheren Knabenschulen dem Experiment der Zulassung als solchem günstig gegenüber, einige lehnten nur wegen Überfüllung ihrer Anstalten die Zulassung ab, andere sprachen sich bedingt dafür aus, und noch andere verhielten sich abwartend. Von den städtischen Verwaltungen, deren Zustimmung wie in anderen Bundesstaaten wohl auch in Preußen für die Durchführung maßgebend sein wird, befürworteten zwanzig die Zulassung von Mädchen, manchmal unter Hinweis auf die damit verbundenen finanziellen Vorteile für die Stadt; eine lehnte sogar die Gründung einer Studienanstalt ausdrücklich mit der Begründung ab, es wäre ratsamer, die Zulassung der Mädchen in die Knabenschulen zu erstreben. Einige Male haben die städtischen Behörden selbst Petitionen an das Unterrichtsministerium eingereicht oder mitunterzeichnet.

* **Berechtigungen der neuen preußischen höheren Mädchenschule und Studienanstalt.** Die preußische Regierung beginnt mit dem im Landtag gegebenen Versprechen ernst zu machen und den neu geschaffenen Anstalten die Berechtigungen der Knabenschulen zu erwerben. Die ganze Schwierigkeit, die durch die Abweichungen des Lehrplans der Studienanstalten von dem der höheren Knabenschulen für die Berechtigungsfrage entsteht, wird durch folgende, wohl offiziös in die Presse gebrachte Notiz beleuchtet:

Die Apothekerlaufbahn ist nach ihrer besonderen Art als ein geeigneter Frauenberuf anzusehen. Die Erweiterung der Berechtigungen der Frauen, die ihre Zulassung zum Apothekerberuf bedeutet, kann aber nicht von den Regierungen der Bundesstaaten durchgeführt werden, sondern bedarf der Zustimmung des Reiches, weil zunächst die vom Bundesrat erlassene Prüfungsordnung für Apotheker vom Jahre 1904 entgegensteht. In dieser ist die Primareife eines Gymnasiums oder einer Realschule für den Apothekerberuf vorgeschrieben. Nun sind aber die neuen höheren Mädchenschulen mit den Studienanstalten und Lyzeen nicht ohne weiteres als den Gymnasien und Realschulen gleichstehende Anstalten anzusehen. Es bedarf vielmehr einer ausdrücklichen Anerkennung dieser Gleichstellung. Und mit dieser Frage wird sich der Bundesrat nach seinem Wiederzusammentritt beschäftigen. Dabei kann man wohl annehmen, daß die Frage im Sinne des Antrags der preußischen Unterrichtsverwaltung ihre Lösung finden wird.

Wenn auch diese Notiz recht haben wird in der Vermutung, daß der Bundesrat dem Antrag der preußischen Regierung entsprechen wird, so zeigt sie doch zugleich die ganze Komplikation, die für die Berechtigungsfrage durch alle auf dem Grundsatz der „spezifischen Frauenbildung" errichtete Anstalten entsteht. Es muß

jede einzelne Berechtigung von den betreffenden Instanzen neu erworben werden, während bei Gleichheit der Lehrpläne oder bei Coeducation die Mädchen ohne weiteres der an die betreffende Anstalt geknüpften Berechtigungen teilhaftig würden.

* **Gymnasialkurse für Frauen.** Die Reifeprüfung der diesjährigen Abiturientinnen der 1893 von Helene Lange eingerichteten Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin fand am 31. August und 1. September d. J. im Königstädtischen Realgymnasium statt. Den Vorsitz führte Schulrat Klatt. Sämtliche zwölf Abiturientinnen bestanden die Prüfung. Seit ihrem Bestehen hat die Anstalt insgesamt 149 Abiturientinnen entlassen.

* **Die „Soziale Frauenschule"** in Berlin-Schöneberg, Kyffhäuserstraße 21, die von Dr. Alice Salomon geleitet wird und junge Mädchen für ihre Aufgaben in der Familie und für soziale Pflichten vorbereiten will, veröffentlicht ein ausführliches Programm für das neue Schuljahr, das im Oktober beginnt.

Der Unterrichtsplan sowohl für die Unter- wie für die Oberstufe ist demnach zwar auf pädagogische, hauswirtschaftliche und sozialwissenschaftliche Fächer beschränkt geblieben, aber durch Hinzufügung eines Fortbildungskursus erweitert worden. Die auf ein Jahr berechnete Unterstufe soll besonders der Fortbildung der jungen Mädchen für den Pflichtenkreis in der Familie dienen und daneben ihr Interesse für soziale Aufgaben erwecken. Sie stellt daher die pädagogischen Fächer in den Mittelpunkt des Unterrichts und umfaßt: Erziehungslehre, Einführung in das Leben und Wirken bedeutender Pädagogen, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Einführung in die soziale und pädagogische Literatur, Hygiene, Handarbeit und Handfertigkeit, praktische Arbeit im Kindergarten und Übungen in Hauswirtschaft und Kinderpflege. Die Oberstufe bezweckt die Ausbildung der Schülerinnen für soziale Hilfsarbeit oder für Berufsarbeit auf sozialem Gebiet (Leiterin von Kinderheimen, Geschäftsführerin oder Recherchentin von Armenpflege- und sonstigen Wohlfahrtsvereinen, Leiterin von gemeinnützigen Stellennachweisen, in der Arbeiterinnenfürsorge und dergl.). Der Unterricht besteht einerseits in Teilnahme an den Kursen über Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde, Pädagogik, soziale Hygiene, Einführung in die Probleme der sozialen Arbeit, Theorie und Geschichte des Armenwesens, Jugendfürsorge; andererseits in praktischer Anleitung auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege. Während die Unterstufe nur die Vormittagsstunden in Anspruch nimmt, rechnet die Oberstufe mit Schülerinnen, die ihre Zeit vollständig für die Ausbildung zur Verfügung stellen können. Der neueingerichtete Fortbildungskursus, der auf besonderen Wunsch der vorjährigen Schülerinnen zustande gekommen ist, wird nur 4 Stunden wöchentlich umfassen, um auch Mädchen und Frauen, die schon in praktischer Arbeit stehen, Gelegenheit zur Weiterbildung zu geben.

Prospekte über die Schule und den neueingerichteten Fortbildungskursus sind durch das Bureau der Sozialen Frauenschule, Berlin-Schöneberg, Kyffhäuserstraße 21, zu beziehen.

* **Zum gemeinsamen Unterricht in den Vereinigten Staaten.** Der jüngste amtliche Bericht des „Commissioner of Education" für das Jahr vom 1. Juli 1907 bis 30. Juni 1908 enthält eine Reihe sehr bemerkenswerter statistischer Angaben über den gemeinsamen Unterricht. Zunächst ein paar interessante Tafeln über die Beteiligung der Geschlechter am Schulbesuch. Es besuchten in diesem Jahr 8 474 000 Knaben und 8 417 000 Mädchen die Schulen. Sie wurden unterrichtet von 377 000 Lehrerinnen und 104 000 Lehrern. Der Prozentsatz der Lehrer in der Gesamtziffer aller Lehrkräfte hat sich seit 1870 in folgender Weise verändert:

1870	41 Prozent	
1879/80	42,8 „	
1889/90	34,5 „	
1899/00	29,9 „	und
1906,07	21,7 „	

Die Gehälter der Lehrerinnen sind durchschnittlich geringer als die der Lehrer. Das Durchschnittsgehalt der Lehrer betrug 58,06 Dollar monatlich, das der Lehrerinnen 44,08 Dollar monatlich.

Die Statistik der Universitäten zeigt in allen öffentlichen Universitäten, Colleges und technischen Schulen: 46 183 Männer und 14 075 Frauen. An den privaten, d. h. also zum großen Teil auf Stiftungen beruhenden entsprechenden Anstalten betrug die Zahl der männlichen Studenten 61 600, die der weiblichen 41 000. Davon entfallen auf die von Männern und Frauen gemeinsam besuchten Universitäten 65 600 männliche und 33 200 weibliche Studenten. Unter den Lehrkräften dieser Anstalten befinden sich 19 250 Männer und 2 700 Frauen. Interessant ist die Verteilung der Männer und Frauen auf das sogenannte Classical Department einerseits und die General Sciences, also in der Hauptsache Naturwissenschaften, andererseits. Es studierten 24 363 Männer und 9 842 Frauen in der klassischen Sektion; dagegen 9 225 Männer und 2 685 Frauen in der naturwissenschaftlichen Sektion. In den Fachhochschulen oder in den Fachausbildungskursen der allgemeinen Hochschulen studierten in den technischen Fächern 30 800 Männer gegenüber nur 28 Frauen. Für Pädagogik werden 2300 Männer und 4620 Frauen angegeben; für Handelswissenschaften 6860 Männer und 2250 Frauen. In den öffentlichen

Lehrerseminaren studierten 13 260 Männer und 30 800 Frauen. An den öffentlichen höheren Schulen unterrichteten 16 670 Lehrer und 18 730 Lehrerinnen bei 327 800 Knaben und 442 653 Mädchen. Von der Gesamtziffer der höhere Schulen besuchenden Schüler betrugen also die Knaben 42,54, und die Mädchen 57,46 Prozent. Von den öffentlichen höheren Schulen waren ausschließlich für Knaben 33 mit 21 570 Schülern, ausschließlich für Mädchen 23 mit 22 824 Schülerinnen; für beide Geschlechter gemeinsam waren 8904 Schulen, die von 306 231 Knaben und 419 829 Mädchen besucht wurden. Von den Privatschulen waren 300 ausschließlich für Knaben mit 23 860 Schülern, und 445 ausschließlich für Mädchen mit 25 000 Schülerinnen; gemeinsam für beide Geschlechter waren 575. Da im Elementarschulwesen der gemeinsame Unterricht ganz durchgeführt ist, so ergibt sich, daß der weitaus größte Prozentsatz der in den Vereinigten Staaten die Schule besuchenden Kinder in gemeinsamen Schulen unterrichtet wird.

Berufliches.

* **Die Diplomprüfung** an der Handels-Hochschule in Berlin bestanden zwei Damen.

* **15 weibliche Handwerker** legten in Augsburg die **Meisterprüfung** mit Erfolg ab.

* **Frauen für die Buchbinderei** bildet die städtische Handwerkerschule in Breslau aus. Schulgeld 10 ℳ vierteljährlich.

* **Über die Versorgung der Hinterbliebenen von Staatsbeamtinnen in Italien** wurde im italienischen Parlament ein Gesetzerlaß angeregt. Der Abgeordnete Pacetti hat eine diesbezügliche Petition eingebracht. Um die Billigkeit und Notwendigkeit dieser Forderung zu beweisen, zitierte Pacetti ein paar Fälle, die großen Eindruck auf die Kammer machten. Drei Waisen einer Lehrerin, die zwanzig Jahre unterrichtet hatte, erhielten mit Mühe und Not als Gnadengeschenk 100 Lire; ein sechsjähriges Kind, dessen Mutter als Telephonistin 21 Jahre lang dem Staat gedient hatte, wurde mit seinen Forderungen vom Oberrechnungshof abgewiesen. In seinen Ausführungen berief sich Pacetti auf das Beispiel Frankreichs, wo die Pensionsordnung schon seit längerer Zeit zugunsten der Hinterbliebenen weiblicher Staatsbeamten geändert wurde.

Der Staatssekretär versicherte in seiner Antwort, daß die Regierung bei der bevorstehenden Revision des gesamten Pensionsgesetzes die Interessen der Beamtinnen bestimmt berücksichtigen werde, ohne sich um die ablehnende Haltung der Corte dei Conti zu kümmern.

(Neues Frauenleben.)

Soziale Fürsorge.

* **Eine „Fürsorgedame"** (der — wenig ansprechende — Titel ist ein offizieller) ist am kgl. Polizeipräsidium in Berlin auf Anregung der „Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge" angestellt worden. Ihr Gehalt trägt zur Hälfte der Staat, zur Hälfte die Zentrale. Ihre Aufgaben bezeichnet die Zeitschrift „Jugendwohlfahrt" folgendermaßen:

Die Fürsorgedame hat nach Kräften dafür zu sorgen, daß alle jugendlichen Personen, hinsichtlich deren die polizeilichen Ermittelungen die Notwendigkeit der Fürsorge ergeben haben, dem Schutz geeigneter Organisationen der freien Hilfstätigkeit unterstellt werden.

Zu diesem Zwecke wird die Fürsorgedame sich täglich im Polizeigefängnis und Polizeigewahrsam aufhalten, die eingelieferten Personen sich vorführen lassen und die Möglichkeit der Hilfeleistung prüfen. Auf Wunsch wird die Fürsorgedame für die Familien erwachsener eingelieferter Personen die Fürsorge anbahnen. Ferner wird sie die Sorge über die ihr von den übrigen polizeilichen Dienststellen zugeführten Personen übernehmen, die ihr zugeschriebenen Akten in ihrem Zimmer durchsehen, ob Anlaß zum Eingreifen der freien Hilfstätigkeit gegeben ist, und zutreffendenfalls die erforderlichen Angaben aus den Akten an geeignete Hilfsorganisationen weitergeben.

Die Fürsorgedame wird ferner die ihr durch Vermittlung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge oder unmittelbar zugehenden Ersuchen — besonders der Rettungsvereine — um Vermittlung polizeilicher Hilfe oder Auskunft entgegennehmen und unter Zuziehung der zuständigen Dienststellen erledigen.

Ein Bericht über die Tätigkeit der Fürsorgedame liegt für den Monat Juli vor. Danach wurde die Fürsorgestelle im Monate Juli in 148 Fällen in Anspruch genommen. Es wurden der Fürsorgedame 70 Jugendliche und eine Erwachsene mit ihrem Kinde aus dem Polizeigewahrsam vorgeführt. Das Ergebnis war verhältnismäßig günstig. In 28 Fällen mußte die Unterbringung in Fürsorgeerziehung erfolgen, weil es sich um aus Anstalten oder Lehrstellen entlaufene Zöglinge oder sittlich verwahrloste Mädchen handelte; in den übrigen Fällen aber konnte durch Beschaffung von Arbeit, Lehrstellen, Versöhnung mit den Eltern oder Zurückbeförderung in die Heimat geholfen werden. Von der Kriminalpolizei wurden der Fürsorgedame 45 Fälle zur Bearbeitung übergeben. In 32 handelte es sich darum, die Einleitung der Fürsorgeerziehung tunlichst zu vermeiden und

die des Umhertreibens, Bettelns, Stehlens beschuldigten und überführten Kinder auf andere Weise vor der Verwahrlosung zu bewahren. Die Einleitung der Fürsorgeerziehung wurde nur in einem Fall von der Dame beantragt; in den übrigen 31 Fällen ist zu hoffen, daß die Unterbringung in Erziehungsanstalten genügen wird, um die Verwahrlosung zu verhindern. Rat und Auskunft der Fürsorgedame wurde in 31 Fällen von Vereinsvertretern, Privatpersonen und Beamten nachgesucht. Die Sprechstunde wurde von 63 Personen besucht.

* **Als stellvertretende Armenvorsteherin** in die Armenkommission S1 c in Berlin wurde nach jahrelangen Kämpfen eine Frau gewählt.

* **Die Säuglingssterblichkeit** beträgt nach dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1908 im ersten Lebensjahr auf 100 Lebendgeborene:

Norwegen	8,1
Schweden	8,4
Irland	9,5
England	11,8
Dänemark	12,1
Frankreich	14,3
Italien	16,6
Deutschland	18,5
Ungarn	20,5
Österreich	21,5
Europ. Rußland	27,2

* **Als Polizeipflegerin** wurde Fräulein Frida Globerer in Freiburg i. Br. versuchsweise beim dortigen Bezirksamt bestellt. Sie wird hauptsächlich bei der Aufsicht über die in Freiburg untergebrachten Pflegekinder mitzuwirken haben.

* **Über die Mitwirkung von Frauen bei der Armenpflege** veröffentlicht das bayerische Staatsministerium des Innern folgende Entschließung:

Die günstigen Erfahrungen, die insbesondere in außerbayerischen Gemeinden mit der Mitwirkung von Frauen bei der öffentlichen Armenpflege gemacht worden sind, lassen es wünschenswert erscheinen, daß auch die Gemeindebehörden und Armenpflegschaftsräte in Bayern dieser Mitwirkung sich in weitergehendem Maße bedienen. Eine gesetzliche Regelung der Angelegenheit im Sinne des Gesamtbeschlusses des Landtags vom 4. Februar 1908 wird voraussichtlich erst im Zusammenhange mit der eingeleiteten weitergehenden Änderung der bayerischen Heimat- und Armengesetzgebung durchgeführt werden können. Aber auch schon nach dem geltenden Rechte sind die Gemeinden und Armenpfleger nicht gehindert, Frauen zur geordneten Mitwirkung bei der öffentlichen Armenpflege heranzuziehen. Insbesondere besteht schon jetzt die Möglichkeit, je nach den örtlichen Verhältnissen für die ganze Gemeinde oder einzelne Gemeindebezirke Hilfsarmenpflegerinnen mit einem näher zu bestimmenden Wirkungskreise zunächst ohne die amtliche Eigenschaft im Sinne des Art. 24 des Armengesetzes aufzustellen und solche auch zu den Sitzungen des Armenpflegschaftsrates als Zuhörerinnen oder mit beratender Stimme beizuziehen. Eine Mitarbeit der Frauen wird insbesondere da veranlaßt und erfolgreich sein, wo es sich um eine Unterstützung oder Verpflegung bedürftiger weiblicher Personen oder von Kindern handelt, oder wo ein Eingreifen durch Notstände veranlaßt wird, die auf eine mangelhafte Haushaltsführung zurückzuführen sind, überhaupt in allen Fällen, in denen nach der Natur der Sache eine Frau ein größeres Verständnis mitbringt und daher auch mehr Vertrauen und Erfolge zu erwarten hat als der Mann. Von großem Werte wird es sein, Frauen, die schon in der freiwilligen Armenpflege tätig sind, auch an der öffentlichen Armenpflege zu beteiligen und dadurch ein zielbewußtes Zusammenarbeiten der öffentlichen und der privaten Armenpflege herbeizuführen. Den Gemeindebehörden und Armenpflegschaftsräten wird daher nahegelegt, eine Erweiterung der armenpflieglichen Tätigkeit für den Gemeindebezirk durch Beiziehung von Frauen im Sinne vorstehender Anregung unter Würdigung der örtlichen Verhältnisse in Erwägung zu ziehen. Sofern von dieser Befugnis in einer Gemeinde Gebrauch gemacht werden wird, ist von der Distriktsverwaltungsbehörde hierüber, sowie über die im Laufe der ersten Zeit gemachten Erfahrungen bis 1. Juli 1910 an das Königliche Staatsministerium des Innern zu berichten.

Damit ist die Zulassung der Frauen zur amtlichen Armenpflege in Bayern prinzipiell ausgesprochen. Die formale Anerkennung durch das Gesetz wird hoffentlich nicht zu lange mehr auf sich warten lassen.

* **Eine weibliche Polizeigehilfin** wurde in Zürich provisorisch angestellt. Ebenso unterstellte man einen amtlichen Arbeitsnachweis weiblicher Leitung.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Die österreichische Sozialdemokratie und die Frauen.** Dem Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie in Reichenberg werden von den Wiener Sozialdemokratinnen zwei Anträge unterbreitet. Der eine verlangt, daß die sozialdemokratische Fraktion im Reichsrat in der nächsten Session eine energische Aktion für die Abänderung des Vereinsgesetzes einleiten und mit allem Nachdruck durchführen soll. Die Parteiorganisationen und die Presse sollen diese Aktion unterstützen. Es handelt sich um die Abschaffung

des § 30, der „Frauenspersonen" und Minderjährige von der Mitgliedschaft in politischen Vereinen ausschließt.

Der zweite Antrag verlangt, daß der Parteitag die Fraktion beauftragen möge, zu versuchen, ihren schon zweimal gestellten Antrag auf Ausdehnung des Wahlrechtes auf die Frauen im Parlament zur Diskussion zu stellen. Auch die sozialdemokratischen Vertreter in den Landtagen und Gemeinden sollen vom Parteitag beauftragt werden, in den betreffenden Körperschaften das Frauenwahlrecht zu beantragen, und wo die Genossen im Kampfe um die Demokratisierung des Wahlrechts stehen, soll für Männer und Frauen um das allgemeine Wahlrecht gekämpft werden.

Daß diese Anträge angenommen werden, ist eine notwendige Konsequenz der Stuttgarter internationalen Resolution, durch welche sich die Sozialdemokratie verpflichtet hat, für das Frauenwahlrecht zu kämpfen.

* **Um das Munizipalwahlrecht** in Illinois kämpften die Frauen mit einem kleinen moralischen Erfolg. Es fehlte bei der Abstimmung im Senat nur eine Stimme zur Annahme des Antrags.

Totenschau.

Am 8. August starb zu Berlin Fräulein Dr. med. **Agnes Hacker** im 48. Lebensjahr. Sie hatte noch in Zürich studiert und gehörte zu den älteren Berliner Ärztinnen. Jahrelang hat sie das Amt einer Polizeiärztin bei der Berliner Sittenpolizei bekleidet, und es ist in erster Linie auf ihre Bemühungen zurückzuführen, daß die Untersuchung erstmalig inhaftierter Frauen und Mädchen jetzt durch einen weiblichen Arzt geschieht. Sie war besonders in ihrer chirurgischen Tätigkeit geschätzt, die sie in erster Linie als leitende Ärztin der Frauenklinik weiblicher Ärzte in Berlin, mit der auch die Krankenpflegestation des Berliner Frauenvereins verbunden ist, ausübte. Sie war auch erste Vorsitzende der Vereinigung weiblicher Ärzte zur Begründung eines Frauenkrankenhauses in Berlin, und hat mit nie ermüdender Energie für diese Sache gearbeitet. So bedeutet ihr Tod einen großen Verlust.

Bücherschau.

„Im Moderschlößchen." Roman von Emmy von Egidy. S. Fischer Verlag, Berlin 1909. Der neue Roman von Emmy von Egidy zeigt eine steigende Verfeinerung der Seelendarstellung, des Naturgefühls und der Stimmungskunst. Er ist weniger ein Roman, als eine psychologische Studie. Das Moderschlößchen ist der Sitz eines adligen Geschlechts, in dessen verschiedenen Typen sich die seelische Verfassung des Adels in verschiedenen Formen spiegelt. Ritterlichkeit, die über gesundes Maß hinausgewachsen ist und kein Gegengewicht mehr in realistischem Selbstbehauptungsdrang hat, ausgesprochene moralische und geistige Dekadenz, aufs äußerste verfeinerte künstlerische Sensitivität — schlafwandelnde Sicherheit des moralischen Instinkts in einer Umgebung von Gemeinheit und Verbrechen — starres, selbstbewußtes und beschränktes Beharren in gewohnten Lebensformen und überlieferten Urteilen, das alles ist in verschiedenen lebendigen Typen verkörpert und in den mannigfachsten Situationen eines bunten Alltagslebens zur Darstellung gebracht. So entsteht in der Tat ein lebhaft wirkendes Interieur aus einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht. Die Schwäche des Romans liegt im Aufbau der Ereignisse. Sie sind das Sekundäre, nachträglich hinzu Erfundene, und es gelingt der Verfasserin hier ebensowenig wie in dem vorigen Roman, sie aus der Zuständlichkeit naturnotwendig herauswachsen zu lassen und das epische mit dem rein darstellenden Element kräftig zu einer künstlerischen Einheit zusammenzufassen. Die eigentümliche Situation, daß die eigentliche Heldin nichts selbst erlebt, sondern nur eine Zuschauerrolle im Roman spielt, daß sich in ihr die Schicksale der anderen wie in einem unendlich subtilen Medium abspiegeln, zeigt schon, wieviel mehr es der Verfasserin auf die Charaktere, als auf ihre Schicksale ankam.

„Hoffnungslose Geschlechter." Roman von Hermann Bang. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 1 Mark.) — Dieser in der Bibliothek zeitgenössischer Romane erschienene Erstlingsroman von Hermann Bang zeigt ihn als Begründer jener Romangattung, die seit Thomas Manns „Buddenbrooks" sich auch in der deutschen Literatur eingebürgert hat und den Untertitel zu tragen pflegt „Der Untergang einer Familie". Hermann Bang schildert hier einen ganz ähnlichen Vorgang, wie er uns in den „Buddenbrooks" auf der Grundlage eines ähnlich präzisen Studiums der körperlichen und geistigen Dekadenzsymptome dargestellt wird. Vielleicht in gewisser Weise abhängig von Ibsens „Gespenstern", jedenfalls aber original in der spezifischen Durchführung des Motivs der Ver-

erbung und Dekadenz, zeigt Hermann Bang hier gleich beim ersten Versuch die Genialität, die in seinen späteren Romanen hervorgetreten ist. Dieses Jugendwerk steht, vor allem in der Kraft der psychologischen Beobachtung und Darstellung, keineswegs unter, ja man könnte sogar sagen, in gewisser Weise über späteren Schöpfungen. Es ist ohne Zweifel ein Verdienst des Verlages, den Roman in dieser billigen Ausgabe auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben.

„Golgatha." Ein Balkanroman. Von Bladan Georgewitsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1909. Das politische Interesse, das dieser Roman haben könnte, wird, wie das bei derartigen Schlüsselromanen ja ziemlich durchweg der Fall ist, durch die Einkleidung in etwas beeinträchtigt. Die wirklichen Vorgänge, die zugrunde liegen, müssen doch in eine Sphäre romanhafter Phantastik gerückt werden, in der sich diese realen Dinge seltsam ausnehmen. So kommt etwas Uneinheitliches heraus, eine Mischung von Aktualität und Romantik, die niemals ein einheitliches Kunstwerk ergeben kann. Der Roman ist deshalb lediglich als ein einigermaßen spannendes Unterhaltungsbuch zu bewerten; sofern er Kulturschilderungen enthält, mußten sie durch die Einkleidungen so verwischt werden, daß man nicht recht weiß, wo die Grenze von Erfindung und Wirklichkeit liegt und auch in dieser Hinsicht nicht sehr viel von dem Roman hat.

„Minette von Söhlenthal." Roman von Charlotte Niese. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. (Preis elegant geb. 5 Mark.) Ein geschichtlicher Roman, der die Episode Struensee aus der dänischen Geschichte behandelt. Mit großem Geschick und bemerkenswerter Selbstbescheidung hält sich die Verfasserin in der Hauptsache an das, was sie beherrscht: die Schilderung des Milieus und des Zuständlichen, die sie in ungezwungenster Weise durch liebenswürdig aufgefaßte Personen illustriert. Die große Tragik der Schicksale, die durch die Namen Struensee und Karoline Mathilde bezeichnet ist, und die wohl einen breiteren Pinsel zu ihrer Darstellung verlangt hätte, kommt dabei nicht recht heraus, aber darauf ist das Buch auch nicht angelegt. Wir sehen all diese Geschicke mit den Augen des armen Hoffräuleins Minette von Söhlenthal, die ein Zufall der 15jährigen Karoline Mathilde bei ihrem Einzuge in Altona entgegenführt und die, nachdem das Schicksal sie mit Struensee und Brandt, mit Christian und Juliane Marie auf das mannigfachste verknüpft hat, schließlich die Einsamkeit der Verbannten in Celle teilt. Der Roman gehört jedenfalls zu dem Besten, was Charlotte Niese geschrieben hat.

„Das Lied des Meeres." Roman von Clara Hohrath. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. (Preis elegant geb. 5 Mark.) Es ist ein seltsames Motiv, das hier mit Feinheit und Kraft durchgeführt ist. Auf Hoedik, einer der kleinen bretonischen Inseln, gilt noch von alters her die Theokratie, ausgeübt von einem Priester, der zugleich Schultheiß und Seesyndikus, Fürst und Herr der Insel ist. Ein begabter, schwärmerisch veranlagter junger Geistlicher tritt sein Amt bei den „Iliens", den Inselbewohnern, an, die, obwohl von Mißtrauen gegen jeden „Terrien" erfüllt, ihrem schönen jungen Priesterfürsten anhängen, bis er glaubt, den Kampf gegen ihren uralten heidnischen Heiligen, St. Barz-ar-gwenn, aufnehmen zu dürfen. An diesem Kampf geht er zugrunde, äußerlich und innerlich. Denn er, der selbst ein Seemannssohn ist und ein Sohn der Bretagne, wo die Toten regieren und die Vergangenheit die Gewalt hat, wo Merlin sich noch versteckt hält und König Artus in seiner Felsenhöhle neuen Taten entgegenschläft, er muß inne werden, daß St. Barz-ar-gwenn nichts andres ist, als die ewige Naturgewalt des Meeres, das sein Lied unaufhörlich über die Insel erbrausen läßt. Und vor dieser Allgewalt bricht sein Kirchenglaube zusammen. Aber auch als er aus dem Klosterverbande ausgeschieden ist, und die französische Republik der alten Theokratie ein Ende bereitet hat, löst dieser seine Mensch, der als einfacher Fischer in Hoedik weiter lebt, das ihn mit seiner wilden Poesie gefangen hält, sich innerlich nicht von seinen Gelübden los; er weiß, daß den einfachen Seelen seiner Iliens der Priester immer Priester bleibt. Und so versagt er sich aus tiefster Gewissenhaftigkeit der irdischen Liebe. Und hier ist der sonst oft triviale Schluß, daß das tosende Meer, daß St. Barz-ar-gwenn ihn in seinen Schoß zieht, notwendig und versöhnend. — Die Schilderungen dieser fremdartigen Welt sind von packender Gewalt und Schönheit.

„Schweigende Bettler." Roman von Kurt Münzer. Vita, Deutsches Verlagshaus, 1909. — Nachdem Kurt Münzer in seinem Berliner Roman „Der Weg nach Zion" ein Werk geschaffen, das bei zweifelloser Begabung gleich abstoßend durch den Schwulst und die Grellheit seiner Darstellung, wie durch die Widerwärtigkeit seines Inhalts war, gibt er hier eine kaum zum Roman sich erweiternde Skizze von entschieden diskreterem und feinerem Charakter. Spielt auch hier wieder sexuelle Entartung eine nicht geringe Rolle, so drängt sie sich doch nicht in der Weise in den Vordergrund, und sie wird in der Darstellung gemildert durch ein geistigeres Element. „Schweigende Bettler" heißt der Roman, weil er eine Reihe von Menschen zueinander führt, sie in inniger Zuneigung zueinander entbrennen läßt und sie doch durch innere und äußere Bedingungen unter einen Bann stellt, der sie alle zwingt, einander trotzdem fern und fremd zu bleiben. Nicht immer wirkt diese innere oder äußere Notwendigkeit überzeugend, besonders weil die Personen, die einander so wie durch einen Strom getrennt gegenüberstehen, zu sehr gehäuft sind. Darunter leidet die Glaubwürdigkeit und das Ganze wirkt wie Absicht und Willkür des die Drähte ziehenden Autors. Im einzelnen enthält das Buch manche lyrische Schönheit, manchen eigenartigen künstlerischen Einfall.

„Goethes Briefe an Frau von Stein." Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Leipzig, Inselverlag 1909. Preis 2 Mark. Der künstlerisch vornehm ausgestatteten

Luxusausgabe der „Briefe Goethes an Frau von Stein", die im Vorjahre veröffentlicht wurde, hat der Inselverlag nunmehr eine vortreffliche Auswahl, gleichfalls besorgt und eingeleitet von Julius Petersen, folgen lassen. Sie bedeutet einen wertvollen Beitrag zu den ausgezeichneten 2 Mark-Bänden des Inselverlags, die die hervorragendsten Dokumente aus großen Literaturepochen in handlicher Form, vorzüglicher Ausstattung, und von bedeutenden Literaturkennern ausgewählt und kommentiert, bieten wollen, und das zu einem Preise, der in Anbetracht der Gediegenheit der Ausgaben ein ganz billiger zu nennen ist. Petersens Auswahl ist ziemlich umfangreich, über 300 Druckseiten umfassend; er hat mit vielem Geschick das Charakteristische zusammengestellt, aus dem sich innere Zusammenhänge, da, wo sie fehlen, leicht vom Leser ergänzen lassen; hie und da hilft dabei auch eine erläuternde Bemerkung. Sein Vorwort ist vorurteilslos und warm zugleich: nichts von jenem kleinlichen Bemühen, „Legenden zu zerstören", als bedeutungsvoll in der Phantasie Lebendes herabzuziehen. Ganz objektiv betrachtet er die kleinlichen, menschlich so begreiflichen Schlußkapitel dieser Dichterliebe, indem er selbstverständlich auch, den Tatsachen gemäß, von Äußerungen würdelosen Grolles seitens der tief verletzten und innerlich gebrochenen Frau spricht. „Aber," setzt er hinzu, „da die Briefe an Goethe aus der Zeit ihres Glückes der Vernichtung anheimgefallen sind, gewinnen die späteren Zeugnisse menschlicher Schwäche ein unverhältnismäßiges Gewicht." Und er maßt sich kein Recht an, die Gloriole zu zerstören, mit der Goethe als Liebender Frau von Stein verklärte, und nennt sie trotz allem die Frau, „die ihn am besten verstanden und am tiefsten in sein Inneres geblickt hat". — Ich möchte diese so wertvolle und billige Auswahl als ergänzende Lektüre zu der unter dem Titel „Goethes Freundinnen" (ausgewählt und eingeleitet von G. Bäumer) erschienenen ausgezeichneten Auswahl von charakteristischen Briefen und Dokumenten aus dem Kreise der Frauenwelt um Goethe warm empfehlen. Anna Brunnemann.

„Kinder vor Gericht." Von Wilhelmine Mohr. Berlin W. 1909. An diesem Buch ist weniger der Text wertvoll, der auch durch eine gewisse journalistisch-pathetische Darstellungsweise seinem Stoff nicht ganz angepaßt ist, als vielmehr eine kleine Sammlung von Fällen, die vor Jugendgerichten zur Verhandlung gekommen sind, und die in die Psychologie des jugendlichen Verbrechertums und die sozialen Zustände, aus denen es hervorgeht, hineinleuchten. Über die Jugendgerichtsbewegung wird eine ganz knappe, aber auch Österreich mit in Betracht ziehende Orientierung gegeben.

Kurze Anzeigen.

„Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer." Die geschichtliche Entwicklung des Mittelmeerraumes. Von Privatdozent Dr. P. Herre. 178 S. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 46). Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1909. (Preis 1 Mark, geb. 1,25 Mark.) Die vorliegende Arbeit gibt zum erstenmal eine zusammenfassende Schilderung der gewaltigen Geschichte des Mittelmeergebietes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Die Darstellung verfolgt nicht die Schicksale der einzelnen Völker, sondern richtet den Blick allein auf die allgemeine den Gesamtraum überspannende Entwicklung und die sichtbar und unsichtbar treibenden Kräfte, deren Kampf die 4000jährige Geschichte erfüllt, und die den heutigen Zustand emporwachsen ließen. Gerade auf die Herausbildung der jetzigen politischen Machtverteilung im Mittelmeer ist der Schwerpunkt der Darstellung gelegt. Italiens koloniale Bestrebungen, die Marokkopolitik der Franzosen, die orientalische Frage werden allseitig beleuchtet. Neben den politischen sind die wirtschaftlichen und kulturellen Probleme in gleicher Weise behandelt, so daß man tatsächlich einen Überblick über die Gesamtentwicklung der Verhältnisse am Mittelmeer gewinnt.

Wir verweisen außerdem noch auf die folgenden, in der hübschen, handlichen und billigen Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (im gleichen Verlag und zu gleichem Preise) erschienenen Bändchen. **„Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart."** Von Professor Dr. Hunzinger. 154 S. **„Volkswirtschaft und Staat."** Von C. Kindermann. **„Hörbare, sichtbare, elektrische und Röntgen-Strahlen."** Von F. Neesen. **„Unsere Sinnesorgane."** Von E. Mangold. **„Unsere Kleidung und Wäsche."** Von K. Weinberg, P. Schulze, B. Brie.

Entwurf einer Petition, betreffend das Verbot weiblicher Bedienung in Gast- und Schankwirtschaften. Von Camilla Jellinek. Was gegen diese Petition, für die von der Verfasserin jetzt allenthalben Unterschriften gesammelt werden, zu sagen ist, hat eine Erklärung der drei Vorsitzenden des Bayerischen Frauentages in prägnanter Form zusammengefaßt. Wir haben diese Erklärung in der Septembernummer unserer Zeitschrift abgedruckt, und es genügt, an dieser Stelle darauf zu verweisen.

Zum 70. Geburtstage von Professor Hans Thoma (2. Okt. 1909) gibt die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin eine Festgabe heraus „Hans Thoma und seine Weggenossen" betitelt. Die Gabe wird 30 Vollbilder in vollkommener Doppelton-Wiedergabe nach den schönsten Werken des Meisters und seiner Weggenossen enthalten, von Arnold Böcklin, Wilhelm Leibl, Wilhelm Steinhausen u. a. Der Subskriptionspreis für die 30 Kunstblätter zusammen ist auf nur 2 Mark angesetzt. Verlag der Graphischen Kunstanstalt Jos. Scholz in Mainz.

Kleine Mitteilungen.

Deutsche Lehrerinnen im Ausland.

Auf das traurige Los, das junge deutsche Lehrerinnen im Süden Frankreichs oft trifft, wenn sie auf unkontrollierbare Anzeigen hin, für die mit Vorbedacht gern sogenannte gute Familienblätter gewählt werden, Stellungen in Familien annehmen, ist vor kurzem die Aufmerksamkeit der deutschen Regierungen gelenkt worden. Die Direktoren von Lehrerinnenseminaren, die Bezirksschulinspektionen sowie die Kommissionen für höhere Mädchenschulen sind infolgedessen vielfach angewiesen worden, auf diese Zustände aufmerksam zu machen. Auch die Erfahrungen der Lehrerinnenvereine bestätigen es, daß junge Mädchen, die auf scheinbar Vertrauen verdienende Anzeigen ins Ausland gehen, sich oft den schwersten sittlichen Gefahren aussetzen und außerdem häufig in eine Art von Dienstbotenverhältnis hineingeraten.

Wir müssen dem gegenüber immer wieder darauf hinweisen, daß der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein, der eine geordnete Stellenvermittlung für ganz Deutschland eingerichtet hat, auch die großen Lehrerinnenvereine im Ausland zu seinen Mitgliedern zählt. Die Adressen dieser Vereine, die seit ihrer Gründung ihre eigene Stellenvermittlung haben, sollten jeder jungen Lehrerin bekannt sein, die im Ausland eine Stelle sucht. Es sind dies vor allem: Der deutsche Lehrerinnenverein in London W, 16 Wyndham Place, der seit 32 Jahren besteht, der in Frankreich, 8 rue Villejust Paris, vor 20 Jahren gegründet, der in NewYork 44 West 83 St., der italienische in Florenz 110 via dei Seragli. Die Zentralleitung der Stellenvermittlung für Deutschland befindet sich in Berlin W. Bayreutherstraße 38 pt.

Jugendgerichtshilfe. Einen Unterweisungskursus für Helfer von Jugendgerichten veranstaltet die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge während der ersten beiden Oktoberwochen in Berlin, Schinkelplatz 6. Die Vorträge behandeln folgende Gegenstände: Vormundschaftsgerichtliche Fürsorge und Fürsorgeerziehung (Amtsgerichtsrat Dr. Köhne-Berlin), Strafrechtspflege

Damen-Akademie.

Wintersemester: 1. Oktober bis 31. März.

Zeichnen- und Malklassen (Kopf und Akt) die Herren R. Engels, Max Feldbauer, A. Höfer, H. Knirr, A. Weisgerber. Abend-Akt (Beginn 2. Nov.): die Herren Engels und Höfer und Frl. Anna Hillermann. Modellierklasse: Herr H. C. Becher. Tierklasse (Beginn Nov.): Herr Prof. R. Schramm-Zittau. Illustration und Graphik (Beginn Nov.): Herr Ferd. Götz. Kompositionskurs (Beginn Nov.) Herr H. Knirr. Anatomie (Dr. Hasselwander). Kunstgeschichte (Prof. Dr. Voll). Maltechnik (Herr Ernst Berger). Perspektive (Fräulein von Welschbrum). Beginn Nov.

Inskription 1. Oktober 1909, 9—12 Uhr im Sekretariate.

München, Barerstr. 21, 2. Gartenhaus.

Kunstschule des Westens. Für Zeichnen u. Malen.

Berlin-Charlbg., Kantstr. 154a. Sprz. 12—1½ Uhr. Prosp. fr.

Frauenbildungsverein Cassel.

Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen.

Ausbildung in allen gewerblichen Fächern und für den kaufmännischen Beruf.

Seminare zur Ausbildung für Turn-, Handarbeits-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen. :: :: ::

Heim zur Aufnahme auswärtiger Schülerinnen.

Wirtschaftliche Frauenschule.

Auguste Förster-Stiftung, Oberzwehren.

Ausbildung in Hauswirtschaft, Gartenbau-, Kleintierzucht.

Auskunft und Prospekte durch den Vorstand.

Haushaltungs- und Gartenbauschule Schloss Wasserburg a. Bodensee

bei Lindau (Bayern)

eröffnet 1908 mit Genehmigung der K. Regierung v. Schwaben und Neuburg.

Leiter Leonhard. Aktr v. Mattachich.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.

Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung von **schulentlassenen jungen Mädchen** auf die Reifeprüfung.

4 Jahresklassen. Aufnahme zu Michaelis.

NB! Der Unterricht wird mit Beginn des neuen Schuljahres (7. Oktober) in die Räume der **Hesslingschen höheren Mädchenschule,** Dessauer Strasse 24, verlegt. ═══ Näheres Prospekt. ═══

Die Leiterin: **Martha Strinz,**
BERLIN W., Marburgerstr. 16.

gegenüber Jugendlichen (Landgerichtsdirektor Karnatsch-Berlin). Polizeiliche Maßnahmen, Schutzhaft, Polizeigewahrsam, Ausweisung ꝛc. (Ref. noch unbestimmt). Die einschlägigen armenrechtlichen Bestimmungen und die kommunale Fürsorge der Stadt Berlin (Magistr. Dr. Riese-Berlin). Die Jugendfürsorge in der deutschen Arbeiterversicherung und im Gewerberecht (Kgl. Gewerbeinspektor Dr. Bender-Westend). Private Fürsorgestellen und -einrichtungen von Groß-Berlin und ihre Benutzung (Dr. phil. Albert Levy-Berlin). — Die Vorträge finden am 5., 7., 9., 12., 14., 16. Oktober abends 8—10 Uhr statt — Der Besuch des Unterweisungskursus ist für Helfer der Berliner Jugendgerichtshilfe unentgeltlich. — Die Helfer werden aber dringend gebeten, sich rechtzeitig wegen Erlangung einer Eintrittskarte bei dem Vertreter ihres Vereins in der Berliner Jugendgerichtshilfe anzumelden. Für sonstige Personen kostet die Teilnehmerkarte für den ganzen Kursus zwei Mark; sie ist direkt von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, Berlin C., Wallstr. 89, oder durch einen der in der Jugendgerichtshilfe mitwirkenden Vereine oder — soweit noch Plätze vorhanden — vor Beginn des ersten Vortrages an der Abendkasse zu beziehen. — Teilnehmer an einzelnen Vorträgen haben 50 Pfennig bei der Abendkasse zu entrichten.

Das staatlich konzessionierte **Sprach- und Handels-Lehr-Institut für Damen von Frau Elise Brewitz**, Berlin W., Potsdamerstr. 90, beginnt seine neuen Halbjahres- und Jahreskurse am 7. Oktober.

Veranlaßt durch die von Jahr zu Jahr wachsende Schülerinnenzahl muß die Schule abermals vergrößert werden. Vom Oktober ab befinden sich also die Schulräume in der II. Etage des Vorderhauses, unmittelbar unter der in der III. Etage gelegenen, dazugehörigen Damenpension.

Alles nähere durch Prospekte.

Der Heßlingschen höheren Mädchenschule zu Berlin, verbunden mit höherem Lehrerinnenseminar und Frauenschule, anerkannt nach den neuen Bestimmungen für das höhere

Hesslingsche Höhere Mädchenschule
einjähr. Frauenschulkursus
Kindergarten
Lehrerinnen-Seminar
mit eigener Übungsschule
Vorbereitung
zur Ergänzungsprüfung
Berlin SW. 11
Dessauer Strasse 24.
dicht am Potsdamer und Anhalter Bahnhof.
Direktorin: **Hedwig Köster.**
Sprechzeit: Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 12—1, nachm. 3—4½.

Damen-Pensionat.
Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,
dicht am Anhalter Bahnhof.
Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. Beste Referenzen.
Frau **Selma Spranger**, Vorsteherin.

Kranken- Fahr- u. Ruhestühle, verstellb. Kellkissen usw. Preisliste **159** gratis und franko.

R. Jaekel's
Patent-Möbel-Fabrik
Berlin, Markgrafenstr. 20,
München, Sonnenstr. 28.

Das **Durchschwitzen der Kleider** verhindern **unsere geruchbeseitigenden Sanoga-Achselblätter** vollständig.
Preis per 1 Paar M. 1,—
10 Paar M. 7,50
Diskr. Versand franko per Nachnahme oder gegen Voreinsendung des Betrages.
Leipziger Sanogenwerke, Möckern-Leipzig.

1000 Mk.
bar Preise (500, 300, 200 M.)
für neue praktische und gewinnbringende
Erfindungen
Probeabdrucke gratis und franko
J. Bett & Co. Berlin XXVII

PENSION
Schmidt-Fischer
Potsdamer Strasse 27b, I. u. II.
nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten
Gut möblierte Zimmer
mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.
Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Kurse zum Studium der Englischen Sprache
(mit Beihilfe der preussischen Regierung)
veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.
Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Mädchenschulwesen (v. 18. August 1908), wird vom Oktober ab ein Kindergarten für Kinder besserer Stände angegliedert. Anmeldungen bei der Vorsteherin Fräulein Köster im Schulgebäude Dessauerstr. 24. Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag von 12—1. Mittwoch Nachm. von 3—4½ Uhr.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. Gesucht zu sofort in eine katholische adlige Familie in Oberschlesien eine erfahrene wissenschaftlich geprüfte, evangelische oder katholische Erzieherin mit sehr guten Sprach- und Musikkenntnissen zu zwei Mädchen von 12 und 15½ Jahren. Gehalt 1500 Mark bei freier Station.

2. Zu sofortigem Antritt wird nach Rußland in ein Stift eine erfahrene, geprüfte Lehrerin, hauptsächlich für Musik und Englisch gesucht. Gehalt nach Übereinkunft (zirka 500 Rubel im Jahr). Meldungen baldigst erbeten.

3. An eine höhere Mädchenschule in größerer Stadt Westdeutschlands mit Vorbereitungskursen für Lehrerinnen neuerer Sprachen wird eine erfahrene Oberlehrerin gesucht, die eventuell später die Anstalt auf eigene Kosten übernehmen würde. Fächer: Französisch oder Mathematik und Naturwissenschaften. Gehalt und nähere Bedingungen nach Übereinkunft.

4. An die unter staatlicher und städtischer Mitverwaltung stehende Gewerbe- und Handelsschule des Frauenbildungsvereins zu Cassel wird für Herbst oder Ostern eine erfahrene mit hauswirtschaftlichem und Handarbeits- oder Turnunterricht vertraute, geprüfte Lehrerin zur Leitung des technischen Lehrerinnenseminars gesucht. Hohes Gehalt unter Berücksichtigung des Dienstalters. Pensionsberechtigung nach den für Staatsbeamte geltenden Bestimmungen. Bewerbungen sind bis zum 1. Oktober einzureichen an die Vorsitzende des Frauenbildungsvereins, Fräulein Auguste Förster, Cassel, Gießbergstraße 11.

5. Gesucht für höhere Privatmädchenschule in Norddeutschland zu sofort oder 1. April 1910 eine Oberlehrerin. Fächer beliebig. Gehalt 1800 Mark bei freier Station oder 2400 Mark ohne freie Station. Die Stelle ist pensionsberechtigt.

6. In eine adlige Familie in Westpreußen wird für zwei Knaben von 10 und 12 Jahren eine im Knabenunterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit Lateinkenntnissen bis Quarta inkl. gesucht. Gutes Gehalt nach Übereinkunft.

7. Gesucht zu sofort in die Familie eines Bankdirektors in Rumänien eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin mit perfekten französischen Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 6 und einem Knaben von 10 Jahren. Gehalt 1200 bis 1500 Mark bei freier Station und Reise. Freie Rückreise nach 2 Jahren.

8. Nach Süddeutschland wird an eine höhere Privatschule zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische oder katholische Lehrerin mit guten

Guilde Internationale,

6 rue de la Sorbonne, Paris.

Französische Sprach- und Literaturkurse für Ausländer, gehalten von erprobten Lehrkräften, agrégés de l'Université de Paris. Praktische Übungen, Phonetik. Vorbereitung für die Examina an der Sorbonne und der Guilde. MM: Andler, Baret, Legouis, Reynier, Seignobos, professeurs à la Sorbonne, stellen das Arbeitsprogramm auf und leiten die Abschlussprüfungen. Anfragen sind zu richten an Mlle. **Clanet,** agrégée de l'Université de Paris, directrice des études françaises, bis Ende September: Dresden, **Zellesche Strasse 30,** dann: 6 rue de la Sorbonne, Paris.

Ich suche zum 1. Januar oder 1. April 1910 eine

Oberlehrerin

für Mathematik und Naturwissenschaften oder Geographie. Anfangsgehalt 2800 M., alle 2 Jahre Zulage von 200 M.

Berlin W. 50, Nürnbergerstr. 9/10.

E. Willigmann,
Seminarvorsteherin.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag Zimmerstr. 94. (R. Appellius).

Mütter!

gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton“,** welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19. schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton“** für mein ½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton“** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen.“

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2.— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.

Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

französischen Sprachkenntnissen gesucht. Turnexamen Bedingung. Gehalt bei 24 Stunden wöchentlich 1200 Mark. Jede weitere Wochenstunde wird mit 50 Mark jährlich bezahlt.

9. Für die Mittelstufe einer höheren Privatmädchenschule in Sachsen wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin mit perfekten französischen Sprachkenntnissen gesucht. Gehalt je nach Erfahrung und Leistungen 1200 bis 1600 Mark. Eintauf in Pensionskasse. Ferner ist zum 1. April eine Oberlehrerin anzustellen. Belegte Fächer: Deutsch, Geschichte, Religion, Geographie, Naturwissenschaften oder Mathematik. Gehalt nach Übereinkunft.

10. Gesucht an eine Königliche Anstalt in der Provinz zum 14. Oktober, respektive 1. November, 1. eine Oberlehrerin für Deutsch; außerdem Geschichte oder Mathematik oder Religion. 2000 bis 4200 Mark Gehalt, mit freier Dienstwohnung. 2. eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Turnexamen, Unterrichtserfahrung, Alter über 30 Jahre, Gehalt 1500 Mark, steigend, und freie Wohnung.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen

Georg D. W. Callwey, München

und

B. G. Teubner, Leipzig

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Caricin (vorzüglicher Califigersatz).
Angenehmer Geschmack, auch von Kindern gern genommen. Billig, à Fl. M. 1,—.
Für die vorzügliche Wirkung garantieren die alleinigen Fabrikanten.

Kalksaft „Orgas".
Bester Ersatz für Lebertran und Lebertranpräparate.
Vorzüglicher Erfolg b. Rachitis usw. Angenehmer Fruchtgeschmack. à Fl. M. 2,—.

Eisenchocolade „Orgas"
bei Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit. Billig im Gebrauch.
Karton = 50 Portionen M. 2,—.

BANANIN.
Kraftnahrung ersten Ranges. Bei Schwächezuständen jeder Art, Nervosität usw.
Büchse à 500,0 = M. 2,25. — Büchse à 300,0 = M. 1,50.
Literatur und Proben durch die alleinigen Fabrikanten
EBERT & MEINCKE, BREMEN 15.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen :: :: :: in England, :: :: ::
erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau
16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.
gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
- a) für die Familie,
- b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen:
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3–8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

✡ ✡ W. Moeser Buchhandlung, Berlin. ✡ ✡

In unserem Verlage ist erschienen:

Handbuch der Frauenbewegung

herausgegeben von

Helene Lange und Gertrud Bäumer.

I. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern.

XVI und 499 Seiten Lex. 8°, geheftet 9 M., in Leinen geb. 11 M.

II. Teil.

Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten.

VIII und 267 Seiten Lex. 8°, geheftet 5 M., in Leinen geb. 6 M. 50 Pf.

III. Teil.

Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.

XVI und 464 Seiten und 9 Tabellen Lex. 8°, geheftet 8 M. 60 Pf., in Leinen geb. 10 M. 40 Pf.

IV. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

XVI und 418 Seiten Lex. 8°, geheftet 8 M., in Leinen geb. 9 M. 60 Pf.

Band V erscheint in neuer Auflage, siehe Anzeige Seite 2 des Umschlages.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bezugs-Bedingungen.

„DIE FRAU" kann durch **jede Buchhandlung** des In- und Auslandes bezogen werden. ═══ PREIS pro Quartal 2,— M.

Bei **direktem Bezug** von dem Verlag **W. Moeser Buchhandlung**, Sep.-Kto. „Die Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35, kostet das Abonnement im Inland 4,60 M. halbjährlich, nach dem Ausland 10,— M. jährlich.

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner**, Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell**, Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50 M.**, broschiert **5.50 M.**

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35. **W. Moeser Buchhandlung.**

Soeben erschienen:

Die Frauenbewegung

und die

Zukunft unserer Kultur

von

Gertrud Bäumer.

50 Pfg. (mit Porto 55 Pfg.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage.

Berlin S. 14. **W. Moeser Buchhandlung.**

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

Digitized by Google

HQ1103 .I7:2

November 1909

STANFORD UNIVERSITY
DEC 1 8 1909

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.

Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

Die Frau im Theaterberuf. Von Dr. Charlotte Engel Reimers . . . . .
Amalie von Helvig und Erik Gustaf Geijer Von Maria Rassow . . . . .
Die japanische Seele. Von Dr. Poppenberg . . . . .
Späte Erkenntnis. Erzählung . . . . .
Die Bedeutung der Reichsversicherungsordnung für die Frauen. Von Dr. Margarete Berthold . . . . .
Ein französisches Buch über Amerika Von Adalbert Mendelssohn . . . . .
Versammlungen und Vereine . . . . .
Zur Frauenbewegung . . . . .
Bücherschau. — **Anzeigen** . . . . .

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Digitized by Google

Voranzeige

In Kürze gelangt der Band V des Handbuchs der Frauenbewegung von **Helene Lange** und **Gertrud Bäumer**

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

in Neuauflage zur Ausgabe.

Die bedeutenden Fortschritte, welche die weibliche Berufsbildung sich errungen hat, sowie die einschneidenden Veränderungen z. B.:

Die Einführung der preussischen Mädchenschulreform

Die Zulassung der Frauen zur Immatrikulation an allen deutschen Universitäten

Die Einführung eines staatlichen Examens für Krankenpflegerinnen usw.

usw. usw. haben diese Neuauflage nötig gemacht.

Die Bearbeitung liegt, wie bei der ersten Auflage, in den bewährten Händen von Frau Levy-Rathenau, der langjährigen Leiterin der Auskunftsstelle für Fraueninteressen des Bundes deutscher Frauenvereine. Die Verlagsbuchhandlung wird sich ferner bemühen, den Preis im Interesse weitester Verbreitung so billig wie möglich zu stellen. Alles nähere teilen wir in der nächsten Anzeige und durch Prospekte, welche kostenlos von uns bezogen werden können, mit.

Hochachtungsvoll

BERLIN S. 14
Stallschreiber-Strasse 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

17. Jahrg. Heft 2 November 1909

DIE FRAU

herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Frau im Theaterberuf.

Von

Dr. Charlotte Engel Reimers.

Nachdruck verboten.

Vom Los und der Not der Schauspielerin war schon viel die Rede, namentlich in den letzten Jahren. Der ältesten, vornehmsten Bühne Vorsteher, Direktor Schlenther, hat die großen Schwierigkeiten des Theaterberufes in einer Broschüre geschildert; aus den eigenen Reihen traten Mutige hervor, die an die unbeteiligten Frauen, vor allem an die Frauenbewegung appellierten, Louise Dumont, Nina Mardon, auf dem Frauenkongreß 1904 Marie von Bülow, auch sie als einstige Meiningerin mit den Theaterverhältnissen verwachsen. Eine terra incognita ist der Frauenbewegung also das Thema nicht mehr. Und wenn es noch einmal hier behandelt werden soll, so geschieht es nicht in dem Glauben, etwas Neues zu bringen oder gar zu berichtigen, sondern in dem Wunsch, den Beruf der Schauspielerin in den Rahmen der allgemeinen Sozialpolitik zu stellen, zu untersuchen, ob die Übelstände, unter denen sie leidet, in den allgemeinen Verhältnissen unserer Zeit liegen oder spezifische Schattenseiten des Schauspielerberufes sind; ihr Los mit dem anderer erwerbstätiger Frauen zu vergleichen.

Wohl in keinem anderen Berufe sind Mann und Frau so sehr Kollegen wie beim Theater. Es gibt keine Schauspielerinnenfrage, sondern nur eine Schauspielerfrage, wobei der Begriff Schauspieler so weit zu fassen ist, daß alle am Theater engagierten Darsteller einbegriffen werden. Selbst das genügt nicht. Es gibt eigentlich nur eine Theaterfrage. Die Scheidung zwischen Arbeitgebern und -nehmern ist nicht streng durchzuführen. Das Hin- und Herfluktuieren von einer Kategorie in die andere ist sehr stark. Und viele der Mißstände, unter denen die Schauspieler leiden, treffen die Theaterleiter — wenn nicht härter, so doch ebenso

hart. Will man die Stellung der Frau am Theater gründlich beleuchten, so müssen alle Momente zur Sprache kommen, die den modernen Theaterbetrieb charakterisieren. Dazu ist hier nicht der Raum. Aber, wie man wohl ohne Übertreibung sagen darf, daß überall im Erwerbsleben die Frau infolge ihrer Sensibilität, ihrer geringeren physischen Widerstandsfähigkeit, ihrer Wehrlosigkeit als Weib unter allen Widrigkeiten, die der Beruf mit sich bringt, weit mehr leidet als der Mann, so auch beim Theater. Von keinem der Leiden ihrer männlichen Kollegen ist sie verschont. Alles trifft sie wuchtiger, folgenschwerer. Und dazu kommt noch ein Plus spezifisch weiblicher Nöte. Das rechtfertigt es, die Schauspielerin aus dem Theaterbetrieb, der ein geschlossenes Ganzes bildet, gewissermaßen herauszulösen, und die Bedingungen zu betrachten, unter denen sie lebt und arbeitet.

Ein Grundzug im Theaterbetrieb ist der, daß die Schauspielerin durchweg schlechter bezahlt wird als ihr männlicher Partner. Und das ist um so merkwürdiger, als hier wie kaum in einem anderen Beruf die Leistungen der beiden Geschlechter durchaus gleichwertig und gleich anstrengend sind. Nur zu oft ist in den übrigen Berufen, namentlich in der Industrie, die geringere Entlohnung durch die geringere Leistung bedingt, oder wenigstens entschuldigt. Beim Theater durchaus nicht. Es ist im Gegenteil bekannt, daß die Unpünktlichen bei den Proben nicht die Frauen sind, und daß die „Schwimmer", von denen die Fama geht, ihre Ohren würden durch das angestrengte Horchen auf den Souffleur „lang und länger", bei dem starken Geschlecht zu suchen sind. Trotzdem muß sich die Frau von der Chorsängerin und Statistin bis hinauf zur tragischen Liebhaberin und hochdramatischen Sängerin mit geringerer Gage im Durchschnitt begnügen. Der Theaterstaat — denn das Theater ist eine Welt für sich, ein Staat im Staate, der sich seine eigenen Gesetze gibt — ist eben sehr konservativ. Die große Welle der Umwälzung unseres sozialen Empfindens hat ihn nicht erreicht, oder besser, hat erst in den letzten Jahren angefangen, seine Ruhe zu stören. Der Theaterbetrieb trägt noch heute deutlicher als irgend ein anderer das Gepräge des Familienbetriebes, aus dem er entstanden ist. Dies darf man nicht vergessen, will man seine Einrichtungen verstehen. Im Familienbetrieb ist die Frau keine selbständige Arbeiterin, sondern nur die Gehilfin, sei es des Vaters oder des Gatten. Die weiblichen Darstellerinnen in der alten Prinzipalschaft waren zunächst die Frau und Töchter des Prinzipals. Auch die sich diesem unterstellenden Schauspieler kamen als Familien. Die Unverheiratete ist die junge Tochter, die bei den Eltern lebt. Meist sehr jung heiratet sie einen Schauspieler, mit dem sie nun wieder, wie vordem mit den Eltern, das Engagement teilt. Eine selbständige wirtschaftliche Existenz führte also die Schauspielerin im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nicht, oder selten. Aus dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit erklärt sich ihre geringere Besoldung. Und trotzdem längst die Vorbedingungen dafür schwanden, hat sich die Tradition erhalten. Die Ungleichheit in der Entlohnung der Leistungen drückt die Schauspielerin um so mehr, als die Lasten, die sie zu tragen hat, viel schwerer sind als die ihres männlichen Partners. Bekanntlich fällt ihr die Sorge für ihre Kostümierung allein zu, während dem männlichen Darsteller die historischen Trachten geliefert werden. Auch das wurzelt in der Tradition. In der Prinzipalschaft sorgten die geschickten Finger der weiblichen Mitglieder für den eigenen Staat und für den der männlichen Mitglieder. Die alte Madam Ackermann wird uns geschildert an spielfreien Tagen im Verein mit ihren Töchtern

und jungen Schauſpielerinnen eifrig bei der Arbeit an der Theatergarderobe ſitzend. Und da man alle Rollen im Koſtüm der Zeit ſpielte, ſo war die Aufgabe nicht übermäßig ſchwer. Erſt als man in den 30er Jahren anfing, die hiſtoriſchen Stücke auch im hiſtoriſchen Gewand zu geben, als die Anforderungen des Publikums von Jahr zu Jahr ſtiegen, wurde die Laſt übermächtig, erdrückend. Und wenn man heute eine Schauſpielerin fragt, worunter ſie am meiſten leidet, ſo kommt ohne Beſinnen die Antwort: Unter den Toilettenſorgen. Das iſt's, was ihr den Schlaf raubt, ihr die Freude an der Arbeit vergällt, ſie nur zu oft dem Verderben in die Arme treibt. Selbſt bei beſcheidenſten Anſprüchen, wenn das rote Sammetkleid die energiſchen Heldinnen, das weiße Atlaskleid die verfolgte Unſchuld, unter welchem Namen ſie auch auftreten mögen, immer wieder ſchmückt, koſten die Koſtüme Hunderte. Der Wert der einfachſten Ausſteuer, welche die Debütantin mitbringen muß, beträgt mindeſtens 500 bis 600 Mark. Dabei iſt dann natürlich ſchon vorgeſehen, daß die Taillen hoch und dekolletiert, die Ärmel loſe, Renaiſſance oder einfach anliegend getragen werden können. Es iſt ein großer Irrtum, wenn man glaubt, wie das ſehr häufig geſchieht, daß man mit billigen Stoffen auf der Bühne ſich begnügen könne. Seitdem die Gasbeleuchtung dem grellen elektriſchen Licht hat weichen müſſen, ſind die Zeiten vorüber, in denen ein wohlwollendes Halbdunkel manchen Schaden verbarg und ein billiges Gewebe die Täuſchung des koſtbaren geben konnte. Die enorme Verfeinerung des Geſchmackes in den letzten 30 Jahren, namentlich ſeit den Meiningern und Richard Wagner, läßt ſelbſt auf den kleineren Bühnen eine billige Scheineleganz nicht zu. Grobe baumwollene Samte geben nie dieſelben Falten wie ſeidene; billiger unechter Schmuck — gute Imitationen ſind enorm teuer! — wirft keine Lichter und wird ſich ſofort einer ſtrengen Kritik ausſetzen. Der ehrſame Philiſter der Kleinſtadt fährt jährlich in die große Nachbarſtadt oder wohl gar nach Berlin, ſieht dort, wie's gemacht wird, und will es nun ebenſo haben. Aber er iſt nicht im entfernteſten gewillt, ein höheres Eintrittsgeld zu zahlen. Der Direktor muß nach, ſo gut er kann, und ſtellt nun ſeinerſeits immer höhere Anforderungen an ſeine weiblichen Mitglieder. Weit mehr Kummer und Sorgen noch als die hiſtoriſchen Koſtüme machen die modernen Toiletten. Das franzöſiſche Sittenſtück hat die Toilette auf der Bühne zu ganz neuer Bedeutung gebracht. Viele Stücke beruhen einzig und allein in ihrem „Wert" auf dem Toilettenluxus. Bei der ewigen Verlegenheit um aufführbare Stücke, die den Direktor der kleineren Stadttheater treu wie ſein Schatten bis zum Grabe begleitet, wandert alles, was auf den Berliner Bühnen erſcheint und dort die Feuerprobe beſteht, auf alle kleinen Bühnen der „Provinz". Die Sittenkomödie, die das Reſidenztheater, das Trianontheater mit größtem Raffinement und höchſter Eleganz herausbringt, muß auch die Landsberger an der Warthe, die Frankfurter an der Oder blenden. Und die Frau Apotheker und die Frau Amtsrichter wollen an der erſten Liebhaberin die neuſten Moden ſtudieren. Während die Berliner Kollegin, die eine mindeſtens fünfmal ſo hohe Gage bezieht, Hunderte von Malen in dem Stück glänzen kann, muß die Provinzſchauſpielerin oft mehrere Male in einer Woche eine neue Toilette beſchaffen. Denn bei der geringen Anzahl der Beſucher, auf die der Direktor rechnen kann, iſt ein mehrmaliges Wiederholen derſelben Vorſtellungen unmöglich. Nie aber kann die Naive, die Sentimentale oder gar die Salondame es wagen, ſich in einer und derſelben Toilette in zwei

verſchiedenen Rollen zu präſentieren, auch wenn an dem Kleid noch ſo kunſtgerechte „Veränderungen“ angebracht ſind. Das wäre Todſünde und würde weder vom Publikum noch von der Preſſe je verziehen. Je mehr die Konkurrenz wächſt, je mehr Theater entſtehen und miteinander um die doch immerhin noch ſpärlichen zahlungsfähigen Einwohner ringen, je glänzender die Verbindung mit den Hauptſtädten, die es dem wohlhabenden Bürger ermöglicht, dort ſein Theaterbedürfnis zu befriedigen, deſto mehr muß ſelbſt in der kleinen Stadt der Theaterleiter verſuchen, durch äußeren Glanz das Publikum anzuziehen. Und ſo kommt es, daß beim Engagement nicht nach Talent und Können, nicht einmal nach Schönheit, ſondern vor allem nach der Koſtbarkeit der Toiletten gefragt wird.

Einer der wohlwollendſten Theaterleiter, der Baron zu Putlitz, tröſtet ſich und ſeine Leſer[1]) damit, daß „die vorhandene moderne Garderobe auch außerhalb der Bühne verwertbar iſt“. Das trifft nicht einmal für die Herren zu. Bei dem einfachen, ſehr häufig ärmlichen Leben, das die Provinzſchauſpieler führen, ſind ihnen die eleganten Kleidungsſtücke, welche die Bühne erheiſcht, von gar keinem Nutzen. Vollends bei den Damen! Aus den Zahlen der „Zentralſtelle für weibliche Bühnenangehörige“, welche minderbemittelten Bühnenkünſtlerinnen Toiletten billig verkauft, um ihnen auf dieſe Weiſe dort beizuſtehen, wo ſie der Schuh am ſchlimmſten drückt, geht unzweideutig hervor, daß am meiſten Bedürfnis iſt nach eleganten, dekolletierten Kleidern. Wann ſoll die junge Künſtlerin, die im möblierten Zimmer hauſt, ſich ſelbſt ihr Eſſen kocht, dieſe verwerten? Und iſt ſie wirklich bei einem der Honoratioren der Stadt eingeladen, ſo kann ſie nicht einmal dann ſich in einem dieſer Kleider zeigen, da ſofort durch die verſammelte Geſellſchaft ein Flüſtern gehen würde: „das hat ſie als Zaza angehabt“, und man das ganz ſicher unſchicklich finden würde. Es iſt bei den Schauſpielerinnen eine alte Regel, daß die Theatergarderobe und die Privatgarderobe ſtreng geſchieden ſein muß.

Wie groß ſind nun die Gagen, mit denen dieſer Aufwand beſtritten werden ſoll? Man kann folgenden Durchſchnitt annehmen: An mittleren Stadttheatern für erſtes Fach monatlich 200 bis 250 Mark, für zweites Fach 100 bis 120 Mark; an kleinen Theatern 100, 120, höchſtens 160 Mark für erſtes, 70, 80 Mark für zweites Fach. An den großen Stadttheatern beziehen auch die weiblichen erſten Fächer 8000, 10000, ja 15—20000 Mark in der acht- bis neunmonatlichen Saiſon, alſo 1000 bis 2000 Mark und darüber per Monat. Aber wie wenige ſind es, die es ſo weit bringen. Die ganz Großen an den erſten Berliner Bühnen erhalten Gagen von 30—35000 Mark pro Saiſon. Es ſind die Zugkräfte, die den Erfolg des Theaters begründen, auf denen er tatſächlich baſiert. Die zweiten Fächer ſind auch an den großen Bühnen ſchlecht bezahlt. 200 Mark monatlich gilt dafür als gute Gage. Für die weitaus größte Zahl der Schauſpieler und mehr noch der Schauſpielerinnen reicht das Einkommen entfernt nicht aus, um ein entbehrungsfreies, geſchweige ein ſorgenloſes Daſein zu ermöglichen. Trotzdem iſt der Zudrang zum Theater ein enormer. Die Zahl der engagementsloſen Schauſpieler beiderlei Geſchlechts wächſt von Jahr zu Jahr. Und während früher die „Kollektenbrüder“ bejahrte Herrchen waren, die nur zu oft durch unſelige Liebe

[1]) In der kürzlich erſchienenen Broſchüre „Theater-Hoffnungen“, Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt 1909.

zum Alkohol ihr Los ſelbſt verſchuldet hatten, ſtehen die Arbeitsloſen jetzt nicht ſelten in voller Jugendblüte und geben ſich in ihrer Verzweiflung, in der hellen Angſt vor dem Hunger und vor Schlimmerem zu Gagen her, die kein Tagelöhner annehmen würde. Namentlich die Frauen. 25 Mark, ja 20 Mark monatlich ſind nichts Unerhörtes. Das gleicht einer Tagesgage von 83 reſp. 66⅔ Pfennig. Als Tageslohn für den ungelernten Arbeiter rechnet man jetzt 2,50 Mark. Am ſchwerſten hat es natürlich die Anfängerin. Immer mehr wird es Sitte, daß ſie nur dann zum Spielen kommt, wenn ſie auf alle Gage verzichtet, als ſogenannte „Volontärin“ geht. Es gibt Stadttheater, und es ſind noch nicht einmal die kleinſten, an denen die erſten Fächer mit Volontärinnen beſetzt ſind. Selbſt ſolche Volontärinnenſtellen ſind nicht leicht zu bekommen. Beſonders ſchneidige Direktoren laſſen ſich von der Debütantin die Gelegenheit aufzutreten in einer oder der andern Form bar bezahlen. An einem Berliner Theater mußte ein junges Mädchen für 70 Mark Billette kaufen und das Geld dafür auf den Tiſch legen. Die Mutter des Mädchens ſtand dann am Abend vor der Vorſtellung auf der Straße und verſuchte die Billette wieder anzubringen.

Schwerer noch als die kleinen Gagen, wie jämmerlich auch das Leben bei ſolch kleinen Einnahmen iſt, iſt die Unſicherheit der Exiſtenz für den Schauſpieler zu ertragen. Auch hiervon wird die Frau ſchwerer getroffen als der Mann, denn vor dem Hunger rettet ſie bei Erwerbsloſigkeit nur die Schande. Nur an den großen Bühnen wird länger als 6 Monate geſpielt. Im allgemeinen währt die Saiſon von Anfang oder Mitte Oktober bis Palmarum. Das ſind günſtigſten Falles 6½ Monate. Darauf folgen 5—6 Monate ohne Verdienſtmöglichkeit! Selbſt an den größeren Stadttheatern gibt es 3—4 Monate „Ferien“, in denen „das Mitglied zu der freien Verwertung ſeiner Berufstätigkeit berechtigt iſt“.

Leider iſt dieſes Zugeſtändnis noch keine Anweiſung auf eine andere Erwerbsgelegenheit. Auf einer großen Proteſtverſammlung im Dezember vorigen Jahres wurde konſtatiert, daß es nur 6—7000 der Schauſpieler gelingt, an einem Sommertheater anzukommen. Wovon die anderen leben, das wird keine Statiſtik je feſtſtellen können. Ausgehungert und verſchuldet kommen ſie ins Winterengagement, der Direktor muß erſt Vorſchuß zahlen, damit ſie nur die Reiſe bezahlen können. Auch die Glücklichen, die ein Sommerengagement finden, ſind durchaus noch nicht geborgen. Zwiſchen dem Schluß der Winterſpielzeit und dem Anfang der Sommerſpielzeit liegen 6, 8 oft 10 Wochen. Um über dieſe hinwegzukommen, wird nun Engagement für „Nachſaiſon“ oder „Zwiſchenſaiſon“ geſucht. An kleineren Orten ſchließt ſich oft an die eigentliche Saiſon eine Monatsoper; oder der Direktor beglückt nach der Winterkampagne einen noch kleineren Ort als „Nachſaiſon“, ſchließt für dieſe aber auch mit ſeinen alten Mitgliedern neue Kontrakte, um die Reiſekoſten auf ſie abzuwälzen. So wird die Schauſpielerin im Reiche hin- und hergeworfen, von Bremerhaven nach St. Gallen, vom Elſaß nach Elbing. Was dieſe Reiſen verſchlingen, da doch jedesmal Koffer und Kiſten mit den Koſtümen mitwandern müſſen, läßt ſich leicht ausrechnen. Eine mir bekannte Operettenſängerin war nacheinander in einem Jahr in Aachen, Zittau, Göttingen und Böhmen engagiert. Sie gab in dem Jahr für Reiſen 130 Mark aus, ihre Geſamteinnahmen betrugen in derſelben Zeit 1000 Mark. An den kleinen Bühnen bleiben Theaterleiter und Schauſpieler ſelten länger als eine Spielzeit beiſammen. „Es ſind die Theater, welche die

Anfänger heranbilden, um sie nach einem Jahr an größere Institute abzugeben", meint Herr von Putlitz.[1]) Aber selbst der Vizepräsident des Deutschen Bühnenvereins kann sich irren. Es sind durchaus nicht nur Anfänger, die so von einem Ende der deutsch sprechenden Länder zum anderen herumgeworfen werden. Mit Anfängern allein kann kein Theater arbeiten, auch nicht einmal mit einem Personal, in dem die Anfänger das größte Kontingent stellen. Und davon, daß diese Anfänger „herangebildet" würden, kann erst recht nicht die Rede sein. Im Gegenteil. Wenn etwas auf der Welt geeignet ist, den Anfänger zu verbilden, so sind es diese kleinen Theater mit ihrer fürchterlichen Arbeitslast, die kaum Zeit zum Erlernen des Textes läßt, mit den gänzlich ungenügenden Proben, dem in jeder Hinsicht oberflächlichen, unkünstlerischen Arbeiten. Das gerade ist das furchtbar Verhängnisvolle, daß diese Bühnen ihre Mitglieder direkt verderben für bessere, künstlerisch geleitete Institute. Ein großes, starkes Talent wird bald von den herumreisenden Agenten erkannt und aus der Misere erlöst werden. Aber am Theater haben nicht nur die großen Talente Berechtigung. Und manch eine bescheidenere, aber ausgesprochene Begabung, die bei sorgfältiger Pflege und Schulung es zur guten Schauspielerin hätte bringen können, verkommt in diesem Schlendrian aus Mangel einer führenden Hand. Um „Anfänger heranzubilden", dazu gehört ein Maß von künstlerischem Empfinden und Urteil, von Arbeitsfreudigkeit und auch Sorgenfreiheit, pekuniärer Sicherheit, über die der „kleine Direktor" nicht verfügt — sonst hätte auch er es weiter gebracht. Die allzu niedrigen Gagen, die allzu kurze Spielzeit treiben die Schauspielerin von einem solchen Theater zum anderen. Leise mag sich immer wieder die Hoffnung melden, es an einem anderen Ort besser, oder sagen wir: weniger elend zu finden. Denn mit Ausnahme der wenigen guten Hof- und Stadttheater, die man an den Fingern herzählen kann, sind die Arbeitsbedingungen an den Theatern sehr unerquicklich. Zunächst die Garderoben. Eine ruhige, behagliche, richtig ventilierte und temperierte Garderobe, mit ausreichendem Raum und geräumigen Schränken für alle nötigen Toiletten ist für die Künstlerin eine große Erleichterung, eine Wohltat nach der kolossalen Nervenanspannung. Hier ist die Stätte, wo sie sich für ihre große Aufgabe vorbereiten soll, sich in die richtige Stimmung versetzen soll, der einzige Platz, wenn, wie durchgängig, keine Konversationszimmer vorhanden, wo sie sich in unbeschäftigten Momenten ausruhen und erholen kann. Aber selbst bei äußerlich prunkvollen Theatern, deren Bau Unsummen gekostet hat, sind die Garderoben völlig unzureichend. Klein, nicht ventilierbar, oft entsetzlich überheizt, so daß die im leichten Gewand auf die kalte Bühne tretende Künstlerin ihre Gesundheit jedesmal gefährdet, ungenügendes Licht zum Schminken und Frisieren, ungenügender Raum zum Aufbewahren der Kleider. Nicht selten werden die Garderoben tagsüber zu Musikproben und dergleichen benutzt, so daß der Schauspielerin schon total verbrauchte Luft entgegenschlägt, wenn sie sie betritt. In diesen Räumen bringt die Schauspielerin den größten Teil ihrer Tage zu. Denn viele „spielfreie", das heißt arbeitsfreie Tage gibt es für sie nicht. An den größeren Stadttheatern und Hoftheatern ist das Leben für die ersten Fächer verhältnismäßig leicht. Die dramatische Sängerin tritt etwa 8 bis 12 mal im Monat auf, die tragische Liebhaberin 15

[1]) A. a. O. S. 11.

bis 20 mal. Das Repertoire wechſelt, Oper und Schauſpiel löſen einander ab. Die neueinſtudierten Stücke können, wenn ſie gefallen haben, 20 bis 30 mal in der Saiſon gegeben werden. Mehr als 1 bis 2 Neueinſtudierungen pflegen im Monat nicht herauszukommen, den eiſernen Beſtandteil des Repertoires bilden Stücke, die ſeit lange „ſtehen". Die Proben, der anſtrengendſte Teil des Berufes, ſind alſo nicht erheblich. Anders iſt es an den Theatern der Millionenſtadt. In Berlin mit ſeinem rieſigen Fremdenpublikum hat die unſinnige Konkurrenz — Berlin zählt nach dem Theateralmanach ohne Variétés, Kabarets und ſogenannte Enſembles, d. h. gaſtierende Geſellſchaften, 43 Theater — die Theater in eine Spezialiſierung getrieben. Jedes der größeren Theater hat mehr oder weniger ſeine Spezialität, ſeinen „Charakter". Das wechſelnde Repertoire haben außer dem Königlichen Schauſpielhaus meiſt nur noch die Bühnen, die auf ein lokal abgegrenztes Publikum, alſo gewöhnlich ein Vorſtadtpublikum rechnen. An den übrigen Theatern wird ein Stück ſo lange gegeben, als es volle Häuſer macht, d. h. unter Umſtänden 250 bis 300 mal. Und zwar Abend für Abend. Eine zweifache, auch wohl dreifache Beſetzung iſt wohl für die Hauptrollen vorhanden, aber auch nur für dieſe. Man ſtelle ſich vor, was es heißt, 300 mal im „Familientag" eine der alten Tanten zu ſpielen! Neben dieſer allabendlichen Leiſtung laufen dann die Proben für das nächſte Stück. Die unerbittlichſte Lehrmeiſterin, die Konkurrenz, hat in Berlin eine Vollendung des Zuſammenſpiels hervorgebracht, die wohl unerreicht daſteht. Das kann nur mittels langen und ſorgfältigſten Probierens erzielt werden. Während in den gutgeleiteten größeren Hof- und Stadttheatern 8 bis 10 Proben nur auf beſonders ſchwierige Stücke verwendet werden und gewöhnlich 5 bis 6 genügen müſſen, wird an den meiſten Berliner Theatern die Novität 28 bis 30 mal probiert. Das entſetzlich Ermüdende bei dieſen Proben iſt das viele Herumſtehen. Wochenlang hat die Berliner Schauſpielerin morgens Probe und abends Vorſtellung, ſo daß ihr nur wenige Stunden zwiſchen beiden zur Ruhe bleiben. Am Sonntag fallen die Proben aus, dafür ſind Nachmittagsvorſtellungen, deren Schluß ſo ſpät iſt, daß die Schauſpielerinnen nicht nach Hauſe gehen können, ſondern bis zum Anfang der Abendvorſtellung im Theater bleiben. Immerhin iſt die Schauſpielerin an den Berliner Theatern durch die häufigen Wiederholungen desſelben Stückes der Toilettenſorgen überhoben. Es braucht nicht jeden Tag der Korb gepackt, nicht jeden Tag einige Stunden über dem Verändern und Herrichten der Toiletten verbracht zu werden. Zum Lernen der Rollen bleibt mehr Zeit als genug. Viel, viel ſchlechter iſt die Schauſpielerin an kleinen Bühnen dran. Hier iſt das Publikum ſo wenig zahlreich, daß die Novität nur zweimal, wenn ſie ſehr gefällt, dreimal gegeben werden kann. Daher müſſen fortgeſetzt Neueinſtudierungen gebracht werden, und das heißt unausgeſetztes Probieren. Das Perſonal wechſelt von einer Saiſon zur anderen, iſt nicht miteinander eingeſpielt. Trotzdem die Proben 4 bis 5, auch wohl 6 Stunden dauern, iſt oft die Zeit zu knapp; nach Schluß der Vorſtellung muß weiter geprobt werden, bis in die tiefe Nacht hinein. Auch der Sonntag iſt nicht probenfrei, ſelbſt wenn Nachmittags- und Abendvorſtellung iſt. Und ungeachtet dieſer fieberhaften Tätigkeit kommen die Stücke unfertig heraus. Für eine Novität gibt es durchſchnittlich 3, für eine Neueinſtudierung 2 Proben. Die meiſte Zeit muß der Regiſſeur auf das Arrangieren der Dekorationen und Requiſiten verwenden, die Schauſpielerin weiß

nur, wann und wo ſie auf- und abzutreten hat. Inzwiſchen müſſen zu Hauſe in Eile die Kleider gebügelt, verändert werden. Zum Lernen der Rollen bleibt nur zu oft keine andere Zeit als die Nacht. Da wird dann nach der Vorſtellung ein ſtarker Kaffee gebraut und einige Stunden ſtudiert. Trotzdem paſſiert es natürlich mehr als einmal, daß ſie ſelbſt nicht des Textes der Rolle mächtig iſt. Und die Angſt, an einem ſolchen Abend ſtecken zu bleiben, die Anſtrengung des Horchens auf den Souffleur wird allgemein als eine Qual geſchildert. Natürlich leiden die Nerven bei ſolch unſinniger Hetze ungeheuer. Es iſt nichts Seltenes, daß das furchtbar überanſtrengte Gedächtnis ganz verſagt.

Zu dieſer an ſich ſchon ganz enormen Arbeitslaſt kommen nun aber in den kleinen Städten als die ſchlimmſten Strapazen die „Abſtecher" hinzu. Sie ſind für die Schauſpielerin der ſchrecklichſte der Schrecken. Die Stadt iſt zu klein, um ein tägliches Spielen zu erlauben, und ſo zieht der Direktor ein-, zweimal in der Woche mit ſeinem Perſonal in die benachbarten Städtchen und Flecken. Da ſind dann häufig die allerprimitivſten Verhältniſſe. Im Gaſthaus iſt Theaterſaal und Bühne, auf der ſich ſonſt die kunſtbefliſſenen Dilettanten des Städtchens betätigen. Eine Garderobe für die Herren und eine für die Damen iſt gewöhnlich nur vorhanden. Oft auch nicht einmal das: man trennt dann den Raum durch Kuliſſenſtücke oder Laken. Heizen läßt der Direktor nicht, da er ohnehin knapp auf ſeine Koſten kommt. Sind die Orte, nach denen ſolche Abſtecher gemacht werden, ſo gelegen, daß ſie mit der Eiſenbahn ohne Umſteigen zu erreichen ſind und daß die Schauſpieler noch am ſelben Abend heimkommen, ſo läßt es ſich ertragen, auch wenn der Heimatort erſt mehrere Stunden nach Mitternacht — Schnellzug wird natürlich nicht ſpendiert — erreicht wird. Es gibt dann doch immerhin noch ein paar Stunden Schlaf bis zum Beginn der Probe am nächſten Morgen. Zu einer wahren Pein aber werden die Abſtecher, wenn die Verbindung ſchlecht iſt, wenn von der Eiſenbahnſtation noch eine größere Strecke zu Fuß zurückgelegt werden muß, oder wenn die Schauſpieler umſteigen müſſen und vielleicht einige Stunden Aufenthalt haben in irgendeinem kleinen Neſt und dort zu Tode erſchöpft in einem kalten Warteſaal herumfrieren. Und nun erſt, wenn der Beſtimmungsort nur per Omnibus erreicht werden kann! Stundenlang bei ſcharfem Oſtwind und ſtrengem Froſt im zugigen Omnibus ohne Pelze oder Decken, ohne genügendes Abendbrot, da die Diäten — 1 Mark pro Abend gewöhnlich! — dazu nicht reichen — wer das aushält, ohne die Liebe zur Kunſt einzubüßen, bei dem iſt der Enthuſiasmus echt. Wenn aber ein Jahr um das andere vergeht, ohne daß ſich das erhoffte „größere" Engagement findet, wenn Jugend und Frohſinn ſchwinden, die das Elend ertragen halfen, dann kommt jener müde, reſignierte Zug in die Augen der Schauſpielerin, jenes Sichgehenlaſſen im äußeren Auftreten, dem man ſo oft an kleinen Theatern begegnet. (Schluß folgt.)

Amalie von Helvig und Erik Guſtaf Geijer.

Von

Maria Kaſſow.

Nachdruck verboten

„Halten Sie unſere Agnes und Amalie ja recht wert," ſchrieb Goethe in den neunziger Jahren aus Frankfurt an Schiller, „man weiß nicht eher, was man an ſolchen Naturen hat, als bis man ſich in der breiten Welt nach ähnlichen umſieht." Es war die junge Amalie von Imhoff — ſeine „liebe kleine Freundin", der er die „Frauenzimmerlichkeiten" aus ihrem erſten Werk beſeitigen half —, welche Goethe hier neben der nach ihrem Roman benannten Karoline von Wolzogen Schiller empfahl. Als zwanzig Jahre wechſelnder Schickſale und ernſter, vielſeitiger Arbeit die Dichterin der „Schweſtern von Lesbos" gereift hatten, trat das Ungewöhnliche ihrer Natur noch ganz anders zutage. In dieſe Zeit, die Mittagshöhe ihres Lebens, fällt ihre Bekanntſchaft mit E. G. Geijer, die ſo bedeutungsvoll für ſie und für ihn wurde. Ihre Biographin, Henriette von Biſſing, erwähnt Amalies Beziehungen zu dem berühmten Schweden und bringt ein paar Briefe von ihm, aber die Tragweite dieſer Freundſchaft — auch eine literargeſchichtliche Bedeutung hat ſie — geht erſt aus einigen auf neu erſchloſſenen Quellen beruhenden ſchwediſchen Schriften und Veröffentlichungen der letzten Jahre hervor.[1])

Amalie von Imhoff verließ bekanntlich den Weimariſchen Hof, deſſen Zierde die ſchöne Hofdame geweſen war, um ſich mit dem ſchwediſchen General von Helvig zu verheiraten. Die ihrerſeits mehr aus Achtung als aus Liebe geſchloſſene Verbindung brachte ihr trotz redlichen Bemühens nicht das erhoffte Glück. 1804 folgte ſie dem Gatten nach Schweden, fand aber auf die Dauer kein beſonderes Gefallen an dem Leben in Stockholm, wo ſie hauptſächlich in militäriſchen Kreiſen verkehrten, und als ſechs Jahre ſpäter mit Rückſicht auf ihre Geſundheit an ein milderes Klima für ſie gedacht werden mußte, war ihr die Überſiedlung mit ihren Kindern nach Heidelberg nicht unwillkommen. Wenn ſie 1814 nach Stockholm zurückkehrte, ſo geſchah es im Intereſſe der Angelegenheiten ihres Mannes. Helvig war es nach dem Thronwechſel nicht gelungen, Bernadottes, des neuen ſchwediſchen Kronprinzen, Vertrauen zu gewinnen, und endlich verlangte und erhielt er ſeinen Abſchied. Während er grollend nach Deutſchland ging und preußiſche Dienſte nachſuchte, ſollte Amalie ſeine Verhältniſſe in Schweden ordnen und ihm eine Penſion auswirken. Ihr Aufenthalt zog ſich in die Länge, war aber erfolgreich. Ehe ſie dem Norden für immer den Rücken wandte, folgte ſie der Einladung einer früher in Stockholm gewonnenen Freundin, der Frau des Oberſten Silfverſtolpe, nach Upſala.

---

[1]) „Utdrag ur Malla Montgomerys dagbok" af M. G. in Nordisk Tidskrift 1904—07; Dr. Adrian Molin „Geijerstudier" 1906 und „Geijer och Amalia von Helvig" in derſelben Zeitſchrift; Dr. Lydia Wahlſtröm „Erik Gustaf Geijer. En lefnadsteckning." Stockholm 1908. P. A. Norstedt och Söners Förlag.

Frau Malla Silfverſtolpe, geborene Montgomery, iſt eine bekannte Perſönlichkeit in der ſchwediſchen Literaturgeſchichte. „Anſpruchslos und doch verſtändnisvoll verſammelte ſie", wie Amalie ſchreibt, „die großen Geiſter der Zeit um ſich." Die ſchwediſchen Romantiker, ſoweit ſie Upſala angehörten, verkehrten jahrzehntelang — ſie waren ein ſeßhafteres Geſchlecht als ihre deutſchen Vorgänger — in ihrem gaſtlichen Hauſe, und auswärtige, wie Tegnér, Steffens und andere, kamen und gingen. Frau Mallas Tagebuch gibt ein intereſſantes Bild des damaligen Lebens in der nordiſchen Univerſitätsſtadt, die für die ſchwediſche Romantik war, was Jena zwanzig Jahre früher für die deutſche geweſen. „Von ſo viel Neuem auf dem Feld der Poeſie und Philoſophie gelockt", traf nun Amalie von Helvig im März 1816 mit ihrer Schweſter Louiſe von Imhoff und ihren beiden Söhnen im Silfverſtolpeſchen Hauſe ein. — Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft führte Malla die Schweſtern in die Univerſität in eine Vorleſung Geijers, „der Amalie unbeſchreiblich intereſſierte", wie es im Tagebuch heißt, „ſo daß ſie dann alle ſeine Vorleſungen beſuchten".

Erik Guſtaf Geijer war die bedeutendſte, markanteſte Erſcheinung Upſalas. Der junge geniale Hiſtoriker war zugleich Philoſoph, Dichter, Muſiker. Die Vielſeitigkeit ſeiner Begabung, die ihm einſt den Seufzer entlockte, er beneide alle mit einer beſtimmten, ſich ruhig fortentwickelnden Anlage, hatte ihn zu einer ungewöhnlich reichen, feſſelnden Perſönlichkeit werden laſſen. Schon früh von der Stockholmer Akademie preisgekrönt, ſtand er jetzt, als einer der Gründer und Häupter des „gothiſchen Bundes", in der erſten Reihe derer, die neue Wege in Forſchung und Poeſie eingeſchlagen hatten. Mit Jubel wurden ſeine die Vorzeit des Vaterlandes verherrlichenden Dichtungen begrüßt. Sie gehören — zum Teil von ihm ſelbſt komponiert — noch heute zu den Perlen der ſchwediſchen Poeſie. Nach langem Warten hatte der Dreiunddreißigjährige nun, wenn auch fürs erſte noch vertretungsweiſe, die Profeſſur der Geſchichte in Upſala erhalten, und wie wußte der ſeltene Mann, in dem ſich die Naturfriſche und das Urwüchſige ſeiner wermländiſchen Heimat in eigentümlicher Weiſe mit der Gefühlsweichheit der Zeit verbanden, die dicht gedrängte Schar ſeiner Zuhörer zu feſſeln. Daß etwas von Schillers Geiſt aus den Vorleſungen ſprach, daß Fichte und Schelling zu den Vorbildern des ſchwediſchen Gelehrten gehörten, wird die deutſche Zuhörerin mit Freude erkannt haben. — Geijers Äußeres war ſchlicht. Seine Statue vor der Univerſität in Upſala zeigt das Unterſetzte, Gedrungene ſeiner Geſtalt. Doch von ſeinem Stoff begeiſtert, als Redner auf dem Katheder wurde er ſchön, wie die Augenzeugen berichten. „So erſcheint er jetzt auch Amalien, die mit herzlichſter Freude und Enthuſiasmus ihn über den großen Guſtav Waſa reden hört," verzeichnet die Freundin und erzählt, wie Geijer, der nach damaliger Sitte in Mantel, Hut und ſitzend in dem kalten Guſtavianum ſprach, ſich, als er zu der Abſchiedsrede gekommen ſei, die Guſtav Waſa vor ſeinem Tode an die Stände richtete, erhoben, das Haupt entblößt und die Rede ſtehend in ergreifender Weiſe vorgetragen habe. Die Studenten wären ſeinem Beiſpiel gefolgt, „Tränen glänzten in allen Augen, Amalie war hingeriſſen".

Inzwiſchen hatte Frau von Helvig Geijers perſönliche Bekanntſchaft gemacht. Bei dem erſten Zuſammenſein war die Freundin nicht zufrieden mit ihm, ſie fand ihn nicht intereſſiert genug, „ein ſo ausgezeichnetes Frauenzimmer", wie Amalie, kennen zu lernen. Zu ſolchem Tadel hatte ſie aber nie wieder Veranlaſſung.

Das nächſtemal ſchon hieß es: „Reiche Geſpräche — herrlich, heiter, ſo wie Malla (die Schreiberin des Tagebuchs ſpricht eigentümlicherweiſe von ſich ſelbſt ſtets in der dritten Perſon) es immer haben zu können wünſchte. Die göttliche Amalie! . . . Jetzt war auch Geijer hingeriſſen von ihren Intereſſen, ſpielte ſeine Muſik, die den Schweſtern gefiel.“ Ganz Upſala will Amalie kennen lernen, alles iſt erfüllt von ihr. Man gibt ihr zu Ehren ein Konzert, man feiert ſie. Ihren täglichen Verkehr aber bilden Geijer und ſein jüngerer Freund, der Dichter und Äſthetiker Atterbom, die ihren Erzählungen aus Weimar entzückt lauſchen. Die Beiden führen die Schweſtern umher. Man beſieht gemeinſchaftlich die Sehenswürdigkeiten der Stadt, und man kann ſich vorſtellen, wie Geijer den alten Dom mit ſeinen Königsgräbern, das Waſa-Schloß, die Schätze der Bibliothek zu zeigen wußte. Bald kamen die Freunde ſchon des Vormittags, um ungeſtört ihre Arbeiten Amalie vorleſen und mit ihr darüber diskutieren zu können. Sie teilte die eigenen Dichtungen mit, und man beſah ihre — auch von Goethe bekanntlich mit Anerkennung erwähnten — Kopien von Bildern der Boiſſeréeſchen Sammlung, woran ſich lange Kunſtgeſpräche knüpften, die Geijer ganz neue Perſpektiven eröffneten. Der Einfluß Amalies, die ja als Perſönlichkeit ſo unendlich viel mehr war wie als Malerin und Schriftſtellerin, auf den empfänglichen Schweden[1]) wird von ihm ſelbſt, von ſeiner Biographin und von den ſchwediſchen Literarhiſtorikern ſehr hoch eingeſchätzt. Nicht deutſche Romantik brachte Amalie nach Upſala, die hatte längſt über Dänemark den Weg in den Norden gefunden, und zumal Atterbom, der Führer der Gruppe der Phosphoriſten, war ſeit Jahren ein begeiſterter Anhänger derſelben. Nein, es war ein Strom der geiſtigen Kultur Weimars, den die Goetheſchülerin dorthin leitete. Ihr dankt Geijer es, daß er in ſeinen „Minnen“ (Erinnerungen) ſagen kann, Goethes Einwirkung auf ihn ſei in ſeinen ſpäteren Lehrjahren unermeßlich geweſen, er habe von keinem Menſchen mehr gelernt, als von ihm.

Die ſchöne Zeit in Upſala näherte ſich ihrem Ende. Anfang April wollte Amalie mit den Ihrigen reiſen. Da erkrankt ihr älteſter Sohn, der zehnjährige Bror. Bald ſtellt ſich heraus, daß er Scharlachfieber hat. Man entfernt den kleineren Knaben, aber er iſt bereits angeſteckt, wird heftig von der Krankheit ergriffen und ſtirbt nach wenigen Tagen. Der Schmerz der Muttter über den Verluſt des hoffnungsvollen, geliebten Kindes iſt grenzenlos. Da Frau Silfverſtolpe, wie Geijer ſagt, das Genie der Freundſchaft hatte, ſo fand ſie das rechte Mittel, die Gebeugte aufzurichten. Sie ſchrieb den beiden Freunden, wenn ſie nicht ängſtlich der Krankheit wegen wären, ſo möchten ſie kommen und der Unglücklichen die Tage verkürzen. „Geijer kam, und die betrübte Amalie fiel ihm weinend in die Arme, und reichliche Tränen erleichterten ihr gequältes Herz ein wenig.“ Auch Atterbom kam.

Der kleine Bernhard von Helvig ward unter den alten Bäumen des Upſalenſer Kirchhofs begraben. Während der andere Knabe noch Wochen zu ſeiner Herſtellung bedurfte, verſammelte ſich der kleine Kreis allabendlich im Silfverſtolpeſchen Hauſe. Geijers Muſizieren tat Amalie wohl. Dann las man Goethe, Homer, Novalis, aber auch Amalies, leider unvollendete, Briefe über weibliche Erziehung

[1]) Die fruchtbringende Förderung, die Atterbom durch Amalie erfuhr, muß hier übergangen werden. Nur das eine ſei erwähnt, daß ihr „Lied der Nachtigall“ in einer verſchönernden Umdichtung ſich in Atterboms „Lycksaligheterna ö“ findet, wie Fredrik Vetterlund nachweiſt in „Drag ur Amalia von Helvigs litterära förbindelser med Sverige“ 1907.

und Geijers Überſetzung des Macbeth. — Er war der erſte Shakeſpeareüberſetzer Schwedens. — Allmählich fing Amalie wieder an, ſeine Vorleſungen zu beſuchen. Die verſäumten las er ihr vor. Der Kummer auf der einen Seite, der Wunſch zu tröſten auf der anderen, ließen den Gedankenaustauſch noch innerlicher werden als zuvor, und die Übereinſtimmung ihrer Anſichten, auch der religiöſen und politiſchen, wurde ihnen immer bewußter. „Amalie und Geijer ſind jetzt ſtets derſelben Meinung!“ wundert ſich Malla. Man dichtet füreinander; ſo ſchickt Amalie, als der Freund einmal im Scherz eine eiſerne Kette, die ſie trug, ihr genommen und ſich um den Hals geſchlungen hatte, ihm ein Gedicht „Die dunkle Kette“. Man korreſpondiert. Ein deutſches Billet iſt erhalten, das Geijer Amalie ſchreibt, als er bei einer Fahrt nach Stockholm auch Alby aufſucht, wo ſie, ehe ſie nach Upſala kam, gewohnt hatte. „Ich war bei Ihnen“, heißt es da, „und Sie waren dabei, wiewohl Sie nicht dabei waren; in Alby hat mir alles ſehr wohl gefallen, im blauen Kabinett, das Ihr Arbeitszimmer iſt, und auf dem Berge, wo ich hinaufgeſtiegen bin. . . . Adieu, meine liebe Freundin, ich liebe Sie ſehr!“ Geijer komponiert für Amalie, ſie zeichnet ihn. Am 18. Mai wird der Erikstag bei Silfverſtolpes gefeiert. „Amalie ſetzte Geijer einen Lorbeerkranz auf,“ berichtet das Tagebuch, „gerührt und ergriffen fiel er auf die Knie und weinte.“ Auf dem Heimweg dichtete er das Fragment „Der Nachtwanderer“.

So iſt der herrlich ſchöne Tag verſtrichen!
Wie bald, wie bald! Warum biſt du ſo flüchtig
O Zeit!

Er möchte „den Lenz, der ihm ins Herz gezogen“, feſthalten. Beſeligte Erfüllungsgewißheit liegt in der abſchließenden Bitte, nicht vergeſſen zu werden, von Abſchiedswehmut noch nichts, und doch mußten der Nachtwanderer und ſie, die am nächſten Tage die Verſe in Händen hielt, nur zu bald an den Abſchied denken. Ein Fragment ſollte dieſes Herzensverhältnis bleiben wie das Gedicht.

Ja, wenn ſie beide frei geweſen wären! In der Vereinigung mit dieſem harmoniſchen Geiſt, mit dem „Mann mit der ſtarken Seele und dem weichen Herzen“, wie ſie ihn in einem Sonett nennt, das ſie an ihn richtete, hätte Amalie das Glück gefunden, das ihrer Ehe mit Helvig verſagt geblieben war. Und was wäre ſie Geijer geweſen! Der Altersunterſchied — er war ſieben Jahre jünger als ſie — trat zurück, ſie hatte, wie ihre Tante Frau von Stein, jenen Reiz, der den Jahren trotzt. Auch bei ihr war es die Harmonie des Weſens, die Geijer ſo unwiderſtehlich anzog. Wäre ſie nur geiſtreiche Frau, Künſtlerin, Dame der großen Welt geweſen, ſo hätte er ſie bewundert, ſein Herz gewann ſie, daß ſie dabei ſchlichte weibliche Eigenſchaften hatte. Wie mußte neben ihr die ferne Braut verbleichen. „Niemals ſprach er von ihr, und Malla fand, daß er ein kalter Bräutigam war,“ heißt es in den Aufzeichnungen. Die gütige Frau wollte ihn an die Abweſende mahnen und gab ihm am Namenstage einen Roſenſtrauß mit Myrthen darin. War doch auf dieſen Sommer die Hochzeit angeſetzt. „Die Braut war Malla unbekannt, aber ſie tat ihr leid, wenn ſie ſah, wie ganz und gar er von der Gegenwärtigen aufgenommen und entzückt war . . . Amalie und Geijer haben eine ſo unbeſchreibliche Freude eins an des andern Geſellſchaft — aber wie werden ſie es ertragen, wenn ſie ſie entbehren!!“ Auch Louiſe von Imhoff machte ſich Gedanken über der Schweſter „unbeſchränkte Zuneigung zu Geijer“ und ver-

traute ſich der Oberſtin an. Amalie ſchwieg von ihren Gefühlen, doch können wir aus einem Gedicht, das ſie in Upſala verfaßte, „Die heilige Birgitta und ihr Sohn", manches von dem, was ihr Herz dort bewegte, herausleſen. Sie hat aus dem Legendenkreis, der die ſchwediſche Heilige umgibt, die Legende gewählt, in der erzählt wird, wie Birgitta mit ihrem Sohn Karl auf der Pilgerfahrt nach Jeruſalem in Neapel zur Königin Johanna kommt. Dieſe und der ſchöne, vornehme Schwede verlieben ſich ineinander.

Und wie nun Aug' in Auge ſtill ſich ſpiegelt,
Webt ſich zugleich ein unzerreißbar Band.
Des Innern tief Geheimnis liegt entſiegelt,
Da klar ſich eins im andern wiederfand.
Die hohen Kräfte, ſo verborgen ſchliefen,
Erkennt der Geiſt in neuem Lichtes Strahl;
Und, ohn' Erröten, zeigt in ihren Tiefen
Dem Stolz die Liebe ſich zum erſtenmal.

Die folgenden Zeilen beziehen ſich beſonders ſichtbar auf Amalie und Geijer:

Wie hold das Weib dem Blick die Welt belebet
Ins Reich der Kunſt ihn ſchweigend mit ſich reißt,
So einfach groß empor zu ſich erhebet
Im kühnen Schwunge ſie des Mannes Geiſt.

Als aber die Königin von Ehe redet, tritt Birgitta dazwiſchen und verkündet, daß Karl bereits vermählt ſei und zu der „Frühgewählten" zurückkehren müſſe. Leidenſchaftlich erwidert Johanna, wie könne Birgitta glauben, daß er

Geneſen könne an dem ſtillen Herzen,
Das ihm genügt', eh er ſich ſelbſt gekannt?
So hofft nur du, die menſchlich nie die Schmerzen,
Die Wonnen ſolcher Liebe nicht empfand.

Birgitta aber bittet Gott, den Sohn lieber ſterben als unrecht tun zu laſſen, und auf dem Weg zur Hochzeitsfeier ſtürzt er tot nieder.

Dieſe Dichtung und Amalies Überſetzung von Geijers „letztem Skalden" erſchienen in dem „Taſchenbuch der Sagen und Legenden", das ſie im folgenden Jahr mit Fouqué zuſammen herausgab. Die dazu von ihr verfaßte Zueignung zeigt dem Eingeweihten ihren Liebes- und Sehnſuchtsſchmerz ganz unverhüllt. Unter einem Baum oben im Norden habe ſie weilen und alten Harfenklängen lauſchen wollen,

Da traf ein Gott mit ſeinen ſchärfſten Pfeilen
Zu Todesſchmerz die unbewehrte Bruſt;
Und eine Stimme rief mit ſtrengem Mahnen:
„Zum Wohnplatz nicht ward dir dies Tal beſtimmt!
Dir g'nüge, daß zu fernen Lebensbahnen
Ein heil'ges Bild die Seele mit ſich nimmt. — — —
Was du gewonnen hier, was du verloren
Bleibt ohne Maß, an Jammer reich und Glück!
Doch dort verklärt, im Lichte neu geboren
Gibt dir der Himmel beides einſt zurück."

Und zum Schluß ruft ſie den fernen Freunden zu:

Und wo Ihr dort des Vaterherdes Frieden
Euch ſtill erfreut im ſchönen Jugendland,
Gedenkt der Umgetriebnen, die hienieden
Die Heimat ſuchte — und die Fremde fand!

Doch ich habe vorgegriffen. — Den Mai verlebten Amalie und Geijer noch in beglückendem täglichen Verkehr. Inzwiſchen hatte ſich der kranke Knabe erholt, und

Anfang Juni verließen die deutſchen Gäſte Upſala, von Geijer eine Strecke weit geleitet.

Amalie hielt ſich noch einige Zeit in Alby bei Stockholm auf. Dort beſuchte Geijer ſie auf der Durchreiſe einige Stunden. Es waren ſchwere Stunden, in denen die Beiden ſich ausſprachen und entſagungsvoll voneinander Abſchied nahmen. Der ſchmerzlich-beglückende Bund ihrer Seelen aber blieb beſtehen.

Die Liebenden hatten jedoch noch anderes zu ertragen als das eigene Entbehren. — Geijer war in dieſen von Genießen und Arbeit erfüllten Wochen nicht zum Reflektieren gekommen. Wie in einem ſeligen Rauſch hatte er ſie durchlebt. Daß er ſeine Anna-Liſa, die ſeit ſieben Jahren da hinten im Wermland auf ihn wartete, im Stich laſſen könne, daran hatte er im Ernſt wohl kaum gedacht. In der Familie, der er angehörte, rechnete man nicht mit ſolchen Möglichkeiten, und feſt wurzelte er im Elternhauſe und ſeinen Anſchauungen von Treue. Aber auch daran dachte er nicht, daß ſeine Liebe zu Amalie der Braut etwas nahm, dem „ſtillen Herzen, das ihm genügt, eh' er ſich ſelbſt gekannt", wie es in Amalies Gedicht bezeichnend heißt. Er hatte ihr die Braut geſchildert, die Freundin ſeiner Schweſtern, das hübſche Mädchen, das gebildet, muſikaliſch, häuslich war, ganz wie er ſich ſeine Hausfrau einſt gewünſcht, — aber keine Amalie!

Hören wir, was Frau Anna-Liſa Geijer in ſpäterer Zeit in ihren Memoiren über die ſo tief auch in ihr Leben eingreifende Angelegenheit erzählt. Sie erklärt zuerſt, wie es gekommen ſei, daß Geijer, der niemals früher eine ſolche Frau, „ſo geiſtreich, talentvoll und einnehmend", gekannt habe, ſich mit Amalie in Liebe gefunden hätte. Sie geſteht, daß ſie, als der Bräutigam ihr von den deutſchen Damen aus Upſala geſchrieben habe, etwas eiferſüchtig geweſen ſei, aber auf Louiſe von Imhoff, „denn daß man ſich für eine ſechsunddreißigjährige Frau (ſie irrt ſich, Amalie war vierzig) intereſſieren oder in ſie verlieben könne, ſchien mir in meiner Unerfahrenheit unmöglich". Bei ſeiner Ankunft habe ſie Geijer nicht verändert gefunden. „Da eines Tages, kurz vor der Hochzeit, nahm ich auf ſeinen Wunſch, während er mit meinem Vater in der Nachbarſchaft abweſend war, die mir ſo liebe Arbeit vor, ſeine Sachen in das Zimmer, das wir zuſammen bewohnen ſollten, einzuräumen. Als ich ſeine Papiere ordnete, fiel mir eine große rote Brieftaſche in die Hände, die deutſche Briefe und Billete von einer unbekannten Hand, die meiſten mit „Amalie" unterzeichnet, enthielt. Geijer hatte niemals Geheimniſſe vor mir gehabt, und wie ungewohnt mußte er ſein, Geheimniſſe zu haben, wenn er ſolche Briefe, ſolche Ergüſſe unverſiegelt, unverſchloſſen in einem Mantelſack ließ. — Ich las und las, es ſchwindelte mir vor den Augen. Ich fühlte mich wie gelähmt an Leib und Seele; ich konnte nicht ſprechen, nicht weinen; ich mußte zu Bett gehen und war wie vernichtet. So fand mich Geijer bei ſeiner Rückkehr. Ich bat ihn, die rote Brieftaſche zu verwahren, und ſprach von dem, was ich geſehen, und fragte ihn, ob er ſich wirklich in vier Tagen mit mir verheiraten wolle, und ob er glaube, daß ich das könne, nach dem was ich jetzt wiſſe. — Ich habe nicht das Herz, alle folgenden Auftritte voll zärtlicher Verſicherungen, Unruhe, Reue, Verſöhnung zu beſchreiben . . . Ich fühlte mich in meinem Allerinnerſten verletzt und tief gebeugt . . . Ich ſah wohl ein, wie ſchön und rein Geijers und Frau von Helvigs Verhältnis zueinander war, auch wie natürlich es war, daß ſolche Perſönlichkeiten geiſtig ineinander aufgingen, aber es war ein

harter Kampf zu beſtehen, ehe das Herz ſich zu einer wahren und notwendigen Reſignation demütigte."

So fehlte der Geijerſchen Ehe, die der Welt eine ungetrübte ſchien, der Schatten nicht. Trotz immer wiederkehrender Eiferſuchtsausbrüche ſeiner Frau gab Geijer den Briefwechſel mit Amalien, der ihm überdies ein wertvoller Verbindungskanal mit der deutſchen Geiſteswelt war, nicht auf. Er ließ Anna-Liſa jedoch die — ſeinerſeits in ruhigem Freundſchaftston gehaltenen — Briefe leſen. Das war ihr aber kein Troſt, denn es kränkte ſie immer von neuem, die tiefe Sympathie zwiſchen den Korreſpondierenden wahrzunehmen.

Schwerer als Geijer, dem ſein von Erfolg und Anerkennung gekröntes Schaffen und Wirken über vieles hinweghalf, litt Amalie. Einen Einblick in ihr Seelenleben in den erſten Jahren nach jenem Frühling in Upſala gewähren Atterboms Reiſebriefe.[1]) Im Frühjahr 1819 ſchreibt er dem Freunde: „Helvigs Gemüt iſt viel düſtrer, abſonderlicher, labyrinthiſcher und in ſich zerriſſener als vor ein paar Jahren. Amalies Seelenſtimmung iſt in demſelben Verhältnis matter, diſtraiter und unruhiger. Hätte ſie ſich doch von ihrem Mann geſchieden, ſolange es noch Zeit war!" Sie verſuche ſich durch Geſelligkeit und durch ihre Malerei aufrecht zu erhalten, „doch," meint Atterbom, „wäre es beſſer, wenn ſie ihren Fleiß auf weitere Entwicklung des Talents, das ſie beſonders auszeichnet, verwendete. Sie ſagt aber, daß ſie bis auf weiteres alle ihre poetiſchen Pläne und Entwürfe ruhen laſſen müſſe, da das Bemühen, ſie auszuführen, ihr Inneres zu ſchmerzlich errege." Er beklagt das und findet, daß ſie zu den Ausnahmeweſen unter den Frauen gehöre, die „vielleicht direktere Pflichten gegen Vaterland, Kunſt und Freunde" hätten, als gegen Männer und Liebhaber; überdies ſei ihre Aufopferung vergeblich, da Helvig doch nicht glücklich ſei. „Sie hegt für ihn keine Achtung, hat kein Vertrauen zu ihm, ja im allgemeinen nicht mehr Zuneigung, als die ſich auf die Gewohnheit eines langjährigen Zuſammenlebens gründende; das verbirgt ſie wohl in ihrem Verkehr mit ihm unter einer ziemlich gehaltenen Freundlichkeit, welche jedoch leicht eine krampfhafte Spannung verrät; er wiederum, der das merkt und zugleich vor ſich ſelbſt wohl nicht leugnen kann, daß ſeine Frau in manchen Dingen verſtändiger als er war und iſt, befindet ſich dadurch ihr gegenüber in einer peinlichen Stellung, was bewirkt, daß er ſelten bei Laune iſt . . . Da nun eine Tochter dieſen unglückſeligen Bund noch mehr beſiegelt hat (1818 war Dora von Helvig geboren), muß derſelbe freilich noch unauflöslicher als früher betrachtet werden, doch hat die Geburt der Tochter die Eltern einander nicht näher gebracht." Ein andermal äußert ſich Atterbom freundlicher über Helvig und erkennt ſeine guten und tüchtigen Eigenſchaften an. Es ſei ein Schauſpiel quälendſter Art, zwei hervorragende Menſchen einander durch ihr Zuſammenleben ſo unglücklich machen zu ſehen, und das gerade deshalb, weil ſie beide, ein jeder auf eine andere Art, trefflich ſeien. Nach ſeiner Trennung von Helvigs auf der Heimreiſe ſchreibt Atterbom: „Ich weiß, daß Amalie mich jetzt ſehr entbehrt, denn ich war in Berlin das einzige Weſen, zu dem ſie genügendes Vertrauen hegte, um

[1]) Nicht die veröffentlichten. Seine aus Berlin an Geijer gerichteten intimen Mitteilungen über Amalie gehören zu dem Teil der Reiſebriefe, den er vom Druck ausnahm. Das Folgende iſt den in der Königlichen Bibliothek in Stockholm befindlichen Handſchriften entnommen.

ihm die Pforten ihrer innerſten Herzkammer zu öffnen." Er würde gern ſein Leben für ſie laſſen, aber ein männlicher Vertrauter könne nicht „zur Heilung ihrer Herzenswunde beitragen und zum Stillen des Irionsrades, das ſich brennend in ihrem Hirn umdreht. Vielleicht kann Malla, auf deren Kommen nach Berlin (Frau Silfverſtolpe war kürzlich Witwe geworden) Amalie jetzt gleichſam ihre letzte Hoffnung ſetzt, etwas mehr ausrichten . . . Inzwiſchen malt Frau von Helvig fleißig, macht und empfängt Beſuche und intereſſiert alle Menſchen, aber ſie hält ſich nur durch im Grunde krampfhafte Kraftanſtrengungen aufrecht. Gott ſtärke und rette ſie!"

Mehrere Jahre vergingen, ehe Frau Silfverſtolpes Reiſe nach Deutſchland zur Ausführung gelangte. Als ſie kam, war es in Begleitung von Geijer. Amalie hatte ſich inzwiſchen zu innerer Ruhe durchgerungen. Das Verhältnis zum Gatten hatte ſich harmoniſcher geſtaltet und ſie Troſt gefunden in ihren Kindern und ihrer künſtleriſchen Arbeit. „Geliebte Kunſt! du Troſt ſo vieler Schmerzen!" heißt es bezeichnend in einem Gedicht jener Zeit. Die Freunde aus Upſala fanden ſie mit der Überſetzung von Tegnérs Frithiof beſchäftigt, mit der ſie, um ein Wort Dr. Lydia Wahlſtröms zu gebrauchen, „ihren Namen für immer in Schwedens Literaturgeſchichte einſchrieb". Auch in anderer Weiſe noch hatte ſie das in Upſala begonnene Werk geiſtiger Vermittlung zwiſchen Schweden und Deutſchland fortgeſetzt. Gaſtfrei empfing ſie in ihrem Berliner Salon, der mit Rahels konkurrieren konnte, alle hervorragenderen ſchwediſchen Reiſenden und förderte deren deutſche Bildungs- oder Forſchungsreiſen durch Empfehlungsbriefe. Dankbar wird ihr Name in zahlreichen nordiſchen Aufzeichnungen genannt.

Geijer erzählt von dem Widerſehen mit Amalie in ſeinen „Minnen"[1]) „In Dresden (Berlin bildete den Endpunkt ſeiner deutſchen Reiſe) trafen wir endlich den Schutzengel, der unſichtbar uns faſt überall auf unſerer Reiſe den angenehmſten Empfang bereitet hatte. Amalie hat hier eine ganze Woche auf uns gewartet. Morgen muß ſie leider nach Berlin zurück, wo ich ſie wiederfinde. Es ſind jetzt neun Jahre, ſeit ich ſie ſah, — ſeit jenem Frühling 1816 in Upſala, wohin ſie, ein Engel an Güte und Schönheit kam, . . . und wo im Schatten von Krankheit, Grab und Schmerz neue Freundſchaftsbande geknüpft wurden, ſo reich für mich an Genuß, an Belehrung und Erinnerung. Ich habe niemals ſonſt ein Leben, das jenen Monaten glich, gelebt, wo der Tag mit geiſtreichen Geſprächen verbracht wurde und die Nacht zum größten Teil mit dem Schreiben von Vorleſungen, die auch ſie hören ſollte. — Sie iſt verändert und gleichwohl dieſelbe, ebenſo reich in ihrem Innern. Ich habe niemanden gekannt, der für ſeine Freunde reicher iſt, als ſie, mehr noch durch das Herz als durch den Geiſt, niemanden, der, ſelbſt nicht glücklich, ſo geeignet iſt, Glück um ſich zu verbreiten. Wofür habe ich ihr nicht zu danken! Sie öffnete mir zuerſt das Auge für die Schönheit der Kunſt, in deren Tempel ſie ſelbſt heimiſch iſt, und wenn deren reiner Genuß ſpäter zu meines Lebens höchſten Freuden gehört hat, ſo iſt es ihre Hand, die in deſſen Gewebe jenen goldenen Faden wirkte. Wie freute es mich nicht, an ihrer Hand in Dresdens weltbekannte Galerie zu treten! Es war mit einem eigenen Gefühl zwiſchen Hören und Sehen. Denn ich bekenne, daß ich ſo gern ihrer Stimme lauſchte und

[1]) In „Geijers ſaml. Skrifter".

den ſchönen Gedanken, die mit deren Klang gleichſam zwiſchen mir und dieſen Gemälden ſchwebten, ſo daß ich faſt nur ſah, was ich hörte . . ." Und aus Berlin ſchreibt er: „Eines Vormittags einſame Lektüre in Goethes Kunſt und Altertum — beſonders ſeiner kurzen Kernſprüche voll der edelſten Lebensweisheit — und mein Abſchied aus dem Helvigſchen Hauſe ſind die tiefſten Eindrücke, die ich von hier mitnehme; Amalie ſehe ich wahrſcheinlich nie wieder."

Geijer ſah Amalie nicht wieder. Sie ſtarb 1831. Anſcheinend war ihr Leben in den letzten Jahren nicht unglücklich; in der ſelbſtverfaßten Grabſchrift, die Henriette von Biſſing unter ihren Papieren fand, heißt es freilich wehmütig:

Sie hat geliebt, doch nie genoſſen,
Sie ward geliebt, doch nie beglückt.

Der edle Einfluß aber, der von ihr ausgegangen war, wirkte nach ihrem Scheiden fort. Einige Jahre nach ihrem Tode ſchrieb Frau Anna-Liſa Geijer in ihren Erinnerungen die ſchönen Worte nieder, die uns einen Einblick, den einzigen jetzt möglichen, in Amalies Briefe[1]) gewähren: „Ich habe Frau von Helvigs Briefe durchgeleſen — welche Briefe! Eine ſolche Liebe hat kein Mann auf Erden je verdient. — Wie war die meinige dagegen? . . . Was begehrte ſie? Ein wahrhaftes ſeeliſches Teilnehmen, eine Geiſtesvermählung, worauf ihre Eigenſchaften, ihr Genie und ihre Bildung Anſpruch machen konnten. Ich begehrte dasſelbe in meiner unbeſchreiblichen Einfalt, ohne zu ahnen, woran es mir zur Herſtellung dieſer Harmonie gebrach. — Wie viele Male im Lauf von dieſen zwanzig Jahren habe ich nicht verſucht, dieſe göttlich ſchönen Briefe mit Ruhe zu leſen! Heute iſt es mir gelungen. Ich habe einen ſo reichen und vollen Tag gehabt, wie wenige in meinem Leben. Iſt es von dir, ſeliger verklärter Geiſt, daß mir dieſes widerfährt, dieſe Erhebung in Gedanken und Anſichten? Ich ahne, hoffe es. Iſt es vermeſſen, wenn ich glaube, daß du aus deiner Höhe auf den hier im Leben von dir am meiſten Geliebten herabſiehſt, und daß du zu ſeinem Beſten bei mir mildere, klarere, beſſere Anſichten des Lebens und der Abſichten des Höchſten ſchaffſt, der einigen eine ſo große Fähigkeit zu lieben, zu leiden und zu entſagen gab. Dein einziges Glück war, hier auf Erden ſein ſchützender Genius zu ſein; du ertrugſt das Leben, als es dir eine Laſt war — um ſeinetwillen; dein Ehrgeiz war, ihm nützlich zu ſein, dein Troſt, von Zeit zu Zeit einige Zeilen ſeiner Hand zu erhalten, die ſagten, daß du nicht vergeſſen ſeiſt. Eine ſolche Liebe iſt uneigennützig, göttlich und kann nicht anders, als dem Höchſten angenehm ſein. Was habe ich dem allen gegenüber zu ſtellen? — Gewiß viel Liebe, Treue, aber keine Kraft zu entſagen, und ohne die kommen wir nicht weit. Aber dir habe ich für viel, für unendlich viel zu danken. Wenn die Gemütsſtimmung, mit der ich heute das Leſen deiner tränenbenetzten Briefe beendigte, mich durchs Leben begleiten könnte — hilf mir, daß ich mir Kraft dazu erbitte, du, die ſo gut wußte, wie Liebesqual ſchmeckt."

[1]) Sie ſind erhalten, aber auf Wunſch eines noch lebenden Sohnes von Geijer bisher nicht veröffentlicht worden. Geijers Briefe an Amalie hingegen ſind faſt ausnahmslos vernichtet.

Die japanische Seele.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Einen neuen westöstlichen Diwan haben wir an den fünf Büchern Lafcadio Hearns, die von Orlik in so erlesenem Geschmack eingekleidet sind.[1]) Japanische Namen tragen sie und geschrieben sind sie von einem Engländer, der nach Irrfahrten die Heimat seiner Seele im Osten entdeckte und, wie ein Zurückgefundener, ganz in dem von ihm so sehr geliebten Volke aufging.

Und in ihrer Wesenswirkung geben diese Bücher ganz echten Zusammenklang mit der Kunst Ostasiens. Sie haben den dekorativen Reiz, die artistische Kleinkunst, und sie bergen, genau so wie die Geschmackszierate, unter dem Ornament einen tieferen Lebenssinn.

Und so deutet nun dieser Dichter die Art und Kunst des seltsam eigenen Volkes, das so zart und zugleich so fest und unerbittlich ist, das aus dem Ordnen der Blumen in Vasen, Schalen und Körben eine anmutige Wissenschaft macht, das in seinem Gerät und Schmuck alle Grazienkünste spielen läßt, dessen Häuser und Zimmer blanke Idyllen sind, und das dabei Tod und Kriegsgreuel, Blut und Gewalt als etwas Selbstverständliches ansieht und dem Schrecken der Schlacht und des Untergangs gelassen unerschüttert begegnet.

* * *

Lafcadio Hearn strichelt farbige Holzschnitte in Worten. Er malt den Fujiberg mit der leuchtenden Bucht, den heiligen Berg, den Hokusais Blätter zu starkem Eindruck brachten. Der mächtige Gipfel glüht rosig auf wie eine wundersame geisterhafte Lotosknospe im Frühschein und der ewige Schnee färbt sich golden.

Pilgerpfade schreiten wir zu den Andachtsstätten, die voll Landschaftssymbolik angelegt sind, mit Bäumen bestellt und mit Bronze-Fabeltieren gesäumt; in dämmernde Riesentreppen gehen sie über, zu steilen Terrassen, bis endlich ein Tor sich öffnet, ein leerer Bogen, das „Nichts", das buddhistische Ziel alles Erdewallens.

Dazu gibt es kapriziöse Japonnerien. Die schillernde Lichtphantasie der nächtlichen Straßen geht auf mit ihren Silhouetten hinter den transparenten Papierschiebefenstern und den glänzenden Lackpfosten der Türen. Laternen, Lampions hängen heraus, eiförmig, zylindrisch, vier- und sechseckig, mit Schriftornamenten geschmückt. Und in der Ferne laufen diese Parallelen illuminationswallend zu einer gelben Lichtmasse zusammen.

Japanische Feste werden lebendig und die Blätter Outamaros, auf denen schlanke biegsame Frauen im Falterspiel ihrer Gewänder durch Frühlingsgärten gehen, über hochgewölbte Brücken wandeln und in Blumenbooten bei Lautenspiel über den abendlichen Fluß gleiten, bekommen Bewegung und Sprache, der Schnee

[1]) Zu den ersten drei: Kokoro, Lotos, Izumo erscheint jetzt Kwaidan und Kyushu (alle bei Rütten u. Loening, Frankfurt).

der Kirſchblüten im Frühling leuchtet darüber und die brennende Glut der Ahornblätter im Herbſt.

Die Stimmungen der Tageszeiten werden ſuggeſtiv gebannt: die Duftviſionen des Morgens, mit lang ſchweifenden Wolkenbändern, den Lieblingsmotiven der japaniſchen Ornamentik, die wie hauchige Gazeſtreifen über den Rand der Meeresküſte und über die Häupter der Berge verſchweben.

In Opaltönen glitzert das Meer, Lichtmagie verwandelt die Wirklichkeiten zum Märchen und die hochgebaute Djunke mit aufgehißtem Segel hinter den Holzverſtrebungen der vielpfeilerigen Brücke wird zu einem morgenländiſchen Phantom.

Die Variationen der Strömungen im Sonnenuntergangreflex werden empfänglich genoſſen. Purpur, Roſentöne und blaſſes Orange ergießt ſich auf Ringe, Strahlen und Spiralen des Waſſerſpiegels, die Silhouette eines fichtentragenden Eilandes fällt überſchattend darüber und immer glühender entbrennt der Glanz, bis die Fläche als flüſſige, wabernde Goldbronze daliegt.

Mit der Andacht zum Unbedeutenden gibt ſich Lafcadio Hearn der Beobachtung auch des Kleinſten hin. Er empfängt den Rhythmus des Geklappers japaniſcher Holzpantoffeln wie Muſik. Die Kultur der japaniſchen Füße bewundert er, das Frauenhaar, die künſtlichen Friſuren, die ſo bildhafte Namen tragen und die am phantaſievollſten die buddhiſtiſchen Göttinnen krönen, jene Mädchenengel, die im Blau der Tempeldecken ſchweben.

Und darunter ruhen in Schweigen und Stille die Buddhabilder mit dem Lächeln des Friedens in den weichen Zügen.

* * *

Dies Lächeln erkennt Lafcadio Hearn in den Zügen der Sterblichen wieder und er deutet dies japaniſche Lächeln. Es iſt der Ausdruck verfeinerter, langgepflegter Kultur und Sitte. Es bedeutet Herzenshöflichkeit und Rückſicht und ſtrengſte Selbſtbeherrſchung, die nie Unluſt oder Mißſtimmung merkbar werden läßt. Dem Fremden iſt dies oft nicht verſtändlich, und der Dichter, der zu ſeinen Charakteriſtiken gern leichte Umriſſe von Geſchichten fügt, ſie ſinnfälliger zu machen, erzählt von dem verarmten Adligen, der dient und ſeinen europäiſchen Herrn erzürnte. Der Herr ſchalt, und der Diener verneigte ſich ſeiner Konvention folgend und lächelte dazu. Darin ſah der Fremde Hohn, ſchlug den Diener, und der vollzog wegen der unſühnbaren Ehrenkränkung das Harakiri.

So liegt in der japaniſchen Volksſeele das Unerbittlich-Blutige neben dem Milden und Sanften, wie auf den Tempelwegen zu den Buddhabildern ſtarrende, grauſige Ungeheuer.

Auch das wird hier in deutungsvollen Geſchichten und Geſtalten feſtgelegt.

Rachedrohungen ſpricht der Japaner lächelnd und zuvorkommend aus, er ſagt mit höflichem Neigen: „man werde deiner Güte eingedenk ſein“. Doch liegt darin keine Ironie, ſondern die Etikette verlangt, daß ein wohlerzogener Mund keine böſen Worte über die Lippen bringe. Die Konſequenz der Höflichkeit iſt aber der Tat nach blutige Vergeltung. Immer jedoch ſo, daß der Rächer ſelbſt freiwillig für das fremde Leben mit dem ſeinen bezahlt.

Zu ſterben verſteht der Japaner. Das lernt Lafcadio eindrucksvoll in der Zeit des Krieges kennen, als ſeine Schüler — er unterrichtete engliſch an einem

Digitized by Google

höheren Bildungsinstitut — von ihm Abschied nehmen und ruhig gefaßt von ihrem Untergang reden.

Leidenschaft zur opferfreudigen Hingabe herrscht: ein junges Mädchen bringt sich, als die Kunde vom Gram des Herrschers durch das Land geht, freiwillig dar, sie schlachtet sich grausam mit dem Rasiermesser ab, um durch solch eifervolle Sühnetat die Liebe und Bereitschaft des Volkes zu bekräftigen.

* * *

An Geheimnisse rühren solche Erzählungen, und sie drehen sich alle um die fortdauernde Macht der Toten; die Lebensatmosphäre ist erfüllt vom Seelenfluidum abgeschiedener Generationen, und in uns selbst wirken die Geister des Vergangenen.

Hearn zeigt dies dunkeltiefe Ahnen. Er hat den beseelten schwingenden Blick für das Mystische, auch für das Mystische im Alltäglichen. An Maeterlinck erinnert er manchmal, wenn er durchschauend die Dinge im Transparentschein unterirdischer Zusammenhänge sieht und sichtbar macht. Er hat auch, wie Maeterlinck die Existenz der Bienen voll Prophetie ansah und deutete, so die Ameisen beobachtet und erkenntnishaft davon Kunde gegeben.

Wie Maeterlinck blickt er durch die Oberfläche zur Vie intérieure. Gebärden können ihm ein Erlebnis werden, wie die der drei Frauen, die in der Eisenbahn schlafend ihr Antlitz mit dem linken Arm bedeckt haben und beim Schaukeln des Zuges wie Lotosblumen im leisen Winde sich biegen. Und Stimmenklang berührt ihn als Ausdruck der Seele: Echo eines Tones, eines Kinderseufzers, eines wehen Herzenslautes. Und tiefsinnige Schicksalsworte sagt er darüber: „Für die Laute der Sympathie, der Trauer, des Mitleids, muß eine ererbte Empfindlichkeit in unserem Blute sein. Und so vermag die Stimme eines blinden Weibes, die auf der Straße des fernen Orients ein Lied singt, tiefere Empfindungen als die des individuellen Seins wiederzubeleben, das vage stumme Pathos vergangener Schmerzen, dumpfe Liebesimpulse unvordenklicher Generationen. Die Toten sterben nie ganz. Sie schlummern in den dunkelsten Zellen müder Herzen und geschäftiger Hirne, um in seltenen Momenten durch das Echo irgendeiner Stimme, die ihre Vergangenheit zurückruft, erweckt zu werden."

Eine höchst persönliche Weisheit entwickelt Hearn aus den westöstlichen Mischungen seines Wesens. Den Ahnenkultus des japanischen Sintoismus, die Lehren, daß die Welt der Lebenden von den Toten beherrscht wird, daß die Toten als unsichtbare Gewalten hinter allen Phänomen stehen, dies Legendar-Mythologische legt er psychologisch aus, und er findet dabei die Wesensähnlichkeit mit modernen wissenschaftlichen Theorien der Vererbung und der Evolution, wonach jedes lebende Gehirn eine Struktur ist, die von zahllosen toten Leben aufgebaut wurde, jeder Charakter eine Summe zahlloser vergangener Erfahrungen von Gut und Böse, sodaß in einer einzigen Zelle das ganze Leben einer Rasse aufgespeichert sein kann.

Und Psychisches und Mythisches fügt sich zur Einheit in solcher Formulierung: „Figürlich können wir sagen, daß jeder Intellekt eine Welt von Geistern ist, — Geistern, die unvergleichlich zahlreicher sind als die anerkannten Millionen der Sinto-Kamis, — der japanischen Ahnengeister; und daß die geisterhafte Bevölkerung einer einzigen Gehirnzelle die wildesten Phantasien der mittelalterlichen Scholastiker von der Zahl der Engel, die auf einer Nadelspitze stehen können, noch übersteigt."

Es liegt beſondere Lockung darin, auf ſolchen ſpekulativen Wegen im ſchwebenden Dämmerlicht zu folgen, und hier begegnet ſich Lafcadios Gedanke mit dem Hugo von Hofmannsthals, der den weſtöſtlichen Träumer liebt, und ſeinem Werk eine Einleitung voll Einklang ſchrieb. Hofmannsthal iſt ja ſelbſt in jenen geiſterhaften Bezirken zu Hauſe, und aus ihrem Boden keimten die Verſe voll ſchreckhaften Lebensſtaunens:

„daß mein eignes Ich durch nichts gehemmt
Herüberglitt aus einem kleinen Kind
Mir wie ein Hund unheimlich ſtumm und fremd.
Dann, daß auch ich vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd
Mit mir verwandt ſind, wie mein eignes Haar..."

* * *

Doch nicht nur verworrene Träumerei ſpinnt hier, auch erkenntnisvolle Analyſe ſpürt witternd der Raſſepſychologie nach.

Über einer weſtöſtlichen Doppelbühne geht der Vorhang auf und man ſieht, wie das eindringende Abendland ſich in Japan anſiedelt, und bildhaft dargeſtellt erſcheinen die Verſchiedenheiten der Raſſen und die Reſultate ihrer Miſchungen.

In phantaſtiſcher Viſion ſteigt zuerſt die moderne Großſtadt auf, die Viſion aus einer modernen Apokalypſe ſcheint ſie, himmelragend, brüllend und tobend wie ein Meer; Straßen wie Abgründe zwiſchen den Bergwänden der Häuſer, erfüllt vom Toſen der Räder und vom Brauſen aus den Stein- und Eiſenkoloſſen der Warenhäuſer.

Und nach ſolchen Rieſengebilden die Filigranminiaturen einer Stadt Oſtaſiens; ein Gewirr kleiner hölzerner Häuschen, pittoresk und zerbrechlich wie Lampions, Brücken und Tunnels, verſchwindend im uralten Grün der Landſchaft. Keine Monſtre-Bazare, keine Induſtriehallen mit Maſchinen. In zierlichen Hüttchen werden die koſtbaren Porzellane und Cloiſonnés erzeugt. Aus niedrigen ein- und zweiſtöckigen Schuppen gehen die Seidenwaren hervor, die auf den Weltmärkten in Kosmopolis höchſte Schätzung haben.

Durch die europäiſche Invaſion ſind nun die ſo grundverſchiedenen Kulturen in unmittelbarſte Nachbarſchaft gerückt. Ein Schauſpiel iſt's, als wären Fragmente abendländiſchen Lebens übers Meer geweht, und ſo liegen nun die fremden Niederlaſſungen in den japaniſchen Häfen: ein Stückchen Liverpool, ein Stückchen Marſeille, New York, New Orleans. Alle Häuſerarten geben ſich ein Stelldichein wie auf einem Maskenball, vom indiſchen Bungalow bis zum engliſchen und franzöſiſchen Landſitz mit Türmchen und Bogenfenſtern, mit allen Merkzeichen europäiſchen und amerikaniſchen Lebens, Kirchtürmen, Fabrikſchloten, Telegraphenſtangen, Kandelabern, Warenhausauslagen mit Spiegelfenſtern, Klubs, Barrooms, Billardſalons und Kegelbahnen. Wie „Drohungen der finanziellen Macht der Fremden" macht ſich dieſer Import breit.

Aus ſolcher Gegenüberſtellung kommt Hearn die Erkenntnis, daß die Japaner keiner äußerlichen materiellen Zeichen für jene Kraft bedürfen, die ſie ſo hervorragend im wirtſchaftlichen Kampf erweiſen, daß für ſie große Entwicklung in völliger Unabhängigkeit von dem für das Abendland notwendigen Apparat möglich iſt. Und klar wird ein tieferer Zuſammenhang zwiſchen der Tendenz zum Beweglichen,

Wechſelnden und der buddhiſtiſchen Lehre, daß die Welt nur eine Illuſion, das Leben nur eine flüchtige Epiſode einer unendlichen Reiſe, und daß man jede Anhänglichkeit an Menſchen, Orte und Dinge mit Kummer und Leiden bezahlen müſſe.

Folgerichtig entwickeln ſich daraus die für den wirtſchaftlichen Kampf ſo weſentlichen Eigenſchaften der ungebundenen, bedürfnisloſen Beweglichkeit. Anſchaulich wird dieſe Beweglichkeit geſchildert, wie der Japaner ohne Möbel, ohne Habe, mit wenig Kleidern exiſtieren kann, wie ſeine Geſundheit gegen Hitze, Kälte, Näſſe gleich widerſtandsfähig iſt, wie er bei einer Koſt, von der ein Europäer nicht exiſtieren könnte, genügende Ernährung findet. Und — ein kulturell Wichtiges kommt hinzu — dieſe Bedürfnisloſigkeit geht nicht etwa mit Ungepflegtheit zuſammen. Ein penibler äſthetiſcher Sinn ſchützt davor. Und das Bündel des japaniſchen Wanderers enthält Kamm, Zahnſtocher, Raſierzeug, Zahnbürſte; er „vernachläſſigt" ſich nie, und an ſeinem Beſtimmungsort angekommen, verwandelt er ſich in einen Reiſenden von gefälligen Manieren und tadelloſer, wenn auch ſchlichter Kleidung. Und eine japaniſche Volksmaſſe iſt, wie Chamberlain ſagt, die „wohlriechendſte der Erde".

Dieſe Eigenſchaften geben dem Japaner auf ſeinem Heimatsboden die Überlegenheit über den Fremden: „ein Land, wo der Arbeitslohn drei Schilling die Woche beträgt, und die häuslichen Lebensbedürfniſſe zu entſprechenden Preiſen zu decken ſind, muß, da ſonſt alles gleich iſt, einen Konkurrenten ſchlagen, der das Vierfache des japaniſchen Bedarfs braucht. Sicherlich wird das induſtrielle Jiu Jitſu unerwartete Reſultate zutage fördern".

Dies Wort Jiu Jitſu, das man ſeit dem ruſſiſch-japaniſchen Krieg ſo oft gehört, wird hier in einer neuen übertragenen Anwendung gebraucht. Urſprünglich bezeichnet es ja die Technik des japaniſchen Ringkampfes, jene Technik, durch paſſiven zähen Widerſtand den Gegner zu lähmen, durch gewiſſe Praktiken des Nachgebens ſeine Attacken unwirkſam zu machen, ſtatt den Fauſtſchlag den überlegenen anatomiſchen Kunſtgriff anzuwenden, und einen viel Stärkeren dadurch zu ſchwächen, daß man ihn fruchtlos ſeine Kräfte verbrauchen läßt.

Solch Jiu Jitſu geiſtig gewandt war die Waffe der Japaner im induſtriellen Kampf.

Sie hielten zunächſt geduldig ſtill, ſie fügten ſich der Invaſion, die ſich wie ein Fremdkörper in ſie hineinverſetzte. Aber ſie wußten, daß ihre Zeit kommen würde. Dann ſollten die Kräfte paſſiven Widerſtandes fruchtbar werden, ſo daß ſich nun das Wiſſen und Können der Fremden, aſſimiliert und mit den für dieſen Boden geeigneteren japaniſchen Eigenſchaften verbunden, gegen die Eindringlinge ſelber wendete.

Dieſen Prozeß und ſeine Ergebniſſe beſchreibt Hearn eingehend.

Allmählich werden die Fremden ſelbſt wirtſchaftlich genötigt, ihre Bedürfniſſe bei dem mit Waren der gleichen Güte handelnden und dabei billigeren Japaner zu decken.

Der Lebensbedarf wird von japaniſchen Fleiſchern, Fiſchverkäufern, Milchhändlern, Obſt- und Gemüſekrämern ins Haus gebracht. Das Haus iſt von japaniſchen Handwerkern eingerichtet, die Kleider, Schuhe, Hemden, Spazierſtöcke, Regenſchirme ſind japaniſche Arbeit, ſelbſt die Seife iſt mit japaniſchen Ideogrammen geſtempelt. Und wenn der Europäer krank wird, konſultiert er einen der deutſchſprechenden japaniſchen Militärärzte, der noch über dem fremden Durch-

ſchnittsarzt ſteht und dabei nur den zehnten Teil des Honorars nimmt und dazu noch die Medikamente zu Preiſen liefert, die einen fremden Apotheker ruinieren müßten. Er braucht keinen Apotheker, er ſchreibt keine Rezepte, er hat ſeinen eigenen Arzneivorrat zur Verfügung oder benutzt den ſeines Hoſpitals.

Auch die großen Export- und Importfirmen, die ſich für unüberwindlich fühlten, erlebten ihre kritiſche Stunde.

In einer dramatiſchen Situation kommt das zur Darſtellung. Eine japaniſche Geſellſchaft wird von einem engliſchen Haus vor einem japaniſchen Gerichtshof wegen Verweigerung der Annahme beſtellter Ware angeklagt und zum Schadenerſatz von dreißigtauſend Dollars verurteilt. Sie erklärt ſich zwar bereit, zu zahlen, bietet aber gleichzeitig durch die Aſſoziation, der ſie angehört, einen Vergleich an. An der Form dieſes Angebots merken die Engländer, daß ſie von einem Boykott bedroht werden, der ihnen von allen Induſtriezentren des Reiches gewiß iſt, und ſie geben nach. Eine Machtprobe war es und eine Demonſtration dafür, daß die Japaner von nun an die Bedingungen diktieren würden und die Fremden zwingen, ſich ihrem Gebot zu fügen.

Mit einer Verſchwörerſtrategie waren für dieſen Zweck große Organiſationen aller Induſtrien gegründet worden mit muſterhaft geordneten telegraphiſch regulierten Funktionen.

Und die Parole der Bewegung lautet: Japan für die Japaner!

* * *

Lafcadio Hearn analyſiert das ſcharfſinnig. Aber er hat keine Freude daran. Sein Japan iſt das alte Japan, wie es ſich in Kiuſhiu, der konſervativſten Provinz, verkörpert. Den neuen Transformationen ſah er melancholiſch zu. Er erkannte bitter, daß dieſes Volk, hineingezogen in den induſtriellen Wettkampf mit Völkern, deren Art unaltruiſtiſch, Eigenſchaften entwickeln würde, die ihm den eigenen ſeltſam zarten Zauber nehmen müſſen.

„Bedeutungslos", ſagt er, „wird dann das Buddhabildnis von Kamakura werden, deſſen Antlitz, ruhevoll wie ein tiefes Waſſer, die Betrachtung lehrt, die Unendlichkeit über dem Sande des Lebens zu ſchauen."

Und nach der verlorenen Vergangenheit wird noch einmal die Sehnſucht einer ſpäteren Generation erwachen. Als Prophetie ſpricht das Lafcadio Hearn in einem verdämmernden Schlußwort aus:

„Auf ſeine Vergangenheit, die eine jüngere Generation gering zu ſchätzen vorgibt, wird Japan dereinſt ſo zurückblicken wie wir auf die altgriechiſche Kultur. Es wird zu der ſchmerzlichen Erkenntnis gelangen, daß es die Fähigkeit zu einfacher Lebensfreude eingebüßt hat, wird den Verluſt des göttlichen Vertrautſeins mit der Natur beklagen und der wunderſamen Kunſt nachtrauern, die ſie widerſpiegelte. Es wird ihm dann klar werden, wie viel leuchtender und ſchöner die Welt damals war, es wird vielen Dingen nachtrauern: der altväteriſchen Geduld und Selbſtverleugnung, der alten Höflichkeit, der tiefmenſchlichen Poeſie des alten Glaubens.

Es wird ſich auch über vieles wundern, doch mit leiſer Wehmut, am meiſten vielleicht über die Geſichter der alten Götter, weil ihr Lächeln einſt das Spiegelbild ſeines eigenen Lächelns war."

Späte Erkenntnis.

Erzählung von **Elisabeth Siewert.**

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 39.)

Der Schuster schlief in den Nächten schlecht und der Widerwille vor den Speisen, der durch Maries Hantieren mit Eßwaren, überhaupt durch ihre Einwirkung gehoben war, stellte sich wieder ein. Nachdem er öfters in der sauberen Wohnstube zu Besuch gewesen, hatte Marie ihm ihr Kommen für einen bestimmten Tag angekündigt. Der Umstand, daß sie seine Umgebung kennen lernen sollte, hatte ihn im voraus sehr erregt und dann kam sie schließlich gar nicht. Er wartete mit bittrer Ungeduld, mit einer Hingabe, die ihn aufrecht hielt, obgleich er todmüde war. Der Sporn der Arbeit fehlte diesen Tagen auch, denn Meister Anding stand im Begriff, seinen Laden aufzugeben, da er die Miete nicht erschwingen konnte. Es handelte sich darum, ob er Werkmeister in einer Schuhfabrik werden würde; um solch einen Posten zu erlangen, war er viel unterwegs.

Als Marie eines Abends in den Laden eintrat, welcher durch Gardinen von der Werkstatt abgetrennt war, hörte sie hämmern. Da niemand kam, hob sie einen Zipfel des Vorhangs. Karl Masch hatte sie an dem „hm" erkannt, welches ihr eigentümlich war, und hämmerte unbeirrt an seiner Sohle weiter. Sein Meister saß ihm noch im Überzieher, von einem Ausgang kommend, gegenüber, hinter der Kugel aus Glas, ohne Interesse an etwaiger Kundschaft. Als sich der Vorhang bewegte, erhob er sich. Marie kam ihm entgegen. Mit frischer Art verhandelte sie mit ihm über den Fall, den zerstreuten Meister durch ihr gesundes, einfaches Wesen bezwingend. Karl Masch hämmerte indes präzis und eifrig. Wenn ihn ein Blick von ihr traf, fühlte er das in allen Nerven, besonders in denen der Stirn.

„Sehen Sie, das ist ein Landsmann von mir und er verleugnet mich! He, Karl, kennen wir uns nicht? Arbeitest du so arg, daß du keine Hand für mich hast? Du willst dich wohl zeigen?" Marie reichte ihm ihre Rechte hin und lachte, Einverständnis fordernd, den Meister an.

„Sind wir Landsleute? Soviel ich weiß, hält man Wort bei uns zu Hause."

„Ach, Karl — — hatte ich es denn so fest versprochen?" Marie wurde unbehaglich, denn sie dachte daran, wie sie sich von Hulda Schulz hatte bestimmen lassen, eine allerdings sehr nötige Fahrt wegen Einkäufen zu machen, statt zu Karl zu gehen. „Männer müssen nicht verwöhnt werden und dann — Sie wollen ihm doch zeigen, daß Sie ihn nicht ermuntern!" das hatte Hulda Schulz gesagt.

Karl Masch hörte auf das, was sie zu ihrer Entschuldigung vorbrachte, ohne sie anzusehen. Der starre, gekränkte und leidende Ausdruck seines Gesichts, seiner ganzen Haltung, ängstigte Marie.

„Du mußt mir zeigen, wo du wohnst, Karl," forderte sie. „Hast du Bilder von deinen Eltern? Zeig' sie mir." Sie wollte gerne allein mit ihm sein, um ihn zu versöhnen.

„Wir stehen im Umzug," sagte der Meister ablenkend. Aber Marie war nicht abzubringen. „Am liebsten würd' ich deine Wäsche gleich mal nachsehn," erklärte sie, und zu Anding gewandt: „Wir sind Nachbarskinder, wir zwei, so gut wie Geschwister aufgewachsen. Ich hab ihm manchmal was genäht und gestopft. Nich' Karl?"

Der Vorhang bewegte sich in stürmischen Wellen, durch ein Kind hin- und hergerissen, das war der kleine Anding, und seine Mutter folgte ihm, ihr Töchterchen auf dem Arm.

Da gab Karl Masch seine Scheu, vor Marie seine ganze Armut zu enthüllen, auf. Seine Meisterin verjagte ihn. „Wir gehen mal nach hinten," murmelte er.

Frau Anding sah böse aus, aber gleichgültig gegen den Gesellen und seinen Besuch. Ihre Gedanken kreisten um den bevorstehenden Umzug. Sie blickte ihren Mann mit hellen, geringschätzigen Augen an und stellte sich vor ihn hin, während sie das ungemein zierliche, lichtblonde Geschöpf leicht auf ihrem vollen Arme hielt. „Wie steht's denn?" fragte sie. „Ich hab's mitgebracht," antwortete er, in die Überziehertasche langend. „Ach — ich meine doch das nicht. Gib her." — Sie riß eine Tüte an sich und steckte sich und dem Kinde Pralinés in den Mund. „Ob du was besseres gefunden hast, frage ich." „Nein, nichts besseres," antwortete der Mann gedrückt. „Das ist nun fix und fertig, wir ziehen in die Position." „Das wird ja schön," sagte die Frau mit abwesender Miene. „Wir können froh sein, Emmchen, daß wir überhaupt ankommen. Es ist ein so großes Angebot." — „Ja, ja," sagte Frau Anding überdrüssig. „Wir müssen froh sein ...." Und dann ging sie mit einem Wiegen ihrer vollen Hüften nach der Ladentüre, an deren Fensterscheibe sie sich stellte, während sie die Pralinés wie Brod aß.

Es war unaufgeräumt, ungelüftet, jammervoll in dem Verschlag den Karl bewohnte. Marie konnte nicht, wie es ihr auf der Zunge brannte, Karl Vorstellungen machen, daß er selber ordentlicher sein und von seiner Wirtin mehr verlangen müßte: es war jemand da. Ein langbeiniger blonder Mensch, dessen Wangen und Ohren ein heller Flaum umpelzte, saß seitwärts an einer Kommode. Der Wust, der darauf lag, war von einer Ecke gescharrt. Er blickte von einer Schreiberei auf. Es war Friedrich Raschke, ein Vetter des Meisters Anding. Er arbeitete in einer Möbelfabrik, wo er viel Geld verdiente. Ein gewandter, tüchtiger Mann, der Soldat gewesen war, in seinem Auftreten selbstbewußt und praktisch. Karl und er duzten sich, obgleich sie sich nichts zu sagen hatten und durchaus fremd waren. Auf der Taufe der kleinen Else Anding war das geschehen. Es war da hoch hergegangen. Frau Anding, in einer feuerroten Seidenbluse mit hochfrisierten Haaren, war schrecklich gewesen. Karl Masch entsann sich dunkel, daß er sie und Friedrich beisammen in der Hinterstube angetroffen, wenn er nicht irrte, hatte sie auf des Tischlers Knieen gesessen. Schon vor dem Taufest war es ihm so vorgekommen, als ob es nicht ganz klar mit dem Verhältnis der beiden sei, absichtlich aber wollte er da nicht hineinsehen, solche Dinge regten ihn so fürchterlich auf. Als er jetzt Friedrich Raschke sah, der ihm in die Quere kam, als er ein paar Minuten mit Marie allein sein wollte, wußte er, daß er sich stets vor dem Tischler gefürchtet hatte. Er zog Marie zurück in den Korridor. „Das gefällt dir nicht," sagte er mit einer Schadenfreude, die ihm selber weh tat. „Solche liederliche Wirtschaft gefällt dir nicht. Ich kann dir sagen, mir ist es noch ganz anders gegangen. Vor vier Jahren habe ich im Krankenhaus gelegen, und als ich herauskam, wußte ich nicht wohin: Ich mußte ins Asyl für Obdachlose!"

„Du mußt hier fort. Die Schlamperei ist zu groß", sagte Marie erschüttert. „Hier verkommst du — das duld ich nicht!"

Karl hielt die vorwärtsstrebende Marie auf dem Gange fest, er redete fieberisch weiter, wie schlecht es ihm gegangen, seit er in der Stadt war. „Wie unter einer schwarzen Wolke hab ich gelebt. Den Sinn für Ordnung hab ich ganz verloren, seit man mir vor drei Monaten meine Ersparnisse stahl. Der sie stahl, war ein Bursche, von dem ich viel gehalten hab'. Wozu mit seinen paar Siebensachen ordentlich sein, wenn in der Brust alles in Stücken gegangen ist und man nichts kann als stöhnen: aus tiefer Not — du weißt, das Kirchenlied, das immer mein Lieblingslied war." So schloß Karl. Marie stand wie auf Kohlen in dem Zwang, den sie sich antat. Sie durfte sich doch nicht von Mitgefühl hinreißen lassen: die Armut und das Pech des armen Masch waren doch zu barbarisch!

„Du mußt hier fort," weiter sagte sie nichts.

„Mich hält das aufrecht, zu bedenken, daß für jeden auch einmal eine Glückszeit

kommen muß," fuhr Karl fort, und der Ausdruck ſeines Geſichts veränderte ſich von Bitterkeit zu Begeiſterung. „Wenn in mir ein Spürchen Gutes geblieben iſt, dann wird der Himmel jetzt gerecht ſein und mich einmal ſatt werden laſſen."

Marie hatte nicht den Mut, ſeinem heißen Blick und dieſem jugendlichen Lächeln zu begegnen, ſie hielt den Hals ſteif. „Hat der junge ſtarke Menſch, der in deiner Stube ſaß, auch keine paſſende Arbeit, daß er hier bei einer ſo unordentlichen Wirtin wohnen bleibt?" fragte ſie trocken.

Karl Maſch fühlte ſich verletzt durch dieſe Zwiſchenfrage. Er bekam die Lippen kaum auseinander und murmelte etwas, was Marie nicht verſtehen konnte. Sie traten wieder in den kleinen Laden, deſſen Vorhänge durch den unruhigen Knaben in ſteter Bewegung gehalten wurden. Man bot Marie einen Stuhl an. Sie ſetzte ſich und fühlte ſich von der Meiſterin mit Neugierde beobachtet und abgeſchätzt. Sie bat um ein Glas Waſſer. Karl Maſch erinnerte ſich, daß er eine kleine Flaſche Himbeerſaft in ſeiner Stube hatte, das Geſchenk eines Krankenwärters. Er lief fort und kam mit einem vollen Glas Limonade zurück. Da ihm die Flüſſigkeit über die Hände floß, nahm er raſch einen Schluck, ehe er es Marie reichte, dabei wurde er verlegen und blickte fragend, wie ſie das aufnahm. Marie vermied die Stelle ſorgfältig, wo ſeine hübſchen, reinen, aber ach ſo unglücklichen Lippen das Glas berührt hatten. Sie trank mit niedergeſchlagenen Augen in dem Bewußtſein, ein Herz gekränkt zu haben.

Die Unterhaltung, die nun geführt wurde, hatte weder Hand noch Fuß. Frau Andings widerwärtige Eigenſchaften im Verein mit ihrer ſündhaften Schönheit beunruhigten Marie. Zwiſchen dem Ehepaar, ſchien es, lagen allerhand Meinungsverſchiedenheiten, die ſich bei der größten Geringfügigkeit Luft machen wollten. Durch den blonden, langen Tiſchler, der dazu kam, veränderte ſich die Situation günſtig. Er lehnte ſich an die Steppmaſchine und erklärte Marie die Angelegenheiten der Andings. Den Meiſter zog er wegen ſeiner Kopfhängerei auf, der Frau gab er zu verſtehen, daß ſie ihrem Mann den Umzug nicht durch ihre ſchlechte Laune erſchweren möchte. Marie hörte heraus, daß er ein klarer, tüchtiger Menſch war. Daß die Andings fortziehen würden, freute ſie ſehr, es mußte für Karl Maſch der Augenblick ſein, um ſeine Lebenslage zu verändern. Sie brach bald auf und fragte an, ob der Schuſter ſie ein Endchen begleiten wolle. Der hatte die ganze Zeit über auf dieſen erlöſenden Moment gewartet. Wollte er es doch verſuchen, ſich in Marie's Augen wieder ein wenig zu verbeſſern.

Hinter ihres Mannes Rücken machte Frau Anding dem Tiſchler ein Zeichen. Der hatte ſoeben ſeine ſtarken Fäuſte ausſtreckend erklärt, daß er nun in ſeinen Verein gehen wolle. Deſſenungeachtet folgte er der langſam voranſchreitenden Frau in die Küche. „Ich bin jetzt entſchloſſen, Fritz, ich zieh nicht mit meinem Mann," erklärte ſie vor dem Herd ſtehend. „Haſt du darauf nichts zu ſagen?" fragte ſie, nach einer Pauſe ſich höchlich erſtaunt umkehrend.

„Nichts weiter, als das ich das für eine Dummheit halte. Bleib du bei deinem Mann und laß dich nicht auf ſolche komplizierten Sachen ein. Dazu gehört was — na — das kann nicht jede!"

Die Frau lachte beluſtigt auf. „Ich hab Zutrauen! Neulich der alte Juſtizrat —" Fritz zuckte mit den Achſeln und Frau Anding fing an heftig zu werden. „Ich bin feſt entſchloſſen! Ich ziehe nicht in dieſe gemeine abgelegene Gegend, wo die Fabrik liegt, unter lauter armes Volk! Ich habe ſchon hier dieſe Art Leben ſatt, das iſt nichts für mich, dazu bin ich nicht geſchaffen!"

Nun lachte der Tiſchler, und ſie fixierte den jungen Mann, der ſich in ſeinem Betragen zu ihr ſo plötzlich verändert hatte. „Du hilfſt mir doch, Friedrich?" fragte ſie lauernd.

„Nee, alſo ich nicht. Ich gedenke ebenfalls ein anderes Leben anzufangen, aber ausnahmsweiſe ein ordentliches."

„Ach, du machſt Spaß! Ich nehme eine kleine nette Wohnung hier in der Gegend, halte mir ein Dienſtmädchen. Elschen nehme ich mit, den Jungen laß ich dem Alten. Du, es wird fein werden!"

Friedrich Raſchke blickte geringſchätzig. „Tu was du willſt und laß es bezahlen, wer will. Ich gedenke mein mühſam erworbenes Geld nun mal anders anzulegen!“ Mit den Händen in den Hoſentaſchen ging Friedrich Raſchke an das Fenſter; der Anblick der Gaslaternen draußen war ihm angenehmer als der ſeiner Freundin, in der das Temperament zu lodern begann. Zu ſeinem Erſtaunen aber hörte er ſie nicht toben oder weinen, ſondern lachen, unbändig lachen.

„Fritz! — Gott ſteh mir bei — dieſe Freundin von Karoline Maſch hat Eindruck auf dich gemacht!“ rief ſie, ſich ihm nähernd, wobei ſie mit auf den Buſen gepreßten Händen Verbeugungen ausführte.

„Karoline Maſch?“ wiederholte der Tiſchler mit einem Mundwinkel mitlachend. Voll Argwohn ſah er dem Näherkommen der Frau zu. „Warum nicht die? Ja, grade die, du haſt ganz recht, die gefällt mir.“ Frau Anding keuchte vor Lachen und ſuchte an Friedrichs Schulter einen Halt. Er ſtand wie ein Stock, aber mit ſchwankender Entſchloſſenheit in den Mienen. „Mit der möchteſt du einen ſoliden Haushalt führen? Aber hat nicht Karoline Maſch Abſichten auf ſie? Wenn ſie nicht ſo vierſchrötig wäre und ſo ſimpel und zuviel Rot auf den Backen hätte — Fritz, willſt du ſie Karl abſpenſtig machen?“

„Ja, das wird wohl nötig ſein,“ meinte Friedrich. Frau Anding verſetzte ihm einen kleinen Stoß, fing von neuem an zu lachen und ſetzte ſich dann auf einen Schemel. Sie nahm ihr Kind auf, das auf der Erde ſaß und gähnte. „Die ganze Geſchichte iſt zu dumm,“ ſagte ſie leichtfertig und etwas ſchmerzlich. „Ich hab' auf dich gerechnet bei dem Einrichten der Wohnung. Und ſonſt“ — ſie erhob ſich elaſtiſch und fing an auf- und abzugehen. „Laß mich nur erſt ein bißchen in meinem Fahrwaſſer ſein, ein bißchen ſo wie ich will. Anzug, Einrichtung — da weiß ich, wer kommen wird! Das arme Fritzchen wird zu mir kommen, ſich ausklagen über ſeine langweilige, dicke Hausfrau. Heirat ſie nur, heirat ſie, — zu mir kommſt du doch zurück!“

„Nein!“ ſagte Friedrich Raſchke trotzig. „Und nun geh ich.“

* * *

In der Folge beſuchte Karl Maſch ſeine Jugendfreundin immer häufiger und mit immer zunehmender Hoffnungsfreudigkeit, und dieſe ermüdete öfters in ihren Zurückweiſungen. Ihr wahres Gefühl für den Werbenden ſah durch, daran erquickte er ſich, und wenn ſie ihn zurückwies, hörte er nicht darauf. Dies Hin und Her war für beide Teile anſtrengend und unhaltbar. Manchmal fühlte ſich Marie ſo zermürbt, daß ſie ohne einen beſtimmten Grund weinte. Hulda Schulz ließ nicht ab, der Vernunft das Wort zu führen. In dieſer Zeit traf Marie eines Abends zu ihrem Erſtaunen Friedrich Raſchke bei der Pförtnerfamilie eines großen Hotels, in der ſie freundſchaftlich verkehrte. Er gab zu verſtehen, daß er nur ihretwegen ſich an dieſe Mittelsperſonen gemacht. Darüber erſchrak Marie, zu gleicher Zeit ſchmeichelte es ihr. Sie wußte nun, was er für Abſichten hatte. Da ſie doch eine vernünftige Perſon ſein wollte, mußte ſie den Fall in Erwägung ziehen. Friedrich Raſchke beſaß alles das, was Karl mangelte: einen feſten, leiſtungsfähigen Körper, Energie, ein weltläufiges, nüchternes Weſen, gute Einnahmen, er verſtand es, ſich nachdrücklich durchzuſetzen. Schon deshalb, weil ſie mit ihrem unglücklichen Jugendfreund in immer tiefere Verwicklung kam, mit jedem Sehen in mehr Herzensnot geſtürzt wurde, ſchon deshalb mußte ſie ein Ende machen. Friedrich Raſchke wurde ihr augenſcheinlich vom Schickſal zugeteilt, damit ſie zur Ruhe käme. Und er war ein ganzer Mann, dem eine Frau gut ſein konnte. Gewiß! Und doch war es ein ſo ſchwerer Schritt! dieſe himmliſche Liebe, von der Karl redete, die gab es doch nicht für kleine Leute, alſo . . . Marie wartete darauf, daß Friedrich in aller Form ſie fragen würde, ob ſie ſeine Frau werden wollte. An einem Konzertabend kam es dazu; und da vergaß ſie in heller Erregung alles, was mit Karl zuſammenhing. Erſt nachträglich fiel er ihr ſchwer aufs Herz. Sie hatte ihm verſprochen, eine bevorſtehende Sonnenfinſternis mit ihm auf einem Ausflug anzuſehen. Bei dieſer Gelegenheit wollte ſie ihm ſagen, daß ſie ſich verheiraten würde. Andings waren mittlerweile fortgezogen, und Karl hatte eine Stellung bei einer kinder-

reichen, arbeitſamen Schuſterfamilie angenommen.

Marie dachte, als ſie bei der Lampe früh morgens aufſtand: Karl wird nicht kommen, es regnet ja draußen und iſt ſo dunkel wie in einem Sack. — Aber da klingelte es ſchon, und er war es.

„Du kommſt ohne Schirm?“ fragte ſie ihn mit beinah unwirſchem Ton.

„Das bißchen Regen hat nichts zu ſagen. Nimm du nur deinen Schirm mit. Mir ſchadet der Regen nichts, mich hält die Vorfreude warm.“

Karl war in beſter Laune, etwas aufgeregt und in ſeinen Blicken vielſagend und geheimnisvoll zugleich. Während ſie in Dunkelheit und ſprühendem Rieſeln nach dem Bahnhof ſtrebten, erzählte er von dem bevorſtehenden Phänomen, was er irgend wußte, und phantaſierte noch vieles dazu, ſo daß ſich ein myſtiſcher Nimbus um den Vorgang wob. „Ich nehme es ſo auf, daß dies eine Mahnung für den Menſchen ſein ſoll, geduldig mit ſeinem Erdenleben zu werden. Sogar die großen Himmelskörper haben ihre Plage, einer ſchiebt ſich vor den andern. Der Mond wird nämlich richtig und direkt vor der Sonne ſtehen, es iſt nicht etwa ſein Schatten, den wir ſehen werden. Das dachteſt du wohl?“

Ja, Marie hatte das gedacht, es war ihr aber ziemlich gleich, ob es ſo oder ſo zuſtande kam. Es beſchäftigte ſie viel mehr, zu bedenken, ob ihr zukünftiger Ehemann und Karl wohl jemals miteinander gut Freund werden würden.

Karl fuhr fort: „Ob wohl alle Menſchen ſo fühlen, als ob immer und immer ein Etwas, eine Wand, ein Gegenſtand zwiſchen ihnen und der Sonne ſteht — oder nur ich? Von klein auf hatte ich ſolche Sehnſucht, einmal ganz frei und mit aller Macht zu genießen, daß ich ein Menſch auf Gottes weiter Erde bin, unter ſeinem Himmel. Aber niemals kam ich ſo recht dazu, da waren hundert Verfinſterungen überall und niemals volles Licht. Manche Bäume ſind auch ſo ſchlecht dran, auf die trifft alles, Wetter und der Blitz.“

„Dir geht's wohl wieder ſchlecht in deiner Stellung?“ fragte Marie den erregten Freund.

„Ich denke daran nicht, ich bin zu glücklich, daß ich mit dir herauskam, Marie. Es kommt mir ſo vor, als müßt' ſich heut alles für mich entſcheiden.“

Marie ſtrich ihren feuchten Rock und ſetzte ſich in das Eiſenbahnabteil, das ſie mittlerweile erreicht hatten. „Wenn's nicht zu regnen aufhört, wird überhaupt nichts ſein,“ bemerkte ſie. „Du ſiehſt heut ganz anders aus wie ſonſt,“ flüſterte Karl Maſch wichtig und entzückt. „Das macht, du haſt nicht recht ausgeſchlafen. Ein bißchen bleich und die Augen kleiner. Mariechen, wenn ich für dich ſorgen könnte, du ſollteſt dich viel ſchonen. Wie würden wir leben! Wie Kinder, ſolch ein heimliches Leben, als wäre hier mitten in der Stadt ein verzaubertes Häuschen.“

„Ach, Karl, ich hab dir doch verboten . . .“

„Kein Ärger und kein böſes Wort! Du könnteſt mich zu jeder Stunde bei Tag oder bei Nacht fragen: wie denkſt du über mich, biſt du mit mir zufrieden, bin ich dir lieber als alles? Ich würde immer mit gutem Gewiſſen antworten: du ſelbſt kannſt dir nicht ſo wert ſein wie mir. Ich ſehe an dir keinen Fehler und will nichts anders. So ſoll dein Mund ſein, wenn er ſpricht, ſo dein „hm“ und all dein Tun und Sinnen ſo —.“

Marie war errötet. „Du ſollſt dir ſolche Gedanken aus dem Sinn ſchlagen, Karl. Mich ärgert das, wie du immer tuſt, als ob ich mit dir könnte ſo ein vollkommenes Leben führen! Was machſt du denn aus dir? Männer, die weit anders daſtehn als du, vermeſſen ſich nicht ſo!“

„Wir würden wie die Kinder im Himmel leben,“ beharrte der Schuſter bleicher werdend. „Wir würden jeden Tag Gott mit Tränen danken für unſer Glück — ja, das behaupt ich — wenn du mich ſo lieb hätteſt wie ich dich, Marie.“

Hinter den Eiſenbahnfenſtern liefen die unförmigen dunklen Häuſermaſſen vorbei; dann kam der Bahnhof.

Karl ſagte beim Ausſteigen erklärend: „Du mußt nicht denken, daß ich mir unſer Glück zuſchreiben würde, das iſt es nicht. Wenn man's kalt überlegt, biſt du tauſendmal zu ſchade für mich, aber in Anbetracht meines Herzens, ſieh —“ Er lächelte ſehr zu-

versichtlich. „Dadurch hab ich ein Recht zu sagen: ich werde dich glücklicher machen als ein anderer. Ich würde ein ganz andrer Mensch werden, ein gesunder Kerl, dazu würdest du mir verhelfen. Ich bin ja nur deshalb krank, weil meinem Gemüt der Sinn fehlt, weshalb ich lebe — dann wüßt ich es, daß ich für dich leben soll und arbeiten, dann wäre alles gut."

„Gut, Karl? Das Leben ist schwer; was denkst du dir? Wir würden vor Sorgen nicht aus und ein wissen. Wie sollst du dir deine Werkstatt einrichten und Kundschaft bekommen? Das kannst du ja gar nicht durchsetzen."

„Wir gehen zurück aufs Dorf. Da bringen wir's so weit, daß wir das kleine Häuschen am See kaufen, das vom Fischer Ruck, wo die Pappeln stehn. Ist es da nicht schöner als hier?"

„Wir sind fortgegangen, weil da keiner zu was kommt, und weil es so langweilig war. Du hast wohl ganz vergessen, wie man im Dorfe lebt?"

„Vergessen? Niemals werd ich vergessen, wie traurig der lange Winter war und wie die Ernten niemals gaben, was sie sollten. Aber, Marie, es würde doch ganz anders sein, wir würden doch zusammen sein. Und ich bin Handwerker."

Marie fröstelte ein wenig, sie mochte Karl nicht ansehen, sie wußte nicht recht, war das Feuer seiner Augen irre und angsterregend oder ein seltenes himmlisches Glühen? — „Karl, wenn die Dinge anders wären, als sie sind, warum nicht? Aber wie sie nun einmal sind .... Ich kann nicht, Karl," — ihre Stimme stockte, weil ihr das Herz so schwer war, — „ich hab' dich herzlich gerne, Karl, ich möchte für dich sorgen, wie die Mutter für ihr Kind." Sie errötete immer tiefer, und ihre Stirne wurde feucht. Nach der Sonnenfinsternis, dachte sie voller Qual und Mitleiden. „Heiraten kann ich dich nicht — das ist mein letztes Wort," brachte sie mühsam heraus.

Auf den Plätzen und Wegen des Volksparks, den sie erreicht hatten, bewegten sich dunkle Massen von Menschen, trotz der ungewöhnlichen Stunde und dem schlechten Wetter erwartungsvoll, dumpf oder in alberner Stimmung. Hier und da stachen Fernrohre in die Luft. Am dichtesten war die Menge um die Sternwarte, die erleuchtet aus einem Gebüsch ragte. Nicht jeder wollte Geld ausgeben für das Schauspiel, welches ohnehin so wenig Entfaltung versprach, allein die Nähe der optischen Instrumente schien die Gemüter zu beschäftigen. Man erwartete auch von solchen, die sich's leisten würden, eine Erzählung. Am Eingang in die Allee, die auf das Haus zuführte, stand ein Mann, der Protuberanzenlikör verkaufte. Er hatte guten Zuspruch. „Es bleibt alles beim alten, ob sie sich verfinstert oder nicht," hörte man eine blecherne Stimme sagen.

Der Regen ließ nach. Es wurde gelblich hell über den Häuptern. Der Schuster und seine Liebe steuerten planlos durch die Menge. Karl Masch, der so eifrig aufwärts guckte und so viel erwartete, wie ein jüngstes Gericht, mindestens sein eigenes Aufleben oder Sterben, stieß an einen dunklen dröhnenden Gegenstand. Es war ein Ofenrohr, das ein Student zu allgemeiner Freude auf der Schulter trug. „Erlauben Sie, mein Herr, machen Sie mir mein Belehrungsmaterial nicht abspenstig," sagte der, den Hut lüftend. Marie mußte lachen; an dem Schuster prallte alles ab. Die verfinsterte Sonne erschien ihm bereits vor dem erhitzten Blick, umgeben von Regenbogenfarben, die herabquollen, auf ihn herab, um ihn mit einem Schlage aus seinen Nöten zu einem freieren Dasein zu erheben. Auf Marie wirkte es sehr bedrückend, daß er auf ihre Erklärung nicht ein Wort gesagt, mit keiner Miene gezeigt hatte, daß er verstanden, was sie gesagt. Er hatte für nichts anderes Sinn, als für den Himmel, von dem Marie selber so wenig erwartete. „Jetzt", sagte der Schuster, seine Uhr ziehend, faßte Maries Hand und zog sie mit einem ekstatischen Eifer, der ihr peinlich war, in einen Seitenweg. Nun galt es, hier noch auf einem Wiesenland lange zu stehen, ehe irgendetwas geschah. Die Helligkeit zog sich wieder mählich zurück, es war, als sollte die Nacht noch einmal anfangen. „War das schon die Finsternis?" flüsterte Marie mit Gähnen kämpfend. Der Schuster schüttelte mit dem

Kopf, ohne seine Beobachtung aufzugeben. Marie rieb sich mit ihrer freien Hand die Augen. Da, es fing wieder an zu regnen, dabei wurde es aber heller. Karl Masch verhinderte durch einen strengen, erregten Blick, daß Marie ihren Schirm aufspannte. Das unendliche Grau über ihren Häuptern lichtete sich. Wiesen und Bäume traten lebhafter aus dem Hintergrund, der sich hier und da mit einem Dach, einem Türmchen schmückte. Das Fallen des Regens wurde feierlicher, der Himmel erschien höher. Es war ganz windstill. Der Schuster preßte Maries Hand fester, zog sie an seine Brust und faltete darüber auch seine Linke, sein Atem ging schwer. Marie hatte die Empfindung, als sei ihre Hand auf seiner nur mühsam arbeitenden, schwachen Brust in trauriger Gefangenschaft.

Jetzt! Aus den unbegreiflichen Höhen sank es wie ein schwarzer Mantel mit Rändern von matt farbigem Rauchwerk. Der Regen wurde unsichtbar, verstohlen nur fiel er und leise. Dann wurde es finster. Marie lehnte sich ein wenig an den Freund; der stand fest, von seiner großen Erwartung gehalten. Aufs neue erschien der farbige Schleier, diesmal deutlich um einen dunklen Kern, es war der Augenblick, in dem das geringere Gestirn an unsrer heiligen Lichtquelle vorüberzog.

Marie seufzte, das gesteigerte Seelenleben ihres Begleiters wurde in diesem kurzen Zeitraum in ihr mächtig und erschütterte das derbere Fühlen in ihrer Brust. Ihr wurde sein Lebens- und Liebesschmerz in seinem ganzen Umfange bewußt, sein verzweifeltes Fragen: Warum? Woher? Wohin? Und diese mystische Hoffnung, die sich an den Vorgang am Himmel knüpfte.

Es wurde so hell, wie es an einem regnerischen Morgen wird. Noch immer wogte es wie ein Aufruhr des Lichts in den windstillen Lüften. Nebelschleier von verschwommener, doch ungewöhnlicher Beleuchtung hingen im Osten, dann klärte sich die Höhe auf. Der alte sichere Himmel sah zur Erde herab. Marie beruhigte sich rasch, da es nun überstanden war. So, wie sie gekämpft und endlich beschlossen hatte, mußte es das richtige sein. Ihr blieb nun nur übrig, den Jugendfreund in das richtige Verhältnis zu ihren Plänen zu setzen. Sie schlug ihm vor: „Komm Karl, wir gehen in irgendein Lokal hier herum, setzen uns in ein Eckchen, und ich erzähl dir, wie das alles kam, und wie ich mir das für mich und auch für dich späterhin denke."

Der Schuster stand in sich gekehrt mit niedergeschlagenen Augen da. Ihn verletzte die morgendliche Helle zu Häupten, die einen Tag versprach wie alle andern. Er hatte doch etwas von dieser Stunde erhofft, ein Erfassen der Größe des Daseins, wenn es auch für ihn ein Käfig war. Und da überkam es ihn mit schwindelerregender Gewalt, dies ausgebreitete, erlöste Gefühl, es war, als wenn ein quälendes Hämmern und Lärmen und Hetzen plötzlich aufhörte und die Stille in breiten blauen Wogen alles überschwemmte und ihn weit forttrug. — „Für dich ist es Zeit zu einem Protuberanzenlikör, Karl," hörte er Marie sagen, und zugleich fühlte er sich nach einer bestimmten Richtung geführt. Ihn schwindelte. Dann verspürte er die Bank unter sich, und gleich darauf sank sein Oberkörper seitwärts, sein Kopf, seine Schultern lagen auf Maries Armen. Ein neues Leben ging ihm wie eine starke Welle durch die Adern. Er wollte Marie umschlingen, sich an sie pressen, als gehöre sie zu ihm, aber die Welle verebbte sehr rasch, er lag schwer und taumlig auf ihrem Schoß. Aufwärtssehend hatte er den Anblick ihres besorgten Gesichtes, in dem sich Zwang und Teilnahme mischten. Und er wußte, daß er sie nie besitzen würde.

„Wen heiratst du, Marie?" fragte er, sich aufrichtend.

„Friedrich Raschke," antwortete Marie, feuerrot werdend. Er sah sie nicht an, jede Falte, jede Starrheit in seinem zarten Gesicht vertiefte sich. Bleich und hart blickte er vor sich hin. Der muß es sein, denn es ist mir das bitterste auf der Welt, dachte er.

„Konnte es denn kein Schlechterer sein?" fragte er böse.

„Wie meinst du das? Was kannst du gegen Friedrich Raschke sagen?" fuhr Marie auf.

„Ach, weiter nichts, als daß es mir nicht paßt, daß er dich grade unglücklich macht. Warum nicht eine andre Frau?"

„Pfui, Karl, so hast du dich nie gezeigt! Weil er dir im Weg ist, machst du ihn schlecht!"

„Ich möcht ihn nicht nur schlecht machen, ich möcht ihn tot machen," sagte Karl mit einer frivolen Miene. „Mit dem Schusterdraht möcht ich ihn erwürgen, und danach mit der Pfrieme erstechen. Besser wär's wohl, ich täte das mit mir selber, dann käm es doch wenigstens so weit, daß du mit Reue an mich denkst, wenn du Frau Raschke bist — das schlimme aber ist: ich tu weder das eine noch das andere."

„Im Ernst, Karl, weist du irgendetwas Nachteiliges von Friedrich? Ich hab' nur Gutes über ihn erfahren. Sogar Kunsttischlerei versteht er, nüchtern ist er auch. Aber wenn du irgendetwas weißt, dann sag's mir, Karl, es ist deine Pflicht."

„Und wenn ich dir sage: so und so — wirst du die Partie aufgeben?"

„Nein, Karl," Marie atmete schwer auf. „Nun bin ich entschlossen. — Bei Männern muß man immer viel nachsehn."

Der Schuster stand von der Bank auf und rannte ein paar Schritte fort. Dann wandte er sich zurück, und sein erbittertes, starres Gesicht wurde milder. „Komm, Marie, wir gehen noch ein wenig im Park herum. So lange du da bist, hab ich keinen rechten Zorn und keinen Gram — das kommt später. Sprich mir kein Wort mehr von dem, du weist — — Ich sage nicht eine Silbe über ihn. Ich sage gar nichts mehr. Ich werde dich ansehen und mir einbilden, ich würde morgen begraben."

„Karl, du mußt mir versprechen, keine Dummheiten zu tun!"

Marie sah seine Augen in Tränen und seine Hände bebend; sie litt um ihn, sie wollte ihm sagen, wie sie an ihn bei ihrer Heirat dächte, aber sie brachte es nicht über die Lippen. So gingen sie schweigend in den Gängen des Parks. Marie meinte, daß sie noch niemals so viel Wehmut und Verwirrung neben sich, in sich gefühlt. Sie sehnte sich aufrichtig nach einem klaren, sicheren Zustand.

(Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Reichsversicherungsordnung für die Frauen.

Von

Dr. Margarete Bernhard.

Nachdruck verboten.

Die lang erwartete Reform der Sozialversicherung ist im Gesetzentwurf der Öffentlichkeit unterbreitet worden. Sie erstreckt sich nicht auf eine völlig neue Verfassung der Kranken-, der Unfall- und Invalidenversicherung im Sinne einer Verschmelzung der drei Versicherungsträger, wie man in früheren Jahren hoffte, sondern bringt eine redaktionelle Vereinfachung und Zusammenfassung der drei Gesetze, innere und äußere Verfassungsänderungen der Versicherungsträger und Ausgestaltung der Fürsorgetätigkeit.

Der Grundgedanke unserer Reichsversicherung ist von so weitgehender kultureller Bedeutung, daß für die Neugestaltung seiner Verwirklichung das Interesse aller Bevölkerungsschichten gewonnen werden muß. Dieser Gedanke geht dahin, daß der Selbstschutz wirtschaftlich schwachen Kreisen keine genügende Sicherung für die Zeit

verminderter Arbeitskraft — sei es durch Krankheit, Alter und Invalidität — bieten kann, sondern daß der Staat einen Rechtsanspruch auf ein gewisses Maß der Fürsorge gewähren muß. Die Beitragspflicht der Fürsorgebedürftigen und der Unternehmer ermöglicht unter Mitwirkung des Reichs die Befriedigung dieses Anspruchs. Durch die Beiträge der Unternehmer wird eine Lohnquote für die Zeit der wirtschaftlichen Hilfslosigkeit ihrer Arbeiter sichergestellt, durch die Beiträge der Arbeiter wird ihnen die eigene Verantwortung für die Sicherung der Zukunft auferlegt. Der Gesetzentwurf will durch die Hinterbliebenenversicherung die Fürsorge für die Zeit nach dem Tode des Familienernährers ausbauen. Als unterstützungsbedürftig sollen nur erwerbsunfähige Hinterbliebene betrachtet werden, deren Arbeitskräfte schon versagen oder noch nicht entwickelt sind (Kinder). Der Grundsatz der übrigen Versicherungszweige wird also beibehalten, daß die Stütze nur der beeinträchtigten Arbeitskraft zukommen soll.

Die folgenden Ausführungen wollen die Aufmerksamkeit der Frauen auf einige Ausführungen des Entwurfs lenken, welche bedeutungsvoll in das Leben der erwerbenden Frauen und der Familienangehörigen eingreifen. Die wichtigsten Neuerungen auf dem Gebiete der praktischen Fürsorgetätigkeit bieten die Kranken- und Invalidenversicherung durch Erweiterung des Kreises der Versicherungspflichtigen und durch die Eingliederung der Hinterbliebenenversicherung.

Bisher waren der Invalidenversicherung viel weitere Bevölkerungsschichten unterstellt als der Krankenversicherung, und dadurch fehlte einem massiven Bauwerk das nötige feste Fundament. Invalidität ist in vielen Fällen die Folge mangelhafter Krankenfürsorge. Gerade schlecht gelohnte Kreise von Erwerbstätigen, zu denen die Frauen ein starkes Kontingent stellen, wie die unständigen Arbeiter, z. B. Wasch-, Aufwarte- und Reinmachefrauen, Hausschneiderinnen, ferner Dienstboten, landwirtschaftliche Arbeiter, sonstige Angestellte, z. B. im Anwaltsbureau, im landwirtschaftlichen Betriebe, Privatsekretäre, Hausdamen, Gesellschafterinnen und Privatlehrer und Erzieher gehörten der Invaliden- aber nicht der Krankenversicherung an. Es ist ein verheißungsvoller Schritt zur Erhaltung der nationalen Arbeitskräfte, wenn der Entwurf die Krankenversicherungspflicht auf diese Berufsangehörigen ausdehnt. Außerdem werden Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken und Personen, die als Bühnen- oder Orchestermitglieder beschäftigt werden, ohne Rücksicht auf den Kunstwert ihrer Leistungen beiden Versicherungen neu unterstellt. Leider faßt der Entwurf nicht konsequent das Ziel ins Auge, die Kreise der Versicherungspflichtigen in Kranken- und Invalidenversicherung völlig übereinstimmend zu gestalten. So konnte bisher durch Bundesratsbeschluß die Invalidenversicherung auf Hausgewerbetreibende ausgedehnt werden, wogegen die Regelung ihrer Krankenversicherungspflicht dem Kommunalverbande vorbehalten blieb. Welcher Sozialpolitiker würde heute noch die traurige wirtschaftliche Lage der großen Masse der Hausindustriellen anzweifeln und nicht als Mindestmaß ihrer Verbesserung obligatorische Kranken- und Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung fordern? Der Regierungsentwurf bringt ihnen nur die Krankenversicherungspflicht und überläßt wiederum dem Bundesrat die Entscheidung, welchen Gruppen von Hausindustriellen eine Invaliden- und Hinterbliebenenfürsorge not tut. Da den Auftraggebern in der Krankenversicherung die Pflicht auferlegt wird, die von ihnen beschäftigten Hausindustriellen der zuständigen Kasse zu melden und Beiträge für sie zu entrichten, ist die prinzipielle Seite der Frage im Entwurf schon entschieden. Gerade den schwächsten Arbeitnehmern, darunter zahlreichen Frauen, wird also für ihren schweren Daseinskampf nur eine ganz unzureichende Stütze gegeben, zumal ihnen nur beschränkte Leistungen der Krankenversicherung zustehen sollen. Bedauerlich ist auch, daß Arbeitskräfte, welche als Entgelt nur freien Unterhalt bekommen, weiterhin nur kranken-, aber nicht invalidenversicherungspflichtig sind.

Den Ansatz zur Entwicklung eines wertvollen Frauenrechts hat § 200 aus § 2 des Krankenversicherungsgesetzes übernommen: Durch Statut des zuständigen Kommunal- oder Zweckverbandes kann die Krankenversicherung auf Familienangehörige

eines Betriebsunternehmers ausgedehnt werden, deren Beschäftigung nicht auf Grund eines Arbeitsvertrages stattfindet. Besonders weibliche Angehörige und vor allen Ehefrauen gewinnen durch jahrzehntelange Arbeit im eigenen gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betriebe nur den augenblicklichen Lebensunterhalt. Die Anordnung der Behörde kann ihnen daneben Fürsorge für die Zeit der Krankheit sichern. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat der Ehefrau nur den Gewinn aus selbständiger Erwerbstätigkeit als freies Eigentum zugesprochen, aber ein gleichartiges Recht für die Ehefrau im häuslichen Betriebe oder gar der Hauswirtschaft, wie es das schweizerische bürgerliche Recht vorsieht, abgelehnt. Hier wird die Möglichkeit gegeben, daß die Ehefrau durch Hilfe beim Erwerbe des Mannes das Recht auf eine wertvolle Fürsorge erwirbt. Die Invalidenversicherung kennt eine gleichartige Bestimmung nicht. Durch die obligatorische Einbeziehung dieser Arbeitskräfte in Kranken- und Invalidenversicherung könnte volks- hygienisch und -wirtschaftlich ein entscheidender Schritt vorwärts getan und ein Ausgleich dafür geschaffen werden, daß verhältnismäßig wenige Kassen von dem Recht Gebrauch machen, eine Krankenunterstützung der nicht versicherungspflichtigen Familienangehörigen vorzusehen. Auch das bisher nicht versicherungspflichtige schlecht entlohnte Krankenpflegepersonal müßte beiden Versicherungen unterstellt werden.

Der Entwurf behält für Kranken- und Invalidenversicherung als Grenze der Versicherungspflicht die Verdienstgrenze von 2000 Mark jährlich bei. Nicht nur die verminderte Kaufkraft des Geldes seit Erlaß der ersten Versicherungsgesetze, sondern auch die steigende Belastung des Volkes durch indirekte Steuern lassen energisch die allgemeine Erweiterung bis zu 3000 Mark nach dem Vorbilde der Unfallversicherung fordern. Erst dann kann die Versicherung ihren Zweck erfüllen, den wirtschaftlich schwachen Bevölkerungsschichten für die Zeit der stärksten Bedrängnis infolge geminderter Arbeitskraft Hilfe zu leisten. Dementsprechend müssen die Lohnklassen zur Bemessung der Versicherungsleistungen auch erhöht werden. Das Recht der freiwilligen Selbstversicherung müßte dann bei 3—4000 Mark jährlichem Verdienst ausgeübt werden können. Durch die Erweiterung des Versicherungskreises wird das Risiko auf eine größere Basis verteilt und die Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger gesteigert.

Die Mindestleistungen der Hauptkassenformen in der Krankenversicherung, der Orts-, Betriebs- und Innungskrankenkassen, werden durch die Reichsversicherungsordnung wenig geändert. Nur die Bestimmung der Gewerbeordnungsnovelle vom 28. Dezember 1908, daß Arbeiterinnen vor und nach ihrer Niederkunft im ganzen während acht Wochen nicht beschäftigt werden dürfen und zwar nach ihrer Niederkunft mindestens sechs Wochen, hat eine Verlängerung der Wöchnerinnenunterstützung in Höhe des Krankengeldes von sechs auf acht Wochen veranlaßt. Leider ist kein weiterer Ausbau zu einer Mutterschaftsversicherung erfolgt. Allerdings bedeutet es eine Aufwärtsentwickelung der Krankenversicherung, daß diese Mindestleistung auf alle Kassen — auch die Landkrankenkassen — ausgedehnt und nur beschränkte Ausnahmen zugelassen worden sind. Für alle Kassen wird demnach als Mindestleistung verlangt:

1. vom Beginne der Krankheit bis zu mindestens 26 Wochen freie Krankenpflege, bestehend in Gewährung von ärztlicher Behandlung und Arznei sowie anderen Heilmitteln,
2. bei Arbeitsunfähigkeit infolge Krankheit ein Krankengeld für jeden Arbeitstag und zwar in Höhe von mindestens der Hälfte des durchschnittlichen Tagelohnes der betreffenden Arbeitskategorie,
3. die obengenannte Wöchnerinnenunterstützung,
4. ein Sterbegeld.

Die durch den Entwurf beseitigte Gemeindekrankenversicherung, welche im Jahre 1906 zirka 1½ Millionen Mitglieder, d. i. beinahe ⅛ aller Versicherten, zählte, hatte nur die unter 1 und 2 bezeichneten Leistungen zu gewähren. Für

das Krankengeld war auch nur die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagearbeiter festgesetzt.

Doch muß eine Steigerung der Mindestleistungen gefordert werden. So ist das Krankengeld auch für Sonn- und Feiertage zu zahlen. Nach § 616 BGB. können alle Dienstverpflichteten — mit Ausnahme der Handlungsgehilfen — nur für eine unerhebliche Zeit der Dienstverhinderung infolge Krankheit Fortzahlung der Vergütung beanspruchen und müssen sich, falls nicht ausdrücklich Gegenteiliges verabredet worden ist, den Betrag abrechnen lassen, welchen sie in Form von Krankengeld erhalten. Da das Krankengeld nur die Hälfte des durchschnittlichen Tagelohnes zu betragen braucht, bedeutet seine Entziehung an Sonn- und Feiertagen bei längerer Krankheit einen recht fühlbaren Ausfall. Überdies würde die Einbeziehung neuer Berufskreise wie der landwirtschaftlichen Arbeiter, Dienstboten, Hausindustriellen, welche an Sonn- und Feiertagen ihrem Beruf nachgehen, schon die häufige Zahlung des Krankengeldes an diesen Tagen bedingen. Dadurch erhält ein Teil der Versicherten gesteigerte Leistungen, und die Kontrollschwierigkeiten mehren sich zu gleicher Zeit. Obligatorisch müßte auch die Versorgung der Versicherten in Krankenhäusern gemacht werden, wenn sie nach dem Urteil des Arztes im Interesse der Wiederherstellung des Kranken oder seiner Umgebung geboten ist. Allerdings müßte gleichzeitig den Gemeinden oder weiteren Kommunalverbänden die Pflicht auferlegt werden, den Kassen eine bestimmte Anzahl von Betten zu ermäßigtem Preise zur Verfügung zu stellen. Die finanzielle Belastung dieser Körperschaften würde nicht bedeutend steigen, da die Kassen bisher die Kranken in diesen Fällen oft an die Armenverwaltung verwiesen. Eine nachhaltigere Wiederherstellung der Kranken und Schutz der gesunden Angehörigen würden dadurch erreicht werden.

Die Reform der Versicherungsgesetzgebung darf aber nicht vorübergehen, ohne daß die Frauen ihre Stimmen für den Ausbau der Mutterschaftsversicherung erheben. Die bisherige Wöchnerinnenunterstützung in Höhe des Krankengeldes ist eine unwirtschaftliche Anlage, da auf Grund ihrer Leistungen nicht die Enthaltung von jeder Berufsarbeit verlangt werden kann, und die Wahrscheinlichkeit der Gesunderhaltung von Mutter und Kind, welche sowohl im Interesse der Familie, des Staates als auch der Krankenkasse liegt, nicht wesentlich erhöht wird. Die Gewerbeordnungsnovelle gebietet der Mutter Arbeitsruhe für acht Wochen, d. h. Ruhe von der Arbeit in der bisherigen Werkstatt. Der Aufnahme hausindustrieller Beschäftigung, der Arbeit als Wasch-, Aufwartefrau, dem Aufsuchen anderer Werkstattarbeit unter Verheimlichung der erst kürzlich erfolgten Entbindung kann nicht vorgebeugt werden. Erst wenn die Wöchnerin durch eine Kassenunterstützung in voller Höhe des durchschnittlichen Tagelohnes Ersatz für den entgehenden Verdienst erhält, der in der Zeit erhöhter Ausgaben für Mutter und Säugling oft nicht entbehrt werden kann, hat die Kasse ein Anrecht, von der Wöchnerin unbedingte Enthaltung von Berufsarbeit zu verlangen. Außerdem ist noch die Gewährung freier Hebammendienste als gesetzliche Mindestleistung zu fordern.

Die fakultativen Leistungen der Kassen sind im wesentlichen nicht verändert worden. Im Interesse der ledigen Kassenmitglieder ist wünschenswert, daß der Satzung nicht nur zustehen sollte, dem Mitglied beim Tode des nicht versicherungspflichtigen Ehegatten oder Kindes ein Sterbegeld zur Beisteuer zu den Beerdigungskosten zu zahlen sondern auch beim Tode eines Verwandten aufsteigender Linie, z. B. des Vaters oder des Großvaters, falls der Versicherte den Lebensunterhalt des Verstorbenen ganz oder überwiegend bestreiten mußte.

Auf welche Weise können aber für die zu erweiternde Wirksamkeit der Kassen Mittel bereitgestellt werden?

Der Entwurf hat eine Zentralisation der Kassen zur Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit vorgesehen. Die Verwaltungskosten sollen dadurch vermindert und kleine leistungsschwache Organisationen beseitigt werden. Die Leistungsfähigkeit zentralisierter, allgemeiner Ortskrankenkassen (Kassen für die gesamten versicherungspflichtigen Gewerbe eines Gemeindebezirks, für die keine Betriebs- oder Innungs-

kassen errichtet sind) beweisen derartige Versicherungsträger in Leipzig und Frankfurt a. M. Der neue Grundsatz ist also willkommen zu heißen, aber seiner Übertragung in die Wirklichkeit stehen die Bestimmungen des Entwurfs hindernd entgegen. So stellt er als Hauptform der Zwangskassen die allgemeine Ortskrankenkasse auf, neben der er Land-, Betriebs- und Innungskrankenkassen kennt. Die bisherigen besonderen Ortskrankenkassen für einzelne oder mehrere Gewerbszweige (z. B. für Wäschefabrikation, für das Kaufmannsgewerbe usw.) können aber bestehen bleiben und außerdem neue errichtet werden, wenn

1. die Kasse mindestens 500 Mitglieder hat (die Mindestzahl kann nach der Einwohnerzahl von der zuständigen Behörde erhöht werden),
2. die allgemeine Orts- und Landkrankenkasse des Bezirks nicht als beeinträchtigt anzusehen ist,
3. ihre satzungsgemäßen Leistungen denen der maßgebenden Ortskrankenkasse gleichwertig sind oder in sechs Monaten gleichwertig gemacht werden,
4. sie eine gewisse örtliche Ausdehnung nicht überschreiten.

Das geltende Gesetz hat als Typus die besondere Ortskrankenkasse angenommen und neben sie Betriebs-, Innungs-, Baukrankenkassen und die Gemeindeversicherung treten lassen. Der Typus wird aber jetzt von den zahlreichen Gemeindeversicherungen — mitgliedsarmen Gebilden ohne Selbstverwaltung — zurückgedrängt. Die Hauptkassenform des Entwurfs würde dem gleichen Schicksal verfallen und dieses Mal hinter den nur ausnahmsweise zugelassenen besonderen Ortskrankenkassen zurücktreten, wenn seine Bestimmungen Gesetzeskraft erhielten.

Der Grundsatz der allgemeinen Ortskrankenkasse für einen Gemeindebezirk sollte im Interesse der Versicherten ungeschmälert aufrechterhalten werden. Falls dieser Kasse nicht mindestens eintausend Mitglieder angehören, sollte der Bezirk einer Kasse sogar auf mehrere Gemeinden ausgedehnt werden.

Die Landkrankenkassen sind für die in der Landwirtschaft und im Wandergewerbe beschäftigten Personen, alle Dienstboten, Hausindustriellen und ihre Gehilfen vorgesehen. Wenn diese Sonderkassen, über deren Verfassung später zu sprechen ist, in Berücksichtigung der eigenartigen landwirtschaftlichen Verhältnisse beibehalten werden sollten, dürfen ihr die städtischen Hausindustriellen und Dienstboten nicht zugehören. Die Lebensverhältnisse der Berufsorte müssen für die Zugehörigkeit entscheidend sein.

Gegen die Beibehaltung der Betriebs- und Innungskrankenkassen liegen volkshygienische und organisatorische Bedenken vor. Dadurch, daß sich die Unternehmer als ständige Kassenvorsitzende einen Einblick in die Gesundheitsverhältnisse ihrer Angestellten verschaffen können, wird manche Verheimlichung von Krankheiten verursacht. Sollten aber diese Kassenformen beibehalten werden, so muß ihre Zulassung ausnahmslos mindestens von der Mitgliederzahl fünfhundert abhängig gemacht werden. Dadurch verminderte sich wenigstens die Schädigung der Ortskrankenkassen, welcher die dehnbaren Vorschriften des Entwurfs nicht genügend vorbeugen. Die Bestimmung, daß die Leistungen der Betriebs- und Innungskassen mindestens denen der maßgebenden Orts- oder Landkrankenkasse gleichwertig sein müssen, ist selbstverständlich beizubehalten.

Der Entwurf gibt den Kassen auch dadurch die sehr erwünschte Möglichkeit, erweiterte Mittel für die Krankenfürsorge zu verwenden, daß er bis zur Ansammlung des vorgeschriebenen Reservefonds jährlich die Rücklage von mindestens ein Zwanzigstel der Jahresbeiträge — gegenüber einem Zehntel im geltenden Gesetz — vorschreibt.

Außerordentlich zweckmäßig ist im Entwurf die Eingliederung der Hinterbliebenen- in die Invalidenversicherung, da beiden Versicherungszweigen die Unterstützung und Hebung invalider Arbeitskräfte obliegt, und beide durch Gewährung von Renten dieser Bestimmung gerecht zu werden suchen. Von den Bestimmungen des Zolltarifgesetzes, auf die schwankenden Mehrerträge gewisser erhöhter Lebens-

mittelzölle die neue Versicherung aufzubauen, ist abgesehen und ihr eine feste materielle Basis durch die Beiträge von Unternehmern, Versicherten und bestimmten Zuschüssen des Reichs gegeben worden. Die Verknüpfung mit der Invalidenversicherung hat auch große organisatorische Vorteile: für die Versicherten steigt die Wahrscheinlichkeit einer Gegenleistung, für den Versicherungsträger mindert sich das Risiko durch den großen Kreis der ledigen und verheirateten Beitragszahler, und die Verwaltung vereinfacht sich.

Die Leistungen der Invalidenversicherung sind die gleichen geblieben und ebenso die Vorbedingungen für ihre Anwartschaft. Die Versicherung gewährt:

1. eine dauernde Invalidenrente, falls der Versicherte nicht mehr imstande ist, durch eine Tätigkeit, die seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines bisherigen Berufs zugemutet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in der gleichen Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen;
2. eine vorübergehende Invalidenrente nach Invalidität während 26 Wochen für die weitere Dauer der Invalidität;
3. ein besonderes Heilverfahren bei Erkrankung des Versicherten, um dem Eintritt von Invalidität vorzubeugen. Während des Heilverfahrens ist den Angehörigen, welche der Versicherte ganz oder überwiegend unterhielt, eine Rente in Höhe eines Viertels des Ortslohns für erwachsene Arbeiter zu zahlen.

Erst dadurch, daß alle Pflichtmitglieder der Invalidenversicherung auch der Krankenversicherung unterstehen, gewinnt die vorübergehende Invalidenrente große Bedeutung. Die Fürsorge der Invalidenversicherung schließt sich dadurch an die Leistungen der Krankenversicherung an. Dagegen haben unter dem geltenden Recht unständige Arbeiter, Dienstboten usw. nach der 26. Woche der Erkrankung einen Rentenanspruch, aber vorher greift nur die Invalidenversicherung mit der Heilbehandlung ein, wenn spätere Invalidität zu befürchten ist.

Der minimale Betrag der Angehörigenrente (vgl. oben Ziffer 3) ist leider aus dem geltenden Gesetz übernommen worden. Der Entwurf fordert demnach von den Krankenkassen bei Krankenhausbehandlung des Versicherten eine höhere Angehörigenrente — in Höhe des halben Krankengeldes, das ist ein Viertel des durchschnittlichen Tagelohns — als von der Invalidenversicherung. Im ortsüblichen Tagelohn wird nämlich von der Behörde der Minimallohn ungelernter Tagearbeiter festgesetzt, wohingegen der durchschnittliche Tagelohn individualisierend für die verschiedenen Lohnklassen, denen die Mitglieder einer Krankenkasse angehören, bestimmt wird. Der vorliegende Entwurf kennt den ortsüblichen Tagelohn nur in Ausnahmefällen als Bemessungsgrundlage. Sollte demnach die Invalidenversicherung die Heilbehandlung des Mitglieds nach vorangegangener Krankenhausbehandlung (auf Kosten der Kasse) übernehmen, so würde dadurch die Angehörigenrente sinken.

Die vorgesehenen Leistungen der Hinterbliebenensicherung sind:

Witwe des Versicherten.

1. Eine dauernde Witwenrente für die invalide Witwe nach dem Tode des versicherten Ehemannes. Der Invaliditätsbegriff stimmt mit dem bei der Invalidenversicherung unter Ziffer 1 angeführten überein, nur ist die bisherige Lebensstellung anstatt des bisherigen Berufs maßgebend;
2. Eine vorübergehende Witwenrente nach Invalidität während 26 Wochen für die weitere Dauer der Invalidität;
3. Ein besonderes Heilverfahren bei Erkrankung der Witwe, um dem Eintritt der Invalidität vorzubeugen. Die Bestimmung über Angehörigenrente stimmt mit der in der Invalidenversicherung angeführten überein;

Versicherte Witwe.

4. Ein Witwengeld, d. h. eine einmalige Abfindung für die erwerbsfähige Witwe, welche sich selbst eine Anwartschaft auf Invalidenrente erworben hat;

Witwer der Versicherten.

5. Eine Witwerrente für den erwerbsunfähigen Ehemann nach dem Tode einer weiblichen Versicherten, welche den Unterhalt der Familie ganz oder überwiegend aus ihrem Arbeitsverdienst bestritten hat, bis zum Fortfall der Bedürftigkeit;

Kinder unter 15 Jahren.

6. Waisenrenten
   a) nach dem Tode des versicherten Vaters für die ehelichen Kinder;
   b) nach dem Tode der versicherten Mutter für die vaterlosen Kinder;
   c) nach dem Tode der versicherten Mutter zu Lebzeiten des Vaters unter den zu 5 erwähnten Voraussetzungen;
   d) nach dem Tode der versicherten Mutter, deren Ehemann sich der Unterhaltspflicht entzieht;
   e) nach dem Tode versicherter Großeltern für elternlose Enkel, falls die Verstorbenen ihren Unterhalt ganz oder überwiegend bestritten;
7. Waisenaussteuer bei Vollendung des 15. Lebensjahres für die Kinder der versicherten erwerbsfähigen Witwe, welche sich selbst eine Anwartschaft auf Invalidenrente erworben hat.

Die prinzipielle Gestaltung der Unterstützung hat sowohl volks- als versicherungsökonomische Vorteile. Die Versicherung bezweckt Unterstützung der noch auszubildenden (Ziffer 6 und 7), Wiederherstellung der beeinträchtigten (Ziffer 2 und 3) und Beihilfe der invaliden Arbeitskraft (Ziffer 1, 4 und 5) und erstrebt auf diese Weise eine Hebung der nationalen Erwerbsfähigkeit. Dieser Grundsatz findet viele Gegner, welche die Unterstützung jeder Witwe wünschen. Sie meinen, daß die Erwerbsfähigkeit vieler Frauen durch die Heirat beeinträchtigt worden ist, sei es, daß sie dem Beruf und seinen Anforderungen entfremdet worden sind, sei es, daß sie infolge der Heirat keinen erlernt haben. Der Entwurf will erwerbslosen Ehefrauen nach dem Tode des Mannes durch ein Witwengeld (Ziffer 4) das Aufsuchen und eventuell die Vorbereitung für einen Beruf erleichtern. Die Zahl der Frauen aus versicherungspflichtigen Kreisen, welche nie einen Beruf ausgeübt haben, ist eine verhältnismäßig kleine. Außerdem führen die Gegner an, daß eine verwitwete Frau schwerer Arbeit finde als eine ledige. Scharfe Massenbeobachtungen liegen dafür nicht vor, und Mühseligkeit des Broterwerbs teilen die Ledigen mit den Witwen. Jedenfalls zeigte schon die Berufszählung vom Jahre 1895, wie beträchtlich die Zahl der im Erwerbsleben stehenden Witwen und Ehefrauen ist. Unter zirka 6½ Millionen Erwerbstätigen und Dienenden waren 974 931 Witwen und Geschiedene und 1 057 653 Verheiratete. Auch der Prozentsatz der unterstützten Witwen ist nur bis zum Alter von 40 Jahren — zur Zeit der Pflichten gegen die Kinder — größer als der der Ledigen und bleibt in den höheren Lebensaltern beträchtlich dahinter zurück. Für Witwen mit erziehungsbedürftigen Kindern ist im Entwurf durch Gewährung von Waisenrenten vorgesorgt (Ziffer 6a). Allerdings muß zur Förderung der Kindererziehung durch die Mutter eine Erhöhung der Waisenrenten befürwortet werden. Die Rente der ersten Waise soll nach dem Entwurf die Hälfte der Witwenrente, für jede weitere Waise nur ein Zwölftel betragen. Durch die Erhöhung der Waisenrenten könnten auch mancherlei Verwaltungsschwierigkeiten umgangen werden, die eine Bewilligung von Renten an verwitwete Mütter und die Entziehung, nachdem die Kinder selbständig geworden sind, mit sich bringen würde. Eine Unterstützung der kinderlosen arbeitsfähigen Witwen ist nicht zu erstreben. Jedoch müßte noch eine allgemeine Alterswitwenrente — für das 70. Jahr mindestens — vorgesehen werden. Die Leistung unter Ziffer 5 brauchte nicht aufrechterhalten zu werden, wenn der Kreis der Versicherungspflichtigen so weit gezogen würde, wie am Anfang befürwortet wurde, da anzunehmen ist, daß dann alle Familienväter der wirtschaftlich schwachen Bevölkerungskreise der Invalidenversicherung unterstehen würden. Um Halb- oder Vollwaisen nicht in ungelernte Berufe zu drängen, wäre eine grundsätzliche Gewährung der Waisenrenten bis zum 16. Lebensjahre wünschenswert. Unter Ziffer 6b müssen auch die unehelichen Kinder einbegriffen werden. Für Ziffer 6d müßte der Versicherungsanstalt ein Ersatzanspruch an den Vater gegeben werden. Eine einfachere redaktionelle Fassung der Bestimmungen über Waisenrenten wäre sehr erwünscht, um klar herauszuarbeiten, daß Vollwaisen von Versicherten und Halbwaisen ohne Vater in jedem Falle rentenberechtigt sind, dagegen Halbwaisen ohne Mutter nur in bestimmten Fällen.

Den ledigen Versicherten muß auch eine Rente für die hinterbliebenen Angehörigen aufsteigender Linie zugesichert werden, deren Unterhalt sie ganz oder überwiegend bestritten haben.

Über die niedrigen Sätze der Invalidenrenten wurde bisher schon beredte Klage geführt. Da der neue Entwurf die Bemessungsgrundlage übernimmt und die Witwen- und Waisenrente als Teilbeträge der Invalidenrente berechnet, wird die Unzulänglichkeit noch stärker zur Erscheinung kommen. Die höchste jährliche Invalidenrente beträgt nach 20jähriger Beitragszeit 270 Mark, die Witwenrente 116 Mark und wird erst bei stark beeinträchtigter Erwerbsfähigkeit gewährt (vergl. S. 100). Die Leistungen könnten befriedigender ausfallen, wenn die Versicherungspflicht bis zu einem jährlichen Einkommen von 3000 Mark ausgedehnt, neue höhere Lohnklassen mit höheren Beiträgen angefügt und für die im Entwurf aufgestellten Lohnklassen gering erhöhte Beiträge gefordert würden. Allerdings müßte dann die Rentenberechnung auf eine neue Grundlage gestellt werden, und auch die Erhaltung der Rentenanwartschaft müßte Abänderungen erfahren. Gut durchdachte Reformvorschläge bieten K. Weymann in der Sozialen Praxis[1]) und Düttmann-Oldenburg in den Randbemerkungen zum Entwurf der Reichsversicherungsordnung[2]).

Einschneidende Veränderungen sieht der Entwurf für die innere Verfassung der Ortskrankenkassen vor und rechtfertigt sie damit, daß ihnen durch die Zentralisation eine so große Machtfülle anvertraut wird, daß Mißbräuchen soweit als möglich vorgebeugt werden muß. Das geltende Gesetz bestimmt, daß entsprechend der Verteilung der Beitragslast die Arbeiter auf zwei Drittel, die Unternehmer auf ein Drittel der Vertreter in Generalversammlung und Vorstand Anspruch haben. Wie die Begründung des Entwurfs ausführt, sind durch das Übergewicht der politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiter parteipolitische Nebenzwecke in der Verwaltung verfolgt worden. Da die Verwaltungstätigkeit ausschließlich der sozialen Wohlfahrt, unbeeinflußt von anderen Tendenzen, dienen soll, wird zur Abhilfe den Arbeitern und Unternehmern je die Hälfte der Beiträge und Vertreterzahl zugewiesen, und das Proportionalwahlrecht für die Kassenorgane vorgesehen.

Sollten die bezeichneten Mißbräuche vorhanden sein, so kann ihnen durch uneingeschränkte Einführung des Proportionalwahlrechts genügend gesteuert werden. Dieses Wahlrecht sichert auch der Minderheit der Kassenmitglieder eine Vertretung in der Verwaltung und hierdurch Mitarbeit und Kontrolle. Eine Änderung des Stimmenverhältnisses würde aber starken Zündstoff in die Reihen der Versicherten tragen. In mehr als 25jähriger Selbstverwaltungstätigkeit waren sie eifrig bemüht, für das gesundheitliche Wohl ihrer Berufsgenossen zu wirken. Daß dieses Streben erfolgreich war, kann nicht geleugnet werden. Vornehmes Zutrauen der Regierung zu arbeitsbereiten Kräften würde ihre Verbindung mit dem Staatskörper fördern. Auf dem Gebiete des staatlichen Versicherungswesens hat man nur in den Krankenkassen den Versicherten eine weitreichende Mitwirkung zum gegenseitigen Besten anvertraut und wird sie nicht ohne große Mißstimmung beeinträchtigen können. Die Erbitterung über die unerwünschte Änderung würde außerdem ein gedeihliches Zusammenarbeiten von Arbeitern und Unternehmern hindern.

Obwohl die Reichsversicherungsordnung die innere Verfassung von Orts- und Landkrankenkassen gemeinsam behandelt, muß eine bedauerliche Verschiedenheit konstatiert werden. Den Landkrankenkassen ist keinerlei Selbstverwaltung zugebilligt worden, wenn auch landwirtschaftliche Güter- und Betriebsbeamte, kaufmännische und technische Angestellte der industriellen Nebenbetriebe genügende Schulung dafür besäßen und andere Kräfte heranbilden könnten. Da der Entwurf eine Reihe von Ausnahmebestimmungen für die Beiträge und Leistungen in Landkrankenkassen vorsieht, ist um so wichtiger, daß die Beteiligten selbst darüber zu entscheiden haben.

---

[1]) Nr. 46, Jahrgang XVIII, Sp. 1202 ff.

[2]) Groß-Lichterfelde 1909, S. 24 ff.

Er überweist alle Dienstboten den Landkrankenkassen, weil er Unzuträglichkeiten vorbeugen will, die aus der gemeinsamen Teilnahme von Herrschaft und Dienstboten entstehen könnten. Hier sollte gerade das Ziel verfolgt werden, in gemeinsamer Arbeit gegenseitige Achtung zu fördern.

Auch die Frauen können sich mit der ihnen zugedachten Beteiligung an den Aufgaben der Versicherung nicht zufrieden erklären. Die Motive zum ersten Buch des Entwurfs verkündigen zwar: die Wählbarkeit der Frauen, die bisher nur für die Versicherungsträger der Krankenversicherung zugelassen war, ist entsprechend dem starken Vordringen der weiblichen Erwerbstätigkeit und mit Rücksicht auf die Hinterbliebenenversicherung auf alle Versicherungsträger erweitert worden. Die Paragraphen des Gesetzes wagen aber nicht diesen deutlich abgesteckten neuen Weg, der den Frauen einen weiten Blick in verlockendes Neuland eröffnet, zu betreten. Sie bestimmen in komplizierter Weise, daß die Vertreter der Versicherten in den Ausschüssen der Versicherungsanstalten von den Versicherungsvertretern bei den Versicherungsämtern gewählt werden. Wählbar zu den Vertretern bei den Ämtern sind aber nach § 65 nur männliche Personen. Die Vertreter der Versicherten bei den Unfallberufsgenossenschaften sollen wiederum von den Ausschüssen der Versicherungsanstalten gewählt werden. Kann man erwarten, daß die Männer je Frauen wählen werden? Als Fazit bleibt den Frauen die Wählbarkeit zu der Krankenversicherung und den Versicherungsämtern. Darüber tröstet nicht die Zusicherung der Motive und der Wortlaut des § 13: „Wählbar zu den Organen der Versicherungsträger sind volljährige Deutsche", welcher den Frauen die stolze Bezeichnung zugesteht, die ihnen bei der Auslegung des § 31 G. V. G. versagt wird.

Die Versicherungsvertreter bei den Versicherungsämtern wirken bei wichtigen Verwaltungsaufgaben, wie Feststellung der Unfall-, Invaliden- und Hinterbliebenenrenten aller Versicherten, mit und erfüllen außerdem die Pflichten von Laienrichtern. Demnach wird einerseits den Frauen die Beteiligung an Verwaltungsaufgaben vorenthalten, für welche sie ebenso zuständig sind wie die Männer, und andererseits werden sie von der Rechtsprechung ausgeschlossen, für welche durch Laienrichter gerade die sachverständige Mitwirkung der Kreise gewonnen werden soll, welche die streitigen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennen.

Die Gegner der Sozialpolitik in unserem Vaterlande begründen oft ihren Standpunkt damit, daß sie weite Volkskreise träge mache, da sie die Selbsthilfe nicht mehr als Hauptstütze anerkenne. Wenn sie auch in der Tat die Lage der wirtschaftlich schwächsten Volkskreise zu heben sucht, so gibt sie auf der anderen Seite den Kräften dieser Schichten durch die eigene Betätigung bei den verwaltenden und richterlichen Aufgaben zum Besten ihrer Berufsgenossen neue Entwicklungsmöglichkeiten. Diese Betätigung dient nicht nur dem Wohle der Berufsgenossen, sondern bedeutet vielmehr eine Entwicklung des Volksorganismus.

Und die Frauen sollen durch die sozialpolitischen Fortschritte nur eine Stütze empfangen?

Ein französisches Buch über Amerika.[1])

Von

Adalbert Meinhardt.

Nachdruck verboten.

Neben den Werken, die Deutsche, Engländer, Amerikaner selbst, über Amerika geschrieben, ist es, so scheint mir, nicht ohne Interesse, auch einmal das Urteil eines Franzosen zu hören, eines Mannes, der sich auf einer jeden Seite seines Buches als zur lateinischen Rasse gehörig, als den Angelsachsen fremd, bekennt und zeigt. Saint-André de Lignereux ist jener Künstler, von dem das Wiener Museum, Kopenhagener wie andere Sammlungen Arbeiten erwarben, von dem z. B. das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe den schönen Buch-einband mit den großen Platanenblättern zu Rostands Cyrano de Bergerac besitzt, — den Blättern, die im letzten Akt des Stückes auf den sterbenden Helden mit leisem Rieseln niedersinken. So wie er hier seine Arbeit zu dem Inhalt des Buchs in Beziehung brachte, so sucht er auch sonst bei seinen schönen Kassetten und anderen Werken einen Einklang zwischen der Bestimmung des Gegenstandes, dem Wesen und Denken des künftigen Besitzers und seiner ornamentalen Ausschmückung herzustellen. Ebenso ist er bei seinen Beobachtungen in Nord-Amerika darauf bedacht, als Künstler und als Psychologe mit scharf eindringendem Verständnis zu sehen, zu schildern. Über den Ozean gekommen, um bei Gelegenheit der Aus-stellung von St. Louis seiner Regierung von dem Stand der Ledertechnik in den Vereinigten Staaten Bericht zu erstatten, findet er drüben Gelegenheit, vieles zu erfassen, was mit Bucheinbänden oder mit den Handelsbeziehungen nichts zu schaffen hat, und ist bestrebt, so gut er das nach einem Aufenthalt von etwa vier Monaten vermag, in das Wesen des ihm so erstaunlichen Volkes hineinzuschauen. Was er aber als den Urgrund dieses Wesens erkennt, das ist — neben der alles beherrschenden Liebe zum Golde — der leidenschaftliche Patriotismus. Der Franzose ist wahrlich kein Verächter der Gaben, die der Luxus gewährt. Und ist kein vater-landsloser Kosmopolit. Sein schönes, elegantes Paris bleibt ihm Inbegriff, Zentrum und Zweck des Weltgebäudes. Aber als ein Sohn Europas, des alt-aristokratischen, findet er es überflüssig, diese Gefühle, diesen Stolz immerfort laut auszusprechen. Dem Nord-Amerikaner dagegen bleibt, so scheint es, seine große Union stets eine Neuheit. Er freut sich kindlich, es so weit gebracht zu haben, er möchte das Land und dessen Vollkommenheiten gern von dem Fremden auch nach Gebühr bewundert sehen. Ist es denn nicht das höchste Glück, das königlich stolzeste Adelsvorrecht, dessen sich Menschen unserer Tage erfreuen können, ein Bürger der Vereinigten Staaten zu sein?

---

[1]) L'Amérique au XXième siècle par Saint-André de Lignereux, Chargé de Mission aux Etats-Unis d'Amérique. Paris. J. Tallandier.

Die Menschen drüben zu freien und zu stolzen Bürgern zu machen, daraufhin zielen alle Gesetze, alle Bestrebungen des Volksunterrichts, der Presse, der Literatur. Mehr als in europäischen Landen wird das Kind, werden Jüngling und Mann dahin geleitet, sich nur als Amerikaner zu fühlen. Die Briefmarken verbreiten den Kultus der Volksheroen, der Washington, Franklin, Lincoln, Mc'Kinley; die Schule lehrt ihn. Von alten Griechenhelden zu lernen, scheint überflüssig. Die allgemeine klassische Bildung, die uns Deutschen, mehr vielleicht noch als den Franzosen, das Ideal aller Bildung ist, sie finden sie drüben beinahe schädlich. Während sie den Volksunterricht auf jede Weise leicht zugänglich machen, durch Stiftungen und Stipendien er in zahllosen Fällen ganz umsonst erteilt wird, müssen die höheren Studien hoch bezahlt werden. So haben viele Studenten erst in ganz anderen Berufen sich mühsam die Mittel erarbeiten müssen, um weiter zu lernen. Daß ein Mann aber nacheinander „Arbeiter, Geistlicher, Advokat, Handwerker, Journalist, Goldgräber, Bedienter, Offizier und Professor war, sich durch all' solche Wiedergeburten nicht ermüdet noch verstimmt fühlt, sondern einzig nur auf seinen Weg bedacht ist, der ihn vorwärts führen soll, zu seinem Ziel: in den Tempel des Goldes" — das erscheint unserem Autor, dem Künstler, dem seine Kunst Lebensinhalt bedeutet, als das wunderbar Erstaunlichste.

„Der Amerikaner", meint er, „ist ja überhaupt kein so fest umgrenzter Typus, wie es bei uns der keltische, semitische, slawische, germanische oder lateinische Typus ist .... Der Sohn eines Engländers war vielleicht Enkel eines Franzosen, seine Mutter ist Italienerin und entstammte ihrerseits Verbindungen mit einem Ungarn, einem Russen, — oder, wer weiß! — einem Syrier, einem Mongolen. Zu seinen Vorfahren zählt er Soldaten, Kaufleute, Seefahrer, einen Arzt, Landmann, Dichter, eine gelehrte Doktorin, eine Katholikin, eine Protestantin." — Und doch ist, durch die Macht und die Größe dieses Landes, das Volk ein einheitliches Ganzes, dem auch der kaum Eingewanderte sofort sich zugehörig fühlt. Und durch seine Antezedentien, so wie durch die Sitten des Landes bleibt trotzalledem in diesem gemeinsamen großen Ganzen „jeder Amerikaner eine Persönlichkeit für sich. Die Schauseite so einer menschlichen Medaille mag mehr oder minder anziehend, schön, vollendet sein, — sie bietet stets Interessantes, weil sie ihre ganz persönliche Prägung, ihr eigenes Relief besitzt."

Die Kraft und stolze Bewegungsfreiheit der gesunden, durch Selbstzucht, Abhärtung, Sport aller Art gestählten Körper, die Größe des praktischen Könnens drüben mit allen seinen Errungenschaften, dies ganze Regierungs- und Erziehungssystem, das dem Selbstbewußtsein des einzelnen sein Recht läßt, es sind Schönheitswerte, die der aufmerksame Beobachter mit ehrlicher Bewunderung anerkennt. Daneben sieht er dann auch die kleinen Schwächen des jungen und naiven Volkes. Bei aller Verachtung, die der Amerikaner für europäische Höflichkeitsformeln, für Titelsucht, Standes- und Adelsvorrechte in unserem alten Erdteil empfindet, so ganz und gar ohne äußeres Zeichen dessen, was ein Mann erreicht hat, mag er denn doch auch nicht bleiben. Wenn drei Amerikaner beisammenstehen, so bilden sie bekanntlich einen Klub. Und wenn sie in Massen sich vereinen, so tragen sie die Abzeichen der Klubs, zu denen sie gehören, der Universitäten, an denen sie studiert haben, der Gewerbe, die sie üben, der Familien, denen zu entstammen sie sich rühmen. Die mit der „Mayflower" einst hinüberkamen, die im Befreiungs-

krieg unter Washington kämpften, haben ihren Nachkommen Vorrechte und damit zugleich ehrende Abzeichen hinterlassen, die diese von den Neueingewanderten und den Parvenüs auszeichnend absondern. „So sieht man bei vielen Gelegenheiten die Leute ganz und gar bedeckt mit den verschiedenfarbigsten Schärpen, den buntesten demokratischen Orden."

Wir Deutschen lächeln, wenn der Franzose sich sein rotes Bändchen der Ehrenlegion nicht nur auf den Frack, sondern auch auf seinen Hausrock und die Arbeitsbluse heftet. Die Franzosen moquieren sich über unsere vielen Titel, wie man den Geheimrat ängstlich vom Rat und die Frau Rätin von der Frau Doktor gesellschaftlich streng unterscheidet, während bei ihnen das einfache Monsieur und Madame für alle genügt und alle gleichstellt, dem Fürsten gilt und dem Grünhöker. Ländlich-sittlich. Der Grundsatz des Amerikaners: Sei nur Du selbst, Du bist was Du bist! der ist so schön, daß man solche kleinen Eitelkeiten des äußeren Wesens darüber wohl vergessen darf.

„There is nothing for you in the universe but that which is in yourself!" (Henry Franck). Der Satz, den St. André zitiert, mag einen Menschen, wenn er ihn ganz und gar beherzigt und zu jeder Lebensstunde dieses Bewußtseins eingedenk bleibt, wohl zu einem stolzen und tüchtigen machen. Ein Knabe, der mit solchem Grundsatz erzogen, der es will und — Notabene — der das richtige Zeug dazu in sich hat, der kann dort drüben alles werden. Auch der napoleonische Soldat trug einst, wie man sagte, den Marschallstab in seinem Tornister. Aber obwohl Frankreich heute, gerade wie die Vereinigten Staaten, Republik ist, die Standesunterschiede behalten hier in Europa ihre unverrückbare Kraft. Dort hingegen scheinen die Menschen einander wirklich nur als Menschen anzusehen. Ob einer einmal Schuhputzer war oder Straßensänger, was schadet das! Die Welt steht ihm offen, etwas Besseres zu werden. Unser Buch bringt ein Verzeichnis der Stellungen, zu denen sich verwahrloste Jungen — die Pfleglinge der Childrens Aid Society, der großen Frauenhilfsgesellschaft — hinaufarbeiten konnten. Es sind deren soundso viele Abgeordnete, Mitglieder des Kongresses, Ärzte, Juristen, Schulvorsteher, Professoren, ja, einer ist Gouverneur seines Staates geworden. Von der Arbeitskraft, der eisernen zielbewußten Beharrlichkeit des Amerikaners gab auch kürzlich z. B. Dr. Ernst Schulze in einem interessanten Aufsatz über einen Eisenbahnkönig ein gutes Bild und schilderte, wie jener Mann, der heute über 70 Jahre zählt und Milliardär ist, imstande war, sechsunddreißig Stunden lang ohne Unterbrechung durchzuarbeiten.

Die Hauptsache ist, daß Du selber eine taugliche Kreatur bist! sagt Herbert Spencer: — The first thing is to be a good animal! — Auch wir beginnen ja allmählich Gymnastik, Baden, Sport als notwendig neben der Schulbankgelehrsamkeit anzuerkennen. Es gibt drüben keine Schule ohne Bäder und Turnsaal, und was den jungen Amerikaner die Räume seines Klubhauses häufig denen des elterlichen Hauses vorziehen läßt, das ist eben die Leichtigkeit, dort jede Art von Sport zu betreiben, sind die großen und reichen Einrichtungen für Gymnastik und Bäder, neben denen selbst die weiten Hallenräume altrömischer Bäder kaum mehr überraschen können.

A good animal in dem Sinne jenes Ausspruchs ist der, dem sein Körper gehorcht wie sein Geist, den bei seinen Unternehmungen nie ein Zweifel beschleicht,

der auch das Gewagteste ruhig beginnen darf, weil er seiner Kraft sicher ist, weil ihm der Gedanke an die Möglichkeit eines Verzagens und Unterliegens seine Spannkraft nie lähmen wird. Und diese höchste, edelste Körperkultur unseres zwanzigsten Jahrhunderts, die den Menschen stählt und hebt, sie scheint seltsamerweise drüben das Resultat zu haben, daß der Typus des jungen Nachwuchses sich allmählich dem des landeingesessenen Vorfahren — der Rothaut — annähert. „Nach zwei Generationen schon", so behauptet St. André, „ändert sich das anatomische Gerüst des Emigrantenabkömmlings. Der Körper streckt sich länger, wird mager, ausgetrocknet, die Füße werden kleiner, die Nase ragt viel größer hervor, der Teint verhärtet sich, so daß man eine Ähnlichkeit mit der stolzen Haltung des Indianers von ehedem zu ahnen beginnt."

Auch die Liebe zum freien, ungebundenen Leben in der Natur, die von den Sportübungen gefördert wird, mag man ja allenfalls als eine ataviſtische Regung betrachten. Mit fröhlichem Wagemute wirft der junge Millionärssohn alle Gewohnheiten des Luxus von sich, um im settlement oder der summer-school, gleichgestellt mit ärmeren Genossen und diesen dienend, eine Zeitlang das Leben des einstigen Pioniers in der Wildnis zu führen. Das Bedürfnis der Weltflucht ist so alt wie es eben das Weltleben ist. Einst zogen die Menschen um ihres künftigen Seelenheils willen sich in Einsiedlerzellen und in Klöster zurück. Thoreau, der geistreiche amerikanische Weise, lebte, um sich selbst zu finden, jahrelang in der selbsterbauten Rindenhütte seines „Walden". Heute tritt die Weltflucht drüben in verjüngter, verschönerter Form auf — sie ist altruistisch geworden. Der Jüngling will nicht nur sich selber, losgelöst von den Seinen, vom Zwang der Stadt frei fühlen. Er will zugleich Minderbegünstigten nützen. In Vorträgen, kinematographischen Darbietungen, bei gymnastischen Spielen teilt und leitet er das Leben seiner Genossen, lernt von ihnen, indem er sie lehrt. Sie haben Homer und Horaz wohl vergessen; Rousseau aber zeugt, ihnen selber meist unbewußt, in allen ihren Betätigungen fortwirkend weiter.

Sie haben aber, so sehr sie sonst drüben zur Frömmigkeit neigen, in gewissem Sinn auch die Bibel vergessen. — „Der Amerikaner", sagt unser Autor, „hat das innige Bedürfnis nach einem Gesetz und Schutz von oben." — In seinem Buche gibt er ein Verzeichnis der 28 — ja wirklich, geschrieben achtundzwanzig — drüben geltenden Hauptreligionen, der einundsechzig hauptsächlichsten Sekten, ihrer Anhänger, Geistlichen, Gotteshäuser. Ein so tiefreligiöses, uralt-biblisches Gebot wie das vierte aber: „Ehre Vater und Mutter", das haben diese modernen, nur sich selbst achtenden Menschenkinder lange über Bord geworfen. Es liest sich beinahe wie eine Satire auf die Forderung des Respekts vor dem Kinde, die Ellen Key predigt, wenn St. André anführt, wie im Gegenteil die Kinder angewiesen werden, ihre Eltern zu achten. So heißt es z. B. in „The American boy", einer Wochenschrift für das Alter von acht bis fünfzehn Jahren, die zu Detroit erscheint:

„Sprich mit Deiner Mutter von Deinen Studien, Freunden, Unterhaltungen, Lektüre und Reisen.

Tu Dein Möglichstes dafür, daß sie innerlich wie äußerlich jung bleibt und gib wohl acht auf die geringsten Details ihres Anzugs.

Hüte Dich, ihr Kummer zu machen, indem Du ihre religiösen Ansichten verlachst, auch wenn sie vielleicht anders als die Deinen sind, auch selbst wenn sie Dir eng erscheinen.

Höre ihre Meinung über Deine Lebenspläne an, sogar wenn Du Deiner Absichten schon ganz gewiß bist."
usw.

Ist es denn nicht nett, wenn so ein junger Herr von neun oder zehn Jahren sich so selbstlos Mühe gibt, die altmodisch beschränkte Mama zu seiner Höhe zu erheben und ihren Horizont durch sein besseres Einsehen etwas zu erweitern? ....

In dem Abschnitt, der von den Kindern drüben, von ihrer Erziehung, der Art ihrer Betätigung und ihrem ausgesprochenen Hange, jung schon sich auf eigene Füße zu stellen und, gleichviel auf welcherlei Weise, sich Geld zu verdienen, ebenso in dem Kapitel, das von der Amerikanerin handelt, finden sich gewisse feine Beobachtungen, gewisse geistreich erfaßte kleine Züge und Geschichten, die uns anmuten, als seien diese Schilderungen durch das Medium weiblicher Sehschärfe gegangen. Der Autor widmet das Buch seiner Gattin — „der Genossin meines Lebens und meiner Gedanken". Diese Frau hat unter dem Pseudonym Arsène Arüß geistreiche Aphorismen, schwermütige Novellen, Charaden und — Kochbücher veröffentlicht, hat für den hamburgischen Korrespondenten witzige Pariser Plaudereien geschrieben; ihr reichhaltiges Werk über Graphologie wurde vor Jahren in diesen Spalten von mir besprochen. In diesem Buche erscheint sie nie, wird nie genannt. Nur an einer Stelle, wo der Autor von der Verschiedenheit der Frauen diesseits und jenseits des Ozeans spricht, da liest es sich fast, als habe er ein Porträt ihres Wesens entwerfen wollen:

„Unsere bewundernswerten Frauen lateinischer Rasse," schreibt er, „die Genossinnen, Mitarbeiterinnen, Kolleginnen, Kopistinnen, Sekretäre ihrer Väter, Gatten und Söhne, die, ohne viel ihre Rechte abzuwägen, ihre Zeit, ihre Intelligenz dafür hergeben, uneigennützig, still, im geheimen für die Ihren zu arbeiten, die Vertrauten erster Versuche, schwerer Kämpfe und Anstrengungen, Trösterinnen in Stunden des Kleinmuts, bescheidene Haushälterinnen, tapfere Verwalterinnen der Armut, fleißige Flickerinnen, die mit ängstlichem, stündlichem Sparen zu dem knappen Budget der Familie einen Riesenbeitrag bringen, diese Frauen, in denen sich das Beste unseres Volkes verkörpert, sie sind ebenso selten dort, wie es bei uns jene nicht minder bewundernswerten Amerikanerinnen sind, die sich dem Guten und dem Schönen für die ganze Menschheit widmen, die ein nach außen so tätiges staatsbürgerliches Leben führen und verstehen, in ihrem Wirken gütig, zärtlich, aufopfernd, ja sogar, wenn es sein muß, auch sparsam zu sein — nur eben aus einem anderen Gesichtspunkt —, dem sozialen."

Man vermeint hier zwischen den Zeilen zu lesen, wie diese auf das große Ganze, mehr als auf eigenes Glück und Heim, gestellte Richtung der Frauen dort drüben dem Franzosen — und mit ihm zugleich der Französin, fremd und beinahe unweiblich erscheinen will. Er beklagt es, daß das „home" des Amerikaners mit dem europäischen Begriff dieses Wortes, der Ruhe und Behagen umschließt, sich wenig deckt. Wenn der Ehemann von früh bis spät von seinem leidenschaftlichen, nie ermüdenden Arbeitseifer ganz in Anspruch genommen ist, wenn die Frau ihren Beschäftigungen im Klub, in der Wohltätigkeit, in ihrem Berufe nachgeht, so wird ihr schließlich Liebe und Ehe zur Nebensache, zu einer Episode in ihrem Dasein, wie sie es bei uns in dem Leben manches öffentlich tätigen Mannes sind. Und das Kind entbehrt der Bildung seines Gemüts, die ihm besser als Schule und

Spielklub die vertrauliche Gemeinsamkeit der Familie und nur diese geben kann. Der Autor führt zum Beweise seiner Auffassung einen Satz von Roosevelt selbst an: „Wenn bei uns der Zusammenhang der Familien nicht so ist, wie er sein sollte, so kann kein materieller Erfolg, kein Fortschritt in Literatur, Kunst, Wissenschaft oder Technik, können auch Siege unserer Armeen der Nation niemals einen Ersatz für das bieten, was ihr so verloren geht."

Zu den großen Schwierigkeiten eines stetigen Behagens im eigenen Heim trägt drüben auch die Dienstbotennot bei, die wir hier erst zu erleiden anfangen. In welchem Zustand die für den Tag, oder gar nur stundenweise gemietete „help" den Haushalt zurückläßt, wenn sie mit dem Glockenschlage Hut und Handschuhe nimmt, um als elegante Dame davonzugehen, das kann sich eine deutsche Hausfrau nur mit angstvollem Schaudern vorstellen. Schon in England geschieht es wohl, daß man z. B. Tischwäsche mit bedenklich großen Löchern bekommt. „Weil es sich weniger teuer stellt," schreibt unser Autor, „neue Wäsche zu kaufen, als solche mühsam ausbessern zu lassen. Und die Art, wie die großen mechanischen Wäschereien das Weißzeug zurichten, ermutigt nicht zu so künstlerischer Stopfarbeit, wie sie unsere Hausfrauen sich zum Ruhm anrechnen." — Es gewähren solche Bemerkungen nicht nur einen Einblick in den Haushalt der Amerikanerin, sie lassen zugleich auch die in der Literatur so selten, viel zu selten geschilderte häuslich fleißige Pariserin erkennen. Halten wir hier bei uns doch eigentlich Flicken, Stopfen, Sparen nur für ein Privilegium der deutschen Hausfrau!

Wie Großes aber die Frauen drüben durch ihr tapferes Beisammenstehen, ihre Tatkraft, ihren Mut erreichten, davon gibt uns das Buch bei der Besprechung der großen Frauenverbände Beweise, die den Kampf gegen den Alkohol, für den Rechtsschutz der Armen, die Erziehung Verwahrloster usw. führen und die sich über das ganze weite Gebiet der Union erstrecken.

Häusliche Arbeit im Dienste anderer gilt fast für entwürdigend. Nur Schwarze und kürzlich Eingewanderte lassen sich dazu herab, sie gegen hohen Lohn zu verrichten. Daß in Wahrheit „keine Arbeit entwürdigt und sei es auch die niedrigste, wenn man sie zum allgemeinen Nutzen, aus freiem Hilfsbedürfnis verrichtet", das lehrt der Leiter eines großen Phalansteriums, von dem unser Buch uns ein anschauliches Bild gibt. Die junge Philosophiestudentin scheut sich nicht, hier bei Tisch zu servieren, ein angehender Börsenkönig sorgt vielleicht für die Pferde oder betreut den Hühnerhof. Sie sind alle bereit, manche freilich nur für ein paar Ferienmonate, andere aber fürs ganze Leben, ihrer vielgerühmten Selbstbestimmung zu entsagen, um sich dem höheren Gesetz des Ortes unterzuordnen, weil sie es als schön und als gut anerkannten. Alles was in diesem Dorfe, das in seiner blumengeschmückten Neuheit und Eleganz europäischen Dörfern wenig ähnelt, gearbeitet wird — einfache Möbel, originell gebundene und mit prächtiger Schrift und Raumverteilung gedruckte Bücher, Korbflechtereien usw. —, das wird geschaffen „mit Hand, Herz und Haupt!" Und diese drei großen H als Triebfedern zu tüchtiger Arbeit erreichen es, daß die Resultate das Werk der Maschinen an Geschmack und an Vollendung übertreffen. „Ohne bestimmte Glaubensformel, ohne strenge Ordensregel, ohne irgendein festes Gesetz leitet der Vorsteher des Phalansteriums die ihm ergebene Gemeinde, beherrscht sie mit seinem stillen Lächeln, der sanften Stimme, den gesenkten Augenlidern, die sich nur manchmal sekunden-

lang heben zu einem durchdringend ſcharfen Blick.“ Vordem war er Seifenhändler, Landarbeiter, kurz alles mögliche, war in England Jünger des ſozialiſtiſchen Dichters William Morris und gilt für einen der beſten Vortragsmeiſter und Schriftſteller der Union. Vor allem aber erfreut auch er ſich jener animaliſchen Vollkommenheit, die nach Herbert Spencer das erſte Bedingnis für einen Idealmenſchen iſt. „Seine beſte Zerſtreuung bildet ein Ritt auf ſelbſtgezähmtem Pferde, das langhängende, glatte Haar nach Indianerweiſe mit einem weißen Leinenbande um die Stirn feſtgebunden. Einen Hut ſetzt er nur in der Stadt auf. Er raucht nicht und trinkt niemals Wein. Und zum Schlafen dient ihm jahraus, jahrein die Veranda, die nur durch dünne Vorhänge und durch ein Drahtſpalier geſchützt iſt. — ‚Man muß bedenken‘, ſchreibt St. André (man merkt es dem Pariſer an, wie ihm bei dem Gedanken ſchaudert) ‚daß er nahe an Kanada lebt und daß dort der Schnee mehr als ſechs Monate liegen bleibt!‘“

Während der Ornamental-Künſtler, der in dem Autor ſteckt, voller Intereſſe von den Arbeiten berichtet, die in ſo primitiver Weiſe in dieſem Phalanſterium betrieben werden, ſpricht er der großen Kunſt der Amerikaner die ſelbſtſchöpferiſche eigene Kraft ab. Whiſtler nennt er nicht einmal, ſcheint auch ſonſt ſich mehr in Weſen und Charakter des Volks vertieft als ihre Hervorbringungen viel beachtet zu haben. Nur bei den Indianern, denen er ſelbſt kaum ſehr viel begegnet ſein kann, berichtet er mit wahrer Begeiſterung von Flechtarbeiten, die jetzt, im neuerwachenden Intereſſe für Volkskunſt, auch in den Schulen dort wieder gelehrt werden. Daß man die alten Körbe zu ſammeln beginnt, für beſonders ausgezeichnete Exemplare hohe Liebhaberpreiſe bezahlt, das iſt ihm eine wahre Freude. „Die Schönheit dieſer Körbe beſteht“, unſerem Autor nach, „nicht allein in der praktiſchen Form, nicht allein in der Grazie der Linien, ſie ſind vor allem merkwürdig, ja heilig dadurch, daß jedes Ornament ſeine beſondere Bedeutung hat, daß ſie die Gedanken und Begriffe ihrer Verfertiger uns ſymboliſch wiedergeben.“ „Ohne Stift noch Feder, allein durch ihre Handgeſchicklichkeit, weiß die flechtende Indianer-Squaw Embleme zu zeichnen, primitiv-konventionelle Linien, eine Kunſt der Hieroglyphen. Die Natur dient ihr als Vorbild, Berge, Blitze, Waſſerfälle ſtellt ſie dar, die Zähne der Schlangen, den Regen, Sterne ſo gut wie Sonnenſtrahlen, Meereswellen, das Swaſtika“ — jenes Hakenkreuz, das Schliemann zu Troja auf Topfſcherben und Spinnwirteln fand und das in allen Ornamenten aller Naturvölker in allen Weltteilen wiederkehrt — „und verſchlungene Hände, das Zeichen der Freundſchaft. . . . Das Reich der Phantaſie auf dieſen Korbwaren ſcheint ohne Grenzen.“ Wir lernen platte, tellerartige Körbe kennen, die man zur Abwehr gegen Klapperſchlangen aufhängt und andere kuppelförmig gewölbte, die bei den Ehezeremonien verwendet werden. Auf dieſen letzteren ſind Farben wie Linien von Urzeiten her unabänderlich feſt beſtimmt. „Der Hochzeitskorb hat einen orangegelben Rand — an die Sonne gemahnend —, hat einen ſchwarzen Grund, der das Nichts verſinnbildlichen ſoll, — eine Zackenreihe, die an einer feſtſtehenden Stelle von einem weißen Strich durchſchnitten wird — wo die Seele aus dem Nichts hervorgeht, ſich den Geiſterſcharen zuzugeſellen.“ . . . Um keinen Preis würde die Indianerin einen Hochzeitskorb mit etwas veränderter Zeichnung flechten. — „Bei der Eheſchließung wird ſolcher Korb mit Maiskörnern oder Maismehl gefüllt, der Stammesälteſte nimmt eine Hand voll, ſie in alle vier Winde zu ſtreuen, zur

Erde hinunter, zum Himmel hinauf. Und die zwei Verlobten legen jeder seine Hand an den Korbrand, leise vorrückend schieben sie das Mehl beiseite, bis sich ihre Finger berühren.“ . . .

Daß man einen neuen Ehebund heiligt, indem man ihn, zur Vorbedeutung der Fruchtbarkeit, mit den Körnern fruchttragender Getreide weiht, auch das ist überall auf der Erde uralte Völkersitte. Wer denkt dabei nicht an jenes wunderbare Relief der züchtig verhüllten jungen Ehefrau, — auf der Seitenlehne des mit der Venus geschmückten Marmorsessels in den Diocletiansthermen zu Rom, — die mit so lieblich, feierlich-leiser Handbewegung ihre Körner in die läuternde Flamme streut!

So lassen sehr gewissenhafte, genaue Schilderungen einer Volkssitte manchmal unerwartet plötzlich Beziehungen zwischen weitgetrennten Völkern, weitentfernten Zeiten erkennen, so eröffnet sich hier von dem Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts ein Rückblick ins klassische Altertum. Und das ist, was mir als ein Vorzug dieses unterhaltsamen Buches erscheinen will, das verleiht, dünkt mich, auch für deutsche Leser, den Beobachtungen des Franzosen, die er selbst Momentaufnahmen nennt, ihren Wert, daß sie so scharf mit eigenen Augen selbst gesehen, so schmucklos und so offen wie ehrlich aufgefaßt, so anziehend wiedergegeben sind.

Versammlungen und Vereine.

25. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins.

Darmstadt, den 4. bis 6. Oktober 1909.

Die älteste Organisation der deutschen Frauenbewegung, der Allgemeine deutsche Frauenverein, der gegenwärtig unter dem Vorsitz von Fräulein Helene Lange steht, eröffnete ihre diesjährige — 25. — Generalversammlung am Vormittag des 4. Oktober in Darmstadt. In Vertretung der erkrankten ersten Vorsitzenden wird die Versammlung von Fräulein Dr. Agnes Goesche-Leipzig geleitet. Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Viktoria von Battenberg nimmt an der Versammlung teil. Die Hessische Regierung und die Stadt Darmstadt versicherten durch ihre Vertreter, Oberregierungsrat Weber und Ehrenbeigeordneter Egenolf, den Verein ihrer Sympathien. Begrüßungen des Lehrerinnenvereins, der kaufmännischen weiblichen Angestellten, des Volksbildungsvereins, des Darmstädter Vereins für Frauenstimmrecht und des Heimarbeiterinnenvereins folgten. Der Geschäftsbericht zeigt, daß die Arbeit des Vereins während der letzten Geschäftsperiode in erster Linie den sozialpolitischen Aufgaben gedient hat, die durch das Arbeitskammergesetz und die große Gewerbenovelle aktuell wurden. Ein Hauptarbeitsgebiet des Vereins ist ferner die Erweiterung der Arbeit und der Rechte der Frau in der Gemeindeverwaltung, die insbesondere durch die von dem Verein begründete Frankfurter Zentrale für Gemeindeämter gefördert wird. Mit Hilfe dieser Zentrale hat der Verein für die Zulassung von Frauen zur Schulverwaltung in Preußen, Sachsen und Hessen, für die amtliche Einstellung in die Armenpflege, für Anstellung von Wohnungsinspektorinnen, Polizeipflegerinnen, für das Gemeindewahlrecht der Frauen gearbeitet. Zur Beförderung der durch das Reichsvereinsgesetz geschaffenen neuen Aufgaben der Frauen hat der Verein ein „politisches Handbuch für Frauen“ herausgegeben.

Als erster Punkt der Tagesordnung wurde über einen Antrag beraten, der Allgemeine deutsche Frauenverein wolle für Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen in allen Bundesstaaten eintreten, in denen sie noch nicht erfolgt ist. In der regen Diskussion, die sich an den Antrag anschloß, wurde vorgeschlagen, der Allgemeine deutsche Frauenverein möge ein Flugblatt zur Verbreitung in Elternkreisen herausgeben und die übrigen großen Frauenorganisationen zu gemeinsamer Veranstaltung einer Massenpetition auffordern. Beide Vorschläge wurden mit dem Vorbehalt angenommen, daß die Petition, um einen möglichst großen Interessentenkreis zu haben, die Forderung der gemeinsamen Erziehung nicht prinzipiell, sondern nur mit Rücksicht auf das praktische Bedürfnis stellen solle.

Fräulein Dr. Gosche begründete dann den Antrag der Ortsgruppen Halle und Leipzig: der Allgemeine deutsche Frauenverein möchte an der Bekämpfung der Schmutzliteratur mitarbeiten. Sie beleuchtet diese Aufgabe vor allem als Pflicht der Frau, weil sie eine Angelegenheit der Kultur der Kinderstube und zugleich eine der wichtigsten Aufgaben der sozialen Hilfsarbeit ist. In der Diskussion wurden die Mittel und Wege zur Durchführung dieses Antrages erörtert. Der Antrag wird zum Schluß einstimmig angenommen.

In der zweiten Sitzung der Generalversammlung wurde zunächst der Bericht der großen Stipendienstiftung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins verlesen. Die Stiftung hat jetzt 46 Stipendien an studierende Frauen zu vergeben. Voraussetzung ist die Ablegung der Abiturientenprüfung. An Lehrerinnen, die entsprechend dem neuen preußischen Erlaß sich ohne Abiturium für das höhere Lehramt vorbereiten, werden keine Stipendien gegeben. Der Bericht der Zentrale für Gemeindeämter der Frau wird dann von der Leiterin der Zentrale, Frau Jenny Apolant, erstattet. Die Zentrale hat eine Anzahl von Umfragen veranstaltet über die Beteiligung der Frauen an der Schulverwaltung auf Grund des neuen preußischen Schulunterhaltungsgesetzes, über ihre Beteiligung an besoldeten Gemeindeämtern, insbesondere über die besoldeten Stellungen in der Waisen-, Ziehkinder- und Säuglingspflege und an Mütterberatungsstellen, über den Beruf der Laboratoriumsgehilfin, über die Stellung der Frau im Gemeindewahlrecht des Auslandes; sie hat ferner anregend für die Beteiligung der Frauen an der Vormundschaft, für die Anstellung von Wohnungsinspektorinnen gewirkt. Eine Zusammenstellung über die in Deutschland bestehenden Wählerrechte der Frau in der Gemeinde ist von der Zentrale herausgegeben und verbreitet. Im übrigen sieht die Zentrale ihre Aufgabe darin, die Entwicklung in der Stellung der Frau in der Gemeindeverwaltung zu verfolgen und allen Interessenten darüber Auskunft zu erteilen. Die Zentrale hat im letzten Jahre 635 Eingänge und 731 Ausgänge gehabt. — An den Bericht schloß sich ein Antrag der Ortsgruppe Frankfurt a. M.: „Der Allgemeine deutsche Frauenverein möge die ihm angeschlossenen Ortsgruppen und Zweigvereine auffordern, das Gemeindewahlrecht des Staates bezw. der Provinz, in der sie ihre Tätigkeit ausüben, genau zu studieren und diejenigen Frauen, denen bereits das Recht zusteht, das Gemeindewahlrecht persönlich oder durch einen Stellvertreter auszuüben, zu veranlassen, ihren Bürgerpflichten nachzukommen." In der Begründung des Antrages gab Frau Jenny Apolant eine interessante Darstellung der Art, wie Frankfurter Frauen die Frauen der Landkreise zur Ausübung ihres Gemeindewahlrechts anzuregen versuchen wollen. In einer sehr angeregten Diskussion wurde über die Mittel und Wege zur Durchführung des Antrages beraten. Anregungen, die kirchlichen Vereine zur Durchführung des Antrages heranzuziehen, begegneten dem Bedenken, daß dadurch parteipolitische Momente in die Einwirkung auf die Frauen hereingezogen werden könnten. Dagegen wurde die Heranziehung des Landpflegeverbandes und der ostpreußischen Hausfrauenvereine zur Mitarbeit empfohlen. Es wurde angeregt, durch Petitionen dahin zu wirken, daß die Frauen ihr Gemeindewahlrecht direkt, und nicht durch Vertreter ausüben können.

Zum Schluß wird eine Interpellation beraten, die vom Frauengewerbeverein Leipzig eingebracht ist: „Wie gedenkt der Allgemeine deutsche Frauenverein sich zu der unter den deutschen Frauenvereinen kursierenden Petition zur Abschaffung des Kellnerinnenberufs zu stellen?" In einer lebhaften Diskussion kam man zu dem Resultat, daß diese Diskussion als eine lediglich orientierende zu betrachten sei und den Ortsgruppen überlassen werden müsse, ihrerseits zu der Petition Stellung zu nehmen.

In der letzten Sitzung der Generalversammlung hielt nach Verlesung des Kassenberichts Frau Helene von Forster ein Referat über das Thema Einzelvormundschaft und Generalvormundschaft vom Gesichtspunkte der Mitarbeit der Frauen. Die Rednerin schloß sich in ihren Ausführungen an folgende Leitgedanken: Mit der Übernahme von Vormundschaften über hilfsbedürftige und gefährdete Kinder eröffnet sich den Frauen ein Pflichtenkreis, innerhalb dessen sie, kraft ihrer Eigenart und Befähigung, erfolgreich zu wirken vermögen. Es scheint geboten, daß immer mehr Frauen aller Stände sich bereit erklären, die Vormundschaft über hilfsbedürftige und gefährdete Kinder zu übernehmen. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Einzelvormundschaft bei unehelichen, bei gefährdeten und bei den durch die öffentliche Armenpflege unterstützten Kindern vielfach nicht ausreicht, um eine gründliche Fürsorge für alle die zu diesen Kategorien von Kindern zählenden Mündel in die Wege zu leiten. Deswegen muß das Streben aller sozial interessierten Frauen darauf gerichtet sein, daß die Berufsvormundschaft zur Durchführung gelange a) als Generalvormundschaft, b) als Sammelvormundschaft. Die Sammelvormundschaft ist erstrebenswert, weil ihre Bedeutung darin liegt, daß sie die Möglichkeit der Übernahme von Vormundschaften über uneheliche, armenunterstützte und gefährdete Kinder durch Frauen nicht ausschließt. Die Generalvormundschaft besitzt zwar den Nachteil, daß sie das Recht der Frauen auf die Führung von Vormundschaften beschneidet, ist aber für die Mitarbeit der Frau von Bedeutung, weil sie geeignet ist, ihr folgende Ämter zu erschließen: das Amt der Ziehkinderärztin, das Amt der Waiseninspektorin, das Amt der besoldeten Pflegerin. Das Zukunftsideal ist die Anstellung eines weiblichen Generalvormundes neben dem männlichen Generalvormund mit gleichen Rechten und Pflichten.

In der Diskussion über den Vortrag sprach zuerst Herr Amtmann Krapp über die Berufsvormundschaft in Darmstadt unter besonderer Anerkennung der von den Frauen geleisteten Mitarbeit. Frau Professor Berger berichtet von der Arbeit des vom Hessischen Diakonieverein in Darmstadt begründeten Gemeindepflegeseminars. Frau Bröll betont, daß man mehr versuchen müsse, die uneheliche Mutter zur Vormundschaft

über ihr eigenes Kind heranzuziehen, für die Ausbildung für Gemeindepflege müsse es auch interkonfessionelle Anstalten geben, deren Schülerinnen später von den politischen, nicht von den kirchlichen Gemeinden als Beamte eingestellt werden sollten. An der weiteren sehr angeregten Diskussion beteiligten sich Frau Krukenberg, Frau Kumpf, Frau Landsberg, Frl. Walz, Frau Balser, Frl. Bonfort, Frau Waescher, Frl. Dr. Bäumer, Frl. Treuge. Es wurden vor allem die Fragen der Heranziehung der unehelichen Mutter zur Vormundschaft, einer obligatorischen Verpflichtung der Frauen zur Übernahme von Vormundschaften, der Vorzüge ehrenamtlicher und besoldeter Arbeit, der besseren Versorgung ehelicher Mütter und ihrer Kinder besprochen.

In den öffentlichen Versammlungen wurde die Stellung der Frau im öffentlichen Leben nach den vier Seiten, ihrer staatsbürgerlichen Erziehung, Teilnahme an der Politik, Mitarbeit in der Gemeinde, Beteiligung an der gesetzlichen Interessenvertretung, in vier Vorträgen behandelt. Dr. Margarete Treuge sprach über „Die staatsbürgerliche Erziehung der Frauen". Wenn auch eine große Zahl der Frauen durch die Arbeit, den Beruf, in das öffentliche Leben hineingewachsen sei, so bedürften doch sowohl sie wie die Gesamtheit der Frauen einer systematischen staatsbürgerlichen Bildung, die, in der Schule beginnend, durch Lektüre, den Besuch politischer Versammlungen, die Teilnahme an sozialer Arbeit fortgesetzt werden müsse. Dadurch wird die Frau lernen, die beiden großen Konflikte, die das Gemeinschaftsleben dem Einzelnen aufgibt: das Kompromiß zwischen der absoluten Forderung und den historischen Bedingungen, und den Zwiespalt zwischen individuellen Lebensansprüchen und sozialer Pflicht zu lösen. Dr. Gertrud Bäumer führte in einem Vortrag: Frauenbewegung und Politik aus, daß die Frauenbewegung als solche politisch neutral bleiben müsse, daß sie aber ein starkes Interesse daran habe, die Frauen als Einzelne der Politik, als tätige Mitglieder der Parteien, zugeführt zu sehen. Über „Die Frau im Gemeindedienst" sprach Frau Elsbeth Krukenberg, und zeigte an einem Überblick über das ganze Gebiet kommunaler Aufgaben, in welcher Form überall weibliche Arbeit die männliche ergänzen könne. Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner stellte in einer Form, die den ziemlich trockenen Stoff für das Publikum einer öffentlichen Versammlung zu beleben und interessant zu machen verstand, die gegenwärtige Beteiligung der Frau an der gesetzlichen Berufsvertretung, in Versicherungsverwaltung, Gewerbe- und Kaufmannsgericht, Arbeitskammer, Handwerks-, Landwirtschafts- und Handelskammer, dar. In einer Jugendversammlung wurde nach Ansprachen von Dr. Agnes Gosche und Dr. Gertrud Bäumer eine Jugendgruppe für soziale Hilfsarbeit begründet.

Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine

tagte vom 3. bis 5. Oktober in Berlin unter dem Vorsitz von Frau Meta Hammerschlag. Amtsgerichtsrat Landsberg-Lennep sprach in der ersten, nicht ausschließlich der inneren Organisation gewidmeten Versammlung über die Mitwirkung der Frauen bei Rechtfindung und Rechtsprechung. Er führte im wesentlichen die gleichen Gedanken aus, wie in dem in unserer Septembernummer abgedruckten Aufsatz, erweiterte aber seine Forderungen noch dahin, daß er — wenn auch mit Vorbehalten — für weibliche Richter besonders bei Jugendgerichten und uneingeschränkt für weibliche Rechtsanwälte eintrat. Taktisch empfahl der Redner den Frauen, zunächst durch die Mitarbeit an den ihnen zugestandenen Posten im Jugendgericht und Fürsorgeausschuß die Abneigung gegen ihre Beteiligung an der Rechtspflege zu überwinden und dann erst für weitere Forderungen einzutreten. Diese Taktik wurde jedoch von der Versammlung nicht akzeptiert, die vielmehr in einer Resolution die Zulassung der Frauen zur Rechtsanwaltschaft und zum Richterberuf ausdrücklich forderte. — Ausschließlich berichtenden Charakter hatte ein Vortrag einer holländischen Juristin, Mester Bakker van Bosse, die über Erfahrungen und Erlebnisse eines weiblichen Advokaten in Holland sprach.

Der zweite Tag war einer Erörterung der weiblichen Erwerbsarbeit in ihrer Beziehung zur hauswirtschaftlichen Tätigkeit gewidmet. Dr. Hans Dorn gab einen Überblick über Erwerbsarbeit und Hausfrauenberuf nach der letzten Berufszählung. In der Diskussion wurde vor allem die Forderung der Entlastung der erwerbenden Frau von Hausarbeit und Kinderpflege als das Normale und Wünschenswerte gefordert. Die schon jetzt vorhandenen technischen Möglichkeiten dieser Entlastung beleuchtete in einem Vortrag am Nachmittag Dr. Käthe Schirmacher. Eine Darstellung des Frauentypus, der sich ihr als der der Zukunft aus der gegenwärtigen Konstellation volkswirtschaftlicher und hauswirtschaftlicher Frauenaufgaben zu ergeben scheint, gab Frau Marie Stritt in einer öffentlichen Abendversammlung, in der sie über „Ehe, Mutterschaft und Berufsarbeit" sprach. Die von ihr vertretenen Ansichten sind seinerzeit in einem Aufsatz dieser Zeitschrift „Materialistische Irrtümer in der Frauenbewegung" erörtert worden. Eine Jugendversammlung, in der Fräulein Else Lüders und Fräulein Adele Schreiber über die Bedeutung der Frauenbewegung für die Jugend sprachen, gliederte sich der Tagung ein. Die Vorstandswahl hatte folgendes Resultat: Frau Meta Hammerschlag, Frl. Else Lüders, Frl. von Welezek, Frau Friese-Schmidt, Frau Weidemann, Frl. Martha Zietz und Frau Regine Deutsch.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Aus der Tagespresse.

* **Frauenbewegung und konservative Presse.** Es ist charakteristisch, daß die konservative Presse durch die Frauen ihres Lesepublikums jetzt vielfach gedrängt wird, ihre Spalten Anschauungen zu öffnen, die von Redaktions wegen noch nicht vertreten werden. So brachte sowohl „Das Reich" wie die Kreuzzeitung kürzlich von weiblichen Verfassern Aufsätze, zu denen ausdrücklich bemerkt wurde, daß die Redaktion „nicht mit allem und jedem einverstanden sei" aber des allgemeinen Interesses wegen... Wenn auch in beiden Fällen diese weiblichen Äußerungen keineswegs den Standpunkt der Frauenbewegung im vollen Sinne des Wortes vertreten, so gehen sie doch von einem richtigen Verständnis der Frauenbewegung aus und gipfeln in einem mutigen Bekenntnis zum eigentlichen Kern der Frauenbewegung. So schließt der Aufsatz von Else Kroner in der Kreuzzeitung mit den Sätzen:

„Heute scheint diese Bewegung in ihren Grundzügen abgeschlossen zu sein. Mann und Frau, jeder schuf sich eine eigene Interessensphäre und eigene Betätigungsfelder. Die Frau steht nicht mehr ausschließlich beratend und helfend, tröstend und liebend, duldend und ertragend unter dem Schutze des Mannes, sondern sie ist zu dem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit, des eigenen Könnens erwacht. Sie ist — vielleicht egoistischer —, jedenfalls aber aktiver und individueller geworden. Sie ist nicht mehr Trabant, der sein bescheidenes Licht von der Sonne empfängt, sondern sie ist selber zum Fixstern geworden, der aus eigener Kraft leuchtet."

Dagegen bleibt die „Deutsche Tageszeitung" sich unbedingt treu. In der Nummer vom 10. Oktober bringt sie einen von Unrichtigkeiten und Entstellungen wimmelnden, aber um so dezidierter und überlegener auftretenden Artikel „Frauenbewegung und Internationalismus" von Graf E. Reventlow. Der Verfasser weiß, daß die deutsche Frauenbewegung „durch Vernichtung der nationalen Werte ihr Ziel der Internationalität anstrebt", daß ihre Vertreterinnen völlig unfähig seien, „das Werden in der Geschichte, die Geschichte überhaupt zu verstehen. Dabei haben sie" — so fährt der Verfasser ebenso geschmackvoll wie orientiert, fort — „den Entwicklungsgedanken am Schnürchen und schwören auf ihn, weil er modern ist, sie kennen genau Weg und Stufen, auf dem sie erst Affinnen und dann moderne Frauen geworden sind." Die Frauenbewegung — deren Führerinnen übrigens „so gut wie ausnahmslos auf dem Boden der Sozialdemokratie oder dieser jedenfalls sehr nahe stehen" — bediene sich des Entwicklungsgedankens „zur Entwertung des idealen Gehaltes der Ordnung sowohl wie des nationalen Gedankens". Sie sei durch und durch materialistisch und egoistisch.

Usw. Es ist natürlich vollkommen zwecklos, auf dem Niveau dieses Artikels überhaupt zu diskutieren. Wir haben die obigen Zitate nur angeführt, weil es ganz gut ist, sich immer einmal wieder die Beschaffenheit der Widerstände, mit denen wir zu kämpfen haben, zu vergegenwärtigen. Den Kämpen der „Deutschen Tageszeitung" wäre aber im eigenen Interesse zu raten, sich für den Waffengang gegen die Frauenbewegung besser auszurüsten. Das Klirren allein tut's auch nicht.

Die Frauenfrage auf dem Katholikentag.

Es ist ein charakteristisches Symptom für die Bedeutung der Frauenfrage, daß sie auf jedem Katholikentage in irgendeiner Form zur Sprache kommt. Auf der diesjährigen in Breslau stattfindenden 57. Generalversammlung der deutschen Katholiken sprach Prof. Dr. Faulhaber von der Universität Straßburg als „Schulmann und Theologe" über die Frauenfrage. Ausgehend von den drei jüngsten großen Tatsachen auf dem Gebiet der Frauenfrage, die Annahme der großen Gewerbenovelle, die Eröffnung der Uni-

versitäten und die Mädchenschulreform stützte der Redner seine kritische Beurteilung der Frauenfrage auf den Satz, daß der Beruf der Hausfrau und Mutter der grundlegende Frauenberuf sei, der als Vollberuf gewertet werden müsse. Aus diesem Grunde sei der „am 8. November 1907 geborene Frauentypus der ausnahmsweise verheirateten Lehrerin eine Mißgeburt".

„Die hausrechtliche Stellung der Frau" — so fuhr der Redner dann fort — „ist in dem Gotteswort umzirkelt, daß das Weib die Gehilfin des Mannes sein soll, ein Gotteswort, das neben der Pflicht aktiver Mithilfe die Unterordnung des Weibes unter die häusliche Autorität des Mannes zum Hausgesetz erhebt. Diese untergeordnete Stellung ist der ursprüngliche Wille des Schöpfers, nicht eine spätere Willkür des stärkeren Geschlechtes. Diese Unterordnung bedeutet aber nicht eine Erniedrigung des Weibes zu einem minderwertigen Menschen zweiter Klasse, bedeutet nicht ein Sklaventum der weißen Sklavin. Es können zwei Wesen ungleichartig und doch gleichartig sein; Anerkennung einer legitimierten Autorität bedeutet als Vernunftakt niemals eine Minderung des persönlichen Wertes. Eine Frau kann dem Manne sehr wohl geistig oder sittlich ebenbürtig, sie kann ihm sogar weit überlegen sein, trotzdem bleibt der Mann das Haupt der Familie. Von diesem Satz und von dem weiteren Satz, daß die einzig gewollte Form der Ehe die lebenslängliche Einehe ist, wird wie von zwei Brückenpfeilern der sittliche Charakter der Ehe getragen. Und eine Frauenbewegung, die an diesen Tragpfeilern der sittlichen Ehe rüttelt, ich meine die proletarische, und einen Flügel der bürgerlichen Bewegung, die statt der Unterordnung die mechanische Gleichstellung von Mann und Frau im öffentlichen und im häuslichen Leben, statt der unauflöslichen Einehe die Mietehe und Dutzendehe mit Kündigungsvertrag fordert, eine solche Frauenbewegung rüttelt an den Grundmauern der sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung und hat den Anspruch verloren, eine sittlich-ernste Bewegung zu sein."

Der Redner irrt, wenn er meint, daß nur ein Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung für die Gleichstellung von Mann und Frau in der Ehe eintrete. Diese Forderung ist vielmehr eine der gesamten bürgerlichen Frauenbewegung durchaus gemeinsame, und wenn er sie zum Anlaß nimmt, der Frauenbewegung den Charakter einer „sittlich ernsten Bewegung" zu bestreiten, so trifft dies Urteil die gesamte nichtkonfessionelle und wohl auch einen Teil der evangelischen Frauenbewegung. Es trifft alle, die davon überzeugt sind, daß in einer Lebensgemeinschaft wie der Ehe, der jeder Teil sich als Mensch und als sittliche Persönlichkeit in ganz besonders umfassendem Sinne hingibt, die Grundlage prinzipieller Gleichberechtigung beider Gatten die einzig sittliche sei. Eine Unkenntnis der tatsächlichen Trennung, die sich in der bürgerlichen Frauenbewegung vor dem Eheproblem vollzogen hat, verrät der Redner auch, wenn er die Forderung der Gleichstellung von Mann und Frau in der Ehe mit der „einer Mietehe und Dutzendehe" in einem Atem nennt. Gerade zwischen diesen beiden Forderungen hindurch geht die trennende Linie, wobei noch zu bemerken ist, daß der Ausdruck „Mietehe und Dutzendehe" die Meinung der „Neuen Ethik" kaum zutreffend ausdrückt.

Aber diese Erörterungen haben kaum einen Zweck. Denn, so sagte der Redner: „In allen anderen Paragraphen ist die Frauenfrage eine offene Frage, nicht einmal die Frage der Frauenpolitik ist durch einen Glaubenssatz dogmatisch beantwortet. Über die Ehe dagegen und über die hausrechtliche Stellung der Ehefrau im allgemeinen ist für uns Katholiken die Diskussion geschlossen; hier hat die Offenbarung gesprochen und die Sprache der natürlichen Vernunft mit göttlichem Siegel besiegelt". Die Sache ist nur, daß von der hausrechtlichen Stellung doch die öffentlich-rechtliche abgeleitet und abhängig gemacht wird, und daß damit auch über die „Frauenpolitik" im letzten Grunde „die Diskussion geschlossen" ist, da sie ja doch wohl nur im Gehorsam gegen den Mann und überhaupt keinesfalls in der Form eines selbständigen staatsbürgerlichen Rechtes ausgeübt werden kann.

Im weiteren Verlauf seiner Rede sprach Prof. Faulhaber vor allem über Frauenstudium und Mädchenschulreform — über beides mit lebhafter Sympathie, wenn auch unter sehr ausschließlicher Betonung kirchlicher Interessen. Und wieder wird sehr entschieden gegen eine Behauptung protestiert werden müssen, die Prof. Faulhaber in folgenden Satz kleidete: „wir brauchen die katholische Ärztin, die wissenschaftlich ebenbürtig den Idealismus der christlichen Ordnung verteidigt, wenn Kolleginnen auf Grund ihrer ärztlichen Praxis die sittliche Ordnung der Ehe umstürzen wollen" — eine Behauptung, die die Objektivität dem Andersdenkenden gegenüber ebenso vermissen läßt, wie die vorher erwähnten über die bürgerliche Frauenbewegung.

Immerhin ist es interessant, zu sehen, wie stark auch hier — in den ein für allemal gegebenen Grenzen selbstverständlich — sich die Notwendigkeit der Frauenbewegung durchsetzt nach dem von Prof. Faulhaber zitierten Wort: „Was Bedürfnis der Zeit ist, das ist der Wille Gottes".

Bildungswesen.

* **Der Oberlehrermangel an den preußischen Mädchengymnasien** wird in einem Aufsatz von Dr. Christiane von Wedel in den preußischen Jahrbüchern (Oktoberheft) beleuchtet. Es wird gezeigt, unter wie vielfach ungünstigen Bedingungen die Studienanstalten ins Leben treten. Es ist vielfach für sie unmöglich, für die verschiedenen Fächer Oberlehrer mit ausreichender Fakultas zu bekommen. Auf der Oberstufe des städtischen Realgymnasiums in Berlin, d. h. in Obersekunda und den beiden Primen wird Französisch von einem Oberlehrer gegeben, der die Fakultas für Englisch, Deutsch und philosophische Propädeutik hat, in der Untertertia der Breslauer städtischen Anstalt liegen von 27 Stunden nur 13 in der Hand von Lehrern, die für das Fach, das sie unterrichten, geprüft sind. Rechnet man zu den durch diese Beispiele belegten Mißständen noch die Tatsache, daß die Mädchen aus der höheren Mädchenschule in die Untertertia gerade für Gymnasialfächer schlechter vorbereitet hineinkommen als die Knaben einer Reformschule, rechnet man ferner die Überlastung der Direktoren durch das Kombiniersystem hinzu, das fachgemäße Leitung jeder der so vereinigten Anstalten (Mädchenschule, Studienanstalt, Frauenschule, Seminar) sowohl aus sachlichen wie aus Zeitgründen unmöglich macht, so ist mit mathematischer Sicherheit vorauszusagen, daß die Ergebnisse der Studienanstalten diesen Tatsachen entsprechen müssen. Da man aber zweifellos diese ungünstigen Ergebnisse nachher lediglich als Konsequenz der weiblichen Begabung ansehen wird, so kann auf diese ungünstigen äußeren Bedingungen nicht oft und deutlich genug hingewiesen werden.

* **Die staatliche Prüfung für Gewerbeschullehrerinnen** in der Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin fand am 20. September unter Vorsitz von Herrn Regierungsrat Meyer statt; alle drei Kandidatinnen bestanden. An den beiden folgenden Tagen unterzogen sich vierzehn Damen der Prüfung als Lehrerinnen für kaufmännische Lehranstalten ebenfalls mit gutem Erfolg. Etwa ein Drittel dieser Damen ist aus dem Lehrerinnenberuf hervorgegangen, die übrigen waren bisher alle im Handelsfach tätig.

* **Reifeprüfung.** Am Krefelder Realgymnasium und am Gymnasium haben am Sonnabend neun von auswärts überwiesene junge Damen die Reifeprüfung bestanden. Am Realgymnasium legten die sechs ersten Oberprimanerinnen der von den Ursulinen geleiteten Studienanstalt zu Aachen die Reifeprüfung ab. Vier von denselben wollen Philologie, zwei Medizin studieren.

* **An der Wiener Universität** haben im Sommersemester des abgelaufenen Studienjahres 207 Frauen als ordentliche und 245 als außerordentliche Hörerinnen studiert. Hiervon gehörten 65 der medizinischen und 387 der philosophischen Fakultät an.

* **Frauenstudium in den Niederlanden.** Die Zahl der weiblichen Studenten in den Niederlanden verteilt sich über die verschiedenen Universitäten wie folgt: in Leiden beträgt die Gesamtzahl (männliche und weibliche) 1021, darunter 130 weibliche und zwar: 29 in der juristischen, 25 in der medizinischen, 37 in der philosophischen (exakten Wissenschaften), 36 in der philologischen und 3 in der theologischen Fakultät. An der Universität Utrecht sind bei einer Gesamtzahl von 1041 Studenten 167 weibliche eingetragen; wie sie sich auf die verschiedenen Fakultäten verteilen, erwähnt leider der Zeitungsbericht (Nieuwe Rotterdammer Courant) nicht, ebensowenig wie hoch die Zahl der weiblichen Studierenden in Amsterdam ist. In Groningen sind bei einer Gesamtzahl von 485 Studenten 118 weibliche und zwar: 5 in der juristischen Fakultät, 11 in der medizinischen, 18 in den exakten Wissenschaften und 84 in der Philologie.

Berufliches.

* **Zur Kellnerinnenfrage.** Auf Wunsch von Frau Zellnek veröffentlichen wir folgende, auf das von uns im Septemberheft abgedruckte Anschreiben ergangene Erwiderung:

Heidelberg, im Juli 1909.

An die sehr geehrten Rechtsschutzvereine und Rechtsschutzstellen.

Das an die gleiche Adresse gerichtete Anschreiben der Leitung des Bayerischen Frauentages würde von meiner Seite keine Entgegnung erheischen, wenn mit Sicherheit darauf zu rechnen wäre, daß die geehrten Rechtsschutzvereine und Rechtsschutzstellen meinen ihnen gleichzeitig mit den letzten „Mitteilungen" zugekommenen „Entwurf einer Petition" (Verlag Felix Dietrich, Leipzig) von Anfang bis zu Ende genau gelesen, da schon in diesem Entwurf alle neuerdings von der erwähnten Leitung aus gemachten Einwände widerlegt werden, und wenn ferner darauf gerechnet werden könnte, daß alle Rechtsschutzvereine meinen in den „Mitteilungen" veröffent-

lichten Artikel und dazu das von der Verbandsvorsitzenden gegebene Zitat aus den „Mäßigkeitsblättern" genau durchgesehen hätten.

Da es aber doch möglich ist, daß Details dieser Aufsätze der Aufmerksamkeit der Rechtsschutzvereine entgangen seien, sehe ich mich veranlaßt, auf einige Punkte nochmals einzugehen.

Erstens habe ich in meinem Artikel in den „Mitteilungen" nicht gesagt, daß die auf dem Bayer. Frauentage vertretenen Frauen „Rednerinnen" aus Fachkreisen Glauben geschenkt hätten, sondern ich habe gesagt „Rednern" aus Fachkreisen, unter welchen Begriff selbstverständlich nicht nur Wirte, sondern auch der Diskussionsredner Cohen zu fallen hat, da dieser eine Reihe von Arbeiten speziell über das Gastwirtsgewerbe geschrieben hat. Die Bemerkung in dem Anschreiben: „was ein paar Kellnerinnen selbst zur Debatte beisteuerten, ging nicht über einen schüchternen Protest gegen Frau Jellineks Behauptung hinaus", entbehrt also als Entgegnung jeder Grundlage, um so mehr, als ich in demselben Artikel ausdrücklich sage, daß es psychologisch begreiflich ist, wenn Kellnerinnen selbst den Versuch machen, ihren Stand besser erscheinen zu lassen.

Zweitens ist es nicht eine „Voreiligkeit" von mir, meine bekannte Forderung des gesetzlichen Verbots der weiblichen Bedienung aufzustellen, ehe nur „die ersten Schritte zur Bekämpfung des Hauptübels, des Animierwesens, getan sind". Eine auf dem Verwaltungsgebiete anerkannte Autorität, der Senatspräsident Dr. von Strauß und Torney (vergl. die letzten „Mitteilungen"), sagt in den Mäßigkeitsblättern (Nr. 5 u. 6) ausdrücklich, daß durch die Polizei, also im Verwaltungswege, nichts Wirksames gegen die Animierkneipen unternommen werden könne, daß irgendein behördlicher Einfluß auf die Gast- und Schankwirte bezüglich der Annahme von Kellnerinnen etwa mit Rücksicht auf deren guten Ruf ꝛc. unmöglich ist, daß nur generelle gesetzliche Regelung hier Wandel schaffen könne. Der Deutsche Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke, dessen Vorsitzender Herr von Strauß und Torney ist, hat daher bei Bundesrat und Reichstag ungefähr in dem Sinne petitioniert, der dem kürzlich gestellten Antrage der preußischen Regierung beim Reiche entspricht, von dem der Minister des Innern v. Moltke dem preußischen Landtage Mitteilung gemacht. Dieser Antrag geht bekanntlich dahin, daß in die Gewerbeordnung ein Gesetz aufgenommen werde, das „die einzelnen deutschen Regierungen ermächtigt, Maßnahmen zu treffen, welche die Annahme weiblicher Gasthofsgehilfinnen beschränken oder ausschließen". Daß der Deutsche Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke die Petition in ähnlichem Sinne abgefaßt hatte und nicht dahingehend, daß gleich von Reichs wegen in allen Staaten die weibliche Bedienung ausgeschlossen werde, hat nicht etwa prinzipielle, sondern realpolitische Gründe, d. h., der Verein meint, daß diese eingeschränkte Forderung vorerst mehr Aussicht auf Verwirklichung hat; der Verein wünscht aber mit mir ein *absolutes* Aufhören der Kellnerinnennot für ganz Deutschland.

Drittens ist mir vollständig unverständlich der Passus in dem mich bekämpfenden Anschreiben: „Wer garantiert dafür, daß die brotlos Gewordenen sich gerade dem häuslichen Dienste zuwenden und dem Mangel an Dienstboten abhelfen würden". Jeder unbefangene Leser muß denken, ich hätte eine solche Hoffnung ausgesprochen. Ich habe aber die häuslichen Gehilfinnen nur nebenbei — neben einer Reihe anderer Berufe erwähnt. Wie wenig Nachdruck ich darauf gelegt, erhellt aus meinem Entwurf, wo ich ausdrücklich das Verlangen stelle, durch längere Vorbildung mögen immer mehr und mehr Frauen in die höheren Berufe einrücken. Die proletarischen Berufe werden ihnen ohnehin wenig versagt, Frauenforderung kann es nur sein, ihnen höhere zu erschließen.

Völlig überrascht bin ich über die Unterstellung in demselben Satze, als hätte meine Forderung das „Brotloswerden" von irgend jemand zur Folge. Ich hätte gedacht, daß meine klare Formulierung, wonach alle diejenigen, die bereits Kellnerinnen sind, es bleiben dürfen, jedem Mißverständnisse entrückt wäre.

Viertens. Erstaunlich ist es des weiteren, daß die Maßregel „undurchführbar" gefunden wird, nach welcher zwischen Städten unter 5000 Einwohnern und solchen über 5000 ein Unterschied gemacht wird. Ebenso „undurchführbar" müßte dann z. B die Bestimmung der G.-O. IX i. F. sein, wonach für eine bestimmte Regelung der Ruhezeit die Zahl von 20000 Einwohnern maßgebend ist. Ja, ebenso „undurchführbar" müßte dann überhaupt jede gesetzliche Grenzbestimmung sein, möge sie sich auf Maß, Gewicht, Alter oder was immer beziehen.

Was für ein Urteil soll aber gar demgegenüber gefällt werden, daß es in dem Anschreiben heißt: „Hat es viel Sinn, in einer kleinen Garnisonstadt von 5000 Menschen weibliche Bedienung zu gestatten, in einem Fabrikort oder einer Villenstadt von 6000 Einwohnern zu verbieten?" In meinem Entwurf S. 10 sage ich nämlich: „Wir sind aber durchaus nicht der Ansicht, daß für alle kleinen Orte diese verhältnismäßige Gefahrlosigkeit zutrifft, z. B. ganz sicher nicht für kleine Orte in der unmittelbaren Nähe von Großstädten, Garnisonen oder Universitätsstädten. Deswegen wollen wir auch nicht die kleinen Orte von vornherein von unserem Vorschlage gesetzlich ausgenommen wissen, sondern nur den mit den lokalen Verhältnissen vertrauten Verwaltungsbehörden die Möglichkeit zur Erteilung der Erlaubnis offenhalten."

Meine wohlverstandene Forderung, die ich ausschließlich im Namen der Würde der Frau selbst erhebe, muß wohl unangreifbar sein, wenn die Mittel zu ihrer Bekämpfung aus lauter — Mißverständnissen geschmiedet werden.

Hochachtungsvoll

Camilla Jellinek.

Nachsatz. Mittlerweile hat Herr Senatspräsident Dr. von Strauß und Torney nicht nur für den deutschen Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke mir seine Unterschrift gegeben, sondern in einem Schreiben an mich erklärt, daß er „am Schlusse seines Lebens noch seine Kräfte für diese gute Sache einsetzen wolle". Ferner muß ich an dieser Stelle bemerken, daß

der Rechtsschutzverband für Frauen und Mädchen, der aus 79 Vereinen und Stellen besteht, und um dessen Votum es sich sowohl bei dem Schreiben der Leitung des bayrischen Frauentages als bei meinem Antwortschreiben gehandelt hat, selther in meinem Sinne entschieden hat. Camilla Jellinek.

Anmerkung der Redaktion. Wir werden auf die Kellnerinnenfrage, in der wir Frau Jellineks Standpunkt nicht zu teilen vermögen, in dieser Zeitschrift noch einmal im Zusammenhang zurückkommen, möchten nur zunächst bemerken, daß es uns nicht ganz gewissenhaft erscheint, wenn Frau Jellinek in ihrem Nachsatz das Votum des Rechtsschutzverbandes durch Angabe der Zahl der ihm angehörenden Zweigvereine unterstreicht. In der Tat haben nur 7 Vereine für die Petition, **16** dagegen gestimmt. Die übrigen Rechtsschutzstellen haben nicht geantwortet und werden als solche zu den zustimmenden gerechnet.

* **Staatliche Diplomprüfung für weibliche Bibliothekare.** Die preußische Unterrichtsverwaltung macht mit der Anknüpfung von „Berechtigungen" an die neue höhere Mädchenschule Ernst. Die lang erwartete Einrichtung einer Diplomprüfung für Bibliothekarinnen ist nunmehr Tatsache, d. h. es ist eine für männliche und weibliche Bewerber gleichmäßig gültige Ausbildungsordnung für den sogenannten „mittleren Dienst" erlassen.

Zu der drei Jahre umfassenden Ausbildung, an die sich die Ablegung der staatlichen Diplomprüfung unmittelbar anschließt, sind diejenigen berechtigt, die das Primazeugnis einer höheren Lehranstalt vorweisen. Auch diejenigen, die eine zehnklassige höhere Mädchenschule besucht haben, dürfen zur Ausbildung zugelassen werden; nur müssen sie die auf einer solchen Schule erworbenen allgemeinen Kenntnisse durch eine einjährige Fortbildung auf einem Lyzeum usw. erweitern. Die Bibliothekarausbildung, die ein Jahr rein praktisch an einer wissenschaftlichen oder fachmännisch geleiteten Volksbibliothek vorgenommen werden muß, erstreckt sich hauptsächlich auf die Bibliothekstechnik, umfaßt aber auch Literaturgeschichte, Latein, Französisch und Englisch. Die Besoldung der staatlich oder städtisch angestellten geprüften Bibliothekarinnen soll sich derjenigen der Lehrerinnen anpassen.

Es ist das erstemal, daß eine Art Berechtigung an den Besuch der „Frauenschule" geknüpft wird. Doch ist zu hoffen, daß die Mehrzahl der in den Dienst Eintretenden den unbedingt zweckmäßigeren Weg bis zur Prima einer Studienanstalt vorziehen werden.

* **Die erste Assistenzärztin in Berlin.** Der Berliner Magistrat beschloß, eine Assistenzärztin mit allen Rechten und Pflichten der männlichen Assistenzärzte an das Krankenhaus Moabit zu berufen. In der Irrenpflege hat die Stadt versuchsweise eine gleiche Berufung beschlossen.

* **Die Leitung der Klinik weiblicher Ärzte** in Berlin, Kyffhäuserstraße 23, übernimmt an Stelle von Dr. Agnes Hacker Dr. Hermine Edenhuizen. Sie ist jahrelang etatsmäßige Assistentin an der gynäkologischen Universitätsklinik in Bonn gewesen und war zuletzt in Köln als Spezialärztin für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe tätig.

* **Zulassung von Frauen zu staatlichen Gärtnereianstalten.** Ein Erlaß des Landwirtschaftsministers gestattet die Zulassung von Frauen zum königlichen pomologischen Institut zu Proskau, Bezirk Oppeln. Vorbedingung ist die Absolvierung der höheren Mädchenschule und eines praktischen Lehrjahres.

* **Kurse für Keramik** macht die zweite Handwerkerschule in Berlin (O. 27, Andreasstr. 1/2) auch Frauen zugänglich.

* **Buchführungskurse für die weiblichen Angehörigen von Handwerkern** veranstaltet die Düsseldorfer Handwerkskammer in Essen.

* **Die Schneiderinnen und die Zwangsinnung.** Über die Frage, ob Damenschneiderinnen verpflichtet sind, Schneiderzwangsinnungen beizutreten, hat der Regierungspräsident von Liegnitz eine wichtige Entscheidung getroffen. Die Liegnitzer Schneiderinnung forderte im Jahre 1907 die Damenschneiderinnen unter Androhung von Strafen auf, der Zwangsinnung beizutreten. Eine Anzahl von Schneiderinnen leistete dieser Aufforderung Folge, wandte sich aber an den Magistrat als Aufsichtsbehörde um Aufhebung des Zwanges. Der Magistrat entschied, daß ein Beitrittszwang nicht bestehe. Diese Entscheidung wurde vom Regierungspräsidenten bestätigt.

„Die Beschwerde der hiesigen Damenschneiderinnen wegen Heranziehung zu der Zwangsinnung für das Schneiderhandwerk zu Liegnitz habe ich für begründet erachtet, und den hiesigen Magistrat angewiesen, ihre Freistellung von ferneren Beiträgen zu den Kassen genannter Innung, sowie die Rückzahlung der schon geleisteten Beiträge zu veranlassen.

Denn wenn auch die Damenschneiderei an sich einen Zweig des Schneiderhandwerks unzweifelhaft darstellt, insoweit sie nicht, wie bei

größeren Konfektionsgeschäften, fabrikmäßig betrieben wird, so ist es doch erforderlich, ihre Einbeziehung in dem Statut der Schneiderzwangsinnung ausdrücklich hervorzuheben. Dies ist aber bei der Bildung der hiesigen Schneiderzwangsinnung nicht geschehen. Auch sind die Damenschneiderinnen bei dem Abstimmungsverfahren weder gehört noch überhaupt irgendwie benachrichtigt und zur Abstimmung aufgefordert worden. Die ortsübliche Bekanntmachung der Absicht, eine Zwangsinnung für das Schneiderhandwerk hiesiger Stadt zu bilden, genügt allein nicht, um auch die Damenschneiderinnen dem Zwange zu unterwerfen, da der Erlaß des Herrn Handelsministers vom 1. März 1898 Ziffer 6 (M. B. S. 45) ausdrücklich bestimmt, daß neben der ortsüblichen Bekanntmachung noch eine Aufforderung zur Teilnahme an der Abstimmung durch besonderes Schreiben an alle beteiligte Handwerker zu richten sei.

Auch der Statutennachtrag zum Statut der Zwangsinnung zu Liegnitz vom 26. April 1899 konnte die Zugehörigkeit der Damenschneiderinnen zur Innung nicht begründen, da er vom Bezirksausschuß nicht genehmigt worden ist.

Was die Anmeldung der Lehrmädchen zur Lehrlingsrolle und die Prüfung derselben betrifft, so muß es bei dem von der hiesigen Handwerkskammer hinsichtlich der weiblichen Gewerbetreibenden beschlossenen Verfahren sein Bewenden behalten."

Das Vorkommnis zeigt, daß eine Neuregelung der Stellung der Frauen im Handwerksrecht dringend notwendig ist.

* **Weibliche Gewerbeschulinspektion.** In Österreich ist, wie bereits vor längerer Zeit mitgeteilt wurde, die Stellung einer Inspektorin für Frauenerwerbsschulen geschaffen und für die Schulen mit deutscher Unterrichtssprache die Vizepräsidentin des Bundes Österreichischer Frauenvereine, Frau Hertha v. Sprung, mit diesem Amte betraut worden; ihre Agenden haben sich aber so rasch vermehrt, daß nunmehr auch eine zweite Dame berufen wurde. Es ist dies Fräulein Margarete Geyling, die bisher als Lehrerin und Internatsvorsteherin an der staatlichen Frauenindustrieschule in Wien wirkte. Die beiden Damen führen, ebenso wie die Inspektorinnen für slawische Schulen mit dem Amtssitze in Prag und Agram, den Titel: „außerordentliche k. k. Inspektionskommissärin für weibliche Erwerbsschulen".

* **Eine neue Assistentin der Gewerbeinspektion** ist im Gewerbeinspektorat Brünn angestellt. Es ist die zweite in Österreich angestellte Beamtin der Gewerbeinspektion.

* **Als Dozentin für Psychiatrie** an der Universität Christiania ist Dr. Ragna Vogt zugelassen.

* **Die Aufsicht über sämtliche Volksschulen** in Chicago wurde einer Frau, Mrs. Ella F. Young, übertragen. Ihr Gehalt beträgt 10 000 Dollar.

Arbeiterinnenfrage.

* **Einschränkungen des Arbeiterinnenschutzes.** Zu dem Zehnstundentag der Fabrikarbeiterinnen, der am 1. Januar 1910 in Kraft tritt, werden nun schon von den verschiedensten Seiten her Forderungen laut, die geeignet sind, den Fortschritt des Arbeiterinnenschutzes, der damit gemacht ist, wieder zu verkleinern. Der Verbandstag landwirtschaftlicher Genossenschaften in Cranz hat eine Resolution angenommen, in der er wünscht, der Bundesrat möge für die Beschäftigung von Arbeiterinnen in Molkereien usw. Ausnahmen zulassen, und zwar die Beschäftigung der Arbeiterinnen nur für die Zeit von 9 Uhr abends bis 3½ Uhr morgens verbieten, die ununterbrochene Ruhezeit auf 8 Stunden festsetzen und statt einer einstündigen Arbeitspause nur eine halbstündige zulassen, wo eine zweischichtige Arbeitszeit besteht. Ferner soll in den Molkereien am Sonntag den ganzen Tag gearbeitet werden dürfen. Jedoch soll innerhalb der Zeit von Sonnabend abend 6 Uhr bis Montag früh 6 Uhr der Arbeiter nicht länger als 18 Stunden beschäftigt werden dürfen. Auch die Berliner Handelskammer will beim Bundesrat dahin vorstellig werden, daß in Zeiten lebhaften Geschäftsganges den gewerblichen Betrieben an 40 bezw. 50 Tagen des Jahres die Befugnis erteilt werde, den Maximalarbeitstag um 2 Stunden zu überschreiten. Die Arbeitsanhäufung, die zu Überstunden zwingt, tritt unregelmäßig oder in regelmäßiger Wiederkehr auf: die Kammer hat für beide Fälle ihre Vorschläge zur Ausführung der betreffenden Vorschriften der Gewerbeordnung (§§ 138a und 139a) formuliert und wird sie dem Herrn Handelsminister unterbreiten.

* **Frauenarbeit und Lohnverhältnisse in der englischen Industrie.** Die englische Regierung hat eine Enquete über die Beschäftigungs- und Lohnverhältnisse in der englischen Bekleidungsindustrie veranstaltet, die sich auch eingehend mit der Frauenarbeit in dieser Industrie beschäftigt. Es geht aus diesem Berichte hervor, daß etwa zwei Drittel aller Frauen nicht mehr als 15 Mark die Woche erhalten. Am ungünstigsten sind die Lohnverhältnisse in der Schuh- und in der Wäschereiindustrie, wo von 100 Arbeiterinnen 72 unter 15 Mark erhalten.

Die Konfektionsindustrie zahlt an 28 Arbeiterinnen unter 10 Mark. An 30,2 von 10 bis 15 Mark, an 21,2 15 bis 20 Mark und nur an 14,7 über 20 Mark. Die durchschnittlichen Lohnerträge bei voller Arbeitszeit sind in den folgenden Industrien: Konfektion (Arbeitsstuben) 13,80 Mark, Konfektion (Fabrik) 15,50 Mark, Hemdennäherinnen 13,32 Mark, Maßschneiderei 14,16 Mark, Fabrikationsschneiderei 12,92 Mark, Schuhfabrikation 13,80 Mark, Maßschuhfabrikation 12,50 Mark, Hutfabrikation 16,32 Mark, Handschuhfabrikation 12,80 Mark, Korsettfabrikation 12,16 Mark, Pelzkonfektion 16,32 Mark, Strohhutfabrikation 19,90 Mark, andere Bekleidungsstückfabrikation 12,92 Mark, Färberei 13,80 Mark, Wäschereifabrik 12,80 Mark und Wäscherei (Kleinbetrieb) 12,79 Mark. Die Arbeitszeit für jugendliche Arbeiterinnen unter 18 Jahren ist auf 60 Stunden die Woche festgesetzt. Es müssen außerdem sechs freie Tage während des Jahres gegeben werden.

Diese Lohnverhältnisse bekommen durch folgende Tatsachen ihre besondere Bedeutung. Nach den neuesten Ausweisen des Home Office überwiegt die Frauenarbeit die Männerarbeit in allen Zweigen der Textilindustrie mit Ausnahme der Spitzenindustrie. In der Haar- und Faserverarbeitung machen die Männer noch 45 Prozent aus, der Nähwarenindustrie dagegen nicht mehr ein Viertel; im Baumwollgewerbe stehen 218 000 Männer 359 000 Frauen gegenüber. Im ganzen sind es 505 000 weibliche Erwachsene gegen 311 000 männliche. Neben ihnen kommen 32 647 Kinder halbzeitig und 238 772 Jugendliche unter 18 Jahren vollzeitig. Eine ungeheuer hohe Zahl, die aber, verglichen mit 1897, eine Verschiebung zum Besseren bedeutet. Damals waren es 49 037 Halbzeit-Kinder und 231 302 Vollzeit-Jugendliche gegenüber 296 000 männlichen und 475 000 weiblichen erwachsenen Textilarbeitern.

* **Gleichen Lohn für gleiche Leistung** fordert eine Resolution des großen Kongresses der englischen Trade-Unions als Prinzip der Bezahlung von Männer- und Frauenarbeit.

* **Das Verbot der Frauennachtarbeit** ist im norwegischen Odelsting und Lagting auch in zweiter Lesung abgelehnt. In der norwegischen Frauenbewegung scheint darüber solche Befriedigung zu herrschen, daß wohl kaum anzunehmen ist, daß der neue Reichstag, den die Frauen mit wählen, anders beschließen wird. Wenn man bedenkt, mit wie unendlicher Mühe das internationale Abkommen betr. das Verbot der Frauennachtarbeit zustande gekommen ist — gegen den aktiven und passiven Widerstand von Ländern mit unentwickeltem Arbeiterinnenschutz — so ist es auch im internationalen Interesse bedauerlich, daß hier durch Frauen dieser notwendige Frauenschutz verhindert wird.

Soziale Fürsorge.

* **Säuglingspflege.** In Kursen von sechs Wochen (Preis 50 Mark) und drei Monaten (Preis 100 Mark) werden Pflegerinnen im Säuglingsheim Westend ausgebildet. Teilnehmerinnen für diese Kurse können sich melden werktäglich von 9—12 Uhr im städtischen Arbeitsnachweis Charlottenburg, Wittenbergplatz 4 (Ecke Bayreutherstr. 8) und Kirchstr. 5 in der Nähe der Luisenkirche.

* **Frauen als Armenpflegerinnen** in vier Stadtbezirken zuzulassen, beschlossen die Stadtverordneten in Viersen auf Anregung des Vaterländischen Frauenvereins.

* **Die Gründung eines Einküchenhauses für berufstätige Frauen in Wien** geht der Verwirklichung entgegen. Das Einküchenhaus soll alleinstehenden, berufstätigen Frauen, Staats- und Privatbeamtinnen, Lehrerinnen und Künstlerinnen usw. kleine, eigene Wohnungen, möblierte oder unmöblierte Zimmer bieten, Mahlzeiten, die sie nach Wahl im Speisesaal oder in der eigenen Behausung und zu beliebigen Stunden einnehmen können, Bedienung, Beheizung usw. Eine Bibliothek, ein Vortragssaal, ein Turnsaal und ein Gartenplatz sind in Aussicht genommen. Die Regierung hat der Wohnungsgenossenschaft (das Heim wird auf genossenschaftlicher Grundlage errichtet) einen Baukredit von 90 Prozent eingeräumt, so daß nur eine relativ geringe Summe aufzubringen ist. Man hofft diese baldigst durch Zuwendung von Gründern und die Abgabe von Anteilscheinen zu erlangen.

Sittlichkeitsfrage.

* **Das Alter der ehelichen und unehelichen Mütter.** Einem Artikel von Dr. Alfons Fischer im Berliner Tageblatt vom 26. September entnehmen wir folgende interessante Statistik: In Berlin wurden im Jahre 1906 in einem Alter unter 20 Jahren fast doppelt soviel uneheliche als eheliche Mütter entbunden. Mit Grauen hört man, daß sogar vier Mädchen unter 15 Jahren und 24 unter 16 Jahren Mütter geworden sind. Doch dies sind Aus-

nahmeerscheinungen. Aber die Tatsache, daß von den Müttern im Alter von 15 bis 20 Jahren 2000 unverheiratet und nur 1116 verheiratet waren, redet eine deutliche Sprache, besonders wenn man noch bedenkt, daß unter den Verheirateten gewiß eine große Zahl solcher gewesen sein mag, die zur Zeit der Konzeption noch nicht getraut waren. Von besonderem Werte für die Beantwortung der uns beschäftigenden Frage ist eine soeben bekannt gegebene Statistik aus Hessen. Es wurde berechnet, wieviel Prozent der Niederkünfte vor dem 20. Lebensjahre stattfinden. Und da zeigte es sich, daß von den 35 563 ehelichen Müttern nur 1 Prozent vor diesem Lebensalter, von den 2756 unehelichen Müttern aber 21,8 Prozent niederkamen. Der Verfasser folgert aus dieser Tatsache, daß uneheliche Entbindungen zwanzigmal öfter als eheliche bei so jugendlichen Personen statthaben, mit Recht, daß die jungen Mädchen in den allermeisten Fällen gegen ihren Willen, teilweise aus Unkenntnis der Tragweite ihres Verhaltens, Mütter würden und meint, daß diese Tatsache für eine energische sexuelle Aufklärung spreche.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Über die Heranziehung des Ehemanns zur Erfüllung seiner Unterhaltspflicht** wurde auf der 29. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit verhandelt. Im Anschluß an Referate des Vertreters der Hamburgischen Armenverwaltung, Direktor Dr. Lohse und des Stadtrats Samter (Charlottenburg), von denen das erste den im Verwaltungsverfahren auferlegten Arbeitszwang vorbehaltlich eines genügenden Schutzes der persönlichen Freiheit empfahl, das zweite ihn unbedingt verwarf, wurde folgende Resolution angenommen:

1. Der D. V. erachtet die Überweisung in eine geschlossene Anstalt mit Arbeitszwang im Wege eines gegen Mißbrauch zu schützenden Verwaltungsverfahrens als das geeignete Zwangsmittel gegen Arbeitsscheue und Versäumnis der Nährpflicht von Eltern gegenüber ihren Kindern unter 16 Jahren und von Ehemännern gegenüber ihren Ehefrauen, und empfiehlt deshalb dringend, daß reichsgesetzlich, jedenfalls aber durch Landesgesetze der armenpolizeiliche Arbeitszwang in allen Bundesstaaten, in denen er noch nicht besteht, zur Einführung gelange.

2. Die Versammlung erachtet die gegenwärtigen Strafbestimmungen gegen Arbeitsscheue und gegen säumige Nährpflichtige nicht für ausreichend und setzt eine Kommission von sieben Mitgliedern ein, um zu den Bestimmungen des bevorstehenden Entwurfs eines neuen Strafgesetzbuches, soweit sie das Armenrecht berühren, Stellung zu nehmen.

* **Frauen in der freiwilligen Feuerwehr.** In einer bayrischen Gemeinde sind die Frauen zur Hilfeleistung bei der freiwilligen Feuerwehr herangezogen worden. Daraufhin haben sich andere oberfränkische Frauen freiwillig beim Bezirks-Feuerwehrverband gemeldet und werden nun nicht für den eigentlichen Feuerlöschdienst, aber für allerhand Zureichungen ausgebildet, die den Dienst erleichtern und ergänzen.

* **Mehr als 300 Frauen in der Kommunalverwaltung** beschäftigt die Stadt Charlottenburg als Beamtinnen und ehrenamtlich, und zwar in der Armen- und Waisenpflege, Schuldeputation, Wohnungs- und Gesundheitspflege, im Statistischen Amt und in der Steuerverwaltung.

* **Frauen in der Schulverwaltung.** Das neue württembergische Volksschulgesetz, das im August des Jahres verabschiedet ist, sieht die Wählbarkeit von Lehrerinnen und Frauen für die Ortsschulräte vor.

* **Die Zahl der weiblichen Mitglieder der sozialdemokratischen Partei** ist nach einer Mitteilung der „Gleichheit" im Jahre 1908/09 von 29 500 auf 62 300 gestiegen — zweifellos eine Folge des Reichs-Vereinsgesetzes. In 257 Vereinen ist der Beschluß des Nürnberger Parteitages durchgeführt, daß jedem Vorstand eine Frau angehören solle.

* **Das kirchliche Frauenstimmrecht** ist von der Synode der reformierten Kirche in Holland mit 10 gegen 9 Stimmen abgelehnt. Mit der gleichen Majorität fiel ein Antrag, den Frauen die Zulassung zum Pfarramt freizugeben.

* **Über die Wirkung des kirchlichen Frauenstimmrechts** wird der „Reformation" (Nr. 10 vom 3. d. M.) geschrieben: Die seit dem 2. Dezember 1906 in der deutschen evangelischen Gemeinde in Paris geltende, nach dem Muster der französischen evangelischen Gemeindeordnung ausgearbeitete Gemeindeverfassung hat das kirchliche Stimmrecht auch der weiblichen Kirchenmitglieder vorgesehen. In drei ordentlichen Generalversammlungen ist dieses Recht bisher ausgeübt worden, und namentlich in der außerordentlichen Versammlung vom 23. Mai d. J., in der zum ersten Male unter den neuen Gemeindeverhältnissen eine Pfarrwahl vorzunehmen war. Bei allen vier Gelegenheiten war die Tatsache zu

konstatieren, daß eine dem numerischen Stand der Gemeinde entsprechende Präsenzziffer der stimm- bezw. wahlberechtigten Gemeindeglieder nicht ohne die Beteiligung des Frauenelements zustande gekommen wäre. Es hätten also auch die in den vier Versammlungen gefaßten Beschlüsse ohne Mitwirkung des anwesenden Frauenelements nicht als Gemeindebeschlüsse im eigentlichen Sinne bezeichnet werden können. Wie die Verhältnisse jedenfalls gegenwärtig liegen, ist auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen die Erteilung des kirchlichen Stimmrechts an die Frauen als sehr bedeutsame Voraussetzung gemeindlicher Gesamtbetätigung und gemeindlicher Selbstverwaltung in der deutschen evangelischen Kirche in Paris zu bezeichnen. Bei der Wahl des neuen Geistlichen hat sowohl in den vorbereitenden Besprechungen als auch in der eigentlichen Wahlversammlung die Beteiligung der stimmberechtigten weiblichen Mitglieder der Gemeinde eine ganz wesentliche Bedeutung gehabt.

* **Totenschau.** Die Vorsitzende des Frankfurter Frauenbildungsvereins, Frau Rosalie Tobler, ist am 6. Oktober in Frankfurt gestorben. Der Verein, der eine Anzahl blühender Anstalten unterhält und einer der ältesten fortschrittlichen Frauenvereine in Deutschland ist, verdankt ihr zum großen Teil seine Entwicklung.

Bücherschau.

Kurze Anzeigen.

„Mutterbriefe." Leitfaden zur Pflege und Ernährung des Säuglings von Lillie Oberwarth. Mit einem Vorwort von Professor H. Neumann. Mit 4 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). In einem knappen Heftchen macht hier eine erfahrene Mutter, die seit mehreren Jahren am Neumannschen Kinderhaus Übungen in der Säuglingspflege abgehalten hat, ihre praktischen Ratschläge auch weiteren Kreisen zugänglich. Sie hat einfache bürgerliche Verhältnisse im Auge; vielen Müttern dürfte das Büchlein ein erwünschter Ratgeber sein.

„Kind und Gottesidee." Von Karl Rötiger. Berlin 1908. Modern pädagogischer und psychologischer Verlag. — Das kleine Buch ist vor allem wertvoll durch das Material, das es sammelt über die religiösen Vorstellungen, Gedanken und Erlebnisse des Kindes, Material, das teils aus der biographischen Literatur, teils aber auch durch Tagebuchaufzeichnungen aus der Praxis gewonnen ist. Der Verfasser gehört dem Kreise der Mitarbeiter der pädagogischen Reformzeitschrift „Der Säemann" an, und das dürfte zur Charakteristik des Standpunktes, den er einnimmt, ausreichend sein.

Im staatswissenschaftlichen Verlag von Carl Heymann (Berlin W., Mauerstr. 43/44) erscheint seit Anfang April 1909 als Halbmonatsorgan das **„Zentralblatt für Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Fürsorgeerziehung"**. Das Zentralblatt berichtet fortlaufend über die einschlägigen Maßnahmen der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung, sowie über die von der privaten Wohlfahrtspflege ausgehenden Einrichtungen und Anregungen und behandelt ferner in größeren Artikeln die schwebenden, für die Praxis wichtigen Probleme. Eine Reihe von Ministerien haben das Zentralblatt schon amtlich empfohlen, darunter der preußische Minister des Innern. Zu Mitarbeitern hat das Zentralblatt die namhaftesten Fachmänner der Jugendfürsorge, als Herausgeber zeichnen Dr. Adolf Grabowsky, der bekannte Herausgeber der „Zeitschrift für Politik", und Dr. Franz Recke, Geschäftsführer der „Gesellschaft für Gemeinwohl" in Cassel. Da das Zentralblatt der Mitarbeit der Frauen an der Jugendfürsorge besondere Aufmerksamkeit widmet, dürfte das neue Unternehmen für unsere Leserinnen von wesentlichem Nutzen sein, zumal da sein Bezugspreis mit 2 Mark vierteljährlich außerordentlich niedrig angesetzt ist.

„Die Rebellin." Roman von Marcelle Tinayre. Verlag von Schultz & Co., Leipzig 1909. Marcelle Tinayre ist eine von denjenigen französischen Schriftstellerinnen, die sich zur Frauenbewegung rechnen und die Motive zu ihren Romanen aus den Konflikten nehmen, die in den Rahmen der Frauenbewegung fallen. Der Roman, der hier deutsch vorliegt, ist in dieser Zeitschrift bereits nach dem französischen Original ausführlich besprochen worden, und es erübrigt sich an dieser Stelle nur, auf das Vorhandensein einer guten Übersetzung hinzuweisen.

„Liebe und Ehe im alten Orient." (Ägypter, Araber, Aramäer, Babylonier, Phönizier, Kanaanäer, Hebräer, Juden, Hetiter, Eranier und Inder.)

Von Ferd. Frhr. v. Reitzenstein, Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. (Eleg geh. 2 Mark, fein geb. 3 Mark.) Der Band erschien soeben in zweiter Auflage; er schließt sich den beiden früheren Bänden: „Urgeschichte der Ehe“ und „Entwicklungsgeschichte der Liebe“ als erster einer Reihe von Spezialbänden an.

„Ästhetik der deutschen Sprache.“ Von Professor Dr. Oskar Weise. Dritte, verbesserte Auflage. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. (Preis geb. 3 Mark.) Weises Ästhetik erscheint hier in dritter Auflage, ein Beweis, daß die Fülle von Anregungen ein dankbares Publikum gefunden hat. Die Leser unserer Zeitschrift dürfte ein allerdings nur knappes Kapitel über „Die Frau und die Sprache“ noch besonders interessieren.

„Die Renaissance in Florenz und Rom.“ Acht Vorträge von Carl Brandi. Dritte Auflage. Leipzig 1909. B. G. Teubner. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß von diesem wertvollen Buche, das an dieser Stelle bereits in der ersten Auflage besprochen ist, eine dritte Auflage erschienen ist. Das beweist, wie sehr hier ein wissenschaftlich sein Gebiet voll beherrschender Mann verstanden hat, zu einem breiteren Publikum zu sprechen.

„Aus der modernen Weltanschauung.“ Leitmotive für denkende Menschen. Herausgegeben von Dr. Julius Rainer, Hannover, Verlag von Otto Tobies. — Das Buch ist eine Sammlung von Zitaten aus modernen Philosophen, die sich in interessanter und vielseitiger Auswahl um Mensch und Natur, Leben und Tod, ethische Fragen, religionsphilosophische Probleme, Erkenntnistheorie, Staat und Gesellschaft gruppieren.

„Excursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen.“ Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange. 5. vermehrte und verbesserte Auflage von Prof. Dr. A. Voigt. 332 Seiten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1909. (Preis gebunden 3 Mark.) In fünfter, ganz besonders hübsch ausgestatteter Auflage erscheint hier ein Buch, das die Liebhaber ausgeblasener Eier und toter Vogelbälge zur Beobachtung und zur Freude am lebenden Vogel zu bekehren geeignet ist. Es sind in dem Buch 254 Arten Vögel nicht nur nach ihrem Gesang, sondern auch in allen anderen biologischen Erscheinungen, Aufenthalt, Brutpflege, Flug charakterisiert, also fast alle Arten Deutschlands und der angrenzenden Länder. Welches Studium in dem kleinen Buch steckt, wird erst bei der Benutzung ganz klar, die übrigens auch dem Anfänger durch faßliche Vorschriften ermöglicht wird.

„Dichtung und Neurose.“ Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes. Von Dr. Wilhelm Stekel. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, 1909. Die Studie, die als Heft 65 der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ erschienen ist, enthält eine ganze Menge interessanten Materials, das auch für die literar-historische Beurteilung beachtenswert ist. Freilich verfällt der Verfasser, wie fast alle Mediziner oder Psychiater, die derartige Studien gemacht haben, in den Fehler einseitiger Deutung und Übertreibung. Wenn er z. B. jene bekannte kindliche Lügengeschichte aus Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ für die Ausgeburt einer „exquisit masochistischen Phantasie“ erklärt, so ist doch wohl dabei dem zufälligen Inhalte dieser Lügengeschichte eine zu große symptomatische Bedeutung beigelegt. Den Grundgedanken der Studie wird man aber doch für beachtenswert halten müssen: „Krankheit und Gesundheit sind keine Gegensätze, sie bedingen einander organisch und fließen ineinander durch tausend Übergänge“, wenn man auch die vorhergehende Fassung des gleichen Gedankens: „Die Neurose ist die Quelle alles Fortschritts“ als eine Übertreibung und zu definitive Fassung einer relativ richtigen Tatsache ablehnen muß.

„Herbert Spencer.“ Von Dr. Carl Schwartze. B. G. Teubner, Leipzig 1909. — Diese in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienene Darstellung der Spencerschen Philosophie leidet etwas unter einer sehr schwerfälligen, mit mannigfachen Anglismen durchsetzten Sprache. Davon abgesehen, bietet sie aber — eine gewiß nicht leichte Aufgabe — eine gute Zusammenfassung der ganzen großen Gedankenwelt, die in den 11 Bänden des Systems der synthetischen Philosophie von Spencer ausgebreitet vorliegt. Es war natürlich nicht möglich, in diesem kleinen Rahmen außerdem noch eine eingehende Kritik Spencers zu geben. Der Verfasser hat sich auf wenige Bemerkungen am Schluß beschränkt, die sich im wesentlichen gegen die allgemein philosophischen, erkenntnistheoretischen Grundlagen von Spencers System richten. Insofern ist die in Frommanns Klassikern der Philosophie erschienene Arbeit von Gaupp über Spencer dieser vorzuziehen.

„Über das Verhältnis der Geschlechter in Indien.“ Bearbeitet nach amtlichem Material von Robert Kirchhoff. München 1909. Ernst Reinhardt Verlag. — Diese in den statistischen und nationalökonomischen Abhandlungen der Münchener Universität herausgegebene Schrift läßt durch das statistische Material, das sie bringt, einen Einblick in die Kulturverhältnisse und die Stellung der Frau in Indien gewinnen. Sie beschäftigt sich vor allem mit der Tatsache des starken Männerüberschusses oder vielmehr des Frauendefizits in Indien, und gibt in der Beleuchtung dieser Tatsache ein Bild von den Wirkungen jenes furchtbaren Fluches, der in der indischen Auffassung von der Minderwertigkeit der Frau auf den Frauen liegt. Er äußert sich nicht nur in der Mädchentötung, sondern auch in einer ganzen Reihe anderer, aus der Geringschätzung der Frau als Volksgut hervorgehender Vernachlässigungen der Frauen, die eine höhere Sterblichkeitsziffer der Frauen herbeiführen. Neben dem tatsächlichen Defizit besteht aber auch ein scheinbares Defizit, das gleichfalls aus der Verachtung der Frauen hervorgeht, insofern nämlich die Frauen bei der Zählung überhaupt nicht angegeben werden, teils wegen der geringen Wertschätzung, die sie genießen, teils weil man

sich des Vorhandenseins weiblicher Familienmitglieder schämt und sie deshalb verleugnet. Die Studie, die auf vollkommen authentischen amtlichen Quellen beruht, ist trotz des Überwiegens des statistischen Materials so außerordentlich lebendig, daß auch Laien ihre Lektüre interessant sein wird.

„Die höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend in Preußen." Bestimmungen, Verfügungen und Erlasse über höhere Mädchenschulen, Studienanstalten, höhere Lehrerinnenseminare und Frauenschulen, sowie über deren Lehrkräfte, herausgegeben von Dr. Hans Güldner, Direktor der Luisenschule in Magdeburg. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1909. Preis 7,50 Mark.

„Bestimmungen über Vorbildung und Prüfung der nicht akademisch gebildeten Lehrer und Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen und weiterführenden Bildungsanstalten in Preußen", zusammengestellt von Dr. Hans Güldner, Direktor der Luisenschule in Magdeburg. Halle an der Saale. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1909. Preis 75 Pf.

„Die höheren Mädchenschulen und die neuesten Bestimmungen über die Lehrerinnenbildung usw. in Preußen". Mit einem Anhang: Vorschriften über die Bildung und die Prüfungen der technischen Lehrerinnen. Zusammengestellt von Dr. Georg Flügel, Provinzialschulrat. Saarlouis, 1909. Druck und Verlag von Franz Stein Nachfolger, Hausen & Co. Preis brosch. 2,60, geb. 3 Mark.

Von den zahlreichen Ausgaben der neuen Bestimmungen über das preußische höhere Mädchenschulwesen heben wir die vorstehenden hervor. Das zuerst genannte Werk zeichnet sich durch ganz besondere Reichhaltigkeit aus, da es außer den Bestimmungen auch noch die Einzelverfügungen bringt und zwar auch die über das höhere Knabenschulwesen, soweit sie für das Mädchenschulwesen mit in Betracht kommen. Durch zahlreiche Verweise und geschickte Anordnung ist das leichte Auffinden der einzelnen Punkte sehr erleichtert.

„Die Bakteriologie des täglichen Lebens." In 18 gemeinverständlichen Vorträgen von Professor Dr. Heinrich Jaeger, Generaloberarzt a. D. Mit 108 Abbildungen im Text und 4 Farbentafeln. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. (Preis geb. 4 Mark.) Das handliche, gut ausgestattete Buch will auf seinen 620 Seiten den gebildeten Laien in die Fragen der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege einführen sowie in die Kenntnis der Bakterien und Pilze. „Wie sie grundlegend geworden ist nicht nur für die Hygiene, sondern auch für die Gärungsphysiologie, so soll sie es werden für Industrie und Technik, für Landwirtschaft, Wein- und Gartenbau, für die noch vielfach rückständige Hauswirtschaft — im täglichen Leben." Diesem Plan entsprechend werden an die Darlegung der naturwissenschaftlichen Tatsachen eingehende Erörterungen über ihre Bedeutung für das tägliche Leben geknüpft; so z. B. an die Kapitel über Entwicklungshemmung und Absterben der Bakterien und die Einwirkung niederer Temperaturen Ausführungen über Kühlhallen, Fleisch- und Fischtransport, Fleischfäulnis, Wurst- und Fischvergiftungen. Das Buch, dessen zahlreiche Abbildungen sehr zur Anschaulichkeit beitragen, dürfte sich damit besonders für die Bibliothek des Lehrers an Fortbildungsschulen und Frauenschulen qualifizieren.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon." Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 158 000 Artikel und Verweisungen auf 19622 Seiten Text mit 17673 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1611 Bildertafeln (darunter 188 Farbendrucktafeln und 355 selbständige Kartenbeilagen) sowie 176 Textbeilagen. 20 Bände und 1 Ergänzungsband in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Als im Herbst vorigen Jahres der „Große Meyer" mit dem XX. Bande seinen Abschluß fand, stellte der Verlag das Erscheinen eines Ergänzungsbandes in Aussicht, der alles das in sich aufnehmen sollte, was seit Beginn der sechsten Auflage an Neuerungen, Veränderungen und Berichtigungen nachzutragen war. Nun liegt dieser als XXI. Band mit dem Umfang von 1029 Seiten in der gleichen würdigen Ausstattung wie das Hauptwerk vor. Seinen wesentlichen Inhalt bilden längere oder kürzere Artikel über Staatengeschichte, neue Entdeckungen und Erfindungen, Umgestaltungen in Gesetzgebung und Militärwesen, über die Fortschritte der Kolonien, die Ergebnisse neuer Forschungen auf allen Wissenszweigen, wichtige Forschungsreisen, neue Volkszählungen, die Bewegung auf den Gebieten der bildenden Künste. Ferner enthält er einen vollständigen Nekrolog und neue Biographien von zeitgenössischen Politikern, Gelehrten, Forschungsreisenden, Künstlern, Technikern, behandelt alle gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehenden Fragen und bringt endlich eine planmäßige Ergänzung der statistischen Angaben sowie weiter nützliche Zusammenstellungen als: Literaturübersichten, Pseudonyme, neue Opern usw. Der Band weist über 800 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und auf 89 Tafeln (darunter 8 farbige und 12 selbständige Karten) sowie 16 Textbeilagen auf. Die Anschaffung wird jedem Besitzer des Hauptwerks dringend zu empfehlen sein.

Kleine Mitteilungen.

Einen Strohhut-Nähkursus in Angliederung an den Betrieb der Städtischen Webeschule in Berlin einzurichten, hatte im vorigen Jahre die Fachzeitschrift „Die Modistin" bei dem Städtischen Verwaltungskörper angeregt. Herr Direktor Weber von der Städtischen Webeschule war daraufhin mit den Fabrikationsfirmen der Strohhutbranche in Verbindung getreten und hatte zunächst festgestellt, daß in dieser Branche tatsächlich in Berlin ein Mangel an geeigneten Kräften vorhanden sei und daß man alljährlich mit großen Kosten männliche Kräfte aus Belgien heranholen müsse, um der Nachfrage nur einigermaßen genügen zu können. Dabei stelle diese Branche, wenn sie auch Saisonindustrie ist, doch für den größeren Teil des Jahres eine durchaus lohnende Tätigkeit für entsprechend vorgebildete weibliche Arbeitskräfte in Aussicht. In Berlin werden an und für sich immer nur die besseren Waren hergestellt werden, für die auch die entsprechenden Arbeitslöhne gern gezahlt werden. Im Verlaufe der Verhandlungen mit den Interessenten wurde dann auch die Dauer des Strohhut-Nähkursus bis zur fertigen Ausbildung auf 2 Vierteljahre festgestellt und als Schulgeld 15 Mark vierteljährlich, im voraus zahlbar, nach den Sätzen für andere Disziplinen der Städtischen Webeschule bestimmt. Auf die Unterrichts-Gegenstände: 1. Praktische Unterweisungen in der Hand- und Maschinennäherei wurden 35 Wochenstunden, 2. Nähmaschinenkunde 1 Wochenstunde, 3. Material- und Fabrikationslehre 1 Wochenstunde, 4. Zeichnen von Hutformen 3 Wochenstunden, 5. Ausführung von Hutformen 4 Wochenstunden, also im ganzen 44 Stunden auf die Lehrwoche verteilt.

Frauenbildungsverein Cassel.
Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen.
Ausbildung in allen gewerblichen Fächern und für den kaufmännischen Beruf.
Seminare zur Ausbildung für Turn-, Handarbeits-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen. :: :: ::
Heim zur Aufnahme auswärtiger Schülerinnen.

Wirtschaftliche Frauenschule.
Auguste Förster-Stiftung, Oberzwehren.
Ausbildung in Hauswirtschaft, Gartenbau-, Kleintierzucht.
Auskunft und Prospekte durch den Vorstand.

Hesslingsche
Höhere Mädchenschule
einjähr. Frauenschulkursus
Kindergarten
Lehrerinnen-Seminar
mit eigener Übungsschule
Vorbereitung
zur Ergänzungsprüfung
Berlin SW. 11
Dessauer Strasse 24.
dicht am Potsdamer und Anhalter Bahnhof.
Direktorin: Hedwig Köster.
Sprechzeit: Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 12—1, nachm. 3—4½.

PENSION
Schmidt-Fischer
Potsdamer Strasse 27b, I. u. II.
nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten
Gut möblierte Zimmer
mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.
Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

Damen-Pensionat.
Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,
dicht am Anhalter Bahnhof.
Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. Beste Referenzen.
Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Kurse zum Studium der Englischen Sprache
(mit Beihilfe der preussischen Regierung)
veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.
Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Die Branche war ohne weiteres bereit, die Hälfte der der Stadt aus der Einrichtung dieser Schule erwachsenden Kosten zu übernehmen, doch hat sich das Kuratorium der Lehranstalt vorläufig nicht geneigt gezeigt, der Stadt eine nennenswerte Beihilfe zu empfehlen. Da die Bedürfnisfrage außer Zweifel steht, so wäre jetzt als nächstwichtig festzustellen, ob und wieweit in den Kreisen der weiblichen, Beschäftigung suchenden Bevölkerung Neigung für die Betätigung in der Strohhutbranche vorhanden ist. Aus diesem Grunde wäre es erwünscht, wenn sich junge Mädchen, die sich für diesen Kursus interessieren, oder deren Eltern und Vormünder in der Städtischen Höheren Webeschule, Berlin O. 27, Markusstr. 49, mündlich oder schriftlich melden würden. Anmeldungen können täglich während der Bureaustunden von 8—3 Uhr im Amtszimmer der Schule erfolgen.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,

Gartenhaus part.

1. Gesucht zu sofort in ein fürstliches Haus in Mitteldeutschland eine ev., geprüfte Erzieherin im Alter von 30 bis 40 Jahren für ein Mädchen von 6½ und einen Knaben von 4½ Jahren. Perfektes Französisch und gutes Englisch, sowie Musik Bedingung. Gehalt 1200 Mark und freie Station.

2. Nach Österreich wird in eine bestempfohlene Familie zu einem Mädchen von 15 Jahren eine bestinguierte, im Unterricht bewährte, kath. Lehrerin mit angenehmen Umgangsformen gesucht. Norddeutsche Aussprache (Hannover bevorzugt). Gehalt 1500 Mark jetzt.

3. Zu sofort wird in eine adlige Familie in Schlesien eine erfahrene, wissenschaftlich gebildete ev. Erzieherin mit im Ausland vertieften englischen Sprachkenntnissen zu 2 Mädchen von 13 und 10 und 1 Knaben von 7 Jahren gesucht. Musik Bedingung. Gehalt 1400 Mark und freie Station.

4. An eine höhere Mädchen- und Knabenvorschule in Norddeutschland werden 2 Lehrerinnen für die Mittel- und

Haushaltungs- und Gartenbauschule Schloss Wasserburg a. Bodensee

bei Lindau (Bayern)

eröffnet 1908 mit Genehmigung der K. Regierung v. Schwaben und Neuburg.
Curt Leonhard. Alice v. Mattachich.

Fachkurse für **Schulgesang-** Lehrerinnen und -Lehrer veranstaltet vom Tonika-Do-Bund in **Hannover.**
Dauer: 1 Jahr — Beginn: Januar 1910.
Unterrichtsfächer: Gehörbildung und Vomblattsingen, Stimmbildung, Theorie, Musikgeschichte, Pädagogik
Prospekte kostenfrei durch den Vorstand
A. Hundoegger, Hannover, Blumenhagenstrasse 1.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.
Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Das **Durchschwitzen der Kleider** verhindern **unsere geruchbeseitigenden Sanoga-Achselblätter** vollständig.
Preis per 1 Paar M. 1,—
10 Paar M. 7,50
Diskr. Versand franko per Nachnahme oder gegen Voreinsendung des Betrages.
Leipziger Sanogenwerke, Möckern-Leipzig.

1000 Mk.
bar Preise (500, 300, 200 M.)
für neue praktische und gewinnbringende
Erfindungen
Probebedingungen gratis und franko
J. Bett & Co. Berlin XXVII

Vorzugs-Offerte.
Großes Aufsehen erregt ein Weihnachtsbaum mit meinem weltbekannten
Glas-Christbaumschmuck
Sammlung I mit ca. 3000 Stück in nur auserlesenen hochmodernen Neuheiten als: Edeläpfel, Früchte mit Laub, Kugeln u. Eier mit Phantasiemalereien (Jugendstil etc.), kant. Glöckchen, Paradiesvögel, Fruchtkörbe mit Trauben und Goldäpfeln, Zeppelins Luftschiff, Marmor- und Feuerkugeln, Nüsse, gute Kapsen, Nikolaus im Schneemantel, Wickelkind in Rosa, Diamantkugeln und Spiegelreflektoren, reiz. Blumenmädchen, mit Seidenschnüre und Silberdraht ironisch umsponnene glitzernde Dekorationen und Zierstücke, Knallguirlanden, Frau Holle mit Kind im Sack, Wetzköpfchen mit Kuchenkörbchen, Herrgottsuhr Nürnberg, Krippe mit Christkind, Spitze, Ei mit Maiblumenbukett, tausend Naturell, versenden gut verpackt für **5 Mark.**
Jeder Besteller erhält noch folgende Kunstgegenstände als Geschenk! Einen Silberstern, besetzt mit 1000 venezianischen Perlen, eine Weihnachtsröhre mit Triumphbogen aus Silber (20 cm lang), einen blühenden Rosenstock mit Laub und Vase (25 cm groß) sowie Hirsch und Reh mit Medaillon. Sammlung II: Ca. 120 Stück größere Sachen zum selben Preis. **K. Sammlungen** bis 20 Mark. Man verlange mich. Ich von meinem streng reellen Angebot [illegible]. Die kleine Ausgabe macht Ihnen jahrelang Freude, da alles [illegible] Material hergestellt und immer wieder zu gebrauchen ist. Für Stückzahl und Geschenke wird garantiert.
Tausende von Dankschreiben.
E. Reinhard, Neuhaus a. Rennweg, Thüringen Nr. 259.
Lieferant fürstlicher Höfe. Größtes Geschäft der Branche am Platze.

Unterstufe gesucht. Antritt 1. Januar oder 1. April 1910. Gehalt bei einstweiliger Anstellung 1350 Mark, nach fester Anstellung 1400 Mark, 9mal steigend um 140 Mark bis zum Endgehalt von 2960 Mark. Altersversorgung wie an Staatsanstalten.

5. An eine höhere Privattöchterschule mit Vorbereitungskursen für Lehrerinnen neuerer Sprachen in Norddeutschland wird zu sofort eine Oberlehrerin gesucht, die eventuell die Schule später übernehmen soll. Fächer entweder Französisch oder Mathematik und Naturwissenschaften. Gehalt und nähere Bedingungen nach Übereinkunft.

6. An eine höhere Mädchenschule in Oberschlesien wird zum 1. April eine ev. oder kath. Oberlehrerin gesucht. Gehalt 2400 bis 3000 Mark, Einkauf in Pensionskasse. Aussicht auf städtische Übernahme der Anstalt in einigen Jahren.

7. In eine adlige Familie in Hessen wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, ev. Erzieherin mit perfekten französischen Sprachkenntnissen zu 3 Mädchen von 10 Jahren gesucht. Gehalt 800 bis 1000 Mark und freie Station.

8. An eine höhere Mädchen- und Knabenvorschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zu sofort eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, ev. Lehrerin, mit gutem Französisch gesucht. Gehalt nach Übereinkunft. Meldungen baldigst erbeten.

9. In die Familie eines Bankdirektors in Rumänien wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin mit im Ausland vertieften französischen Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 6 und einem Knaben von 10 Jahren gesucht. Gute Musik sehr erwünscht. Gehalt 1200 Mark und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Mütter!

gebt Euren Kindern das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton“**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton“** für mein ½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton“** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen.“

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2.— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Caricin (vorzüglicher Califigersatz).
Angenehmer Geschmack, auch von Kindern gern genommen. Billig, à Fl. M. 1,—.
Für die vorzügliche Wirkung garantieren die alleinigen Fabrikanten.

Kalksaft „Orgas“.
Bester Ersatz für Lebertran und Lebertranpräparate.
Vorzüglicher Erfolg b. **Rachitis** usw. Angenehmer Fruchtgeschmack. à Fl. M. 2,—.

Eisenchocolade „Orgas“
bei **Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit.** Billig im Gebrauch.
Karton = 56 Portionen M. 2,—.

BANANIN.
Kraftnahrung ersten Ranges. Bei **Schwächezuständen** jeder Art, **Nervosität** usw.
Büchse à 500,0 = M. 2.25. — Büchse à 300,0 = M. 1.50.

Literatur und Proben durch die alleinigen Fabrikanten
EBERT & MEINCKE, BREMEN 15.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Vertreter von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt.
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
- a) für die Familie,
- b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr.

Haushaltungsschule.

1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege und Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Spaß und Ernst für meinen Bub.

Von **Amalie Maurer.** Mit Bildern v. **Ernst Liebermann.** Geb. 3 M.

Herzlicher ist das Verhältnis der Kindheit und der Mutter hat gewonnenes Spiel, die den frühesten Kameraden ihres Kindes ist. Auf diesen Blättern sind die Kindergeschichte von Amalie Maurer erwachsen. Ernst Liebermanns Künstlerhand, die so sicher auf diesem Gebiete bewährt ist, hat dem Text in zahlreichen schönen und lustigen Vollbildern und Zeichen und Zierstücken nachgestrebt. Das Buch wird jeder Mutter und jedem Kinde eine Quelle der Freude und des Gemütes sein.

Vom Lehrlingen zum Staatsbürger.

von **W. F. Claassen.** Zur Naturgeschichte unserer heranwachsenden Jugend. Geh. 1.60 M., geb. 2.25 M.

Der Verfasser hat die Erfahrungen, die er während seiner [illegible] Tätigkeit gesammelt hat, in dem Buche niedergelegt, das mehr als ein bloßes Lesebuch ist. Es ist mit pädagogischem Scharfblick geschrieben.

Württembergische Zeitung.

Großstadtheimat.

Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes von **W. F. Claassen.** 244 Seiten. Geh. 3 M., geb. 4 M.

„Es ist mehr als ein gehaltvolles Buch, ein humanes und temperamentvolles Schriftwerk; es ist eine gute Tat — ein Dokument der Menschenliebe."

Die Zeit, Wien.

Wunder und Wissenschaft.

Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene von Dr. Richard Hennig. 350 Seiten. Geh. 3 M., geb. 4 M.

„Hennigs Buch ist ein [illegible] gegen Okkultismus und Okkultantismus." Das Kleine Journal.

Der moderne Spuk- und Geisterglaube.

Eine Kritik und Erklärung der spiritistischen Phänomene von Dr. Richard Hennig. Mit Einleitung von Prof. Max Dessoir. 367 Seiten. Geh. 4 M., geb. 5 M.

„Es ist im knappen Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, auch nur annähernd den interessanten vorliegenden Buche gerecht zu werden, [illegible] sei nur kurz konstatiert, daß der Verfasser seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Das Buch ist klar, [illegible] und vom ersten Kapitel bis zum Schluß fesselnd geschrieben, man müßte aber ganze Kapitel wiedergeben, wenn man eine Probe bringen wollte. Wir machen unsere Leser daher auf dieses Buch aufmerksam, indem wir dringend wünschen, es zu lesen."

Braunschweigische Landeszeitung.

Hauptmann Althaus.

Roman eines Offiziers. Von Willy Scharlau. 360 Seiten. Geh. 4 M., geb. 5 M.

„Der Roman ist überaus flüssig und lebhaft geschrieben. Er schildert das Leben der Offizierskreise mit großer Treffsicherheit und behandelt das Problem, das für den Offiziersstand noch wie vor von größter Bedeutung ist: das Duell. Der Schauplatz [illegible] Garnisonstadt [illegible] Offizierskorps, das gesellschaftliche Leben und die Zusammensetzung der Offizierskreise. Besonders ist an ihm zu rühmen, daß er all den Typen, die er schildert, ohne Sympathiekonzessionen treu [illegible]."

Schwäbische Kronik, Stuttgart.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom **Gutenberg-Verlag G. m. b. H.** [illegible]

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner,** Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell,** Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50** M., broschiert **5.50** M.

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35. **W. Moeser Buchhandlung.**

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Spring Term in Norham Hall
begins January 12th, ends March 22nd 1910.
Subject „Shakespeare and his Time."
Board. Residence. Lectures and Class teaching daily.
Use of Library, Tennis-Ground etc.
An Examination on the result, of which Certificates are awarded, is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to Mrs. BURCH. Norham Hall. Oxford.

Soeben erschienen:

Die Frauenbewegung

und die

Zukunft unserer Kultur

von

Gertrud Bäumer.

50 Pfg. (mit Porto 55 Pfg.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage.

Berlin S. 14. **W. Moeser Buchhandlung.**

HQ1103
F7

Dezember 1909

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

Jesus und die Frauenfrage. Vortrag im Nassauischen Unionsverein gehalten von Professor D. Rade in Marburg . . 129

Der vierte Weg zur Universität. Von Helene Lange 141

Späte Erkenntnis. Erzählung von Elisabeth Siewert. (Schluss) 147

Schiller und das Humanitätsideal. Von Dr. phil. Lenore Ripke-Kühn . . 154

Die Frau im Theaterberuf. Von Dr. Charlotte Engel Reimers. (Schluss) . 164

Erwerbstätigkeit: Frauenarbeit in Landwirtschaft und Gartenbau . . . . .

Zur Frauenbewegung 170

Bücherschau 178

Anzeigen 189–192

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Ein neues Kunstwerk für das deutsche Haus!

Die deutsche Landschaft.

Deutsche Charakter-Landschaften in farbigen Bildern
von Professor ERNST LIEBERMANN.

Inhalt der zunächst erschienenen Lieferungen 1 bis 3:

Lieferung I. Blatt 1: In den Vorbergen der bayerischen Alpen. 2. Alpenvorland. 3. Rheinlandschaft. 4. Eifellandschaft. 5. Burgruine im Mosellande.

Lieferung II. Blatt 6: Buchenwald. 7. Thüringer Landschaft. 8. Felder. 9. Landstraße. 10. Saale-Landschaft.

Lieferung III. Blatt 11: Felsenpartie im Elbsandsteingebirge. 12. Riesengebirgslandschaft-Schneekoppe. 13. Ein Tannenwald. 14. Aus dem Fränkischen Jura, Motiv: Obereichstätt. 15. Donaulandschaft, Motiv: Bei Kelheim.

Preis der Lieferung (enthaltend 5 Blätter): 5 M.
Preis des Einzelblattes: 1,25 M.

In unsern Wechselrahmen bilden die Liebermannschen Landschaften den **schönsten Zimmerschmuck.**

Die Wechselrahmen, die in zwei verschiedenen Ausführungen zu haben sind, ermöglichen es, in wechselnder Folge heute dies, morgen jenes Blatt vor sich zu sehen, so daß der Beschauer sich je nach Laune und Stimmung heute an das rebenumkränzte Ufer des Rheins oder auf schneebedeckte Bergeshöhen, morgen in das liebliche Thüringen oder die ernste Eifellandschaft versetzen kann.

„Diese klaren und doch weichen Vierfarbendrucke gehören zu den vollkommensten Leistungen der in Deutschland hoch entwickelten Reproduktionskunst. Man kann erwarten, daß die Bilderserien „Die deutsche Landschaft" allgemein lebhaften Beifall finden werden." Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten.

„Technisch ungemein gewandt, sicher und echt fühlend . . . Großzügig . . . Packende Farbigkeit." Der Türmer.

Wechselrahmen mit Rückwand und Federverschluß (für Hoch- und Querformate zu benutzen):

Mahagoni-Leiste mit Goldeinlage . . . . . Preis einschließlich Glas 2,50 M.
Weiße gerippte Leiste . . . . . „ „ „ 2,00 M.
Feste Rahmung mit prächtiger Altgoldleiste einschließlich Bild unter Glas 2,00 M.

Verpackung für jedes Paket 50 Pf. — Die Lieferung selbst erfolgt portofrei.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt vom **GUTENBERG-VERLAG**, G. m. b. H., **Hamburg-Grossborstel.**

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner**, Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell**, Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50** M., broschiert **5.50** M.

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35. **W. Moeser Buchhandlung.**

17. Jahrg. Heft 3 Dezember 1909

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin W.

Jesus und die Frauenfrage.

Vortrag im Nassauischen Unionsverein

gehalten von

Professor D. Rade in Marburg.

Nachdruck verboten.

Wie stand Jesus zur Frau? Und wie haben wir als Jünger Jesu, als Menschen seines Geistes, unsre Stellung zu nehmen in und zu der heutigen Frauenbewegung?

Es handelt sich also um eine historische Untersuchung, aber so, daß die Absicht im Hintergrunde steht, eine ethisch-praktische Anwendung darauf zu machen. Verträgt sich das beides zusammen? Ich denke, man darf an jede Erscheinung und Epoche der Geschichte mit dem Verlangen herantreten, von ihr zu lernen.

Soll ich erst ein Wort über die Frauenbewegung sagen? In diesem Kreise? Vor einer liberal-kirchlichen Konferenz? Ist da unsre Stellung nicht im Grunde selbstverständlich? Leider nein. Weder in kirchlich-liberalen noch in politisch-liberalen Kreisen ist sie das. Es ist ja auch die Frauenbewegung selbst nicht eine ganz einfache Sache. Denn, sehen wir den Kern der modernen Frauenbewegung in dem auf seiten der Frau erwachten Anspruch, von allen künstlichen Schranken ihrer Geltung und Entwicklung befreit zu werden, so bleibt die Frage: welches sind die künstlichen Schranken, die fallen, welches die natürlichen, die bleiben sollen? Und der Liberalismus mag noch so sehr durch seine Prinzipien gezwungen sein, mit dem Befreiungskampfe der Frauen zu sympathisieren, — irgendwelcher besondere Eifer auf seiten des politischen Liberalismus, sofern er in Verbänden organisiert und auf den Parlamenten vertreten ist, der Frau darin zu Hilfe zu kommen, ist

nicht zu entdecken.[1]) Im Gegenteil, es bleibt ein heimlicher Widerstand der Männer auch in diesen Reihen zu spüren, das Mißtrauen gegen eine neue Ordnung, die liebgewohnte Privilegien beseitigen würde. Und kirchlicherseits? Es handelt sich da in erster Linie um das Frauenstimmrecht in der Kirchgemeinde. Lassen Sie uns heute darüber abstimmen: werden alle Anwesenden dafür sein? Auf konservativer Seite zieht man ja von vornherein grundsätzlich der Frauenbewegung engere Grenzen; aber ich habe zuweilen den Eindruck, als ob man innerhalb dieser Beschränkung ehrlicher und eifriger für die Besserung des Frauenloses einträte. Von einem Artikel, den neulich die apologetische Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart" 1909 Heft 9 über „das kirchliche Frauenstimmrecht" brachte, kann man das freilich nicht sagen. Er führt zuerst sehr weitherzig aus: „Soweit wir sehen, gibt es keinen stichhaltigen Grund prinzipieller Art, der uns berechtigte, den Frauen das Stimmrecht in der Gemeinde zu versagen". Dann aber folgt das große Aber: „Wenn nur der Bestand unserer Landeskirchen eine solche Abänderung vertrüge!" Nun, es gibt doch im Norden Europas Landeskirchen, sogar lutherische Landeskirchen, die das Frauenstimmrecht haben; neulich erst hat die Kirche Finlands diese Einrichtung angenommen. Und wenn die Frauen wirklich Wert darauf legen, das volle kirchliche Bürgerrecht zu erringen, weshalb sollen sie auf den Bestand der Landeskirche Rücksicht nehmen, falls die eine solche Neuerung nicht verträgt? Sie müßten dann eben die Freikirche wollen, die doch auch eine Kirche ist! Und tatsächlich pflegen schon heute die Frauen der Freikirchen ihre Freikirchen vielerwärts lieber zu haben als die Frauen der deutschen Landeskirchen ihre Landeskirchen. Kurzum, an dieser Frage werden die kirchlichen Parteien und Instanzen auch bei uns nicht auf die Dauer vorübergehen können.

Die andre Frage, die zum Prüfstein der Geister wird, ist die freilich wie es scheint noch ganz unzeitgemäße nach dem theologischen Studium der Frau. Wunderlich, wie selbstverständlich auch Freunde der Frau ihr dieses verschließen wollen. Stand da in „Daheim" neulich (1909 Nr. 48) ein Aufsatz, betitelt „Ein weiblicher Architekt." Darin hieß es: „Wo das numerische Übergewicht der weiblichen Bevölkerung Millionen von Frauen von der schönsten Bestimmung des Weibes, der Ehe, ausschließt, wäre es unbillig, der weiblichen Jugend die Bildungswege zu irgendeinem Beruf, zu irgendeinem ehrenwerten Broterwerb zu versperren." Hinter die Worte „zu irgendeinem Beruf" hatte die Redaktion eine Parenthese eingeschaltet: „(den des Theologen möchten wir ausnehmen)." Wirklich nur? Und weshalb? Nur? Denn wenn man einmal anfängt auszunehmen, fallen einem noch andre Ausnahmen ein; wenn man aber grundsätzlich redet und allgemein — weshalb dann? Weshalb schrecken auch liberale Gemüter davor zurück, der Frau die Theologie zu öffnen? Das Studium als solches wird man ihr ja wohl bei einigem Nachdenken ohne weiteres freigeben, und man hat es ihr schon freigegeben, hat in streng orthodoxem Kreise „das theologische Studium der Lehrerin" warm vertreten.[2]) Aber auch liberale Gemüter schrecken davor zurück, Kanzel und Altar der Frau freizugeben. Biblisch-gebundene Christen pflegen sich gegen diese Möglichkeit

[1]) Es ist ja neuerdings darin etwas besser geworden.

[2]) Vgl. den Vortrag von Fräulein v. Tilling in der Denkschrift über die IV. Konferenz von Religionslehrerinnen. Leipzig, Dörffling und Franke, 1908.

hinter das Wort des Paulus zu verschanzen: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“ Aber grade die Bibelkundigen müßten wissen, daß diese Stelle 1. Kor. 14, 34—36 ihre merkwürdige Beleuchtung findet durch ein Wort desselben Briefes 1. Kor. 11, 3, wo die Frau nach offenbarer Gemeindesitte in den Versammlungen betend oder weissagend (d. i. predigend) auftritt, ohne daß Paulus es beanstandet; im Gegenteil, er gibt für diesen Fall ausdrücklich die Vorschrift, sie solle es, nach jüdischer Sitte, bedeckten Hauptes tun. Der Zwiespalt zwischen den zwei Stellen geht uns hier nichts an und soll uns nicht aufhalten[1]). Wir denken ja nicht daran, heute unsern Kultus und unsre Gemeindesitte nach dem zu ordnen, was in den Tagen des Paulus üblich war und was dem Paulus gefiel. Die Zeiten ändern sich, und das Christentum ist etwas andres als Geschmack und Sitte. Aber freilich, Geschmack und Sitte haben wir heute auch und die kann keine Frauenbewegung so leicht über den Haufen rennen. Wenn die Gemeinde heut keine Frau auf der Kanzel duldet, so muß man dies respektieren; aber man wird einen Umschwung in dieser Hinsicht getrost ins Auge fassen und an den Gedanken weiblicher Pastoren sich gewöhnen, wenn man sich klar macht: prinzipiell steht der Frau da nichts im Wege. Weshalb nicht Theologie? Weshalb lieber Medizin? Oder Jura? Gerade Theologie müßte der Frau ausgezeichnet liegen, und im Kindergottesdienst hat die Frau bereits die erste Stufe zum Altar erstiegen. Man kann das Weitere ruhig der Zukunft überlassen; es ist doch ausgeschlossen, daß die Etappen in einer andern Reihenfolge und in einem andern Tempo erreicht werden, als der Gang der Geschichte das will. Genug, ich stehe in alledem ohne Vorbehalt zu dem Anspruch der Frau, von den künstlichen Schranken ihrer Betätigung und Entwicklung befreit zu werden, rechne zu diesen künstlichen Schranken auch Herkommen, Sitte und Recht, und respektiere einzig die spezifisch moralischen und die natürlichen Schranken. Solchen aber ist und bleibt auch der Mann unterworfen, und wie diese bleibende Begrenzung sich für die beiden Geschlechter differenziert, das wird freilich irgendwie immer wieder in Sitte und Recht sich ausdrücken. Es hat nur jede Zeit die Befugnis und die Aufgabe, nach dem Maße von Ideen und Kräften, die sie bewegen, den Stand dieser fesselnden Mächte zu revidieren.

So viel über die Frauenbewegung. Es war unumgänglich, dabei zu verweilen, weil man auch in liberal-kirchlichem Verein auf einmütiges Verständnis dafür nicht rechnen kann. Und nun: Wie stand Jesus zur Frau?

* * *

Sofort erhebt sich noch eine Vorfrage. Aber sie führt uns doch schon dichter an Jesus heran.

Wie stand es denn um die Frau zur Zeit Jesu im Judentum?[2])

[1]) Vgl. Lydia Stöcker, Die Frau in der alten Kirche (Tübingen, Mohr 1907) S. 15. Diese ganze Broschüre sei als Ergänzung zu meinen Ausführungen warm empfohlen.

[2]) Vortrefflich handelt Marianne Weber in ihrem großen Werke über Ehe und Frau im Judentum. Aber sie erspart uns doch nicht, davon zu reden. Denn sie reißt das, was für uns zusammengehört, die Ehe bei den Juden (S. 117 ff.) und das Christentum (S. 180 ff., 197) auseinander, sie gönnt überhaupt dem Christentum in seinen Ursprüngen keine eigene erschöpfende Behandlung. Sie hatte auch keine Ursache dazu, denn für ihren Gegenstand „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung“ mußten andre Gesichtspunkte die Führung haben.

Denn allein das Judentum gibt für Jesus den Hintergrund. Im Unterschied davon ist die Stellung des Paulus nur daraus verständlich, daß er auf hellenischem Boden und unter hellenistischen Einflüssen arbeitet.

Das innige Familienleben ist einer der lichtesten Punkte im jüdischen Volk. Davon profitiert vor allem die Frau. Das System war freilich das patriarchalische, das der Vaterherrschaft. Die Frau wurde geschätzt als Arbeitskraft und als Geschlechtswesen. Als Arbeitskraft: man denke nur an das Lob des tugendsamen Weibes Sprüche 31, 10—31: „sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen..., sie macht einen Rock und verkauft ihn..., sie pflanzt einen Weinberg..., sie isset ihr Brot nicht mit Faulheit;" so ist es mit ihr Verdienst, daß (V. 23) „ihr Mann angesehen ist in den Toren, wenn er Sitzung hält mit den Vornehmen des Landes." Noch mehr gilt sie als Geschlechtswesen; es ist ja bekannt, wie die Juden Kinderreichtum für größesten Reichtum schätzten. Daher die Polygamie, die bis in das 9. Jahrhundert v. Chr. sich behauptete. In zwei Formen trat sie auf: man hatte mehr wie eine vollberechtigte Frau (Rahel und Lea) oder neben der rechten Frau Nebenfrauen (die Mägde Rahels). Kinderlose und Unverheiratete waren wohl bei dieser Schätzung übel dran: indessen, Unverheiratete gab es kaum, Kinderlose oder Kinderarme fanden, wie Rahels Beispiel zeigt, in Recht und Sitte Weisen, ihr Schicksal zu korrigieren. Wie die Ehre der Frau auf ihrem Geschlechts- und Mutterberuf ruhte, das tat seine Wirkung bis in das Neue Testament hinein: 1. Tim. 2, 15 „sie wird selig werden durch Kindergebären."[1]) Kaum eine Spur von asketischer Beurteilung des Geschlechtslebens findet sich im Alten Testament. Auch nicht Psalm 51, 7: „Siehe, ich bin in sündlichem Wesen geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen." Dieser Spruch tritt zwar nach seinem asketisch-augustinischen Verständnis heute noch in protestantischen Liturgien auf und beunruhigt so die Gemeinde. Aber auch eine konservative Theologie weiß, daß der Dichter dort unmöglich Ehe und Zeugung an sich für Sünde erklären konnte. „Es bleibt nur übrig, daß der Sprecher unehelich oder im Ehebruch geboren ist."[2]) Zugute kam der Frau im Judentum die Abwehr der Perversitäten, der Prostitution und des außerehelichen Geschlechtsverkehrs überhaupt, wenn auch die Zustände nicht so golden waren, wie jüdische Lobredner uns zuweilen wollen glauben machen.[3]) Hurerei war den Juden heidnisches Laster, mochte sie ihnen nun in Gestalt religiöser Sitte in den semitischen Kulten rings um Palästina oder in profaner Gestalt entgegentreten wie bei Hellenen und Hellenisten; Gesetze wider den Ehebruch trafen beide Schuldige, doch

[1]) Und bis in die altprotestantische Ethik hinein. Nicht unrecht bemerkt Marianne Weber S. 130: „Jene Aussprüche Luthers, die wir so gern als Zeichen spezifisch deutschen „Gemüts" ansehen, stehen ersichtlich alle unter biblischem Einfluß." Ja sogar ist die alttestamentliche Polygamie verwirrend gewesen auf das Urteil der Reformatoren: man denke an die Doppelehe des Landgrafen. Immerhin wird man nur sagen können, daß in der altprotestantischen Ethik zwei Ströme zusammengeflossen sind, der biblische und der deutsche.

[2]) So im Anschluß an Theodoret († 457) Baethgen in seinem Psalmenkommentar (Göttingen 1892). Über Askese im Judentum vgl. Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter, 2. A. S. 193 (Berlin 1906).

[3]) Z. B. Eisenstadt, Die Frauenfrage bei den Juden. Sexual-Probleme, Jahrgang 5 [illegible] S. 792 ff. Weber hat er z. B. seinen dritten Punkt S. 591?

schützten sie freilich nur die Ehe des betroffenen Mannes (Lev. 20, 10. Deut. 22, 22—27). Der Verführer einer unverlobten Jungfrau wurde mit einer Geldbuße an den Vater gestraft und sollte die Verführte heiraten: es ist mehr ein Schutz des Vaters und seines Hauses als des Mädchens (Exod. 22, 15. Deut. 22, 28 f.); aber die Frau profitierte von solchen Bestimmungen. Und wenn der erwachsene Sohn ein Weib nahm und einen eignen Hausstand begründete, schied er damit aus dem elterlichen Haushalt und der elterlichen Gewalt — der Mann verließ Vater und Mutter und hing seinem Weibe an (Gen. 2, 20); auch das mußte der Frau zugute kommen. Desgleichen die Bestimmung, daß Ehemänner für das erste Jahr ihrer Ehe von der Kriegspflicht entbunden waren (Deut. 24, 5), was freilich zur Zeit Jesu in Israel nicht mehr praktisch wurde. Ganz unhistorisch ist es aber gedacht, wenn unter den Vorzügen des jüdischen Eherechts auch die „leichte Lösbarkeit der Ehe" mit aufgeführt wird.[1]) Diese modern-tendenziöse Deutung sollte man uns ersparen. Gewiß, „es genügt einfach der Brief des Mannes, um die Frau fortzuschicken." Aber die Wohltat dieser Bestimmung lag nicht in der leichten Lösbarkeit: denn lösen konnte nur der Mann, und das Schicksal der gelösten Frau war unter allen Umständen ein schweres, es wurde nur erleichtert durch den Scheidebrief. In diesem lag die Wohltat; die Entlassene besaß nun wenigstens eine Legitimation für ihre Entlassung. Das war tatsächlich eine Korrektur der „Herzenshärtigkeit" des Mannes, sie milderte deren Wirkung auf das fernere Dasein der Frau (Deut. 24, 1. Matth. 19, 8). Eine wirklich frauenfreundliche Wandlung der Sitten von „Mose" bis auf die Zeit Jesu hätte in dieser Linie weiter arbeiten müssen. Statt dessen ist die Scholastik der jüdischen Schriftgelehrten, wenn sie die Gesetzesstelle Deut. 24, 1 interpretiert, lieber darauf bedacht, die „leichte Lösbarkeit der Ehe" im Interesse des Mannes noch mehr zu erleichtern. Einen Entlaßschein muß er geben; aber entlassen darf er, wenn er etwas Schändliches an seiner Frau gefunden hat. Was kann das sein, dies schändliche Etwas? Nun nach der Schule Hillels, zu der auch Ben Akiba gehörte, genügte schon das Verderbenlassen einer Speise, und noch einfacher und angenehmer für den Mann: das Kennenlernen einer schöneren Frau als Scheidungsgrund. Die Schule Schammais nahm die Sache ernster und strenger.[2]) Aber von einer Tendenz, die Scheidungs- und Ehegesetze zugunsten der Frau zu interpretieren oder gar zu revidieren, kann bei den jüdischen Schriftgelehrten zur Zeit Jesu nicht die Rede sein.

* * *

Von diesem Hintergrund aus muß man nun die Stellung Jesu zur Frau verstehen.

Es ist bezeichnend, daß die reichlichsten und deutlichsten Worte Jesu, die hierhergehören, bei der Scheidungsfrage einsetzen. An diesem Punkte der öffentlichen Rechtsordnung muß die Würde der Frau sich vor aller Welt herausstellen. Und die Pharisäer müssen doch gewußt haben, weshalb sie gerade um diesen Punkt

[1]) Eisenstadt a. a. O. S. 595.

[2]) Vgl. Bousset a. a. O. S. 492. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu, 3. Aufl., II. S. 493 f.

Digitized by Google

Jesus „versuchten“: „Ist es erlaubt, seine Frau auf jede Klage hin zu entlassen?“ (Matth. 19, 3—12.)

Jesus stellt Mose gegen Mose. Er verweist von der Kasuistik des mosaischen Eherechts auf die grundlegende mosaische Schöpfungsgeschichte: Der Schöpfer am Anfang machte die Menschen als Mann und Weib, er stiftete durch seine Tat den Ehestand, selbstverständlich als monogamisches, unlösliches Verhältnis. Schon nach der Thora also (Gen. 2, 24) sind die Beiden nicht mehr Zwei, sondern Ein Fleisch. „Was nun Gott zusammengefügt hat,“ fügt nun Jesus von sich selbst hinzu, „das soll der Mensch nicht scheiden.“ Es sollte niemand sein, der den ungeheuren Fortschritt dieser Schriftauslegung gegenüber der pharisäisch-juristisch-rabbinischen leugnet. Wie weggewischt ist alle Kasuistik — nicht aus dem Leben, aber aus der Idee, aus dem Prinzip. Das Wesen der Ehe wird aufgerichtet über und wider die praktische Rechtsbestimmung. Diese, eben Deut. 24, 1, mag gut und notwendig gewesen sein: „eurer Herzenshärtigkeit wegen; von Anfang ist es nicht so gewesen.“ „Ich sage euch aber: Wer seine Frau entläßt und eine Andere heiratet, bricht die Ehe.“ Dann doch wohl auch der Mann, der zwei Frauen nebeneinander hat?

Eine solche Anschauung vom Wesen der Ehe muß die Frau heben, zunächst in, dann auch außer der Ehe.

Die parallele Erzählung des Markus bietet noch mehr (10, 2—12). „Wer seine Frau entläßt und heiratet eine Andere, der bricht die Ehe an ihr, ebenso auch sie, wenn sie ihren Mann entläßt und heiratet einen Anderen, bricht sie die Ehe.“ Die Stelle ordnet, wie ein Kommentar bemerkt, das Verhältnis der beiden Geschlechter ganz ebenmäßig. Aber daß eine Frau ihren Mann entließ, kam bei den Juden nur in der entarteten vornehmsten Schicht vor. Diese Form des Spruches nimmt Rücksicht auf die Rechtssitte bei Griechen und Römern; so wird sie schwerlich Jesu Eigentum sein, sondern eine Fortbildung seines Spruches durch die erste Gemeinde: sie ist, auch so verstanden, für die Wirkung Jesu auf die Frauenbewegung seiner Zeit bezeichnend und wichtig.

Ganz isoliert für sich haben wir noch eine dritte Form des Spruches Matth. 19, 9 = Mark. 10, 12 bei Lukas 16, 18. Dort sagt Jesus: „Wer seine Frau entläßt und heiratet eine Andere, der bricht die Ehe, und wer eine vom Mann Entlassene nimmt, der bricht die Ehe.“ Hier ist offenbar alles Gewicht auf das neue Band gelegt, das der Mann, welcher entließ, oder die Frau, welche entlassen wurde, nach der Entlassung knüpfen; die zweite Ehe Geschiedener wird in beiden Fällen perhorresziert: sie ist Ehebruch an der ersten Ehe. Die Unlöslichkeit der Ehe ist da in einem Grade ausgesprochen, der das Los der Entlassenen unter der damals herrschenden Sitte von neuem überaus erschwert: sie darf nicht wieder heiraten; die erste Ehe bleibt trotz ihrer Entlassung bestehn. Der Gegensatz zur jüdisch-alttestamentlichen Empfindungsweise ist zu groß, so daß man den Spruch in seiner Isoliertheit nur verdächtig finden kann; auch will er Sitte und Recht regeln, das entspricht nicht der sonstigen Art Jesu. Eine abkürzende Überlieferung aus dem Streitgespräch mit den Pharisäern Matth. 19 = Mark. 10 konnte sehr wohl solche mißverständliche Umformung mit sich bringen. Der Spruch wird auch nicht gestützt durch Matth. 5, 32: „Jeder der sein Weib entläßt, macht, daß sie die Ehe bricht, und wer eine Entlassene heiratet, bricht die Ehe.“ Hier fehlen die

Worte beim Manne: „und heiratet eine Andere"; so ist die Wiederverheiratung nicht die Hauptsache; die Heiligkeit des ersten Bandes wird ganz allein für sich scharf bis zur Paradoxie, hingestellt; was dem Spruch auch in dieser Form Undeutliches anhaftet, hat man aus dem Streitgespräch mit den Pharisäern heraus zu verstehen, das einen ganz deutlichen Sinn gibt.

Mit Absicht haben wir aber einen wichtigen Zusatz bisher unerwähnt und unbeachtet gelassen, der seine Erklärung noch fordert. Matth. 5, 32 und 19, 9 lesen wir im gleichen Zusammenhang: „es sei denn um Ehebruch"; bei Mark. 10, 11 und Luk. 16, 18 fehlen diese Worte. Wären sie echt, so würden sie also einen einzigen Ausnahmefall statuieren, in dem der Mann berechtigt wäre, seine Frau zu entlassen.

Die historische Kritik ist wohl einmütig der Ansicht, daß diese Ausnahme dem Munde Jesu nicht entstammt. Schon aus einem ästhetischen Grunde: die Gnome (der Sinnspruch) verliert ihren Stil, und Jesus war ein Meister der Gnome. Wenn aber der Zusatz fehlt, so kann dieses Fehlen zwei ganz entgegengesetzten Deutungen unterliegen. Entweder die Ausnahme fehlt, weil sie selbstverständlich war. Dann hat die Überlieferung in der Form, wie wir sie Matth. 5, 32 und 19, 9 haben, nur pedantisch ergänzt, was Jesus nicht für nötig gehalten hatte zu sagen. „Selbstverständlich, wenn seitens der Frau Ehebruch vorliegt, dann soll ihr Mann sie entlassen!" Oder für Jesus kam diese Ausnahme gar nicht in Betracht, sondern er forderte auch in diesem Fall die vergebende Liebe. Kein Zweifel, daß die letztere Deutung die richtige ist. Jesus läßt sich auf keine Kasuistik ein und er richtet kein Gesetz auf des Inhalts, daß seine Jünger selbst eine Frau, welche die Ehe gebrochen hat, nicht verabschieden dürfen. Sondern er verkündet frank und frei die Unlöslichkeit der Ehe; das hieß unter dem damaligen Eherecht in Israel, er verneinte das Privilegium des Mannes, seine Frau zu entlassen. Wenn er dabei auf den Fall von Ehebruch der Frau reflektiert hätte, so würde er zu dem eben vertretenen Eheideal das Ideal einer siebenzigmal siebenmal vergebenden Liebe hinzugefügt haben, ohne damit ein äußeres Gesetzesjoch auf der Jünger Hälse zu legen (Matth. 18, 22). Und hat er nicht einmal sehr deutlich seine Meinung in dieser Hinsicht gesagt? In der Geschichte von der Ehebrecherin, die, auf frischer Tat ergriffen, nun gerichtet werden sollte (Joh. 8, 3—11). „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Dies Wort sagt noch nichts über die Sünderin, sondern beschämt und entwaffnet nur ihre Richter. Aber das andre dann „So verdamme ich dich auch nicht!" gilt doch wohl der Ehebrecherin. Und wenn Jesus dann fortfährt: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!" so ist das Fingerzeig genug dafür, auf welcher Basis er die Wiederannahme einer untreu gewordenen Ehefrau durch den Mann sich vollziehend dachte. Jedenfalls ist ganz ausgeschlossen, daß ein Jesus wie der Joh. 8 die harte juristische Formel „es sei denn um Ehebruch" in seine Predigt vom ehelichen Bunde eingefügt haben soll.

Jesus bringt kein neues Recht und stiftet keine neue Sitte. Darum setzt er die Privilegien des Mannes als bestehend voraus. Aber darum treffen auch den Mann in erster Linie seine Forderungen, stellt er ihn vor der Frau unter das Gericht seines Ideals. Darum die berühmte unmißverständliche Stelle der Bergpredigt Matth. 5, 28: „Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu

begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." Das Wort richtet sich an den Ehemann, der einer Andern begehrt, oder an den Mann, der eine Ehefrau begehrt; die Voraussetzung einer bestehenden Ehe war gegeben dadurch, daß das Gebot erläutert werden soll: „Du sollst nicht ehebrechen." Vermutlich ist zunächst nur gedacht an den Ehemann, der einer Andern begehrt; denn der zweite Fall war schon im Gesetz Mose gedeckt durch jenes Verbot, das unter den zehn Geboten des Lutherschen Katechismus das zehnte ist. So sagt denn Jesus dem Ehemann, daß er seiner Frau zugetan sein soll in unverbrüchlicher Liebesgesinnung. Die Anwendung auf die Frau war selbstverständlich. So hat die Christenheit aller Zeiten das Wort verstanden. War Matth. 19 die Ehe als Schöpfungsordnung gegründet in das Tiefinnerste des Herzens Gottes, so fand sie ihren ersten Vollzug einzig in dem Tiefinnersten der Herzensgesinnung der Menschen.

In alledem bekundet Jesus ein ungebrochenes energisches Interesse an der Ehe. Man hat ihn (besonders dilettantische Aufklärer waren immer stark darin) zum Essäer machen wollen. Aber es ist bekannt, daß die Essäer die Ehe verwarfen (wiewohl nicht alle ganz). Bei Jesus ist keine Spur von Essäismus, auch keine Spur von Augustins, Buddhas oder Tolstois Stellung zur Ehe und zur Frau. Jesus bejaht das Leben, das Familienleben, damit das Geschlechtsleben, damit den Geschlechtsunterschied und das Frauenleben. Sonst könnte er sich nicht so an den Kindern freuen: Mark. 10, 13 ff. Sonst könnte er nicht in ernstester Gedankenfolge jenes wundervolle Gleichnis dem Frauenlos entnehmen: „Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen, wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist" (Joh. 16, 21).

In alledem bewegt sich Jesus ungescheut auf dem Boden jüdischen Empfindens, jüdischer Frauenschätzung. Sein Eheideal wächst über das in seinem Volke gültige hinaus, aber es wurzelt in dem Boden der ihn umgebenden Volkskultur.

* * *

Aber damit ist unser Thema nicht erledigt. Zu dem Eheideal Jesu tritt seine heroische Forderung.

Jesus selbst blieb unverheiratet.

Weshalb? Die Frage zeugt nicht von gutem Geschmack. Man hat sie früh aufgeworfen. Klemens von Alexandrien († um 220) sagt denen, die die Ursache nicht kennen, dreierlei: 1. seine Braut war die Kirche; 2. er war kein gewöhnlicher Mensch, der einer irdischen Gehilfin bedurft hätte; 3. er brauchte keine Kinder, da er selbst ewiges Dasein hatte und in einzigartigem Sinne Gottes Sohn war[1]). Ernste Schwierigkeiten konnte die Frage eigentlich erst den protestantischen Theologen machen, als das Eheideal zur konfessionellen Position geworden war gegenüber dem Virginitätsideal der Katholiken. Noch Karl Hase hat in seinem „Leben Jesu" der Frage einen ganzen Paragraphen gewidmet.

Weshalb Jesus unverheiratet blieb? Wir wissen es nicht. Wohl aber haben wir von ihm Sprüche heroischen Inhalts, die da zeigen, wie er von jeder Über-

[1]) Stromata III p. 533.

ſchätzung des Geſchlechtslebens frei war. Man kann bei den Juden wohl von Überſchätzung reden. Für Jeſus war die Ehe, die Frau, die Familie der Güter höchſtes nicht.

Drei Worte kommen hier in Betracht. Mark. 12, 25, Matth. 22, 30 und Luk. 20, 36 iſt das erſte. Die Sadduzäer wollten ihm die Auferſtehung der Toten verleiden durch das Schulbeiſpiel von der Frau, die infolge der geſetzlichen Leviratsehe die Ehefrau von ſieben Brüdern geweſen war (Mark. 12, 18—27). Jeſus macht ihre Spekulation zunichte mit der Erklärung: „Wenn ſie von den Toten auferſtehen, freien ſie weder noch laſſen ſie ſich freien, ſondern ſie ſind wie Engel im Himmel.“ Wir alle empfinden das Geſunde dieſer Zurückweiſung; wer nicht, der verſetze ſich in die freilich andersartige Vorſtellungswelt, welche die Gläubigen des Islam vom Jenſeits haben!

Zweitens Matth. 19, 12 — nur hier, am Ende des Streitgeſprächs, bei dem wir oben ausführlich verweilten. Dreierlei Menſchen gibt es, die zur Ehe nicht berufen ſind; das ſind die von Geburt an dazu Untauglichen, ſodann die durch Menſchen dazu Untauglich-gemachten, endlich die, die um des Himmelreichs willen nicht dafür da ſind. Jeſus bezeichnet dieſe Rede ſelber als ein Wort, das nicht jeder faſſen kann: „Wer es zu faſſen vermag, der faſſe es!“ So ſicher wie die Echtheit des Spruchs von den dreierlei Eheloſen ſteht, ſo zweifelhaft ſcheint mir dieſer Zuſatz von dem unfaßbaren Geheimnis, was ich hier nicht weiter begründen kann. Die Rede ſelber iſt ein Gleichnis. Sie vergleicht die Stellung etlicher, die um des Himmelreichs willen nicht heiraten, mit der Lage anderer, die aus phyſiſchen Urſachen nicht heiraten können. Der Vergleichspunkt iſt das Nichtkönnen. Jeſus würde alſo an dieſer Stelle ſagen: „Es gibt Menſchen, die um des Himmelreichs willen auf die Ehe verzichten müſſen, für die das ſelbſtverſtändlich iſt.“ Ein ganz unjüdiſcher Gedanke. Auch ganz unlutheriſch. Man denke ſich eine Feſtpredigt im Kloſter: welch wundervoller Feſttext! Und doch, iſt es nicht ganz evangeliſch? iſt es nicht ganz wahr?

Zum dritten eine ganze Gruppe von Ausſprüchen Jeſu. Mark. 10, 29 f., Matth. 19, 29, Luk. 18, 29, dazu Mark. 3, 21—35, Matth. 8, 22 u. a. m. „Es iſt niemand, der da verläſſet Häuſer und Brüder und Schweſtern und Mutter und Kinder — um meines Namens willen, oder: um des Evangeliums willen, oder: um des Reiches Gottes willen —, der nicht tauſendfältig empfange ...“ Dies das Leitmotiv. Und die Handlung dazu Mark. 3; die Seinen, Mutter und Brüder ſuchen Jeſum, wollen ihn wieder nach Hauſe einfangen aus ſeiner öffentlichen Tätigkeit heraus; da „verläßt“ Jeſus ſie: „Wer iſt meine Mutter und meine Brüder? (und auf das Volk zeigend, das ihm zuhört:) Siehe, das iſt meine Mutter und meine Brüder. Denn wer Gottes Willen tut, der iſt mein Bruder und meine Schweſter und meine Mutter.“ Die Frau fehlt in all dieſen Ausſprüchen; wie wenn zwiſchen Mann und Frau ein Verlaſſenmüſſen um ſolcher Urſache willen nicht vorkommen ſollte; und doch war der Fall nicht ausgenommen, ſondern Matth. 19, 12 erhält von hier aus ſeine Beleuchtung. Über all dieſen gottgeordneten und gottgefälligen Verhältniſſen von Menſchen untereinander ſteht die heroiſche Forderung um Gottes willen, wenn eine höhere Pflicht ruft, darauf zu verzichten. Von Frauenverachtung iſt da keine Rede; die Frau kann ebenſo

in diese Ausnahmesituation kommen wie der Mann. Wenn anders die Frau so ans „Himmelreich", ans Evangelium herangelassen wird wie der Mann. Wir werden sehen.

Jesus mutete jedenfalls seinen zwölf Jüngern, wenn sie verheiratet waren, keineswegs zu, ihre Frauen im Stich zu lassen, sobald sie sich ihm anschlossen. Wie die Fischer auch ihrem Berufe nicht entsagen mußten, mochte auch des Fischens nicht mehr so viel werden wie zuvor: so behielt Petrus seine Frau, und Jesus mit den Andern kehrte in seinem Hause ein, nach seiner Berufung (Mark. 1, 10; vgl. 1. Kor. 9, 5). Aber Zeiten konnten kommen, wo es schlechterdings galt, Weiber zu haben, als hätte man nicht.

In dieser Linie vollzog sich schon durch Jesus eine Veränderung, die ihre Gefahren haben mochte, aber doch zur Hebung der Frau unmittelbar beitrug.

Das Gesunde an der jüdischen Schätzung der Frau und der Ehe blieb, wie wir sahen, für Jesus in Kraft; das jüdische Eheideal wurde sogar durch ihn noch gesteigert. Nun wird die Frau gleichzeitig befreit von der Einseitigkeit und Einzigkeit der Schätzung, die sie als Ehegenossin und Kindermutter erfuhr: sie wird zum erstenmal ganz ernst genommen, ganz für voll angesehen als Mensch. Die Gleichstellung der beiden Geschlechter vollzieht sich, auf religiösem Boden zunächst, noch jahrhundertelangen Schwankungen ausgesetzt, aber in wünschenswertester Klarheit. „Da ist nicht Mann noch Weib, alle seid ihr Einer in Christo," sagt Paulus, und er sagt es, weil das in Christo und durch Christus so gekommen war. Zwar die Zwölfe waren Männer, aber die Organisation dieses engsten Kreises von Vertrauten Jesu war lose genug, es hatten noch andre dazwischen Platz, Männer und Frauen. Mit ihm zogen die Zwölfe, heißt es Luk. 8, 17, „sowie auch einige Frauen, die von bösen Geistern und Krankheiten geheilt waren .... und halfen aus ihrem Vermögen." Wir kennen die Geschichte von Maria und Martha in Bethanien (Luk. 10, 38 ff.) und die Rolle, die in der Ostergeschichte den Frauen zufällt: Das waren „Frauen, die ihm, solange er noch in Galiläa war, nachfolgten und ihm dienten, und noch andre viele, die mit ihm nach Jerusalem hinaufgegangen waren." (Mark. 15, 40 f.; vgl. Matth. 27, 55.) Einige sind uns mit Namen genannt.

Jesus hat die Frau religiös emanzipiert. Es ist wie ein Nachklang der Verwunderung, die das erregt haben muß, wenn wir Joh. 4, 27 lesen: „Darüber kamen seine Jünger und verwunderten sich, daß er mit einer Frau sprach."

Das Christentum ist zuzeiten fast eine Frauenreligion gewesen. Anders ist die Entwicklung im Judentum gelaufen.[1])

Die heroische Forderung, die Jesus an seine Jünger richtet, unter Umständen auf Weib und Familie zu verzichten, verliert ihr Verletzendes und Drückendes für die Frau dadurch, daß ihr, wenn es gilt, der gleiche Heroismus zugemutet wird auf dem Boden der religiösen Gleichstellung und Gleichberechtigung.

* * *

Zum Schluß eröffnet sich uns noch ein seltsames Kapitel. Ich kann es nur wie einen Anhang behandeln. Jesu Verhältnis zu den Prostituierten.

[1]) Bousset a. a. O. S. 220 und 490 f.

Das eigentliche Judentum kannte keine Prostitution. Die allgemeine Schätzung des Weibes, seiner Fruchtbarkeit und Reinheit, im Verein mit Frühehe und legitimer Polygamie ließen sie nicht aufkommen. Aber mit der eindringenden heidnischen Kultur kam auch diese Mitgabe. In und um Kapernaum mochte ein besonders günstiger Boden für sie sein.

Nun liegt das Phänomenale an Jesu Stellung zu diesen weiblichen Wesen nicht in einem Spruch wie Matth. 21, 31: „Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr." Das war ein Streitwort, gegen die Pharisäer geschleudert, in seiner paradoxen Fassung ähnlich der Rede von den neunundneunzig Gerechten oder von dem Kamel und Nadelöhr.

Aber dazu die Tat, das Verhalten Jesu, die sich widerspiegeln in der Nachrede Luk. 15, 2: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen" und in der Geschichte Luk. 7, 36—50. Sie ist die Illustration zu dem unmittelbar vorhergehenden Wort von dem Menschensohn, der ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle war. In den Mittelpunkt unseres Interesses ist die Geschichte ja neuerdings durch Frenssen getreten, der in seinem Hilligenlei uns von Luk. 7, 48 (Dir sind deine Sünden vergeben) und 50 (Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden) folgende Paraphrase gibt: „Gott im Himmel ist dein Vater und hat dich lieb. Er hat dich lieb, so wie du bist. Behalte du ihn auch lieb. Behalt ihn lieb, auch wenn du dich aus deiner Sünde nicht herausfindest. Nun geh! Wein' nicht so."

Diese Interpretation ist unmöglich innerhalb der evangelischen Überlieferung. Man denke an Joh. 8, 11: „So verurteile ich dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!" und an Matth. 21, 32: „Wahrlich ich sage euch: Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr. Denn Johannes [der Täufer] kam zu euch mit der Anweisung zur Gerechtigkeit [Luther: und lehrete euch den rechten Weg] und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm." Was also Jesus nach der evangelischen Überlieferung an den Prostituierten im Gegensatz zu den Pharisäern schätzt, ist ihre Willigkeit zur Buße, ihre Hingabe an den neuen Weg, ihre Umkehr. Anders hat Johannes der Täufer sie sicher nicht durchgelassen. Und das alles muß auch in der Szene mit der Sünderin, Luk. 7, 36 ff. mit drin liegen — und liegt darin!

Dennoch, Jesus, der Geselle der Sünderinnen, ist kein Johannes der Täufer. Und in kaum einem Zuge seiner Geschichte, seines geschichtlichen Wesens, tritt so das Unnachahmliche, das Außervorbildliche an ihm entgegen wie in diesem. Die Anziehungskraft, die Jesus auf diese Elemente ausübt, und zugleich die Reinheit, die es wagen kann, diese Elemente an sich zu ziehen und ihrer reinigenden Wirkung gewiß ist! Wo sind die, welche in der Bekämpfung der Prostitution diesen Jesusweg gingen? Wir alle gehen entweder den Weg der Pharisäer mit strengem Urteil, oder wir verlieren uns in schwächliches Hineinempfinden in die sündige Ohnmacht dieser Frauen. Dort heißen wir Sünde, was Sünde ist, und verleugnen die Barmherzigkeit; hier begreifen wir alles, verzeihen und wissen darüber nicht mehr, was Sünde ist. Man kann die beiden Typen verfolgen in aller Arbeit an den Prostituierten. Und wer will dagegen aufstehn und sagen: „ich aber gehe dazwischen hindurch den Weg Jesu?" So ist Jesu Verhalten bis heut noch kein

eigentlicher Beitrag zur Lösung dieses Stückes Frauenfrage geworden, wenn man unter solchem Beitrag nur das versteht, was geschichtsnotorisch wirklich lösende, das Übel aufhebende Wirkung getan hat. Der Kampf gegen die Prostitution wird unserseits ganz anders einsetzen müssen und unter ganz andern Bedingungen ausgefochten. Aber je offensichtlicher hier das Vorbild versagt, um so höher ragt Jesu einsame Größe. Und dem, der sich hineinversenkt, bleibt vielleicht doch gerade die Stellung Jesu zu diesem Stück Frauenfrage vor vielem andern das Erlösende, das Göttliche an ihm.

* * *

Ich fasse das Gesagte in folgende Thesen zusammen:

1.

Das auf der Schätzung des Kinderreichtums und des Geschlechtsverkehrs ruhende jüdische Eheideal wird von Jesus bestätigt und gesteigert:

gesteigert a) durch die Charakteristik der Ehe als Schöpfungsordnung gegenüber aller Zutat menschlich-historischer Gesetzgebung

und b) durch die Forderung der Unauflösbarkeit und Ausschließlichkeit des Verhältnisses.

Die Würde, die das jüdische Weib als Ehefrau und Mutter schon hatte, wird dadurch noch überboten und ist in dieser Hinsicht (also in der Würdigung des Weibes nach seiner natürlichen Bestimmung als Geschlechtswesen und Mutter) durch keinerlei Ideal der heutigen Frauenbewegung weiter überboten worden.

2.

Zugleich richtet Jesus das Prinzip der religiösen Gleichberechtigung der Frau auf:

a) durch die Einbeziehung der Frau als Vollbürgerin in seinen Verkehr und seine Gemeinde,

b) durch die Einführung eines relativen Wertmaßstabes wie für das weltliche Leben überhaupt, so auch für Familienleben und Eheleben. Die Ehe und der Kinderbesitz ist der Güter höchstes nicht.

Der Bann, daß die Frau nur und immer als Geschlechtswesen und Mutter geschätzt wurde, mußte durch diese Gedankenrichtung gebrochen werden. Es wurde Raum für ihre menschliche Individualität, die Wert hat auch in freiwilliger oder unfreiwilliger Ehelosigkeit. Zunächst auf religiösem Gebiet; aber einmal auf diesem Boden tiefster Innerlichkeit als gleichwertiges und gleichberechtigtes Individuum anerkannt, war für die Frau der Fortschritt zu völliger geistiger Emanzipation nur noch eine Frage der Praxis und der Geschichte.

Der vierte Weg zur Universität.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

„Die Frau" hat sich bereits in drei Artikeln mit dem Erlaß des preußischen Kultusministeriums vom 3. April d. J. beschäftigt, der den seminaristisch gebildeten Lehrerinnen nach zweijähriger Praxis an höheren Schulen die Universität öffnet. Eine Hauptfrage dabei war, ob ihnen nur mit der kleinen Matrikel eine Spalte zum Durchschlüpfen gegeben, ob — über Bitten und Verstehen — das Recht voller Immatrikulation gewährt werden sollte.

In dem Artikel von Fräulein Martha Stringz (Oktoberheft) ist auf Grund der Schlüsse, die man aus dem Erlaß selbst und nach analogen Verhältnissen ziehen mußte, die Auffassung vertreten, daß die Lehrerinnen „auf die kleine Matrikel und darüber hinaus auf den Besuch der Universitäten als Gasthörerinnen angewiesen" seien. Dieser Auffassung waren in der Tat die meisten Beteiligten, ja zuerst selbst Universitätsbehörden. Stand doch nur in dem Erlaß, daß die betreffenden Lehrerinnen sechs Halbjahre, „sei es als immatrikulierte Studentin, sei es als Gasthörerin", studiert haben mußten. Und kann doch die kleine Matrikel, die für ähnliche Fälle sonst fast ausschließlich in Betracht kommt[1]), ohne Schwierigkeiten von 4 auf 6 Halbjahre ausgedehnt werden.

Aber da spielten sich zu Beginn des Sommersemesters einige überraschende Vorgänge ab. Seminaristisch vorgebildete Lehrerinnen verlangten an verschiedenen preußischen Universitäten unter Berufung auf das Kultusministerium die volle Immatrikulation. In einigen Fällen wurde diesem Verlangen auf den Hinweis, daß es nur eines Telegramms an das Ministerium bedürfe, um die Sache zu regeln, sofort nachgegeben, in andren wurde, wie erzählt wird, die direkte Weisung abgewartet, und ihr mußten dann die Universitätsbehörden sich fügen.

Und wo ist der Erlaß, der ausdrücklich diese volle Immatrikulation seminaristisch vorgebildeter Lehrerinnen verfügt, über die der Erlaß vom 3. April so verschämt schweigt?

Sehr aufmerksame Leser, die das Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen Zeile für Zeile durchstudieren, finden auf S. 401 von

---

[1]) Der betreffende Paragraph der Universitätsvorschriften lautet:

Mit besonderer Erlaubnis der Immatrikulationskommission können Angehörige des Deutschen Reiches, welche ein nach § 2 Abs. 1 oder 2 genügendes Reifezeugnis nicht erworben, jedoch wenigstens dasjenige Maß der Schulbildung erreicht haben, welches für die Erlangung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst vorgeschrieben ist, auf vier Semester immatrikuliert und bei der philosophischen Fakultät eingetragen werden.

Die Immatrikulationskommission ist ermächtigt, nach Ablauf dieser vier Semester die Verlängerung des Studiums um zwei Semester aus besonderen Gründen zu gestatten. Eine weitere Verlängerung ist nur mit Genehmigung des Ministers zulässig.

Heft 5 (in dem auch der Erlaß vom 3. April 1903 veröffentlicht ist) einen Erlaß vom 11. April folgenden Wortlauts:

> Der zweite Absatz des § 2 der Vorschriften für die Studierenden der Landesuniversitäten usw. vom $\frac{\text{1. Oktober 1879}}{\text{6. Januar 1905}}$ erhält folgenden Zusatz:
>
> Das gleiche gilt von dem in der Verfügung des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 3. April 1909 zugelassenen Vorbildungsnachweis für das Studium, welches zum Berufe der Oberlehrerin führt.

Auch dieser Satz gibt in seiner rein formalen Fassung noch keinerlei Aufschluß. Erst wenn man Einsicht in den § 2 der Vorschriften für die Studierenden der Landesuniversitäten nimmt, gehen einem die Augen auf. Dieser Paragraph lautet:

> Zum Nachweise der wissenschaftlichen Vorbildung für das akademische Studium haben Angehörige des Deutschen Reiches außerdem dasjenige Reifezeugnis einer deutschen neunstufigen höheren Lehranstalt beizubringen, welches für die Zulassung zu den ihrem Studienfach entsprechenden Berufsprüfungen in ihrem Heimatsstaate vorgeschrieben ist; auf Grund ausländischer Reifezeugnisse dürfen Reichsangehörige nur dann immatrikuliert werden, wenn daraufhin ihre Zulassung zu den ihrem Studienfach entsprechenden Berufsprüfungen in ihrem Heimatsstaate gesichert erscheint.
>
> Genügt nach den bestehenden Bestimmungen für ein Berufsstudium der Nachweis der Reife für die Prima einer neunstufigen höheren Lehranstalt,[1]) so reicht das auch für die Immatrikulation aus.

Dem zweiten Absatz dieses Paragraphen wird also von jetzt ab der im Erlaß vom 11. April veröffentlichte Zusatz angefügt. Das heißt also: Da für die Zulassung von Lehrerinnen zum Examen pro fac. doc. der Nachweis genügt, „daß sie nach erfolgreichem Besuche einer anerkannten Höheren Mädchenschule und eines anerkannten Höheren Lehrerinnenseminars die volle Lehrbefähigung für Mittlere und Höhere Mädchenschulen erlangt haben" und zwei Jahre lang an Höheren Mädchenschulen vollbeschäftigt waren, so genügt dieser Nachweis auch für die Immatrikulation.

Diesen Schluß, der nur auf der Verallgemeinerung beruhen kann: eine Vorbildung, die zu den Prüfungen berechtigt, berechtigt auch zur Immatrikulation, hat das preußische Kultusministerium, so nahe er früher gelegen hätte, seinerzeit nicht gezogen. Vergeblich haben die rite vorgebildeten und staatlich geprüften Studentinnen über ein Jahrzehnt um das wohlerworbene Recht zur Immatrikulation gerungen. Sie haben sich damals gewiß nicht träumen lassen, daß das preußische Kultusministerium, das sich ihren berechtigten Gesuchen so hartnäckig verschloß, auch Kränze zu vergeben hat, die man „im Spazierengehn bequem erreicht".

Es ergibt sich nun aus dieser Sachlage, daß die Hinzufügung: „sei es als Gasthörerin", die in dem Erlaß vom 3. April so irreführend wirkt, für preußische

[1]) Das war bekanntlich früher bei Tierärzten, Zahnärzten und Apothekern der Fall. Seit 1903 sind aber auch die Tierärzte und seit dem 15. März 1909 auch die Zahnärzte zur Beibringung eines vollen Reifezeugnisses verpflichtet. Diese Berufskategorien sind übrigens überhaupt nicht zum Vergleich für die Kandidatinnen des höheren Lehrfachs heranzuziehen, sondern einzig und allein die männlichen Kandidaten für das Examen pro fac. doc. Solange nicht Primaner zu diesem Examen zugelassen werden, solange dürften es auch Lehrerinnen nicht, von denen es überdies noch sehr fraglich ist, ob sie aus ihrem Seminar auch nur die Primareife mitbringen. Fehlen ihnen doch wichtige Fächer ganz oder fast ganz.

Universitäten nur insofern einen Sinn hat, als es sich etwa um beurlaubte Lehrerinnen öffentlicher Schulen handelt, die als solche nicht der Universitätsbehörde unterstellt werden können. Im übrigen kann sich die „Gasthörerin" nur auf andere deutsche Universitäten beziehen, die etwa kurzsichtig genug sein sollten, die Vollgültigkeit der preußischen Seminarbildung als Vorbereitung für das Studium nicht einzusehen.

Der beschränkte Untertanenverstand grübelt nun vergeblich darüber, warum in dem Erlaß vom 3. April nicht klipp und klar gesagt ist, daß den Lehrerinnen unter den dort genannten Voraussetzungen die volle Immatrikulation in Preußen gewährt werden würde. Dann hätte man doch von vornherein gewußt, wie die Dinge liegen; das Staunen allerdings, das weite Kreise über dieses unbegreifliche und ungewünschte Frauenvorrecht erfüllt, würde noch lebhafter gewesen sein.

Man fragt sich nun: was beabsichtigt die Regierung mit dieser Bevorzugung der Frauen vor den Männern, an die man in Preußen wahrlich nicht eben gewöhnt ist? Beabsichtigt sie etwa das Frauenstudium zu diskreditieren?

Daß das — ob gewollt oder nicht — als Nebeneffekt dabei herauskommen wird, liegt auf der Hand. Die Beweggründe sind aber wohl anderswo zu suchen.

Es ist klar, daß das Seminar, dieses Lieblingskind der preußischen Verwaltung, im neuen Frauenbildungswesen nur eine untergeordnete Rolle spielen würde, wenn man nicht künstlich nachhilft. Für ein höheres Lehrerinnenseminar ist eigentlich überhaupt kein Platz. Wir brauchen für die höhere Mädchenschule der Zukunft ebenso wie für die höhere Knabenschule einerseits akademisch gebildete und andrerseits Elementarlehrerinnen. Das höhere Lehrerinnenseminar würde also von vornherein auf ein totes Geleise gesetzt. Da muß vorgesorgt, da müssen Vorrechte geschaffen, da muß der Besuch künstlich erhöht werden — denn daß man mit großem Mißbehagen der Gründung zahlreicher Studienanstalten gegenübersteht, ist ja schon durch die Verklausulierungen in den Bestimmungen genügend erhärtet. Darum der Erlaß vom 3. April. Daß die Ministerialabteilungen für Universitäten und höheres Schulwesen dem Druck von U III hier nachgegeben haben, gehört zu den Rätseln, die einem das preußische Kultusministerium ja manchmal zu raten aufgibt.

L'appétit vient en mangeant. Hat das Ministerium da nachgegeben, so kann man auch weiteres verlangen. So denken die preußischen Mädchenschuldirektoren, unter denen viele ein Seminar aufgebaut haben oder aufzubauen gedenken. Und so haben sie glattweg in der Versammlung zu Stettin am 3. und 4. Oktober erklärt:

> „Der Direktorenverein hält es für wünschenswert, daß die Lehrerinnen, die 1913 oder später das Höhere Lehrerinnenseminar absolvieren, in bezug auf Studium und Zulassung zu den Prüfungen den Abiturientinnen der Studienanstalten gleichgestellt werden."

Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß die seminaristisch gebildeten Lehrerinnen des Zukunftsseminars auf Grund ihrer Ausbildung auch für fähig erklärt werden sollen, Medizin, Jura und Theologie zu studieren und daß sie auch für diese Fakultäten das Recht der vollen Immatrikulation erhalten sollen.

Wie wird sich die Regierung zu diesem Verlangen stellen?

Es ist durchaus nicht einzusehen, wie sie logischerweise den Seminardirektoren, denen sie schon so viel Liebes und Gutes erwiesen hat, diesen neuen Liebesdienst abschlagen will. Sie kann auch nicht etwa sagen: wir wollen abwarten, ob eure Seminare wirklich die Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit geben werden — woran doch einstweilen ein starker Zweifel berechtigt sein dürfte — denn sie hat das im Erlaß vom 3. April ja auch nicht gesagt. Was nun der einen Fakultät recht ist, ist den andren billig. Warum soll nur auf die philosophische Fakultät die Fülle ungenügend vorgebildeter Studentinnen losgelassen werden, die bald den Seminaren entströmen wird? Warum sollen die anderen Fakultäten nicht auch ihr Teil bekommen? Oder meint man etwa, daß die zwei Jahre Lehrerinnenpraxis für die philosophische Fakultät etwas zu bedeuten hätten? Sie werden übrigens durch das Verlangen der Direktoren nach voller Gleichstellung der Seminare mit den Studienanstalten so nebenbei einfach hinweggewischt; wohl kaum mit Unrecht. Denn ob die junge Lehrerin zwei Jahre Schreiblesen, Rechnen, Stricken, Geschichtserzählungen und was der Anfängerin sonst etwa zufällt, unterrichtet hat, ist für das Examen pro fac. doc., das ein *wissenschaftliches*, kein pädagogisch-didaktisches ist, tatsächlich belanglos. Also fort damit, und nun für sämtliche Studien den Weg geöffnet, den von vielen deutschen Schulmännern so heiß erstrebten *vierten* Weg, den Weg *für die Frauen*.

Einen vierten Weg — warum nicht? Wenn es einen solchen gibt? Hat doch das Anwachsen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, das Entstehen der technischen Berufe auch einen *dritten*, den der Oberrealschule möglich und notwendig gemacht.

Eben dieser Gedankengang zeigt uns die Unmöglichkeit eines vierten Weges. Die Universität ist bei uns nicht wie in England Vermittlerin einer gewissen allgemeinen Bildung auf wissenschaftlicher Grundlage, sondern in erster Linie Übermittlerin einer wissenschaftlichen *Fachbildung*, man studiert auf einen *Beruf* hin. Die dafür notwendigen Voraussetzungen sind in den Reifeprüfungen der drei höheren Knabenschulgattungen, die schon auf diese Berufe hinzielen, gegeben. Diese Prüfungen stellen mit den obligaten Ergänzungsprüfungen alle zurzeit möglichen Voraussetzungen erschöpfend dar. Was man von den Wegen, die zu diesen Prüfungen führen, was man von dem ganzen Stand unsrer pädagogischen Traditionen, was man endlich von unsrem Universitätswesen selbst denken mag, das steht auf einem anderen Blatt. Hier fragt es sich nicht: was für eine ideale Bildung wäre möglich? sondern nur: welche Voraussetzungen muß ich für das so und so beschaffene Universitätsstudium erfüllen? Die Antwort ist durch die drei Reifeprüfungen gegeben. Ein vierter Weg, der etwa allgemeine größere Reife bei geringerem positiven Wissensstand anstrebt, kann zweifellos schöne Bildungsresultate erzielen, kann auf Höhen und zu Fernsichten führen, die dem Abiturienten fehlen. Diese Reife kann aber nie einen Mangel an den Kenntnissen ersetzen, mit denen ein altphilologisches, ein mathematisch-naturwissenschaftliches, ein medizinisches Kolleg rechnet. Will man die Frauen etwa so vorbilden, so setzt man sie gegen den jüngsten Studenten in Nachteil.

Zieht man das alles in Betracht, so wird man sich sagen müssen: einen *vierten* Weg zur Universität gibt es zurzeit nicht. Sollte aber ein solcher gefunden werden, so muß er für beide Geschlechter gelten, denn nicht das Geschlecht,

sondern das Ziel gibt den Ausschlag. Und so wenig es einen Königsweg zur Wissenschaft gibt, so wenig gibt es einen besonderen Frauenweg.

Eine bekannte Anekdote läßt eine ländliche Behörde das Überwegen eines fiskalischen Grundstücks durch die Warnungstafel verbieten: „Dieser Weg ist kein Weg, wer es aber dennoch tut, hat es sich selbst zuzuschreiben." Diese Warnungstafel sollte man weithin sichtbar an dem vierten Wege aufstellen. Auf der Regierungstafel freilich lesen wir: „Dieser Weg *ist* ein Weg, aber nur für das schwache Geschlecht." Und wenn das schwache Geschlecht vergnügt unter der hochgehaltenen Schranke den anfangs so bequemen und ebenen Weg betritt, da ahnt es wenig, daß ihm Gestrüpp und Gestein bald den Weg versperren, daß es ermüdende Umwege zu machen hat, denen seine ungeschulte Kraft schwer gewachsen ist, während das starke Geschlecht mit erprobten Gliedern auf geradem Wege dem Ziel entgegengeht. Und *die* Frauen, die erschöpft unterwegs liegen bleiben oder am Ziel zurückgewiesen werden müssen, die werden dermaleinst der Regierung das Beweismaterial dafür liefern, daß es mit dem Studium der Frauen nichts ist, auch wenn man es ihnen noch so sehr erleichtert.

Der Satz ist richtig, nur die Betonung ist zu ändern: es wird nichts mit dem Studium der Frauen, *gerade wenn* man es ihnen erleichtert.

Wir sind schon einmal in ähnlicher Lage gewesen: als es sich seinerzeit um das preußische Oberlehrerinnenexamen handelte. Die Regierung erklärte damals zwei Jahre Studium für das Normale, nicht unbeeinflußt durch weibliche Sentimentalität, die da bat, es den armen Mädchen doch möglichst leicht zu machen. Wir haben es nur dem tüchtigen Streben der Mehrzahl unsrer Oberlehrerinnen zu danken, daß schließlich *drei* Jahre Studium zur Norm wurden, und daß man in den Leistungen weit über das hinausging, was die Regierung forderte, so daß das Examen in der Mehrzahl der Fälle wirklich das geworden ist, was wir wünschten: ein *wissenschaftliches* Examen.

Es steht schon ziemlich fest, daß wir etwas Ähnliches heute nicht zu erwarten haben. Handelt es sich doch nicht mehr, wie damals, um einzelne charakterfeste und intellektuell hervorragende Persönlichkeiten, die ihren Weg mit vollem Bewußtsein der ihnen auferlegten Verantwortung suchen, handelt es sich doch um die Masse, den Durchschnitt, sind doch auch die Verlockungen gar zu groß. Es ist bekannt genug, daß die Frauen, die den strengen Studienweg zum Examen pro fac. doc. gingen, als „Männerkopistinnen", wie sich einer der maßgebenden Herren einmal geschmackvoll ausdrückte, (nach der logisch recht billigen Definition: alles, worauf die Männer einmal ein Privileg besaßen, ist männlich) sich keines besonderen Wohlwollens erfreuen. Existierten sie doch für die ganzen Bestimmungen für das höheren Mädchenschulwesen überhaupt nicht. Dazu kommt noch, daß die ganze Last des Abiturientenexamens einfach abgeworfen werden kann. Und so ziehen denn Lehrerinnen, die das Schulwissen für Mathematik nicht beibringen konnten, vergnügt in die mathematischen Kollegs, und die im Cäsar stecken blieben, in die altphilologischen ein. Das weitere wird sich ja finden.

Ja, es wird sich finden. Zum Schaden für die Kandidatinnen und zum unermeßlichen Schaden für das ganze Frauenstudium. Wahrlich, nicht die meinen es gut mit den Lehrerinnen, die ihnen zureden, den mit so unerhörter und unerwünschter Liberalität geöffneten Weg zu gehen, sondern die ihnen aus allen

Kräften abreden und sie auf den Weg der regulären Vorbereitung für das Studium verweisen.[1])

* * *

Und wie stellen sich nun die Universitäten zu dem vierten Weg?

Dem Vernehmen nach haben sowohl der Senat als auch die philosophische Fakultät der Universitäten Berlin, Bonn und Göttingen gegen den Erlaß vom 11. bezw. 3. April protestiert; der Minister soll es aber abgelehnt haben, Gründe für den Erlaß vom 3. April anzugeben, mit dem Bemerken, es sei dies nicht eine Angelegenheit der Universitäten, sondern der höheren Mädchenschule!

Man kann nicht eben behaupten, daß diese Wendung zu den glücklichsten Eingebungen des preußischen Kultusministeriums gehört. Nach diesem Schema könnte Krethi und Plethi auf die Universitäten losgelassen werden, mit der schönen Begründung, es sei das nicht eine Sache der Universitäten, sondern die Sache von Krethi und Plethi.

Es ist dringend zu wünschen, daß sich die nächste Rektorenkonferenz auf das eingehendste mit dieser Frage beschäftigt. Geht sie doch, wie das unverfrorene Verlangen der preußischen Mädchenschuldirektoren zeigt, alle Fakultäten an. Liegt doch die dringende Gefahr vor, daß die Überschwemmung aller Fakultäten mit ungenügend vorgebildeten, aber doch voll immatrikulierten Studentinnen auch für eine „Sache der höheren Mädchenschule", nicht der Universitäten erklärt wird.

Und wenn auch der Protest der Universitäten nichts hilft und den Professoren als einzige Schutzmaßregel nur die Ausschließung der ungeeignet vorgebildeten Lehrerinnen aus ihren seminaristischen Übungen und ein gründliches Zufassen bei den Prüfungen bleibt, wer wird den Schaden zu tragen haben? Die von der Regierung mit so „wohlwollender" Hand geschützten Lehrerinnen. Und so können wir nur immer wieder an dem von der neuesten deutschen „Männerpädagogik für Frauen" so eifrig empfohlenen vierten Weg die Warnungstafel aufpflanzen: „Dieser Weg ist kein Weg; wer ihn geht, schädigt sich und das Frauenstudium."

[1]) Selbstverständlich beziehen sich diese Ausführungen in erster Linie auf solche, die noch vor der Wahl ihrer Vorbereitung stehen, nicht auf einzelne Opfer der Übergangszeit. Lehrerinnen, die vielleicht mitten in der Vorbereitung auf das Oberlehrerinnenexamen alten Stils durch die neuen Bestimmungen überrascht sind, wird es niemand verdenken, wenn sie bei der sicher bevorstehenden Entwertung dieses Examens nun das Examen pro fac. doc. ablegen möchten. Es ist durchaus verständlich, daß sie, vielleicht nur auf wenige Jahre aus festen Stellungen beurlaubt, nicht den Umweg über das Abiturium mehr machen wollen, ja daß sie vielfach gezwungen sind, die Fährlichkeiten des neuen Weges auf sich zu nehmen. Hätte sich der Erlaß nur auf diese so wie so in Nachteil gesetzten Lehrerinnen bezogen, so würde man ihn begreiflich gefunden haben. Um ihre Vorbildung hinreichend auszugleichen, sind Ergänzungskurse, wie sie in Bonn bestehen, das einzige Auskunftsmittel. Aber solche Kurse dürfen nur eine vorübergehende Erscheinung sein und sollten sich streng auf die Ergänzung der Vorbildung beschränken, sonst hieße das die Krücke in Permanenz erklären.

Späte Erkenntnis.

Erzählung von Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 95.)

Ihre Heirat, die von Friedrich Raschke sehr eifrig und umsichtig betrieben wurde und daher rasch zustande kam, brachte Marie sowohl mit Hulda Schulz als auch mit ihrem Jugendfreund auseinander. Beide hatten sich so angestellt, daß sie ihnen nicht einmal den Vorschlag zu machen wagte, bei ihr zu wohnen. Ihrem Manne mochte sie auch nicht gleich damit kommen, Kostgänger oder Einmieter zu nehmen, er war sehr dafür, ganz im Eigenen und nur für sich zu wirtschaften. Bald war sie ganz eingelebt, und das, was sie von Friedrich erwartete, die tüchtige Lebensführung nach außen, die feste Hand, das leistete er auch. Allerdings war er nach ihrem Geschmack oft zu nüchtern, zu kurz und ungeduldig mit allem, was nicht einen praktischen Zweck hatte. — Eine Laube und ein Stück Gartenland erwarben sie im Frühling. Der frühere Eigentümer hatte sich in dem kleinen Gebäude erhängt, so bekam das junge Paar die bepflanzten Beete.

An einem heißen Juliabend pilgerte Marie nach ihrem Garten, einen Deckelkorb am Arm, der ein besseres Abendbrot als gewöhnlich enthielt. Sie hatte Hulda Schulz und Karl Masch recht herzlich und dringend in ihre Laube eingeladen. Zu ihrem Erstaunen hatte ihr Mann, als sie diese Absicht äußerte, zugestimmt, während er sonst stets Widerspruch bei der Hand hatte, wenn sie Einrichtungen traf. Um sich vor ihnen groß zu tun als Laubenbesitzer, deshalb, sagte sich Marie ohne Illusion.

Die Laubenkolonien waren überflattert von Fähnchen. Eine schönere Lage gab es nicht für diese Sommerfrischen der armen Leute. Zwischen einem Vorort mit seinen unregelmäßigen Bauten und ausgedehnten Gärten und der Stadt, einer Mauer im rosigen Dunst am Horizont, hob sich das Terrain zu einem Hochplateau; da, in der reineren Luft mit dem freien Blick auf Alleen rechts und links, wehten die Fähnchen über einem buntbesetzten Stück Erde. Jede Liebhaberei an Blumen, Gemüse, Gesträuch, die Lust an Glaskugeln, Windmühlen, Gruppen fand hier Spielraum. Marie betrat ihren Garten frohgesinnt. Zuerst grüßte sie rechts den alten Mann inmitten seiner Schweinebohnen und Kartoffeln, dann links die kinderreiche Familie zwischen den Kohlbeeten. Weiterhin gab es eine etwas größere Parzelle, ein Arzt besaß sie. Marie entdeckte Lampions über dem Rasen und ein festliches Treiben um die Laube herum. Es war die interessanteste Parzelle weit und breit, denn dort machten sie häufig Musik, da hielten sie Reden, und nirgends lachte man so viel wie da.

Es war der Trost, der aus der Scholle stieg, die Hoffnung, die das Wachstum der Pflanzen um sich verbreitete — Marie war es beinahe so, als sei sie jung und ohne Sorgen, als hätte sie an ihrem Manne nichts auszusetzen und keine Kränkung eines liebenden Herzens läge ihr zur Last.

Wie stramm die roten Beten standen; die Gurke rankte kräftig und die Feuerbohne konnte sich gar nicht in der Umschlingung des Ständers an der Pforte genug tun. Es war doch schön und eine Gnade, daß sie so frei auf ihrem eignen Stückchen Erde stehen konnte! Marie stellte den Korb in die grün angestrichene Laube. Anfänglich war die Erinnerung an den Erhängten ihr sehr schauerlich gewesen, ihr Mann aber hatte den traurigen Eindruck bald durch seine kalten, witzigen Glossen verscheucht. Man lebt rasch in der Stadt, für Gespenster ist kein Platz. Und die Laube war ein so hübscher Raum mit ihren beiden Puppenfenstern und den Gardinen davor. Heute sollte er eine ausgesöhnte Gesellschaft umfassen, so hoffte Marie. Mit Feuereifer machte sie sich noch rasch, ehe die

Gäste kamen, daran, zu jäten, zu harken, zu gießen, dabei kontrollierte sie, was drüben unter den Lampions geschah. Weiße Kleider bewegten sich und schlanke schwarze Männergestalten, man klapperte mit Tellern und Gläsern. Je mehr die Sonne sank, je süßer wurde die Luft; von den vielen bewässerten Beeten duftete es. Marie kniete arbeitend und lächelte und dachte an die jungen Mädchen drüben, die sich so freuten. Ein Zitherakkord. Da weinte ein Kind. Die Türe ging. Marie fuhr herum und sah Karl Maschs kleine, dunkle Gestalt den Gang heraufkommen. Sie ergriff die Gießkanne, stellte sie wieder hin und trocknete sich die Hände. „So, nun kann's bis morgen wachsen," sagte sie, Karl entgegen nickend. „Sieh dir alles an, Karl. Das ist unsre Laube, das sind unsre Blumen. Sieh dir alles an!"

Karl stand wie im Schlaf, in bummliger Haltung, teilnahmlos wie einer, der längst verirrt ist und es aufgegeben hat, nach Hause zu finden. „Was geht denn da vor?" fragte er, langsam mit dem Kopfe nach der Doktorparzelle nickend.

„Die haben da ein Fest. Es sind feine Leute. Aber sieh dir meine Erbsen an und den Kürbis, er blüht großartig. Die Laube hat mein Mann dem früheren Besitzer gezimmert." Marie wurde verlegen. „Sieh dir alles an, Karl, du sollst dich heute abend recht erholen. Hernach essen wir Abendbrot."

Karl stand und blickte mehr nach der Doktorparzelle als auf Maries Eigentum. Sein dunkles, hohles Auge und sein unrasiertes Gesicht waren ein peinlicher Anblick. Er hat's nicht überwunden, dachte Marie, preßte ihre Hand auf das Herz und ging nach der Laube. Ein behaglicher Abend würde es nicht werden, sondern einer, der versteckt weint und von unseligen Dingen flüstert.

Der Schuster folgte Marie langsam schlendernd. „Ich sah da auf einem Dach, als ich herging, eine Figur stehen, die ihre zwei Arme ausgestreckt hielt und über alles fort sah. Es war so, als verwunderte sie sich mächtig über alles, deshalb hatte sie die Arme erhoben," erzählte er, an die Laubentüre gelehnt. „Eine passendere Figur können wir gar nicht haben, als solch eine, die sich mächtig und immerzu verwundert."

„Worüber?" fragte Marie, mit dem Auspacken des Korbes beschäftigt.

„Nun — z. B. über mich, daß ich hier bin, und über das Ehepaar, das sich in diese grüne Laube gesetzt hat," sagte der Schuster.

„Ach, Karl, was ist da zu verwundern, wenn du uns besuchen kommst? Und wir, mein Mann und ich, wir leben so wie andre auch."

„Du solltest besser leben als die andern. Und ich sollte dich nicht besuchen, wenn ich nicht schon ganz auf dem Hund wäre."

Marie sagte darauf nichts, und Karl fing wieder an: „Manchmal ist mir grade so, als müßte ich den Menschen nachlaufen, wenn sie so in Scharen vor mir her sind, und einen davon müßte ich am Rock festhalten und ihn fragen: Sag bloß, Menschenskind, was soll das alles? Arm und reich, gesund und krank, klug und dumm, und alles rennt mit solchem Eifer, als hätte jeder das meiste Anrecht auf das Leben, einer rennt den andern über. Und keiner hat Zeit, sich richtig auf sein Leben zu besinnen, das ist das schönste. Und merkt ihr denn gar nicht, das möchte ich die Leute ausfragen, daß diese Stadt wie eine Mühle ist, die die Menschen zermahlt? Vollständig und ganz werden sie in ihren Trichter hereingeworfen, und zu Staub zermahlen kommen sie wieder heraus. Täglich, zu Tausenden. Auf dem Lande ist man mehr wie ein Blatt, das grün ist und dann welkt und sachte zur Erde fällt. Hier wird man bei lebendigem Leibe zermahlen."

„Ach Karl, so schlimm ist es auch nicht," sagte Marie mit begütigendem Lächeln. „Es halten sich hier viele Menschen — sie müssen nur stark sein — und nicht zu viel Pech haben."

Karl nickte, und um seinen Mund und die feine Nase schauerten die Nerven. Langsam ging er den Mittelsteig herunter, seine abgetriebene Gestalt und die Blässe seines Gesichts der milden Luft und der Heiterkeit des Abendhimmels darbietend. Mit all dem, mit dieser nahen, rührigen, von kleinen Freuden getragenen Umgebung hatte er nichts zu tun. Es blieb ihm nichts, als das schwere Herz in einem gar zu schwachen Körper und immer

noch eine ſo raſche Auffaſſung und leichte Erregbarkeit der Sinne. Dies Treiben drüben bei dem Doktor feſſelte ihn mehr, als er es ſagen konnte, beſonders als Marie ankam und ſich neben ihn ſtellte. Sie hatte die Hand voll kleiner Blättchen zum Schmuck der Schüſſeln.

„Wenn ich dich nur erſt mit ihm zuſammen geſehen haben werde,“ ſagte Karl unvermittelt, während ſie die Schwenkungen eines weißgekleideten Mädchens beobachteten, welches turnte. „Ich weiß jetzt ſchon viel — dann werd ich alles wiſſen.“

„Was denn, Karl?“ Marie wurde ein wenig kalt an den Oberarmen, der Schuſter lachte ſo eigentümlich.

„Du weißt ſchon. — Es iſt keine ſo große Seligkeit mit euch beiden.“

„Geh doch, Karl, Seligkeit! Wenn man ſich verheiratet! Wir ſind doch nicht auf dem Mond.“

„Wir beide wären auf dem Mond geweſen, wenn das ſo heißt, daß man ſich täglich dankt und vor Liebe brennt.“

„Karl, bei uns hätt es nicht am Einvernehmen gefehlt — am täglichen Brot hätt's gefehlt. Du kannſt nicht einmal für dich ſorgen!“

„Für mich ſorgen!“ wiederholte Karl Maſch verächtlich. „Nein, das eben kann ich nicht.“

Sie gingen nach der Laube. Marie legte die Blättchen um die Würſtchen und das Brot, und Karl ſah ihr aus einer Ecke zu. Das konnte er gar nicht ausdenken, was dieſe Frau ihm war, wie ſie ging und ſtand, ihre Arme und Hände und die Zöpfe auf ihrem Kopf: ſein Schönheitsbegriff, ſein Heimatgefühl, ſein beſtes und reinſtes Fühlen, ſeine Jugend. Marie war ihm alles, er ein Nichts ohne ſie; nur ſeine Augen, das wußte er, in denen ihr Bild lebte, die waren reich und nicht zu überſehen, die ſprachen und hatten die Macht zu beunruhigen.

„Du wollteſt wohl ſo einen recht gemütlichen Abend haben, Marie, da hätteſt du mich nicht einladen ſollen,“ ſagte er, mit ſeinen Blicken verſchwendend.

„Gleich als du mein Grünzeug nicht bewunderteſt, wußte ich, daß es ſchlecht mit dir ſtand.“

„Setz dich zu mir,“ bat Karl.

„Die andern kommen ja gleich. Ich dachte wirklich, daß du mich doch vergeſſen haſt.“ Marie erhob ſich unruhig und trat in den Eingang der Laube, um zu ſehen, ob nicht jemand käme. „Bei Doktors brennen die Lampions. Komm, ſieh ſie dir an,“ ſchlug ſie Karl vor.

„Ich ſehe dich ja, da hab ich genug.“

„Du biſt ſo höhniſch, Karl. Ich hab's mit der Einladung gut gemeint.“

„Wenn du's gut mit mir meinſt, dann mach, daß ich dich täglich ſehen kann.“

„Karl!“ Marie ſetzte ſich zu ihm auf die Bank, ſie legte die Hände raſch vor ihr Geſicht und ließ ſie ſinken. „Soll ich meinen Mann bitten, daß wir dich zu uns nehmen? Ich hab von Anfang an daran gedacht, als ich Friedrich nahm.“

Statt einer Antwort legte ſich Karl mit Kopf und Schultern auf ihren Schoß.

„Was haſt du für Einfälle! Steh auf!“

„Ich bin nicht zudringlich,“ flüſterte der Schuſter. „Ein ſehr müder Menſch.“

„Das mußt du mir verſprechen, Karl, mit Handſchlag mußt du mir verſprechen, wenn du bei uns wohnſt, darfſt du keine Reden führen. Du mußt dich immer ruhig aufführen.“

Karl erhob ſich, ſetzte ſich ordentlich hin und reichte Marie mit niedergeſchlagenen Augen die Hand.

Marie trat eilig aus der Laube, als ihr die Schneiderin in geringer Entfernung entgegenkam. „Endlich kommen Sie! Sie konnten den Weg wohl nicht herfinden?“ begrüßte ſie Hulda. „Herr Maſch iſt auch hier, und mein Mann kommt gleich. Sehen Sie ſich um, Fräulein, es iſt ein Garten, wie er ſein ſoll.“

Die Schneiderin war wortreich in ihrer Bewunderung und gab es zugleich Marie zu koſten, daß ſie ſelber ſeit Monaten nicht ins Freie gekommen war, während Frau Raſchke täglich auf eigenem Grund und Boden ländliche Freuden genoß. Marie bat Hulda, ſo oft zu kommen, als ſie mochte, und rief nach der Laube Karl zu, er möchte doch herauskommen, die italieniſche Nacht bei Doktors ſei in vollem Gange. Sie hoffte, daß der Schuſter jetzt ein bißchen heiterer ſein würde,

da er doch von ihrer guten Absicht überzeugt sein müßte und daß, wenn sie die Schneiderin ausgesöhnt, am Ende doch noch ein harmonischer Abend zustande kommen könnte. Karl aber war durch Hulda Schulz' Kommen aus einem zu seltenen Zustand der Belebung aufgestört worden, um nicht verstimmt zu sein und Beschämung zu fühlen. So saßen sie alle drei auf einer Bank und sahen sich das festliche Treiben bei Doktors an, als ob sie Zaungäste bei der Aufführung von Begünstigten seien.

Da Friedrich immer noch nicht kam, trieb Marie zum Abendessen. Von Zeit zu Zeit wurde draußen nach dem Laubenbesitzer Umschau gehalten und zugleich beobachtet, ob sich das in der Zeitung angekündigte Feuerwerk in einem nahen öffentlichen Garten noch nicht bemerkbar machte. Aber es blieb draußen bei den bunten Lampions auf der Erde und den ersten feinen Sternen oben.

„Läßt Ihr Mann Sie öfters warten?" fragte die Schneiderin.

„Wie's kommt", antwortete Marie leichthin. „Er ist keiner von denen, die von ihrer Frau die Erlaubnis holen, wenn sie lange ausbleiben."

„Verkehrt er noch viel mit Andings?" fragte die Schneiderin weiter. „Neulich, am Donnerstag abend war mir so, als hätte ich Ihren Mann und Frau Anding auf der Straße gesehen. Sie ganz elegant; schwarz, tailor made und orangefarbener Jupon. Ich erkannte sie kaum wieder. Heute hab ich sie nun ganz bestimmt erkannt. Sie ging vor mir mit Ihrem Mann, sie trug ein Jäckchen. Ich dachte schon, Sie hätten die Frau in Ihre Laube geladen."

„Niemals," sagte Marie energisch und ein wenig rot im Gesicht. „Von ihrem Mann lebt die Anding getrennt," erzählte die Schneiderin. „Er hat den Jungen behalten, sie das Mädchen."

„Weißt du davon, Karl?" fragte Marie den Jugendfreund. Der machte eine unbestimmte Geberde, während er durch seinen Blick Hulda Schulz zum Schweigen bringen wollte. Doch sie war im Rausche der Mitteilung und von ihrem Übelwollen gegen Maries Mann getrieben. „Ein Ehemann sollte vorsichtig sein, sich mit solch einer zu zeigen," sagte sie.

„Hören Sie doch mit Klatschereien auf!" fuhr sie der Schuster an. „Nee, laß sie, Karl. Schweig du still. Laß sie erzählen, was sie weiß. Ist Ihnen bekannt, daß mein Mann mit Andings verwandt ist? Aber reden Sie nur weiter!"

„Ich weiß nichts Bestimmtes. Nur so viel, daß die Anding, seit sie allein lebt, eine liederliche Wirtschaft führt, wo Herren aus- und eingehen."

„Das wird sie wohl — wen geht's was an?" sagte Karl Masch. Die Schneiderin fühlte sich durch seinen überlegenen Ton gereizt.

„Ich wollte nur feststellen, ob Marie weiß, wo sich ihr Mann aufhält, wenn er sie warten läßt."

„Sie können doch nicht aufhören! Wozu soll eine Frau wissen, wo sich ihr Mann aufhält! Die Hauptsache ist, daß er nach Hause kommt und sich gut aufführt. Da kommt dein Mann, Marie!" Karl Masch erhob sich, spähte aus der Laube und setzte sich dann wieder.

Wie ein Mann, der seinen Platz reichlich ausfüllt, so trat der Tischler auf. Seine gute Laune, die vielleicht etwas gekünstelt frisch und derb war — in seinem Innern spielte sich der Kampf mit der Zuneigung für seine frühere, jetzt so glänzende Geliebte ab — brachte das landläufig behagliche, spießbürgerliche Element in den Kreis. Marie trat ihm entgegen, als sei sie vor den Kopf geschlagen und könne sich nur mühsam aufrecht halten. Ihr Selbstgefühl hatte es bisher gar nicht zugelassen, irgendeine Gefahr von einer andern Frau auch nur zu mutmaßen.

„Die Bande da drüben tobt ja ganz nett", bemerkte der Tischler, mit seiner Gabel nach der Richtung zeigend, wo die Doktorlaube lag.

„Wir haben uns schon gefreut, wie die es da treiben. So fröhliche junge Leute," sagte Marie, die ihren Mann bediente und währenddessen beobachtete.

„Ein bißchen fideler als ihr sind sie schon." Friedrich blickte mit einem kalten und belustigten Lachen auf die verwachsene

Schneiderin und den bleichen Schuſter, die wie ein paar Nachtvögel auf der Bank ſaßen. Noch blendete ihn die Fülle und Sicherheit, mit der Frau Anding einherrauſchte.

Die Schneiderin ſagte ſpitz: „Unſre Laune iſt nicht dadurch verbeſſert, daß Sie uns haben warten laſſen. Ich ſah Sie ſchon vor zwei Stunden ſpazieren gehen, aber wer nicht kam . . .“

„Sehen Sie ſich doch in den Spiegel, Fräulein, dann haben Sie doch mal das Vergnügen wie eine Madame auszuſehen,“ ſchnitt ihr Friedrich das Wort ab.

Nein, das war nicht zu ertragen! Marie lud nicht dazu Menſchen in ihre Laube, daß ſie ſich gegenſeitig häkelten! Der Verdacht auf ihren Mann verſetzte ſie in Unbehagen genug, es koſtete Mühe, ſich zuſammenzunehmen — dies aber war zuviel! Ein Bombenſchlag, der das angekündigte Feuerwerk einleitete, kam ihr zu Hilfe. Die Inſaſſen fuhren aus der Laube, um nichts zu verſäumen.

Als ein kühner rotgoldener Strahl aus ſchwarzen Laubmaſſen in die Höhe ſtieg, ſich zierlich umbog und bunte leiſe Kugeln herab zur Erde ſtreute, rief die Schneiderin entzückt: „Wie ein Prinz!“ Friedrich bemerkte in ungemütlicher Verfaſſung: „Da haben ſie was Rechts.“

Marie ging ihm nach, als er ein paar Schritte nach der Pforte zu tat und kam mit ihrem Vorſchlag heraus, ob ſie Karl Maſch nicht in Logis nehmen wollten. Sie hätten doch die kleine Hinterſtube. Ohne viel Überlegung, nur um Marie zu Willen zu ſein, ging Friedrich darauf ein. „Herrn Maſch wird das Logement nur zu gering ſein, fürchte ich,“ ſagte er, mit ſeiner Frau zu den Gäſten zurückkehrend. Ein heftiges Geknatter von einem Feuerwerkskörper, den man nicht ſehen konnte, da er zu tief an der Erde losging, unterbrach die Unterhandlung, gleich darauf wurden die oberen breiten Güſſe einer feurigen Fontäne ſichtbar. Marie ſah ſich nach der Schneiderin um, ſie ſaß nicht mehr auf ihrem Platz. Unten am Zaun lehnte ihre kleine Geſtalt. Natürlich, der Vorſchlag für Karl hatte ſie bis aufs Meſſer gekränkt! Marie erſchrak ſo, daß ihr Schweißperlen auf der Stirne ſtanden. Im Eifer, für den Freund etwas zu tun, hatte ſie vergeſſen, ſie zu ſchonen. Sie rannte zu ihr und legte einen Arm um ſie. „Sehen Sie Hulda, er iſt ſo ein unpraktiſcher Menſch, der Karl, es iſt nicht zum Anſehn. Schlechte Menſchen nützen ihn aus, beſtehlen ihn — er verkommt ganz. Da muß ich für ihn ſorgen. Wie gerne nähme ich Sie auch auf — ach, je mehr, je beſſer —, aber Sie wiſſen meinen beſchränkten Platz.“

Hulda Schulz ſtand ſteif, mit ſtarrem, altem Geſicht, den Blick auf die Richtung geheftet, wo die Dunkelheit von Zeit zu Zeit durch glühende Strahlen unterbrochen wurde. „Damit machen Sie nichts gut. Ich ſehe Ihre Freundſchaft.“

„Sie können doch eher durchkommen, aber er iſt das reine Kind. Und krank iſt er auch — wie ſieht er aus!“ Marie drückte den kleinen ſchiefen Körper an ſich, und ihr banges Herz löſte ſich in ein paar Tränen.

„Sie haben Urſache zu weinen, Marie.“

Jetzt ging eine Rakete in einem freudigen ſteilen Bogen in den Raum, als wollte ſie die Sterne erreichen, dann beſann ſie ſich auf ihre Herkunft, bog um und ſchüttete verlöſchend eine reiche Saat roter Kugeln herab.

Hulda Schulz ergriff die Stakete, die ihre Hände gefaßt hielten mit krampfhaftem Griff. „Wiſſen Sie, weshalb Ihr Mann zugibt, daß dieſer Schuſter zu Ihnen zieht?“ fragte ſie, vor eiferſüchtiger Wallung ſchäumend.

„Nein. Soll er mir nicht mal aus gutem Herzen den Willen tun? Und iſt es nicht außerdem vorteilhaft einen Koſtgänger zu haben? Mein Mann rechnet ganz genau, er weiß auch, daß Karl ſolide arbeitet, wenn er ſtark genug iſt.“

„Sie ſollen ſich gegenſeitig nichts vorzuwerfen haben, das iſt es. Er geht ſeine Wege, da läßt er Sie den Freund im Hauſe haben.“ Marie lachte; ihr Arm ſank von Huldas Schulter. „So raffiniert,“ ſagte ſie ungläubig und meinte damit die, die ihr das ſagte. „Ja, ſo raffiniert, denken Sie an mich.“

* * *

Karl Maſch zog zu dem Ehepaar Raſchke. Das erſte, was er ſich von ſeiner verbeſſerten Lage gönnte, war die Erholung, einige Tage

im Bett zu bleiben. Die Beschwichtigung seines Grams durch Maries Nähe ließ ihn seine körperliche Schwäche erst recht fühlen. Es waren Regentage, von aller Welt ringsum blieben ihm die vier engen Wände, das reinliche Bett. Ich bin so weit herunter, daß ich mich nicht zu schämen brauche, sagte er sich, den Blick auf die Tür gerichtet, aus der Marie treten würde. Sie kam, hausfraulich, gut und lächelnd, mit dem Rat, daß er sich nur ja recht still verhalten solle, damit er rasch zu Kräften käme. Im Grunde glaubte er nicht daran, daß er je wieder arbeitsfähig würde, aber er ließ sich gerne trösten. „Ich bin hier kein Schmarotzer, nur einer, der sich auspflegt. Du wirst keinen Schaden haben," sagte er seinen Kopf noch tiefer in das weiche Kissen drückend. Marie war, als pflegte sie ein Kind, einen jüngeren Bruder. Es machte sie froh, daß sie so viel in Anspruch genommen wurde. Mit ihrem Mann schlug sie einen heiteren achtungsvollen Ton an, um ihn, wenn er schlechte Dinge vorhätte, davon abzubringen. Eigentlich ließ es ihre Selbstschätzung immer noch nicht zu, sich auszudenken, daß er abschweifen könnte. War sie nicht eine gute Hausfrau und lebendiger und fröhlicher als andere, voll gutem Willen? Es konnte vorkommen, daß sie am Abend ihren Tag überlegte und in eine Art Rührung darüber verfiel, wie sie heiß bemüht war, alle die glücklich zu machen, mit denen sie zu tun hatte. Seit Karl Masch da war, hatte sie sich noch wieder verjüngt, aus dem einfachen Grunde, weil er sie so sorgfältig betrachtete und sie schöner fand, als irgendeine Frau auf der Welt.

Friedrich Raschke sagte kein Wort über Karl Maschs Krankenlager und seiner Frau Bemühungen um ihn. Er wartete ab und rieb sich innerlich in einem Kampfe auf. Als Karl zum ersten Mal des Morgens aufstand und Marie ihn, von Einkäufen heimkommend, in dem halbdunkelen Durchgangszimmer traf, in dem das Ehepaar schlief, schlang sie ihren freien Arm um ihn. Die Türe, die nach der Werkstatt vorn führte, ging in diesem Augenblick. „Friedrich, der Karl ist gesund, wir haben ihn jetzt so weit, daß er sich Arbeit suchen kann!" rief Marie ihrem Manne rasch gefaßt zu.

Friedrich stand kopfschüttelnd in der Tür, mit einem Grinsen, das sein langer Schnurrbart bedeckte. Die beiden Männer sahen sich an. Friedrich schwankte in seinem Gefühl. Es war ihm recht, wenn Marie ihm Veranlassung gab, ihr etwas vorzuwerfen, sein Gewissen war belastet; andrerseits war er aber auch eifersüchtig.

Eines Tages, als Marie ihrem Manne einen gelinden Vorwurf machte, daß er so viel fort sei und seine Arbeit und Häuslichkeit vernachlässige, geschah es, daß er ihr kalt ins Gesicht sagte: „Ich denke, du spielst dich besser nicht als Tugendfee auf, du! Ich weiß recht wohl, daß Karl dich zur Frau hat haben wollen und noch immer an dir hängt."

„Pfui, Friedrich," schrie Marie auf. Er aber war so verwirrt und auf der schiefen Ebene, daß er sich keine andere Hilfe wußte, als seine Frau zu überschreien, den Spieß umdrehend. „Schämen solltest du dich! Lüge noch, daß du in Karl verliebt bist, dies ewige Gehabe und Geschmeichle! Hol's der Henker, welche anständige Frau nimmt einen abgewiesenen Freier ins Haus. Welcher Mann leidet das! Aber du hast mich hintergangen!" Marie stand wie verdonnert. „Du weißt doch selber, daß dies keine Wahrheit ist, Friedrich," sagte sie dann ratlos.

Er wurde sehr grob, verbot ihr jegliche Entschuldigung und rannte fort. Marie wußte nicht, wohin mit ihrem Erschrecken, ihrem geängstigten Herzen. Ganz mechanisch trugen sie ihre Füße in das kleine Hinterzimmer. Seit zwei Wochen arbeitete Karl regelmäßig, heute gerade mußte er früher als sonst nach Hause gekommen sein. Sofort ließ er das Buch, in dem er las, und trat ihr entgegen. „Ich hab einen sehr schlechten Mann, Karl," sagte Marie und schloß die Augen. „Er spielt dich aus gegen mich, weil er selber auf unrechten Wegen ist."

Jetzt genoß es Karl einmal, der Starke, Wache zu sein, während Marie unterlag. „Es ist klar wie der Tag, ich hab einen Mann, der mich betrügt, deshalb wirft er mir dies vor, was er selbst nicht glaubt," wiederholte sie auf einem Stuhle niedersitzend, von Karls Bemühungen umgeben. Der sagte, daß er es nicht ansehen könnte, daß sie solchen

Kummer habe. Ob er aus der Welt gehen ſolle?

„Das nützt nichts, Karl, er betrügt mich doch. Weshalb ſollſt du aus der Welt gehen, du biſt beſſer als hundert Männer.“

Karl ſeufzte, drückte Maries Hand und ſtreichelte ihren Ärmel. „Beſſer, beſſer, ich geh aus der Welt, nicht bloß wegen Friedrichs Schändlichkeit, auch ſonſt — — Marie, ich lieb dich zu ſehr, darin hat Friedrich recht. Mir taugt es nicht, daß du mich geſund pflegſt, meine Geſundheit iſt für mich ſchlimmer, als wenn ich da blind und lahm läge. Ich habe keine guten Tage ohne dich.“

Marie war es, als käme ſie, eine Schiffsbrüchige, auf einen Felſen, um einem Löwen zu begegnen. „O Gott, Karl, auf dich iſt auch kein Verlaß!“ rief ſie außer ſich. „Soll Friedrich denn Recht haben? Sind wir alle zuſammen Lumpen und Gottloſe?“

„Nein, aber wir lieben uns!“ rief der Schuſter ohne Beſinnung auf Marie mit zärtlicher Leidenſchaft eindringend. Sie floh.

Von dieſem Tage an war Marie zurückhaltender gegen Karl, einſilbig und ganz bedrückt. Ihr Mann ging ſeine Wege zu der andern. Nun war aus ihrem häuslichen Leben alle Freudigkeit, aller Sinn dahin. Für wen ſorgte ſie, wer genoß ihre Herzenswärme? Friedrich verſchmähte das, was ſie geben konnte, und Karl durfte es nicht gegeben werden.

Ein paar Monate ertrug ſie, was ſie kaum ertragen konnte, dann ging ſie eines Tages ihrem Manne nach — es war nicht leicht für ſie geweſen, ſich dazu zu entſchließen — und drang richtig in die Behauſung der Frau Anding ein. Der herrſchaftliche Zuſchnitt und die Üppigkeit und Unordnung erregten ihre Galle ebenſo wie Frau Andings raffiniert köſtlicher Hausanzug aus himmelblauem Flanell. Sie ſtellte ſie zur Rede. Friedrich war über die Hintertreppe entwichen. Es kam beinahe zu Tätlichkeiten, denn Frau Anding leugnete und ſpielte die indignierte beläſtigte Dame. In Marie erhob ſich der ganz ungemiſchte Bauernzorn. Nun fand ſie auch noch eine bunte Tiſchdecke und ein Gefäß zu Blumen, das Friedrich eingekauft und bei ſich eine Zeitlang hatte ſtehen laſſen. Sie erkannte beides wieder. Alſo da ging das Geld drauf, wenn ſeine Hausfrau es vermiſſen mußte! Frau Anding zeterte, als Marie die Sachen an ſich nahm; das Dienſtmädchen, eine unſympathiſche ältliche Brünette, miſchte ſich hinein, Marie ſah ſich zwei Gegnerinnen gegenüber. Sie hätte es mit ſechſen aufgenommen. Bei der ganzen Szene ſaß ein Kind von ein paar Monaten in einem Wagen. Marie brach das Herz beinah vor Zorn und Gram. Das war gewiß Friedrichs Kind! Wie lange war ſie ſchon betrogen!

Als ſie nach Hauſe kam, fand ſie Karl vor, der am Fenſter ſaß. „Was ſitzt du denn hier herum, wo andre Leute noch nicht Feierabend gemacht haben?“ fuhr ſie ihn an. Karl warf nur einen Blick auf ihr erhitztes, gequältes Geſicht, er ſah die Stirne voller Falten, um den Mund einen brutalen Zug. Er krümmte ſich innerlich zuſammen vor der Zumutung, ſie ſo zu ſehen. Es wird gleich vorübergehen, tröſtete er ſich krampfhaft. Dieſe Marie wird verſchwinden, das iſt nicht die, die du liebſt.

Sie fing an, ihm ihre Erlebniſſe bei Frau Anding zu erzählen, die Decke und das Gefäß hielt ſie an ſich gepreßt. Es kamen Laute der Entrüſtung und der Wut über ihre Lippen, ſie ballte die Fäuſte. Karl ſuchte ſie zu beſchwichtigen, umſonſt, Eiferſucht und Haß quollen bei ihr über wie eine Überſchwemmung. „Damit erreichſt du nichts!“ warf Karl dazwiſchen. „Du mußt dich anders dazu ſtellen, du mußt ſchon gut ſein, Marie!“ — „Da ſoll ich dieſe gemeine Perſon wohl zum Kaffee einladen und ſie bitten, daß ſie meine Sachen gebraucht?“ ſchrie Marie.

Karl litt und wandte ſich von ihr. Wie wenig Verſtand die Frau hatte, wie ſie ſich erniedrigte! Jetzt erſt war er wahrhaft arm, jetzt, da ihm der Glaube an dieſen Menſchen genommen wurde!

„Verlangſt du das?“ gellte ihm ihre Stimme im Ohr.

„Nein, aber gib den ganzen Friedrich auf, Marie!“ bat er mit dem Gefühl körperlichen Schmerzes in der Bruſt. Marie zuckte mit den Achſeln zu dieſem Rat, den ein unverheirateter Mann, ein unwiſſender Knabe gab. So einfach war das nicht.

Wer ließ sich gefallen, daß einem der Gatte abspenstig gemacht wurde? Sie wollte sich im Gegenteil auf einen Kampf einlassen, ihre Rechte festhalten, ihrem Manne aufpassen, die Nebenbuhlerin einschüchtern.

„Weshalb bist du um diese Zeit hier?“ fragte sie gefaßter, Karl fixierend. Als der nicht sogleich antwortete, sondern abgewandt, die Hände an den Schläfen verharrte, ging sie an einen Schrank, den sie resolut aufschloß, um die erbeuteten Gegenstände darin zu verwahren. „Gewiß hast du wieder deine Stellung aufgegeben,“ schalt sie aufgebracht. „Immer und immer hast du auszusetzen und zu mäkeln! Du hast keine Ausdauer. Und dann bist du so dreist zu behaupten, du liebtest mich!“ Marie trocknete sich das Gesicht.

„Nein, nein, ich lieb dich nicht mehr,“ sagte Karl leise und scheu. „Du bist gerade so ekelhaft wie die andern!“ Voller Furcht, daß ihre breite Gestalt ihm den Weg versperren könnte, drückte er sich an der Wand entlang nach der Türe. Marie verfolgte seine Bewegungen; sie wurde aschfahl im Gesicht.

Der Schuster lief stundenlang durch Straßen und über Plätze. Es war Regenwetter über die Stadt gekommen. Das Pladdern des Wassers aus den Rinnen hetzte ihn vorwärts, ihn trieb es, einen Ort zu erreichen, wo es klar und windstill war. Die Pein der Öde ging mit ihm, die gänzliche Verfinsterung und Zwecklosigkeit seines Lebens quälte ihn mit noch nie gefühlter Wucht. Wo er auch hinkam: es regnete, überall war es grau und unruhig, nirgends der windstille Ort, wo er sich sammeln konnte. Für sein außerordentliches Elend mußte er ein außerordentliches Mittel anwenden. Er, der sonst die Wirtshäuser mied, ging in eins und pries sich glücklich, im Hellen und Trockenen zu sitzen. Bedenken, ausdenken, daß Marie nicht die war, die er im Herzen getragen! Ihre Miene, ihre Worte, dieser Schwall von Verachtung und Haß für Frau Anding! Zwei Schnäpse wirkten besser als einer, und Bier dazu um das Brennen zu löschen, wenn es auch nicht schmeckte. Und dann dauerte es nicht lange, da war er in eine andere Region versetzt; es war nicht nur trocken und hell um ihn, sondern die Luft trug seinen Körper und die Helligkeit durchflammte seinen Kopf und gab seinem Innenleben die Richtung zu Mut und Seligkeit.

„Du bist betrunken, Karl,“ sagte Marie kalt, als sie dem Schuster um zwei in der Nacht die Türe aufmachte. „Mein Mann kommt gar nicht nach Hause, du so!“

Der Schuster sah sie großäugig und erregt an und lachte. „Glücklich bin ich, Marie, endlich einmal ganz glücklich. Ich seh dich an, Marie, du bist ganz golden. Ich hatte dich verloren, aber nun bist du wieder da, die gute Seele, die roten Backen . . .“ Er wollte ihr um den Hals fallen, sie wies ihn zurück und schalt auf ihn. Im Grunde war sie aber sehr zufrieden, daß Karl heil und ganz da war, ja, und ihr wieder von Liebe sprach. Sie ermahnte ihn, zu Bett zu gehen und ließ es doch zu, daß er ihr in die Wohnstube folgte, wo er anfing gestikulierend auf und abzulaufen, einen schwungvollen, von anmutigem Gelächter durchsetzten Monolog haltend. Sein Rausch war wirklich von besonderer Art. Es kam da so viel Begeisterung für seine Liebe, so viel aufrichtige Sehnsucht, ihrer wert zu sein, ein so kindlich phantastisches Denken und Träumen zum Vorschein. Er beschrieb, wie er vor Jahren seine Jugendfreundin zwischen den Gurkenbeeten belauscht. Wie unbegreiflich sie ihm vorgekommen, da sie ihren Kopf so steil hielt und die Röcke schwenkte. Marie mußte wehmütig auflachen; der Freund pries ihre Macht und Schönheit so sehr, und sie war eine vernachlässigte Frau!

„Die Hauptsache ist der Aufschwung, Mariechen, da vergißt man, daß man zu denen gehört, für die nichts auf dieser Erde bereitet ist, da freut man sich an allem, was da ist und schön und gut ist, wenn's auch die elende Hand nicht erreichen kann!“ Und nun fiel er gar neben der Drehbank auf die Knie und hob seine Hände von Ferne zu Marie in Dankbarkeit auf. „Ich danke dir, Marie, aus Herzensgrund, daß du lebst und daß du mir so erscheinst wie ich es haben muß!“ „Ich habe Angst, daß dir das nicht bekommt,“ sagte Marie gerührt, aber doch mißtrauisch.

Karl Masch ſah ſo fein und ſeltſam ſchön aus, wie er da kniete. „Geh jetzt lieber ſchlafen, Karl. Es kommt nach. Das iſt zu unnatürlich.“

Karl erhob ſich; ein wenig wankte er, und die Stube fing an ſich zu drehen. „Es iſt viel zu ſchade jetzt zu ſchlafen,“ ſagte er langſam, „ich möchte nicht einſchlafen, dann hört es alles auf.“

Die Folge ſeiner Ausſchweifung war die, daß der Schuſter ein heftiges Nervenfieber bekam. Er mußte in ein Krankenhaus. Marie verlebte ſchreckliche Tage. Mit ihrem Manne zerfiel ſie nun gänzlich. Er blieb dabei, den Beleidigten zu ſpielen, wenn er ſich ſehen ließ, ſo, als ob Marie ihn auf dem Gewiſſen hätte. Glücklich ſah er nicht aus, eher heruntergekommen, oder wie ein Menſch, der von einem unheilvollen Wahn befallen iſt. Er, der umſichtige Kaufmänniſche, fing an, ſeinen Vorrat an Möbeln zu Schleuderpreiſen zu verkaufen. Frau Anding ging nämlich der Zuwendungen ihres reichen Gönners plötzlich verluſtig, und da mußte Friedrich einſpringen. Um jedes Möbelſtück kämpfte Marie. Er gab die Auskunft, daß er ſich anders einzurichten gedächte, vielleicht wolle er die eigene Werkſtatt aufgeben und wieder einen Poſten an einer Möbelfabrik annehmen. Wenn ſie ihm ſagte, daß ſie kein Geld mehr zur Wirtſchaft hätte, kam er ihr mit verworrenen Redensarten. „Denkſt du an Scheidung, Friedrich?“ fragte ſie mit einem Herzen, das Kummer und Empörung flattern ließ. Er ſtarrte ſie an. „Ob du mich los ſein willſt, Friedrich, ſo leb ich nicht länger — dann will ich dich auch lieber los ſein.“ Sie weinte, und er betrachtete ſie mit einem ſo leeren Ausdruck, daß ſie davon aufgerüttelt wurde. „Es ſcheint ſo, als haſt du die Sprache verloren. Mit deinem Weibsbild ſchwatzt du gewiß ſo viel, daß du jetzt nicht mehr ein paar Worte findeſt.“ Da wurde Friedrich grob. Er verbat ſich Maries Beſchimpfungen ſeiner Freundin; ſie ſei nicht beſſer als die. Da empfand Marie zum erſten Mal, daß es eine Wohltat ſein müſſe, den Mann los zu werden. Der Makel, eine geſchiedene Frau zu ſein, würde ſich dagegen ertragen laſſen. „Red du ſo viel Unwahrheit, wie du magſt. Jetzt geh ich grad ins Krankenhaus, den Karl beſuchen, grad, weil ich ein reines Gewiſſen hab! Und wenn du nicht auf Scheidung klagſt, werde ich klagen.“

Damit ging ſie. Es war doch etwas wie Klarheit in ihr armes Denken gekommen, und dieſe alte tiefe Freude, den Landsmann zu ſehen, überkam ſie. Unterwegs traf ſie einen Poliziſten, den ſie kannte. „Haben Sie Ihren Mietsmann ſchon abgemeldet?“ fragte er. „Nein, wieſo? Er iſt nur krank und nicht für immer fort von uns.“ — „So, wiſſen Sie das ſo genau? Er iſt geſtorben, im Krankenhaus verſtorben.“

Marie war elend zumute. Auf der Straße hielt ſie ſich noch einigermaßen, als ſie zu Hauſe anlangte, verließen ſie Widerſtandsfähigkeit und Kraft. Eine Weile lag ſie an ihrem Sofa auf den Dielen; als ſie wach wurde, ſtand es wie eine Mauer, hinter der die Sonne untergegangen war, vor ihr, daß ſie Karl verloren hatte. Wie gelb ſie im Spiegel ausſah, richtig ſchauderhaft. Sie faßte ſich an die Wange. Mein Gott, Karl hatte ſie bewundert. Wie ſah ſie aus! Aber wie ſah Karl aus? Eine Leiche.

Wenn er ihr Mann geweſen wäre, dann hätte ſie ſich bis zu ſeinem Ende um ihn gekümmert, dann hätte ſie nicht dieſes Schaudern der Reue. Was für eine Aufgabe, ihm ſeine letzten Leiden erleichtern zu helfen! Sie hätte es gekonnt. — Mit dem Gefühl, ein erbärmliches Geſchöpf zu ſein, ging ſie zu Bett.

Zwei Tage verbrachte Marie in lethargiſchem Zuſtand in ihrem Bett, von ihrer Wirtsfrau gepflegt, die viel Teilnahme für die verlaſſene Frau hatte. Am Nachmittag nahm die Kranke etwas heiße Milch, darauf ſchlief ſie ein. Als ſie aufwachte, dämmerte es in der ſchmalen Stube. Ihr erſter Gedanke war der der Unruhe: es iſt kein Wirtſchaftsgeld da. Sie richtete ſich haſtig auf und fühlte ſich von Schweiß übergoſſen. Jetzt war ſie bei Lumpen und Hunger angekommen. Wer ſaß da an ihrem Bett? Doch um Gottes willen niemand, der fremd war, vor dem ſie ſich ſchämen mußte? Es war Hulda Schulz, ein Modejournal lag auf ihren Knien.

„Sie haben die Gelbſucht," ſagte die Schneiderin, deren Weſen ein ſtiller Triumph durchſetzte. „Ihr Mann hat ſich ſeit dieſen drei Tagen, wo Sie krank ſind, nicht blicken laſſen."

Marie beſann ſich auf ihr Kreuz, es war ſo, als wollte die Erbitterung in ihr aufſteigen. Aber da kam etwas, ein Weh, das flutete alles andre fort. „Karl Maſch iſt tot," ſagte ſie mit tränenden Augen, ihre gelben Hände faltend.

Die Schneiderin nickte. Ihr Gedankengang war der: jetzt iſt das alles vorbei und abgetan mit den Mannsleuten, jetzt kommt wieder die gute Zeit, in der wir zuſammen arbeiten, wir zwei. Sie ſagte: „Wenn Sie erſt wieder hinter Ihrer Arbeit ſitzen werden, da wird Ihnen beſſer werden." Noch konnte Marie den Gedanken an Arbeit gar nicht faſſen, ihre Knie taten ihr weh, und im Magen fühlte ſie Schwäche. Karl Maſch war tot, der ſich an ihrem Daſein gefreut hatte. Daß ſie das nie vorher begriffen hatte, was das für eine Lebensquelle war! Lieber wäre ihr, ſie brauchte nicht mehr heraus, um zu kämpfen.

Mit der Zeit fanden ſich aber ihre Kräfte wieder, und Hulda wußte ſie zu lenken. Sie machten wie früher gemeinſchaftliche Sache, da konnte der eine nicht fahnenflüchtig werden. Es kam auch wieder ſo etwas wie Trotz über Marie, es dennoch mit dem Leben aufzunehmen. Das war in Hinſicht auf ihren treuloſen Mann, dem ſie nicht geopfert ſein wollte. Schließlich fand ſich auch eine Art Behaglichkeit ein, mindeſtens fehlte es an böſen Worten, Verleumdungen, Lügen. Friedrich blieb fort, und Marie wandte ſich an einen Rechtsanwalt.

An einem naßkalten Winterabend, als Marie dabei war, ein Plätteiſen zu heizen, klingelte es. Ein Mann ſtand draußen mit triefender Mütze, ein verhülltes Etwas im Arm. Es war Friedrich Raſchke. Marie wunderte ſich, daß ſie nicht ſtärker erſchrak. „Bringſt du mir etwas?" fragte ſie ironiſch. „Sonſt haſt du doch immer weggeſchleppt."

Friedrich ging geſchäftsmäßig eilig an ihr vorbei in die Küche. „Da," ſagte er, das Paket auf den Tiſch ſetzend und auswickelnd. Ein Kind mit rotem verſchwollenem Geſicht kam zum Vorſchein. „Es hat Scharlach oder ſo was Ähnliches, ganz voller roter Flecken." Friedrich zog dem Kind den Rock über den Kopf, um ſeine mit Ausſchlag bedeckten Glieder zu zeigen. Er ſchnaufte. „Was es für Weibsbilder gibt! Haben nicht einen Tropfen Gefühl für ſo ein Wurm," ſagte er entrüſtet mit geſenktem Blick. „Ich bin mit ihr ſeit Auguſt auseinander; des Kindes wegen aber geh ich dann und wann mal zu ihr. Sie läßt es rein verkommen. Ich bring's dir, Marie. Du wirſt für den kleinen Bengel beſſer ſorgen."

Als Marie ſtumm blieb, fuhr er monoton zu ſprechen fort: „Das Weib iſt zu ſchändlich, nicht tot zu kriegen mit Putzſucht und Ausgehen und Lüderlichkeit. Ich hab's ihr weggenommen, weil ich das nicht mit anſehn kann." Friedrich hantierte mit ungeſchickten Händen mit dem Kinde, das zu weinen anfing. Da faßte Marie zu, obgleich ihr der Kopf vor Erſtaunen auf dem Halſe zitterte. „Zu mir bringſt du das Kind?" fragte ſie nur erſtaunt.

Da kam die Schneiderin aus der Arbeitsſtube, durch ihren Scharfſinn im Umſehn über die Sachlage unterrichtet. „Sie irren ſich, Herr Raſchke, Ihre abgedankte Frau hat kein Kinderhoſpital aufgemacht!" ſagte ſie, dem Tiſchler in den Weg tretend.

Friedrich würgte es in der Kehle. „Ich hab mit Marie zu tun, die iſt die Beſte," brachte er ſchließlich heraus, eine Hand nach rückwärts ausſtreckend, wo Marie mit dem ſchreienden Kind auf dem Arm bleich und entrüſtet ſtand.

„Da muß ich auf jeden Fall auf der Sicherung beſtehen für Koſt und Medizin und Auslagen. — Andernfalls nehmen Sie das Balg nur wieder mit, Sie nichtsnutziger Kerl!"

„Hulda, laß das!" berief Marie, zur Beſinnung kommend, die wie eine Megäre ſich aufbäumende Schneiderin. Karl Maſch, ging es ihr durch den Kopf, und wie er jetzt blicken würde, das ſah ſie; das beleidigte Glänzen ſeiner Augen erſchien ihr wie eine Flammenſchrift. „Geh jetzt, ich will deine Beſuche nicht. Das Kind werd ich in ſeinem Elend nicht verlaſſen."

Friedrich wollte danken, konnte aber ſeine Angreiferin nicht aus den Augen laſſen, ſich bückend ſchlüpfte er an ihr vorbei mit der Hüfte hart gegen die Türpfoſten fahrend; überhäuft von Huldas Schmähreden raffte er ſich auf und ging.

— — — — — — — — — — —

In der Arbeitsſtube ſaß das Kind, als es ſeine Krankheit überſtanden hatte, inmitten der Flicken und ſpielte mit einem Schornſteinfeger, den Hulda ihm zu Weihnachten ſelbſt fabriziert hatte. Es war immer nur bei beſonderen Anläſſen, daß die Schneiderin ſich mit dem Daſein des Knaben ausſöhnte; ihn ganz zu lieben ließ ihr Nützlichkeitsprinzip nicht zu und im ſtillen wühlte der Ärger über Maries muntere Pflichterfüllung in ihrer Bruſt. „Müſſen die Frauen, die ſich nichts haben zuſchulden kommen laſſen, immer die Ausgenutzten ſein?“ fragte ſie ſcharf, wie ſie das ſchon oft getan hatte. „Mich hätten Sie ſollen mit ihm verhandeln laſſen, aber mir verboten Sie den Mund!“

„Daß mußte ich! Weshalb fangen Sie wieder ſo an?“ Marie ſah müde und um Erbarmen flehend in das kalte Auge ihr gegenüber. „Haben wir Fritzchen nicht gut durchgebracht bis jetzt und unſre Freude an ihm gehabt? Sind wir wegen ihm in Schulden geraten?“ „Wir hätten vor Weihnachten können beſſere Erſparniſſe machen“, erklärte Hulda, die Rechenmeiſterin.

„Ach, Hulda, ſo muß man nicht rechnen! Ich hab einmal in meinem Leben ſo ganz klug und praktiſch handeln wollen, rein nach dem Kopf, da war es die größte Dummheit.“

„Ganz gewiß damals, als Sie ſich das Kind aufhalſen ließen — oder denken Sie an ihre zweite Heirat?“

„Daran. Ich hätte müſſen den guten Karl Maſch nehmen. — Das iſt es. Ich hätt's müſſen riskieren, allein auf unſre Liebe.“

Hulda Schulz krümmte ſich zuſammen, ihre Naſenflügel flatterten. „Sie haben damals mein Leiden angeſehen, Sie wiſſen, wie ich ihm gut war. — Er war der beſte Menſch, den ich kannte. Nur weil er mir ſo recht deutlich in Erinnerung kam, begegnete ich dem Friedrich nicht giftig damals, ſo wie mir anfangs zumut war. Halt, dachte ich, Karl Maſch kann das nicht leiden. Du mußt ſchon gut ſein, Marie, hat er geſagt.“ Das erwachte zärtliche Feuer verſchönte das verblaßte Frauenantlitz, mit dem Finger ſtrich Marie auf einer Naht herum, fühlte einen Mangel in dieſer Berührung und ſuchte den warmen glatt behaarten Kinderkopf unten an ihren Knien. Nicht für Hulda, die in ſolchen Sachen von gar zu geringem Verſtändnis war, für ſich ſelber ſagte ſie: „Jemand, der von Liebe große Stücke hält und daher Mut hat, der hat wohl recht, mehr als man es nur ausdenken kann. Für mich hatte Karl Maſch ſolche große Liebe. Und ich nahm Friedrich. Was ſoll ich jetzt nachträglich tun? Doch wohl nur eins, daß ich ihm ein gutes Angedenken bewahre. Und Sie, Hulda“ — Marie richtete ihren Blick auf Hulda — „Sie müſſen das noch gutmachen, daß Sie mir damals abgeredet haben. Mir ſcheint, das unſchuldige arme Kind iſt dazu da, daß wir beide an ihm Gutes tun.“

„Was machen Sie denn aus dieſem Karl Maſch?“ murmelte Hulda mit ſchmalen Lippen und ſcharfen Falten zwiſchen den Brauen. „Geben Sie mir mal das Wirtſchaftsbuch aus der Schieblade, ich will mal ungefähr berechnen, was uns das Kind bis jetzt gekoſtet hat. Wenn ich die Ausgaben mit vorigem Jahr vergleiche, komme ich damit ins Reine. Solche Abrechnung, meine Beſte, die ſtimmt und davon hängt alles ab.“

Marie aber ſchüttelte abwehrend mit dem Kopf; als Schutz gegen ſolche harte Geſinnung, die ſie doch beunruhigte, nahm ſie das Kind auf, und wie ſie es ſo recht warm und eng und zärtlich vor ſich auf ihrem Schoß, an ihrer Bruſt hielt, wurde ihr das Herz erwärmt und zugleich geſtärkt.

Schiller und das Humanitätsideal.

Von

Dr. phil. Lenore Ripke-Kühn.

Nachdruck verboten.

„Es ist dem Menschen ... aufgegeben, eine innige Übereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonisches Ganze zu sein und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln."
(Über Anmut und Würde.)

Am 10. November haben wir den Tag gefeiert, an dem vor hundertfünfzig Jahren Friedrich Schiller geboren wurde. Sein Werk und seine Gestalt sind aus der Geschichte des deutschen Geisteslebens nicht mehr wegzudenken, und in vielfacher Beleuchtung ist seine kulturhistorische Bedeutung uns vor Augen geführt worden. Wer aber geneigt ist, geistige Erscheinungen weniger nach ihrer historischen Ausgestaltung als nach ihrem lebendigen Wert für Probleme der Gegenwart zu betrachten, der wird sich vor allem fragen: welches ist bei Schiller der Punkt, in dem wir am lebendigsten mit ihm verbunden sind? Wie weit haben wir einen inneren Grund, uns mit ihm gerade in unserer Zeit zu beschäftigen? Und da zeigt es sich, daß es ein Ideal und einen Gedankenkreis bei Schiller gibt, die einen besonders starken Widerhall bei uns erwecken müssen, denn es ist ein gleiches Streben, das uns mit ihm verbindet. Wir können mit unseren ganzen Nöten, mit der immer wachsenden Zerstückelung und Einseitigkeit unserer Tätigkeiten, mit dem Konflikt, in dem der Ansturm von mannigfaltigen Erscheinungen unsere Individualität zu zersprengen droht, mit dem Ringen nach einer persönlichen und freien Lebensgestaltung uns dem Dichter und Denker von vor hundert Jahren zuwenden — denn der Dichter wird immer für die Individualität eintreten, der Denker kann uns, von einem hohen ethischen Pathos getragen, die Wege zur Einheit aus solchen Wirren zeigen. So hat das Humanitätsideal, das Ideal des in voller Mannigfaltigkeit sich auswirkenden und dennoch harmonisch zusammengehaltenen Menschen in dem Geiste Schillers eine Gewalt und Gestalt angenommen, mit der es auch seinerzeit den Umkreis seines Lebens weithin strahlend erleuchten konnte.

Denn ihn stellte der Rhythmus der geistigen Entwicklung in eine Zeit, die nur eben anfing zu ahnen, welche Schätze in der freien Entfaltung der menschlichen Gesamtkräfte verborgen liegen. Das Jahrhundert der Aufklärung bedeutete im Grunde nur den Übergang von der Herrschaft enger und drückender Dogmen aller Art in eine ebenso enge und drückende Übermacht der Verstandeskräfte. Das Jahrhundert der Freiheit hatte in seinen Allgemeinbegriffen keinen Platz für die freie Individualität, und die Errungenschaften des naturwissenschaftlichen Geistes griffen auf das Leben über mit Gewaltsamkeiten, die einen Goethe schaudern machten. Die erste unhändige Äußerung des Humanitätsbewußtseins in Rousseau wurde

von der franzöſiſchen Revolution ebenſo unbändig, aber einſeitig, aufgegriffen. Erſt Leſſing begann mit größter Beſonnenheit den Kampf gegen beengende Dogmen einerſeits und ſchnell fertige Aufklärung andererſeits; ſelbſt noch nicht frei von den Feſſeln eines einſeitigen Rationalismus, ſtrebt er doch ſchon eine Verſöhnung entgegengeſetzter Triebe zu einem Ganzen der Individualität an. Aber in Herder bereits wird die Humanität zum Programm, ſeine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" faſſen die Geſchichte des Menſchen als eine Entfaltung der Menſchlichkeit auf, und ſeine „Briefe zur Beförderung der Humanität" ſtellen es als eine Aufgabe der Zukunft dar, immer reicher und voller alle Regungen der menſchlichen Natur zu entfalten.

Damit jedoch das Humanitätsideal eine beſtimmtere Form gewann, wie ſie in Schiller auftritt, mußte noch zweierlei gewirkt haben: die gewaltige kritiſche Beſinnung durch Kant und das mächtige Bild Goethes, des Künſtlers und Menſchen. Als nun in der franzöſiſchen Revolution die gewonnene Freiheit zu einem Ausraſen niederſter und wildeſter Kräfte ausartete, da ſchloß ſich in Schiller die feſte Überzeugung zuſammen: die Kultur muß erſt bis an das Triebleben des einzelnen herangebracht worden ſein, ehe eine politiſche wie eine individuelle Freiheit möglich iſt — und ferner: dieſe Kultur kann nur eine äſthetiſche ſein, damit ſie über den Menſchen als Sinnenweſen Gewalt gewinne, ohne ihn zu unterdrücken. Denn ſie muß ebenſoſehr die Natur des Menſchen zu ihrem Reichtum gelangen laſſen wie die Vernunft. Nur ſo kann der volle Menſch gedeihen, der nicht in finſterem Kampf, ſondern in harmoniſchem Bunde mit ſeiner Natur den höchſten Aufgaben gewachſen iſt, der ein ſo leuchtendes Bild harmoniſchen Menſchentums wird wie Goethe.

So war denn der Gedanke einer „äſthetiſchen Erziehung" des Menſchen möglich, und damit war ſowohl die Bedeutung der Perſönlichkeit als auch der Kunſt in ihrem Werte für die Perſönlichkeit weithin ſichtbar gemacht.

So können wir verſtehen, daß Schiller gerade mit dieſem Ideal des durch äſthetiſche Kultur erzogenen und voll entwickelten Menſchen auf die Generation der Romantiker einen tiefgreifenden Einfluß gewann und bis in die Gedankenkreiſe der Naturphiloſophie Spuren hinterließ. Bald in poſitiven, bald in negativen Konſequenzen wurde dieſes Verhältnis des Menſchen zur Mannigfaltigkeit ſeiner Triebe und deren Gegenſtänden verfolgt; die Bedeutung des Äſthetiſchen wuchs weit über die vorſichtig von Schiller gewahrten Grenzen hinaus — bald ſollte Poeſie mit Philoſophie, Philoſophie mit Naturwiſſenſchaft verſchmelzen, bald überſtrahlte das Ideal der einheitlichen und geſchloſſenen Kultur der Griechen jede andere Lebensform — überall hatte Schiller mit ſeiner Lehre von dem ganzen, vollſtimmigen und doch einſtimmigen Menſchen Anlaß und Anſporn zu neuen Ausgeſtaltungen dieſes Ideals gegeben, das oft eine gefährliche Ausdeutung erhielt.

Dieſes gefährliche Moment lag einmal in der einſeitigen Betonung der Univerſalität, die nun nicht nur für den Menſchen, ſondern für die Gebiete menſchlicher Betätigung überhaupt als Richtſchnur aufgeſtellt wurde; ſodann in der ſtarken Betonung des Subjektiven, wie ſie bei den Romantikern ſich noch durch eine Ausdeutung Fichteſcher Prinzipien verſtärkte. Zwar finden wir bei Fr. Schlegel z. B. das Ideal des Griechentums, die Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit der Antike der modernen Zerriſſenheit gegenübergeſtellt. Daneben aber werden Begriffe heterogenſter

Art verflochten, Wissenschaft und Poesie finden sich in dem Begriff der Transzendentalpoesie, und die Liste dessen, was die romantische Poesie zu leisten hat, ist ebenso endlos als erstaunlich. Von jener Umbiegung Fichtescher Gedanken gestützt, wird Schillers gerechte Betonung des Individuums zur romantischen Ironie, in der der Dichter sich über seinen Stoff erhebt, diesen endlichen Stoff im Hinblick auf das unendliche Ideal ironisch behandelt und seine souveräne Willkür zum Prinzip erhebt. An der Nichterfüllung des griechischen Ideals vom vollkommenen Menschentum wiederum zerbrach Hölderlin; Schleiermacher hat in der Religion die Universalität zu finden gemeint, die Schiller durch die ästhetische Erziehung geben wollte, und Schelling ließ in seiner Philosophie Natur und Menschengeist, zuvor durch Spekulation getrennt, sich durch Freiheit wieder vereinigen und bot selbst in einem Teil seiner Philosophie ein wunderliches Gemisch von Naturerkennen und phantastischer Gedankenpoesie. Es schien in der Tat, als ob die streng und einseitig gehandhabten Geistesbetätigungen sich nun in einer großen Einheit, an der der ganze Mensch sich beteiligte, auflösen wollten.

In der Tat zeigte sich diese Tendenz ins Allgemeine schon an ihrem Rückschlag, der Umkehr zu strengster Einzelforschung, weitab vom Gebiet des Philosophischen. Und wie hierdurch einerseits Kraft gesammelt, andrerseits Einseitigkeit erzeugt wurde, das zeigen noch die Strömungen, die bis in unsre Zeit hineinreichen; wieder wurde der Verstand in der strengen Form der Naturgesetzlichkeit Alleinherrscher, und schien alles Irrationale, die ganze übrige Natur des Menschen „aufklärend" nichtachten zu wollen. So mußte denn, nach aller Einseitigkeit, bei der wachsenden Zerrissenheit des Lebens der Wunsch nach großen philosophischen Ausblicken, nach Besinnung auf die Forderungen des Individuums, das im Naturgesetz keinen Raum hat, nach besonnener Kritik und gerechter Geltendmachung der Eigentümlichkeit aller menschlichen Betätigungsformen erwachen. Hier ist eine Bewegung eingeleitet, und hier ist es, wo eine Besinnung auf die Schillerschen Gedankengänge fruchtbar und am Platze ist, denn sie führen auf die Grundfragen nach dem Verhältnis der Kräfte im Menschen und geben zugleich dem allgemeinen Begriff der Humanität einen ganz bestimmten Sinn.

Man kann wohl sagen, daß dieser Gedanke der „vollstimmigen Menschheit", wie Schiller mit eigentümlichem Sprachgebrauch sagt, die Achse ist, um die sich sein philosophisches Denken in Fragen moralischer wie ästhetischer Art dreht. Immer wieder finden wir diesen Ausdruck, eingewoben in ein Netz reichster Beziehungen. In seinen Jugenddramen findet sich der Gedanke mehr allgemein, und als Hintergrund der Handlung. Karl Moors zurückgestoßene „Menschheit" wird zur flammenden Anklage gegen eine Zeit, wo Recht Unrecht werden muß. Die Liebe Ferdinands und Luisens macht vergeblich ihre Rechte gegen starre Satzung geltend. Posa weiß seinem Freund kein eindringlicheres Programm zu geben als dies: sei ein Mensch auf König Philipps Thron; sein Kampf gilt der Befreiung der Menschheit von hartem Tyrannen- und Glaubensjoch, unter dem die Menschenwürde in stumpfem Gehorsam gebrochen wird und verdichtet sich in den berühmten Worten: geben Sie Gedankenfreiheit. Dem Wege aber, auf dem Schiller die Frage löste, nähern sich vor allem die philosophischen Gedichte jener Jahre; in den „Künstlern", die das Bild des ungeheuren Kulturverdienstes der Kunst aufrollen, ist in nuce alles enthalten, was Schiller in den drei großen Abhandlungen, über Anmut und

Würde, über naive und sentimentalische Dichtung und vor allem in den schier unerschöpflichen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen über das Humanitätsideal zu sagen hatte, nachdem er die strenge Schule kantischer Ästhetik durchgemacht. Letztere Briefe sind es vor allem, die uns ein klares Bild von dem tiefen und reichen Gedankenkreis Schillers geben.

Dem Ideenkreise Schillers liegen folgende Fragen zugrunde: worin besteht wahre Humanität? Wie ist sie zu erreichen? Welches sind ihre Folgen für die sittliche und politische Betätigung des Menschen? Seine Antworten darauf sind kurz diese: wahre Humanität besteht in dem freien harmonischen Verhältnis der beiden Naturen des Menschen als eines sinnlich vernünftigen Wesens. Dieses freie Verhältnis ist nur durch eine ästhetische Erziehung zu erreichen. Nur auf dem Grunde einer solchen kultivierten Menschheit ist eine dauernde und freie Sittlichkeit und eine freie politische Staatenbildung erst möglich.

Die wahre „Menschheit" ist die, in der weder das Sinnliche durch das Vernünftige noch die Vernunft durch die Begierden und Triebe des Menschen als Sinnenwesen unterdrückt wird. Dem „humanen Gefühl ist es gleich unmöglich, die rohe Tierheit und die Intelligenz zu vereinzeln". Mensch — das ist hier kein Naturbegriff, sondern ein Kulturbegriff. Denn die harmonische Einheit beider Wesenshälften ist eine Aufgabe. „Der Mensch kann sich . . . auf doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen, oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören." Der erstere Gedanke ist uns sehr viel geläufiger als der zweite. Von dem verderblichen Einfluß ungezügelter Triebe redet uns die Moral aller Zeiten. Aber sie kann, wenn sie nicht einen höheren kulturellen Standpunkt ins Auge faßt, zu einer blinden und harten Unterjochung von Gefühlen und Trieben gelangen, wodurch sie selbst ebenso unsicher gestellt als dem wahren Humanitätsideal entgegengesetzt ist. Schiller verweilt daher mit einer gewissen Liebe, die dem Künstler in ihm entstammt, auf der Betonung des Rechts der natürlichen Anlagen und Triebe. „Einheit fordert die Vernunft, die Natur Mannigfaltigkeit." Der Mensch soll diese beiden Legislationen in sich vereinigen. Die Mannigfaltigkeit der Natur darf nicht verletzt werden, denn nur so kann die Totalität des Charakters sich entfalten. Wo der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen behauptet werden kann, da verrät sich eine mangelhafte Bildung. Die Aufgabe ist vielmehr, diesen natürlichen Charakter zu bilden. Denn beide Seiten der menschlichen Natur, Vernunft und Sinnlichkeit, sind wichtige Faktoren, die als Formtrieb und Stofftrieb erst das Material darstellen, aus dem sich eine vollstimmige Menschheit entwickeln kann. „Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch." Je mehr Freiheit der Vernunft, desto mehr Welt begreift der Mensch. So wird mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit herrschen. Verlangt wird von uns größtmögliche Selbständigkeit und Intensität unsrer Vernunftbetätigung zugleich mit größtmöglicher Veränderlichkeit und Intensität unsres Empfindungsvermögens. Aktivität und Passivität sollen aufs höchste getrieben werden. Also darf keine Abstumpfung des Gefühls geschehen, um den Charakter sicherzustellen. „Freilich", bemerkt Schiller sehr richtig, „ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen

mutigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen.“ Die Gefahren der einſeitigen Betonung eines dieſer Triebe legt Schiller ausführlich dar. Die Unterdrückung der Empfänglichkeit verarmt den Menſchen; die Überwältigung der Form und Einheit gebenden Vernunft macht ihn zu einem anarchiſchen Bündel von Trieben.

Dies wäre alſo das Material, mit dem der Menſch zur Erreichung wahren Menſchentums zu arbeiten hat. Aber wie gelangt er dazu, dieſe einander entgegengeſetzten Triebe ſo zu verſöhnen, daß ſie gegenſeitig ihre Grenzen reſpektieren? Namentlich: wie iſt die ſehr viel unbändigere Tätigkeit der Triebe einzudämmen, ohne ſie aufzuheben? Hier zeigt ſich der hohe Glaube, den Schiller als Künſtler an die Bedeutung der Kunſt und derjenigen Gemütsverfaſſung hat, aus der künſtleriſches Schaffen wie Genießen entſpringt. „Es gibt keinen anderen Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben äſthetiſch macht,“ der Krieg gegen die Materie muß in ihre eigenen Grenzen hinübergeſpielt werden. Auch ſchon im bloß phyſiſchen Leben muß der Menſch der Form unterworfen werden. Die äſthetiſche Stimmung des Gemüts erzieht den Menſchen dazu, überhaupt Form zu begreifen, noch ohne daß ſie einen beſtimmten Inhalt hat wie das Sittliche, der etwa dem natürlichen Trieb entgegengeſetzt iſt. So wird die Selbſttätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, und wir lernen die ſchöne Form lieben. Damit wird zunächſt erreicht, daß der Menſch von Natur wegen dazu gelangt, aus ſich zu machen, was er will; die Richtung dieſes Willens kann dann die Sittlichkeit übernehmen. Der erzieheriſche Wert des Äſthetiſchen beſteht alſo darin, daß es überhaupt eine reine Form dem ſinnlichen Menſchen gibt; Form aber iſt bereits Herrſchaft über das Chaos der Triebe und Begehrungen. So wird er lernen, edler begehren.

Aus der Vereinigung von Stofftrieb und Formtrieb beſteht für Schiller der Spieltrieb im höchſten Sinne, auf dem das Äſthetiſche und die Macht des Äſthetiſchen über die ſinnliche Natur beruht. Wir ſetzen ſeine tiefſinnige Ableitung hierher: „Der ſinnliche Trieb will beſtimmt werden, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen. Der Spieltrieb wird alſo beſtrebt ſein *ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.*“ Der Spieltrieb alſo ſchafft im Empfangen die Form; ſie iſt aber ſchöne Form, die zu den Sinnen ſpricht. Hier handelt es ſich nicht etwa um „bloßes Spiel“, ſondern es iſt etwas höchſt Wertvolles, — denn hier finden wir Form- und Stofftrieb verſöhnt. So gelangt Schiller zu dem berühmten und oft mißverſtandenen Satz: „Der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt.“ Schiller zeigt die rege und harmoniſche Betätigung des ganzen Menſchen an den Beiſpielen der „anſpannenden“ und „abſpannenden“ Wirkung der Kunſt auf. Er wird wohltätig „angeſpannt“ durch Belebung und Hineinziehung aller Kräfte; er wird eben dadurch wohltätig „abgeſpannt“ von der einſeitigen Betätigung ſei es der Triebe oder des Verſtandes. Darin beruht die humaniſierende Wirkung der Kunſt; der ganze Menſch wird in wohltuendem Gleichmaß in dieſe Welt von Form und Stoff hineingezogen, die weitab von realen Begierden wie ſtarren Vernunftzwecken liegt.

Und wie das Schöne hier Form und Stoff verſöhnt und vereinigt, ſo wird, jenſeit von allem Kampf der Triebe oder gegen ſtrenges Vernunftgebot das Ideal

der schönen Seele thronen. Schiller will hier nicht etwa die Moral durch ästhetische Grundsätze „ersetzen", sondern es stellt sich ihm das Bild der Harmonie zwischen einer solcherart veredelten Sinnlichkeit und den Forderungen der Moral in vollem Glanze vor Augen; zugleich zieht er die Konsequenzen, die sich aus der Betrachtung letzter Zwecke des Moralischen ergeben. Es ist sehr richtig, daß unsere Neigung nicht unseren Pflichtbegriff beeinflussen darf, und sehr wohl zu verstehen, daß man, um ganz sicher zu sein, daß nicht etwa ein Trieb zum Glücke das Motiv macht, Pflicht und Neigung einander schroff entgegensetzt. Aber was nicht aus Neigung geschieht, darf deswegen doch mit Neigung geschehen. Denn unser Ziel ist nicht etwa, einzelne sittliche Handlungen zu vollbringen, in denen sich die Vernunft dem Triebe gegenüber durchsetzt, sondern als ganzer Charakter, bis in das Gebiet unserer Neigungen hin, sittlich zu sein. Wir dürfen nicht nur, sondern wir sollen unsere Pflichten lieben, und es ist sehr wohl denkbar, daß dieser Zustand auch wirklich in uns Raum gewinnt, unbeschadet dessen, daß die Unendlichkeit des Moralgebotes neue Anforderungen an uns stellt. Es ist nicht der höchste denkbare Zustand, wo jede sittliche Handlung mit dem Widerstand niederer Triebe kämpft. Es gibt auch uneigennützige Affekte, die sich frei zum Sittlich-Geforderten erheben. „Womit hatten die Kinder des Hauses es verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte", ruft Schiller im Hinblick auf Kants schroffe Formulierung der psychologischen Bedingungen des moralischen Tuns. Die „schöne Seele", dies „Kind des Hauses" ist höher geartet, weil es schon seinen Trieben nach versittlicht ist. „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf." „In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren." Ihr erscheinen auch die guten Antriebe und Handlungen nicht als Verdienst, weil sie ihr natürlich geworden sind. „Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist." Als vollendeter Zustand ist die „schöne Seele" eine Idee; als beschränkter Zustand ist sie die Realisierung der Sittlichkeit nicht in einzelnen Taten sondern im sittlichen Charakter.

Nur auf dem Grunde einer solchen Versöhnung von Sinnlichkeit und Vernunft, wie sie im Ästhetischen sich zeigte und in der schönen Seele zum Ideal wird, kann die Sittlichkeit sich dauernd befestigen. „Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden." So dient die ästhetische Erziehung dazu, den Übergang vom physischen „Notstaat" zum Vernunftstaat anzubahnen. Der verwirklichte Vernunftstaat ist der „ästhetische Staat", in welchem Trieb und Vernunft nicht im Verhältnis von Unterdrücktem und Sieger, sondern in harmonischer Vereinigung bestehen und ihre Grenzen wahren. Es ist der Gegensatz von Sklaven und freiem Bürger, dessen Individualität die Grenzen ebensosehr respektiert, wie sie auch ihm gegenüber respektiert werden.

Dies ist Schillers Weg zur Humanität, und nur ungern mußten die vielen reizvollen Seitenwege hier unberührt gelassen werden, durch die sein Gedanke führt. Der Kulturphilosoph Schiller rückt uns nahe sowohl durch sein künstlerisches Verständnis für den Wert einer vielstimmigen Natur und einer lebhaften Empfänglichkeit, wie durch die strenge und große Forderung, allem, was uns entgegentritt, unsere Form aufzuprägen und so es uns zu eigen zu machen. Denn in dieser

bunten Zeit, wo Vergangenes und Gegenwärtiges, Fernes und Nahes in tausend Gestalten vor uns tritt, ist die Gefahr groß, daß wir „gelebt werden", wahllos vom Strom der Erscheinungen hingetragen, statt daß wir prüfend und formend leben. „Alles Innere veräußern", ruft uns der Dichter zu, „und alles Äußere formen." Und in einer Zeit, wo sich das Individuum immer bewußter regt, wird die Forderung anklingen, daß kein äußerliches Pflichtgebot uns fremd gegenüberstehe, sondern aus einer kultivierten Persönlichkeit heraus erkannt und ergriffen werde. Auch der Weg Schillers zu der letzten Vervollkommnung, die ästhetische Erziehung des zwiespältigen Sinnen- und Vernunftwesens zum Menschen, ist unserer Zeit kein befremdender. So wird der Künstler und Denker Schiller lebendig mit seinem Volke wirken.

Die Frau im Theaterberuf.

Von

Dr. Charlotte Engel Reimers.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 72.)

Bei dem ständigen Wechsel der Engagements ist die Schauspielerin ganz auf die Agenten angewiesen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die Agenten eine wirtschaftliche Notwendigkeit sind oder nicht. Tatsache ist, daß von 100 Engagements 90 durch einen Agenten zustande kommen. Die Gebühr ist durchweg 5 Prozent der Gage inklusive des garantierten Spielhonorars für die ganze Dauer des Engagements. Noch bis vor wenigen Jahren herrschte die Sitte, daß bei einer Verlängerung des Engagements, auch wenn diese Verlängerung ganz ohne Zutun des betreffenden Agenten erfolgt war, weitere 3 Prozent bezahlt werden mußten. Diesem Unwesen hat die Polizei ein Ende gemacht. Die 5 Prozent sind ohnehin eine ungeheure Last. Für die Vermittlung z. B. eines Engagements für eine sechsmonatliche Saison mit der monatlichen Gage von 50 Mark bekommt der Agent 15 Mark. Dauert die Saison dagegen 9 Monate und lautet das Engagement auf 3 Jahre etwa mit 300 Mark Monatsgage, so erhält der Agent 405 Mark. Daß ein Agent für die Vermittlung des mehrjährigen Engagements einer dramatischen Sängerin oder Heldin 5- bis 6000 Mark verdient, ist nichts Ungewöhnliches. Die Schauspielerin muß den ganzen Betrag zahlen, während in allen übrigen Erwerbszweigen der Arbeitgeber die Hälfte der Gebühr trägt. Der Direktor zieht ihr sogar den Betrag von der Gage ab. Trotz dieser riesigen Vergütung seiner wahrlich — im Vergleich zu anderen Maklern — geringen Spesen und Mühen übernimmt der Agent keinerlei Garantie für das Perfektwerden des Engagements oder die Auszahlung der in Aussicht gestellten Gage. In den Kontrakten findet sich ein Paragraph, der es dem Direktor möglich macht,

innerhalb einer bestimmten Frist — dem Probemonat — bei „gänzlichem künstlerischen Unvermögen" dem Mitglied sofort zu kündigen. Vor Ablauf dieses Monats weiß die Künstlerin nicht, ob sie für die Saison geborgen ist. Ist die Frist vorüber und der Vertrag nicht perfekt geworden, so findet sie bei der vorgerückten Saison sehr schwer etwas anderes. Der Kontrakt schreibt vor, daß die Kündigung nicht stattfinden darf, bevor nicht ein Auftreten erfolgt ist. Wie manche junge Künstlerin hat aber die Kündigung schon auf dem Tische liegen sehen, als sie vor der Vorstellung ihre Garderobe betrat! Künstlerisches Unvermögen ist ein dehnbarer Begriff. Der Direktor findet oft, daß er unmöglich die junge Künstlerin für die Gage behalten könne, die er ihr durch den Agenten angeboten habe. Er wisse ein anderes junges Mädchen, das viel schönere Toiletten habe und um 20 Mark weniger das Engagement annehmen wolle. Und die Arme, die zitternd vor ihm steht, die ihr Letztes an die Reise gewandt, im Gasthof schon Schulden gemacht, erklärt sich zu allem bereit, nur um dableiben zu können. Dieses Reduzieren der Gage ist keine Ausnahme, sondern die Regel. Es ist allgemeiner Brauch, daß die Direktoren viel mehr Personal engagieren, als sie beschäftigen können, und dann einen gegen den anderen ausspielen. Mir selbst ist der Fall einer Gagenreduktion von 80 auf 20 Mark bekannt. Und gerade dieser Probemonat ist es, auf dessen Notwendigkeit, wie auf dem einseitigen Kündigungsrecht überhaupt, selbst die humansten Theaterleiter bestehen, wie wenig sie die furchtbaren Folgen verkennen. Trotzdem er unseren gesamten Anschauungen von Recht und Gerechtigkeit ins Gesicht schlägt und die Wurzel aller Misere am Theater ist. Jeder mehrjährige Kontrakt ist am Schluß des ersten Jahres von seiten des Theaterleiters kündbar, während die Schauspielerin gebunden ist. Auf diese Weise hat der Direktor die Möglichkeit, eine noch unbekannte Künstlerin, deren großes Talent er erkennt, mit einer mäßigen Gage zu engagieren und sie jahrelang für diese Summe an sein Institut zu fesseln, dessen Ertrag sie eventuell verdoppelt oder verdreifacht, während sie gezwungen ist, einen vorteilhaften Antrag nach dem anderen auszuschlagen.

Vornehmlich gegen diese Monstrosität richtet sich der Kampf, den die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", der Schauspielerverein, mit dem Verein der Direktoren, dem sogenannten „Bühnenverein", ausficht.

Die Gefahr, die diese Bestimmungen in sich bergen, ist viel größer, als sie im ersten Moment erscheint. Denn der Erfolg beim Publikum ist etwas so Unmeßbares, Unberechenbares, etwas, was nur bis zu einem gewissen Grade mit wirklichem Können und Verdiensten zusammenhängt, daß er der Künstlerin von einem Tag zum anderen unter den Händen entschwinden kann, ohne daß sie weiß, warum. Mäkeln und kritteln gilt stets im Publikum für geistreich. Irgendeiner findet, die Stimme habe verloren oder das Spiel sei manieriert geworden, die ganze Stadt spricht es nach, und der Direktor nimmt diese plötzliche Unbeliebtheit zum Vorwand, um eine billigere Kraft zu nehmen. Vollends wenn die Künstlerin krank wird, ist die Gefahr groß. Auch dann steht nicht ihr, sondern nur dem Direktor frei, das Verhältnis zu lösen. Gewöhnlich wird während einer Krankheit 14 Tage die volle Gage und 14 Tage die halbe Gage gezahlt. Dann hören die Gagenzahlungen auf und dem Direktor steht das Recht zu, mit 14tägiger Kündigung die Künstlerin zu entlassen. Nicht aber auch der Künstlerin, zu gehen, falls sie

fühlt, daß sie der Arbeit nicht mehr gewachsen ist, daß sie Leben und Zukunft dabei aufs Spiel setzt. Sie ist gebunden, solange der Kontrakt besteht, bekommt keine Gage, darf sich auch keine anderweitige, leichtere Beschäftigung suchen, muß auftreten, sobald der Theaterarzt — der im Sold des Theaterleiters stehende Arzt — dies für möglich erklärt.

Was wird aus der Schauspielerin im Alter oder bei Berufsunfähigkeit? Die Frage ist schwer zu beantworten. Eine Statistik darüber gibt es nicht. Die Schauspieler gehören nicht zu den Versicherungspflichtigen. Man fürchtete, den Flug der Kunst zu lähmen, wenn man den staatlichen Schutz auf ihre Jünger ausdehnte. Was der Staat versäumte, haben die Schauspieler zum Teil selbst mit bewunderungswürdiger Energie und Ausdauer nachgeholt. Sie haben aus eigenen Mitteln eine Alterspensionskasse und Krankenkassen gegründet. Aber die Zahlen ihrer Mitglieder geben kein der Wahrheit entsprechendes Bild, denn nur die besser Gestellten können die Beiträge zahlen. Die Pensionskasse zahlt an 1244 Pensionäre Renten. Von den weiblichen Bühnenmitgliedern wird ein großer Teil durch die Heirat versorgt. Im Theateralmanach findet sich eine Liste der nicht mehr aktiven Künstler und Künstlerinnen. Unter letzteren sind 223 verheiratet, 77 ledig. Größtenteils gibt die Schauspielerin ihren Beruf auf, wenn sie heiratet. Heiratet sie in bürgerliche Kreise, so wird der Mann und seine Familie gegen die Fortführung ihres Künstlerinnenberufes sein. Geht sie eine Künstlerehe ein, so findet sie oft, daß ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter mit denen einer Schauspielerin nicht zu vereinen sind, daß es für sie selbst und für ihre Familie weit besser und selbst rentabler ist, wenn sie dem Theater entsagt. Nach dem langen Umherwandern, dem Sich-Herumdrücken in möblierten Zimmern und schmutzigen Gasthöfen ist ihr das eigene Heim ein wahres Himmelreich, und durchschnittlich wird sie eine ausgezeichnete Hausfrau. Sparen und rechnen ist sie gewohnt; die Not hat sie gelehrt, in ihren Sachen Ordnung zu halten und sich vieles selbst zu machen. Das ist eine bessere Mitgift als die ästhetischen Bildungsschätze der höheren Tochter. In dem täglichen engen Verkehr mit den Kollegen hat sie das andere Geschlecht kennen gelernt mit allen Vorzügen und Schwächen. Der Mann ist ihr nicht der „Herrlichste von allen", vor dem sie in Ehrfurcht und Demut erbebt, aber sie erwartet auch nicht, daß er der Sklave ihrer Launen sei und seine Verliebtheit ewig. Sie hat sich das Leben um die Ohren wehen lassen, weiß, was arbeiten und entbehren heißt, steht ihrem Mann ehrlich zur Seite und drückt über seine Schwächen ein Auge zu. Natürlich gibt es auch unglückliche Ehen unter den Schauspielern. Die Ehetragödien und -irrungen der großen Künstler bilden stets ein ergiebiges und genußverheißendes Thema für Publikum und Presse. Ich rede hier aber nicht von den Großen, die Ruhm und Besitz blenden, die ein wahnsinniger Ehrgeiz nicht zur Ruhe kommen läßt und abstumpft gegen das ruhige Glück häuslichen Friedens und die durch Extravaganzen jeder Art die übermäßig angestrengten Nerven aufpeitschen müssen. Noch viel weniger von den Theaterprinzessinnen, für die der Schauspielerberuf nur ein Deckmantel ist für ihr unsauberes Treiben. Die gute Durchschnittsschauspielerin aber, die aus ehrlicher Begeisterung und reinstem Idealismus ihren Beruf ergriffen, die unablässig „strebend sich bemüht", allmählich die hochfliegenden Träume mit einem Seufzer begräbt, im Laufe der Jahre sich wohl hie und da ein wenig die

Flügel verbrannt hat, ergreift darum mit doppelter Dankbarkeit ein sicheres, wenn auch bescheidenes Los.

Ehepaare finden am Theater schwer ihr Fortkommen. Meldet sich ein Paar, so wird der Wunsch derselben, an einem Theater zu wirken, sofort zu Gagenreduktionen benutzt. Das ist allgemein so, und ein nicht zu unterschätzendes Moment bei der Beurteilung der „Moral" am Theater. Ein leicht erregbares Temperament ist die Wurzel aller künstlerischen Begabung. In keinem anderen Stand sind die Kollegen so aufeinander angewiesen, so viel zusammen und in so engem Kontakt wie im Schauspielerstand. Ein wirkliches Verschmelzen mit den Bürgerfamilien findet nicht statt. Selten ist es, daß die junge Künstlerin in der einen oder anderen besseren Bürgerfamilie herzliche Aufnahme findet, so daß sie sich da zu Hause fühlt. Zu der gemeinsamen Arbeit, den gemeinsamen Leiden und Freuden kommt so noch die Einsamkeit, das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit, um die Mitglieder eines Theaters enger miteinander zu verknüpfen. Man tröstet sich gegenseitig, wer Unterstützung von den Eltern bekommt, borgt den anderen, man hört einander die Rollen ab, sitzt zusammen auf einer „Bude", um Heizung und Licht zu sparen, die Mädchen legen auch wohl Hand an und bessern den Männern die schadhaften Sachen aus. Aus der Freundschaft entwickelt sich die Liebe. Es läßt sich nicht leugnen, daß viele dieser Liebschaften unter der stillschweigenden Voraussetzung von beiden Seiten eingegangen werden, daß sie nicht das Engagement überdauern. Es sind die sogenannten „Saisonverhältnisse". Man liebt einander, solange man beisammen ist, eine Trennung überdauert die Liebe nicht. Andere aber bleiben einander treu, ob der Bund nun die bürgerliche und kirchliche Weihe bekommen hat oder nicht. Sehr häufig will man es „erst zu etwas bringen", bevor geheiratet wird. Ihrem Kinde, ob ehelich oder unehelich, ist die Schauspielerin eine zärtliche Mutter, das darf ohne Rückhalt ausgesprochen werden. Und ich möchte sagen: besonders die uneheliche Mutter zeigt einen bewunderungswürdigen Opfermut. Nirgend habe ich uneheliche Mütter getroffen, die ihr Mutterglück so genossen und ihre Mutterpflichten so treu erfüllten, wie unter den Schauspielerinnen. Alle Enttäuschung über die Untreue des Geliebten ist ausgelöscht, die Öde des Daseins geschwunden, das Leben hat einen Inhalt, einen Mittelpunkt, die Arbeit, auch wenn die Ideale verflogen, einen Zweck. Jede freie Minute gehört dem Kind. In ganz jungen Jahren wird es der Vertraute und Gefährte der Mutter, die sich mit immer leidenschaftlicherer Liebe an das einzige Wesen anschließt, das ihr auf der Welt gehört und sich von den Kollegen immer mehr zurückzieht. Ein solches kleines Theaterkind kennt und teilt in seiner altklugen Weise alle Not der Mutter, das bange Suchen nach einem Engagement, die Intrigen der Kollegen, die Schikanen und Ungerechtigkeiten des Direktors. Sobald die Beinchen es tragen können und das Mündchen plappern, hilft es mit verdienen, spielt Kinderrollen. Mit der Mutter wandert es von einem Ort zum anderen, besucht an jedem eine andere Schule, lernt natürlich auf diese Weise so gut wie nichts. Das Theater ist der Mittelpunkt, um den sich in diesem kleinen Leben vom ersten Tage an alles dreht. Natürlich wird es auch wieder Schauspieler. Es kennt ja kaum etwas anderes.

Erstaunlich ist es oft, wie lange die Schauspielerin ihre Kräfte erhält. Die Anstrengungen des Berufes sind so groß, daß hier wirklich nur ein Überleben der Tüchtigsten stattfindet. Man weiß, wie Sarah Bernhard, Adelina Patti dem Alter

trotzten, wie Sophie Schröder noch als Siebzigjährige ihre Hörer erschütterte und entzückte. Nur starke, widerstandsfähige Naturen können es so weit bringen. Wie viele aber im Kampfe erliegen, an jahrelanger Überanstrengung und Unterernährung zugrunde gehen, davon wissen wir nichts. Der Schritt auf die Bühne ist darum so verhängnisvoll für das junge Mädchen, weil es eine Umkehr, ein Übergehen in einen anderen Beruf nur sehr schwer gibt. Sind einmal die großen Kosten der Ausbildung oder Ausstattung bezahlt, so wird sich die junge „Künstlerin" schwer entschließen, die Flinte ins Korn zu werfen, namentlich wenn die Eltern, wie meist der Fall, sich dem Ergreifen dieses Berufes widersetzten. Jugend hat Mut, und jede glaubt felsenfest an ihr großes Talent. Was nur fehlt, ist das „Glück". Will sich die leichtbeschwingte Göttin aber gar nicht einstellen, und entschließt sie sich, ihrer „Kunst" zu entsagen, so wird ihr die Wahl eines neuen Berufs sehr schwer werden. Zur Kontoristin gehören Kenntnisse, die sie nicht besitzt, und das Leben auf dem Kontorbock, überhaupt alles Stillsitzen, ist ihr unerträglich. In eine Familie, als Stütze, Kinderfräulein, Gesellschafterin wird man nie eine ehemalige Schauspielerin nehmen. Der gewöhnliche Ausweg ist die Deklamation. Dabei kann sie verwerten, was sie gelernt. Aber davon zu leben ist fast unmöglich. Die enormen Saalmieten, Insertionskosten, Kosten für Beleuchtung und Bedienung betragen nur zu oft mehr als die ganze Einnahme. Bleibt das Unterrichten. Jede Schauspielerin, die länger in einem Engagement ist, gibt dramatischen Unterricht, ob sie nun dazu qualifiziert ist oder nicht. Und so groß ist der Zudrang zum Theater, daß trotz der riesigen Konkurrenz der Lehrerinnen untereinander alle noch Schüler finden. Die so erzielten Einnahmen sind zum Teil sehr beträchtliche. Kleine Schauspielerinnen versuchen oft durch Agenturen — Strümpfe, Versicherungen, Leinewand und ähnliches — ihre Einkommensverhältnisse zu bessern.

So stellt sich uns das Leben der Schauspielerinnen dar als ein mühe- und arbeitsvolles, reich an Entbehrungen und Enttäuschungen selbst im günstigsten Fall, ein stetes Ringen um einen Platz in der Sonne des Ruhmes und Erfolges, den, wenn erreicht, jeder Tag ihr wieder nehmen kann. Ist der Kampf im Laufe der Zeit schwerer geworden? Ja und nein.

An keinem Erwerbsstand ist die moderne Emanzipationsströmung so spurlos vorübergegangen wie an dem der Schauspielerin. Nicht nur daß sie im allgemeinen den Frauenbestrebungen teilnahmslos gegenübersteht, auch dem Organisationsversuche im eigenen Lager bringt sie wenig Verständnis entgegen. Sie könnte darin von jeder ungebildeten Arbeiterin beschämt werden. Und doch verdankt wohl niemand der Umwandlung in der Wertschätzung der Frau so viel wie sie. Noch vor 30 Jahren war das größte Kapital der Schauspielerin ihre Jugend und Anmut. Das war es, womit sie entzückte, dem man huldigte. Ihr silberhelles Lachen, ihr zierliches Füßchen, ihre üppigen Locken und seelenvollen Augen machten oft ihr ganzes Talent aus. Mit Grauen sah sie daher mit den Jahren diese Schätze schwinden. War die Jugend dahin, so war mit einem Schlage die ganze Herrlichkeit zu Ende. Die einst Gefeiertsten, denen Fürsten zu Füßen gelegen hatten, mußten sich, noch ehe sie die ominösen Vierzig erreicht hatten, an untergeordneten Stellen herumdrücken. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln wurde daher der einzigen Versorgung zugestrebt, die es gab: die „Freundschaft" eines Fürsten oder, wenn

es glückte, die reiche Heirat. Es erschien als die einzige Rettung vor der Misere des Alters. Die eigentliche Beherrscherin der Bretter war die Naive. Sie feierte die spontansten, unmittelbarsten Triumphe. Die langjährige Naive des Hamburger Thaliatheaters unter Chéri Maurice, Klara Horn, wurde mit den Ehren zu Grabe getragen, die sonst nur dem regierenden Bürgermeister zukamen. In allen Lustspielen war die Rolle der Naiven die führende. Sie war der Mittelpunkt, um dessenwillen das Stück überhaupt geschrieben war. Für die ältere Frau hatte die Bühne keine Verwendung. Nur ganz große, geniale Individualitäten wie Sophie Schröder, Charlotte Wolter behaupteten sich auch im Alter. Ein kläglicheres Los als das der komischen Alten, der die mannstollen alten Jungfern und keifenden Schwiegermütter zufielen, läßt sich nicht denken. Selbst die Heldenmutter diente nur als Relief für die jugendliche Heldin. Eine feinere Ausgestaltung der älteren weiblichen Figuren, wie sie den Intentionen des Dichters entsprochen hätte, traf man nur in den seltensten Fällen an. Es wurde kein Gewicht darauf gelegt. Daher die Angst vor dem Altwerden, das Sichfestklammern an die Jugend, das direkt grotesk werden konnte. Auch im Privatleben wurde versucht, den Schein der Jugendlichkeit bis zum äußersten zu bewahren. Friederike Goßmann war noch als hohe Sechzigerin, zudem sehr leidend, in Allüren und in Kleidung die „Grille", als die sie vor 40 Jahren die Welt entzückt hatte. Das alles hat sich von Grund auf geändert. Seitdem uns Ibsen die sich ihres Willens und ihrer Fähigkeiten bewußte Frau gegeben hat, haben die „Grillen", die „Lachtauben", die nichts weiter auf der Welt zu tun hatten, als daß sie „ihr Herz entdeckten", ausgewirtschaftet. Das seelen- und sinnlose Geplauder eines hübschen Püppchens hat seine Wirkung verloren. Auf der Bühne treten uns weibliche Charaktere entgegen in ihrer Entwicklung und in ihren Irrungen. Und damit hat sich der Aufgabenkreis und die Wirkungssphäre der Schauspielerin ganz außerordentlich erweitert. Erweitert und verschoben. Es ist nun nicht mehr die jugendliche Schauspielerin, der die dankbarsten Rollen zufallen, sondern die reifere Frau. Die Rolle der Frau Alving in Ibsens „Gespenstern" ist nicht weniger wirkungsvoll als die der Regine. Und während früher die Dreißigjährige tat, was sie nur konnte, um über ihr Alter zu täuschen, während an dem Gretchen sich Damen versündigten, die Gretchens Mutter gut hätten sein können, sehen wir jetzt die Noch-Jugendliche ältere Frauen verkörpern, wenn ihr Talent, ihre Eigenart sie dazu befähigt. Als etwas ganz Besonderes wurde es empfunden, daß Minona Frieb-Blumauer noch bevor ihre Jahre sie dazu zwangen, in das Fach der komischen Alten überging, weil ihr starkes Talent sie dorthin drängte. Ilka Grüning, die im letzten Jahr mit großer Meisterschaft in der Komödie Wieds eine alte Zimmervermieterin verkörperte, ist jung; Hedwig Wangel, die „Gora" in der Medea am Deutschen Theater, die Urahne in Pelleas und Melisande kaum über 30 Jahre. Durch diese Umwertung ist die „ältere" Aufgabe überhaupt, auch dort, wo sie früher vernachlässigt wurde, z. B. in den klassischen Dramen, zu neuer Bedeutung gelangt. So wurde z. B. kürzlich am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg unter dem Freiherrn v. Berger bei einer Neueinstudierung des Hamlet von einer Künstlerin wie Franziska Ellmenreich die Mutter Hamlets gegeben und so herausgearbeitet, daß man jetzt erst verstand, wie um diese in reifer Schönheit strahlende, noch so begehrenswerte Frau ein Verbrechen begangen werden konnte, das die eigentliche Wurzel des Konfliktes bildet,

was dem Zuſchauer bisher in der Verkörperung dieſer Geſtalt durch die übliche korpulente, etwas aſthmatiſche Heldenmutter vollkommen verborgen blieb. Die Rolle erſchien dann nur als Staffage für die glänzenden des Hamlet und der Ophelia.

Und dieſe neuen Aufgaben zeitigen eine neue Schauſpielerin. Sie ſind nicht geeignet, die weibliche Eitelkeit zu befriedigen. Die Schönheit iſt für dieſe Rollen nicht mehr das Maßgebende, nicht einmal mehr von beſonderem Vorteil. Unſere größten Schauſpielerinnen ſind keine ſchönen Frauen, und, was wichtiger, wirken auf der Bühne nicht als ſolche. Es kommt jetzt auf ganz andere Dinge an. Eine ausgeprägte Eigenart, eine ſtarke Individualität, die Fähigkeit zu charakteriſieren, das iſt's, was heut die große Schauſpielerin ausmacht. Frauen mit ſolchen Eigenſchaften und Fähigkeiten ſind auch außerhalb der Bühne keine Prinzeſſinnen oder Hätſchelkinder des Publikums. Sucht man ſie in ihrem Heim auf, ſo findet man nicht mehr das kokette Boudoir der gefeierten Diva, mit tauſend koſtbaren Nichtigkeiten angefüllt, den Trophäen genoſſener Huldigungen. Schreibtiſch und Bücherſchrank dominieren und reden davon, daß ſie gebraucht werden. Irene Trieſch konnte man eifrig über Beethovenſtudien gebeugt in der Königlichen Bibliothek ſehen, Louiſe Dumont überſetzte in ihren freien Stunden nachgelaſſene Schriften von Renan.

Ob im allgemeinen das Leben der Schauſpielerin ſchwieriger geworden iſt, läßt ſich ſchwer entſcheiden. Reich an Arbeit und arm an materiellen Gütern war es je für die meiſten. Wir ſtaunen, wenn wir leſen, was noch im Anfang des 19. Jahrhunderts verlangt und geleiſtet wurde. Von der mit 17 Jahren verſtorbenen Charlotte Ackermann, der Schweſter des großen Schröder, wird uns gemeldet,[1]) es wäre „unmöglich zu entſcheiden, ob die jugendliche Meiſterin im Luſtſpiel oder Trauerſpiel mehr geglänzt habe“ .... „die Geberdenſprache, der Ausdruck ihres Tanzes war vielleicht noch einziger und ſeltener als ihr mündlicher Vortrag.“ Außerdem entzückte ſie in der Oper. Allgemein war es, daß die Schauſpielerinnen gleichmäßig im rezitierenden Schauſpiel wie in der Oper mitwirkten. Das galt noch bis in die 30er Jahre. Karoline Bethmann-Unzelmann war gleich vorzüglich in naiven und tragiſchen Rollen, entzückte als Jungfrau von Orleans, ſang die Conſtanze in Mozarts „Entführung“, die Gräfin im Figaro, die Donna Anna im Don Juan. Bei einer ſolchen Tätigkeit mag nicht viel Muße übriggeblieben ſein. Dazu eine Behandlung von ſeiten des Theaterleiters, die nicht gerade als zart bezeichnet werden kann. Döbbelin, der gewandte Chef des Berliner Hoftheaters unter Friedrich Wilhelm II., wird von der Behörde angehalten, „alles niedrige Schimpfen und Schlagen der Theaterleute“ zu unterlaſſen, ſie „in Zukunft auch zu keinen von ſeinen Privatgeſchäften zu gebrauchen“.

Bekanntlich ließ auch Goethe Renitente „brummen“. Und nicht nur der Theaterleiter ſtrafte, auch das Publikum gab oft in ſehr draſtiſcher Form ſein Mißfallen an dem Privatleben der Künſtlerin kund. Als die Tochter des oben genannten Döbbelin zum zweiten Mal die Folgen eines zärtlichen Verhältniſſes nicht verbergen konnte, erhob ſich bei ihrem Auftreten ein derartiges Getoſe, daß der Vater vortreten mußte und ſie mit den Worten entſchuldigte: „Geſchätztes, gnädiges Publikum, Tugend kann ſtraucheln.“ „Aber nicht zweimal,“ donnerte es

[1]) F. L. W. Meyer „Friedrich Ludwig Schröder“, Hamburg 1819.

ihm entgegen. Die Stich-Crelinger, eine der beliebteſten Schauſpielerinnen der dreißiger Jahre, konnte, nachdem ihretwegen ein Duell ſtattgefunden hatte, längere Zeit nicht wagen, aufzutreten. Das Publikum betrachtete die Schauſpieler als ſein Eigentum, und manifeſtierte das bei jeder Gelegenheit. Andererſeits aber genoß die Schauſpielerin den Schutz des Prinzipals. Döbbelin bezeichnet ſich in ſeinen Reden oft als den Vater ſeiner Schauſpieler. Sie gehörte zu einem Ganzen. Es war ein Zuſammenwirken zwiſchen dem Prinzipal und ſeinen Schauſpielern, kein Entgegenarbeiten. Alle waren gleichmäßig an dem Gelingen des Unternehmens intereſſiert. Man hungerte zuſammen und feierte Feſte zuſammen, je nachdem die Geſchäfte gingen. Und dieſe Zugehörigkeit zum Ganzen, das iſt es, was ihr heut verloren gegangen und was ſie das Leben ſo viel ſchwerer empfinden läßt. Es iſt dieſelbe Entwicklung wie überall im wirtſchaftlichen Leben vom Familienbetrieb zur Induſtrie. Und trotzdem dieſe Entwicklung am Theater noch nicht ſo weit gediehen iſt, wie in den anderen Induſtriezweigen, wird ſie doppelt hart empfunden, weil die Schauſpielerin immer noch eine Sonderſtellung einnimmt. Der Theaterleiter iſt nicht mehr der Vater ſeiner Truppe, ſondern der Unternehmer, der viel Geld verdienen will. Die Künſtlerin fühlt, daß er kein anderes Intereſſe an ihr hat, als dasjenige, ob ſie ihm volle Häuſer macht oder nicht, und fühlt ſich ausgebeutet. Die Ausnahmen, wie der verſtorbene Dir. Krückl in Straßburg, bei dem die Schauſpieler als Menſchen wie als Künſtler eine Stütze fanden, und bei dem ſie jahrelang trotz mäßiger Gagen ſaßen, werden immer ſeltener. Der Zug der Zeit geht nicht dahin. Und die Schauſpieler lohnen es ihren Direktoren, indem ſie ihrerſeits gierig nach jedem höheren Angebot greifen, ohne Rückſicht auf das Inſtitut, an dem ſie ihren Ruf begründeten, oder auf den Direktor, der ſie förderte. Das wird erſt anders werden, wenn das Theater aus einer wirtſchaftlichen Unternehmung zu einer künſtleriſchen Erziehungsanſtalt, der Direktor aus einem auf eigenes Riſiko wirtſchaftenden kapitaliſtiſchen Unternehmer zum feſtbeſoldeten künſtleriſchen Leiter wird. Als die mittelalterlichen Schranken fielen und die Sonne der Gewerbefreiheit aufging, da ſchlug die Geburtsſtunde des modernen Theaterbetriebes. Und man kann ſagen, daß die Mißſtände, unter denen die Schauſpieler am ſchwerſten leiden, mit dem Theater als Kunſtſtätte nichts zu tun haben, ſondern lediglich mit dem Theater als freie wirtſchaftliche Unternehmung verknüpft ſind. Hier mehr als irgend anderwärts iſt die Wurzel alles Übels die freie Konkurrenz, die mit mörderiſcher Hetze die Theaterleiter zu immer größeren Anſtrengungen treibt, die nun wieder unter dem eiſernen Griff dieſes Würgengels ihrerſeits verſuchen, die Laſten, die von Jahr zu Jahr unerträglicher werden, ſo viel ſie können auf die wirtſchaftlich Schwächeren, auf ihre Schauſpieler, abzuwälzen.

Hat nun die Schauſpielerin es wirklich ſchwerer als die übrigen Erwerbsfrauen? Es iſt nicht leicht, ſich davon ein Bild zu machen. Man kann wohl von einem Fabrikarbeiterinnenſtand, von einem Lehrerinnenſtand reden, ſehr ſchwer aber von einem Schauſpielerinnenſtand. Denn während in den erſtgenannten das Bildungs- und Einkommensniveau ein ziemlich gleiches iſt, ſind am Theater Schulter an Schulter die Tochter aus adligem Offiziershauſe und das entlaufene Dienſtmädchen, die vielumworbene erſte Heldin mit einem Einkommen von 1000 bis 2000 Mark im Monat und die „kleinen Rollen mit Chorverpflichtung", die allmonatlich ihre 50 Mark in die Taſche ſtecken darf. Das bedingt natürlich eine

grundverschiedene Welt- und Lebensauffassung, vollkommen andere Begriffe von dem, was zur Lebensnotdurft gehört und was Luxus ist. Was der einen unerträglich, bemerkt die andere kaum, was diese mit Recht beanspruchen zu dürfen glaubt, hält die andere für ungebührliche Anmaßung. Das Mädchen, das aus einfacheren Verhältnissen kommt, wird im großen und ganzen die ungeheuren Strapazen des Berufes und die Härten der Disziplin leichter ertragen. Aber — trotz allen Eiferns selbst der größten Theatermänner gegen die „gebildete" Schauspielerin — es darf doch wohl behauptet werden, daß die Tochter aus sogenanntem guten Haus, d. h. die einen gewissen Fonds an Bildung und auch an Vermögen mitbringt, leichter an ein größeres Theater kommt als ihre an Geld und Wissen ärmere Kollegin. Das Genie natürlich wird alle Schranken überspringen, und es scheint, als ob das wahre große Genie häufiger aus den unteren Schichten des Volkes erstehe als auf dem Boden überfeinerter Kultur. Bei gleicher Durchschnittsbegabung aber hat die Ungebildete es schwerer. Vergleicht man die Pflichten und Vorzüge des Schauspielerinnenberufes mit dem der Lehrerin und der Kontoristin, so wird im allgemeinen die Schauspielerin ein weit größeres Arbeitsquantum zu leisten haben. Vor allem ist es das Unregelmäßige der Arbeit, das Unberechenbare, das Stets-bereit-sein-müssen, was die Schauspielerin hindert, einen so ausgiebigen Gebrauch von ihrer freien Zeit zu machen wie die anderen Berufsfrauen. Sie muß stets gewärtig sein, daß plötzlich eine Probe angesagt, eine Vorstellung geändert wird. Die Ausgaben sind so groß, daß das nominell höhere Einkommen relativ durchaus nicht den Grad von behaglicher Lebensführung gestattet, den ein bürgerlicher Beruf mit bedeutend niedrigerem Gehalt erlaubt. Von Ersparnissen ist nicht die Rede, ebensowenig von Altersversorgung, wenn die Schauspielerin nicht in jungen Jahren sich in die Pensionskasse der Genossenschaft einkauft — die Hoffnung auf Versorgung durch die Pensionskassen der Hof- und Stadttheater ist bekanntlich nur zu oft eine Fata Morgana, die in nichts zerstiebt, wenn der Termin der Erfüllung naht. Und trotz alledem, trotz der immer wiederholten Klagen, daß an der Bühne „keine Existenz" sei, trotz des tatsächlichen Übermaßes von Arbeit und Entbehrungen hängt wohl kaum ein Stand so an seinem Beruf wie die Schauspieler. Die Kulissenluft hat etwas Berauschendes, wer sie einmal geatmet hat, kann sie schwer missen. Selbst an der kleinsten Schmiere leben die Schauspieler in einer Phantasiewelt, berauschen sich an der Erzählung von Triumphen, Erlebnissen, die nur in ihrer Einbildung existieren, fühlen sich als die Helden, die sie darstellen. Von den elendesten kann man die Versicherung hören: nur ihre Kunst mache ihnen das Leben erträglich. Dieser Glaube an die „Kunst", an das eigene Können ist unausrottbar. Die Schauspielerin lebt immer in der Hoffnung auf ein Glück, das ihr noch zuteil werden wird, und das sie auf die glänzende Stelle, die ihr nach ihrer Überzeugung zukommt, bringen soll. Das ist es, was ihr über alles Elend ihres Berufes hinweghilft. Für die Ladnerin, die Kontoristin gibt es keine Zukunft. Es kann wohl ihr Gehalt etwas aufgebessert werden, so daß sie sich einmal eine kleine Sommerreise, eine bessere Wohnung oder häufigeren Theaterbesuch gestatten kann. Im übrigen geht ihr ein Tag wie der andere dahin, ein Jahr wie das andere. Dieses fürchterliche Einerlei und die graue Nüchternheit ist der Schauspielerin erspart. Sie lebt in glänzenden Zukunftsträumen bis sie alt wird. Und kommt das Alter, so ist sie das Leben gewöhnt.

Eins ist sicher: trotz des enormen Überangebotes, namentlich an weiblichen Kräften, sind die Chancen, die ein starkes Talent hat, sehr gestiegen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch bis in die 70er Jahre überstieg die Zahl der Theater kaum ein Dutzend, und von diesen waren es nur wenige, namentlich die Hoftheater in Wien und Berlin, an denen gute Gagen gezahlt wurden. Wer es so weit gebracht hatte, der blieb auch dort, und für die junge Kraft war es ungeheuer schwer, hineinzukommen. Das Publikum war an seine alten Lieblinge gewöhnt und wollte keine anderen. Heute herrscht eine derartige Überproduktion an Theatern, daß mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln ein Direktor dem anderen die „Zugkräfte" abzufangen sucht. Die Talente nehmen eben nicht in demselben Maße zu wie die Zahl der Theater. Heute passiert es, daß junge Debütanten direkt vom Konservatorium auf die ersten Berliner Bühnen kommen. Noch zu Laubes Zeiten war das undenkbar. Dieser große Entdecker junger Talente pflegte ihnen zu raten, erst an anderen kleinen Theatern sich einen Namen zu machen, bevor er sie an die Burg nehmen könne. Der Weg nach Wien ging über Hamburg und Leipzig. Selbst die Wolter mußte sich erst in Hamburg die Sporen verdienen. Heute sind bei allen Aufführungen der besseren Theaterschulen Agenten und Direktoren anwesend, die alles, was nur irgend entwicklungsfähig erscheint, sofort beschlagnahmen. Das Tragische aber ist, daß diese starken, eigenartigen Talente sehr selten sind, daß die Zahl der guten brauchbaren Schauspielerinnen dagegen den Bedarf weit übersteigt. Es genügt heut nicht mehr, etwas Gutes zu leisten, es muß etwas Besonderes, Hervorstechendes sein. Das ist nur sehr wenigen vergönnt. Und darum erreichen nur so wenige das Ziel, von dem alle träumen.

Erwerbstätigkeit.

Frauenarbeit in Landwirtschaft und Gartenbau.

Die Ergebnisse der Berufsstatistik von 1907 haben für den Laien etwas Überraschendes durch die scheinbar ungeheure Zunahme der Frauenarbeit in der Landwirtschaft. Wir sehen eine Steigerung der Zahl der weiblichen Erwerbstätigen um 1 800 000. Volkswirtschaftler und Statistiker weisen uns jedoch nach, daß diese Vermehrung nur eine scheinbare ist, insofern die große Zahl der Frauen, die früher nur als mithelfende Angehörige gezählt wurden, jetzt in gerechterer Schätzung ihrer Leistungen und in einheitlicher Erfassung der landwirtschaftlichen Berufsarbeit unter die selbständigen Erwerbstätigen gerechnet sind. Trotzdem aber durch diese Erklärung die Zahl ihre tatsächliche Bedeutung verliert, bleibt ihr eine symptomatische. Es äußert sich in dieser Tatsache der Übertragung der arbeitenden Frauen aus der Rubrik mithelfende in die Rubrik selbständige ein steigendes Bewußtsein einmal des Wertes der Frauenarbeit in der Landwirtschaft, dann aber auch des Berufscharakters der landwirtschaftlichen Frauenarbeit. Und mit dieser Anerkennung ihres Berufscharakters mußte selbstverständlich die Einsicht wachsen, daß die landwirtschaftliche Frauenarbeit auch eine Berufsvorbildung erfordert. Mehr noch als in allen anderen Berufen hat in der Landwirtschaft die Meinung gegolten, daß durch Anlernen im Hause, durch bloße Übermittelung der häuslichen Tradition, wie dieses oder jenes gemacht wird, eine genügende Vorbildung für die Aufgaben der Frauen auf dem Lande gegeben sei. War die Bedeutung systematischer Fachausbildung für die Männer schon längst anerkannt und durch Fachanstalten in großer Zahl befriedigt, so entsteht erst in den letzten Jahren in weiterem Umfange ein landwirtschaftliches Unterrichtswesen für

Frauen. Der soeben in zweiter Auflage erschienene 5. Band des Handbuches der Frauenbewegung „**Die deutsche Frau im Beruf**, praktische Ratschläge zur Berufswahl“ von Josephine Levy-Rathenau zeigt, in welcher Weise sich, der Entwicklung der landwirtschaftlichen Frauenarbeit entsprechend, auch das Unterrichtswesen differenziert und verzweigt hat.

Wir haben da von unten nach oben hin gewisse Typen von Bildungsanstalten mit verschiedenen Aufgaben und Zwecken zu unterscheiden. Die Landwirtschaftskammern und ländlichen Berufsvereine haben sich zum großen Teil mit der Gründung von Anstalten begnügt, die lediglich für die Ausbildung von ländlichen Hausfrauen in einfachen Durchschnittshaushaltungen gedacht sind. Diese Anstalten, sagt die Bearbeiterin des zitierten Ratgebers, Frau Levy-Rathenau, genügen weder der Zahl noch dem gebotenen Stoff nach für das vorhandene Bedürfnis. Vielleicht wird das auch in landwirtschaftlichen Kreisen neu erwachte Interesse zu einer vermehrten Fürsorge der landwirtschaftlichen Berufsorganisationen für die weibliche Ausbildung führen. Hat doch auf der letzten Versammlung des deutschen Landwirtschaftsrates am 16. Februar 1909 ein Vortrag die Frauenarbeit in der Landwirtschaft behandelt und Anregung für den Ausbau des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens gegeben. Neben diesen ländlichen Hausfrauenschulen, die, auf der Vorbildung der Volksschule aufbauend, in kurzen Kursen mehr eine Einführung in ländliche Hauswirtschaft als eine eigentliche landwirtschaftliche Bildung gewähren, kommen als Ergänzung gewisse Spezialkurse in Betracht, Milchwirtschaft, Geflügelzucht usw. Diese Kurse sind verschiedenartig organisiert und dienen teils zur Belehrung der Hausfrauen, teils aber auch in bedeutend erweiterten Formen zur Ausbildung landwirtschaftlicher Beamtinnen. Als solche sind z. B. die von der Landwirtschaftskammer für Pommern genehmigte Geflügelzuchtanstalt Finkenwalde, die Molkereischule in Groß-Karschau, die Lehranstalt für Nutzgeflügelzucht in Mahlsdorf, die Molkereilehranstalt in Wreschen und andere zu betrachten. Man findet ein Verzeichnis dieser Anstalten in dem genannten Ratgeber.

Eine allgemeinere landwirtschaftliche Ausbildung auf der Grundlage der höheren Mädchenschule geben die von dem Verein für wirtschaftliche Frauenschulen gegründeten Anstalten [1]). Diesen Anstalten ist durch die neuerliche Ausgestaltung des landwirtschaftlichen Lehrberufes eine neue Aufgabe erwachsen. Da durch die in Aussicht stehende Vermehrung der landwirtschaftlichen Schulen, der Wanderkochkurse usw. ein neuer Bedarf an Lehrkräften eintreten wird, so ist, bis jetzt in Preußen, die Ausbildung für ländliche Hauswirtschaftskunde staatlich geregelt. Oktober 1909 ist ein staatlich genehmigter Lehrplan in Kraft getreten, nach dem in drei Semestern Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde in der Frauenschule Waldburg und Oberndirchen ein staatliches Examen ablegen können. Nach einem vierten Semester wird eine zweite Prüfung abgelegt, und daran schließt sich ein praktisches Jahr in einem landwirtschaftlichen Betriebe, und eine mindestens halbjährige Probezeit als Hilfslehrerin an einer landwirtschaftlichen Haushaltungsschule. Die wirtschaftlichen Frauenschulen von Reifenstein und Scherpingen dienen von Oktober 1909 ab als Vorschule für die Seminarschule. Die Frauenschulen in anderen Bundesstaaten werden sich bemühen, auch ihrerseits eine staatliche Regelung der Ausbildung landwirtschaftlicher Lehrerinnen zu erreichen.

Die Konsequenz dieser ganzen Entwicklung der landwirtschaftlichen Frauenarbeit ist nun ja auch für die höchsten Bildungsanstalten gezogen worden, da durch Erlaß vom 9. Februar 1909 die Zulassung von Frauen an der Preußischen landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin und Poppelsdorf erfolgte. Damit ist vermutlich zugleich die Zulassung für beide Prüfungen ausgesprochen, durch welche in Preußen das landwirtschaftliche Studium zum Abschluß gebracht werden kann: die Diplomprüfung nach vier Semestern, und die Prüfung für das Lehramt der Landwirtschaft nach sechs Semestern. Außer den landwirtschaftlichen Hochschulen bestehen im Anschluß an verschiedene Universitäten landwirtschaftliche Institute, an denen Frauen unter den gleichen Bedingungen zugelassen werden, die das Frauenstudium überhaupt regeln.

Was die praktischen Aussichten in den landwirtschaftlichen Berufen betrifft, so können sie für alle gut ausgebildeten Frauen als günstige bezeichnet werden. Da die vorhandenen Kräfte für die Steigerung der Anforderungen an fachmäßiges Können nicht ausreichen, so wird jede entweder als landwirtschaftliche Beamtin oder als Lehrerin ausgebildete Frau leicht eine gut bezahlte und befriedigende Stellung finden.

Eine starke Erweiterung hat auch das Frauenbildungswesen in einem Zweig des land-

[1]) Vgl. dazu auch die Broschüre von Ida von Korzfleisch: „Unsre 12jährigen Erfahrungen in den wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande“. Verlag von Ernst Kelterborn, Göttingen.

wirtschaftlichen, im gärtnerischen Beruf erfahren. Die kürzlich erfolgte Zulassung der Frauen zu den drei staatlichen preußischen Gartenbauschulen dürfte die Notwendigkeit der besonderen Gartenbauschulen für Frauen nicht aufheben, da im allgemeinen die Mädchen, die sich dem gärtnerischen Beruf zuwenden, andere Voraussetzungen hinsichtlich Schulbildung und sozialer Herkunft mitbringen als die männlichen Zöglinge der staatlichen Gartenbauschulen und deshalb in besonderen Anstalten besser gefördert werden können.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Der Verein der Direktoren an preußischen öffentlichen Lehranstalten für Mädchen** übergibt der Öffentlichkeit folgende drei Beschlüsse, die auf seiner Versammlung am 3. und 4. Oktober d. J. in Stettin gefaßt sind.

1. Stellungnahme zu dem „Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform“: Der Direktorenverein hält die Gründung dieses neuen Verbandes gegenüber den bereits bestehenden und wohlbewährten Vereinsvertretungen des höheren Mädchenschulwesens für unnötig und zwecklos und seinen Namen für anspruchsvoll und irreführend; der Direktorenverein kann mit dem Programm und der Agitation des Verbandes sich nicht einverstanden erklären und überhaupt in diesem sogenannten „Zentralverbande“ eine berufene und geeignete Vertretung der Gesamtinteressen des höheren Mädchenschulwesens nicht erblicken; er lehnt deshalb jede Verbindung mit ihm ab.

2. Die Besoldungsverhältnisse der seminarisch und technisch vorgebildeten Lehrkräfte an den höheren Mädchenschulen: Der Direktorenverein hält es für seine Pflicht, für eine angemessene Regelung der Besoldungen der seminarisch und technisch vorgebildeten Lehrkräfte an den höheren Mädchenschulen einzutreten und dahin zu wirken, daß die Gehaltsätze dieser Lehrergruppen sich nicht auf der Besoldungsordnung der Volksschule aufbauen, sondern daß für sie die Besoldungsordnung der Königlichen höheren Mädchenschulen eingeführt werde.

3. Erlaß vom 3. April 1909 (über die Zulassung der Lehrerinnen zur Prüfung für das höhere Lehramt): Der Direktorenverein hält es für wünschenswert, daß die Lehrerinnen, die 1913 oder später das Höhere Lehrerinnenseminar absolvieren, in bezug auf Studium und Zulassung zu den Prüfungen den Abiturientinnen der Studienanstalten gleichgestellt werden.

Wir entsprechen dem Wunsche des Direktorenvereins auf unverkürzten Abdruck, indem wir in bezug auf Punkt 3 der Beschlüsse auf den in dieser Nummer enthaltenen Aufsatz: „Der vierte Weg“ verweisen und zu Punkt 1 folgendes bemerken: In seiner Stellung zum Zentralverband beweist der Verein eine bedauerliche Schulmeisterengherzigkeit. Wenn er behauptet, daß der Verband gegenüber den bereits bestehenden und wohlbewährten Organisationen unnötig und zwecklos sei, so verkennt er, daß der Verband diesen Organisationen gegenüber etwas vollkommen Neues, und von Laien sowohl wie von einsichtigen, modernen Pädagogen oft Gewünschtes bringt: nämlich einen Zusammenschluß der an der höheren Mädchenschule interessierten Laienkreise und zugleich die Möglichkeit, diese Laienkreise mit den Fachkreisen in Verbindung zu setzen. Man kann vielleicht das Zurückbleiben der höheren Mädchenschule hinter den Forderungen des Tages in erster Linie darauf zurückführen, daß ihre Pädagogen keinerlei Fühlung mit den praktischen Bildungsbedürfnissen gehabt haben. Dieser Zustand soll also auch künftig im vollen Umfange aufrechterhalten werden! Die Herren bestehen darauf, auch in Zukunft die Schicksale der höheren Mädchenschule allein am besten lenken zu können.

* **An den obligatorischen kaufmännischen Fortbildungsschulen** in Preußen waren im Jahre 1908 36 847 männliche und 2693 weibliche Schüler. — Staatliche Subventionen erhalten 120 gewerbliche Fortbildungsschulen für das weibliche Geschlecht.

Berufliches.

* **Berechtigungen für Mädchen.** „Die weitere Ausgestaltung der Berechtigungen für Mädchen bildet“, wie eine offiziöse Notiz sagt, „den Gegenstand von Erwägungen der Unterrichtsverwaltung. Es ist dies als eine Folge der Mädchenschulreform anzusehen, die keineswegs vorwiegend die Erschließung der studierten Berufe durch ein Universitätsstudium anstrebt, sondern auf andere angemessene Frauenberufe vorbereiten will, indem sie die Schulbildung erweitert und den praktischen Bedürfnissen des Lebens mehr anpaßt. Als abgeschlossen darf in dieser Beziehung

die Frage des Bibliothekarinberufes angesehen werden, für den inzwischen feste Normen auf Grund ausgiebiger Versuche geschaffen sind. Der wiederholten Anregung aus den für eine Erweiterung der Erwerbstätigkeit der Frau eintretenden Kreisen auf Erschließung der mittleren Beamtenlaufbahn, der sogenannten Subalternkarriere, kann jedoch die Unterrichtsverwaltung nicht nähertreten, weil hier eine Bindung der staatlichen Verwaltung durch die Bestimmungen über die Anstellung von Militäranwärtern besteht. Hingegen dürfte sich der Bundesrat schon sehr bald mit der Frage des Apothekerberufs für Frauen beschäftigen, indem er über den Antrag Preußens entscheidet, der dahin geht, die neuen höheren Mädchenschulen mit den Studienanstalten und Lyzeen, den Gymnasien und Realschulen in bezug auf die Prüfungsordnung für Apotheker vom Jahre 1904 gleichzustellen. Wenn der Bundesrat in diesem Sinne entscheidet, ist in Zukunft nicht mehr der Besuch eines „anerkannten Mädchengymnasiums erforderlich, um für den Apothekerberuf zugelassen zu werden." Es wäre allerdings merkwürdig, wenn sich der Bundesrat darauf einließe, Berechtigungen an die so problematische Frauenschule zu knüpfen, abgesehen davon, daß natürlich Ausnahmebestimmungen, die dahin führen müssen, die Studienanstalt einzuschränken und die Frauenschule auszudehnen, keineswegs im Interesse der Frauenbildung liegen würden.

* **Als Bauaufseherin** wurde eine Dame in Radolfzell von der Firma Schub u. Co. angestellt. Sie hat in München studiert.

* **Frauen als Desinfektorinnen.** Nach einem Erlaß des sächsischen Ministeriums sind Frauen grundsätzlich von der Landesdesinfektionsschule in Dresden ausgeschlossen.

* **Fleischbeschauerinnen.** In Bayern können Frauen das Examen als Fleischbeschauerinnen an städtischen Schlachthäusern machen.

* **Schiffskrankenpflegerinnen** sind vom Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-A.-G. angestellt.

* **Die Gärtnerei als Frauenberuf.** Wir berichteten bereits über die Zulassung von Frauen in der staatlichen Gartenbauschule in Proskau. Die Zulassung erstreckt sich nun auch auf die Lehranstalten in Geisenheim und Dahlem. Dabei ist von der Bedingung, die für die männlichen Zöglinge gestellt ist, abgesehen, daß sie nämlich vor Eintritt ein oder zwei praktische Lehrjahre absolviert haben müssen. Eine praktische Lehrzeit ist vielmehr nur als erwünscht betrachtet.

* **Einen Protest** gegen die in einer Denkschrift der Stadtgemeinde München enthaltenen Grundsätze über die Gehaltsverhältnisse der weiblichen Angestellten hat der Verein für Fraueninteressen an den Magistrat gerichtet.

Die Denkschrift des Magistrats enthält nämlich die naive Bemerkung, daß die Ersparungen, die aus der Verwendung von weiblichem Hilfspersonal im Laufe der Zeiten erwachsen, nach vielen Tausenden zu berechnen sein würden. Dieser Grundsatz wirkt um so seltsamer, als vorher betont ist, daß die Leistungen der weiblichen Angestellten durchaus zufriedenstellend — also doch wohl den der männlichen Beamten gleichwertig sind. Diesem Prinzip entsprechend rangieren in der Denkschrift der Stadtgemeinde München die selbständigen Bureauassistentinnen mit Mittelschulbildung keineswegs in die Gehaltsklasse der Bureauassistenten, sondern in die Klasse der Trambahnschaffner, Ausgeher, Diener usw.

Die Eingabe des Vereins für Fraueninteressen macht darauf aufmerksam, daß die Gründe, die in der Denkschrift des Magistrats für die mindere Bewertung der Frauenarbeit geltend gemacht werden, nicht stichhaltig sind, insofern, als in den unteren und mittleren Volksschichten die Erwerbsarbeit der Frau vielfach Bedingung für die Familiengründung und -erhaltung ist. Er wendet sich ferner dagegen, daß in der Denkschrift des Magistrats grundsätzlich nur die unverheiratete Beamtin zugelassen wird, während die Stellungen, um die es sich hier handelt, sehr wohl von der verheirateten Beamtin ausgefüllt werden könnten.

* **Zur Kellnerinnenfrage.** Zu unsrer Notiz im Novemberheft ersucht uns Frau Jellinek um Aufnahme der Bemerkung, daß die Zurechnung der nicht antwortenden Rechtsschutzstellen zu den zustimmenden satzungsgemäß erfolgt sei. Wir haben daran nicht im geringsten gezweifelt, da ja sonst eine solche Rechnung unmöglich wäre, halten aber daran fest, daß angesichts des von der Vorsitzenden des Rechtsschutzverbandes selbst geäußerten Zweifels an der sachlichen Richtigkeit (die formale ist selbstverständlich) der Abstimmung es uns nicht angebracht erscheint, die Zahl der dem Verband angehörenden Rechtsschutzstellen für die Petition ins Feld zu führen.

Arbeiterinnenfrage.

* Zum **Arbeiterinnenschutz** in Bayern spricht sich ein Erlaß des bayerischen Ministerpräsidenten folgendermaßen aus:

„Eine sehr bemerkenswerte Zunahme — und zwar eine verhältnismäßig und sogar absolut größere als die der Zahl der männlichen Arbeiter — zeigt im Berichtsjahr die der weiblichen Arbeiter. Die wachsende Verwendung weiblicher Arbeitskräfte in der gewerblichen Gütererzeugung erhöht die Gefahr, daß Frauen mit Arbeiten beschäftigt werden, die für den weiblichen Organismus nicht geeignet sind. Die Gewerbeaufsichtsbeamten haben hierauf ihr besonderes Augenmerk zu richten und durch geeignete Schritte dieser Gefahr entgegenzuwirken. Im Zusammenhang mit der Zunahme der Frauenarbeit steht das bedauerliche Anschwellen der Zahl der Betriebe, in denen Zuwiderhandlungen gegen die Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen ermittelt wurden. Diese Zahl ist von 1013 im Jahre 1906 auf 1497 im Jahre 1908 gestiegen; die Zahl der wegen Zuwiderhandlungen bestraften Personen zeigt dagegen in den fraglichen Jahren eine Abnahme von 165 auf 129, eine Statistik, die wohl auf milde Verurteilung schließen läßt."

* In den Vorstand **der christlichen Gewerkschaften** wurde Fräulein Marg. Bohm, Hauptvorsitzende des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen, als erstes weibliches Mitglied zur Vertretung der Arbeiterinneninteressen gewählt.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Das Frauenwahlrecht für die Kirchenräte** war auch in diesem Jahre Gegenstand der Beratungen des Oberkonsistoriums in Straßburg. Die Ansichten über das kirchliche Stimmrecht der Frauen waren geteilt; von mancher Seite wurde es aus „ethischen" Gründen abgelehnt, seine Ausübung vertrage sich nicht mit christlicher Weiblichkeit. Von anderer Seite wurde auf das lebhafte kirchliche Interesse der Frauen hingewiesen. Ein Antrag des Inspektors Metzger verlangte das passive Wahlrecht für die Frauen mit der Maßgabe, daß die weiblichen Mitglieder nur ein Drittel der Mitgliederzahl des Kirchenrates bilden dürfen. In diesem Sinne hat sich auch der deutsche Verband für Frauenstimmrecht und die Karlsruher Generalsynode ausgesprochen. Ein weitergehender Antrag wollte jede Beschränkung der Frauen auf eine gewisse Zahl der Mitglieder der Kirchenräte ausgeschlossen wissen. Derselbe wurde mit 15 Stimmen abgelehnt, der Antrag Metzger hingegen mit 13 Stimmen bei 3 Enthaltungen angenommen.

* **Zum Frauenwahlrecht in Hessen.** Gelegentlich der hessischen Wahlrechtsreform hat der hessische Verein für Frauenstimmrecht um die Zulassung der Frauen zum Landtagswahlrecht petitioniert. Der Präsident des Gesetzgebungsausschusses der zweiten Landtagskammer hat diese Petition der Regierung mit der Bitte um Rückäußerung übersandt. Die Antwort des Staatsministeriums war ablehnend.

* **Die Mitarbeit der Frau im kirchlichen Gemeindeleben** wurde in der Preußischen Generalsynode eingehend erörtert und in dem Sinne entschieden, daß man wohl die Frauen zu „kirchlich geordneter Mitarbeit" an den Aufgaben der Gemeinde heranziehen wolle, daß ihnen aber keinerlei Rechte bezüglich der Wahl des Gemeindekirchenrates, oder des Pfarrers, oder sogar bezüglich der Zulassung zum Gemeindekirchenamt gewährt werden könnten.

Ebenso rückständig wie die Preußische Generalsynode zeigte sich die Gesamtsynode der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Schleswig-Holstein, die gleichfalls eine Petition für das Stimmrecht der Frau bei den Gemeindevertreterwahlen ablehnte.

* **Die Beteiligung der Frauen an den Storthingswahlen** in Norwegen, an denen sie diesmal als Wähler und Kandidaten zum ersten Male zugelassen waren, war eine außerordentlich rege. Wir werden auf das bedeutsame und politisch interessante Ereignis in einem eingehenden Aufsatz zurückkommen. Hier sei nur erwähnt, daß Verschiebungen in den Stärkeverhältnissen der Parteien durch die Frauen nicht in bemerkenswertem Maße eingetreten sind. Einen weiblichen Kandidaten durchzubringen gelang aber dieses Mal, wie wohl vorausgesehen werden konnte, noch nicht. Eine Frau ist aber als Stellvertreterin gewählt.

* **Zur englischen Stimmrechtsbewegung.** Nach den Berichten, die über die englische Stimmrechtsbewegung, d. h. speziell über die „Suffragettes" selbst durch fortschrittliche Blätter gehen, scheint es, als ob diese der Ausschreitungen doch allmählich mehr und mehr müde würden, wobei hinzukommt, daß es in der Natur einer derartigen Taktik liegt, daß die Mittel immer derber und skrupelloser gewählt werden. Es ist vielleicht ein richtiges Urteil über die Stimmung des englischen Volkes, wenn Churchill einer Deputation von Stimmrechtlerinnen mitteilte, daß ihre Aussichten auf Erfolg heute geringer seien als vor vier Jahren, und daß die Regierung nichts für sie tun könne, solange sie nicht von diesen Gewalttätigkeiten ließen.

Neuerscheinungen auf dem Weihnachtsmarkt.

Romane, Novellen.

Ungewöhnlich reich an Neuem und Bedeutsamem ist dieses Jahr der Anfang des Winters in der Literatur gewesen: ein neuer Thomas Mann, Ricarda Huch, Frenssen, vier Nachlaßbände Ibsen, eine Altersschöpfung Björnsons — die Aufzählung ließe sich noch viel weiter führen, über die höchsten und die mittleren Schichten künstlerischen Schaffens, über Inland und Ausland, Großstadt- und Heimatkunst, Schlichtes und Raffiniertes, ganz Neues und Traditionelles.

Der neue Thomas Mann — **„Königliche Hoheit"**, ein Roman (S. Fischer Verlag. Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark), der gleichzeitig mit der Jubiläumsauflage der Buddenbrooks erscheint, wird vielleicht nicht so schnell eine Jubiläumsauflage erleben. Oder doch — aber dann wird dieser „Erfolg" etwas Äußerlichem gelten: der glänzenden Darstellung des residenzlichen Daseins, den eindrucksvollen Kontrasten zwischen dem armen Fürstenhaus und dem überschwenglichen Lebensraffinement des amerikanischen Milliardärs, vielleicht auch dem komödienhaften Abschluß, daß „sie sich kriegen", der Prinz und die exotische Millionenerbin, obgleich dieser — trotz der feinen ironischen Art, mit der die aus so verschiedenen Ursprüngen herkommende Exklusivität beider aufeinander abgestimmt wird — vielleicht das Anfechtbarste und besonders in Verbindung mit der Verwendung der ausländischen Millionen zur Aufbesserung der Landesfinanzen auch Anstößigste des Buches sein mag. Was aber Kern und Keim des Buches anlangt, so liegt er wohl in einer viel größeren Distanz zur Popularität als die Buddenbrooks. Ein Spiel feinster Ironien, Ironien aber, die eine letzte Ernsthaftigkeit doch mit Weichheit und Duft umkleidet, wird zum Schluß zusammengefaßt durch einen Gedanken von tiefem ethisch-philosophischen Gehalt: an die Stelle der rein formalen, inhaltlich leeren Repräsentation der Volkseinheit, der das Leben Klaus Heinrichs gewidmet war, setzt er durch eine Art Selbsterlösung eine andere, die aus sachlichem Verbundensein mit den Lebensfragen seines Volkes hervorgeht. Der Gedanke des Fürstentums wird gerettet, indem ihm Blut zugeführt wird aus dem ganz modernen Bedürfnis, das Gesamtschicksal in Erkenntnis und Mitgefühl zu ergreifen und sich zueigen zu machen.

Der neue Roman von Gustav Frenssen: **„Klaus Hinrich Baas"** (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Preis brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark) ist, in das Lebenswerk Frenssens eingereiht, in manchem ein Aufstieg. Ein Aufstieg in der Kraft, mit der hier ein mächtiger, beziehungsreicher Stoff, das Leben der Stadt Hamburg, bedeutend und bildlich eindringlich dargestellt wird. Das will natürlich mehr sagen als die Gestaltung eines Stückes Bauern- oder Seemannsleben. Frenssen ist hier auch, verglichen mit Hilligenlei, zu einem schärferen, kräftigeren Realismus fortgeschritten, und hat eine gewisse lyrische Unsachlichkeit, die in früheren Romanen störend war, eingedämmt, ohne daß sie freilich ganz verschwunden wäre. Auch das ist gut und kraftvoll, wie der Held, einer von jenen Hunderten von Landarbeitersöhnen, die alljährlich mit ihren Familien von der menschenhungrigen Großstadt eingesogen werden, sich nach mancher Entgleisung und manchem Um- und Irrweg in den großen Rhythmus dieses Lebens hineinfindet und wie seine Tatkraft zu diesen neuen, mächtigen Zielen heranwächst. So bietet der Roman wieder etwas ganz spezifisch Deutsches, ein Stück nationalen Lebens von starkem sowohl typischen als individuellen Interesse. Dichterisch prachtvolle Bilder vom Hamburger Hafen, von St. Pauli, dem Strandleben in Blankenese, dem großen überseeischen Kaufhaus stehen neben frischen und zarten Kinderszenen und holzschnittmäßigen Bildern niedersächsischen Bauerntums. Das ist alles stark und echte Kunst. Daneben stehen die alten Schwächen Frenssens: einmal der programmatisch-doktrinäre Ton, in dem immer die Sinnlichkeit betont und — betätigt wird, dann, daß seine Menschen zuweilen aus ihrer eigenen in die Rolle und Sprache Frenssens fallen, was dann wieder dadurch verdeckt wird, daß sie Frenssensche Gedanken in einer gemacht simplen Weise sagen, wodurch die Sache nur noch unechter wird. Und schließlich auch eine gewisse Einförmigkeit der Charakteristik, besonders der Frauen, und des Verkehrs zwischen Mann und Frau, bei der doch irgendeine Nuance an diesen Menschen bleibt, die sie als Romanfiguren, Geschöpfe von Verfassers Gnaden kennzeichnet. Aber das alles wird einem die Freude an der Großzügigkeit und kräftigen Lebendigkeit des Buches doch nicht zerstören.

„Die Familie Vanderhouten." Roman von Adele Gerhard. (Berlin W. 30, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Eybock). Die

Familiengeschichte ist immer noch ein Lieblingsmotiv der modernen Romankunst. Aus dem naturalistischen Interesse an der Vererbung, den Rassenfragen, der Milieuwirkung hervorgegangen, ist diese Gattung auch schon zum Träger anderer, tieferer, weiterer und reicherer Beziehungen zum Leben geworden. Diesen Roman kennzeichnet seine positive Auffassung der Familie. Es wird nicht — wie sonst wohl — der einzelne unter dem lähmenden Zwang seiner Art und Abstammung oder in offenem Kampf um seine Individualität der Familie gegenüber gestellt, sondern sie selbst steht im Mittelpunkt, der Lebensschoß, aus dem jeder einzelne sich erklärt, der Rahmen, in dem die Individualität sinnvoll wird. Vielleicht gehörte Frauenempfinden dazu, um diesen positiven Wesenskern der Familie zu gestalten. Jedenfalls liegt in dem feinen Gefühl für das seelische Klima in diesem Beieinander verwandter Menschen eine besondere Nuance des Könnens, das sich in diesem Roman entfaltet. Und doppelt bewundert man dieser Fühlung gegenüber die Weite des Horizontes, in den diese Menschenschicksale hineingestellt sind: das zur Weltstadt werdende Berlin in seinem wuchtigen Vorwärtstreiben, mit der unübersehbaren Summe seiner Lebensenergien — bewundert man die alle weibliche Subjektivität überragende Sachlichkeit, mit der hier die Welt als Erscheinung, historisch, kulturwissenschaftlich erfaßt und dargestellt wird.

Ein zweites wertvolles Frauenbuch auf dem Weihnachtsmarkt ist die Novelle von Ricarda Huch: **„Der letzte Sommer"**. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis geh. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.) Den letzten Sommer eines russischen Gouverneurs schildert es, der den Mann als Sekretär bei sich aufgenommen hat, der entschlossen ist, ihn zu ermorden. Das Element des Buches ist die furchtbare Ironie der Tatsache, daß Menschen, die einander persönlich und innerlich nahestehen, und deren verschiedene Meinungen nur die notwendig verschiedene Erscheinung der Welt von dieser oder jener angeborenen, angelebten, jedenfalls unwillkürlichen Stellung zu ihr sind, um eines Prinzips willen und um sich selbst treu zu bleiben, einander vernichten müssen. In wundervoller Harmlosigkeit spielt sich das Familienleben des Gouverneurs vor den Augen des Mörders ab, ihn selbst in einen Kreis der Sympathie, des Vertrauens, der leidenschaftlichen Zuneigung hineinziehend. In dem Nebeneinander dieser Harmlosigkeit auf der einen, der Schritt für Schritt weitergeführten Absicht auf der andern Seite kommt das Element des Dämonischen ins Spiel, wie Goethe es im Egmont erfaßt. In einer feinen Pointe, von echt romantischem Empfinden für das grauenvolle Spiel des Schicksals geprägt, gibt der Schluß die Katastrophe.

In dem Roman **„Eine Peri"** (Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin 1909) fügt Anselma Heine den Frauentypen ihrer bisher erschienenen Bücher einen neuen, ebenso konsequent und diskret durchgeführten hinzu. Sie hat eine gewisse Entdeckergabe in dieser Hinsicht. Die Peri ist eine Frau, die früh von einem brutalen Mann geschieden, seitdem das Leben einer Geliebten geführt hat. Nun sind die Kinder ihrer ersten Ehe herangewachsen, und in dem Maße, als der Unwert des Vaters ihnen zum Bewußtsein kommt, wächst die Sehnsucht nach der verschollenen Mutter. Eine Sehnsucht, die den Weg zu ihr findet und sie vor das Paradiesestor der Mutterschaft führt. Doch es ist ihr nicht beschieden, hindurchzugehen. Sie ist von ihrem Leben gezeichnet, innerlich und äußerlich, ihre Seele und ihre Verhältnisse. Darum muß sie ihre Kinder wieder verlieren. Anselma Heine empfindet dieses Schicksal mit frauenhafter Barmherzigkeit und fügt es mit psychologischer Kunst.

Die hervorragend feine Novelle von Oskar Loerke: **„Franz Pfinz"** (S. Fischer Verlag, Berlin 1909) kann nicht besser nach ihrem Wesenskern ausgesprochen werden als durch ihr Motto; es ist das Goethewort: „Sie meinte, das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickele sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet." Diese Erfahrung macht wohl der Mensch der Gegenwart, in dem die Fülle der Dinge, die Versuchungen der unerhörten Mannigfaltigkeit des Lebens den gestaltenden Willen betäuben und verdrängen, noch viel öfter. Daher die Häufigkeit gerade dieser Probleme in der modernen Kunst. Hier wird es entwickelt an dem Schicksal eines kleinen Schulmeisters, der auf der Suche nach einem größeren Schwung, einer deutlicheren Idealität seines Daseins aus der Bahn seines Wesens schreitet; und von da an wächst mit der heimlichen stillen Notwendigkeit wie Pilze unter den Dielen in seinem Leben das Verhängnis, durchzieht sein häusliches Glück und sein Berufsleben mit seiner Fäulnis, bis es zusammenbricht.

Den gleichen Vorgang, wie zwischen zwei Menschen eine Fremdheit emporwächst, deren sie nicht Herr werden können, und auf eine unfaßbare Weise Liebe in Haß verwandelt, stellt das letzte tief melancholische Buch von Gustav af Geijerstam dar: **„Das ewige Rätsel."** (Geh. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark). Es ist wie ein Finale der düsteren Bücher, in denen Gustav af Geijerstam die Ohnmacht des Willens und der Liebe dem Schicksal gegenüber und den geheimnisvollen Gesetzen der unbewußten Seele in immer neuer Spiegelung zeigt.

Man kann schon geradezu von einer Richtung im modernen psychologischen Roman sprechen, die sich die Pflege dieser besonderen modernen Neurose zur Aufgabe macht. Hierher gehört auch Karl Bittermann mit einem in der Form noch unausgeglichenen, aber in der Charakteristik ungewöhnlich kräftigen Erstlingsroman **„Der verirrte Vogel"** (S. Fischer Verlag, Berlin S, geh. 4 Mark, geb. 5 Mark). In der Art, wie hier ganz alltägliches Leben ohne Steigerung weder in Karikatur noch sonst in irgendein Exzeptionelles rein als solches beseelt, geformt und zum Symbol erhoben wird, zeigt sich ein zukunftversprechendes Talent.

Minder einfach und im Wesen der Wirklichkeit ruhend, vielmehr in mancher Beziehung ein wenig erkünstelt und gewaltsam, ist die Symbolik

des Romans **„Der steinerne Mann"** von Robert Michel. (S. Fischer Verlag, Berlin S. Preis geh. 3 Mark, geb. 4 Mark). In dem flackernden, unruhigen Impressionismus seiner Seelenschilderung ebenso ein Kind der Moderne wie in dem Geschmack und der Kühnheit der Darstellung, zeigt der Roman doch ein Übermaß an Erdachtem, allzu Subtilem, das seine Helden maskenhaft wirken läßt.

Die Novellen von Emil Strauß, die unter dem Titel **„Haus und Grete"** bei S. Fischer in Berlin (geh. 3 Mark, geb. 4 Mark) erschienen sind, gehören einem Niveau novellistischer Kunst an, auf dem neben ihm wenige, vielleicht nur noch Keyserling, stehen. Trotzdem ihn von diesem ein sehr wesentlicher Zug unterscheidet. Nicht der ganz subtile Geschmack der dichterischen Darstellung — den hat Emil Strauß auch, und er zeigt ihn besonders und glänzend in der Novelle „Mara". Aber er ist bei ihm nicht Ausdruck und Form der gleichen menschlichen und persönlichen Stellung zum Leben wie bei Keyserling. Wenn in der Sphäre Keyserlings die Gemütskräfte als Schicksalsmächte ausgelöscht und ersetzt werden durch eine besondere Mischung sinnlicher Reizbarkeit mit einer im Ästhetischen wurzelnden Geistigkeit und der philosophischen Wehmut des Skeptikers, glaubt Emil Strauß an diese Gemütskräfte. Er macht sie in der menschlich und dichterisch gleich anziehenden Novelle „Vorspiel" zu Siegern über die bloße Erotik und zu Richtern über Schuld und Sühne.

Ein durch religiöse Tiefe und künstlerische Besonderheit merkwürdiges Buch ist **„Die Abendburg"** von Bruno Wille. (Eugen Diederichs Verlag, Jena. Preis geb. 6,50 Mark.) Der historische Stoff — das Buch spielt im 17. Jahrhundert und steht im Rahmen des großen Krieges — wird hier Symbol zur Darstellung tiefer Fragen des Innenlebens, die eben an jenem Stoff und in ihrer Verkörperung in einer Zeit der seltsamen Irrfahrten des Glaubens, der Erkenntnis und des Lebens besonders eindringlich und gewaltig erscheinen. Ein Simplizius Simplizissimus, aus modernem Lebensgefühl heraus geschaffen, schreitet hier im Gewande seiner Zeit (das ihm freilich nicht immer ganz angemessen ist) an uns vorüber und enthüllt uns die Lebens- und Weltweisheit, die Bruno Wille schon in so mancher seiner Dichtungen ausgesprochen hat.

Unter landschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählt und zusammengestellt sind die Bücher **„Sieben Schwaben"** und **„Unterm Firnelicht"**, die beide im Verlag von Eugen Salzer erschienen sind (Preis brosch. 2,60 Mark, geb. 3,50 Mark — brosch. 3,20 Mark, geb. 4 Mark). Heimatkunst? Das erste ist es mehr als das zweite. Hermann Hesse mit einer feinen, wehmütig-fröhlichen Tübinger Geschichte, Lilienfein mit einer kräftigen historischen Novelle, und dann Wilhelm Schussen, dessen liebenswürdiger Humor die Kleinstaat-Gemütlichkeit, die Schulfreunde wieder zusammenbringt und über die Jahrzehnte hinüber ein Band humorvoll gepflegter Schulerinnerungen spannt, anheimelnd wieder gibt, Auguste Supper — die übrigens diesmal nicht ihr Bestes beigesteuert hat — Anna Schieber, deren Beitrag um so schöner ist, und Ludwig Finckhs krause und weiche Art, die ein wenig an Mörike erinnert, sie alle scheinen wohl durch gemeinsames Schwabentum miteinander verbunden, während Cäsar Flaischlen ein wenig fremd, absichtlich eigenwüchsig und absonderlich neben ihnen erscheint. Die zweite Sammlung von Schweizer Novellen ist weit weniger einheitlich. Man hört die Namen Spitteler, Schaffner, J. V. Widmann, Bernoulli — und hat sofort die Empfindung eines nicht seinem eigentlichen Wesen und seiner wahren Bedeutung nach bodenständigen Künstlertums. Neben ihnen vertreten dann Frey, Ernst Zahn, Rudolf von Tavel, Meinrad Lienert und andere das Schweizerische im engeren Sinn. Es ist eine feine Sammlung, die da zusammengebracht ist, voll Kraft und starker Eigenart. Ihren Höhepunkt bildet die Novelle „Das Kind" von Schaffner, die eine neue und seltsame Sensibilität des Erlebens auf neuen Wegen der sprachlichen Darstellung zu veräußerlichen sucht. Aber auch in den übrigen Beiträgen kommt manches bei uns unbekanntere Talent zu Wort. Eine Einleitung von Anna Fierz bietet eine gute Einführung.

Ein noch unentwickeltes, etwas schwerblütiges Können zeigt der auch in dieser Sammlung vertretene Hermann Kurz in einem im gleichen Verlage erschienenen Roman **„Fortunatus"** (Preis 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark). Erst wenn er aus all dem Gesuchten seiner Motive und seiner Darstellung zu wirklicher Einfachheit den Weg fände, könnte seine nicht gewöhnliche und keineswegs oberflächliche Kunst und eine starke Leidenschaftlichkeit des Lebensgefühls ihm zu geschlossener Leistung helfen.

Zur guten Erzählkunst von jener Art, die wir als „Familienliteratur" zu bezeichnen pflegen — Bücher, an deren frischer, harmloser Darstellung von Begebenheiten und Charakteren man sich ebenso gemeinsam erfreuen kann wie an dem liebenswürdigen unkomplizierten Optimismus ihrer Weltbetrachtung — gehört eine Novellensammlung von Adolf Schmitthenner **„Die sieben Wochentage"** und andere Erzählungen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1909). Schmitthenner ist zugleich ein guter Vertreter der historischen Erzählung, für die nach der etwas fanatischen Gegenwartskultur des Naturalismus nun wieder der Geschmack frisch geworden ist. Ihm verwandt, stärker in der Komposition, aber nicht so warm, in den Einzelheiten poesievoll und persönlich, ist der neue Roman von August Sperl: **„Richiza"** (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig). Der Roman zeigt seinen Verfasser auf der gleichen Stufe des Könnens wie „Die Söhne des Herrn Budiwoj" und **„Die Fahrt nach der alten Urkunde"** dem beliebtesten Buch Sperls, von dem soeben im Verlag von Oskar Beck, München das 10. bis 14. Tausend in schöner Ausstattung erscheint (geb. 2,80 Mark), und das ganz mit Recht als einer der besten Typen der kulturgeschichtlichen Erzählung anerkannt wird. Auf ein ganz anderes Feld begibt sich August Sperl als Herausgeber einer Sammlung von Reflexionen eines Freundes, Christian von Bomhard, unter dem Titel **„Lebensfragen"** (im gleichen Verlag, Preis 4,— Mark).

Betrachtungen über Weltanschauungs- und Lebensprobleme, Politik, Geschichte, Wissenschaft und Erziehung, die ein nachdenklicher und selbständiger Geist vor etwa einem halben Jahrhundert aufzeichnete.

Unter dem Titel **„Lasset uns von Liebe reden"** ist ein neues Buch von Rosegger erschienen (Verlag von L. Staackmann, Leipzig, Preis 4 Mark), eine Sammlung kleiner Erzählungen. Man wird nicht erwarten, daß der alternde Dichter — „ein fünfzigjährig Lieben in fünfzig Bänden" nennt er sein Schaffen — noch Neues, Stärkeres zu geben hat. Aber man findet in diesen einfachen Geschichten immer noch die frische Anschauungskraft, den Humor und die Gemütstiefe, die immer seine besten Eigenschaften gewesen sind. Und darum werden sie — woran der Dichter selbst in einem Vorwort-Gedicht einen leisen Zweifel äußert — auch das „Blitzlicht künftiger Zeit" wohl ertragen können.

„Der Parnassus in Neusiedel." Von Fritz Anders. Leipzig, Dr. Wilh. Grunow. (Preis eleg. geb. 3 Mark.) Herr Rumpelmann hat seiner Vaterstadt Neusiedel 600 000 Mark zur Errichtung eines Theaters hinterlassen. Die Geschichte dieses Theaters mit obligaten kleinen Liebesepisoden bildet den Inhalt der vorliegenden Erzählung. Im Grunde aber birgt das scheinbar so harmlose kleine Buch ganz etwas anderes: eine ebenso ergötzliche als im Grunde tief beschämende Satire auf die barbarische Unkultur unserer Gesellschaft, auf unseren Journalismus, unsere Kunstmeierei, unser städtisches Verwaltungswesen, eine Satire, die um so wirksamer ist, als sich der Verfasser nicht den Humor verderben läßt und seine Figuren bis zum Schluß mit behaglicher Schöpferfreude vor uns aufmarschieren läßt.

Philosophie, Kritik, Literaturgeschichte, Biographie usw.

Die im Verlag von Eugen Diederichs erscheinende Ausgabe der Werke **Platons**, übersetzt von Rudolf Kaßner, R. Preisendanz und O. Kiefer, wendet sich nicht an philologisch gebildete Fachleute. Sie soll vielmehr, auch zugleich durch ihre künstlerische Ausstattung, dem innerlich lebendigen Menschen ein Kulturgut zum Aufbau seines eigenen Denkens und Meinens, seiner Wertideen und Weltbetrachtung zuführen. Die Ausgaben verzichten darum auf jeden gelehrten Apparat, geben in den Anmerkungen nur unerläßlichste Erklärungen. Ihre Sprache trachtet nach künstlerischer Abrundung und Flüssigkeit. Soeben erscheint **„Der Staat"** in der Übersetzung von Karl Preisendanz (geb. 6,50 Mark) und in einem Bande **„Timaios"**, **Kritias**, **Gesetze** X, übersetzt von Otto Kiefer (Preis geb. 6 Mark). Andersartig war die Aufgabe für einen andren Band dieser Schriften zur griechischen Kultur, nämlich **Epikurs Lehre**. Der Herausgeber, Alexander von Gleichen-Rußwurm, stand nicht vor einem Originaltext, sondern er war auf die Darstellungen aus zweiter Hand angewiesen, die Diogenes Laertios im zehnten Buch seiner philosophischen Geschichte gibt, und auf das Werk des Epikuräers Lukrez über die Natur der Dinge. In der Wiedergabe dieser Quellen sind die krausen naturwissenschaftlichen Vorstellungen ausgelassen, Einschiebungen zusammengeschoben, so daß eine für den Laien lesbare und wertvolle Darstellung der Lehre Epikurs herauskommt. Der stark apologetische Ton der Einleitung und der Anmerkungen wird nicht nach jedermanns Geschmack sein, bringt aber persönliche Wärme in das Buch.

Im gleichen Verlag erscheint eine neue deutsche Ausgabe von **Leonardo da Vincis Traktat von der Malerei**, nach der Übersetzung von Heinrich Ludwig herausgegeben und eingeleitet von Marie Herzfeld (Preis brosch. 10 Mark, geb. 19 Mark). Dieser Traktat, die interessanteste Quelle für die Ästhetik und die Kunstanschauungen der Renaissance, hat zugleich auch den psychologischen Reiz des Dokumentes einer Persönlichkeit, in der sich Produktivität und Reflexion, Intuition und Bewußtsein zu fast übermenschlichem Reichtum und titanischer Größe verbanden.

Diese eigentümliche Verbindung von Schaffen und Grübeln — und dieser Eindruck mag einen raschen Übergang in ein anderes Kunstgebiet und eine andere Zeit vermitteln — zeigt von modernen Dichtern einer vorzüglich: Richard Dehmel. Seine **„Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt"** (Verlag von S. Fischer, Berlin) sind nicht nur durch die sachliche Bedeutung der ausgesprochenen Gedanken und die Kraft der dahinterstehenden Persönlichkeit interessant, sondern vor allem dadurch, daß sie Denken, Phantasie und Leidenschaft auf der gemeinsamen Suche nach Gott und Welt zeigen. Wie durch das Schauen, das starke Lebensgefühl des Künstlers hier auch Erkenntnis und Erkenntnisdrang bestimmt und geleitet wird, und wie der Dichter die Reflexion des Denkers darstellt und formt, das gibt diesen Aufsätzen ihr Wesen und ihre starke Eigenart.

Die gleiche Verbindung, aber so, daß der Kritiker und Theoretiker stärker sind, finden wir auch bei Oskar Wilde. Eine neue deutsche Sammlung **„Ästhetisches und Polemisches"**, die Max Meyerfeld besorgt hat (Verlag von S. Fischer, geh. 3, geb. 4 Mark), führt in die Anfänge von Wildes kritisch-ästhetischer Wirksamkeit. Wir sehen ihn, der erst für Ruskin gegen Whistler Partei nahm, zu Whistler übergehen in dem Vortrag an die Kunstschützer, schauen dann dem hochmütigen und gefährlichen Katz und Maus-Spiel seines Witzes mit der Flachheit und Dummheit der Durchschnittskritik zu, und erleben schließlich, nicht ohne ein Berührt der Peinlichkeit loszuwerden, den Ästheten in der Rolle des Sozialreformers im Gefängnis zu Reading, — der Peinlichkeit deshalb, weil doch in diesem Mitleid mit den Kindern im Gefängnis und den Qualen der Erwachsenen unter einem inhumanen System die Emotion zugleich ästhetizistisch empfunden ist.

Eine Kritik unsrer Zeit, vom Standpunkt einer konsequent aristokratischen Wertung ihres Wesens gibt Karl Scheffler in einem Buch **„Idealisten"**. (S. Fischer, Berlin, geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.) Er faßt die demokratisierenden Wirkungen des modernen Lebenszuschnitts auf die verschiedenen Kultursphären zu bestimmten

Digitized by Google

Einheiten zusammen und nennt die Kapitel seines Buches dementsprechend: Die Gehorchenden, die Erwerbenden, die Gebildeten, die Religiösen, die Ideologen, die Vorurteilslosen und — nach der Kritik das Positive: Das Lebendige. Scharfsichtig zeigt er, darin ein Nachfolger jener Gruppe um Nietzsche, Overbeck und Burckhardt, welche Verfälschungen und Herabminderungen alle Werte durch die Verbreiterung der objektiven Kultur erfahren haben, um aber, darin ein Modernerer, sich am Ende, wenn auch mehr instinktmäßig, als klar begründet, zu einem Lebendigen, einer Tüchtigkeit in unsrer Zeit zu bekennen, etwa im gleichen Sinne wie Carlyle, der meint, daß ein so fleißiges, tatkräftiges Jahrhundert nicht verloren gegeben werden dürfe.

Auf Streifzügen in die Welt der Gegenwart, ihr inneres Leben und wie es sich seinen Ausdruck sucht in Kunst, Weltanschauung und Religion, ihre technischen Leistungen und ihre wirtschaftlichen und politischen Fragen, führt uns Friedrich Naumann in drei gleichmäßig ausgestatteten Bändchen mit folgenden Titeln:

„Form und Farbe." Ältere Meister — fromme Maler — Menschengestalter, Landschaftskunst — Malereiprobleme — Bildhauerei, Baukunst — Kunstbildung. **„Ausstellungs-Briefe."** Gewerbeausstellung, Berlin 1896. Welt, ausstellung, Paris 1900. Industrieausstellung-Düsseldorf 1902. Motorwagenausstellung, Berlin 1899, Gartenbauausstellung, Berlin 1903. Landwirtschaftliche Ausstellung, Berlin 1906. Die Kunst im Zeitalter der Maschine. Kunst und Industrie, Dresden 1906. Deutsche Gewerbekunst. **„Sonnenfahrten."** Reisebriefe. Sämtlich im Buchverlag der Hilfe. Preis pro Band 2 Mark, in Ganzleinen geb. 3 Mark. Es sind lauter Augenblickseindrücke und -reflexionen, im Moment erhaschte Erlebnisse und Bilder, Tagebuchblätter, die uns in diesen Bändchen gegeben werden. Und doch sind sie so viel: Impressionen des mächtigen, vielgestaltigen, rauschenden Lebens unsrer Tage im Spiegel einer unvergleichlich reichen Persönlichkeit, ausgesprochen von einem Dichter, dem es wie wenigen gegeben ist, stark Erlebtes stark auszusprechen. Das Einzigartige dieser kleinen, aus dem Journalismus hervorgegangenen Betrachtungen und Schilderungen ist dieses, daß sie Kristallisationen künstlerischen und politischen, dichterischen und volkswirtschaftlichen, religiösen, sozialen, pädagogischen, kulturwissenschaftlichen Miterlebens unserer Zeit und ihrer Vergangenheitsschätze sind. Vielleicht beruht darauf, daß so vielerlei Interessen an ihnen Anteil haben und in ihnen anklingen, die merkwürdige und bei der Weite ihres geistigen Horizonts immer wieder überraschende Volkstümlichkeit. Jedenfalls aber liegt in diesem grenzenlosen starken Mitlebenkönnen der Ausdruck einer Kraft, die einem ganz besonders zum Bewußtsein kommt, wenn man diese Bücher mit solchen gleicher Art vergleicht. — Etwa mit Hermann Bahr. Es ist gerade von ihm ein **„Tagebuch"** erschienen (Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10) und eine **„Dalmatinische Reise"** (J. Fischer Verlag, Berlin, geh. 3 Mark, geb. 3,75 Mark) und es ist anziehend, ihn nach Naumann auf sich wirken zu lassen. Beides, Tagebuch und Reisebilder, sind durchaus nicht einseitig ästhetisch — ein herrschendes Vorurteil, das Hermann Bahr schon durch seinen letzten Roman Drut zerstört haben dürfte —, sie sind voll Interesse für Politisches, Soziales, allgemeine Kulturfragen. Auch voll Heimatliebe. Aber doch wird dies alles gebrochen und abgeschwächt, um seinen unmittelbaren Ernst gebracht durch das Medium eines Geistes, der seine Bestimmung darin fühlt, das Leben zu formulieren. Und so fehlt es diesen Bekenntnissen und Erlebnisberichten, so liebenswürdig und unterhaltend, ästhetisch feinsinnig und formal gelenkig sie sind, an einer letzten großen Unmittelbarkeit. Übrigens hat Hermann Bahrs Dalmatinische Reise nebenbei als Führer für Dalmatien ein starkes praktisches Interesse für alle, die hinreisen wollen, und sein Tagebuch ist zugleich ein deutsch-österreichischer Literaturkalender, in dem man (ein Namenregister ist angefügt) allerlei interessante Bekanntschaften machen kann.

Unter den Memoirenwerken der letzten Zeit nennen wir drei von Frauen verfaßte. Ungleich an Wert, sind sie jedenfalls gleichwertig an Interesse. Das vom Verbandsbund herausgegebene **„Lebensbild von Sophie Schwerin"**, zusammengestellt von Amalie von Romberg und neu herausgegeben von Eberhard König (Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig) hat den Reiz der Familienmemoiren nach Art der Gabriele von Bülow. Sophie Schwerin, die Gattin eines bei Belle-Alliance gefallenen preußischen Obersten, ist durch ihre Schicksale mit den mannigfaltigsten Epochen der preußischen und Berliner Zeitgeschichte aufs innigste verbunden; was diese Biographie wertvoll macht, ist vor allem die vornehme Sachlichkeit, die sie auszeichnet, die Reinheit der menschlichen Beziehungen, die sich in ihr widerspiegeln, und die Klarheit der Stellung zum Leben und seinen Aufgaben, die uns Heutigen fast als etwas Unbegreifliches, jedenfalls aber als etwas Unerschwingliches erscheint.

Weit bewegter und in jeder Hinsicht an Problemen und psychologischer Merkwürdigkeit reicher sind die beiden anderen Bücher. Die **„Memoiren"** von Bertha von Suttner, die, ein stattlicher Band, bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig erschienen sind, haben ihren Wert nicht im Persönlichen, sondern als dokumentarisches Material zur internationalen Friedensbewegung, an der Bertha von Suttner einen so hervorragenden Anteil hat. Umgekehrt tritt das Soziale zurück und interessante, wenn auch vielfach trübe und problematische Lebensbeziehungen stehen im Vordergrund in den Memoiren **„Von anderen und mir"** von Helene von Rakowicza (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1909). Wer in den Memoiren der von Ferdinand Lassalle unglücklich geliebten Frau nicht — was natürlich auch darin zu finden ist — sensationelle Bekenntnisse sucht, sondern Impressionen aus bestimmten Kreisen, die in der deutschen Kultur eine mannigfache Rolle spielen, der wird bei aller Subjektivität auf seine Rechnung kommen.

Eine schöne, reichhaltige Briefsammlung, **„Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen"** ist im Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig erschienen. (Preis 3,80 Mk.) Die Sammlung wird

von der Herausgeberin Dr. Augusta Waldler-Steinberg, als ein Lebensbild Theodor Körners in Briefen bezeichnet, und ist es in der Tat. Literarhistorisch wertvoll, da sie eine Menge noch ungedruckten Materials enthält, ist sie zugleich ein Buch, an dem bei der Popularität Körners weite Kreise große Freude haben werden. Die Ausstattung mit Porträts, faksimilierten Handschriften, hübschen Kopfleisten mit Ansichten von Dresden, Loschwitz usw., Initialen im Geschmack der damaligen Zeit macht das Buch als Ganzes zu einem „Geschenkband" im besten Sinne des Wortes — im besten Sinne, weil der festlichen Gelegenheit das wahrhaft anmutige und festliche Gewand des Buches ganz entspricht.

„Molière." Der Dichter und sein Werk. Von Professor Dr. Max J. Wolff. Mit zwei Bildnissen. München 1910. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. (Preis in Lwd. geb. 10 Mark, in Halbfranz 12,50 Mark.) Professor Wolff, dem wir schon eine gute Shakespearebiographie verdanken, hat in dieser Biographie Molières den geschichtlichen, literarischen, ästhetischen und biographischen Stoff zu einem Gesamtbild zu vereinigen verstanden, wie es uns bisher fehlte, wie es für uns auch nicht durch die vorzügliche Darstellung Rigals geboten wird. Denn der deutsche Biograph hat andere Voraussetzungen zu erfüllen wie der französische seinen Landsleuten gegenüber. Das gibt der selbständigen deutschen Molièrebiographie ihre Daseinsberechtigung. Wolff hat es verstanden, das Frankreich, in dem die Molièresche Komödie wurzelt, in seinen markanten Zügen darzustellen und uns wiederum den Dichter dieses Frankreich lebendig zu machen.

Neue Ausgaben.

Unerschöpflich ist die Initiative der Verleger in der Herstellung schöner Neuausgaben von wertvollen Werken. In diesem Jahre nehmen die Märchen die erste Stelle ein. Es erscheinen gleichzeitig zwei gleichwertige Ausgaben von **„Andersens Märchen"**, die eine im Inselverlag in zwei Bänden (Preis in Leinen 12 Mark, in Leder 15 Mark) in der Übersetzung von Mathilde Mann, mit einer Einleitung von Sophus Bauditz und Buchschmuck von Weidemeyr-Worpswede — die andere bei Eugen Diederichs in vier Bänden besorgt von Etta Federn, chronologisch geordnet von Hans Brix, mit Initialen und Bildern von Gudmund Hentze (Preis pro Band brosch. 3, in Pappband 4, in Leder 5 Mark). Die Einleitung ist eine Bearbeitung nach dem Dänischen des Hans Brix. In beiden Ausgaben fußt die Übersetzung auf der von Andersen selbst besorgten alten deutschen Ausgabe, diese aber doch mannigfach variierend. Die Übersetzung von Mathilde Mann ist sprachlich loser und steht der Primitivität des mündlichen Ausdrucks noch einen Schatten näher als die von Etta Federn, die knapper, geformter und mehr Schriftsprache ist. Beide Ausgaben sind nicht für Kinder, sondern für Erwachsene bestimmt, sie sollen ein dichterisches Denkmal ersten Ranges in einer würdigen Form der Bibliothek des gebildeten, genußfähigen Deutschen zuführen. — Mit gleichen Mitteln dient dem gleichen Zweck die Ausgabe, die der Verlag von Bruno Cassirer, Berlin, von den **„Volksmärchen der Deutschen"** des Musäus herausgibt. Hier ist ein Faksimile der Originalausgabe hergestellt. Fünf in Halbfranz gebundene Miniaturbände mit dem wunderlichen, „im Rosenmond" 1782 geschriebenen Vorbericht an den „Denker und Küster" Herrn David Runkel und den hübschen kleinen Titelkupfern, in jeder Hinsicht ein Meisterstück deutscher Buchkunst. (Preis 16 Mark.)

Zu dem heute gleichsam neuentdeckten Bestand wertvoller Dichterschätze gehören auch die Märchen Eduard Mörikes. Unter dem Titel **„Das Stuttgarter Hutzelmännlein und andere Märchen"** hat gleichfalls der Inselverlag drei Märchen Mörikes neugedruckt, außer dem Titelmärchen, dem in einem Anhang die Erklärung der vielen Württembergischen Dialektausdrücke hinzugefügt ist, „Der Bauer und sein Sohn" und „Die Hand der Jezerte".

Von den hübschen Bänden in Buntpapier-Biedermeierumschlägen, in denen der Inselverlag klassische Werke und Dokumente der deutschen Literatur herausgibt, erschienen neuerdings: **„Die Heiterethei"**, von Otto Ludwig, herausgegeben und eingeleitet von Paul Merker, und **„Ludwig van Beethovens Briefe"**, in Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Jeder dieser Bände, die zirka 300 Seiten stark und vorzüglich ausgestattet sind, kostet 2 Mark. — Willkommen wird vielen auch die Neuausgabe von **Gösta Berling** von Selma Lagerlöf sein, die der Inselverlag in zwei Bänden veranstaltet hat (Preis geh. 5 Mark, in Pappe 7 Mark, in Leder 9 Mark). Die Übersetzung von Mathilde Mann ist wie immer ausgezeichnet, und Gösta Berling erscheint hier in einem würdigeren Gewand als in der bisher verbreiteten Reclamausgabe.

Eines der schönsten unter dem Titel „Neuausgaben" zu nennenden Bücher ist eine Gesamtausgabe des **„Michelagniolo Buonarroti. Dichtungen"**. Übertragen von Heinrich Nelson. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1909 (Preis brosch. 5,50 Mark, geb. 7,50 Mark). Die Übersetzung ist mit viel Verständnis und einer innigen Vertiefung in das geistige Wesen des merkwürdigen Mannes gemacht. Auch die formale Kunst des Verfassers ist seiner Aufgabe gewachsen. Daß man zuweilen nicht nur den Reimzwang, sondern auch die Unfähigkeit der deutschen Sprache, die Musik des Verses widerzutönen, empfindet, daß es dem Rhythmus hier und da an tragender Kraft fehlt, liegt mehr im Wesen der Sache als in persönlicher Unzulänglichkeit. Es liegt auch an dem Wesen der Kunst Michelagniolos, die Intellektualismus und Leidenschaft vereint, und im Ausdruck der Empfindung stark und hart, aber unlyrisch ist. Deshalb ist es richtig, daß die Übersetzung zuweilen die Treue der Wiedergabe über die formale Glätte stellt. und daß auf die Genauigkeit des Ausdrucks Gewicht gelegt ist, auch wo durch eine freiere Übersetzung vielleicht die Vollendung des deutschen Verses größer hätte sein können.

In Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane (Preis pro Band 1 Mark, in Leinen geb. 1,25 Mark) erschienen als neue Bände der Roman **„Unterm Rad"** von Hermann Hesse,

und „Cecile" von Fontane, deren Zugänglichkeit in dieser billigen Ausgabe sehr zu begrüßen ist. Weniger gilt das von dem Roman **„Maria Baumann"** von Charlotte Knöckel, die bei allem Talent und aller guten Beobachtung doch immer noch eine gewisse Unreife, innere Unnatur und äußere Gespreiztheit nicht überwunden hat. Sehr viel wertvoller ist ein anderer, in dieser Ausgabe veröffentlichter Frauenroman **„Oriol Heinrichs Frau"** von Anny Demling, ein Roman aus den Vogesen, in dem der halb romanische Typus der dortigen Bevölkerung kräftig geschildert, und zugleich die feinere Psychologie einer einzelnen Frauenseele mit Verständnis und dichterischer Kraft durchgeführt wird. Eine gute Übersetzung des Romanes **„Lust"** von Gabriele d'Annunzio in zwei Bänden wird vielen willkommen sein, die dies eindrucksvolle Sittengemälde der vornehmen römischen Gesellschaft nicht im Original lesen können.

In der Sammlung **„Deutsche Charakterköpfe"**, die im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin erscheint, bietet ein neuer Band **„Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen"**, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Karl Sell (Preis 2 Mark). Durch verständnisvolle Einleitungen ist das Leben Wilhelm von Humboldts in seine entscheidenden Abschnitte gegliedert, und die gut ausgewählten Briefe sind in diesen Rahmen eingeordnet. Bei dem durch die Schiller-Jahrhundertfeiern neu geweckten Interesse für die Zeit des klassischen Humanismus ist auch Wilhelm von Humboldt wieder für uns lebendiger geworden. Sowohl die von der Akademie der Wissenschaften veranstaltete Ausgabe seiner Werke, wie auch das schöne Buch von Sprauger „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee" zeigen uns, wieviel wir heute noch sowohl für persönliche Lebensfragen als auch für die Angelegenheiten der allgemeinen Kultur von Wilhelm von Humboldt haben können.

Eine Ausgabe, die den Büchern „Der Weisheit und Schönheit" des Türmer-Verlags verwandt ist, veranstaltet der Verlag der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart unter dem Gesamttitel **„Aus klaren Quellen"**. Bisher erschienen unter dem Titel **„Der Väter Erbe"** Stücke älterer deutscher Prosa, ausgewählt von Adolf Bartels (eine Auswahl, unter der Justus Möser merkwürdigerweise mit dem Stück „Die gute selige Frau" vertreten ist, als wenn man nichts Besseres hätte finden können). Ein anderer Band **„Vom Jungbrunnen der Freude"** von Erwin Groos enthält aphoristische Gedanken und Betrachtungen, etwa nach der Weise von Hiltys „Glück". In einem dritten hat Dr. Theodor Klaiber **„Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten"** gesammelt, von Liselotte bis zu Annette von Droste. Der vierte Band **„Von Solchen, die zur Seite stehen"** von Emma Müllenhoff ist der wertvollste. Er enthält eine Reihe einfacher und dabei feinsinniger Erzählungen volkstümlicher Art. (Preis pro Band in Leinen geb. 2,50 Mark.)

Ein Maurice Maeterlinck-Brevier erscheint unter dem Titel **„Von der inneren Schönheit"** im Verlag von Karl Robert Langewiesche (Preis 1,80 Mark), ein Brevier, das zeigt, wie gut der aphoristische Charakter — man möchte sagen auch der Maeterlinckschen Gedankenwelt, nicht nur seiner Form, sich zu dieser Art der Darbietung eignet, die freilich trotzdem immer ein Notbehelf bleiben wird. Ob man nicht schließlich in einem seiner Bände, etwa im „Schatz der Armen" oder einem der späteren mehr Maeterlinck hat als in dieser Sammlung von Auszügen?

Eine eigenartige und besonders für Mütter reizvolle Anthologie ist: **„Das Lied vom Kinde."** Herausgegeben von Theodor Herold. Fritz Eckhardt Verlag. Leipzig 1909. (Preis 2,50 Mark.) Der Herausgeber hat den hübschen Gedanken gehabt, aus der Literatur alle auf das Kind bezüglichen Lieder und Gedichte, die ganze Lyrik des Elternlebens zu sammeln und, unter zusammenfassende Gesichtspunkte gebracht, herauszugeben. Das Buch, das hübsch ausgestattet und im Verhältnis zu seinem Umfang sehr billig ist, gibt so eine Art Brevier für Mütter und Kinderfreunde, wie es sich schöner nicht denken läßt. Die Lieder, die um Geburt und Tod, Sorge und Spiel, Traum und Wirklichkeit sich gruppieren, sind darum so besonders reichhaltig, weil in diesen einfachsten und innigsten Erlebnissen auch zuweilen den weniger großen Dichtern ein schönes, aufrichtiges und warmes Lied gelingt. Wenn man etwas in der Sammlung vermißt, so wäre es die Heranziehung der älteren Literatur. Das Buch geht hinter Matthias Claudius nicht zurück. Es gibt ja in der älteren Literatur nicht viel, aber doch immerhin einiges, das sich zur Aufnahme in eine solche Sammlung geeignet hätte.

Von der vom Verlag von George Westermann veranstalteten Bibelausgabe erscheint als 6. Band **„Die Liederdichtung"** nach der Übersetzung von Reuß, herausg. von F. Nahlwes. Der Band enthält den Psalter, das Hohelied und die Klagelieder. Die Reußsche Übersetzung ist in dem Sinne überarbeitet, daß der metrische Charakter der Dichtung deutlicher wird. Einleitungen des Herausgebers enthalten das zum literargeschichtlichen Verständnis Notwendige. Ein Hauptwert des Buches liegt in den Bildern, Rahmen und Initialen, die von E. M. Lilien gezeichnet sind und in wundervoller Weise den künstlerischen und seelischen Charakter dieser Dichtung in Linie und Form übersetzen. Von der ausgezeichneten buchtechnischen Ausstattung unterstützt, hat so die Arbeit des Herausgebers und Künstlers ein Ganzes von größter Stileinheit und feinem Geschmack geschaffen.

An neuen Gesamtausgaben aus der älteren deutschen Literatur liegen uns vor: **„Julius Grosse."** Ausgewählte Werke. Mit einer Biographie des Dichters von A. Bartels, unter Mitwirkung und mit Einleitungen von A. Bartels, J. Ettlinger, G. von Gumppenberg und Dr. Muncker, herausgegeben von Antonie Grosse. Ein Porträt und Faksimile der Handschrift des Dichters. Berlin, Alexander Duncker Verlag. (Preis in Leinen gebunden mit Karton 12 Mark, in Halbfranz desgl. 18 Mark.) Julius Grosse gehört dem Kreise der Münchener Dichter um Paul Heyse an, von denen die Kritik wohl spöttisch bemerkt hat: sie dichteten für die deutsche Literatur. Wenn damit eine gewisse Weltfremdheit, ein

Reagieren mehr auf litterarische Anregungen als auf Impulse aus dem lebendigen Dasein gekennzeichnet werden soll, so trifft dieses Urteil auch auf Julius Grosse zu. Damit sind zugleich seine Dramen als Lesedramen gekennzeichnet und seine Erzählungen als Dichterwerke, die stofflich und psychologisch Feines und Interessantes bieten, aber doch mehr durch die Führung der Handlung als durch die Treue der Lebensauffassung interessieren. Wenn man aber das alles unumwunden zugeben muß, so bleibt doch an dem Epiker wie an dem Lyriker Grosse genug des Feinen, Liebenswürdigen und zart Empfundenen, um diesen Versuch, einem größeren Kreise sein Schaffen in einer gut getroffenen Auswahl zugänglich zu machen, zu rechtfertigen. Die gut ausgestattete Ausgabe umfaßt: Gedichte; Erzählende Dichtungen (Das Mädchen von Capri, Tamarena, Des Ketzers Beichte, Gundel vom Königssee u. a.); Dramen (Die Junglinger, Tiberius); Novellen und Romane (Der tolle Heinze, Ravensbeck, Das Bürgerweib von Weimar, Der Spion).

„Lessings Werke" (Auswahl). Herausgegeben von R. Borberger, Chr. Groß, E. Große, R. Pilger, C. Chr. Redlich, A. Schöne, Th. Vatke, G. Zimmermann, neu bearbeitet, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von F. Budde, Dr. Waldemar Oehlke, Dr. Waldemar Olshausen, Dr. Julius Petersen, Dr. W. Riezler, Prof. Dr. Eduard Stemplinger. Berlin-Leipzig. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (6 Teile in 3 Leinenbänden 5 Mark. In 3 Halbfranzbänden 7,50 Mark. Prachtausgabe in 3 Goldleinenbänden 7 Mark. Prachtausgabe in 3 Luxus-Halbfranzbänden 10 Mark.) Inhalt der Bände: I. Lebensbild. Gedichte und Fabeln. Miß Sara Sampson. Philotas. II. Minna von Barnhelm. Emilia Galotti. Nathan der Weise. III Jugenddramen: Damon. Der junge Gelehrte. Der Misogyn. Die alte Jungfer. Die Juden. Der Freigeist. Der Schatz. IV. Briefe, die neueste Literatur betreffend. Laokoon. V. Hamburgische Dramaturgie. VI. Ernst und Falk. Die Erziehung des Menschengeschlechts. — Die Ausgabe gehört der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" an, jener Neubearbeitung von Hempels Klassiker-Ausgaben, die sich schon einen Platz in unseren Hausbibliotheken gesichert hat. Sie ist sowohl äußerlich wie auch in bezug auf Einleitungen und Anmerkungen sehr gut ausgestattet. In bezug auf die Auswahl selbst möchte man doch die Frage aufwerfen, ob die vollständige Ausschaltung der theologischen Streitschriften gerechtfertigt erscheint. Den Kämpfer Lessing wie den produktiven Kritiker lernt man doch gerade aus ihnen erst ganz kennen. Auch das Vademecum und die kleine Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" vermissen wir ungern. Vielleicht wäre es möglich, die schöne Ausgabe nach dieser Richtung hin später durch einen weiteren Doppelband zu ergänzen.

Zum Schluß und kurz — aber nur deshalb kurz, weil eine ausreichende Würdigung in diesem Rahmen doch nicht möglich wäre und an anderer Stelle erfolgen wird — sei noch darauf hingewiesen, daß die große deutsche Ibsen-Ausgabe des Verlages S. Fischer nun abgeschlossen wird durch vier Bände **„Nachgelassene Schriften"**, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Julius Elias und Halvdan Koht (geh. 24 Mark, geb. 28 Mark). Es möchte auch dem Laien reizvoll und packend sein, durch diese Bände in die Werkstatt des Dichters zu schauen — sie enthalten in der Hauptsache (in drei Bänden) die dramatischen Entwürfe und den epischen Entwurf zum Brand. Gleichzeitig aber wird eine Nachlese der Gedichte, Prosastücke, Reden und Jugendstücke gegeben, die bisher in versteckten Handschriften oder vergessenen norwegischen Zeitungen und Zeitschriften ein unbekanntes Dasein führten und in deutschen Übersetzungen nicht zugänglich waren. Die deutschen Texte der Vorarbeiten haben unsere besten Übersetzertalente, wie Ludwig Fulda, Christian Morgenstern und Roman Woerner, geliefert. Eine starke Sammlung literarhistorischer, kulturgeschichtlicher und philologischer Anmerkungen dient dem Bedürfnis derer, die dem künstlerischen Genuß ein Studium der wissenschaftlichen Grundlagen gesellen möchten. Mit einer umfassenden und tiefgehenden Einführung in die Entstehungsgeschichte von Henrik Ibsens Dichtungen krönen die Herausgeber, Dr. Julius Elias und Dr. Halvdan Koht, das literarische und künstlerische Monument.

Bildende Kunst.

An erster Stelle sei unter diesem Titel das große Thomawerk genannt, das die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart in ihren **„Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben"** als 15. Band herausgegeben hat: **Hans Thoma**, des Meisters Gemälde in 874 Abbildungen, herausgegeben von Henry Thode (geb. 15 Mark). Nirgends erscheint der künstlerische Charakter dieses deutschesten unter den modernen Malern so eindringlich wie aus diesem Gesamtwerk, das uns die ganze Fülle seines Schaffens zeigt und den Weg von seinen Anfängen bis auf die Höhe seiner Kunst führt. Wie merkwürdig sicher dieser Mann in einer Zeit anders gearteter Tradition und überwältigender neuer Anstöße seine bestimmte Art erkannt, festgehalten und durchgebildet hat, das ist in dieser Gesamtausgabe seines Lebenswerkes doppelt imponierend und immer wieder überraschend. Wenn irgendein moderner deutscher Künstler in dieser Form in den Hausbesitz des deutschen Volkes übergehen verdient, so ist es Thoma, der hier seinen Platz neben Ludwig Richter und Moritz von Schwind einnehmen sollte.

Eine kleine und billige, aber gut ausgestattete Ausgabe **„Hans Thoma und seine Weggenossen"** hat die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin im Verlage von Josef Scholz, Mainz, erscheinen lassen. Es wird hier durch eine Anzahl verwandter Künstler der Werdegang Thomas und seine Wirkung auf die deutsche Kunst deutlich gemacht. Im gleichen Verlage erscheint (das Heft zum Preise von 1 Mark) eine Reihe ausgewählter Bilder von **Wilhelm Leibl** in guten Reproduktionen.

„Ludwig Richters Volkskunst, sein Holzschnitt vom Keim bis zur Blüte" wird in planmäßiger

Auswahl zuſammengeſtellt und erläutert von Karl Budde (Preis kartoniert 2,40 Mark, in Leinwand geb. 3,50 Mark; Verlag von Georg Wiegand, Leipzig). Die Sammlung gibt auf 108 Bilderſeiten 422 Holzſchnitte in chronologiſcher Ordnung, ſo daß die Entwicklung des Künſtlers nebenbei aus der Ausgabe deutlich wird. Außer all den wohlbekannten Illuſtrationen zu Märchen- und Kinderbüchern, den Blättern des wundervollen Familienbilderbuches „Beſchauliches und Erbauliches“ finden wir auch die weniger bekannten Karikaturen und humoriſtiſchen Bilder Ludwig Richters, die damals in Volkskalendern und Witzblättern der 40er Jahre erſchienen ſind.

Eine Sitte, die bisher in London und Paris üblich iſt, die der Weihnachtszeitſchrift, eines einzelnen, ſchön ausgeſtatteten Hefts mit Erzählungen und Bildern, führt der Verlag von Auguſt Bagel, Düſſeldorf, bei uns ein, indem er unter dem Titel „**Julklapp**“ ein ſolches Heft, das als Weihnachtsgruß dienen kann, zum Preiſe von 1,50 Mark herausgibt. Es enthält ſchöne, zum Teil farbige Illuſtrationen von bedeutenderen Bildern der letzten Jahre und gute textliche Beigaben.

Von den blauen Büchern des Verlags von Karl Robert Langewieſche (Preis eines jeden Bandes 1,80 Mark) ſind ein paar hübſche neue Bände erſchienen. „**Das Haus in der Sonne**“, eine Sammlung von 16 Aquarellen und 50 Schwarzweißbildern von dem Norweger Carl Larſſon, die Szenen häuslichen Lebens, entzückend friſche Kinderbilder aus dem hohen Norden darſtellen. Die in Vierfarbendruck hergeſtellten Reproduktionen ſind ganz hervorragend fein und geben den ganzen Zauber des nordiſchen Lichts und der kriſtallklaren Luft meiſterhaft wieder. Ein charakteriſtiſches Pendant dazu iſt eine Sammlung von Liebhaberphotographien, „**Bilder aus Italien**“, die vom Gardaſee bis Neapel den Finderſinn des deutſchen Reiſenden auf der Spur nach der intimen, bedeutſamen, weſentlichen Schönheit des Südens zeigen. Man kann ſich keinen ſchöneren Erwecker und Begleiter eigner Erinnerungen denken.

Ein groß angelegtes Werk „**Die Kunſt in Bildern**“ beginnt im Verlag von Eugen Diederichs mit dem erſten Band. Unter dem Titel „**Die altdeutſche Malerei**“ enthält er 200 Nachbildungen vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis zu dem jüngeren Holbein. Eine ſehr eingehende, ſachkundige Einleitung von Ernſt Heidrich erleichtert das kunſtgeſchichtliche Verſtändnis durch eine Darſtellung der Entwicklung der deutſchen Malerei während dieſes Zeitraums. Kurze, katalogartige Anmerkungen zu den einzelnen Bildern geben am Schluß biographiſche und kunſtwiſſenſchaftliche Daten. Die Abbildungen auf gelblich getöntem Papier in vorzüglicher Ausführung und beſter Auswahl geben ein wundervolles Bilderbuch altdeutſcher Kunſt. Das ganze Unternehmen iſt zunächſt auf 25 Bände angelegt, in denen Malerei und Plaſtik aller Zeiten Aufnahme finden ſoll. In der geſchmackvollen Ausſtattung, in der der Verlag von Eugen Diederichs unerreicht iſt, und bei dem billigen Preis von 4,50 Mark in Pappeinband, 5,50 Mark in Leinen darf dieſe Ausgabe geradezu als eine Tat für die künſtleriſche Kultur des deutſchen Volkes bezeichnet werden.

Der Schillerfeier verdankt eine neue Künſtlerſteinzeichnung „**K. Bauers neues Schillerbild**“, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin (Preis bei 50 : 50 cm 3 Mark) ihr Entſtehen. Das Bild beruht auf eingehenden Studien und iſt von einem der berufenſten Beurteiler, dem Vorſtand der Schillergeſellſchaft und des Schillermuſeums, Geheimrat E. Günther-Marbach, als das gelungenſte und wahrſte aller Bauer-Schillerbildniſſe bezeichnet worden.

Auf die großen Reproduktionswerke, die an dieſer Stelle ſchon öfter genannt ſind, machen wir zum Schluß auch in dieſem Zuſammenhange wieder aufmerkſam. Zunächſt auf die beiden Unternehmungen des Kunſtverlags E. A. Seemann in Leipzig, „**die Galerieen Europas**“ und „**die Meiſter der Farbe**“. Die erſte Sammlung enthält in Heften à 3 Mark Gemälde alter Meiſter in farbigen Reproduktionen, die zweite in gleicher Zuſammenſtellung und zum gleichen Preiſe die europäiſche Kunſt der Gegenwart. Die Reproduktionen ſind vorzüglich, und es gelingt ihnen, auch den ſchwierigſten Aufgaben, die moderne Farbentechnik ſtellt, Genüge zu leiſten, ebenſo wie ſie ſich der klaren durchſichtigen Farbengebung der alten Kunſt gewachſen zeigen. Durch den jedem Blatte hinzugefügten Text werden die beiden Sammlungen zugleich zu einem kunſtgeſchichtlichen Mentor. Die letzten Hefte der „Meiſter der Farbe“ bringen beſonders moderne Italiener, außerdem Schweden, Franzoſen und Deutſche in intereſſanter Auswahl und Zuſammenſtellung. Aus den letzten Heften „der Galerieen Europas“ erwähnen wir nur die Verkündigung des Lorenzo di Credi, das Magnificat des Botticelli, desſelben Meiſters „Geburt der Venus“ den heiligen Sebaſtian des Sodoma. Außer den Italienern ſind aber auch Holländer wie Ruisdael, Suſtermans, ferner Velasquez und andere ſpaniſche Meiſter vertreten.

In der Reproduktionstechnik gleich ausgezeichnet, ebenſo reichhaltig und wertvoll in dem beigegebenen Text ſind die ſchwarz-weiß Reproduktionen der Sammlung „**das Muſeum**“ herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner im Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart. Das Heft koſtet hier nur 1 Mark, der Geſamtpreis des Jahrganges mit 24 Heften beträgt 20 Mark, ſo daß die Sammlung als eine billigere vielleicht einem noch größeren Kreiſe zugänglich iſt.

Kinderbücher und Bilder.

Als erſtes in dieſer Reihe muß das Buch eines ernſthaften und großen Dichters genannt werden: „**Der Kindergarten**“ von Richard Dehmel. (Verlag S. Fiſcher, Berlin.) Es iſt für Kinder und Eltern beſtimmt, d. h. für ſolche Eltern, die mit ihren Kindern leben und ſpielen. Denn es iſt nicht ſo gedacht, daß es den Kindern einfach in die Hand gegeben werden ſoll. Die Spiele und Aufführungen, die es enthält, müſſen von Erwachſenen eingeübt und geleitet werden, die Geſchichten — es ſind die aus den Fitzebutze-Bilderbüchern — von ihnen erzählt, den Kindern

selbst zu lesen bieten sie ja die Bilderbücher. Deshalb ist nun der „Kindergarten“ ein ganz einzigartiges Buch. Ein großer Dichter ersinnt Märchenspiele und die kleinen Familienaufführungen, in denen sonst Trivialität und Süßlichkeit eine Geschmack und Kindlichkeit verderbende Rolle spielen. Häusern, in denen Phantasie und ein kräftiger, auch dem Grotesken nicht widerstrebender Geschmack daheim sind, muß dieses Buch ein kostbares Geschenk sein.

Zu den durchaus erfreulichen neuen Jugendbüchern gehört ferner eine Ausgabe des Lederstrumpf, die der Verlag von Paul Cassirer, Berlin, herausbringt. Bis jetzt erschien als erster Band davon: „**Der Wildtöter**“, Lederstrumpferzählungen in der ursprünglichen Form. Übersetzt und bearbeitet von A. Federn (Preis geb. 3,80 Mark). In dieser seiner ursprünglichen Form ist der Lederstrumpf ein historischer Roman, in dem die Folge aufregender Ereignisse nicht der Sensation an sich, sondern der Verdeutlichung einer gewaltigen Epoche der amerikanischen Kolonisation dienen. Die vorliegende Ausgabe zeigt, daß der Lederstrumpf durch die Wiederannahme seiner ursprünglichen Form auch der Jugend nicht entfremdet zu werden braucht. Allerdings zeigt er sich hier noch deutlicher als das, was er ist, ein Buch für die reifere Jugend, nicht für kleine Kinder. In der Ausstattung durch Karl Walser, der einen ganz wundervollen Umschlag entwarf und Slevogt, der die Initialen zu den Kapiteln zeichnete, ist das Buch auch seinem Äußeren nach etwas selten Gutes.

Zur eigenen Lektüre für größere Kinder, aber besser noch als Grundlage für Besprechungen zwischen Eltern und Kindern ist in billiger Volksausgabe erschienen: „**Naturstudien**“. Ein Buch für die Jugend von Professor Dr. Karl Kraepelin in Hamburg. (Aus des Verfassers „Naturstudien im Hause“, „im Garten“ und „in Wald und Feld“ ausgewählt vom Hamburger Jugendschriftenausschuß.) Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Zweite verbesserte Auflage. Kart. 1 Mark. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die vor einigen Jahren von den Hamburger Jugendschriftenausschuß veranlaßte Auswahl aus den größeren Schriften des bekannten Naturforschers bereits in 2. Auflage (das 11. bis 20. Tausend) erscheinen kann und zwar wieder zu einem Preise, der die Anschaffung auch dem Minderbemittelten und der kleinsten Schulbibliothek ermöglicht.

Für kleinere Kinder ist ein hübsch ausgestattetes Märchenbuch von Sophie Reinheimer: „**Aus des Tannenwalds Kinderstube**“ im Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, bestimmt. Es ist ein wenig süßlich und verfällt zuweilen in den Ton der sentimentalen Kinderstubenherzlichkeit. Aber es zeigt genug echtes Naturgefühl und Phantasie, um sich doch im ganzen über den Durchschnitt dieser Art Kunstmärchen zu erheben.

Bilderbücher hat wieder der Verlag von Jos. Scholz, Mainz, in guter Auswahl und Ausstattung neu herausgebracht.

Zwei Bände **Tierbilder** (Preis pro Band 1 Mark) von Eugen Oßwald mit Versen von Gustav Falke sind unbedingt zu empfehlen. Dasselbe gilt von dem Bande: „**Wie ist doch die Erde so schön!**“, (1 Mark) in dem zu Reinickschen Versen Hans Schroedter gute Bilder geliefert hat und von der Sammlung: „**Die Herzen auf**“, Verse von Hofmann von Fallersleben und Bilder von Lena Bauernfeind (1 Mark), **Lustige Märchen** (3 Mark), die Wilhelm Kotzde in Anlehnung an bekannte Fabel- und Märchenmotive geschrieben, hat Arpad Schmidhammer mit bekannter kräftiger Ausdruckskunst — vielleicht einmal ein wenig zu grell — illustriert.

Nicht unbedingt einverstanden wird man mit „**Sonnenscheinchens erste Reise**“ (2 Mark) sein können, zu dem Clara Hepner den Text und Hans Schroedter die Bilder lieferte. Das Motiv des Textes ist etwas abgebraucht — Schulaufsatzthema wie die berühmte Geschichte des Wassertropfens — und seine Durchführung hier nicht besonders originell. Sehr hübsch ist für ganz kleine Kinder das unzerreißbare Bilderbuch „**Eio popeio**“ (3 Mark), das hübsche Kinderreime zu kräftig-humorvollen Bildern von Schmidhammer enthält.

Von den Veröffentlichungen des Verlags J. F. Schreiber, Eßlingen und München, ist „**Das Märchen von den Sandmännlein**“ und Sibylle von Olfers' „**Prinzeßchen im Walde**“ erfreulich. Dagegen dürfte gegen den „**Verwandlungskünstler**“ von Meggendorfer aus künstlerischen, pädagogischen und dichterischen Rücksichten geradezu alles einzuwenden sein.

Das Kinderlied ist in einigen hübschen neuen Sammlungen vertreten. An erster Stelle ist zu nennen „**Wer singt mit?**“ Liedersammlung für's junge Volk von Helene Niehusen unter Mitarbeit von Margarete Danziger herausgegeben vom Pestalozzi-Fröbel-Haus I. Hamburg, Gutenberg Verlag. Man merkt es der Sammlung an, daß sie aus der Praxis des Kindergartens herausgewachsen ist. Sie bietet mit einfacher Klavierbegleitung die rhythmisch-kräftigsten, sachlich und musikalisch lebendigsten Kinderlieder unseres nicht allzu großen Schatzes. — Mit einfacher Angabe der Melodie, ohne Begleitung, aber dafür als Bilderbuch ausgestattet ist die Sammlung „**Jugendklang**“, alte deutsche Kinderlieder mit vielen bunten Bildern von Jos. Mauder. München und Eßlingen. Verlag von J. F. Schreiber. Die Bilder, im Stil der bekannten Münchener Fibel, zeigen Humor, Erfindung und kräftige, deutliche Form- und Farbengebung. — Zwei Hefte Kindergedichte aus den „Ringelreihen“ von Albert Sorgel hat Karl Schotte unter dem Titel „**Aus Kindertagen**“ in Musik gesetzt. Die Lieder, ein- oder mehrstimmig gesetzt, sind in Begleitung und Melodie komplizierter als die eingeführten Volkskinderlieder, aber zum Teil musikalisch wertvoll und für Kinder sicher anziehend. (Verlag von Chr. Fr. Vieweg, G. m. b. H. Berlin-Großlichterfelde. Preis pro Heft 2 Mark.)

„Schreibers Ausschneidearbeiten für Glanzpapier."

„Schreibers volks- und heimatkundliche Baubogen." Holländische Fischerhäuser. Ein Bauernhof. Landstädtchen. Bauernhof aus den bayerischen Alpen. Kroatisches Bauernhaus. Sächsisches Bauerndorf. Marschendorf an der Nordsee. Lausitzer Weberdorf. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München. Preis eines Bogens 20 Pf.

Eine Reihe neuer Beschäftigungsmittel für Kinder ist hier geboten. Die Ausschneidebogen sollen nur zu eigener Arbeit anregen und die Kinder sollen die Farben selbst auswählen — ein Heft mit Glanzpapier ist beigegeben. Die Modellier- und Aufstellbogen haben volks- und heimatkundlichen Wert, da die Bauten sämtlich nach der Natur gezeichnet sind.

„Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1910." XVI. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht. Als Abreißkalender eingerichtet. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. (Wohlfeile Ausgabe: Preis 1,75 Mark Liebhaberausgabe auf holzfreiem Papier: Preis 2,25 Mark.) Der neue Jahrgang bietet mit seinen 365 vollständig neuen Bildern wiederum Ansichten aus allen Teilen der Erde, darunter auch etwa ein Dutzend aus unsern Kolonien, Völkertypen aus Afrika, Asien, Australien und Amerika, Porträte, kulturhistorische und kunstgeschichtliche Darstellungen, kurz, Bilder aus allen Gebieten, die mit Geschichte und Geographie zusammenhängen. Die Texte darunter geben eine kurze Erklärung.

Kleine Mitteilungen.

Kurse für Schulgesangslehrerinnen. „Der Gesangunterricht in der Schule hat den Grundstein für die allgemeine musikalische Erziehung zu legen". Dies ist der Grundgedanke der neuen Bestimmungen für den Gesangunterricht an den höheren Mädchenschulen, die in dem Ministerialerlaß v. 18. 8. 1908

Landwirtschaft- und Gartenbau-Schulen

Obst- u. Gartenbauschule HOLTENAU bei Kiel, a.d. Mündg. d. Kais.-Wilh.-Kanals.
Institut für Frauen und junge Mädchen gebildeter Stände.
Gegründet 1900.
Über gründliche, praktische und theoretische Fachausbildung für eigenen Garten und Beruf legen die Leistungen bereits ausgebildeter Damen Zeugnis ab. — Beginn neuer Kurse, 1- oder 2jähr., Anfang April und Anfang Oktober jedes Jahres. — Näheres durch Prospekte. — Vorzügliche Referenzen.
Die Leiterin: Frl. **Marta Back.**

Wirtschaftliche Frauenschule in Schloss Löbichau
bei **Nöbdenitz, S.-A.** 1½ Stunde von Leipzig.
Für Töchter und Frauen der gebildeten Stände im Alter von 18—30 Jahren. Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, in Gartenbau, Geflügelzucht, Milchverwertung. Beginn der Kurse im April und Oktober. Der Lehrgang ist einjährig mit abschliessender Prüfung. Anfragen wegen Zusendung von Prospekt und Anmeldungen an die Vorsteherin
Frl. **Helene Coeler, Löbichau b. Nöbdenitz S.-A.**

Erste Obst- und Gartenbauschule für Frauen gebildeter Stände.
Marienfelde bei Berlin. — Gegründet 1894.
Aufnahme von Schülerinnen April und Oktober. Aufnahme von Hospitantinnen jederzeit. Kursus für Lehrerinnen im Frühjahr und Herbst, je 14 Tage. **Dr. Elvira Castner,** Leiterin und Besitzerin.

Braunschweigische Obst- und Gartenbauschule für Frauen
zu **WOLFENBÜTTEL.** — Gegr. 1905.
Gründliche prakt. Ausbildung, unterstützt von gutem Fachunterricht. Beste Referenzen. Aufnahme 15 Januar, 1. April, 1. Oktober.

Wirtschaftliche Frauenschule Miesbach
bei Schliersee, Oberbayern (früher Geiselgasteig)
1¼ Stunden Bahnfahrt von München.
Aufnahme finden Töchter gebildeter Stände. Vollständige Ausbildung in Hauswirtschaft, Gartenbau, Geflügel- und Bienenzucht. — Ausbildung von wirtschaftlichen Lehrerinnen. — 8monatl. Kurse für Gartenbau. — Herrlich gelegenes grosses, modern eingerichtetes Haus. Eigener Park und Gartenanlagen, gesundes Voralpen-Klima. Auskunft durch die
Vorsteherin **Frl. Mooger.**

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Godesberg
gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin
Frl. **M. Erdmann.**

Frauenschule auf dem Lande
(Auguste Förster-Stiftung)
Oberzwehren bei Kassel.
Vollständige Ausbildung in Gartenbau, Hauswirtschaft, Kleintierzucht.

Arvedshof. Haus- und landwirtschaftliche Frauenschule nebst Gartenbauschule.
A. Hauswirtschaftl. Jahreskurse mit Examensabschluss. B. 1—2jähr. Kurse in Handelsgärtnerei, Obst- und Gemüsebau. C. Landwirtsch. Halbjahrskurse auf hiesigem Gut: Viehzucht, Geflügelzucht, Molkerei, Einschlachten. D. Vierteljahrskurse in grosser Geflügelfarm, das ganze Jahr künstl. und natürl. Brut, französ. Mast. Prospekte versendet die Leiterin und Besitzerin
Arvedsdorf, Post Hopfgarten, Bez. Leipzig. Frau Baurat **Rossbach.**

gegeben und seit dem 1. April 1909 in Kraft sind. Der Schulgesangunterricht ist dadurch mit einem Schlage aus seiner bisher untergeordneten Stellung emporgehoben worden; denn es ist anzunehmen, daß die Reformbestrebungen nicht bei den höheren Mädchenschulen Halt machen, sondern daß die Verbesserungen, die für die höheren Knabenschulen bereits in Vorbereitung sind, auch auf die Volksschulen ausgedehnt werden.

Welche neuen und vielseitigen Anforderungen stellt aber dieser neue Lehrplan an die Lehrkräfte! In Preußen existiert einstweilen noch kein Institut, an dem Schulgesanglehrer und -Lehrerinnen eine einheitliche musikalisch-pädagogische Fachausbildung, — (wie das z. B. für den Zeichen-, Turn- und Handarbeitsunterricht der Fall ist) — erhalten können; sie sind also darauf angewiesen, sich die notwendige Erweiterung ihrer musikalischen Kenntnisse und Fähigkeiten mit erheblichen Opfern auf privatem Wege anzueignen. Um den Schulgesanglehrerinnen diese Opfer zu erleichtern und ihnen eine gründliche Fachausbildung zu bieten, hat der Vorstand des Tonika-Do-Bundes beschlossen, in Hannover einjährige Kurse mit abschließendem Examen als Fachausbildung für Schulgesanglehrerinnen zu veranstalten. Obwohl die Kurse in erster Linie als Ausbildung für Lehrerinnen gedacht sind, werden selbstverständlich auch männliche Teilnehmer zugelassen. Diese Kurse stützen sich in ihrem Lehrplan auf die Ministerialbestimmungen vom 18. 8. 08 und werden folgende Fächer, mit etwa 12 Unterrichtsstunden wöchentlich, umfassen: Gehörbildung und Vomblattsingen, Stimmbildung, Theorie der Musik, Pädagogik, Musikgeschichte. Ein eingehender Prospekt wird demnächst versandt. Der Beginn der Kurse ist auf Anfang Januar 1910 festgesetzt. Die Anmeldung zur Teilnahme ist an Frl. Agnes Hundoegger, Hannover, Blumenhagenstraße 1, I zu richten.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Haushaltungs- und Gartenbauschule Schloss Wasserburg a. Bodensee

bei Lindau (Bayern)

eröffnet 1908 mit Genehmigung der K. Regierung v. Schwaben und Neuburg.
Lore Leonhard. Alice v. Mattachich.

Frauenbildungsverein Cassel.

Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen.

Ausbildung in allen gewerblichen Fächern und für den kaufmännischen Beruf.

Seminare zur Ausbildung für Turn-, Handarbeits-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen. :: :: ::

Heim zur Aufnahme auswärtiger Schülerinnen.

Wirtschaftliche Frauenschule.

Auguste Förster-Stiftung, Oberzwehren.

Ausbildung in Hauswirtschaft, Gartenbau-, Kleintierzucht.

Auskunft und Prospekte durch den Vorstand.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.
Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof.

Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. Beste Referenzen.

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Alleinstehende Dame

findet dauerndes, angen. **HEIM** auf dem Lande unweit Wiesbaden. Neue Villa mit grossem Garten. Gute Verpflegung gesichert. Offert. unter H. W. 520 a. d. Exp. d. Bl., Berlin S. 14.

PENSION

Schmidt - Fischer

Potsdamer Strasse 27 b, I. u. II.
nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten.

Gut möblierte Zimmer

mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.
Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

Gesucht z. 1. Januar f. d. hies. **Hildaschule** e. wiss. **Lehrerin.** Gehalt 650 M. p. a. bei freier Stat. i. d. Familie d. Unterzeichn. (berechn. s. 700 M.), extl. Wäsche, steig. um 50 M. jährl. bis 800 M., ausserd. etwa 6—700 M. jährl. Nebenverdienst durch Beaufsicht. v. Schularbeiten. Wöchentl. Pflichtstundenzahl 25—26 bei ins. etwa 84 Schülerinnen. Sofort. Meld. m. Zeugn. u. tabellar. Lebenslauf bei Realschuldirektor **Dr. Bartels,** Bad Lauterberg i. Harz.

Pension gesucht für eine 13jähr. evang. Schülerin in einer Stadt mit einer höh. Mädchenschule. Auf sorgfältige Erziehung und Überwachung wird besonderer Wert gelegt. Bedingungen nach Übereinkunft. — Angeb. erb. unt. H. B. 10 a. d. Exp. der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34.

Neuer Frauenberuf. Die staatl. konz. **Fachschule für Zucker-Industrie in Dessau 47** eröffnet am 4. Jan. n. Js. einen neuen Kursus. Alle Damen, welche bisher in dem Institut als Chemikerinnen für die Zuckerindustrie usw. ausgeb. sind, wurden angestellt. Der Beruf eignet sich speziell für junge Damen aus besserer Fam. Prosp. versendet die Anstalt frei.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Zum 1. April wird an eine paritätische höhere Mädchenschule in Oberschlesien eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische oder katholische Lehrerin für die Mittel- und Oberstufe gesucht. Gutes Englisch und Befähigung zur Erteilung des Zeichenunterrichtes nach der neuen Methode sehr erwünscht. Gehalt je nach Erfahrung und Leistungen 1400—1600 Mark.

2. Gesucht in eine Rittergutsbesitzersfamilie in Norddeutschland eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin mit perfekten englischen und französischen Sprachkenntnissen zu 3 Mädchen von 13½, 10 und 9 Jahren und einem Knaben von 7½ Jahren. Musik erwünscht. Gehalt 800—1000 Mark bei freier Station.

3. Für zwei neu zu gründende Normalschulen in Venezuela werden zu sofort zwei geprüfte katholische Lehrerinnen gesucht. Es können nur sehr gesunde und kräftige Damen in Betracht kommen. Einige spanische Sprachkenntnisse sehr erwünscht. Gehalt und nähere Bedingungen nach Übereinkunft. Meldungen umgehend erbeten.

4. Gesucht zum 1. Januar in deutschsprechende Familie in größerer Stadt Ungarns eine tüchtige, jüngere evangelische, für höhere Schulen geprüfte musikalische Erzieherin zu zwei Mädchen von 10 und 7 Jahren. Hohes Gehalt nach Übereinkunft. Reisekosten werden bezahlt.

5. Nach Bayern wird in eine adlige Familie zu möglichst sofortigem Antritt eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Erzieherin zu einem Mädchen von 12 Jahren gesucht. Besonderer Wert wird auf perfekte, im Ausland vertiefte englische und französische Sprachkenntnisse gelegt. Musik sehr erwünscht. Gehalt 1200 Mark bei freier Station.

6. Zum 1. April 1910 ist an einer höheren Mädchenschule in der Nähe Berlins die Stelle einer Oberlehrerin für Französisch und ein anderes Fach zu besetzen. Gehalt 2000 Mark, steigend bis 4200 Mark, Wohnungsgeld 720 Mark, Umzugskosten nach Übereinkunft. Es kann nur eine Bewerberin unter 35 Jahren in Betracht kommen.

7. Zum 1. April wird an eine höhere Privatmädchenschule in Westdeutschland eine geprüfte Oberlehrerin für Mathematik und Naturwissenschaften oder Deutsch und Erdkunde gesucht. Gehalt bei 23 Stunden wöchentlich 2600 Mark. Ferner ist die Stelle einer Lehrerin für Zeichnen, Turnen und Handarbeiten auf allen Stufen zu besetzen. Das Gehalt beträgt bei 26 Stunden wöchentlich 1300—1500 Mark. Meldungen werden umgehend erbeten.

8. Nach Westdeutschland wird an ein Töchterpensionat zu sofort eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin gesucht. 24 Stunden wöchentlich und zirka 2 Stunden an zwei Nachmittagen Aufsicht. Gehalt bei völlig freier Station 800 Mark. Außerdem wird zum 1. Januar eine Hauswirtschaftslehrerin gesucht, die auch das Turnexamen gemacht hat. Gehalt bei freier Station 600 Mark.

9. Nach Schlesien wird in eine adlige Familie zu sofortigem Antritt eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit im

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Fachkurse für **Schulgesang-** Lehrerinnen und -Lehrer
veranstaltet vom Tonika-Do-Bund in **Hannover.**
Dauer: 1 Jahr. — Beginn: Januar 1910.
Unterrichtsfächer: Gehörbildung und Vomblattsingen, Stimmbildung, Theorie, Musikgeschichte, Pädagogik.
Prospekte kostenfrei durch den Vorstand
A. Hundoegger, Hannover, Blumenhagenstrasse 1.

Das **Durchschwitzen der Kleider** verhindern **unsere geruchbeseitigenden Sanoga-Achselblätter** vollständig.
Preis per 1 Paar M. 1,—
10 Paar M. 7,50
Diskr. Versand franko per Nachnahme oder gegen Voreinsendung des Betrages.
Leipziger Sanogenwerke, Möckern-Leipzig.

1000 Mk.
bar Preise (500, 300, 200 M.)
für neue praktische und gewinnbringende
Erfindungen
Preisbedingungen gratis und franko
J. Betts & Co Berlin XXVII

Vorzugs-Offerte.
Großes Aufsehen erregt ein Weihnachtsbaum mit meinem weltbekannten
Glas-Christbaumschmuck
Sammlung I mit ca. 330 Stück in nur auserlesenen hochmodernen Neuheiten als: **Edelobst, Früchte mit Laub, Kugeln u. Eier mit Phantasiemalerei (Jugendstil)** etc., **läut. Glöckchen, Paradiesvögel, Fruchtkörbe mit Trauben und Goldäpfeln, Zeppelins Luftschiff, Marmor- und Feuerkugeln, Nüsse, gefr. Zapfen, Nikolaus im Schneemantel, Wickelkind in Rosa, Diamantkugeln und Spiegelreflektoren, reiz. Blumenmädchen, mit Seidenchenille und Silberdraht leonisch umsponnene glitzernde Dekorationen und Zierstücke, Kugelguirlanden, Frau Holle mit Kind im Sack, Rotkäppchen mit Kuchenkörbchen, Berggeist Rübezahl, Krippe mit Christuskind, Spitze, Ei mit Maiblumenbukett,** täuschend naturgetreu, versendet gut verpackt für **5 Mark.** Jeder Besteller erhält noch folgende Kunstgegenstände als Geschenk: **Einen Silberstern, besetzt mit 1000 venezianischen Perlen, eine Weihnachtsrose mit Triumphbogen aus Silber** (20 cm lang), **einen blühenden Rosenstock mit Laub und Vase** (45 cm hoch), **sowie Hirsch und Reh mit Medaillon. Sammlung II:** Ca. 120 Stück größere Sachen zum selben Preis. **ff. Sammlungen bis 20 Mark.** Man versäume nicht, sich von meinem streng reellen Angebot zu überzeugen. Die kleine Ausgabe macht Ihnen jahrelang Freude, da alles von solidem Material hergestellt und immer wieder zu gebrauchen ist. **Für Stückzahl und Geschenke wird garantiert.**
Tausende von Dankschreiben.
E. Reinhard, Neuhaus a. Rennweg, Thüringen Nr. 259.
Lieferant fürstlicher Höfe. Größtes Geschäft der Branche am Platze.

Ausland vertieften englischen Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 16 und 13 Jahren und einem 7jährigen Knaben gesucht. Gehalt 1200 Mark und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen mit Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt.**, dagegen **Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren** an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel.

L. Oehmigke's Verlag

(R. Appellius).

BERLIN SW., Zimmerstr. 94.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma

Leopold Voß Buchhandlg., Hamburg,

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Mütter!

gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton"** für mein 1½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton"** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2.— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Caricin (vorzüglicher Califigersatz).
Angenehmer Geschmack, auch von Kindern gern genommen. Billig, à Fl. M. 1,—.
Für die vorzügliche Wirkung garantieren die alleinigen Fabrikanten.

Kalksaft „Orgas".
Bester Ersatz für Lebertran und Lebertranpräparate.
Vorzüglicher Erfolg b. Rachitis usw. Angenehmer Fruchtgeschmack. à Fl. M. 2,—.

Eisenchocolade „Orgas"
bei **Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit.** Billig im Gebrauch.
Karton = 56 Portionen M. 2,—.

BANANIN.
Kraftnahrung ersten Ranges. Bei **Schwächezuständen** jeder Art, **Nervosität** usw.
Büchse à 500,0 = M. 2.25. — Büchse à 300,0 = M. 1.50.
Literatur und Proben durch die alleinigen Fabrikanten
EBERT & MEINCKE, BREMEN 15.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da anderenfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
a) für die Familie,
b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein **Erholungsheim** für Kinder von 3–8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Ausschnitt aus Zeitung/Zeitschrift
Deutsche Frau im Sport
Frankfurter Zeitung und Handelsblatt
Zeitschrift: Frankfurter Zeitung
Datum: 1935 Mai

Die deutsche Frau im Sport

Praktische Betätigung vor Rassenkunde

Zeitschrift: Frankfurter Zeitung

Datum: 1935 Mai

Der Reichssportführer hat in seinem Buch „Der deutsche Sport" die Aufgaben der Leibesübungen für die Frau klar umrissen. Sie sollen ihr helfen, ihre Bestimmung als Mutter zu erfüllen. Sie sollen ihr Körper und Seele stählen, damit sie ihre Kinder gesund und kräftig zur Welt bringt und sie zu tüchtigen Menschen erzieht. Sie sollen ihr Gelegenheit geben, sich in Gemeinschaft mit anderen zu betätigen, damit sie lernt, sich einzuordnen und unterzuordnen. Sie sollen ihr Freude und Erholung bringen, damit sie ihre Pflichten im Alltag mit Lust und Liebe erfüllt.

© Mehr Zeitung

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Spring Term in Norham Hall
begins January 12th, ends March 22nd 1910.
Subject „Shakespeare and his Time."
Board. Residence. Lectures and Class teaching daily.
Use of Library, Tennis-Ground etc.
An Examination on the result, of which Certificates are awarded, is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to Mrs. BURCH. Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hildas Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.
Subject "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. **W. Moeser Buchhandlung.**

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S

DIE FRAU

Soeben ist die **zweite vermehrte** und **verbesserte Auflage** erschienen von:

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

Preis 3,50 Mark.

Das Werk ist das **genaueste** und auf **wissenschaftlicher** Grundlage beruhende **Auskunftsbuch über die Erwerbsmöglichkeiten** für Frauen, sowie über deren Aussichten in den Berufen.

Alle Verordnungen und Verfügungen, die **neuesten Errungenschaften** auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbstätigkeit sind berücksichtigt. Es ist ferner das **einzige Werk**, welches eine **genaue Zusammenstellung der öffentlichen und gemeinnützigen Ausbildungsanstalten** enthält unter Angabe der Dauer des Bildungsganges sowie der Preise für Schulgeld bezw. Pension.

Berlin S. 14
Stallschreiber Straße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

17. Jahrg. Heft 4 Januar 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Ellen Key in Schweden.

Von

Maria Kassow.

Nachdruck verboten.

Ende des Jahres, am 11. Dezember, feierte Ellen Key ihren 60. Geburtstag. Da liegt es nahe, den Versuch zu machen, sich ihre Bedeutung für ihr Vaterland zu vergegenwärtigen und zu untersuchen, wie ihr Einsatz in das geistige Leben Schwedens dort gewertet worden ist.

Es ist nicht ganz leicht, hierüber zur Klarheit zu kommen, da der Name Ellen Key in vielen Kreisen ihrer Heimat noch heute, wo seine Trägerin bereits historisch zu werden beginnt, einem Erisapfel gleicht, der heftigen Streit entfesselt, in dem die Stimme leidenschaftlicher Voreingenommenheit nicht selten das objektive ruhige Urteil übertönt. Trotzdem sei der Versuch gemacht.

Als bekannt voraussetzen darf ich die leitenden Gedanken, die durch Ellen Keys Lebensarbeit gehen, und die der aufmerksame Beobachter durch alle ihre Schriften von dem ersten kleinen anonymen Essay über die norwegische Schriftstellerin Camilla Collet bis zu dem letzten umfangreichen Teil der Lebenslinien und zu dem Buch über Rahel verfolgen kann. Als deren Quintessenz könnte man wohl die Forderung freier Entwicklung auf allen Lebensgebieten für die rein menschliche Individualität zur Schaffung einer edleren Menschheit bezeichnen. Wie weit die Gedanken ihr geistiges Eigentum sind, wie weit sie ein geistvolles Fortspinnen oder ein Ausgestalten übernommener Ideen sind, das ist viel erörtert worden. Hier wollen wir, eine solche Untersuchung beiseite lassend, fragen: welche Aufnahme fanden die Gedanken, die die schwedische Neuromantikerin mündlich und schriftlich verkündete?

In den ersten Jahren ihres Stockholmer Aufenthalts trat Ellen Key noch wenig hervor. Die in vornehmen, sorgenfreien Verhältnissen aufgewachsene dreißig-

Digitized by Google

jährige Frau, die sich durch den Vermögensverlust des Vaters plötzlich genötigt gesehen hatte, ihr stilles Studienleben in der ländlichen Heimat abzubrechen und ihrem Jugendtraum, der Errichtung einer Volkshochschule dort, zu entsagen, um für sich selbst zu sorgen, wurde von ihrer Arbeit an einer höheren Mädchenschule ganz in Anspruch genommen. Weiteren Kreisen wurde sie erst bekannt, als sie literarische und historische Vortragskurse für Damen abhielt und in Stockholms Arbetareinstitut über kulturhistorische Stoffe sprach. Die vornehmen und die einfachen Zuhörer schätzten die Rednerin gleich hoch, und ihre ausgesprochensten Gegner erinnern sich ihrer Vortragsweise gern. Welche Bedeutung ihre zwanzigjährige Tätigkeit im Arbetareinstitut für dessen zahlreiche Besucher hatte, liegt auf der Hand. Das schwedische Proletariat hat sich während des jüngsten Generalstreiks durch seine Haltung Achtung erworben, es hatte und hat aber auch — besonders in Stockholm — schöne Bildungsmöglichkeiten.

Von ihren Freundinnen Anne-Charlotte Leffler, Sonja Kovalewska und Ernst Ahlgren in den achtziger Jahren noch beschattet, rückte Ellen Key im nächsten Jahrzehnt in den Vordergrund des Interesses. Einem Artikel[1]) des Dichters Karl Erik Forßlund[2]), der nach dem Erscheinen ihrer „Gedankenbilder" (deutsch „Essays" genannt) geschrieben ist, entnehme ich das Folgende, da es in besonders charakteristischer Weise die damaligen literarischen Verhältnisse Schwedens beleuchtet und Ellen Keys Stellung zu ihnen klarlegt.

„Freund!" heißt es in Forßlunds in Briefform abgefaßtem Artikel, „Du wanderst auf Strindbergschen Kreuzwegen und bist auf der Flucht vor Fin de siècle, Skepsis und Neurasthenie nach dem Sanatorium des alten Apfelbaumparadieses — geh' nicht ins Kloster, ohne vorher Ellen Keys ‚Gedankenbilder' gelesen zu haben! — — Wenn unsere Richtung der achtziger Jahre — mit ihrem ‚neuen Schweden', mit ihrer herrlichen Aufruhrs- und Weltverbesserungsstimmung, mit dem damaligen Strindberg — einer reifen Frau verglichen werden kann, die, nachdem sie ihr verschwenderisches, reiches Leben ausgelebt und ihre Bestimmung erfüllt hat, jetzt als Leiche vor uns steht, so erweckt dieses Totenbett bei uns beiden sehr verschiedene Visionen. Du siehst die Seele der Toten sich aus der erkalteten Hülle freimachen, angstvoll entschweben — um im Inferno und Purgatorio des Erdenlebens Verbrechen und Irrtum zu sühnen ... und um durch den Nebel der Reue zum Nirwana der Mönchsseligkeit gejagt zu werden. Ich habe eine andere Vision. Mir scheint das Totenbett zugleich ein Kindbett; die Tote hat, während sie selbst schied, ihr Leben einem neuen Wesen gegeben — einer neuen Zeit. Ein herrliches, freies, starkes, harmonisches Wesen ist es, dessen erstes Lebenszeichen nicht ein Wimmern, sondern ein helles Lächeln ist, und das Lächeln heißt: ‚Gedankenbilder'! ... Was Strindberg für das ‚junge Schweden' der achtziger Jahre war — Anführer, Wecker, Wegweiser — das ist Ellen Key für das der neunziger Jahre. — — Du kannst nicht in Abrede stellen, daß Du selbst einmal nahe daran warst, erweckt zu werden. Das war damals, als wir verstimmt umhergingen und warteten — mißvergnügt mit dem Alten, das wir aufgegeben hatten und mit dem Neuen, das jenes nicht

[1]) In Venersborgs Posten 9. März 1899.

[2]) Karl Erik Forßlund, phil. licentiat, geb. 1872, bekannter Lyriker, Märchen- und Romandichter, hat sich besonders durch sein poetisches Werk „Storgärden" (1900) einen Namen gemacht.

erſetzen konnte; ein Mißvergnügen war es, welches ſich nicht wie das der achtziger Jahre in Tendenzdichtungen und Aufruhrſchriften Luft machte, ſondern in einem lebloſen Äſthetiſieren, in unfruchtbarem Stimmungsleben voller Wehmut, Weltſchmerz und dergleichen mehr. Wir waren eben Fin-de-siècle-Jünglinge! — Rettung ſahen wir nur in einem Kompromiß, in einer gekünſtelten Harmonie... Da kam Ellen Key und weckte in uns eine Wahrheit... nämlich die: daß es eine Harmonie gibt, welche nicht künſtlich iſt und kein Kompromiß; daß es einen goldenen Mittelweg gibt, der nicht die enge, ſchnurgerade Juste-milieu-Gaſſe der kleinen Seelen iſt, von Mauern und Steinhäuſern eingefaßt zum Schutz gegen die Stürme des Überſchwangs, ſondern der im Gegenteil der breite Königsweg des freien Menſchen iſt... Wir hörten Präludien zu dieſer Harmonielehre in einigen Vorträgen und kleineren Schriften." Forßlund erwähnt die Schriften über Almqviſt, „Einige Gedanken wie Reaktionen entſtehen", A. Ch. Leffler, Ernſt Ahlgren und andere (alle ſeit 1889 erſchienen), worin ſie bereits die Probleme vom Abwägen der Rechte des Altruismus und des Egoismus und von der Vereinigung der Ideale der Antike und des Chriſtentums berühre. „In ‚Individualismus und Sozialismus' war es, wo wir zwei erlöſende Worte laſen! Das erſte — das wir ja ſchon von Spinoza gelernt hatten, aber dort bloß scholae, d. h. für ein Examen, jetzt dagegen vitae, lautet: ‚Je ſtärker unſer Seelenleben iſt, deſto größer iſt unſere Freude; je größer unſere Freude iſt, deſto größer iſt unſere Vollkommenheit'. Das zweite Wort war ein Bild: ein Kämpe, der ſich mit dem einen Arm den eigenen Weg bahnt, mit dem andern einen verwundeten Kameraden aufhebt, anſtatt beide Arme zu brauchen, um ſich ſelbſt Bahn zu brechen, oder beide um zu tragen und zu verbinden." Begeiſtert ſchließt Forßlund, Ellen Key ſei ein reicher Menſch, der mit den Gedankenbildern eine Kette aneinandergereihter Kleinode gegeben habe. Die Spange, welche die Kette zuſammenhalte, ſei der Glaube an die „auf eigener Kraft beruhende — wenn auch geſetzlich gebundene — Fortentwicklung der Menſchheit zu ihrem Ziel: der irdiſchen Harmonie!"

Ähnlich wie Forßlund dachten andere junge Talente. Schwediſche Studentenvereine baten Ellen Key um Vorträge, gleich zahlloſen anderen Vereinen. In dem Klub Nya Idun, der die Elite der wiſſenſchaftlich und künſtleriſch arbeitenden Frauen Stockholms vereinigt, war ſie jahrelang Vorſitzende. Man erkannte in ihr eine „befreiende und verjüngende Kraft."

Es war Oskar Levertin, der das Wort in einem Eſſay über Ellen Key gebrauchte.[1]) Der bekannte Gelehrte und Kritiker ſchreibt ruhiger als die jungen Enthuſiaſten. Mit der Beurteilung ihrer künſtleriſchen Seite beginnend, ſagt er, daß Ellen Key an Begabung weit unter den großen norwegiſchen Nationalgenien ſtehe. Auch die „Gedankenbilder", dieſes in anderer Hinſicht ſo bemerkenswerte Werk, verrate, daß ſie kein ganzer Künſtler ſei, aber in ihrem Wirkenseifer[2]), in dem Ernſt, mit dem ſie an dem als ihre Miſſion Erkannten arbeite, ſtehe ſie als ein ſozialer Faktor, wie die großen norwegiſchen Dichter, da. Man rechne mit ihrer unermüdlichen Kraft, wie man mit Sonne und Wind rechne, wenn es

[1]) In Svenska Dagbladet. 22. Dezember 1898.

[2]) In Zitaten und Referaten wird der geſperrte Druck nur gegeben, wo der betr. Schriftſteller ihn gab.

Frühling werden solle. Imponierend sei die Mannigfaltigkeit ihrer Gedanken und Gefühle. Nicht selten schienen ihm ihre Ansichten diskutabel und einer strengeren Schulung bedürftig, ihre Darstellung würde durch schärfere Begriffsbestimmungen und eine konzisere Form gewinnen, sie gerate zu leicht in Entzückung, aber über allem leuchte klarer, als bei vielen anderen die Willensreinheit einer lebendigen schwedischen Persönlichkeit. In allem, was sie sage und schreibe, lebe die begeisterte Beharrlichkeit, die nur die echtesten und treusten Diener des Idealismus besäßen. Man müsse diese einsame Frau bewundern, deren ganzes Leben geistige Wohltätigkeit sei, mit einer Verschwendung betrieben, die ebenso auf Reichtum wie auf Gebefreudigkeit deute. — Bei einer anderen Gelegenheit bezeichnet Levertin Ellen Key als einen der Menschen, welche die Natur nach ihrem eigenen Ebenbilde mit einem fruchtbaren Chaos von Ideen, Stimmungen und Einfällen geschaffen habe. „Nichts ist leichter," sagt er da, „als solchen Naturen Widersprüche, Übertreibungen und Inkonsequenzen nachzuweisen, aber auch nichts törichter, als zu glauben, mit einer solchen Kritik ihr Wesen erfaßt zu haben." Der Dichter Levertin erkennt auch das Dichterische in ihrer Diktion, wo manche andere nur wortreichen Schwulst sahen. — Besondere Anerkennung spendet er ihren der Kulturarbeit und der Frauenfrage geltenden Essays.

Der Frauenfrage als solcher hatte Ellen Key ursprünglich ziemlich fern gestanden. Nur der Verein für „das Besitzrecht der verheirateten Frau" hatte ihre tätige Mitwirkung erfahren. Da hielt sie auf der Frauenausstellung in Kopenhagen[1]) den Vortrag „Mißbrauchte Frauenkraft" und sah sich plötzlich als eine alleinstehende Kämpferin. Sie bezeichnet darin bekanntlich als einen Fehler der Frauenemanzipation, daß sie das Hauptgewicht auf die Arbeit der Frau und nicht auf ihr Arbeitsgebiet gelegt habe, daß sie zu kritiklos jedes männliche Arbeitsgebiet ihr erschließen wolle. Das Interesse der Frauenbewegung im Norden habe sich zu ausschließlich auf die unverheiratete Frau konzentriert, während man die Stellung der verheirateten Frau übersehen habe. „Noch ist die schwedische verheiratete Frau gesetzlich ebenso unmündig in betreff ihrer Kinder, ihrer Person, ihrer Arbeit, ihres Eigentums — wie die Idioten und die Verbrecher." Man habe überhaupt mehr an die Frau höherer Stände, als an die der unteren Schichten gedacht. Das Vorurteil habe sich eingeschlichen, als sei geistige Produktion das geistige Adelszeichen, speziell weibliche Tätigkeitskreise in Heim und Familie seien gering geschätzt worden. Sie erkennt an, daß die Frauenbewegung das Recht der individuellen Entwicklung für die Frau errungen habe, aber das Studium der Frau als Geschlechtswesen sei übersehen worden usw. Im Keim sind hier alle späteren Gedanken Ellen Keys über Erziehung und Ehe vorhanden. — „Ellen Keys Auftreten", sagt Gurli Linder in ihrem klaren, einsichtigen Büchlein über die Frauenfrage in Schweden,[2]) „gab Veranlassung zu einem gewaltigen Streit, wo die Leidenschaft auf beiden Seiten hoch ging. Die Tagespresse wurde überschwemmt von Artikeln ‚über die Frau', geschrieben ‚von Frauen' und ‚für Frauen'. Eine ganze kleine Literatur damit zusammenhängender Schriften ent-

[1]) 1896.

[2]) „Kvinnofrågan i Sverige 1845—1905" af Gurli Linder. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

ſtand, voller mehr oder weniger — meiſt das letztere — vernünftiger ‚Worte an die ſchwediſche Frau'. Die würdigſte Entgegnung war Anna Sandſtröms ‚Moderne Romantik und Ethik'. In ihrer Erwiderungsſchrift ‚Frauenpſychologie und weibliche Logik' dankte Ellen Key Anna Sandſtröm für ihre „edle und geiſtreiche Darſtellung".

Daß Ellen Keys Angriff nicht perſönlich gemeint war, ſondern es auf eine Zeitſtrömung abgeſehen hatte, der eine andere Richtung zu geben ſie den leitenden Kräften der Frauenbewegung nahelegen wollte, wird hier ausgeführt. „Wenn man jetzt die Dokumente der Geſchichte jenes Streits durchlieſt," fährt Gurli Linder fort, „beſonders Ellen Keys im ganzen ſo maßvolle Darſtellung, ſo denkt man unwillkürlich ‚tant de bruit etc.'. Die große Erregung läßt ſich kaum in anderer Weiſe erklären, als daß ſie noch einen Nebengrund hatte, der abſeits von Ellen Keys Abrechnung mit der Frauenemanzipation lag. Denn es iſt zu bemerken, daß verſchiedenes von dem, was Ellen Key damals vorhielt, jetzt in das Programm des Fredrika Bremer Bundes aufgenommen iſt." Jenen Nebengrund findet die Schriftſtellerin in Ellen Keys ablehnender Stellung gegen das Chriſtentum. Daß die „Mißbrauchte Frauenkraft" ebenfalls dem Mißverſtändnis ausgeſetzt war, und daß dem kritikloſen Ergreifen männlicher Berufe nun ſtellenweiſe ein ebenſo kritikloſes Ergreifen ſpeziell weiblicher folgte, erfahren wir hier. Eine größere Menge mißglückter Kinderfräulein und viel „künſtlich getriebene Mütterlichkeit" wäre die Folge geweſen. Die weitere Entwicklung hätte beiden Seiten recht gegeben. „Doch", heißt es weiter, „darf nicht vergeſſen werden, daß Ellen Keys Proteſt in einer Hinſicht von durchgreifender Bedeutung wurde: die Arbeit der Frau im Hauſe und auf verwandten Gebieten wurde emporgehoben aus der geringgeachteten Stellung, zu der ſie während des erſten Abſchnitts des weiblichen Fürſichſelbſteintretens, wo man meinte, ſie bedürfe nur ein wenig praktiſcher Fertigkeit und gebe zu geiſtiger Entwicklung keine Gelegenheit, unleugbar herabgeſunken war." — Eine höhere Bedeutung als Gurli Linder mißt Dr. Lydia Wahlſtröm[1]) — jetzt bekanntlich eine der Hauptführerinnen der Frauenſache in Schweden — Ellen Keys „großem Schlag gegen die Frauenrechtlerinnen und deren Dogmen" bei. Nicht wenige naive Seelen hätten in der Mitte der neunziger Jahre mit Strindberg geglaubt, daß es nun mit der Frauenbewegung in Schweden aus wäre, da ſelbſt die „Oberprieſterin", wie er Ellen Key ſpöttiſch nannte, abgefallen ſei und die „Rückkehr zur Natur" gepredigt habe. Vielleicht wäre auch etwas Ähnliches eingetreten, wenn nicht die Bewegung ſelbſt ſo viel Wahrheit in ſich gehabt hätte, „daß ſie ruhig Kritik ertragen und aus dem Berechtigten derſelben Nutzen ziehen konnte, um dann, geradezu verjüngt und vermenſchlicht, ſich von der ſcheinbar zerſchmetternden Niederlage zu erheben. Vermenſchlicht inſofern, als ſie nunmehr ſtärker als früher hervorhebt, daß die Eigenſchaften der Frau auch in ihrer Ungleichheit mit der männlichen Eigenart zu ihrem Recht in der Geſellſchaft kommen müſſen, und verjüngt inſofern, als ſie jetzt in ein neues Entwicklungsſtadium eingetreten iſt, das politiſche."

Die Verfaſſerin der „Mißbrauchten Frauenkraft" ſah ſich hinfort beſtändig Angriffen ausgeſetzt. Als Evolutioniſtin und Moniſtin auch ſchien ſie gefährlich,

[1]) In „Reaktion och renässans i den svenska kvinnofrågan". Nya Nutidsfrågor af Lydia Wahlström. Stockholm. Hugo Gebers förlag. 1907.

und es wurden sogar unsittliche Tendenzen bei ihr gewittert. Während die norwegische Pastorsfrau Magdalena Thoresen über Ellen Keys Biographie der A. Ch. Leffler schrieb: „Überall, wo die Frauensache im Norden in rechter Weise fortschreitet, muß man ihr Dank und Ehre für ihre edle Arbeit bezeigen", griff eine schwedische Frau dieselbe Schrift vom christlichen Standpunkt an. Ein Vortrag Ibsen zu Ehren, den man sie bat im Namen der schwedischen Frauen zu halten, brachte ihr auf einer Seite Beifall, auf der andern einen öffentlichen Protest von 281 andersdenkenden Landsmänninnen. Der gröbste Angriff gegen sie ging doch von männlicher Seite aus. Ich meine C. D. af Wirséns[1]) Broschüre. Ein Leitartikel des Svenska Dagbladet,[2]) der der Angelegenheit gewidmet ist, wirft ein klares Bild auf die damalige Situation.

„Dr. C. D. af Wirséns Polemik gegen Ellen Key", heißt es da unter anderm, „gehört zu der Art geistiger Zusammenstöße, wie sie immer vorgekommen sind und immer vorkommen werden.... Die warmherzige und begeisterte Schriftstellerin hat eine keineswegs kleine Minorität der Jugend zu Anhängern, die — unkritisch vielleicht — an alle ihre Aussprüche glauben. Sie hat absolut gegen sich eine ebenfalls nicht unbeachtenswerte Minorität alter und jüngerer Leute mit entschiedener Unlust oder dem Unvermögen, die Ausdrucksweise andersgearteter Naturen zu verstehen, zwischen den Verdiensten und dem Überszielschießen eines heißblütigen Temperaments zu unterscheiden und überhaupt zu dem Kern einer Persönlichkeit durchzudringen. Zwischen diesen Extremen dürfte die große Majorität der Gebildeten stehen, alle diejenigen, die in Ellen Keys Schriften nicht zum erstenmal die Bekanntschaft mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gemacht und keine Ursache haben, ihre Wirksamkeit anders zu beurteilen, als mit derselben Kritik, aber auch mit demselben Wohlwollen, das man allen lebenden geistigen Kräften unseres Landes schuldig ist, dessen mehr und mehr sich ausdehnender Gesichtskreis und dessen zunehmende Seelenfreiheit das Ziel der vaterländischen Kultur ist. Wir brauchen also nicht zu wiederholen, daß wir die Anschauungen und Aussprüche der talentvollen Schriftstellerin keineswegs unterschreiben. Aber welche ungebildete und kindische Auffassung ist es, daß man einen Schriftsteller nicht bewundern, ja, lieben können soll, ohne für seine Ansichten einzustehen! Die Literatur ist doch kein Kontrakt, den man unterschreibt, und an den man sich bindet, theoretische Betrachtungen sind keine theologischen Symbole, auf welche man schwört, und Kritik ist keine Polizeiangelegenheit, die zu untersuchen hätte, ob Kunst ‚recht' oder ‚unrecht' hat. Was wir für Ellen Key wie für alle geistigen und künstlerischen Kämpfer in unserm Lande beanspruchen, ist das Recht der Persönlichkeit in seiner ganzen, vollen Ausdehnung, das Recht, ihrer Natur gemäß zu denken, zu fühlen, zu schreiben und sich auszudrücken und nach ihrer Weise für die Verwirklichung ihrer Ideale zu streiten. Wir wundern uns durchaus nicht, daß man Entgegnungen ausgesetzt ist, wenn man oft so unnötig herausfordernd auftritt wie Ellen Key. Aber wir fordern von diesen Entgegnungen dieselbe Ehrlichkeit — und auch etwas von dem Talent, wodurch ihre Schriften sich aus-

[1]) Wirsén ist Sekretär der schwedischen Akademie. Er gilt jetzt auch in konservativen Kreisen für rückständig.

[2]) Vom 1. November 1900.

zeichnen. Es schmerzt uns zu sehen, wie Dunkelmänner und Pharisäer verschiedener Art aus der Neigung einer warmen und reichen Persönlichkeit zur Übertreibung Kapital für sich selbst schlagen, anstatt das Wahre und die ideale Absicht, die hinter ihren Worten liegen, zu suchen. Die Wirsénsche Kritik — und die seiner Lehrlinge rund um in den Blättern — sucht einfachen und ängstlichen Leuten einzubilden, daß die Moral unseres alten Schweden in ihren Fugen krache, weil eine Vortragende das Verhältnis zwischen Mann und Frau in einigen Vorträgen in eine andere Beleuchtung gerückt hat, als die der offiziellen Ethik." Aber es sei nicht so gefährlich, die Entrüstung könne sich ruhig legen. Zu allen Zeiten seien Moralbegriffe kritisiert, vertieft und verändert worden, zu allen Zeiten habe man das Klagelied vom Untergang der Moral gehört. Wirsén sei der orthodoxesten und konservativsten Parteimänner einer....

Einen Angriff von wissenschaftlicher Seite brachte die kleine Schrift „Ellen Keys tredje rike" [1]) von Professor Vitalis Norström. Der Philosoph von Beruf setzt sich darin mit den philosophischen Anschauungen der Ethikerin auseinander. Norström, der Euckens Standpunkt nahesteht, hat es weniger auf Ellen Key selbst als auf eine in ihr sich spiegelnde Zeitrichtung — den radikalen Utopismus — abgesehen, wie er sagt, beschäftigt sich aber recht ausführlich mit ihr. Zu welchen Resultaten der Supranaturalist der Monistin gegenüber kommt, ist klar. Eine „Hinrichtung" Ellen Keys nannte ein Kollege von ihm die Schrift. Er irrte sich aber über die Tragweite derselben, wie die Folge zeigte. Nicht glücklich ist Norströms Kritik von Ellen Keys in Schweden viel kommentierter Goetheauffassung. Er wirft ihr vor, daß sie Goethe kolossal überschätze und eine unhistorische Auffassung von ihm habe. Das taten andere auch, aber Norström behauptet: [2]) „Wir, die jetzt leben und uns Kulturmenschen in der Bedeutung von Dienern der Kultur nennen, können doch nicht zu Goethe oder Ibsen mit derselben dankbaren Bewunderung und demselben Gefühl herzlicher Gemeinschaft aufblicken wie zu einem Kant, Helmholtz, Pasteur oder Edison. Aus solchem Holz sind *unsere* Helden, *unsere* Vorarbeiter . . ." Ja, „in all' seinem strahlenden Glanz" kommt Goethe ihm „oft so wenig innerlich, oft geradezu arm und trivial vor"!!

Als nach dem „Jahrhundert des Kindes" die ersten Bände der „Lebenslinien" (deutsch: „Liebe und Ehe" und „Der Lebensglaube") erschienen, verschärfte sich in Schweden der Streit um Ellen Key. Aus Vorträgen hervorgegangen, brachten die Bücher ja die früher ausgesprochenen Gedanken, aber in erweiterter und kühnerer Form. Besonders weckte natürlich „Liebe und Ehe" Entrüstung. Daß eine unverheiratete Frau, eine *schwedische* Frau mit solchem Freimut über die zartesten ehelichen Fragen schrieb, konnten und können ihr weite Kreise in der Heimat nicht verzeihen. Die Frauen dachten daran, mit welcher Zurückhaltung Fredrika Bremer — die geborene Vestalin, wie ein schwedischer Literarhistoriker sie nennt — einst erotische Dinge behandelt hatte, und nun dieses! Die Anklagen der Gemeingefährlichkeit und der Unsittlichkeit wurden gegen ihre Theorien erhoben,

[1]) Erschien 1902, ist ins Deutsche übersetzt worden unter dem Titel: „Das tausendjährige Reich, eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus."

[2]) Ich zitiere aus der schwedischen Ausgabe der Schrift.

und Ellen Keys Gegner machten sie für jede Eheirrung, jede sittliche Verfehlung, die bekannt wurden, verantwortlich. Auch ihre Freunde fanden mancherlei auszustellen. Ihre Biographin Louise Nyström-Hamilton meinte, wenn „Liebe und Ehe" einerseits den Starken stärker machen könne, so könne es andererseits den Schwachen schwächer machen. Sie fanden, daß vieles darin mißverstanden werden könne und dergleichen mehr. Wo die Gegner aber die Predigt der freien Liebe sahen, erkannten *sie* die Utopien einer Romantikerin, die von einer Idealmenschheit träumt; wo jene unreine Erlebnisse der Schriftstellerin vermuteten, fanden *sie* gerade „eine vollständige Unerfahrenheit in betreff der sinnlichen und rohen Seiten des Lebens". Sie schieden die „Goldkörner" in diesen Schriften vom „Sande". Hier und da ging die Verteidigung in der Hitze des Meinungskampfs fast weiter als der Angriff. Der Professor der Philosophie Allen Vannérus, der Ellen Key auf religionsphilosophischem Gebiet nahesteht, urteilt über den religiösen Teil der Lebenslinien, daß der „Evolutionsidealismus", ob mit oder ohne „Lebensglaube", *nicht* „Religion" sei, „aber", sagt er[1]), „meine Einwürfe gegen Ellen Keys Auffassungen bezwecken nicht eine Herabsetzung des Wertes ihrer Auffassungen. Seit der Zeit der heiligen Birgitta hat wohl keine schwedische Frau die Religion so wie sie untersucht. . . . Hätte Ellen Key im Mittelalter gelebt, so hätte ihre Hingabe an die Idee, ihre Glut des Gefühls und ihre so bilderreiche Phantasie auch sie zu einer Heiligengestalt gemacht."

Ein klares, ruhiges Urteil über die Vielumstrittene und ihr am meisten angegriffenes Buch gibt der auch bei uns wohl bekannte Per Hallström. Seine Objektivität ihr gegenüber wird schon dadurch dokumentiert, daß er in seinem satirischen Lustspiel „Erotikon" — dem größten Theatererfolg des letzten Stockholmer Winters — worin er die moderne literarische Erotik geißelt, auch Ellen Key und ihre Anhänger sans phrase witzig streift. In dem betreffenden Artikel[2]) sagt Per Hallström: „Ellen Key nimmt in unserer Literatur eine Stellung ein, deren Bedeutung allen klar und die unumstritten und geachtet sein müßte. — — Besonders was das soziale Leben betrifft, saßen wir leicht fest zwischen Idee und Ausführung und scheuten gern die Diskussion; nicht gerade um Ruhe zu besserem Nachdenken zu haben, aber um unsere Gedanken eben Gedanken bleiben zu lassen. Draußen in der Welt ging es anders zu, aber wir hatten Mangel an Geistern, die bereit gewesen wären, den von dorther wehenden Wind aufzufangen. In Ellen Key haben wir jetzt einen solchen, und sie tut mehr als das. In ihrem Gedankenbereich steht sie vor weiten, ernsten und hochgebildeten Kreisen ringsum in Europa, als eine sehr bemerkenswerte Gestalt da. Wenn man sich hier zu Hause dieses Faktum vor Augen hält, so wird man auch dieses Buch besser als bisher lesen. Sein Stoff, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, ist von der Art, daß es heftige Meinungsverschiedenheiten hervorruft. Stößt man auf einen Lehrsatz darin, der einem in seiner kategorischen Formulierung absurd erscheint, so muß man ihn, ohne Weheruf, nur in seinem Gedächtnis notieren und weiterlesen. Man wird dann fast immer, aber vielleicht in einem ganz andern Zusammenhang, schließlich den ergänzenden Einwand oder die Einschränkung finden,

[1]) In „Lifslinjernas religion". Svenska Dagbladet. 6. 1. 1906.
[2]) Veröffentlicht in Dagens Nyheter 15. Dezember 1903.

von ihr selbst gemacht und meist besser und gerechter, als es der erregte Leser zu tun vermöchte. Denn gerecht, edel und erfüllt von der brennendsten und uneigennützigsten Liebe zu den Menschen und zu dem Ideal, wie es sich ihr darstellt, ist Ellen Keys Streben stets." Es gelinge ihr nicht selten, Aussprüche voll geklärter Lebensweisheit zu finden. „Aus den Lebenslinien könnte man eine ganze Broschüre gehaltvoller, in ihrer Art einfach vollendeter und genialer Aphorismen ausziehen, und es wäre unrecht, ihr noch länger die Anerkennung der Größe auch als Denkerin verweigern zu wollen, neben der Größe als Charakter, die für jeden, der sie kennt, nie einem Zweifel unterworfen war." Systematikerin wäre sie nicht und hätte sich auch niemals dafür ausgegeben. „Sie entbehrt gewiß nicht der Logik, aber die Logik wird keine plastische Macht in ihrer Behandlung des Stoffes." Auf das Thema des Buches eingehend, sagt Per Hallström: „Ich weiß wohl, daß Ellen Key durchaus nicht die Vorstellung hat, daß das Verhältnis zwischen Mann und Frau abgelöst von allem andern wie eine mathematische Aufgabe untersucht werden kann. In gewissen Kapiteln des Buches stellt sie es direkt auf den Boden des Sozialen und macht kühne und einschneidende Vorschläge, die zu diskutieren vielleicht nützlich sein könnte, wozu ich aber nicht geneigt bin. Was ich aber ab und zu vermisse, das ist das Betonen des allgemeinen Menschlichen, ohne das die erotischen Konflikte zwischen Männern und Frauen, die sie mit ernstem Willen zu entwirren versucht, ihre Bedeutung für uns verlieren. Die Gestalten scheinen zuweilen nicht aus dem Leben, sondern aus der modernen Spezialdichtung auf dem Geschlechtsgebiet geholt zu sein, für dessen Helden und Heldinnen, wenn man sie so nennen soll, ich vielleicht zu kühl empfinde, wie ich bereitwillig zugebe; ich kann mich aber der Auffassung nicht verschließen, daß die Verfasserin ihnen mit zu warmen und zu arglosen Gefühlen entgegenkommt. Menschen, die das Lieben als Beruf zu haben scheinen, interessieren mich und viele mit mir beinahe weniger als andere Berufsmenschen, und ihre Gesellenproben in der Kunst — zu Meisterproben kommt es nie — mögen als Zeichen der Zeit Bedeutung haben, als Zukunftszeichen jedoch vertragen sie eine Einschränkung ..." Die Ausführungen schließen mit den Worten: „Ellen Key hat unerschrocken Fragen aufgestellt und hat eine Menge Feinde; durch die Lösungen, die sie vorschlägt, wird sie noch mehr bekommen. Wenn man sie recht läse, durfte sie gar keine Feinde haben ... Selbst hochgesinnt, bedarf sie hochsinniger Leser. — In den beiden Bänden findet sich ein Ex libris, das eine Hand, die einen Dolch hält, zeigt, mit der Devise des Keyschen Clans „manu forti" darunter. Auf die Devise hat Ellen Key volles Recht, aber die Hand sollte eine Fackel tragen."

Trotzdem sich andere des Hörens würdige Stimmen neben Per Hallström in ähnlicher Weise vernehmen ließen und Louise Nyström-Hamilton in Ellen Keys Biographie mit einem wahrheitsgetreuen Bilde der Verleumdung entgegentrat, blieb die Stimmung in Schweden lange Zeit überwiegend eine schwer gereizte gegen die Schriftstellerin. Der dritte Band der Lebenslinien („Persönlichkeit und Schönheit") mit seiner Stoffüberfülle konnte daran wenig ändern. Es wurden auch Ansichten, die viele ihrer Landsleute bereits verstimmt hatten, darin von neuem behandelt, so betonte sie wieder das Berechtigte in der Loslösung der Norweger und die Notwendigkeit des friedlichen Verlaufs der Trennung (die Art des Unionsbruchs verurteilt sie durchaus).

Ellen Key war immer im Kierkegaardtſchen Sinne eine „Einzelne" geweſen, und nach Popularität hatte die Individualiſtin nie geſtrebt. Aber als ſie ſich ſo vielfach mißverſtanden ſah und geläſtert hörte, dachte ſie eine Weile daran, ihr Buch über Rahel, das einer deutſchen Aufforderung ſein Entſtehen in der jetzigen Geſtalt dankt, nur in deutſcher Sprache zu veröffentlichen. Als es dann doch in ſchwediſchem Gewande erſchien, gingen Äußerungen der Freude durch die Preſſe, daß die für Schweden demütigende Abſicht, ſich nur an das Ausland zu wenden, zurückgenommen ſei. Zahlreiche Kritiken zeugten nicht nur von Intereſſe, ſondern auch von Anerkennung. Die ſympathiſchen Beſprechungen von Klara Johanſon[1]) und Sigrid Elmblad[2]) beweiſen, daß es unter den ſchwediſchen Frauen nicht an wahrem Verſtändnis für Rahels Biographin fehlt.

Es ſind nunmehr hauptſächlich die älteren Kreiſe, in denen die Kontroverſe über Ellen Key gepflegt wird. Der jetzigen ſchwediſchen Jugend, der vieles von dem einſt Umkämpften ſelbſtverſtändlicher Beſitz geworden, iſt ſie ferner gerückt. Der perſönliche Kontakt fehlte infolge ihres Verweilens im Auslande in den letzten Jahren, und die patriotiſche Strömung, die ſeit der Unionslöſung Schweden durchbrauſt und eine Fülle neuen Lebens weckt, konzentriert augenblicklich das Intereſſe des jüngeren Schwedens mehr auf ſpeziell vaterländiſche, als auf allgemein menſchliche Fragen. Aber wenn es die Verfaſſerin der Gedankenbilder, der Monographie von Almqviſt und den Brownings jetzt bei ihrem Eintritt in das ſiebente Jahrzehnt als hiſtoriſche Geſtalt erblickt, wird es ſich ihre Bedeutung für die Heimat klarmachen und ſie wahrſcheinlich gerechter als die frühere Generation in ihrer Geſamtheit beurteilen.

Als einen Gärungsſtoff hörte ich Ellen Key kürzlich in Schweden bezeichnen, der Bewegung gebracht habe. Indem ſie die Diskuſſion über faſt alle wichtigen Verhältniſſe der Menſchen untereinander entfeſſelte, habe ſie weckend und klärend gewirkt, auch wo ſie ſelber geirrt habe. In ihrer Lehre mißzuverſtehen, ja ſtellenweiſe zu ernſten Bedenken Anlaß gebend, ſei ſie als Perſönlichkeit vorbildlich. „Wahrheit und Ehrlichkeit hat ſie fördern wollen", ſagt ihre Biographin. Wie Lona in ihres Lehrmeiſters Ibſen „Stützen der Geſellſchaft" wollte ſie „auslüften". Dabei glitt ihr Blick hinaus über die blau-gelben Grenzpfähle, ſie zog geiſtig verbindende Fäden zwiſchen Schweden und fremden Kulturerſcheinungen, und das dankt man ihr im Norden.

Jetzt möchte ſie ihr Vaterland als Glied eines großen Weltfriedensbundes ſehen und wird dafür in der Stadt, die ſich dem Friedenskongreß öffnen wollte,[3]) Sympathien finden.

[1]) In Stockholms „Dagblad". 15. März 1908.
[2]) In „Skånska Aftonbladet". 20. März 1908.
[3]) Infolge des Generalſtreiks mußte der Kongreß unterbleiben.

Eine reformierte Mädchenschulreform.

Mit einem Anhang vom „beleidigten Mannesgefühl".

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Der Gesetzentwurf über das höhere Mädchenschulwesen, den die sächsische Regierung soeben dem Landtag hat zugehen lassen, nimmt sich aus wie eine „zweite verbesserte Auflage" der preußischen Bestimmungen. Der Ton ist dabei auf das Wort „verbessert" zu legen. Die vorliegenden Grundzüge, die nur ein ganz allgemeines organisatorisches Schema geben, gestatten noch kein endgültiges und abschließendes Urteil, aber sie berechtigen zu der Zuversicht, daß die sächsische Reform die Fehler der preußischen vermeiden wird.

Rein formal erscheint die sächsische Reform großzügiger, einheitlicher und mehr aus einem Guß. Schon ihr Charakter als Gesetz, nicht als Ministerialverordnung, schützt sie einigermaßen vor all den Tüfteleien bureaukratischer Kleinlichkeit, an denen die preußische Reform so reich ist — es sei nur an die komplizierte Berechnung der von männlichen und weiblichen Lehrkräften zu erteilenden Stunden, oder an die schikanöse Bestimmung erinnert, durch welche die Errichtung von Frauenschulen gesichert werden soll. Natürlich kann durch Ausführungsbestimmungen noch allerhand der Art auch in die sächsische Reform hineinkommen, aber die Gefahr ist bei einer einmal gesetzlich geregelten Materie nicht sehr groß.

In den sechs ersten Paragraphen werden allgemeine Bestimmungen über Schulverwaltung, Lehrkörper und Organisation der Mädchenschulen gegeben.

Sie lauten:

§ 1. Zur höheren Bildung des weiblichen Geschlechts sind bestimmt: die höhere Mädchenschule, die Studienanstalten und die Frauenschule. Diese sind höhere Lehranstalten im Sinne von § 1 des Gesetzes über die Gymnasien, Realschulen und Seminare vom 22. August 1876. Die Vorschriften des Gesetzes vom 22. August 1876 über die Lehrerinnenseminare werden durch gegenwärtiges Gesetz nicht berührt.

§ 2. Der Schulkommission für höhere Mädchenschulen, Studienanstalten und Frauenschulen können auch wissenschaftlich gebildete weibliche Gemeindemitglieder angehören.

§ 3. Die für die Lehrer an den höheren Lehranstalten und deren Hinterlassene bestehenden gesetzlichen Bestimmungen gelten in gleicher Weise für die Lehrer und ihre Hinterlassenen, sowie für die Lehrerinnen an den höheren Mädchenschulen, Studienanstalten und Frauenschulen. Lehrkräfte, die an einer Frauenschule nicht im Hauptamte wirken, bleiben von dieser Bestimmung ausgenommen. Lehrerinnen, die während ihrer Dienstzeit sich verheiraten, scheiden mit diesem Zeitpunkte ohne Anspruch auf Ruhegehalt aus ihrer Stelle.

§ 4. Die Zahl der Schülerinnen soll in der Regel auf der Unter- und Mittelstufe der höheren Mädchenschule (Klassen X bis VIII und VII bis V) nicht über 40, auf deren Oberstufe (Klassen IV bis I), sowie in den Klassen der Studienanstalten nicht über 30 betragen.

§ 5. Privatschulen dürfen die Bezeichnungen „Höhere Mädchenschule", „Studienanstalt" und „Frauenschule" oder eine gleichartige Bezeichnung nicht führen, wenn sie den Anforde-

rungen dieses Gesetzes nicht entsprechen. Die Genehmigung zur Errichtung einer privaten höheren Mädchenschule ohne Studienanstalt setzt voraus, daß der Nachsuchende die Kandidatur des höheren Schulamtes oder der Pädagogik erlangt hat. Die Berechtigungen nach §§ 9 und 16 dieses Gesetzes können nur durch eine Prüfung an einer öffentlichen Anstalt erworben werden.

§ 6. Bestehenden Schulen (öffentlichen und privaten) wird eine Übergangszeit zur allmählichen Umgestaltung eingeräumt.

Hier ist zunächst die Zulassung von Frauen zu den Schulkommissionen sehr wertvoll. Diese sind in Sachsen in mehrfacher Hinsicht weit bedeutsamere Körperschaften als die gleichnamigen Behörden oder die Kuratorien in Preußen. Einmal, weil die sächsischen höheren Schulen direkt dem Ministerium unterstehen, ohne irgendwelche Zwischenbehörden. Dann aber auch, weil sie eine offizielle Mittelinstanz zwischen Staat und Stadt sind. Den nichtstaatlichen Anstalten nämlich wird eine Gymnasial- oder Realschulkommission übergeordnet, die aus einem vom Stadtrat ernannten juristischen Mitglied, zwei wissenschaftlich gebildeten Gemeindemitgliedern, die auf Vorschlag des Stadtrats vom Ministerium ernannt werden und dem Direktor der Anstalt besteht. Diese Kommission hat Zutritt zu den Lehrstunden, leitet die ökonomischen Angelegenheiten der Schule, besetzt die Lehrämter (mit Bestätigung des Ministers) und vertritt die Anstalt rechtlich. Wo der Staat keine Zuschüsse gewährt, kann der Stadtrat selbst die Rechte dieser Kommission ausüben. Das geschieht allerdings in den meisten großen Städten Sachsens. Aus diesem Gesetz erklärt sich, weshalb nur „wissenschaftlich gebildete" Frauen für die Schulkommission in Betracht kommen. Trotzdem das die Möglichkeit, weibliche Mitglieder in den Schulkommissionen zu haben, sehr einschränken wird, müßten die Frauen diese Bedingung nicht antasten, denn sie ist eines der Wesensmerkmale der höheren Schule, das eben deshalb der Mädchenschule nicht fehlen darf.

Die große prinzipielle Bedeutung für die Stellung der Frau an der Mädchenschule, die der § 3 hat, kann, ebenso wie die Tragweite des § 5 für die Privatschule, erst in Verbindung mit den folgenden Paragraphen klargestellt werden. Sie beziehen sich im engeren Sinn auf die höhere Mädchenschule und bestimmen im wesentlichen folgendes:

§ 7. Die höhere Mädchenschule hat die Aufgabe, der weiblichen Jugend eine höhere allgemeine Bildung, als sie die Volksschule bietet, zu vermitteln. Sie besteht aus zehn aufsteigenden Klassen. Die Unterstufe (Klassen X bis VIII) braucht nicht unbedingt vorhanden zu sein. Für die Aufnahme in die unterste Klasse (Klasse X) sind die jeweilig für den Eintritt in die Volksschule geltenden Vorschriften maßgebend.

§ 8. Den Schülerinnen der Mittelklassen soll Gelegenheit zur unentgeltlichen Erlernung der Stenographie geboten werden. Das Unterrichtsziel ist im wesentlichen dasjenige der Realschule. Die Stundenzahl in einer Klasse darf ohne Berücksichtigung des Unterrichts im Turnen, im Gesange, in den Nadelarbeiten und der Stenographie über wöchentlich 32 nicht ansteigen.

§ 9. Der Unterrichtsgang schließt mit einer Abgangsprüfung, deren Einrichtung die oberste Schulbehörde bestimmt. Sie ist der Reifeprüfung der Realschule für gleichwertig zu erachten. Die Berechtigungen, die das in dieser Prüfung erworbene Zeugnis gewährt, werden durch die zuständigen Behörden festgesetzt.

§ 10. Der Lehrkörper der höheren Mädchenschule ist aus männlichen und weiblichen Lehrkräften in annähernd gleicher Zahl zusammenzusetzen. Fachlehrer und Fachlehrerinnen dürfen nur Zeichen-, Schreib-, Gesangs-, Turn- und Nadelarbeitsunterricht erteilen,

seminaristisch gebildete Lehrer und Lehrerinnen dürfen außerdem auf der Unterstufe auch in wissenschaftlichen Fächern unterrichten. Lehrer und Lehrerinnen mit der Kandidatur der Pädagogik können mit solchen, welche die Kandidatur des höheren Schulamts erlangt haben, allenthalben gleiche Verwendung finden. Die Leitung ist einem Direktor oder einer Direktorin zu übertragen.

§ 11. Die Lehrer sind nach den Gehaltssätzen zu besolden, die für die Lehrer mit gleichartiger Vorbildung an den staatlich unterstützten Realschulen gelten. Die Lehrerinnen sind nach den Gehaltssätzen zu besolden, die für die Lehrerinnen mit gleichartiger Vorbildung an den staatlichen Lehrerinnenseminaren gelten.

In diesen Bestimmungen sind zwei Grundforderungen erfüllt, die bei der preußischen Reform unbefriedigt blieben: Die höhere Mädchenschule wird eine Realschule. Wenn auch nur „im wesentlichen". Abweichungen werden also durch die Pläne sicher gebracht werden. Aber sie werden nicht so beträchtlich sein wie in Preußen, wo man überhaupt den Vergleich mit der Realschule ängstlich vermieden hat. In der dem Dekret beigefügten Stundentafel zeigt sich der im Vergleich zur preußischen höheren Mädchenschule stärker betonte Realschulcharakter der sächsischen darin, daß im ganzen fünf Stunden mehr für Mathematik und Rechnen und ebensoviele mehr für Naturwissenschaften angesetzt sind. Mit der Realschule verglichen, bietet die sächsische höhere Mädchenschule die gleiche Stundenzahl für Naturwissenschaften, aber sechs Stunden weniger Mathematik. Der Realschulcharakter der höheren Mädchenschule ist überdies auch durch die Einrichtung eines der Reifeprüfung der Realschule gleichwertigen Abschlußexamens gewährleistet, — die eine zweite Grundforderung der Frauenbewegung erfüllt.

Die Privatschule wird dadurch hart betroffen, daß diese Prüfung nur an öffentlichen Schulen abgelegt werden kann. Sie wird auch durch die den Lehrkörper betreffende Bestimmung so gut wie außerstand gesetzt, die Neuordnung durchzuführen. Es ist das aber vielleicht deshalb nicht so unmittelbar verhängnisvoll wie in Preußen, weil in Sachsen auch heute nur vier große städtische Schulen anerkannte höhere Mädchenschulen sind (2 in Dresden, 1 in Leipzig, 1 in Chemnitz), denen also auch bisher keine Privatschule gleichgestellt war. Die Privatschule wird also, falls sie die Neuordnung nicht in vollem Umfang durchführt, doch darum nicht, wie in Preußen, von bisher behaupteter Gleichstellung heruntergedrückt, und man darf vielleicht erwarten, daß sie sich, da sie bisher ohne diese Gleichstellung bestehen konnte, auch in Zukunft, wenn auch natürlich schwerer, da die Distanz größer wird, behaupten kann.

Die Gleichstellung der höheren Mädchenschulen mit den höheren Knabenschulen hinsichtlich des Lehrkörpers hat vor allem die Bedeutung, daß seminaristische Lehrkräfte hier in keiner anderen Weise wie dort verwendet werden dürfen. Auch hierin ist die sächsische Reform konsequenter als die preußische. Sie gibt durch eine summarische Übergangsbestimmung Spielraum für die Umwandlung des bestehenden Zustandes in den durch die Reform begründeten, kennzeichnet aber sofort jedes Zurückbleiben des Lehrkörpers der höheren Mädchenschule hinter dem der Knabenschulen als ein „Nichtseinsollendes", eine Übergangserscheinung. Die einzige nicht unbedenkliche Konzession ist die unbeschränkte Zulassung von Inhabern der pädagogischen Kandidatur zu allen Mädchenschulen, auch den Studienanstalten. Die pädagogische Kandidatur kann von solchen seminaristisch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen, die in der Prüfung eine 1 oder 1b erreicht haben, nach dreijährigem

Universitätsstudium erworben werden. Sie repräsentiert ohne Zweifel einen sehr geeigneten Bildungsgang für den Seminarlehrer, aber sie dürfte für die höheren Mädchenschulen in keiner andern Weise berechtigen wie für die höheren Knabenschulen. Dem preußischen „vierten Weg" ist diese Bestimmung nur dadurch überlegen, daß sie immerhin ausdrücklich auf exzeptionelle Begabungen eingeschränkt wird.

Die Studienanstalten (leider hat man den preußischen Namen übernommen) sollen entweder als sechsklassige Anstalten nach dem Typus der Reformgymnasien oder Realgymnasien oder als dreiklassiger Aufbau der höheren Mädchenschule eingerichtet werden, „mit einem Lehrziel, das im allgemeinen der Oberrealschule mit wahlfreiem Lateinunterricht entspricht". Es wird nun natürlich auf die Pläne ankommen, ob dieser dreiklassige Aufbau auf die höhere Mädchenschule mehr einer Oberrealschule oder dem „vierten Weg" ähnlich wird. Da der sächsische Verein für das höhere Mädchenschulwesen einer der eifrigsten Verfechter des „vierten Wegs" war, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er versuchen wird, dem Aufbau den Oberrealschulcharakter zu nehmen, den er jetzt, der Stundentafel nach, in dem gleichen Sinne wie die höhere Mädchenschule den Realschulcharakter aufweist, d. h. unter Einschränkung der Mathematik. Der Eintritt in die sechsklassige Studienanstalt erfolgt aus der vierten Klasse der höheren Mädchenschule, in die dreiklassige aus der ersten Klasse. Über die Reifeprüfung gilt das gleiche wie über die der höheren Mädchenschule. Daß die Leitung der Studienanstalt „in der Regel" einem Direktor übertragen werden soll, entspricht dem gegenwärtigen Stand der höheren Frauenbildung, demzufolge eben noch keine weiblichen Bewerber von ausreichender Vorbildung und Amtserfahrung vorhanden sind. Eben deshalb wäre aber, da ja doch prinzipiell die Frauen zugelassen *sind*, diese Einschränkung eigentlich überflüssig, denn in der Praxis wird sich dies „in der Regel" ganz von selbst einstellen.

Die Zulassung zu den höheren Knabenschulen regelt der § 19 in folgender Weise:

> Mädchen, die körperlich, geistig und sittlich hierzu befähigt sind, kann der Eintritt in ein Gymnasium, Realgymnasium oder eine Oberrealschule für Knaben von Untertertia an gestattet werden, wenn in der Anstalt Platz vorhanden und eine Studienanstalt weder am Orte errichtet noch von diesem aus ohne größere Schwierigkeiten zu erreichen ist. Unter den gleichen Bedingungen kann Mädchen auch der Eintritt in eine Knabenrealschule von Klasse III an gestattet werden, wenn eine höhere Mädchenschule weder am Orte vorhanden noch von diesem aus ohne größere Schwierigkeiten zu erreichen ist. Für die Zulassung von Mädchen zu höheren Lehranstalten der Gemeinden für Knaben ist die grundsätzliche Zustimmung der betreffenden Gemeindevertretung erforderlich.

Es ist also auch hier in dem von den Frauen gewünschten Sinn über die preußische Reform hinausgegangen und das gewährt, was in Preußen vermutlich noch lange umkämpft werden wird.

Die *Frauenschule* vermeidet die viel beklagte System- und Zielosigkeit der preußischen Pläne und wird von vornherein als eine in sich geschlossene Anstalt von zwiefachem Typus eingeführt. Sie ist entweder höhere Frauenbildungsschule oder höhere Haushaltungsschule. Als höhere Frauenbildungsschule kann sie folgende Fächer (auch nur einen Teil von ihnen) umfassen: Deutsch, Volkswirtschaft und Bürgerkunde, Geschichte, Naturwissenschaften, Philosophie, Pädagogik, fremde Sprachen. Wenn man nun hier noch, wie vorgesehen, Fachgruppen schafft (die Schülerinnen müssen sich auf mindestens ein Jahr zu 12 Wochenstunden verpflichten),

so könnte etwas ganz Geschlossenes herauskommen. Ebenso zweckmäßig ist die Gruppierung der Fächer in der höheren Haushaltungsschule: Deutsche Sprache, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, Haushaltungskunde mit Unterricht im Kochen einschließlich Küchenchemie und Ernährungskunde sowie Unterricht in der Behandlung der Wäsche, Hauswirtschaftslehre mit Unterricht in der Buchführung, Erziehungslehre und Kinderpflege mit Unterricht in der allgemeinen Gesundheitslehre, Beschäftigung im Kinderhorte und Kindergarten, Samariterkurse, Nadelarbeiten mit Unterricht in Ellenwarenkunde. Bei beiden Schulen kann Unterricht im Zeichnen und Malen, in Musik und Turnen hinzutreten. Gewisse Bedenken wird man nur gegen den § 21 haben müssen, der gestattet, daß Frauenschulen an Studienanstalten angeschlossen werden können und zwar nicht nur so, daß sie unter einer Leitung stehen und die gleichen Lehrkräfte an beiden Anstalten verwendet werden, sondern auch so, daß die Schülerinnen der Frauenschule in einzelnen Fächern der Studienanstalt hospitieren dürfen.

Im übrigen aber kann man nur wünschen, daß die sächsische Reform in der hier vorliegenden Form Gesetz wird. Sie wird — mit ganz wenigen Einschränkungen — das Muster sein, nach dem die Zustände in Preußen allmählich fortgebildet werden müssen.

* * *

Eine solche Einschränkung möchte ich mit Bezug auf den § 10 machen, nach dem der Lehrkörper der höheren Mädchenschule aus männlichen und weiblichen Lehrkräften in annähernd gleicher Zahl zusammengesetzt sein soll. Eine solche Zusammensetzung ist unbestreitbar sachlich wünschenswert und an sich zu erstreben. Wenn sie es aber für die Mädchenschule ist, und genau in gleichem Maße, ist sie es auch in der Knabenschule. Der Mann ist in keinem andren Sinne in der Mädchenschule wünschenswert oder notwendig, wie die Frau in der Knabenschule. Nun ist ohne weiteres zuzugeben: an der bedauerlichen Tatsache, daß wir an den Knabenschulen keine Lehrerinnen haben, wird durchaus nichts dadurch gebessert, daß wir nun umgekehrt etwa in der Mädchenschule die Mitarbeit der Männer einschränken. Aber sie dürfte kein gesetzliches Obligatorium sein. Solange die Knabenschule ohne weibliche Lehrkräfte zu Recht besteht, dürfte nicht die Mädchenschule, an der wenige oder keine männlichen Lehrkräfte unterrichten, gesetzlich unmöglich gemacht werden. Wenn auch die sächsische Bestimmung viel mehr Spielraum läßt als die preußische, so dürfte sie sich doch auch in der Praxis als eine unter Umständen recht verhängnisvolle Knebelung erweisen. Der Schwierigkeiten für die Privatschule ist schon gedacht. Eine andere soll nun beleuchtet werden: nämlich die Möglichkeit, daß dieses Monopol auf die halbe Mädchenschule, das die Regierung den Oberlehrern gewährt, ausgenutzt wird zu einem erfolgreichen Kampf gegen die weibliche Leitung.

Und damit komme ich zu meinem Anhang „vom beleidigten Mannesgefühl".

Im vorigen Winter haben die Oberlehrer an den öffentlichen höheren Mädchenschulen in Preußen dem Abgeordnetenhaus einen Protest gegen die weibliche Leitung überreicht. Sie verstärkten diese ihre Eingabe später durch eine kleine Anthologie von Aufsätzen des Herrn Professor Langemann-Kiel, die den Abgeordneten als „Stimmungsbilder" dienen sollten. Eingabe und Broschüre sind in den Papier-

Digitized by Google

körben des Abgeordnetenhauses verschwunden, und bei den Debatten hat niemand ihrer Erwähnung getan. „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan."

Der Mißerfolg hat aber die Herren nicht entmutigt. Im Augenblick zirkuliert an den höheren Mädchenschulen wieder eine Petition. Sie geht von schleswig-holsteinischen Philologen (also wieder der verdienstvolle und unermüdliche Herr Langemann!) aus, wird, nach einer Mitteilung der Kölnischen Zeitung, z. T. von den Direktoren selbst in ihren Kollegien in Umlauf gesetzt und fordert,

> „daß die in der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens verfügte Gleichstellung der Frauen und Männer im Schuldienst, insbesondere die gleiche Berechtigung zur Leitung öffentlicher höherer Mädchenschulen und der weitergehenden Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht, durch welche eine Unterstellung von Männern, auch solchen von akademischer Bildung, unter Frauen gegeben ist, zur Beratung gestellt und aufgehoben werde. Ebenso wird das Hohe Haus gebeten, gegebenenfalls dahin zu wirken, daß die Leitung der Mädchen-Volks- und Mittelschulen in den Händen der Männer verbleibe".

Soweit sie auf die höhere Mädchenschule Bezug hat, ist diese Petition formal gegenstandslos. Die Berechtigung zur Leitung öffentlicher höherer Mädchenschulen haben die Frauen nicht erst bekommen, sondern immer besessen und seit lange unbeanstandet ausgeübt. Man müßte also nicht die Neuordnung, sondern die Direktorinnen „zur Beratung stellen und aufheben". Sofern sich aber die von Herrn Langemann lancierte Petition auf die Leitung von Volks- und Mittelschulen bezieht, so ist es einigermaßen merkwürdig, wie die Oberlehrer höherer Mädchenschulen dazu kommen, hier Vorsehung zu spielen. Das Interesse für die Volksschule pflegt ja doch sonst bei den Herren nicht so inbrünstig zu sein, um sie zu derartigen Liebesdiensten zu beflügeln. Die entscheidendsten, eingreifendsten, politisch und geistesgeschichtlich bedeutsamsten Schicksale sind über die preußische Volksschule dahingegangen, ohne daß von einer Anteilnahme der Oberlehrer das geringste bemerkt worden wäre. Es muß also etwas weit-Wichtigeres, Größeres auf dem Spiel stehen, als die Jahrhunderte alten Fragen nach der Macht von Staat und Kirche über die Volksbildung, nach Selbstverwaltung und Fachaufsicht. Die Begründung der Petition verrät uns, was es ist.

Sie lautet:

1. Die Gleichstellung von Mann und Frau im öffentlichen Dienste, insbesondere die Unterstellung des Mannes unter die Frau, selbst die gleichgebildete, widerspricht dem Volksempfinden und beleidigt das Mannesgefühl im höchsten Grade; ob sie nicht geradezu mit den Staatsgrundgesetzen in Widerspruch steht, und ob der preußische Mann im Staatsdienst ein Recht auf männliche Vorgesetzte besitzt oder nicht, diese Frage müßte vor allem zunächst von zuständiger Seite einwandsfrei gelöst werden, bevor man eine derartige Umwälzung im Staatsleben gut heißen könnte.
2. Die bisher mit der weiblichen Leitung gemachten Erfahrungen sprechen nicht für ein Weitergehen auf dem eingeschlagenen Wege. Es entsteht die Gefahr, daß die Leitung, soweit sie sich auf Männer erstreckt, ganz ausfällt; wenn aber die Leiterin den Versuch macht, in einer ihrer Amtsstellung entsprechenden Weise ihre Funktionen auszuüben, so wird dadurch das Mannesgefühl beleidigt und ein unerfreulicher Zwiespalt in den Lehrkörper hineingetragen.
3. Infolgedessen hält es bereits jetzt schwer, die für die höhere Mädchenschule und die weiterführenden Bildungsanstalten für die weibliche Jugend nach den Bestimmungen

geforderten Oberlehrer zu gewinnen. Dieselben entschließen sich ungern dazu, an die höhere Mädchenschule zu gehen, da sie jederzeit in Gefahr sind, weiblicher Leitung unterstellt zu werden. Ebenso denken, wie die Verhandlungen des Deutschen Lehrertages in München (1906) dartun, die seminarisch gebildeten Lehrer über die weibliche Leitung. Diejenigen Männer aber, welche sich der weiblichen Leitung willig unterwerfen, sind nicht die Charaktere, deren die Mädchenschule zu ihrem Gedeihen bedarf.

4. Die Einführung weiblicher Vorgesetzter auf dem Schulgebiete wird mit Sicherheit im Laufe der Zeit auch zu ähnlichen Ansprüchen und Erfolgen der Frauen in anderen Berufen führen und damit zu einer allgemeinen großen Gefahr für das Staatswohl werden. Der Staat ist in erster Linie ein Produkt männlicher Initiative und Kraft und bedarf zu einer gesunden Fortentwicklung des spezifisch männlichen Geistes. So wünschenswert die Mitarbeit der Frauen auf den verschiedensten Gebieten des Kulturlebens ist, so wenig kann eine Herrschaft derselben im öffentlichen Staatsleben geduldet werden. In den Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht, unter denen der preußische Staat an erster Stelle steht, bedeutet die amtliche Unterordnung des Mannes unter die ledige Frau geradezu eine Gefährdung des militärischen Geistes und der Wehrtüchtigkeit.

Also das „beleidigte Mannesgefühl" ist die Größe, die hier gestaltend in die Schicksale der höheren und der Volksschule zugleich eingreift.

Das Mannesgefühl wird „in höchstem Grade" beleidigt durch eine weibliche Vorgesetzte, selbst durch eine gleichgebildete, selbst durch eine tüchtigere. Das Mannesgefühl verlangt deshalb, daß die Frau von der Konkurrenz der Tüchtigkeit durch Staatsgewalt ausgeschlossen wird. Es kann sich nicht darauf einlassen, seine Ansprüche auf alleinige Leitung der Schule etwa erst im Wettbewerb mit den Frauen durch die Praxis zu erweisen. Nein, es verlangt, daß ihm die Möglichkeit dieses Affronts ein für allemal erspart werde. Würde doch die höchst anstößige Tatsache eines solchen Dienstverhältnisses auch auf das Haus hinüberwirken. Wie kann sich, so fragt der Vorsitzende des Philologenverbandes in der „Frauenbildung", der Mann zu Hause sehen lassen, wenn er in der Schule einer Frau gehorchen muß![1]) Wozu ist der Staat Männerstaat, wenn er nicht dazu da ist, das Mannesgefühl vor derartigen Beleidigungen zu schützen! Er möge sich auf seine Aufgabe besinnen. Er möge in Erwägung ziehen, wie wundervoll das Mannesgefühl gerade dadurch gestärkt wird, daß die tüchtige Frau unter dem minder tüchtigen Mann dient. Jedes Dienstverhältnis, in dem weibliche Überlegenheit von männlicher Inferiorität kraft der göttlichen Ordnung mundtot gemacht werden kann, ist eine herrliche Quelle der Kraft für das Mannesgefühl. Der Staat möge doch wohl bedenken, eine wie günstige Gelegenheit in dieser Hinsicht gerade die Mädchenschule bietet, die Mädchenschule, der sich die intellektuelle Oberschicht der Frauen und — nicht die Oberschicht der Männer zuwendet. Hier kann ja geradezu ein Jungbrunnen des Mannesgefühls sprudeln. Hier kann man es — diese Petition ist ja schon ein hoffnungsvoller Beweis — in Reinkultur darstellen und für Fälle der Not aufspeichern. Und wenn einmal das Vaterland in Gefahr wäre, hier wären dann die Leute, auf die man sich verlassen kann, die Männer des sieghaften Selbstvertrauens, die wissen, daß es ihnen gar nicht fehlen kann, da es ja doch in der Welt gar nicht nach erprobter Tüchtigkeit geht, sondern nach unerprobtem Mannes-

[1]) Vgl. Leuschau: Oberlehrer unter weiblicher Leitung. S. 472 „es muß für den verheirateten Lehrer in dem familiären Verhältnis zu seiner eigenen Frau äußerst peinlich sein, wenn er in seinem dienstlichen Verhältnis einer Direktorin unterstellt ist", eine Bemerkung, die ein eigentümliches Licht auf „das familiäre Verhältnis" des Oberlehrers zu seiner Frau wirft.

gefühl. Hier wäre dann die Kraftstation des Geistes der „Wehrtüchtigkeit", hier, wo man sich mit Staatshilfe eine Sinekure leicht errungener Macht und müheloſen Herrschens gesichert hat, wo man sich die Arbeit des Wettbewerbs so talentvoll vom Halse zu halten verstand. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Der Mann hat ein Recht auf männliche Vorgesetzte! Die Petition der Herren legt einem nahe, von einem anderen Recht zu sprechen: dem Recht der Eltern, ihre Töchter Erziehern anzuvertrauen, die sie für fähig halten, selbstbewußte deutsche Frauen aus ihnen zu machen. Dieses Recht hat die preußische Reform ihnen beschränkt, indem sie den Männern, die hinter dieser Petition stehen, die diese Auffassung von der Frau vertreten, ein Monopol auf die Mädchenschule gesichert hat. Und auf dieses Monopol gestützt, können diese Männer eine Taktik des Boykotts gegen die weibliche Leitung führen. Können sie den Geist dieser Petition als den Geist unserer Mädchenschule in Permanenz etablieren — diesen Geist, dem bei der Abschätzung von Mann und Frau die menschliche Tüchtigkeit keine Rolle spielt, der die „ledige Frau" als die nicht von männlicher Gunst beschienene für minderwertig erklärt, der die Dienstbarkeit der Frau als ein nicht weiter sachlich zu begründendes männliches Privilegium ansieht.

Kann man es den deutschen Frauen, die für die Zukunft ihres Geschlechtes um die Mädchenschulreform heiß gekämpft haben, verdenken, wenn sie nun mit schwerer Sorge ihre Töchter in das neu errichtete Haus einziehen sehen? Mit schwerer Sorge — daß ihnen entweder die Achtung vor sich selbst, oder aber die Achtung vor den Männern dort abhanden kommt.

Die norwegischen Frauen und die Storthingswahlen.

Von

Thea Holst (Kristiania).

Nachdruck verboten.

Die Storthingswahlen sind soeben vollendet, und zum erstenmal haben die norwegischen Frauen sich daran beteiligt. Diese Wahlen geben deshalb Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen. Man fragt sich, ob die Frauen politisches Verständnis gezeigt haben, und ob sie den neuen Pflichten und Aufgaben gewachsen sind. Statistische Zahlen liegen zwar augenblicklich nur in einzelnen Fällen vor; aber man darf nach den erhaltenen Mitteilungen mit Sicherheit annehmen, daß die Frauen im allgemeinen sich lebhaft an den Wahlen beteiligt haben. Es gibt zwar manche Ortschaften, wo keine Frau gewählt hat. Dies hängt aber oft von den schwierigen Verkehrsverhältnissen ab; die Wahllokale liegen mitunter weit von der Wohnung entfernt; die Landwege sind im Spätherbst meist schlecht zu gehen, und wenn Mann und Frau nicht beide zugleich fort sein können, bleibt gewöhnlich die Frau zu Hause. In den mehr entlegenen Ortschaften, in Gebirgsgegenden und in einsamen Tälern, läßt die Aufklärung der Frau oft noch manches zu wünschen übrig, und man kann Frauen treffen, die kein Verständnis dafür haben, daß die Politik etwas ist, das auch sie und ihr Heimwesen betrifft, und daß die

Sachen, die im Storthing behandelt werden, direkt auch ihre eigene Existenz berühren können. Eine große Aufklärungsarbeit tut deshalb not.

In den Städten aber und in den meisten Ortschaften haben die Frauen bewiesen, daß sie es ernst nehmen mit den neuen politischen Pflichten.

In Kristiania wählten bei den letzten kommunalen Wahlen von 36 130 stimmberechtigten Männern 25 691, oder 71,1 Prozent; von 33 623 stimmberechtigten Frauen 21 113, oder 62,8 Prozent. Bei den diesjährigen Storthingswahlen wählten von 41 427 Männern 28 842, oder 69,6 Prozent von 37 474 Frauen 23 878, oder 63,7 Prozent.

Wie man sieht, hat die Beteiligung der Frauen etwas zugenommen; ein größerer Zuwachs war nicht zu erwarten.

Um die politischen Verhältnisse in Norwegen zu verstehen, muß man wissen, daß die Konservativen und die Freisinnigen ein Kartell geschlossen haben, um Widerstand leisten zu können gegen die Radikalen, die Arbeiterdemokraten und die Sozialisten, die vereinigt den letzten Kabinettswechsel herbeiführten.

Daß die Frauen bei diesen ersten Wahlen für sich etwas erreicht haben, kann man noch nicht sagen; aber sie haben bei der Wahlarbeit Erfahrungen gemacht, die ihnen später nützlich sein werden.

Wie bekannt, haben in Norwegen die Männer ein allgemeines Wahlrecht, während das Frauenwahlrecht durch Zensus begrenzt ist. Die Gerechtigkeit fordert deshalb, daß man nicht ruht, bis Frauen und Männer ein gleiches Wahlrecht haben. Zu den diesjährigen Storthingswahlen hatten drei Parteien — die Radikalen, die Arbeiterdemokraten und die Sozialdemokraten — allgemeines Wahlrecht für Frauen auf ihrem Programm, während die Konservativen und die Freisinnigen fanden, daß es der Konstitution nach nicht richtig sei, eine so große Änderung herbeizuführen, ehe die Frauen ein einziges Mal das neuerworbene Wahlrecht benutzt hätten. Im Prinzip sind diese beiden Parteien nicht gegen allgemeines Wahlrecht für Frauen; nur müssen die Frauen wie früher die Männer sich gedulden; es ist nur eine Zeitfrage, wann sie in dieser Hinsicht den Männern gleichgestellt werden.

Diese Stellungnahme der beiden Parteien war vielen Frauen eine große Enttäuschung, und gewiß ist es ihnen schwer geworden, sich einer Partei anzuschließen, die in dieser Frage nicht ihren Standpunkt teilte. Aber schließlich haben viele gefunden, daß andere und im Augenblick wichtigere Interessen für den Staat auf dem Spiel standen, und daß sie dem Vaterlande besser dienten, wenn sie diesmal von ihren eigenen Wünschen absahen. Überhaupt gibt es wohl keine Partei — die radikale Partei und die Sozialdemokratie nicht ausgeschlossen —, die ganz und gar alle Forderungen der Frauenbewegung anerkennt und dafür eintritt. Wenn man aus diesem Grunde sich davon abhalten ließe, sich einer Partei anzuschließen, würde man außerhalb der Parteien stehen müssen und würde dann wahrscheinlich weit weniger für die Frauenbewegung ausrichten können, als wenn man in den Parteien steht. Im allgemeinen hat man gefunden, daß die Frau sich der Partei anschließt, die im großen und ganzen ihrer politischen Gesinnung entspricht, ungeachtet der einzelnen Programmposten; ihre politische Gesinnung hängt von ihrer Entwicklung ab, von dem Milieu, worin sie lebt, von ihren Traditionen.

In Kristiania versuchten die Frauen auf die Initiative des Frauenstimmrechtsvereins hin zweimal bei den kommunalen Wahlen unabhängig von den politischen Parteien aufzutreten. Bei den letzten kommunalen Wahlen wurde aber dies Verfahren aufgegeben, weil die Frauen im großen und ganzen doch vorziehen, mit den Parteien zu gehen. Und die Erfahrungen zeigen in der Tat, daß die Frauen am meisten erreichen können, wenn sie nicht nur mit den Parteien gehen, sondern wenn sie auch in den Parteiorganisationen tätig sind.

Im Jahre 1906 wurde für die politischen Wahlen ein neues Wahlsystem eingeführt, ein System, das aber den Erwartungen nicht entspricht, die die männlichen Wähler gehegt haben, und das die Frau äußerst ungünstig stellt, indem es die Wahrscheinlichkeit, einen weiblichen Abgeordneten zu erhalten, stark mindert. Bei den diesjährigen Storthingswahlen wurde auch keine Frau gewählt. Überhaupt sind nur drei weibliche Kandidaten gestellt worden, zwei von den Sozialdemokraten und einer von den Radikalen; sie fielen alle drei durch.

Nach dem neuen Wahlsystem ist das Land in 123 Kreise geteilt, und jeder Kreis wählt einen Abgeordneten. Kristiania besteht zum Beispiel aus 5 Wahlkreisen, und die Stellung der politischen Parteien ist in diesen Kreisen höchst verschieden. Bei den zwei letzten Wahlen sind zwei Kreise von den Sozialdemokraten behauptet worden; die Konservativen und die Freisinnigen haben die drei anderen inne, während die Radikalen keinen Abgeordneten von Kristiania haben. Die Sozialdemokraten und die Radikalen hatten beide in Kristiania je eine Frau gestellt, aber in Kreisen, die für ihre Parteien unsicher waren. Die konservativen Frauen haben von Anfang an den Standpunkt eingenommen, daß eine weibliche Kandidatur diesmal nicht wünschenswert wäre, und die Partei stellte deshalb keine Frau. Die Freisinnigen haben sich erst kürzlich neu organisiert, und nach ihrem mit den Konservativen abgeschlossenen Übereinkommen war ihre Stellung in Kristiania so, daß sie nur über einen ziemlich sicheren Kreis verfügten, und diesen meinten sie nicht einer Frau überlassen zu können.

In Norwegen werden mit den Abgeordneten zugleich auch deren Stellvertreter gewählt. Als Stellvertreter wurden sieben Frauen gestellt, aber nur eine gewählt, Fräulein Anna Rogstad aus Kristiania, der freisinnigen Partei angehörend. Fräulein Rogstad ist Stadtverordnete, Vorsitzende im Lehrerinnenverein, Mitglied der Schulbehörde und hat immer eine hervorragende Stellung in der Frauenbewegung eingenommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein zukünftiger Kabinettswechsel ihren Eintritt in das Storthing bewirken wird.

Die politischen Parteien haben alle erkannt, daß die Frauen bei den Wahlen eine ausgezeichnete Arbeit geleistet haben, und wenn die Konservativen und die Freisinnigen diesmal zusammen eine Majorität für das neue Storthing erworben haben, verdanken sie dies zum großen Teil den Frauen. Viele Frauen sind als Rednerinnen tätig gewesen und haben in den Organisationen wertvolle Dienste geleistet. Die politischen Parteien wissen jetzt, daß die Frauen als stimmberechtigte Staatsbürger eine Macht sind, mit der sie rechnen müssen, und es gilt nun, den Frauen selbst einleuchtend zu machen, daß sie in ihrem Stimmrecht das bedeutendste Werkzeug besitzen, um auch ihre eigenen Interessen fördern zu können.

Vierundzwanzig Stunden bei den Heiligen der letzten Tage.

Von

Dr. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Es gibt Plätze auf Erden, denen auch der moderne skeptische Reisende mit einem Schauer der Ehrfurcht sich naht. Wer zum erstenmal über der in bläulichem Dunst schimmernden Campagna Michel Angelos gewaltige Kuppel schweben sieht, wer im Staub der Landstraße, die die Vica, das alte Coelesquin durchschneidet, den Abhängen des Antilibanon naht, wo die Ruinen von Baalbeck aufragen, gewaltige Zeugen zweier verschiedener Kunstepochen des römischen Kaiserreiches; wer nach dem langen Aufstieg durch die Öde des Gebirges Juda auf der Höhe endlich die langgestreckten gelblich schimmernden Mauern vor sich sieht und den Ruf hört: Station Jerusalem — dem dürften diese Schauer nicht unbekannt sein. Die Ehrfurcht vor der Größe der Vergangenheit gibt uns die Stimmung, die Zeugen jener Größe auf uns wirken zu lassen, und hebt unser inneres Niveau.

Aber es gibt auch Plätze auf Erden, die uns wohl mit hohem Interesse und, ich muß auch hinzufügen, mit Bewunderung erfüllen, ohne daß hochgestimmte Empfindungen uns überkommen; wir steigen auf der Skala menschlicher Empfindungen ein paar Stufen hinab, und es ist Neugier, oder wenn wir doch absolut euphemistisch reden wollen, Wißbegier, die uns erfüllt. So, ich muß es bekennen, waren unsere Empfindungen, als wir von Ogden aus, dem großen Knotenpunkt der Union-Pazifikbahn, durch das fruchtbare Tal zwischen den Wasatsch-Bergen und den Rocky Mountains dahinfuhren und der Hauptstadt des Mormonenstaates, Salt-Lake-City, uns nahten. Wir Delegierten vom internationalen Frauenkongreß von Toronto hatten, eben nach dem Rezept einer Weltreise in 80 Tagen, eine Gesellschaftsreise von Toronto bis zum Stillen Ozean durch Kanada mit Rückreise durch die Vereinigten Staaten zu Dreivierteln hinter uns, waren überall mit außerordentlicher Freundlichkeit aufgenommen, sowohl in den Familien als von städtischen Behörden; offizielle Empfänge mit Reden und Gegenreden hatten wir etwa schon ein Dutzend hinter uns, und nun war uns angezeigt worden, daß auch in Salt Lake City uns ein solcher zuteil werden sollte. Die Sache war nun allerdings ein wenig unsicher, man wußte doch zu wenig vom Salt Lake Staat und den Gepflogenheiten seiner Bewohner. Doch der größere Teil von uns fühlte sich ganz geborgen in dem Vertrauen auf den Takt unserer offiziellen Rednerinnen, höchstens zu einer gewissen Vorsicht in der Konversation verpflichtet; die Sache erhielt schon ein wenig Färbung, als in Ogden eine von dem Kongreß von 1904 uns bekannte Dame aus Salt Lake City ins Coupé stieg und uns unter liebenswürdige Führung nahm. Viele von uns wußten, daß sie Mormonin war; ihre formvollendete Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ließen aber alle prinzipiellen Bedenken als unangebracht und kleinlich erscheinen, — und ich nehme Gelegenheit, hier zu betonen, daß, solange wir mit unseren freundlichen Wirtinnen zusammen waren, nicht ein Wort gefallen ist — von keiner Seite — das störend hätte sein können. Es war ein durchaus harmonisches Beisammensein, bei dem höchstens auffallen konnte, daß die äußeren Vorbereitungen vielleicht nicht ganz fertiggestellt und darum unsere Gastgeberinnen zuweilen in leichte Verlegenheit versetzt waren; aber auch das war kaum verwunderlich, wenn man in Betracht zieht, was es heißt, wenn drei Pullman cars voll Damen — wir waren 76 — plötzlich heuschreckenhaft auf eine im Alltagslauf

hinlebende Bevölkerung niederfällt. Die Damen vom Salt Lake wußten sich auch ganz gut zu helfen; gleich nach der Ankunft wurden wir in das Tabernakel geführt zu einem Orgelkonzert, und nichts Besseres hätte ersonnen werden können, um die Erschlaffung nach der langen Fahrt durch Sonnenglut und Eisenbahnstaub von uns zu nehmen, als die Tonmassen, die den gewaltigen Raum durchhallten, bald in gewaltigem Brausen, bald im zartesten Pianissimo, bald der menschlichen Stimme ähnlich, bald als Sturmeswehen, alle Nuancen menschlicher Empfindung wiedergebend. Diese einzige Orgel hat 40 Register! Eine Wagnerphantasie mit Motiven aus Tannhäuser und Lohengrin, das Intermezzo aus der Cavalleria rusticana: Schumanns „Sehnsucht" und das Frühlingslied von Mendelssohn, überraschend schön auf dem sonst so wenig fügsamen Instrument wiedergegeben, erschienen als liebe Grüße aus der Heimat; auffällig war mir, daß die strenge Bachsche Fuge, die wie keine andere Komposition für die Orgel geeignet ist, in dem Repertoire keine Stelle hatte. Vielleicht war es Zufall, vielleicht auch wollte man den Fremden in erster Stelle mit allem Freundlichen, Liebenswürdigen, den Sinnen Schmeichelnden entgegentreten und ließ deshalb den strengen Ernst im Hintergrunde. Keinenfalls waren die Schwierigkeiten der Wiedergabe die Ursache, denn nie habe ich mit größerer Meisterschaft das schwierige Instrument behandeln hören, als von den beiden Herren, die den Gläubigen von Salt Lake City und ihren Gästen jeden Tag um 12 Uhr ihre Kunst zur Verfügung stellen und ihre Orgel, den Stolz jedes guten Mormonen, in allen ihren Vollkommenheiten vorführen.

So ging die Stunde schnell vorbei; dann ging es in schneller Eisenbahnfahrt den 19 englische Meilen weiten Weg zum berühmten Salt Lake, dem salzigen Binnenmeer Amerikas, an Größe etwa dem Bottnischen Meerbusen unserer guten Ostsee vergleichbar. Als wir auf der Terrasse des Salt Lake Pavillons, des Lieblingsvergnügungsortes der Bewohner der Stadt, ankamen, sank der rote Feuerball langsam hinab hinter der stahlblau-schimmernden Fläche des Sees, und die Abendwolken lagerten in wunderbarem Farbenspiel über den Spitzen der Wasatsch-Berge, die den See und das Tal von Utah nach Westen begrenzen. Die ganz auffallende Intensität der Farben wird dem Salzgehalt der über dem See lagernden Atmosphäre zugeschrieben. Gegen dreißig Bergbäche und Flüßchen schütten ihr Wasser in den See, ohne daß ein Ablauf vorhanden, — die Verdunstung der großen Wasserfläche unter dem Einfluß der hier schon halbsüdlichen Sonne ist so intensiv, daß das Niveau des Sees, solange er bekannt, nur ganz geringe Schwankungen zeigte, die immer wieder ihren Ausgleich fanden. Auch die industriellen Unternehmungen, behufs Salzgewinnung, die zu großen fabrikartigen Anlagen an einem anderen Teil des Sees geführt haben, sind ohne Einfluß geblieben. Der Salzgehalt des Wassers ist 25 bis 26 Prozent, — Nordsee 4 bis 6 Prozent, Ostsee 1½ bis 2 Prozent — eine gesättigte natürliche Salzlösung, wie sie sonst auf Erden nur vorhanden ist in der Kaiserquelle von Reichenhall und in dem Toten Meer des Jordantales von Palästina. Und in der Tat, die Erinnerung an jene Morgenfrühe vor etwa zehn Jahren, wo ich am Ufer des Toten Meeres in dem alten biblischen Kanaan die Moabiter Berge in den Strahlen der aufgehenden Sonne rosig glühen sah, wurde sehr wach; auch hier die weite eigentümlich metallisch schimmernde Fläche, der Kranz schön geformter Berge im Hintergrund, das weißlich schimmernde salzgetränkte Erdreich, das an der Oberfläche das geschätzte Mineral zutage treten läßt; freilich, auch die Unterschiede drängen sich dem aufmerksamen Auge bald auf. Schon geologisch, — das Tote Meer von Amerika, Utahs großer Salzsee, 1300 Meter über dem Spiegel des Ozeans, Rest eines gewaltigen Binnenmeers, das vor Jahrmillionen, bevor die geologisch junge Formation des Felsengebirges aus dem Erdinnern sich erhob, den weiten Raum inmitten des amerikanischen Kontinents erfüllte; das Tote Meer von Palästina ein Erdspalt, 400 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeers, Schöpfung einer gewaltigen vulkanischen Eruption, deren Erinnerung sich durch Jahrtausende fortpflanzte und dem Kausalitätsbedürfnis zu Umdeutungen

Veranlassung gab, wie wir solche in der biblischen Legende von dem Untergang von Sodom und Gomorrha erkennen. Das Tote Meer von Palästina liegt in der Tat inmitten furchtbarer Öde, die nur durch Sonnenschein und Stimmung des Beschauers ein temporäres und erborgtes Scheinleben erhält. Allerdings zeigen die zirka 10 Kilometer entfernt liegenden Trümmer von Jericho, daß auch hier einst menschlicher Fleiß die Schwierigkeiten des Bodens überwand; hie und da findet man im Erdreich noch die Leitungsröhren, die dem alten Jericho das Wasser der Sultansquelle zuführten und es zu der Stadt des Balsams und der Palmen machten; jetzt sind es kümmerliche Mauerreste zwischen langstacheligen Tamariskenbüschen und hohem Riedgras, und meilenweit vom Seeufer ist alles Leben erstorben, nur der salzdurchtränkte Sand formt sich zu phantastischen Dünenbildungen. Das Tote Meer von Amerika ist eigentlich kein totes Meer; zwar trägt die salzige Flut nur ganz geringe Spuren organischen Lebens, aber das Wasser ist kristallklar und läßt fast an jeder Stelle den Grund erkennen, — der See ist nirgends über 12 Meter tief — und bis dicht an die Ufer erstrecken sich fruchtbares Ackerland und Wiesen. Sorgfältige Kultur und Bodenaufbesserung haben dem Erdreich abgerungen, was es irgend hergeben kann, und aus den jenseits und südlich des Sees hinziehenden Bergketten der Wasatsch- und Oquirrhberge steigen dichte weiße Rauchwolken auf, die Schmelzöfen des Minenbetriebs, die den Heiligen der letzten Tage reichen Gewinn an Platin, Kupfer und Eisen geben.

So war es ein überaus freundliches Bild, das uns an den Ufern des großen Salzsees entgegentrat; die Schönheit der Gegend, das überaus erfrischende Bad, die Freundlichkeit und gesellschaftliche Grazie unserer Gastgeberinnen und last not least nach dem langen Tage ein gutes Lunch — der Ausdruck wird in Amerika für jede Art leichter Mahlzeit, auch am Abend, gebraucht — ließen Ermüdung und Befangenheit vergessen. Als man sich zu Tisch setzte, bemerkte ich am Nebentisch einen alten Herrn mit langem weißen Bart, der aber im übrigen nicht weiter in die Gesellschaft eintrat; man bezeichnete ihn mir als den jetzigen Präsidenten der Mormonen, Joseph Smyth, den Neffen und vierten Nachfolger des gleichnamigen ersten Gründers der Sekte.

Ohne Reden tut es der Amerikaner einmal nicht bei solchen Gelegenheiten, die ein bißchen ins Offizielle gehen. Die Begrüßungsrede hielt ein behäbiger Herr, dem man den Bonvivant zutraute; später hörte ich, daß es John Henry Smyth, Neffe des jetzigen Hauptes der Heiligen, sei, ein in der Gemeinde sehr angesehener Mann, Apostel, Kirchenvorsteher und Gatte mehrerer Frauen. Er hat mehrfach Europa besucht und wußte in der Konversation ganz nett von seinem Aufenthalt in Berlin und Wien zu reden. Dann bewies ein junger jüdischer Rabbiner durch Erzählungen aus dem Talmud, welch hohe Stellung und Anerkennung die Frauen der Israeliten innegehabt. In entsprechender Tonart sprach Mrs. Wells, die Vorsitzende des mormonischen Frauenbundes von Salt Lake City, freundliche Worte des Willkommens; dann hatte, wie es erwartet wurde, von jeder der unter den Gästen vertretenen Nationen eine Dame Dank und Antwort zu geben. Daß bei diesen Reden und Gegenreden der Neigung des Amerikaners zu Superlativen und Hyperbeln von beiden Seiten ein wenig Rechnung getragen wurde, ist ja wohl natürlich und schadete ja auch schließlich keinem Menschen. Kommt man frisch nach Amerika, so muß man sich allerdings erst ein bißchen daran gewöhnen, daß einem alles Neue unter irgendeinem Superlativ als „the grandest, the greatest, the most beautiful, the highest, the most costly in the world" vorgestellt wird. So wurde uns auch zum Abschied noch der große Tanzsaal des Salt Lake Pavillon als „the largest in the world" vorgeführt, — was ja wohl seine Richtigkeit hat; jedenfalls ist der große Holzbau in sehr gefälliger Architektur aufgeführt, und die Sorgfalt, die darauf sowie auf das anstoßende kleine Theater verwendet ist, zeigt, daß die Heiligen recht wohl verstehen, sich das Leben freundlich zu gestalten, wie sie ja auch Gewicht darauf legen, daß ihr Glaube ein fröhlicher sei. — So schieden wir mit aufrichtigem Dank von unseren Gast-

geberinnen, und der Zug brachte uns durch die Mondscheinnacht nach Salt Lake City zurück.

Freilich, am andern Morgen erfuhren wir aus einem Zeitungsbericht, daß doch nicht alles so eitel Harmonie gewesen, wie man uns glauben ließ, und daß wir, die Delegierten vom Internationalen Frauenkongreß, zu einem Casus belli zwischen den beiden Frauenvereinen von Salt Lake City, dem der gläubigen Mormonen und dem der Gentiles, wie die Nicht-Mormonen von den Gläubigen genannt werden, geworden waren. Die sonst ganz getrennt wirkenden Frauenvereine hatten beschlossen, diesmal gemeinsam zu handeln, wobei denn als Voraussetzung angenommen war, daß nichts, was an die Verschiedenheiten der religiösen Auffassung erinnerte, zum Ausdruck kommen sollte. Als nun aber am Tage vor unserer Ankunft bekannt wurde, daß Mrs. Wells, die Vorsitzende des mormonischen Frauenbundes, den Präsidenten Joseph Smyth und den Apostel John Henry Smyth eingeladen, hatte die Vorsitzende des Vereins der Gentiles energischen Protest eingelegt und sich mit ihrem ganzen Verein von der Sache zurückgezogen, „da sie nicht mit Männern, die die Staatsgesetze mißachten und übertreten", — Polygamie ist seit dem Eintritt von Utah als Staat in das Unionsgebiet untersagt — „in gemeinsamer Sache arbeiten wolle". So war also das Feld den Mormonendamen geblieben und uns auch die Erklärung gegeben für manche kleine eigentümliche Vorfälle, die allerdings niemals störend aufgefallen waren. Über uns selbst erhielten wir zugleich wunderbare, uns völlig neue und überraschende Aufschlüsse. Natürlich waren wir alle most eminent women; unsere verehrte Vorsitzende, Frau Stritt aus Dresden, war die erste Ärztin in Deutschland, wohnte in Berlin und hatte eine Unmenge medizinischer Bücher von autoritativem Wert geschrieben usw.

* * *

Wenn ich es hier nun wage, zusammenzustellen, was ich bei dem kurzen Aufenthalt in der kuriosen Stadt über Geschichte und Glauben der Mormonen erfahren habe, so muß ich gleich Verwahrung dagegen einlegen, auf Nebensächliches festgenagelt zu werden, will auch gleich auf die Lückenhaftigkeit des Berichtes aufmerksam machen. Ich kann nur mitteilen, was mir mitgeteilt wurde, was ich sah und wie es auf mich wirkte; soviel ich weiß, gibt es noch nicht eine ganz unparteiische Darstellung der Geschichte, des Glaubens und der Wirksamkeit der seltsamen Sekte, und Licht und Schatten, Widersinn bis zum Grotesken, Schlauheit und Erfolg in öffentlicher Wirksamkeit ist kaum irgendwo so untrennbar verquickt wie hier.

Bekannt ist, daß Nordamerika mehr als jedes andere Land zur Sektenbildung neigt; und ab und zu macht dort das Bedürfnis verstärkter religiöser Emotion sich geltend. So war es auch im Jahre 1820, wo eine solche Welle erhöhter Religiösität durch das Land zog, die in häufigen Gebetsversammlungen — „revivals", wie man es dort nennt — sich äußerte. Der damals vierzehnjährige Joseph oder Joe Smyth, Sohn armer Eltern im Staat New York, nahm eifrig daran teil, fühlte sich aber bedrückt durch den Widerspruch der einzelnen Sekten untereinander, von denen jede den Anspruch des Besitzes der allein seligmachenden Wahrheit erhob. Von lebhafter Einbildungskraft, phantastisch bis zum Visionären, glaubte er in einem Traum Gottes Stimme zu hören, die ihm verkündete, daß alle jene Sekten nicht die rechte Lehre besäßen, daß er aber berufen sei, die eigentliche lautere Wahrheit auf Erden zu verbreiten und das neue Jerusalem, die Stadt Gottes auf Erden, aufzurichten. In phantastischen Träumen ging seine Jugend hin, und aus diesen Träumen konsolidierte sich allmählich ein kuriosos Dogma mit heterogenen Zügen, phantastische Sinnlichkeit, die Überhebung des Glaubens an das Auserwähltsein, Mystizismus und — vollendete Weltklugheit, die überall den eigenen Vorteil zu wahren weiß. Noch mehrmals hatte der „Prophet" Joseph Smyth himmlische Erscheinungen; einmal, etwa in seinem

zwanzigsten Jahr, kam in einer Nacht Johannes der Täufer zu ihm, und zwar, wie mir ein gläubiger Mormone versicherte, nicht als Geist, als Vision, sondern in seinem „auferstandenen Leibe", um ihn in dem Glauben an seine Berufung zu bestärken und ihn aufzufordern, die ihm gewordenen Offenbarungen und Heilswahrheiten der Welt zu verkünden. Ein anderes Mal erschien ihm der Engel Moroni — der überhaupt bei den Mormonen eine große Rolle spielt —, um ihm zu verkünden, wo die heiligen Erztafeln verborgen, die als Ergänzung und Ausgestaltung der Bibel die Glaubenslehre der Heiligen der letzten Tage festlegen und für sie ein Supplement zu dem geschichtlichen Teil der Bibel bilden. Angeblich wurden dann auch diese geheimnisvollen heiligen Tafeln von Joe Smyth an dem von dem Engel Moroni bezeichneten Ort, einem Hügel im Staat New York, aufgefunden, daneben die Brille der Erkenntnis, mit deren Hilfe und durch göttliche Inspiration er die fremdartigen Zeichen entzifferte und übersetzte — ich bemerke, daß Joseph Smyth bis in spätere Jahre des Lesens wie des Schreibens unkundig war; der angebliche Inhalt bildet jetzt unter dem Titel: „the book of Mormon" neben der Bibel das zweite Glaubensbuch der Sekte. Ob die geheimnisvollen Tafeln existieren oder nicht, weiß wohl mit Sicherheit niemand zu sagen, obgleich dem Buch das Zeugnis verschiedener „Apostel" vorgedruckt ist, die behaupten, solche Tafeln mit wunderbaren Schriftzeichen gesehen zu haben. Profane Weltweisheit will wissen, daß Joseph Smyth das Manuskript eines im alttestamentlichen Stil geschriebenen religiösen Romans eines presbyterischen Geistlichen, Spaulding, aus dem Jahr 1812 benutzt habe. Joe Smyth sei in dem Hause bedienstet gewesen, das Manuskript des nie gedruckten Romans sei durch Zufall in seine Hände gelangt, von ihm mit allerhand Zusätzen und Weissagungen in prophetischem Stil versehen und seinem Dogmenaufbau zugrunde gelegt worden. Ich habe mir vergeblich Mühe gegeben, aus dem sehr verworrenen Buch eine klare Anschauung zu gewinnen; ungefähr kommt die Erzählung auf folgendes hinaus:

Unter dem König Zedekia von Juda, dem Zeitgenossen des Jeremias, zirka 600 v. Chr., kurz vor dem Einbruch des Königs Nebukadnezar, der Jerusalem und den salomonischen Tempel zerstörte und die Juden in die babylonische Gefangenschaft führte, lebte in Jerusalem ein frommer Mann, Lehi, der durch göttliche Erscheinung aufgefordert wurde, mit seinen Angehörigen und den auf Erztafeln geschriebenen Geschlechtsregistern seines Stammes Jerusalem zu verlassen und so dem drohenden Verhängnis zu entgehen. Nach vielen Fährnissen gelangten sie an den Meeresstrand und hier wurde dem Lehi und seinem Sohne Nephi von Gott befohlen, ein festes Schiff, ähnlich einer Arche, zu bauen und den ganzen Stamm samt der Habe und den Tafeln hineinzubringen. Unter unmittelbarer göttlicher Hilfe und Führung wurde das Fahrzeug gebaut und durchschiffte dann viele Monate lang die Meere, bis es irgendwo an der Küste Südamerikas landete. Hier breitete sich der Stamm des Lehi, des Nephi und ihrer Nachfolger zu mehreren größeren Völkern aus; aber Gottes Offenbarungen und unmittelbare Willenskundgebungen wurden nur einzelnen zuteil, die als Verkündiger des Gotteswillens die übrigen Männer leiten sollten; doch stießen diese Berufenen meist auf Unglauben und Widerstand. Immer weiter entfernten sich die Völker voneinander, verloren den Zusammenhang und führten blutige Kriege miteinander; dabei trat aber eine solche Vermehrung ein, daß bald der ganze Kontinent bevölkert war. Als Strafe ihres Unglaubens und ihrer Widersetzlichkeit wurde ihre bis dahin helle Haut in ein dunkles Braun verwandelt, und so wurden aus den unter Zedekia ausgewanderten Juden die Urväter der amerikanischen Rothäute! Diese „göttliche Überlieferung" mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Völkerkunde zu vereinigen, muß den Gelehrten von Salt Lake City — es besteht dort ja auch eine Universität — überlassen bleiben.

Nach dem Buch des Mormon wurde dann später Jesu Heilssendung ebenfalls durch unmittelbare göttliche Offenbarung dem treu gebliebenen Stamm mitgeteilt, ebenfalls aber auch die Weissagung, daß auch dieser treu gebliebene Stamm des Nephi in vielen Kämpfen untergehen würde, daß aber die Erztafeln mit der

Geſchichte des Volks und der reinen Lehre an einem beſtimmten Ort aufzubewahren ſeien, da es Gottes Wille ſei, daß dieſe Tafeln ſpäter von einem unter den Ungläubigen — den Gentiles — erweckten Propheten — nämlich Joſeph Smyth — aufgefunden und die reine Lehre und das neue Zion wieder aufgerichtet werden ſollte. So ſtimmte denn alles herrlich zuſammen. Nach der Erzählung wurden nun die Tafeln mit den betreffenden Aufzeichnungen von dem letzten Könige des Stammes, eben jenem Mormon, geſammelt und von ihm und ſeinem Sohn Moroni, der ſpäter verſchiedentlich im „auferſtandenen Leibe“ als Götterbote benutzt wurde, in einem „Cumorrha“ genannten Hügel im Staate New York vergraben, wo dann infolge göttlicher Botſchaft durch den Engel Moroni Joſeph Smyth ſie fand. Das mag in groben Umriſſen der geſchichtliche Gedankengang ſein; ſchwieriger iſt es, in dem krauſen Glaubensdogma ſich zurechtzufinden; auch hier wird natürlich Auffaſſung und Auslegung nach dem Grad der Bildung verſchieden ſein. Die offiziellen Glaubensartikel lauten gar nicht einmal ſo auffällig und könnten zum Teil von manchem poſitiven Chriſten unterſchrieben werden. Z. B.:

1. Wir glauben an Gott, den ewigen Vater, und an ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum und an den Heiligen Geiſt.
2. Wir glauben, daß die Menſchen geſtraft werden wegen ihrer eigenen Sünden und nicht wegen Adams Fall.
3. Wir glauben, daß durch Chriſti Erlöſung alle Menſchen gerettet werden können, durch Gehorſam gegen die Vorſchriften des Evangeliums.
4. Wir glauben, daß die hauptſächlichen Grundlagen und Vorſchriften des Evangeliums ſind:
   a) Glaube an den Herrn Jeſus Chriſtus,
   b) Reue,
   c) Taufe durch Untertauchen zur Vergebung der Sünden,
   d) Auflegen der Hände zum Empfangen der Gabe des Heiligen Geiſtes.
5. Wir glauben, daß ein Menſch berufen ſein muß zur Weisſagung und Händeauflegen von denen, die geſetzt ſind, das Evangelium zu predigen.
6. Wir glauben an die Ordnungen der erſten Chriſtengemeinden, Apoſtel, Propheten, Prediger, Lehrer, Evangeliſten.
7. Wir glauben an die Gabe des Mit-Zungen-Redens, der Weisſagung, der Offenbarung, der Heilung, der Auslegung.
8. Wir glauben, daß die Bibel das Wort Gottes iſt, ſoweit ſie richtig überſetzt iſt; wir glauben auch, daß das Wort des Mormon Gottes Wort iſt.
9. Wir glauben an alles, was Gott uns offenbart hat und was er jetzt noch offenbart; wir glauben, daß er noch große und wichtige Dinge offenbaren wird, die das Königreich Gottes betreffen.
10. Wir glauben an die Herſtellung der 10 Stämme, und daß Iſrael ſich ſammeln wird; daß Zion auf dieſem Kontinent (nämlich Amerika) wieder aufgebaut werden wird; daß Chriſtus perſönlich auf der Erde regieren, und daß die Erde erneut werden und paradieſiſche Glorie erhalten wird.

Daneben gibt es nun aber noch eine Menge ausgeſtaltender Zuſätze, die einesteils dem ſinnlich phantaſtiſchen Naturell Joe Smyths entſprechen, teils auch eine ungemein praktiſche Bedeutung haben für Aufbau, Zuſammenſchluß und Leitung des Gemeinweſens.

Die Mehrzahl dieſer letzteren entſpringen wohl dem großartigen organiſatoriſchen Talent ſeines Nachfolgers, Brigham Young.

Aus der Morallehre der Mormonen iſt am meiſten bekannt die Polygamie, die allerdings im Buch des Mormon nicht angeordnet iſt, von Joe Smyth aber um das Jahr 1843 eingeführt wurde — angeblich auf göttliches Geheiß, indem ihm durch eine Offenbarung kund geworden, daß die Frau durch ſich ſelbſt nicht eine Seele haben und nicht ein Leben nach dem Tode weiterführen könne; ihre Vollendung erhalte ſie nur durch die Verbindung mit dem Mann. So war es alſo in einer Gemeinſchaft, wo die Frauen zunächſt in der Überzahl waren, Pflicht des Mannes, mehrere Frauen zu nehmen. Allerdings gibt es zwei oder eigentlich drei verſchiedene Arten von Ehen; die eine, nur für dieſe Zeit geſchloſſen, garantiert auch den Beſitz einer ewigen Seele, kann aber unter Umſtänden getrennt werden; die zweite, für Zeit und Ewigkeit geſchloſſene, iſt untrennbar; endlich genügt es

auch, sich nur für die Ewigkeit „ansiegeln“ zu lassen, ohne daß auf Erden eine Gemeinschaft zu bestehen braucht; kurios ist, daß auch diese Ehen bestimmte, sehr praktische Konsequenzen nach sich ziehen. Man erzählte mir von einem Fall, wo eine Dame nach dem Tode eines Mannes, mit dem sie sonst nicht in Verbindung gestanden hatte, Ansprüche auf einen Teil seines Vermögens machte, da sie ihm im Tempel für die Ewigkeit angesiegelt sei. Da sie dafür Beweise und Zeugnisse beibringen konnte, gewann sie den Prozeß. Seit Utah Bundesstaat geworden — im Jahre 1896 — gilt offiziell auch hier das Verbot der Polygamie wie in allen anderen Staaten der Föderation. Es ist das überhaupt ein Punkt, über den der rechte Gläubige nicht gern spricht, weil er weiß, daß der größte Widerspruch hier ansetzt. Ein ehrlicher und fanatisch gläubiger Mormone, Tischlermeister und Kirchenältester, antwortete auf eine dahin gerichtete Frage: Well, if I remember how much trouble I had to get my one wife, I don't wish to have more! Die bereits bestehenden polygamen Ehen wurden durch das Bundesgesetz nicht berührt. Der jetzige Präsident, der Neffe des ersten Gründers, hat 5 Frauen, von denen aber nur eine als offizielle Mrs. Smyth die Wohnung mit ihm teilt; die übrigen vier nicht offiziellen Mrs. Smyth wohnen in der Stadt und erfreuen sich seiner Besuche und der Gewißheit, durch ihn in den Besitz einer Seele gelangt zu sein.

Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode sind bei den Heiligen überhaupt sehr konkret. Glück und Seligkeit ist genau graduiert nach dem Maß ihres Verdienstes auf Erden; es ist ein recht handfester Glaube, der den Seinen etwas Ordentliches in Aussicht stellt. Wer recht, recht fromm gewesen ist, alle Gebote der Bibel und des mormonischen Moralkodex gehalten, also auch gewissenhaft den Zehnten seiner Habe beigesteuert hat zu dem Gemeindevermögen, bekommt wohl einen eigenen Planeten zur Verwaltung und so eine Art Lieber-Gott-Stellung. Das wäre ja nun vielleicht nicht jedermanns Geschmack, aber für naive Gemüter ist doch mit dieser Verheißung ein Ansporn für Gesetzeserfüllung und Werkfrömmigkeit gegeben; allerdings wird auch ein gut Teil Pharisäertum großgezogen, doch das fördert noch eher den Aufbau des Gemeinwesens. Die Idee, daß der Tod nur eine ganz dünne Scheidewand bildet, die das Hier vom Jenseits trennt, hat auch noch die Konsequenz, daß auch für die Toten kulturelle Handlungen, die den Seelen zugute kommen, geschehen. Nachträgliche Taufen der unbußfertig Gestorbenen oder solcher, die auf Erden nicht in den Besitz der einzig wahren Heilslehre gelangten, können sie erlösen oder ihnen zu einem höheren Grade der Seligkeit verhelfen — indem z. B. lebende Nachkommen im Namen und als Stellvertreter ihrer nicht zur Höhe gelangten Vorfahren getauft werden. Diese Stellvertretungstaufe soll nach mormonischem Glauben auch zu den Gepflogenheiten der ersten Christengemeinden gehört haben, was dem Joseph Smyth durch den Engel verkündet wurde; zum Beweis wird auch eine Bibelstelle 1. Korinther 15—19 angeführt. Wer, der Dantes „Göttliche Komödie“ gelesen, dächte nicht dabei an die Stelle aus dem vierten Gesang des „Fegefeuers“, wo der Schatten des Königs Manfred, der im Kirchenbann gestorben, den Dichter beschwört, seiner frommen Tochter Constanze Mitteilung zu machen, wie er ihn gefunden; dreißigmal so lange, wie er auf Erden im Kirchenbann gewesen, müsse er warten, bis er zur Läuterung zugelassen werde, wenn nicht Gebet und Seelenmessen der Angehörigen die Zeit abkürze, „denn viel gewinnt man hier durch Euer Flehn!“ Derselbe Gedanke in anderer Form, die gleiche Kindlichkeit der Auffassung über ewige Gerechtigkeit im 13. wie im 19. Jahrhundert, natürlich auch hier spontan entstanden; denn Joe Smyth, der bis über die Jugend hinaus Analphabet war, hat schwerlich je von Dantes Inferno gehört.

Werfen wir noch einen Blick auf die Geschichte. Im Jahre 1830 begann Joe Smyth den ihm Nahestehenden von den ihm gewordenen Offenbarungen zu sprechen, und es bildete sich die Gemeinschaft als geheime Sekte, die bald den Namen annahm: „The church of Jesus Christ of Latter Days Saints“, — eben: die Heiligen der letzten Tage. Es kann nicht als verwunderlich erscheinen, daß

die Abſonderlichkeiten ihrer Glaubens- und Sittenlehre ſie bald in allerhand Konflikte mit Umwohnern und Behörden brachte. Schon im Jahre 1831 ſahen Joe Smyth und ſeine Anhänger ſich veranlaßt, den Staat New York zu verlaſſen. Nach verſchiedenen temporären Niederlaſſungen ſiedelte die Sekte im Jahre 1840 über nach Nauvoo im Staat Jowa, wo durch Fleiß, Gewerbtätigkeit und feſten Zuſammenſchluß ein blühendes Gemeinweſen von zirka 15 000 Mitgliedern entſtand; auch hier unter ſtarkem Widerſpruch der umwohnenden Gemeinden. Als dann im Jahre 1843 der Prophet auf Grund der ihm gewordenen göttlichen Offenbarungen das Dogma der Polygamie veröffentlichte und auch gleich in die Tat umſetzte, wuchs die Erbitterung. Im Jahre 1845 wurde Joſeph Smyth zugleich mit ſeinem Bruder und Helfer Hyram Smyth wegen verſchiedener Übergriffe und Vergehen — ob die Anklagen alle berechtigt oder nicht, läßt ſich jetzt wohl nicht mehr entſcheiden — verhaftet und ins Gefängnis gebracht, und jetzt entlud ſich die Volkswut in einem jener Lynchgerichte, wie ſie in werdenden Staaten nicht ſelten ſind, in der Übergangszeit zwiſchen Geſetzloſigkeit und Fauſtrecht auf der einen Seite zur Konſolidation und Staatsbildung. Eine wütende Volksmenge ſtürmte das ſchützende Gefängnis, und Joſeph und Hyram Smyth fielen durch Revolverſchüſſe.

Für ihre Anhänger wurde ihr Blut zum Kitt, der die Gemeinde nur feſter zuſammenhielt, und ihr Tod wurde dem Märtyrertum des Stephanus gleichgeſtellt. Dennoch wäre jetzt vielleicht die Sekte an dem Widerſpruch und der Ungunſt der Verhältniſſe zugrunde gegangen, wenn ihr nicht in Brigham Young ein Leiter erſtanden wäre, der durch Tatkraft, hohe Intelligenz und ungewöhnlich große Suggeſtivkraft zum Volksführer wie geſchaffen war.

Man mag über Brigham Youngs Charakter und moraliſche Eigenſchaften denken wie man will, man mag ihm auch nicht einmal die bona fides an die von Gott gegebene Miſſion zubilligen, die dem Viſionär Joſeph Smyth vielleicht eigen war, — ſeine Klugheit und Entſchloſſenheit, ſein außerordentliches Organiſationstalent kann niemand bezweifeln. Er ſammelte die zerſtreuten und verzweifelnden Mitglieder der Sekte und zog mit 136 Anhängern, wie weiland Moſes in die Wüſte, durch die Öde der Prärie und über die unwirtlichen Höhen des Felſengebirges in ein neues Kanaan. Sechs Monate dauerte der Zug, und unzählige Gefahren hatten die Flüchtlinge zu beſtehen, denn die Prärie gab weder Weg noch Steg noch Waſſer, und in den Schluchten des Gebirges lauerten wilde Tiere und der feindliche Indianer. Endlich gelangte der Zug jenſeits der Höhen in das Hochtal des großen Salzſees, und hier gelang es Brigham Young, von dem Stamm der Ute-Indianer ein Gebiet für ſeine Schar und Anſiedlungsrecht zu erwerben. Schon die Wahl des Platzes ſpricht für weiſe Vorausſicht und Berückſichtigung natürlicher Hilfsquellen; denn keineswegs war das zwiſchen Parallelketten des Felſengebirges liegende Hochtal damals das fruchtbare Land, das es heute iſt. Eine dürre Ebene, ſpärliches Gras und der für waſſerloſe Strecken charakteriſtiſche Sage-brush, eine Art wilder Salbei; das Waſſer der von den Bergen ſtürzenden Bergſtröme ergoß ſich in den Salzſee und ging durch Verdunſtung verloren. Doch Brigham Young ſah voraus, was Kultur hier leiſten konnte. Die erſten Monate wurde nach kommuniſtiſchen Prinzipien gewirtſchaftet und fleißige Arbeit und Irrigation durch Kanäle und Gräben zur Pflicht gemacht, über deren Erfüllung ſtrenge gewacht wurde, das Waſſer durch Kanäle von den Bergwaſſern und aus dem das Tal von Norden nach Süden durchſchneidenden Fluß, den man konſequenterweiſe „Jordan“ nannte, nach den Feldern geleitet, und die Arbeit begann. Es iſt berechtigt, was Friedrich Dellenhaugh von der Kulturarbeit der Mormonen ſagt: „Man muß anerkennen, daß ſie Ziviliſatoren von hoher Bedeutung waren. Wenn ſonſt die Branntwein- und Spielhölle bei erſten Anſiedlungen oft den Eingeborenen die Superiorität des weißen Mannes klarmacht, pflanzten ſie Obſtgärten, gründeten Farmen, Schulhäuſer und friedliche Heimſtätten. Ein Volk, das ſo viel getan hat, das gut iſt, das ſo viel Gefahren,

Entbehrungen und Leiden getragen, das stärkeren Sekten widerstanden hat, muß in sich vieles haben, das bewundernswert ist."

Bald wurden aus den Zelten der Ansiedler Holzhäuser, aus diesen dann Steinbauten, und in weitschauender Voraussicht gründete Brigham Young schon drei Monate nach der ersten Ansiedlung eine Schule und bald legte er auch den Grund zu den Versammlungsgebäuden und dem Tempel. Die Ansiedlung wuchs mehr und mehr, denn Brigham Young schickte fleißig Emissäre und Apostel aus, und für phantastische Gemüter hatten die Wunderlichkeiten der Lehre wohl Bestechendes, während die Kunde von dem wachsenden Reichtum und dem fruchtbaren Ackerland in Utah auch die mehr realistisch Denkenden anzog. Besonders zahlreich war der Zuzug aus den skandinavischen Ländern, aber auch die anderen europäischen Nationen blieben nicht unvertreten, und das halb patriarchalische Gemeinwesen amalgamierte alles. Schon im Jahre 1860 zählte die Hauptstadt der Kolonie, das neue Jerusalem — Salt Lake City — über 8000 Einwohner. Über das Ganze herrschte in absoluter Macht der von Gott gesendete Prophet und Präsident, Brigham Young, auch nachdem im Jahre 1850 der Mormonenstaat als Territorium in einen gewissen Zusammenhang zur Union gebracht war.

Nicht immer ging es glatt, obwohl der Präsident in weiser Voraussicht versuchte, mit den umwohnenden Indianerstämmen in guten Beziehungen zu bleiben. Der Schatten einer schauerlichen Bluttat, nie ganz aufgeklärt, bildet einen dunklen Punkt in der Entwickelungsgeschichte des Staates. Anfang der sechziger Jahre wollte eine Anzahl abtrünniger Familien, die bei den Heiligen der letzten Tage nicht gefunden, was sie befriedigte, wieder in die Welt zurückkehren; ein Zug von 150 Personen zog fort über die Berge. Am zweiten Tage wurden sie überfallen und sämtlich getötet; man fand ihre Leichen nach der Weise der Indianer skalpiert. Eine Untersuchung resp. Bestrafung der Indianer fand nicht statt; damals war die Verbindung zwischen Utah und dem übrigen Unionsgebiet noch sehr erschwert durch die Unwirtlichkeit der Bergpfade, und was verborgen bleiben sollte, konnte verborgen bleiben; aber die Stimmen wollten nicht schweigen, die von Verrat, von Verkleidungen, von Bekenntnissen auf dem Totenbett redeten. Bis heute weiß niemand mit Sicherheit, wie es damals zugegangen, und jetzt lebt wohl kein Augenzeuge jener Vorfälle mehr.

* * *

Aber die Uhr der Zeit geht vorwärts, und keine menschliche Kunst und Schlauheit kann den Zeiger zurückschrauben. Je größer und komplizierter das Gemeinwesen wurde, je mehr die Produktion in Ackerbau und Industrie zunahm, desto notwendiger wurde es, Absatzgebiete zu finden; und nachdem im Jahre 1869 der Schienenstrang der Union Pazifik Bahn über den Tenessee-Paß in das Utahgebiet geleitet war, konnte dem Einströmen der Gentiles und ihrer Teilnahme an den industriellen Unternehmungen absoluter Widerstand nicht mehr entgegengesetzt werden, zumal auch für die Gläubigen die materiellen Vorteile entsprechend waren. Immerhin blieb, solange Brigham Young lebte, bis zum Jahr 1877, die Macht ausschließlich in seinen Händen. Unter seinen Nachfolgern, John Taylor, William Woodruff und Joseph Smyth dem Jüngeren haben sich die Verhältnisse etwas verschoben und der Charakter des Staatswesens hat durch den vermehrten Zuzug der Gentiles eine Änderung erfahren, so daß, wie man mir sagte, die Nichtmormonen in dem Gemeinderat von Salt Lake City augenblicklich sogar die Überhand haben; auf dem Lande und in den kleineren Städten liegt die Macht jedoch noch ganz in den Händen der Heiligen. Gesellschaftlich findet ein Verkehr zwischen beiden Parteien nicht statt.

Mit dem Jahr 1896 ist Utah vom Territorium zum Unionsstaat erhoben, ist durch einen Stern im Unionsbanner repräsentiert und hat sich als Staat einigen für die ganze Union geltenden Gesetzen fügen müssen. Das Verbot der Polygamie

ist bereits erwähnt. Inwieweit diese unter anderer Form weiter besteht, entzieht sich der Forschung.

Die Gemeindeverwaltung ist äußerst strikt. Das Utahgebiet ist in 100 Wards eingeteilt; in jedem Ward haben drei Männer, Lehrer oder Evangelisten, die Aufsicht und dürfen zu jeder Zeit und von jedem Gemeindemitglied Rechenschaft verlangen über Lebensführung und Handeln, auch über geschäftliche Unternehmungen. Mehrere Wards unterstehen einem Bischof, dem von den Vorstehern Bericht abzustatten ist; die Bischöfe wieder sind den zwölf Aposteln untergeordnet, deren Haupt der Präsident ist, der also durch seine Organe eine gewaltige Macht ausübt und Einsicht hat, sowohl in das Privatleben als auch in die geschäftlichen Unternehmungen des einzelnen. Von dem rechten Mormonen erwartet man die gewissenhafte und freiwillige Entrichtung des Zehnten zum Gemeindevermögen.

Das Wachstum der Stadt ist selbst für Amerika ein schnelles; sie zählt jetzt 100 000 Einwohner, und was Straßen, öffentliche Gebäude usw. betrifft, unterscheidet sie sich wenig von andern amerikanischen Städten, die auf dem Wege von der Mittelstadt zur Großstadt begriffen sind. Das Interesse des Fremden, der eben die Mormonenstadt studieren will, wird sich vor allem auf den Tempelblock und die umliegenden Gebäude konzentrieren, gerade wie in dem alten Jerusalem der Fremde zuerst nach dem Haram es Scherif strebt, um wenigstens die Stätte des Salomonischen und Herodianischen Tempels zu sehen.

Auf einer durch Stufen zugänglichen Plattform inmitten eines großen, viereckigen, mauerumschlossenen Platzes mit hübschen Parkanlagen steht der Prachtbau des Tempels, schon 1853 unter der Herrschaft und nach den Plänen des Brigham Young angefangen, doch erst im Jahre 1893 vollendet. Auch hierin zeigt sich die Verstandesschärfe und Weitsichtigkeit des Mannes, daß er so bald schon die Notwendigkeit erkannte, dem phantastischen Glauben durch dies großartige von geheimnisvoller Mystik umwehte Bauwerk einen sichtbaren Anhalt zu geben; andererseits spricht es aber auch von dem Glaubensmut und der Opferfähigkeit seiner Anhänger, daß sie bei längst noch nicht gesicherter Existenz sich zu diesem Bau zusammenschlossen. Die Baukosten beliefen sich — dergleichen Auskünfte werden einem in Amerika ja nie vorenthalten — auf 4 Millionen Dollar = 16 Millionen Mark. Von einem bestimmten Baustil ist bei dem Tempel nicht zu reden; der Bau ist einfach, jedoch sehr eindrucksvoll. An beiden Längsseiten zwei übereinander liegende Reihen von Fenstern, durch Pfeiler getrennt, Pfeiler und Friese bedeckt von symbolischen Zeichen, unter denen Sonne, Mond und Sterne, der Wohnort der Seligen, am häufigsten wiederkehren; jede der nach Osten und Westen gerichteten Schmalseiten trägt drei Türme, der höchste ist der mittelste der östlichen Türme, noch überragt von der zwölf Fuß hohen Erzstatue des Engels Moroni, des Gottesboten, dessen Trompete die Menschen zur einzigen Wahrheitsquelle ruft. Der Plan wurde, wie gesagt, schon von Brigham Young gezeichnet, ein überzeugender Beweis von der künstlerischen Begabung des Mannes, der als gelernter Tischler doch nur elementare Kenntnisse des Konstruktionsbaues haben konnte, für die Gläubigen ein klarer Beweis der fortgesetzten und unmittelbaren göttlichen Eingebung, die das Tun ihrer Propheten und Führer leitet. Das Innere ist dem Fremden niemals zugänglich. Der Tempel ist dem Mormonen nicht nur der Ort der Anbetung Gottes, wie etwa eine Kirche, sondern er ist ihm, was dem aufrichtigen Juden Salomos Tempel war, das Heilige, zu dem nicht mal alle Mormonen Zutritt haben, sondern nur solche, die nach dem Urteil der Bischöfe und Lehrer dessen würdig sind. Hier werden die heiligsten rituellen Handlungen vorgenommen, die den Toten gewidmeten Zeremonien, die Taufen, die hier durch Untertauchen geschehen in einer im Innern des Tempels befindlichen Quelle, über der sich wie in Salomos Tempels ein von zwölf ehernen Ochsen getragener Baldachin befindet, nach der Beschreibung im 1. Buch der Könige, Kapitel 7 Vers 23. Die im Tempel geschlossenen Ehen — Ansiegelungen — sind absolut untrennbar und gelten für Zeit und Ewigkeit. Die dieser Ehre nicht für würdig befunden

werden, müssen sich mit der Heiratszeremonie in einer der andern kulturellen Stätten begnügen; diese Ehen gelten aber nur für diese Zeit und können unter Umständen getrennt werden.

Einige Schritte entfernt vom Tempel steht das Tabernakel mit der schon früher beschriebenen herrlichen Orgel, — ein großer Versammlungsraum, der gegen 8000 Menschen faßt und häufig für Volksversammlungen benutzt wird. Nicht nur religiöse, sondern auch weltliche Streitfragen werden hier verhandelt. Als ich in Salt Lake City war, traf ich dort die von dem Kongreß von 1904 auch hier bekannte und beliebte Mrs. Perkins Gilman, die andern Tags dort über die Vorteile des Frauenstimmrechts sprechen sollte. — Wunderbarerweise ist nämlich der Staat der Mormonen, die der Frau durch sich selbst nicht die unsterbliche Seele zuerkennen wollen, einer der vier Vereinsstaaten, die ihnen bereits das politische Stimmrecht gegeben haben (die anderen Wyoming, Kolorado, Idaho). Wer will die Inkonsequenz erklären? — Auch die Konstruktion des Tabernakel ist eigenartig einfach und originell; ein flachgewölbtes Dach, an die Schale einer Schildkröte erinnernd, auf kurzen und breiten Sandsteinpfeilern ruhend, zwischen denen Mauerwerk die Wand schließt; der innere Raum ist 250 Fuß lang und 150 breit und enthält außer der großen Orgel nur die Sitzplätze. Die Akustik ist so vortrefflich, daß der Fall einer kleinen Nadel von dem einen Ende bis zum anderen deutlich gehört wird. Auch dieses Gebäude wurde von Brigham Young in den Jahren 1865—67 nach „göttlicher Inspiration und Instruktion" gebaut.

Innerhalb des Tempelplatzes steht noch die Assembly Hall — ein Gebäude für kleinere Versammlungen, und das Auskunftsbureau, wo man sich meldet und mit großer Bereitwilligkeit und Freundlichkeit Auskunft erhält, soweit es erwünscht ist, Auskunft zu geben. Gegenüber dem Tempelplatz stehen die Gebäude der Universität von Utah, drei große Häuser, wo gegen 1000 Studenten Unterweisung finden; auch in Provo, einer anderen Mormonenstadt, befindet sich noch eine Universität. Nicht sehr weit entfernt liegt das Beehive-House, früher Wohnort des Brigham Young, jetzt der Gemeinde gehörend; über der Tür das Wahrzeichen des Staates Utah, der Bienenkorb, ein sehr passendes Emblem des Fleißes und der Produktivkraft der Bewohner. Gern bezeichnen die Mormonen ihren ganzen Staat mit dem geheimnisvollen Namen Deseret — für Honigbiene; es ist mir unmöglich gewesen, herauszufinden, welcher Sprache das Wort entnommen ist; vielleicht eine Bezeichnung aus einer Indianersprache, möglicherweise ist es auch eine willkürliche Erfindung. Gegenüber von dem Bienenkorbhaus eine hübsche Villa in italienischem Stil von rotem Sandstein, die Brigham Young für seine letzte Gattin bauen ließ. Auch dies Gebäude ist in andere Hände übergegangen, obwohl die letzte Mrs. Young noch lebt. Nicht weit davon, auf einem Hügelabhang, das Grab des Propheten, von einem kunstvollen Eisengitter umschlossen.

Das Brigham Young-Monument auf einem Sandsteinpiedestal zeigt einen bärtigen Mann in mittleren Jahren mit energischen Zügen. Als bemerkenswert ist noch zu nennen das Eagle Gate, das mit einem Bronceadler geschmückte Portal, das in die weit ausgedehnten Privatgründe der Youngschen Familie führt, und das im Bau begriffene Mövenmonument, das eine Episode der ersten Ansiedlungsjahre verherrlicht. Als nämlich die ersten Ansiedler nach der langen und gefahrvollen Wanderung ihre Zelte aufgestellt, die ersten Irrigationsversuche gemacht, ihre Saaten gesäet hatten und sich des hervorsprossenden Grüns freuten, kamen ungeheure Heuschreckenschwärme, die in kurzer Zeit die Saaten zu verzehren drohten. Die Ansiedler waren dann verloren, da kein neues Saatkorn vorhanden. Da flehte das Volk zu Gott, und auf sein Geheiß kamen vom See her unendliche Schwärme von Möven gezogen, die in kurzer Zeit die Feinde verzehrten. So wird auch dies Monument den Gläubigen Zeugnis ablegen von der unmittelbaren Einwirkung Gottes zugunsten seiner auserwählten Heiligen.

* * *

Und nun, in ehrlicher Bewunderung des Geschauten, treten wir aus dem Schatten der herrlichen Bäume wieder in die geräuschvolle Straße, die widerhallt vom Hin und Her des Handelsverkehrs, des Kampfes um das Dasein in der ganzen Intensität modernen Lebens, und bald trägt der Zug uns über die öden Berge dem Osten zu. Wie auf eine Oase blicken wir auf das Tal von Utah zurück, bis wir die Spitzen des Tempels verschwinden sehen.

Und was war im Rückblick auf das Erlebte und Geschaute der Gesamteindruck? Ein Ort, an dem Menschenfleiß unendlich viel geleistet, in dem noch Raum ist für viele Tausende — Mormonen brauchen sie jetzt nicht mehr zu werden —, denn noch gibt es dort gewaltige Strecken, wohin Bewässerung und Pflugschar nicht gelangt.

Und die Religion? Das ist so eine eigene Sache. Es erscheint ja auf den ersten Blick unerklärlich, daß ein neu hervortretendes Dogma mit so viel Widersprüchen, so viel Absurditäten, das dem ethischen Gefühl wie dem gesunden Menschenverstand geradezu ein Schnippchen schlägt, eine so große Schar von Anhängern finden konnte in unserer sonst so kritisch veranlagten Zeit; bei Religionen, die im Altertum wurzeln, erklärt sich ja am Ende manches aus den noch mangelhaft entwickelten ethischen Anschauungen, — aber im 19. Jahrhundert?

Und doch! — es ist ja auch das Zeitalter der Mrs. Eddy und der spiritistischen Séancen! Da sollte man sich eigentlich nicht mehr wundern! Die Menschheit als Ganzes hat bei allem Skeptizismus das dringende Bedürfnis, irgendetwas zu glauben, was ihr Trost und Halt gibt, was sie über die Grenzen des Verstandes hinüberhebt — näher zu jenem großen Fragezeichen, vor dem wir alle in Ehrfurcht stehen.

Noch etwas anderes habe ich in Salt Lake City gelernt — oder vielmehr wieder bestätigt gefunden. Daß es für den Wert des Menschen, sein Handeln und Wesen, wirklich recht wenig darauf ankommt, was er glaubt; das ist seine innerlichste Privatsache; was er als Persönlichkeit ist und wie er sich zum Leben und seinen Anforderungen stellt, ist die Hauptsache. Alle jene Damen, die dort uns freundlich entgegentraten, waren gesellschaftlich fein gebildet, einige von ausgesuchter geistiger Grazie. Am besten aber haben mir zwei junge Mädchen gefallen, die ich am zweiten Tage auf der Straße kennen lernte. Wir hatten uns ein wenig verirrt, fragten nach dem Weg und erhielten Auskunft und Begleitung in liebenswürdigster Weise; man fühlte, wie gern die jungen Damen gefällig und hilfreich waren. Nachdem wir ein wenig bekannt geworden, erzählten sie uns auf unsere Frage, daß sie einer Mormonenfamilie angehörten, in dem Glauben erzogen wären und sich glücklich fühlten. „We never knew, what dreadful people we were, till we came abroad and to Europe.“ — Mag man immerhin als Outsider die Absurditäten, das Hirnverbrannte des Dogmas im komischen Lichte sehen — gegenüber einer Überzeugung, die den Menschen befriedigt, bei der er fröhlich und werktätig ist — schweigt man!

Franzöſiſcher Humor.

Von

Eliſabeth Widmann.

Nachdruck verboten.

Theodor Fontane ſchreibt einmal an Theodor Storm: „Es bricht jeder verſchieden in den Tempel des Ruhms ein; der eine wie ein Sonnenſtrahl oder eine Toledoklinge, der andere wie ein Frachtwagen.“ Anatole France ſaß längſt im Tempel des Ruhms, als er plötzlich das Bedürfnis empfand, einen Frachtwagen anzuſpannen. Schwer beladen, faſt zuſammenbrechend unter hiſtoriſchen petits faits und bienenfleißig geſammeltem Tatſachenmateriale ſchwankte ſie in die Einfahrt, die Vie de Jeanne d'Arc. Statt der kleinen neckiſchen Putten, les Ris et les Jeux, die ſonſt an roſenfarbenem Zügel das Rößlein des Meiſters lenken, ſaß Dame Raiſon auf dem Bock und kutſchierte nach allen Regeln wiſſenſchaftlicher Methode. Staub und Moderduft entſtrömten den mittelalterlichen Aktenballen und Chronikenbergen. Der Meiſter ſelbſt hielt dieſe Luft nicht lange aus. Er ließ es vorläufig bei einer Einfuhr bewenden, nach dem erſten Doppelband, format grand in 8°, dem bislang kein zweiter gefolgt iſt, erholte er ſich auf der „Inſel der Pinguine“.

Schneidende Geſchichtsſatire, Karikatur moderner politiſcher Verhältniſſe und Perſönlichkeiten, das echt galliſche Scheidewaſſer, wie es drüben von jeher deſtilliert wurde — denn von den soties und fabliaux des Mittelalters über Rabelais und Satire Ménippée hin zu Voltaire und Anatole France führt nur ein direkter Weg —, verſtimmte in Frankreich und hinterließ als Ganzes auch bei dem unfranzöſiſchen Leſer zum mindeſten ein unfreies Gefühl. Die Schneidigkeit dieſer Toledoklinge erregte eine mit Unbehagen vermiſchte Bewunderung; künſtleriſches Unbehagen, wohlverſtanden, wie es jeder Schlüſſelroman hinterläßt. Woran das liegt? Weniger an dem immerhin nicht müheloſen, rätſelnden Suchen, ob dieſe oder jene Karikatur auch wirklich dieſe oder jene zeitgenöſſiſche Perſönlichkeit darſtelle, als an dem Gefühl der Befangenheit im Stoff überhaupt, das von dem Schreiber auf den Leſer übergeht. Die politiſch-ſoziale Satire lebt von der Aktualität der Verhältniſſe, die ſie ſchildert; ſowie dieſe überwunden werden, verliert ſie ihre Spitze und ihren Reiz. Man denke an den Witz des Ariſtophanes, der, hinreißend für ſeine Zeitgenoſſen, für uns nur noch hiſtoriſch genießbar iſt. Sowie auf uns die „Fröſche“ wirken, werden gerade die aktuellſten Seiten der „Pinguine“ vielleicht in einigen Jahrhunderten auf hiſtoriſch gebildete Leſer wirken. Daneben gibt es freilich auch Seiten und Kapitel in der „Ile des Pingouins“, die unvergänglich an ewig menſchlicher Bedeutſamkeit und künſtleriſcher Bedeutung bleiben werden für alle Zeiten. Es ſind die Stellen, in denen die Eſſenz des Anatole Franceſchen Geiſtes, der ſelbſt Eſſenz des feinſten literariſchen Franzoſentums aller Zeiten iſt, am intenſivſten wirkt, Stellen, wo der Geiſt dieſes größten

franzöſiſchen Humoriſten frei über den Dingen ſchwebt, weil er nicht mit ihren vorübergehenden Formen, ſondern mit ihrer unvergänglichen Weſenheit tiefſinnig ſpielt; denn wo menſchliches Seelenleben, das (wir vergeſſen es ſo leicht in dieſer vorwiegend äußerlichen Zeit des induſtriellen und techniſchen Fortſchritts) mit ſeinen urſprünglichen Bedürfniſſen, Sehnſüchten und Torheiten in aller Wandelbarkeit dasſelbe bleibt, zum Gegenſtand ſpöttiſchen Tiefſinns geworden iſt, da iſt die karikaturiſtiſche Schneidigkeit der Satire dem goldenen Sonnenſtrahl des Humors gewichen, jenem Sonnenſtrahl, von dem Fontane meinte, daß er leicht und ſiegreich durch die hohen Bogenfenſter des Ruhmestempels huſche.

Unter dieſem Sonnenſtrahl iſt auch der neuſte Band[1]) von Anatole France gediehen. „Conte, récit court et plaisant d'aventures imaginaires" ſteht im großen Larouſſe als Erklärung für dieſe Gattung, die ebenſo ſpezifiſch franzöſiſch und ebenſo ſchwer ins Deutſche übertragbar iſt, wie die chanson. Wie die chanson iſt auch der conte von jeher typiſche Ausdrucksformel für franzöſiſchen Humor geweſen.

Franzöſiſcher Humor! Wir naiven Deutſchen ahnen zum Teil gar nicht, was jetzt in allen Feuilletonſpalten dem franzöſiſchen Publikum klar gemacht wird, nämlich, daß l'humour (ſo angliſiert iſt Wort und Begriff den Franzoſen natürlich ſympathiſcher!) gerade jetzt die neuſte literariſche Mode in Frankreich iſt. „Wir verdanken dem humour, dem ſchrecklichen und köſtlichen humour zwei neue bemerkenswerte Werke", beginnt Jules Bois in einer der geleſenſten Zeitſchriften einen Artikel über zwei Werke der jüngſten Humoriſten, um bald darauf fortzufahren: „Der humour trägt einen engliſchen Namen, aber er gehört allen Ländern. Cervantes von Alcala war ein Humoriſt, Lucian von Samoſate auch. Aber der humour ſcheint mir jetzt im Begriff, ſich in Frankreich einzubürgern und dort die andern literariſchen Gattungen zu verdrängen."

Der Humor gehört allen Ländern, einverſtanden, M. Jules Bois! Daß er aber auch Frankreich längſt gehört und zwar in der ſpezifiſch franzöſiſchen Nationalfärbung, die ſich ſo ziemlich durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat, das kann uns unter andern einer der modernſten franzöſiſchen Humoriſten ſelbſt beweiſen. M. G. Pawlowsky, Verfaſſer eines Bandes humoriſtiſcher contes, ſtellt in einem Artikel der Comoedia allerhand feine Betrachtungen über das Weſen des Humors an. Zu allen Zeiten, behauptet er, ſei in Frankreich die Literatur als Reaktion gegen autoritative Ideen aufgetreten. Darin ſieht er ein Prinzip des franzöſiſchen Humors, und das heißt gut ſehen, denn die aggreſſive Oppoſitionsnuance ſteckte von jeher darin. Im 17. Jahrhundert finden wir ſie bei den Burlesken, die gegen das offizielle tragiſche Pathos Front machen, im achtzehnten als Oppoſitionsprinzip gegen alle religiöſe und politiſche Autorität. „In unſerer Zeit", fährt Pawlowsky fort, „iſt die Wiſſenſchaft die einzige alles beherrſchende Autorität. Es wäre unmöglich, den ganzen kritiſchen Wert der modernen wiſſenſchaftlichen Methode zu leugnen, einzig der ‚humour' konnte ſie angreifen." — Wie das zu verſtehen iſt, liegt auf der Hand. Der Humor als freies Phantaſieſpiel darf der Wiſſenſchaft (es mag daran erinnert werden, daß im Franzöſiſchen mit der Bezeichnung „les sciences" immer die Naturwiſſenſchaften

[1]) Les sept femmes de la Barbe-Bleue et autres contes merveilleux. Paris, Calmann-Lévy, 1909.

gemeint sind), die erdgebunden an der Wirklichkeit haftet, hie und da ein Schnippchen schlagen, so etwa, wenn er mit scheinbarer Ehrerbietung neue Entdeckungen oder Erfindungen bewundert, um ihre Konsequenzen bis dahin zu Ende zu denken, wo sie ins Absurde münden könnten. In der Tat hat der moderne humoristische conte in Frankreich jetzt gerade oft diese Spitze. Pawlowsky selbst hat eine Sammlung humoristischer contes herausgegeben, von denen einer (um nur ein Beispiel zu nennen) das moderne Luftschiffproblem mit drolliger Phantastik persifliert. Aber auch der Altmeister französischen Humors hat in seinem schon erwähnten letzten Band contes öfter diese Nuance, wie wir gleich sehen werden.

Als Einleitung zur Blaubartsage (über die es in Frankreich wissenschaftliche Werke gibt) werden in gewollt trockenem Tone wissenschaftlicher Genauigkeit alle historischen und mythologischen Interpretationen, die sie jemals erlitten hat, durchgesprochen, als handle es sich hier um ein historisches Tatsachenmaterial von weltbewegender Wichtigkeit. Erst zum Schluß, als auch Charles Perrault, der Märchenerzähler, ganz ernsthaft als Historiker und ältester Biograph Blaubarts aufgeführt wird, merkt man den Schalk, der gleich darauf, immer mit derselben unbewegten Ernsthaftigkeit, von der oft verleumderischen Subjektivität der Historiker im allgemeinen und besonderen spricht, um dann seine feierliche Absicht zu verkünden, nach neu entdeckten Dokumenten eine Ehrenrettung Blaubarts zu unternehmen. Darauf wird sofort die Geschichte Blaubarts selbst in Angriff genommen, nicht im leichten Märchenton, sondern immer in dem streng dokumentierenden Chronikenstil, den Anatole France in der ihm eigenen unnachahmlichen Weise ganz unauffällig mit ironisierender Schelmerei und zuweilen auch mit einer Messerspitze Frivolität zu würzen versteht.

Maeterlinck hat vor einigen Jahren noch die Blaubartsage symbolisch-romantisch dramatisiert, und seine herumtastenden „sieben Mädchen von Orlamünde, die den Schlüssel nicht finden konnten zur Tür" — des Gefängnisses nämlich, in das sie Blaubart gesperrt hatte — würden sich nicht übel als Titelvignette für ein modernes feministisches standard work eignen. Bei Anatole France nun — und vielleicht gerade im Hinblick auf Maeterlincks Interpretation des Märchens mag es ihm ein besonderer Spaß gewesen sein, die Sache so zu drehen — ist Blaubart das Opferlamm, das nacheinander von sieben ihm an List und Schlechtigkeit überlegenen Frauen düpiert und von der letzten im Einverständnis mit ihrer erbschleicherischen Familie schließlich noch ermordet und beerbt wird. Dieser robuste Grandseigneur mit dem brutalen Äußern eines Berserkers in der Pose des „ewig Geopferten" ist von einer im Gesamtwerk des Anatole France selbst unübertroffenen Komik, gerade weil seine schrecklichen Erlebnisse mit sachlichster Ernsthaftigkeit und mit jener knappen, leichtflüssigen Eleganz des Stils berichtet werden, die so Voltairisch berührt. Eine kleine Probe diene zur Illustration. S. 11: „Man muß sich Herrn von Montragoux nicht unter dem Bild des ungeheuerlichen dreiköpfigen Typhon, der in seinen indigofarbenen Bart lacht, vorstellen, wie man ihn in Athen sieht. Wir werden uns der Wirklichkeit vielmehr nähern, wenn wir den Herrn der Guillettes (Schloß Blaubarts) mit jenen Schauspielern oder jenen Priestern vergleichen, deren frisch rasierte Wangen Azurreflexe haben.

Herr von Montragoux trug keinen Spitzbart wie sein Großvater am Hofe Heinrichs des Zweiten, er trug seinen Bart auch nicht fächerförmig wie sein Urahn,

der in der Schlacht von Marignan getötet wurde. Ebenso wie Herr von Turenne trug er nur einen kleinen Schnurrbart und die Mücke; seine Wangen schienen blau, aber, was man auch gesagt haben mag, dieser gute Herr war infolgedessen nicht entstellt und flößte auch keine Furcht ein. Er schien dadurch nur männlicher, und wenn es ihm auch einen etwas wilden Gesichtsausdruck gab, so haßten ihn die Frauen deshalb nicht im geringsten. Bernhard von Montragoux war ein sehr schöner Mann, groß, breitschulterig, von starker Leibesbeschaffenheit und gutem Aussehen, wenn auch ländlich und mehr nach den Wäldern als nach den ruelles und Salons duftend. Dennoch ist es wahr, daß er den Damen nicht so gefiel, wie er ihnen hätte gefallen müssen nach seinem Wuchs und Reichtum. Seine Schüchternheit war die Ursache davon, seine Schüchternheit und nicht sein Bart. Die Damen übten eine unwiderstehliche Anziehung auf ihn aus und flößten ihm eine unbezwingliche Furcht ein. Er fürchtete sie ebenso sehr, wie er sie liebte. Das ist der Ursprung und Hauptgrund seines ganzen Unglücks. Wenn er eine Dame zum erstenmal sah, wäre er lieber gestorben, als daß er das Wort an sie gerichtet hätte, und wie gut sie ihm auch gefiel, er blieb in düsterem Schweigen vor ihr. Seine Gefühle machten sich nur in seinen Augen Luft, die er in entsetzenerregender Weise rollte. Diese Schüchternheit setzte ihn allerhand Mißhelligkeiten aus, und besonders hinderte sie ihn an einem anständigen Verkehr mit bescheidenen und zurückhaltenden Frauen und lieferte ihn hilflos den Unternehmungen der keckſten und verwegensten aus. Das war das Unglück seines Lebens. Früh verwaist, nachdem er infolge dieser Art von Schamhaftigkeit und Scheu, die er nicht zu besiegen wußte, die vorteilhaften und sehr anständigen Partien, die sich boten, zurückgewiesen hatte, heiratete er ein Fräulein Colette Passage, die erst seit kurzem im Lande ansässig geworden war, nachdem sie durch einen Bären, den sie in den Dörfern und Städten des Königreiches hatte tanzen lassen, einiges Geld verdient hatte." — Die Landstreicherin, die, an Freizügigkeit gewohnt, es nicht lange im Schlosse Blaubarts aushält und eines Nachts in den Keller zu ihrem gefangenen Bären steigt, um ihn mit einem Kuß auf seine Nase zu befreien und mit ihm das Weite zu suchen, ist immerhin noch die harmloseste der bösen Frauen Blaubarts, weil sie ihn selbst wenigstens ungerupft läßt; wie es ihm mit den anderen sechs ergeht, lese man selbst bei Anatole France, womöglich im Original.

Auf das Blaubartmärchen folgt die Legende vom „Wunder des großen heiligen Nikolas". Man kennt längst die Vorliebe des Verfassers für die mittelalterliche Legendengeschichte. Im Livre de mon ami hat er es ehemals reizend berichtet, wie die Erzählungen seiner frommen Mutter aus der Légende dorée seine Kinderphantasie bezauberten. Und nachdem das phantasievolle, gläubige Kind längst zum skeptischsten aller Männer und Franzosen geworden ist, wirkt der Wunderglaube jener Zeit immer wieder gestaltend nach im poetisch-träumerischen Gemüt. Es frappiert immer wieder von neuem; in diesem scharf zergliedernden, oft frivolen Zweifler mit dem sardonischen Lächeln Voltaires auf den Lippen und seinem ätzenden Witz auf der Federspitze, steckt ein beschaulich träumender Phantasiemensch, ein Künstler, dem die große Einheit von Glauben und Leben, die dem Mittelalter die festgefügte Form gab, wie ein verlorenes Paradies erscheint, in dem er gerne lustwandelt. Der Romantiker in Anatole France — ein reizvolles, meines Wissens noch nicht behandeltes Thema. Was seiner Erzählungskunst und

seinem Humor die eigentümliche Würze verleiht, ist eben diese Mischung von Skepsis und romantischer Beschaulichkeit, unübertrefflich, wie mit feinster Goldschmiedekunst gefaßt in diesen klargeschliffenen Stil, der vollendet ist wie die schönsten Verse eines großen Dichters und an und für sich das größte Kunstwerk darstellt, das die französische Literatur hervorgebracht hat. Der heilige Nikolas — um auf diese für alle Pädagogen so außerordentlich erbauliche Legende zurückzukommen — erweckt auf einer Wanderung drei kleine Jungen, die ein böser Gastwirt zu Pökelfleisch verarbeitet hatte, zu neuem Leben und hofft gottergeben, sie zum Lobe Gottes zu guten Christen erziehen zu können. Sie wachsen sich aber trotz aller frommen Erziehungseinflüsse des Bischofs und seiner Umgebung furchtbar aus, der eine zum Raufbold, der zweite zum Ketzer und der dritte zum Wucherer und lohnen, jeder auf seine Weise, dem frommen Erzieher mit schändlichem Undank. Der Mann Gottes ergibt sich wie ein Heiliger und ein Weiser in diese bittere Erfahrung, unerschüttert in seiner Glaubensfestigkeit und seinem Optimismus. Er ist in seinem naiven und grandiosen Idealismus der Bruder jenes heiligen Maël in den Pinguinen, der auch in unerschütterlichem Glaubenseifer allerhand fromme Dummheiten begeht, die der Kirche nicht gerade immer zum Heile gereichen. Eine plumpe Hand hätte diesen Typus zur grotesken Karikatur verzerrt. Anatole France läßt die Einfalt und Größe dieser Gestalten, die sich von dem dunklen Hintergrund allgemein menschlicher Schlechtigkeit und Gemeinheit zart und lichtvoll abheben, mit der ihm eigenen Kunst drollig und poetisch rührend zugleich wirken. Nicht die hämische Grimasse, mit der Voltaire den Optimismus seines Candide begleitet, grinst aus dieser Erzählung, so Voltairisch auch die realistische Kraßheit der Schilderung und die pessimistische Einsicht in die Schlechtigkeit der Welt wirkt. Nicht einen Augenblick verläßt den Leser das Gefühl, daß hier ein Dichter erzählt, dem die ewig Geopferten, die Guten, Großen und Weisen, gefoppt und verkannt, wie sie durch die Welt gehen, doch als das Göttlichste erscheinen, das diese Welt zu bieten hat.

In der letzten Erzählung wird das uralte Märchenmotiv vom kranken König, den nur das Hemd eines Glücklichen heilen kann, gleichsam modern in Szene gesetzt. Es handelt sich um einen ganz modernen, ganz konstitutionellen und ganz neurasthenischen König, den die Langeweile beinahe umbringt. Besseres ist Anatole France nie gelungen, als diese Schilderung einer modernen Fürstenexistenz. Man wird an den letzten Roman von Thomas Mann erinnert, der auch bei aller ironischen Sachlichkeit jegliche Karikatur verschmäht und vielleicht gerade deshalb so vollendet typisch wirkt. Wie der gelangweilte, nervöse König erst seine Hofärzte und schließlich einen weltberühmten Arzt konsultiert, das ist dem „humour" des Verfassers köstlichste Gelegenheit, mit den Resultaten der neuesten medizinischen Forschung und ihren Vertretern sehr frei umzuspringen und zugleich eine Reihe von Arzteporträts aufzuführen, die die Galerie Molières modern vervollständigt. Auch die Forschungsreisen der beiden Hofherrn Quatrefenilles und Saint-Sylvain, die beauftragt sind, das Hemd des Glücklichen ausfindig zu machen, entrollen ein wahres Kaleidoskop von amüsanten Silhouetten verschiedenster Menschentypen. Wenn die beiden Kavaliere auch nicht über Dächer steigen und durch Dächer sehen können, wie der Student in dem Buch eines direkten literarischen Vorfahren des Anatole France aus dem 18. Jahrhundert, so erleben sie doch Einblicke genug.

Und der Leſer, der ſie mit ihnen erlebt, empfindet es bei dieſer Gelegenheit wohltuend, daß, im Unterſchied zur Ile des Pingouins, hier keinerlei ſpezielle Zeitgenoſſen karikiert und an den Pranger geſtellt werden. Dieſe Hofleute, Staatsmänner, Künſtler, Gelehrte, Bürger und Bauern hat kein Hauch parteipolitiſcher Gereiztheit berührt, ſie ſind unter der ewigen Sonne beſchaulichen Humors gediehen und wenn bei der Beſprechung ihrer verſchiedenen Leiden, wie ſie der Gang der Erzählung mit ſich bringt, die peſſimiſtiſche Skepſis des Verfaſſers in allerhand feinen und tiefſinnigen Reflexionen durchſchlägt und gleichſam den dunklen Hintergrund zu der luſtigen Farce des Vordergrundes bildet, ſo genießt man hier das echte Anatole Franceſche Helldunkel, ſeinen lächelnden Tiefſinn in der flüchtigen und doch ſo genial trefſſicheren Behandlung ewiger Lebensfragen.

Quatrefeniſles und Saint-Sylvain finden keinen Glücklichen, deſſen Hemd den König heilen könnte, und als ſie auf der letzten Seite des Buches endlich einen finden, einen unbewußt fröhlichen Naturmenſchen, beſitzt er kein Hemd. Damit bricht das Märchen ab. Aber wer es genoſſen hat, der blättert es wohl ſchmunzelnd noch öfter durch und ergötzt ſich vor allem an Quatrefeniſles und Saint-Sylvain, die ſo feine Hofherrn und dabei ſo echte Pariſer ſind, daß ſie ihre heikle Miſſion beſtändig mit allerhand köſtlichen vertraulichen Geſprächen untereinander erheitern müſſen — und wer den Humor dieſer Geſpräche genießt, dem braucht man weiter nichts mehr zu ſagen über franzöſiſchen Humor.

Die Umbildungen des Frauentypus in der Literatur des 19. Jahrhunderts.

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten.

II. Das junge Deutſchland und der bürgerliche Roman.[1])

Mit dem Jahre 1830 iſt ein gewiſſer Einſchnitt in unſerer Literatur bemerkbar. Die Julirevolution in Frankreich, die in Deutſchland ohne bedeutende politiſche Folgen blieb, zeigte eine fühlbare Einwirkung auf den Geiſt der literariſchen Produktion. Es vollzog ſich ein vollſtändiger Umſchwung künſtleriſcher Anſchauung und Geſtaltung. Und in dieſer Revolution der Geiſter, die ſich zunächſt ohne jeden Einfluß auf ſtaatliches Leben durchſetzte, ſind doch dieſelben Prinzipien und Regungen wirkſam, die in Frankreich die Herrſchaft des Bürgerkönigs und die „goldenen Tage der Bourgeoiſie“ hervorriefen.

In der literariſchen Bewegung dieſer Epoche ſetzt ſich der Sieg des Bürgertums durch. Die Dichtung verliert das ariſtokratiſche Gepräge, durch welches das

[1]) Siehe die Oktobernummer 1909 dieſer Zeitſchrift.

erste Drittel des literarischen 19. Jahrhunderts gekennzeichnet war. An Stelle der Romantik tritt das junge Deutschland, das sich in seinen typischen Wesensmerkmalen über das zweite Drittel des Jahrhunderts erstreckt und Verzweigungen seiner wurzelhaften Eigentümlichkeit auch in den Werken derjenigen Schriftsteller zeigt, die weit über den enggezogenen Kreis einer Schule hinausragen. Denn wie in dem ersten Drittel des Jahrhunderts romantische Strömungen alle Äußerungen des geistigen Lebens durchziehen, so fügen sich in den folgenden Jahrzehnten sämtliche Fragen des öffentlichen Lebens — in Staat, Gesellschaft, Bildung und Kultur — der Gesamtauffassung dieser Epoche ein. Auch die dargestellten Frauencharaktere legen Zeugnis ab von den Richtlinien und Strebungen einer neu auftauchenden Kultur.

Das Ende der Romantik war charakterisiert durch die stark hervortretende Persönlichkeit der Bettina von Arnim, die bereits mit einzelnen Zügen in eine neue Zeit hinüberwies. Bis zu einem gewissen Grade ist mit ihr zu vergleichen Rahel Varnhagen, die infolge ihrer Vielseitigkeit und des Reichtums ihrer geistigen Beziehungen verschiedenen Epochen zugerechnet wird. Trotz der Ähnlichkeit ihrer Lebensauffassung mit derjenigen Bettinas finden wir bei Rahel Wesensmerkmale, in denen bereits das Programm der neuen Frau sich offenbart. Es sind der bis dahin als rein männlich angesehene Erkenntnisdrang, der Wunsch nach Eindringlichkeit und Sicherheit des Wissens. Alles Schwelgen in den Übergangsempfindungen vom Gefühl zum Verstand ist abgestreift, ein eifriger Spürsinn dringt auf Bewußtheit. Rahel selbst bezeichnet die Philosophie, der sie zustrebt, als „das Wissen ums eigene Wissen." Ihrem erweiterten Wissensdrang, dieser intellektuellen Leidenschaft, sucht sie Befriedigung zu schaffen durch ihren Umgang. Die Zusammensetzung ihres Salons, der Kulturmittelpunkt, der hier geschaffen wird, ist zugleich ein Ausdruck des geistigen Gesamtlebens jener Zeit; er verdeutlicht, nach welchen Richtungen hin Rahel eine Vertiefung ihres Wesens erstrebte. Nicht nur Literaten, auch Staatsmänner, Naturwissenschaftler, ernste Forscher und Gelehrte sammelt sie um sich. Die in Rahels Salon vertretene Lebensstimmung legt wiederum Zeugnis ab von der Umprägung des inneren Verhaltens zu der umgebenden Welt, zur Gesellschaft. Es äußert sich der Wunsch und die Fähigkeit, über sich und die enggezogene persönliche Lebenssphäre hinauszudenken, das Allgemeine zu erfassen. In der Gesellschaft setzen sich diese verbindenden, annähernden, antiaristokratischen Neigungen durch, und Rahel selbst wird nur ein Typus des Menschen, „dem aus der Analyse des Ichs die Fähigkeit erwächst, die Dinge zu erkennen."

Was sich bei Rahel bewußt, klar, mit der Überlegung des genialen Herzens und Geistes entwickelte, wirkte zunächst auf die weniger starken Naturen beängstigend und verwirrend. Der auf dem Gefühl basierenden und lediglich nach den Gesetzen der Schönheit formulierten romantischen Lebensführung war in einer „Selbstbesinnung der Vernunft" ein rationalistisches Prinzip beigesellt, und einem Ideal persönlichster Selbstbehauptung die Forderung einer Hingabe an die Gesellschaft, die Hochwertung der Umwelt gegenübergestellt. Daraus ergab sich für die Frau eine doppelte Schwierigkeit, zu der sie Stellung nehmen mußte. Es erhob sich der Konflikt zwischen Gefühl und Verstand, und der andere zwischen der individuellen und der sozialen Verpflichtung. Buchtitel wie: „Herz und Welt" geben nur ein Programm des die Zeit beherrschenden Problems.

Ein Beispiel für die suchende Unsicherheit der Frau in jener Epoche ist der Selbstmord der Charlotte Stieglitz, der von dem jungen Deutschland als Großtat in der Literatur verherrlicht wurde und doch, wie wir ihn heute sehen, nichts ist als ein Beweis für die schwankende Haltung gegenüber der bewegenden Zeitidee. Charlotte Stieglitz hatte sich erdolcht, weil sie hoffte, den Gatten durch den Schmerz, den sie ihm damit antat, zum großen Dichter zu machen. Der Wunsch, ihm durch ihr Todesopfer den Künstlerruhm zu erkaufen, ist scheinbar nur eine Wiederholung des romantischen Verlangens nach Selbststeigerung in der Hingabe. Aber diesen anscheinend verwegenen Heroismus leiteten andere, neue Motive: eine quälende Furcht vor dem Herabsinken in Alltäglichkeit, eine Angst, den Irrtum dieser Ehe, die Kleinheit und Flachheit des Mannes einsehen zu müssen, und die Unfähigkeit, sich über diese Enttäuschung hinweg neue Lebensinhalte zu schaffen. Konflikte des Herzens und eine peinvolle Zweifelsucht des Verstandes hatten sie gleichmäßig in den Tod getrieben. Die letzte Lektüre der Charlotte Stieglitz war das Buch der Rahel gewesen. Der innere Zusammenhang zwischen Rahels Gedankenwelt und Charlottens Entschluß wurde denn auch deutlich von den Schriftstellern der Epoche und namentlich von Gutzkow hervorgehoben, der in seiner Skizze „Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim und Charlotte Stieglitz" diese drei Frauen in richtiger Beobachtung charakterisiert. Er hat in diesem Essay die drängende Zeitfrage scharf beleuchtet: „Wie wird ein Mädchen Rahels Grübelsucht aushalten, dessen Geist nicht solchen Anstrengungen gewachsen ist?"

* * *

Die Spannung zwischen dem stark ausgeprägten intellektuellen Drang und der Reminiszenz an romantische Gefühle zeigte sich zunächst als Unsicherheit des Instinkts, als Verlust der natürlichen Feinfühligkeit und als Erkenntnis dieses Verlustes. Die Einheit, die sich aus dem Zusammenströmen aller Quellen zum Lebenszentrum ergab, ist aufgelöst. An Stelle der unbekümmerten, vom empirischen Erlebnis fast unabhängigen Selbstsicherheit romantischer Frauen tritt jetzt die Disharmonie der Seele, die Zergliederungssucht, die „Zerrissenheit." Diesem für eine Übergangsepoche so charakteristischen Typus hat Gutzkow zum literarischen Ausdruck verholfen in seiner — schon durch den Titel höchst bezeichnenden — Novelle „Wally, die Zweiflerin" (aus dem Jahre 1835). Nach Gutzkows eigenem Ausspruch hat der Tod der Charlotte Stieglitz die Veranlassung zu der Erzählung gegeben: ihre Wesenszüge und die Wesenszüge der Zeit sollten festgehalten werden. Die allgemeine Diskussion, das erregte Für und Wider, das sich gerade an dieses Werk knüpfte, ist kennzeichnend für den revolutionären Geist des Buches. Uns erscheint es heute als erkünsteltes und geschmackloses Machwerk. Psychologisch unwahr und verzeichnet wirkt die Titelheldin selbst, die „auf weißem Zelter im Walde dahersprengt" und „Aphroditens Schönheit übertrifft", in gezierter Weise mit Cäsar (einem Helden nach dem Herzen der Jungdeutschen) diskutiert, ohne Grund, ohne inneren Kampf, ohne Scham einen alten Lebemann heiratet, ihn nach einigen lärmenden Szenen um Cäsars willen verläßt und sich schließlich erdolcht: aus Eifersucht und wegen ungelöster religiöser Zweifel. Die Verschärfung dieses letzten Motivs in einer späteren Ausgabe der Novelle beweist, daß der Schriftsteller besonders die geistigen Kämpfe der Epoche, wenn auch wie aus einem

Hohlspiegel zurückgeworfen, wiedergegeben hat. In dem Nachweis des Leidens, das aus der Verkettung gefühls- und verstandesmäßiger Erschütterungen und Leidenschaften erwächst, in der Fassung des intellektuellen Zweifels als Erlebnis, fand eine allgemeine seelische Depression ihren Ausdruck.

Daneben sollte das freie Recht auf Liebe, die Ungebundenheit der Hingabe propagiert, die „Emanzipation des Fleisches" verkündet werden. In einer plumpen und unästhetischen Szene der Novelle sucht Gutzkow auch diese Forderung zu vertreten. Eine ganze Reihe von Romanen und Novellen schließt sich in dieser Hinsicht an Gutzkows Wally an. Als Beispiel mag nur die „Faustine" der Gräfin Hahn-Hahn angeführt werden. Hier finden wir das ganze literarische Rüstzeug zur Verherrlichung eines verstiegenen Freiheitsdrangs, der privilegierten Untreue und einer nicht mehr zu übertreffenden Verantwortungslosigkeit. Die Charakteristik Faustines ist derjenigen Wallys sehr ähnlich. Auch sie „trägt die Kronen der Schönheit, des Genies, der Anmut." Gleich Gutzkows Heldin „bezaubert sie und macht sie elend. Was sie tut, bereitet Seligkeit und Schmerz. Sie verzehrt in ihren Flammen erst andere und dann sich selbst. Die Essenz ihres Wesens ist schöngeistiger Egoismus." Und auch ihr Ende ist einer tragischen Selbstvernichtung gleich. Die Verfasserin berichtet von Faustine: „Sie geht unter in banger Einsamkeit, losgerissen, abgeschieden, und verschwindet mit ihrem Glanz und ihrer Glut hinter den finsteren, kalten Klostermauern." Was diesem Roman über das Beispiel einer extrem-individuellen Richtung hinaus Interesse schafft, ist die Einreihung der Heldin in die Zahl derjenigen, die von den neuen Forderungen an die Frau beunruhigt werden. „Ach, rief Faustine, unsere Brust ist gar nicht mehr imstande, die Millionen von Widerhallen aufzufangen, die wie Bienenschwärme gegen sie losgelassen werden." Diese charakteristischen Proben, die in ihrem Schwulst und ihrer Geschmacklosigkeit von einer gänzlichen literarischen Wertlosigkeit Zeugnis ablegen, beweisen, daß die neuen Ideen noch unverarbeitet die Verfasser so belasteten, daß eine künstlerische Klärung ausblieb. — Wenn Gutzkows Wally und alle in ihrer Gefolgschaft auftretenden Romanheldinnen als Nachfolgerinnen von Schlegels Lucinde bezeichnet worden sind, so sind diese Werke richtig als nur zum Teil neue Fragen erörternde, romantische Epigonendichtung, als Präludien zu der eignen Neuschaffung der Epoche gewertet.

Seine neue Richtung empfing der Roman durch Einstellung des Blicks auf die gesellschaftlichen Tendenzen. Es entstand — programmatisch angekündigt — der „Roman des Nebeneinander". Die psychologische Einzelentwicklung wird jetzt hintangesetzt, die Nachweise für den Einfluß des Milieus geführt, die gegenseitigen Beziehungen und Wechselwirkungen aufgezeigt, der „Mensch als Glied der großen Maschinerie des Weltalls" angesehen. Die Einflüsse einer mechanischen Weltbetrachtung, einer materialistischen Lebenswertung machen sich geltend. Der Gesetzmäßigkeit auch im Einzeldasein wird nachgespürt, der feinen absonderlichen Eigenart keine Schätzung gegeben. Es ist nicht ganz klar, ob sich die Züge geistigen Eigenwertes, sublimer Differenziertheit nur dieser robusten Romantechnik entzogen, oder ob tatsächlich eine Vergröberung des Fühlens und derbere Anpassung an das Leben die Folge der Doktrin waren. In den Romanen Gutzkows, die wohl ein Spiegelbild der Zeit zu liefern vermögen, ist ein unbedingtes Sinken des geistigen und kulturellen Niveaus gerade bei der Frau bemerkbar. An Stelle

des romantiſchen geſelligen Eſprit tritt kaltherzige Koketterie und geiſtloſe Erprobung der weiblichen Macht. Melanie Schlurck z. B., eine der weiblichen Hauptfiguren aus Gutzkows „Rittern vom Geiſt", iſt die verbildete Trägerin jener Halbkultur. In dem Kapitel „Melanie-Scherze" offenbart ſich dieſer Mangel an Takt und Feingefühl aufs ſchärfſte. Dasſelbe iſt ein Beiſpiel dafür, was ſich das gebildete Leſepublikum damals widerſpruchslos vorſetzen ließ.

Es iſt jedoch nicht angängig, in der Abwendung von romantiſcher Verfeinerung nur Verfall und Abſtieg von gewiſſen Kulturhöhen zu erblicken. Zu gleicher Zeit bahnt ſich etwas Neues an, und andere Werte ſetzen ſich durch; aus einer entſeelten leeren Gemütsverfaſſung ringt ſich der Wunſch nach neuen Inhalten durch. Die Kräfte ſind zu friſchen Regungen frei geworden. Das Abdämmen des Gefühlsüberſchwanges ergibt zunächſt ein kühles, verſtandesmäßiges Verhalten den Dingen und Schickſalen gegenüber. Aber aus dem neugewonnenen Bewußtſein der eigenen Kraft erwächſt auch eine neue Erkenntnis von den Verpflichtungen des aktiven Ichs. Eine lebendige Tatkraft, ein Wunſch nach Erprobung der eigenen Fähigkeiten iſt die Folge. Herwegh, der in jenen Tagen das Wort ſprach: „Mit unſerem Dichten iſt es nichts, es iſt jetzt eine Zeit zum Trachten", empfing die Anregung zu dieſer Lebensauffaſſung mit aus dem Verhalten ſeiner Braut. Für die neue Einſtellung des geiſtigen Blicks gibt es denn auch kaum ein ſo charakteriſtiſches Beiſpiel wie den Briefwechſel zwiſchen Herwegh und ſeiner Braut, der jetzt, da er veröffentlicht vor uns liegt, ein Porträt des weiblichen Typus jener Epoche und ein Dokument der dadurch entſtehenden neuen Beziehungen zwiſchen Mann und Frau liefert. Es iſt eine lebhafte Zuneigung, die dieſes Mädchen für den Mann empfindet, der ihr als Verkörperung des vorgefaßten Idealbildes erſcheint. Aber die Spannung und erregte Stimmung geht vom Verſtande aus; immer wieder rekapituliert die Schreiberin in ihren Briefen die hervorragende führende Stellung des Verlobten, die ihm entgegengebrachten Huldigungen und die an ſeinen Namen geknüpften allgemeinen Hoffnungen, um an dieſen Erinnerungen ihre bräutlichen Gefühle zu ſteigern.

Die Umgeſtaltung, die das weibliche Empfinden in dieſer Zeit erlebte, die Vorherrſchaft des Intellekts gegenüber dem früher ausgeprägten reinen Gefühlselement iſt in der Wandlung eines weiblichen Charakters Gutzkowſcher Dichtungen verdeutlicht. In der Novelle „Die Sadducäer von Amſterdam" wird die Heldin — Judith — rein von ihrem intuitiven Empfinden zu Uriel Acoſta geleitet, und erſt auf dem Umweg der Liebe gelangt ſie zu einem geiſtigen Intereſſe an ſeinen Ideen, vor deren letzten gedanklichen Konſequenzen ſie aber ängſtlich zurückweicht, weil ihre innerſte Natur nicht auf gefährliche Probleme im Reich des Geiſtes geſtellt war. Dieſelbe weibliche Figur wird im Drama als Schülerin Acoſtas eingeführt. Die geiſtige Mitarbeit erweckt erſt ihre Liebe, ſtellt ſie innerlich auf Acoſtas Seite und hebt ſie dadurch aus ihrer Zeit heraus, macht ſie zu einer typiſchen Erſcheinung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die Schwierigkeiten und Konflikte, die der Frau aus dem intellektuellen Erlebnis erwuchſen, werden nun nach den verſchiedenſten Richtungen hin ausgeſtaltet: bald wird eine Unverſöhnlichkeit der beiden Sphären des geiſtigen Seins empfunden, bald ein Zwieſpalt dadurch hervorgerufen, daß durch eine Neigung die Einſicht und der Verſtand nicht gleichmäßig befriedigt wird, daß durch das aufkeimende

Gefühl die innere Überzeugung in Bedrängnis gerät. Diesen Konflikt finden wir z. B. in dem Roman „Jenny" von Fanny Lewald. Ein Mädchen gerät hier in den Kampf, ihrer eigenen innersten religiösen Ansicht untreu zu werden, oder den geliebten Mann zu verlieren. Und bezeichnend für die starkgeistige Auffassung der Frau jener Zeit ist es, daß sie einem dogmenlosen Aufklärungsideal huldigt und des Mannes christlich-religiöses Gemütsleben schonen muß. Durch den Gegensatz von fordernder Leidenschaft und entsagender Gewissensfreiheit findet der Kampf zwischen „Sinnlichkeit und Vernunft" eine spezifische Formulierung auf das Erleben der Frau. Aber diesem Widerstreit, der auf die ethische Basis gestellt ist, entspricht auch die Lösung im Sinne eines vertieften Pflichtbegriffs, der über die individuellen Neigungen siegt.

In etwas anderer Beleuchtung wird dieses Problem von Spielhagen gerückt. Er, der sich im Zeitroman zum Verteidiger der liberalen Forderung machte, wies auch der Frau eine besondere Stellung an und stattete mit den Eigenschaften geistiger Ebenbürtigkeit diejenigen aus, die seinem Herzen nahe standen und die er mit seiner Dichterphantasie liebte. Denn zwischen diesen und den von ihm verabscheuten Charakteren ist streng zu unterscheiden. Die letzteren vertreten alle Eigenschaften, die er in seinem männlichen Selbstgefühl noch immer als besonders weibliche Züge ansieht: sie sind klatsch- und ränkesüchtig, kleinlich, kaltherzig und verschwenderisch; die ihm gleichgültigen sind sorgsam und bieder und hausmütterlich; die Frauen aber, die er wertschätzt, sind „hochherzig" und „interessant." Es ist wohl kein Zufall, daß sich diese beiden Ausdrücke besonders häufig bei ihm finden: sie gelten offenbar dem Schriftsteller als Superlative des sympathischen Charakters, als Wertmaßstäbe überhaupt. Entsagender Edelsinn und selbstloser Verzicht finden sich in Spielhagenschen Romanen vorwiegend bei den Männern, die Frauen folgen mit einer gewissen Unerbittlichkeit den Konsequenzen ihres Wesens, um die Probleme auszufechten. Hier ergibt sich nun ein neuer innerer Kampf dadurch, daß sich die beiden Forderungen intellektueller und gemütlicher Befriedigung nicht immer auf eine Persönlichkeit konzentrieren lassen, daß das innere Gefühl in Zwiespalt gerät und Selbsttäuschungen die Folge sind.

In der Novelle „Quisisana" wird in einer langen Debatte, die diese Frage behandelt, das Schwanken, der sich aus der Doppelwahl ergebende Zwiespalt als Zeichen geistiger Stärke erklärt. Von Erna, der Heldin, heißt es: „Sie ist eine jener tiefernsten Naturen, die sehr geneigt sind, die Schwärmerei des Kopfes mit dem Enthusiasmus des Herzens zu verwechseln." Noch wird literarisch der Ausweg nicht gefunden, die Kameradschaft der Geschlechter zu fordern. Stets werden diese Konflikte auf die Basis erotischer Beziehungen gesetzt. Durch das Zusammenprallen dieser vielfachen Erörterungen wird das Eheproblem selbst in ein neues Stadium gerückt. Es interessiert nun nicht mehr die etwaige Dauer des Verhältnisses, sondern die tiefer liegende Frage, wieweit sich die Bindung beim eigengerichteten Menschen überhaupt durchführen läßt. Dadurch gestaltet sich die Betrachtung zur Untersuchung einer bürgerlich-gesellschaftlichen Frage. Denn in dem Grade, wie in der Familie eine soziale Gemeinschaft erblickt wird, muß sie in gewissen Gegensatz treten zu den Wünschen der überragenden Persönlichkeit, die gewohnt ist, den Gesetzen des eigenen Wesens zu folgen, die sich schwer einem andern Willen anpassen kann, und deren Sonderart auch — was vielleicht ebenso schwerwiegend ist — von der

anderen Seite als Störung empfunden wird. Die Stimmung der genialen Frau gegenüber der Ehe wird deshalb mitbestimmt durch das Verhalten des Mannes, und die Tragik, die für die Frau aus des Mannes Indolenz oder Herrengefühl erwächst, wird Gegenstand der Darstellung.

Luise Otto, die auf belletristischem Gebiet wiederholt die moderne Frauenfrage gestreift und das Recht der Frau auf Selbständigkeit betont hat, stellt in der Novelle „Ein weiblicher Ahasver" in der Heldin eine Persönlichkeit dar, die als Künstlerin und geistig hochstehende Frau zur Einsamkeit verurteilt ist. Der zwischen zwei Frauen stehende Mann entscheidet sich für die einfältige, unkomplizierte Natur, er scheut aus einer gewissen geistigen Trägheit vor der dauernden Gemeinschaft mit der anderen zurück, deren mangelnde Anpassungsfähigkeit und geistige Ansprüche er fürchtet. Diesem individualpsychischen Problem ist das andere zugefügt: auch nach der Einsicht seines Irrtums wählen die Beteiligten nicht diesen Ausweg, sondern — von der Heldin geleitet — ziehen sie Selbstbescheidung und freiwilligen Verzicht vor. Bei aller künstlerischen Unvollkommenheit dieser Novelle ist deutlich die Idee herausgearbeitet, die sich aus der sozialen Blickrichtung ergeben mußte: daß sich der Wert der Persönlichkeit nicht in der äußeren Betätigung des Freiheitsdranges, sondern bisweilen auch in der Achtung vor Grenzen und Anerkennung von Gesetzen zu verdeutlichen vermag.

In den bisher betrachteten Werken kommt der künstlerische Geist der Epoche nicht eigentlich zum Ausdruck. Aber diejenigen, die in dieser Zeit den Namen „Dichter" zu Recht trugen — wie Storm, Raabe —, gingen ihre Wege abseits von dem Geräusch der Forderungen. Gerade weil sie dichteten, sind ihre Frauen zwar oft von menschlicher und zarter Eigenart, aber keine Typen und keine Vertreterinnen der bewegenden Zeittendenzen. Und der Dichter Gottfried Keller greift mit seinen Einflüssen so sehr in die Gegenwartsliteratur ein, daß er auch nur im Zusammenhang mit derselben richtig gesehen und gewertet werden kann. Die Neuschätzung des rein Psychologischen, die von der Betrachtung seiner Werke ausgeht, scheint zugleich eine Herabsetzung bei Beurteilung des Zeitromans einzuschließen.

Und doch fand auch die Aufgabe, die dem Milieuroman gestellt war: Aufdeckung seelischer Eigenart im begrenzenden Kreis der Umwelt, eine künstlerisch wertvolle Lösung durch Gustav Freytag. Zusammengefaßt sind die bestimmenden Züge der Frauen seiner Romane in Ilse, der Frau des Professors Werner in der „Verlorenen Handschrift", dieser Frau „mit blonden Haaren und einem treuherzigen, bürgerlichen Licht in den Augen." Sie ist sich stets bewußt, Glied einer Gesamtheit zu sein, aber sie vergißt darüber nicht ihre individuellen Schmerzen und Leidenschaften. „Man soll sich immer betrachten als das Kind des ganzen Menschengeschlechts und das Haupt freihalten für den hohen Gedanken, daß die Millionen Gestorbener und Lebender mit uns verbunden sind zu einer unauflöslichen Einheit. Wer aber nimmt mir ab von denen, die waren und um mich sind, was mir durch die Seele stürmt und was stets aufs neue quälend in mir aufsteigt?"

In ihr wiederholt sich der alte, in dieser Zeit aber der Frau neu zum Bewußtsein gekommene Widerstreit zwischen ihrem Wesen und dem des Mannes. „Ich fühle mit tiefem Herzen ein altes Weh, das mich an trüben Tagen überfallen hat, seit ich dich kenne. Du denkst anders als ich, und du fühlst anders in manchen Dingen." Und der Gegensatz zwischen beiden wird auf den Kontrast der

individuell gerichteten weiblichen Seele, der von einem allgemeinen Gedanken beherrschten männlichen Natur hinausgeführt. Aber auch für den Kampf im eigenen Innern gibt der Dichter eine versöhnende Lösung. Als Künstler geht er aus — muß er ausgehen — vom persönlichen Erleben. Als Dichter des Bürgertums darf er die Persönlichkeit nicht isolieren und nicht außerhalb einer allgemeinen Kulturbewegung stellen. So findet er die letzte Deutung für Ilses Charakter und Geschick in der Synthese, daß sie lernte „aus der Tiefe des eigenen Lebens Urteil zu holen zu entscheidendem Entschluß," aber daß ihr daraus gleichzeitig die Fähigkeit erwuchs, „auch die Geheimschrift anderer Seelen zu lesen".

Wir erkennen hier, — wenn auch in gedämpften und abgemilderten Farben — die Widerspiegelung des sich entwickelnden Frauentypus. Was die literarische Bewegung, die vom jungen Deutschland ausgeht und in der bürgerlichen Dichtung der folgenden Jahrzehnte endet, zu einer Kulturbewegung macht, ist die Erweckung des Sinns für allgemeine Dinge, für überindividuelle objektive Werte. In der zum Teil tendenziösen Darstellung der Frau ist ein der Allgemeinentwicklung paralleler Umschwung von einem isoliert-egoistischen zu einem Gemeinsamkeitsideal bemerkbar. In dem Maße, wie sie sich geistig verselbständigt, wird sie straffer in ihrer Haltung und energischer in ihrer Zielsetzung. Bei der Beobachtung des sich wandelnden Frauentypus wird — den Anfang mit dem Ende dieser Entwicklungslinie verglichen — ein mit dem geistigen parallel gehendes sittliches Freiwerden deutlich.

Erwerbstätigkeit.

Hauswirtschaftliche Frauenberufe.

Als vor etwa zwei Jahrzehnten die ersten modernen Haushaltungsschulen entstanden, als man anfing, Haushaltungsunterricht in Volksschulen und Fortbildungsschulen einzuführen, da herrschte zunächst dem Erfolge dieses Unternehmens gegenüber eine starke Skepsis. Eine Skepsis gerade auch bei den tüchtigsten Hausfrauen. Schien ihnen doch ihr Können so durchaus auf Praxis und Tradition zu beruhen, daß es ihnen einerseits als eine Überschätzung hauswirtschaftlicher Arbeit, andrerseits aber auch als eine Unterschätzung vorkam, wenn man sie schulmäßig im Klassenunterricht in Verbindung mit Theorie und Wissenschaft lehren wollte. Seitdem hat sich der Gedanke einer fachmäßigen, man könnte sagen: fachgewerblichen hauswirtschaftlichen Ausbildung bis zu seinem vollständigen Sieg durchgesetzt. Man sieht ein, daß gerade der moderne Haushalt mit den mannigfachen Hilfsmitteln und Erleichterungen, die ihm die Technik gewährt, aber auch auf Grund der erhöhten Ansprüche, die in bezug auf Hygiene Körperpflege und Ernährung gestellt werden, ein eigentliches fachliches Können, in dem Praxis und Theorie sich verbinden, voraussetzt. Was der modernen Hausfrau an Anforderungen hinsichtlich ihrer körperlichen mechanischen Leistungen und Fertigkeiten abgenommen ist, das ist auf der anderen Seite hinzugefügt, insofern von ihr in erhöhtem Maße verlangt wird, daß sie „bedenkt, was sie vollbringt". Im Zusammenhang damit steht es, daß die hauswirtschaftlichen Schulen sich in aufsteigender Entwicklung befinden, daß die Methodik sich in wachsendem Maße ausbildet, daß Regierungen dieses Unterrichtsgebiet einheitlich zu regeln beginnen, und bestimmte Maßstäbe des Könnens für die einzelnen hier liegenden Berufe aufstellen. Gerade in jüngster Zeit sind eine Reihe von Regierungserlassen in diesem Sinne zu verzeichnen gewesen, durch welche die Aussichten auf dem Felde der hauswirtschaftlichen Frauenberufe in entscheidender Weise berührt werden. Vergleicht man in bezug auf die hauswirtschaft-

lichen Frauenberufe die soeben erschienene 2. Auflage der „Deutschen Frau im Beruf“ (von Josefine Levy-Rathenau, W. Moesers Verlag, Berlin) mit der vor einigen Jahren erst herausgegebenen ersten Auflage, so wird einem die Entwicklung deutlich. Sie zeigt sich nicht nur in der Vermehrung der Zahl von hauswirtschaftlichen Schulen und hauswirtschaftlichen Seminaren, sondern auch in der Erhöhung der Anforderungen.

Welches sind nun hauswirtschaftliche Frauenberufe? — An dieser Stelle seien nur die drei hervorgehoben: der der Hausfrau selbst, der Hausbeamtin und der hauswirtschaftlichen Lehrerin. Daß die hausfrauliche Tätigkeit einer Berufstätigkeit in dem Sinne gleich zu rechnen ist, daß zu ihr fachliches Können gehört, beginnt sich jetzt in den gebildeten Kreisen durchzusetzen. Damit Hand in Hand geht die Erkenntnis, daß auch hauswirtschaftlicher Arbeit ein Bildungswert innewohnt, daß sie nicht, wie man das zeitweise anzunehmen pflegte, rein mechanische, an sich wertlose und deshalb möglichst auch von Dienstboten zu besorgende Tätigkeit sei, sondern daß sie gerade in ihrer Vereinigung des Schaffens mit dem Wissen, des Praktischen mit dem Theoretischen und Künstlerischen eine Quelle persönlicher Bildung und Kultur sein könne. Freilich ist es notwendig, daß durch die Art der hauswirtschaftlichen Bildung dieses Wesen hauswirtschaftlicher Tätigkeit dem jungen Mädchen deutlich gemacht wird. Dies Ziel setzen sich die Haushaltungsschulen, die im Gegensatz zu den rein auf gesellschaftliche Erziehung abzielenden Pensionaten um das Zentrum einer Ausbildung der Frau für den häuslichen Beruf alle anderen Bildungsstoffe gruppieren, und so eine lebenskräftige, zu praktischen Aufgaben hinleitende und sie durchleuchtende Fortbildung gewähren. Zu diesen Anstalten, die bei allen gesund empfindenden Eltern den Pensionaten rasch den Rang ablaufen sollten, gehören vor allem die Haushaltungsschulen des Vaterländischen Frauenvereins, der Frauenbildungsvereine, des Pestalozzi-Fröbelhauses (auch dessen Landheim im Harz). Viele von diesen Anstalten bilden auch Haushaltungslehrerinnen aus.

Die moderne Haushaltungsschule hat aber auch ihre Bedeutung als Berufsschule für alle im Dienst der Hauswirtschaft verwendeten Arbeitskräfte. Es entspricht dieser Ansicht, wenn in steigendem Maße städtische Verwaltungen hauswirtschaftliche Schulen gründen, auf denen für wenig Geld eine gute Ausbildung für hauswirtschaftliche Berufe gewonnen werden kann, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Anstalten in steigendem Maße als Berufsschulen angesehen und besucht würden. Ist doch gerade im Beruf der Hausbeamtin die Sachlage so, daß ein Überangebot vollständig ungeschulter und untüchtiger Kräfte vorhanden ist, während es für solche Posten, die wirkliches hauswirtschaftliches Können erfordern und dementsprechend bezahlt werden, vielfach nicht möglich ist, Bewerberinnen aufzutreiben. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Hebung des pekuniär und sozial so tiefstehenden Berufes der Hausbeamtin in erster Linie durch fachmäßige gründliche Ausbildung versucht werden muß. Anstalten, die für solche Zwecke, meist in lokal beschränktem Umkreise, ausbilden wollen und meist mit einer Stellenvermittlung verbunden sind, finden sich, von städtischen Verwaltungen, Vereinen, auch wohl Diakonissinnen- und Ordenshäusern eingerichtet, in den meisten größeren Städten. Wichtig ist auch, in diesem Zusammenhange darauf hinzuweisen, daß eine Organisation der Hausbeamtinnen besteht, die sich der Stellenvermittlung sowie der Vertretung der gesamten Standesinteressen der Hausbeamtinnen annimmt, und ihrerseits die Hebung der Vorbildung seit langem auf das lebhafteste angestrebt hat. Es ist der Allgemeine Deutsche Hausbeamtinnenverein, dessen Zentrale sich in Leipzig, Königstraße 26 befindet, und der in einer Zahl anderer Städte Agenturen unterhält.

Durch die Steigerung der Anforderungen an die hauswirtschaftliche Ausbildung ist nun der Stand der hauswirtschaftlichen Lehrerin entstanden und gleichfalls in aufsteigender Entwicklung begriffen. Schon gliedern sich innerhalb dieses Berufes verschiedene Staffeln grundlegender und erweiterter Ausbildung, ganz besonders durch die Bestimmungen, die in Preußen über die Ausbildung hauswirtschaftlicher Lehrerinnen getroffen sind. Während vor einigen Jahren eine Prüfungsordnung mit relativ einfachen Anforderungen erlassen wurde, ist jetzt durch die vom Handelsministerium ausgehende Bestimmung über die Ausbildung der Gewerbeschullehrerin eine bedeutende Erhöhung eingetreten. Gewerbeschullehrerinnen können für folgende Fächer ausgebildet werden: a) Kochen und Hauswirtschaft, b) einfache und feine Handarbeiten, c) Wäscheanfertigung, d) Schneidern, e) Putz, f) Kunsthandarbeit.

Das Recht der Ausbildung in den sämtlichen Fächern haben die drei Königlichen Handels- und Gewerbeschulen in Posen, Potsdam, Rheydt, der Lette-Verein Berlin, der Frauenbildungs-

verein Cassel, die ostpreußische Mädchengewerbeschule Königsberg, außerdem für Kochen und Hauswirtschaft das Pestalozzi-Fröbel-Haus II in Berlin. Zur Aufnahme in diese Seminare ist, im Falle man sich dort für Kochen und Hauswirtschaft weiterbilden will, der Nachweis der bereits abgelegten Prüfung für hauswirtschaftliche Lehrerinnen zu liefern. Die Ausbildungszeit beträgt dann noch für Hauswirtschaftskunde ein Jahr, für sämtliche zur Ausbildung der Gewerbeschullehrerin gehörigen Fächer fünf Jahre. Eine solche Ausbildung ist sehr zu empfehlen, weil die so Vorgebildeten nur selten und daher sehr gesucht sind. Näheres über diese Ausbildung sowie über die Vorschriften in Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden bringt der erwähnte Ratgeber, der zugleich eine vollständige Liste der in Betracht kommenden Ausbildungsanstalten enthält. Erwähnt sei noch, daß eine Standesorganisation der hauswirtschaftlichen Lehrerinnen im Rahmen der Sektion für technische Fächer des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins besteht (Vorsitzende Fräulein Altmann, Soest). Außerdem besteht ein Verband für hauswirtschaftliche Frauenbildung, dessen Vorsitzende Frau Hedwig Heyl, Berlin, und dessen Vereinsorgan das Zentralblatt für hauswirtschaftliche Frauenbildung ist.

Versammlungen und Vereine.

Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein.

Der „vierte Weg".

Erklärung.

Der Verein der Direktoren an preußischen öffentlichen höheren Lehranstalten für Mädchen hat auf seiner Versammlung in Stettin am 3. und 4. Oktober d. J. für wünschenswert erklärt,

„daß die Lehrerinnen, die 1913 oder später das höhere Lehrerinnenseminar absolvieren, in bezug auf Studium und Zulassung zu den Prüfungen den Abiturientinnen der Studienanstalten gleichgestellt werden."

Die unterzeichneten Vereinsvorstände halten es für ihre Pflicht, zu dieser Erklärung Stellung zu nehmen und die den Absolventinnen des Preußischen Höheren Lehrerinnenseminars zugedachte neue Berechtigung mit aller Entschiedenheit abzulehnen.

Dafür in folgendem eine kurze Begründung:

Mit dem Vorschlage, den von 1913 an aus dem Preußischen Höheren Lehrerinnenseminar hervorgehenden Lehrerinnen den Zugang zu dem Studium aller Fakultäten zu eröffnen, kommt der Direktorenverein auf seinen Plan zurück, die jungen Mädchen nicht auf einem der drei in den höheren Knabenschulen üblichen Wege, sondern auf einem neuen vierten zur Universität zu führen. Dieser Plan, zu dessen Gunsten angeführt worden ist, daß er durch seine Betonung des Deutschen der Natur und den Lebensaufgaben der Frau besonders entspreche und durch Vermeidung der Gabelung die höhere Mädchenschule intakt lasse, ist bekanntlich durch den Regierungserlaß vom 18. August abgelehnt, hat aber nachträglich teilweise eine Verwirklichung erfahren durch den Regierungserlaß vom 3. April 1909, der den Absolventinnen des höheren Lehrerinnenseminars nach zweijähriger unterrichtlicher Tätigkeit den Zugang zum philosophischen Studium und zum Examen für das höhere Lehramt eröffnet. Der Vorschlag des Direktorenvereins erstrebt nun die Ausdehnung dieser Seminarberechtigung auf alle Fakultäten. Er will auf diese Weise dem von ihm bevorzugten vierten Weg mehr Kandidatinnen zuführen, zugleich aber auch das Fortbestehen des höheren Lehrerinnenseminars sichern, das infolge des durch die Reform sehr verringerten Bedürfnisses an seminaristisch vorgebildeten Lehrerinnen für höhere Schulen stark in Frage gestellt ist.

Die für diesen Vorschlag wirksamen Motive sind für uns nicht vorhanden. Die Fortdauer des höheren Lehrerinnenseminars liegt, wenn kein wirkliches Bedürfnis dafür mehr vorhanden ist, ebensowenig im Interesse der Frauenbildung wie die sogenannte Intaktheit der höheren Mädchenschule. Es kommt uns aber darauf an, daß den Mädchen, deren Begabung und Neigung auf wissenschaftliche Betätigung hindrängt, Gelegenheit gegeben wird, auf direktestem Wege, ohne Überhastung, aber auch ohne Umweg, diejenige Vorbildung zu erwerben, die für das Studium Voraussetzung ist. Zu diesem Zweck einen Sonderweg für Frauen zu schaffen, ist unserer Ansicht nach unnötig, da es sich bei der Vorbereitung auf die Universität zunächst nur um Mitteilung der allen Wissenschaften gemeinsamen Elemente handelt, die etwaige Differenzierung jedenfalls früh genug bei der Verarbeitung der dargebotenen Wissensstoffe einsetzt. Die für den Direktorenverein maßgebenden Gründe können uns daher nicht veranlassen, für seinen Vorschlag einzutreten.

Wir haben im Gegenteil zwingende Gründe, gegen dessen Verwirklichung Protest zu erheben. In erster Linie scheint uns die von uns geforderte gut fundierte Vorbildung für die Universität durch das höhere Lehrerinnenseminar nicht genügend gewährleistet. Ist auch ohne weiteres zuzugeben, daß das Seminar nach

Durchführung der Reform wohl imstande ist, eine gute Allgemeinbildung zu vermitteln, so bleibt es doch eine Fachschule und bietet nicht die Vorbildung, die von den Dozenten der Universität vorausgesetzt wird. Es fehlt ihm das Charakteristikum der durch die Studienanstalten gewährten Bildung, nämlich die Konzentration, die durch die starke Betonung einzelner Fächergruppen, entweder der klassischen Sprachen oder der naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer erreicht wird. Da nun die Vertrautheit mit mindestens einem dieser Fächer für das Studium jeder Fakultät Voraussetzung ist, so muß in jedem Fall nach bestandenem Lehrerinnenexamen noch ein bestimmtes Maß positiver Kenntnisse nachträglich durch Ergänzungsstudien erworben werden, ehe mit dem eigentlichen Hochschulstudium begonnen werden kann. Für eine Reihe von Fächern ist dies allerdings auch nötig für die zum Vergleich mit dem Seminar bisweilen herangezogene Oberrealschule; für das Seminar liegt diese Notwendigkeit aber auch vor für diejenigen Fächer, für die die Oberrealschule die eigentliche Vorbereitungsanstalt ist, für Mathematik und Naturwissenschaften. Nach dem Lehrplan für Mathematik gibt schon die gymnasiale Studienanstalt nur das Minimum dessen, was von der humanistischen Knabenanstalt gefordert wird; das höhere Lehrerinnenseminar bleibt aber noch hinter diesem Minimum zurück, so daß also auch hier private Ergänzungsarbeit zur Ermöglichung des Studiums nötig ist. — Völlig ungeeignet erscheint die seminaristische Vorbildung für die Studentin der Medizin; der ihr fehlenden Kenntnis der klassischen Sprachen steht nicht eine um so gründlichere Vorbildung in den Naturwissenschaften gegenüber. Sie hat also bei Beginn ihres Studiums nach zwei Seiten hin Lücken auszufüllen. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Vorbereitung durch das höhere Lehrerinnenseminar nicht als ein direkter Weg zum Universitätsstudium bezeichnet werden kann.

Ein zweites Bedenken gegen das Seminar als Vorbereitungsanstalt für akademische Studien ergibt sich aus folgender Erwägung: Die Studienanstalt hat es völlig in der Hand, für das Studium ungeeignete Elemente sich fernzuhalten oder sie nachträglich zu entfernen; für das Seminar ist eine so starke Auslese nach seiner ganzen Entwicklung nicht möglich, auch gar nicht erwünscht, denn hier kann die Auslese unmöglich nach dem Grade der Tauglichkeit für das Studium erfolgen; manches junge Mädchen kann durch das Seminar zu einer brauchbaren Lehrerin ausgebildet werden, das für Universitätsstudien völlig ungeeignet wäre. Wenn aber das Material für das Seminar nach ganz anderen Grundsätzen ausgewählt wird als das für die Studienanstalt, erscheint es höchst bedenklich, von da aus einen Zugang zur Universität zu eröffnen.

Neben diese Erwägungen, die ebensowohl das Interesse der Lehrerinnenbildung wie das der Studienanstalten im Auge haben, stellt sich für uns ein prinzipieller Gesichtspunkt. Für alle Berufsarten, in denen Männer und Frauen gleiches leisten sollen, also z. B. für alle akademischen Berufe, müssen wir dringend für beide den gleichen Bildungsgang wünschen und eine Abweichung nicht nur im Studium und im Examen, sondern auch für die Vorbereitung auf das Studium ablehnen. Sind die für die männliche Jugend geschaffenen Bildungswege verbesserungsbedürftig, so mögen Reformen von der männlichen Jugend ausprobiert werden. Die Frauen werden keinerlei auf das weibliche Geschlecht beschränkten Reformversuchen zustimmen können, solange aus jeder Abweichung von dem hergebrachten Bildungswege die Berechtigung abgeleitet wird, Bildung und Leistung der Frauen als minderwertig zu bezeichnen.

Die hier gegen den Vorschlag des Direktorenvereins geäußerten Bedenken sind von uns auch schon nach Veröffentlichung des Regierungserlasses vom 3. April geltend gemacht, und es ist beachtenswert, daß gerade diejenigen unserer Kolleginnen, die Erfahrung mit dem Studium auf seminaristischer Grundlage haben, die nach der bisherigen Ordnung für wissenschaftliche Lehrerinnen geprüften Oberlehrerinnen, ihre warnende Stimme erhoben und den jüngeren Kolleginnen geraten haben, mit Verzicht auf die ihnen gebotene Vergünstigung erst nach abgelegtem Abiturium auf die Universität zu gehen. Wenn diese Bedenken damals weniger scharf als heute geäußert wurden, so erklärt sich das aus der Annahme, der Erlaß vom 3. April bringe eine durch den bestehenden Oberlehrerinnenmangel hervorgerufene Übergangsmaßregel zur Ermöglichung der Durchführung der Mädchenschulreform, die sich nach einem gewissen Zeitraum von selbst aufheben werde infolge der in allen beteiligten Kreisen wachsenden Einsicht, daß die Studienanstalt die geeignetere Universitätsvorbildung vermittelt.

Sollte nun diese Bestimmung vom 3. April in Permanenz erklärt, ja dahin erweitert werden, daß alle Fakultäten einbezogen würden, so wäre damit der höheren Frauenbildung ein schwerer Schade zugefügt und das Gute, das die Reform vom 18. August 1908 uns gebracht hat, zum großen Teil vernichtet.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.
J. A.: Helene Lange, Vorsitzende.

Der Vorstand der Sektion für höhere Schulen.
J. A.: Mathilde Drees, Vorsitzende.

(Die folgenden Berichte erscheinen wegen Raummangels verspätet.)

Der Verband für die handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau

ist am 10. Oktober nach lebhafter Vorbereitung und nach mannigfachen polemischen Vorverhandlungen ins Leben getreten.

Die Gesichtspunkte, die von den drei Rednern: Dr. Marie Baum, Dr. Röhl, Dr. Friedrich Naumann, vertreten durch Frau Elly Heuß, für die Gründung des Verbandes geltend gemacht wurden, waren einmal die wirtschaftlichen Folgen der ungelernten Frauenarbeit: für sie selbst niedrige Entlohnung, häufiger Stellenwechsel, kein Aufstieg in der Berufsarbeit; ferner die

Schmutzkonkurrenz der Frau für den gelernten Handwerker und Arbeiter, und schließlich die Bedeutung der weiblichen Qualitätsarbeiterin für die Industrie im allgemeinen. Als ideelles Moment wurde betont: der Einfluß der ungelernten mechanischen Arbeit auf das persönliche Leben der Arbeiterin, der Fortfall aller erzieherischen Bedeutung der Arbeit, der gerade für die jugendliche Arbeiterin verhängnisvoll wird, der Mangel einer inneren Beziehung zum Beruf, und daher die Unfähigkeit der Arbeiterin zur Organisation. Diese Gesichtspunkte fanden eine sehr lebhafte Gegnerschaft bei verschiedenen Vertretern des Handwerkerstandes, ein Widerstand, der hauptsächlich von Konkurrenzfurcht diktiert war und schon vorher in verschiedenen Organen der Handwerker und Arbeitgeber, vor allem in der Deutschen Klempnerzeitung zum Ausdruck gekommen war. Dagegen gereichte es der sozialpolitischen Einsicht des deutschen Handwerkerstandes zur Ehre, daß zehn Handwerkskammern durch ihren Vertreter Epp (Stettin) eine Erklärung folgenden Wortlautes abgaben:

> Im Namen von zehn Handwerkskammern aus allen Teilen Deutschlands muß ich meine Verwunderung aussprechen über das, was von den beiden letzten Diskussionsrednern im Namen des ganzen Handwerks hier ausgesprochen worden ist. Wir können uns damit absolut nicht einverstanden erklären. Wir sind zwar aus der Provinz, müssen uns aber über den rückständigen Geist wundern und über die Kirchturmspolitik, die hier von Handwerkern Berlins und Charlottenburgs betrieben wird. Die Frau kommt ins Handwerk, ob sie wollen oder nicht. Die Hauptsache ist nur, daß wir ihr den richtigen Weg zeigen. Wir in der Provinz behandeln die weiblichen Lehrlinge schon seit langer Zeit ebenso wie die männlichen. Wir ziehen die Frau nicht ins Handwerk hinein, rechnen aber mit der Tatsache, daß sie drinnen ist. Möge es zum Heil und Segen des Handwerks ausschlagen.

Einen wichtigen und für die Arbeit des Verbandes jedenfalls sehr beachtenswerten Einwand brachte die Stellung der freien Gewerkschaften, die in dem Verbande nicht ausreichend das Interesse der Industrie betont sahen, und alle handwerksmäßige durch fachgewerbliche Ausbildung in Anstalten ersetzt zu sehen wünschen, eine Forderung, die, wenn auch nicht in dieser scharfen Zuspitzung, auch Naumann in seinem Referat vertreten hatte. Im ganzen werden die praktischen Zwecke des Verbandes dieser Doppelaufgabe der handwerksmäßigen und fachgewerblichen Ausbildung vermutlich Rechnung tragen. Sie ist in folgenden Thesen zusammengestellt:

a) Beeinflussung der Eltern unter Mitwirkung der Volksschule, daß sie ihre Töchter nicht einer ungenügenden Lehre oder wertlosen Kursen, sondern einer gründlichen Lehre zuführen.
b) Anregung der Meister durch Handwerkskammern und Innungen, damit sie weibliche Lehrlinge annehmen. Den Handwerkskammern sollen auch Frauen als Mitglieder angehören können.
c) Strenge Innehaltung der Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung, welche schon jetzt für die gewerbliche Ausbildung einen Geschlechtsunterschied nicht kennt.
d) Errichtung weiblicher Lehrlingsnachweise bezw. Ausbau bestehender Arbeitsnachweise.
e) Förderung der fachgewerblichen Ausbildung von Arbeiterinnen in Fabrikbetrieben unter Mithilfe der Handelskammern.
f) Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule für gelernte und ungelernte Arbeiterinnen.
g) Errichtung von Gewerbeschulen verbunden mit Lehrwerkstätten.
h) Zulassung der Mädchen zu den gewerblichen Fachschulen für Knaben.
i) Beeinflussung des Fachschulwesens im Sinne der Verhinderung des Lohndruckes in den betreffenden Gewerben.

Vorsitzende des Verbandes ist Fräulein Maria Lischnewska. Das Bureau befindet sich Berlin W. 30, Martin Lutherstraße 16.

Der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht,

der vom 23. bis 26. Oktober in München tagte, brachte prinzipielle Auseinandersetzungen über die Taktik des Vereins, die nach seiner Zusammensetzung und seinen Tendenzen erwartet werden konnten. Die Frage der Mitarbeit der Frauen in den politischen Parteien wurde in Referat und Korreferat von Frl. Martha Zietz und Frl. Dr. Augspurg behandelt. Während Frl. Dr. Augspurg die Mitarbeit in den politischen Parteien als eine Kraftvergeudung bezeichnete, trat Frl. Zietz lebhaft dafür ein, daß die Frauen diese Gelegenheit benutzen sollten, um sich Vertrauen zu ihrem politischen Interesse und Verständnis zu erwerben. Die Majorität der Versammlung stellte sich auf ihren Standpunkt.

In einer anderen Frage, der nämlich, ob der Verband wie bisher das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht vertreten sollte, herrschte größere Einstimmigkeit, und nur eine kleine Minorität vertrat die Forderung absoluter politischer Neutralität des Verbandes. Eine Spezialfrage des Frauenstimmrechts behandelte Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner in ihrem Vortrag über das Wahlrecht der Frau zu der beruflichen Interessenvertretung. Als parteipolitische Kundgebung waren der Vortrag von Frau Breitscheid über die Reichsfinanzreform, und eine Protestkundgebung gegen die Erschießung Ferrers zu betrachten.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Zum Frauenſtudium.** Die Zahl der immatrikulierten Studentinnen in Heidelberg beträgt im laufenden Winterſemeſter 142, von denen 6 in der juriſtiſchen, 50 in der mediziniſchen, 86 in der philoſophiſchen Fakultät immatrikuliert ſind und zwar 59 für ſprachlich-hiſtoriſche und 27 für naturwiſſenſchaftliche Fächer. In Roſtock werden die Vorleſungen an der Landesuniverſität von insgeſamt 39 Frauen beſucht. Drei davon ſind rite immatrikuliert, 36 als Hörerinnen zugelaſſen. Von den drei Studentinnen ſind zwei in der med. dent., eine in der mediziniſchen Fakultät zugelaſſen. Die Zahl der Studentinnen an den Schweizer Hochſchulen hat ſich in den letzten 10 Jahren mehr als vervierfacht. Sie beträgt jetzt 28 Prozent der geſamten Studentenſchaft; dabei iſt in Rechnung zu ziehen, daß in Freiburg keine einzige, in Baſel nur wenige Frauen ſtudieren, ſo daß an den meiſten anderen Univerſitäten der Prozentſatz der Studentinnen über dem angegebenen Durchſchnitt ſteht.

* **Zur Privatdozentur** ſind in Zürich und in Genf je eine Dame zugelaſſen.

* In Prag promovierten die beiden erſten **deutſchen Medizinerinnen**; eine von ihnen iſt die Gattin eines Aſſiſtenten an der dortigen chirurgiſchen Univerſitätsklinik.

* **Frauenſtudium in Holland.** An der Univerſität in Utrecht beſtand Fräulein F. H. B. Rolthenius ihre Doktorprüfung in der Rechtswiſſenſchaft. — Für den Zeitraum vom 1. November 1909 bis 30. Juni 1910 iſt Fräulein E. Dorsman, Apothekerin in Amſterdam, als Aſſiſtentin des außerordentlichen Profeſſors P. v. d. Wielen beim Unterricht in der Pharmazie ernannt worden. — Für den Zeitraum vom 1. Dezember 1909 bis 31. Auguſt 1910 iſt Fräulein O. B. van der Weide, Ingenieur der Chemie in Leiden, als Aſſiſtentin in der organiſchen Chemie an der Techniſchen Hochſchule in Delft ernannt worden.

* **Die Errichtung einer Studienanſtalt** iſt in Verbindung mit der Lehrerinnenbildungsanſtalt in Droyſſig für 1911 geplant. Eine Frauenſchule wird in Droyſſig im Oktober 1910 eröffnet.

* **Miniſterialdirektor Schwartzkopff über die preußiſche Mädchenſchulreform.** In der Kölner Vereinigung für ſtaatswiſſenſchaftliche Fortbildung hat Herr Miniſterialdirektor Schwartzkopff ſich in längerem Vortrage über die Mädchenſchulreform ausgeſprochen. Wenn er auch im ganzen dieſelben Anſchauungen in derſelben Form und Begründung vertrat, wie wir ſie ſchon aus einem früheren Vortrage und aus ſeinen Ausführungen im Abgeordnetenhauſe kannten, ſo zeigte doch in einem Punkt der Vortrag ein höheres Niveau ſachlicher Begründung wie die Rede im Parlament. Das war hinſichtlich des Gemeinſchaftsunterrichts. Als erſten Grund gegen den Gemeinſchaftsunterricht führte der Miniſterialdirektor an, daß für die Mädchenbildung der erzieheriſche Einfluß der Frau nicht zu entbehren ſei, als zweiten die angebliche Überbürdung der Mädchen, als dritten die pſychologiſche Tatſache, daß die Entwicklung der Mädchen in einer anderen Kurve verlaufe als die der Knaben. Erſt an letzter Stelle kamen die Rückſichten auf die Knaben, die damals in der Rede im Abgeordnetenhauſe als erſtes und einziges Argument ausgeſpielt wurden. An dieſen Ausführungen iſt wenigſtens anzuerkennen, daß ſich der für die Durchführung der Mädchenſchulreform verantwortliche preußiſche Beamte die Begründung ſeines Standpunktes nicht mehr ganz ſo leicht macht wie im Parlament. Vielleicht ſchreitet er auf dieſem Wege bis zu einer objektiven Würdigung der Ergebniſſe des gemeinſamen Unterrichts in Baden fort, die auch die jetzt noch angeführten Bedenken zu zerſtreuen

Digitized by Google

geeignet sein dürften. Bemerkenswert war im übrigen die Stellungnahme des Herrn Ministerialdirektors zu der Agitation gegen die weibliche Leitung. Er wies darauf hin, daß nicht erst mit der Reform die Zulässigkeit der weiblichen Leitung erklärt sei, sondern daß diese schon seit langem bestünde, ohne daß sich Mißhelligkeiten ergeben hätten.

* **Gemeinsamer Unterricht der Geschlechter in Oldenburg.** In der Realschule in Delmenhorst war bis jetzt der gemeinsame Unterricht bis zur Untertertia mit Genehmigung des Ministers durchgeführt. Schulvorstand und Stadtrat haben nun um die Zulassung des gemeinsamen Unterrichts auch in den beiden Oberklassen petitioniert. Diese Petition ist abgelehnt, und zwar mit der folgenden Begründung: „Man verwirft heute die Gemeinschaftsschule für das Alter nach Eintritt der Geschlechtsreife fast noch mehr der Knaben als der Mädchen wegen aus Besorgnis, daß die Knaben aus Rücksicht auf die Mädchen nicht den ihnen zukommenden Unterricht erhalten, und daß sie das Jungenhafte verlieren, das die Unterlage bildet für Mut und Keckheit, Eigenschaften, auf die wir bei unserer männlichen Jugend nicht verzichten können." Die Oldenburger Jungen werden wohl ebenso überrascht durch die Annahme sein, daß „de olen Deerns", wie sie in ihrer stolzen Mannhaftigkeit zu sagen pflegen, besagter Mannhaftigkeit schaden könnten, wie die übrige Welt durch diese ganz neue Begründung überhaupt.

* **Die Einrichtung obligatorischer Mädchenfortbildungsschulen** wird in Sachsen-Weimar und im Königreich Sachsen vorbereitet. Im Königreich Sachsen steht eine Schulreform bevor, und in Verbindung mit dieser soll die Durchführung der obligatorischen Fortbildungsschule für Mädchen angestrebt werden. Es wird empfohlen, daß sich kleinere Schulgemeinden zu diesem Zwecke zusammenschließen.

* **Die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule** für weibliche Handlungsgehilfen und Lehrlinge beschloß der Charlottenburger Magistrat. Charlottenburg ist die erste Gemeinde von Groß-Berlin, in der die obligatorische Fortbildungsschule für weibliche Angestellte durchgeführt wird.

* **Die staatsbürgerliche Bildung der Frau** wird auch in Österreich mehr und mehr als eine Notwendigkeit erkannt, mit der besonders im höheren Schulwesen stärker gerechnet werden muß. Im Prager Verein „Frauenfortschritt" sprach Professor Fleischner für eine Ausgestaltung der höheren Mädchenschule nach dieser Richtung hin und fand für diese Förderung die lebhafte Unterstützung des Vereins. Der Verein selbst hat soziale Bildungskurse eingerichtet, die entsprechend dem Berliner Muster die Frauen in die Welt der staatsbürgerlichen Tatsachen und der sozialen Hilfsarbeit einführen sollen.

* **Die Heranziehung von Frauen bei der österreichischen Schulreform.** Auch in Österreich beginnt die Gepflogenheit Platz zu greifen, für die Gestaltung des Mädchenschulwesens Frauen aus den Laienkreisen zur Beratung heranzuziehen. Eine solche Kommission wurde zur Aufstellung von Lehrplänen für die österreichische Mädchenbürgerschule kürzlich einberufen.

Berufliches.

* **Deutsche Lehrerinnen im Ausland.** Unter diesem Titel wiesen wir im Oktoberheft (S. 60) auf die schweren Gefahren hin, denen deutsche Lehrerinnen ausgesetzt sind, die auf Annoncen oder Vermittlung beliebiger Agenturen hin Stellen im Auslande annehmen. Es ist bedauerlich, daß sich den „Familienblättern", die auf diesen gefährlichen Weg verweisen, nun auch das „Daheim" gesellt hat. Im „Frauendaheim" (Nr. 3) wird in einem Artikel „Das englische Schuljahr und die Bewerbung um eine Stellung" allerdings gesagt, daß man am besten tue, sich im Lande selbst um eine solche zu bewerben; es wird auch auf den deutschen Lehrerinnenverein verwiesen, aber mit der falschen Notiz, daß dort deutsch gesprochen werde, während seit Begründung der Kurse, also seit sieben Jahren ausschließlich das Englische (unter tüchtiger Leitung) Umgangssprache ist. Dann aber heißt es weiter:

„Wer sich von Deutschland aus um eine Stelle in England bewerben will, tut gut, die Inserate der Morning Post zu studieren und auf alle die zu antworten, die günstig scheinen. Diese Inserate sind meistens von englischen Agenturen in die Zeitung gesetzt, die einem dann einen langen gedruckten Fragebogen zusenden, den man genau ausgefüllt zurückschicken muß, nebst 2,50 M. oder 5 M. für Portoauslagen. Dann erhält man von Zeit zu Zeit eine Anzahl Adressen, an die man sich behufs Erlangung einer Stelle wenden muß. Kommt auf diese Weise ein Engagement zustande, so erhält die Agentur 5 bis 10 Prozent des ausbedungenen Gehaltes, bei Antritt der Stellung vom Jahresgehalt zu zahlen. Man muß beim Unterschreiben des Kontraktes der Agentur sehr vorsichtig sein und genau aufpassen, daß er keine Bedingungen enthält, die nachher gefährlich werden können."

Wir können vor dem hier vom „Daheim“ angeratenen Wege nur auf das dringendste warnen. Gute englische Familien engagieren ihre Erzieherinnen nicht auf diese Weise, sondern wollen sie erst sehen. Und wenn man auch beim Unterschreiben des Kontrakts einer Agentur sehr vorsichtig ist, so ist man dennoch in steter Gefahr hineinzufallen, ja geradezu Mädchenhändlern ins Garn zu laufen. Schon die unerhörte Höhe der von den Agenturen geforderten Beträge (5 bis 10 Prozent des Jahresgehalts!! dazu noch das Porto) sollte die Erzieherinnen darauf aufmerksam machen, daß es sich hier um eine geschäftsmäßige Ausnutzung handelt. Wir können daher nur dringend den Rat wiederholen, daß Lehrerinnen, die im Auslande eine Stelle suchen, sich ausschließlich an unsere deutschen Lehrerinnenvereine im Auslande wenden, deren Adressen hier nochmals folgen: England: 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Frankreich: 8 rue Villejust, Paris. Italien: 130a Via dei Seragli, Florenz. Nordamerika: 44 West, 83. Str., New York. Auskunft erteilt auch die Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W., Bayreutherstr. 38.

* **Verheiratete Beamtinnen in Württemberg.** Bei der Beratung der Novelle zum Beamtengesetz in der Finanzkommission der Württemberger Abgeordnetenkammer kam die Frage der lebenslänglichen Anstellung der weiblichen Beamten zur Sprache. Die Regierungsvorlage schlug vor, daß im Fall der Verheiratung Beamtinnen zwar weiterbeschäftigt, aber nur mit vierteljährlicher Kündigung angestellt sein sollten. Erst nach Lösung der Ehe sollten weibliche Beamte wieder auf Lebenszeit angestellt werden können. Der Berichterstatter in der Kommission, ein Angehöriger der Volkspartei, beantragte Streichung dieses Absatzes. Die Zentrumsabgeordneten stellten einen Antrag, durch den verhindert werden soll, daß etwa eine Beamtin zugleich Ruhegehalt und Witwenpension bezieht. Falls die Beamtin aus ihrer Verheiratung einen Anspruch auf Witwenpension an die Staatskasse erworben hat, so soll ihr von ihrem Ruhegehalt nur so viel bezahlt werden, als es die Witwenrente übersteigt. In der Diskussion über diesen Antrag erklärte sich der Finanzminister nachdrücklich gegen den Antrag, die verheirateten Beamtinnen als definitiv angestellt weiter im Amte zu belassen, und ihnen die Rechte der lebenslänglichen Beamten zu gewähren.

Die Gründe, die er dagegen anführte, waren im wesentlichen, daß es große Schwierigkeiten machen würde, eine Beamtin, die durch Ehe und Mutterschaft ihrem Berufe zu sehr entzogen werde, auf dem Disziplinarwege zu entlassen. Es müßte deshalb die Möglichkeit der Entlassung in diesen Fällen erleichtert werden. Der Ansicht des Ministers wurde jedoch von mehreren Rednern in der Kommission entgegengetreten, die der Meinung waren, daß angesichts der Ausdehnung der Frauenarbeit im Wirtschaftsleben und der Notwendigkeit für viele Ehefrauen, zum Einkommen beizutragen, sich das Zölibat der Beamtinnen nicht aufrechterhalten lasse. Es wurde zum Schlusse mit zehn gegen fünf Stimmen beschlossen, an Stelle der Sonderbestimmungen für die weiblichen Beamten im Entwurf einfach zu setzen: „Die vorstehenden Bestimmungen finden auch auf weibliche Beamte Anwendung“.

* **Eine Einschränkung in der Anstellung von Lehrerinnen** hat, wie die Zeitschrift des katholischen Frauenbundes berichtet, die Stadt Leipzig vorgenommen. Es sollen künftig die Lehrerinnen 10 % der gesamten Lehrkräfte nicht übersteigen. Der Beschluß steht in sehr merkwürdigem Gegensatz zu der soeben dekretierten Mädchenschulreform, derzufolge die Lehrerinnen die Hälfte des Lehrkörpers an der Mädchenschule ausmachen sollen.

* **Die Abschlußprüfung bei der Abteilung für Elektro-Ingenieurwesen** am polytechnischen Institut in Berlin bestand eine Russin, Fräulein Heinrichsdorf, mit dem Prädikat „vorzüglich“.

* **Frauen in Handwerk und Gewerbe.** In Dresden hat eine Frau ihr Examen an der Sächsischen Brauerei-Akademie abgelegt und übernahm dann die Leitung der Brauerei ihres Vaters. In Baden hat die Inhaberin einer Bäckerei ihre Meisterprüfung mit Auszeichnung bestanden und damit das Recht erworben, Lehrlinge und Gesellen auszubilden. Bei der Hamburger Buchbinderinnung legte eine Dame ihre Gesellenprüfung mit dem Prädikat „gut“ ab.

* **Unterrichtskurse für Handwerkerfrauen und -Töchter** sollen nun auch vom sächsischen Ministerium des Innern mit Hilfe der Gewerbekammer zur Förderung des Kleingewerbes und Kleinhandels eingerichtet werden. Da bei der heutigen Betriebsweise des Handwerks meist der Frau die selbständige Leitung des Verkaufsgeschäfts zufällt, ist es wünschenswert, sie in Buchführung, Geschäftskorrespondenz, Gewerbegesetzgebung und dergleichen besser als bisher zu unterrichten.

* **Zulassung der Frauen zu den gewerblichen Lehranstalten in Österreich.** In der Zentralkommission für den gewerblichen Unterricht, die vom Ministerium für öffentliche Arbeiten einberufen wurde, berichtete Freiherr von Klimburg über die Zulassung von Frauen zum Studium an gewerblichen Lehranstalten. Er stellte den Antrag, mit Rücksicht auf die Lage der Frauenarbeit diese Zulassung ohne Einschränkung zu empfehlen. Der Antrag fand in der Komission einstimmige Annahme. Es scheint damit eine gleichwertige, fachgewerbliche Ausbildung der Frau in Österreich, wie sie bei uns durch den neubegründeten Verband erreicht werden soll, ohne Kampf und Schwierigkeiten gesichert.

* **Eine weibliche Geistliche** haben die evangelischen Gemeinden von Siebenbürgen in Frau Julia Vargha, der Tochter eines reformierten Bischofs, die in den siebenbürgischen Städten predigt.

* **Eine Ministersfrau als Reichstagsstenographin** gibt es in Dänemark. Die Gattin des dänischen Ministerpräsidenten ist angestellte Stenographin im Reichstag und beabsichtigt ihre Stellung beizubehalten. Es entspricht diese Vorurteilslosigkeit gegenüber der traditionellen Repräsentation den Anschauungen ihres Gatten, der seinerseits gleich bei seinem Amtsantritt für sich und seine Kollegen sowohl auf den Exzellenztitel als auf die Staatsuniformen verzichtet hat. Die Frau Ministerpräsidentin bezieht für die halbjährliche Tagung ebenso wie die männlichen Stenographen ein Gehalt von 2200 Mk.

* **Weibliche Rechtsanwälte in Rußland.** Durch eine russische Juristin, die an der Pariser Universität Jura studiert hat und mit kaiserlicher Genehmigung in Petersburg das juristische Staatsexamen bestand, ist die prinzipielle Frage nach der Zulassung der Frauen zur Rechtsanwaltschaft in Rußland aufgeworfen. Frl. Fleischitz wurde den Gepflogenheiten entsprechend nach Ablegung ihres Staatsexamens von der Kammer der Rechtsanwälte des Petersburger Bezirks unter die Zahl der „Gehilfen eines vereidigten Rechtsanwalts" aufgenommen, ohne daß die staatliche Aufsichtsbehörde etwas dagegen einwendete. Damit erwarb sie das Recht, nach fünfjähriger Praxis und nachdem sie vor dem Schwurgericht mindestens zehn Fälle selbständig geführt hatte, vom Justizminister zum vereidigten Rechtsanwalt ernannt zu werden. Nun ist im russischen Gesetz das Auftreten der Frauen als Anwälte ausdrücklich in Zivilprozessen, nicht aber in Kriminalsachen verboten. Trotzdem protestierte in einer Sitzung des Bezirksgerichts vom 19. November der Gehilfe des Staatsanwalts gegen die Zulassung von Frl. Fleischitz als Verteidiger in einem Kriminalfalle. Das Richterkollegium erklärte diesen Protest für unberechtigt; trotzdem verließ der Gehilfe des Staatsanwalts die Sitzung, da seiner Auffassung nach das Auftreten des weiblichen Juristen nicht im Einklang mit dem Gesetz stünde. Die Angelegenheit kam nun zur Entscheidung vor den Senat, der die Zulassung des weiblichen Rechtsanwalts aufgehoben und erklärt hat, daß die Zulassung von Frauen zu diesem Berufe im Wege der Gesetzgebung geregelt werden müsse. Es ist daher bei der Reichsduma von Mitgliedern der Linken ein Gesetzentwurf eingebracht worden, durch welchen Frauen das Recht eingeräumt werden soll, als Rechtsanwälte aufzutreten.

Soziale Fürsorge.

* **Zur Mutterschaftsversicherung** hat der katholische Frauenbund Stellung genommen. Er lehnt die Forderung einer besonderen staatlichen Mutterschaftsversicherung aus dem prinzipiellen Grunde ab, weil durch eine solche Versicherung die Stellung der unehelichen Mutter der der ehelichen Mutter vollständig gleichgemacht werden sollte, was vom christlichen Standpunkt verwerflich erscheine. Der katholische Frauenbund fordert dagegen Ausbau der reichsgesetzlichen Krankenversicherung im Sinne folgender Forderungen:

Wöchnerinnenunterstützungen von mindestens ¾ Höhe des versicherten Lohnbetrages, freie Gewährung von Hebammendiensten und ärztlicher Behandlung, freie Medikamente, Verpflegung in einem Asyl oder Gewährung von Hauspflege, sofern das notwendig ist, Einführung der obligatorischen Familienversicherung für die Ehefrauen der Kassenmitglieder, das Recht freiwilliger Versicherung für solche Ehefrauen, die außerhalb des Versicherungszwanges stehen.

Es scheint uns, als ob die Einschränkung der ganzen Mutterschaftsversicherung auf die Arbeiterinnen und die Ehefrauen der Arbeiter unter Ausschluß der unehelichen Mütter doch das Wesen einer sozialpolitischen Gesetzgebung verkennt. Die von ihr gewährten Leistungen sollen doch keine Prämie für die Moral sein, sondern sollen die wirtschaftliche Existenz gewisser Volksschichten sichern, die sich solche Sicherheiten nicht aus eigener Initiative und Kraft verschaffen können. Unter diesem Gesichtspunkt dürfte gerade die uneheliche Mutter der Versicherung am allermeisten bedürfen.

* **Ein Hilfsbund für gebildete, bedürftige Frauen und Mädchen** ist in Berlin gegründet worden. (Vorsitzende: Frau Wasbutzki, Viktoria Luise Platz 7.) Der Verein will einen Stellennachweis, Auskunftsstelle und Arbeitsvermittlung errichten und plant außerdem die Begründung eines Erholungsheims. Das Unternehmen ist selbstverständlich sehr zu begrüßen, wenn auch die Möglichkeiten, für diese Frauen, die keinerlei berufliche Ausbildung genossen haben, irgendetwas zu tun, sehr beschränkt sein werden.

* **Eine Polizeiassistentin** zur Überwachung der weiblichen russischen Auswanderer hat die Polizeidirektion von Kattowitz angestellt.

Sittlichkeitsfrage.

* **Um die Abschaffung der Animierkneipen** hat der deutsche Zweig der abolitionistischen Föderation beim Reichstag petitioniert. Man wünscht zu diesem Zweck eine gesetzliche Handhabe zu schaffen durch einen Ausbau der Gewerbeordnung nach doppelter Richtung: Der § 33 soll so geändert werden, daß der Nachweis des Bedürfnisses bei Erteilung der Konzession für Schankstätten einheitlich vorgeschrieben, und daß die Frage des Bedürfnisses selbst nach bestimmten Regeln geordnet werde. Ferner soll der § 51, der von der Konzessionsentziehung handelt, einen so unzweideutigen Wortlaut erhalten, daß er den Behörden ein energisches Vorgehen gegen die Animierkneipen ermöglicht.

* **Gesundheitsattest bei der Eheschließung.** Dem Bundesrat und Reichstag ist eine Petition zugegangen über eine Ergänzung des Gesetzes vom 6. Februar 1875 über die standesamtliche Eheschließung. Es soll verlangt werden, daß die Verlobten die Bescheinigung eines approbierten Arztes bringen, aus der hervorgeht, daß sie im Hinblick auf die beabsichtigte Eheschließung eine ärztliche Beratung in Anspruch genommen haben. Es soll selbstverständlich nicht an den Ausfall dieses Attestes die Genehmigung zur Eheschließung geknüpft werden, sondern es soll dadurch nur erreicht werden, daß die Verlobten über ihren Gesundheitszustand unterrichtet sind. Man verspricht sich davon eine allgemeine Schärfung des hygienischen Gewissens. Die Aussicht, daß diese Petition Erfolg haben wird, scheint nicht sehr groß, daß ihre Erfüllung großen Segen stiften würde, um so gewisser.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Frauen im Kommunaldienst.** In Wilmersdorf ist die Heranziehung von Frauen zur Armenpflege seitens des Magistrats beschlossen worden, nachdem kürzlich mit der Anstellung von Waisenpflegerinnen begonnen ist. In Charlottenburg hat sich die Mitarbeit der Frauen in der Armen- und Waisenpflege nach dem Verwaltungsbericht der Stadt für das Jahr 1908 aufs beste bewährt. Am 1. Juni 1909 waren in Charlottenburg 24 Armenpflegerinnen und 154 Waisenpflegerinnen tätig. Die stärkere Heranziehung von Frauen zur Waisenpflege wird jetzt auch durch einen Erlaß des preußischen Ministers von Moltke empfohlen, mit besonderem Nachdruck auch für kleinere Orte und auf dem Lande. Es werden in dem Erlaß die Waisenräte darauf hingewiesen, sich zur Gewinnung von Waisenpflegerinnen mit Frauen- und Lehrerinnenvereinen in Verbindung zu setzen. In die städtische Kommission für sozialpolitische Angelegenheiten der Stadt Heidelberg, ebenso wie in die Kommission für die städtische Handelsschule, sind in dem ersten Fall zwei, in dem zweiten eine Frau gewählt worden.

* **Die Frauen und die politischen Parteien.** Auf dem letzten Vertretertage der Windhorst-Bunde, die die Aufgabe haben, der Zentrumspartei ihren Nachwuchs politisch zu erziehen und zu schulen, ist die Zulassung der Frauen zur Mitgliedschaft mit 331 gegen 8 Stimmen beschlossen worden. Um so merkwürdiger berührt gegenüber dieser Liberalität die Haltung des nationalliberalen Reichstagswahlvereins in Hamburg, der einen Antrag seines Vorstandes auf Zulassung der Frauen zur Mitgliedschaft mit Heiterkeit und Hallo ablehnte. Die Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins hat sofort eine Protestversammlung einberufen, in der Frau Elsbeth Krukenberg über die Mitarbeit der Frauen in der Politik sprach, und bei der eine Anzahl Redner der verschiedensten Parteien die Entscheidung des nationalliberalen Vereins verurteilten. Es ist zu hoffen, daß diese in der Stellung der nationalliberalen Partei zu den Frauen einzigartige Entscheidung auch die einzige bleiben wird. Der nationalliberale Verein in Frankfurt a. M. fordert die Frauen lebhaft und dringlich zum Beitritt auf. „Die so notwendige Erörterung sozialer Fragen, insbesondere derjenigen, die die Jugendfürsorge und die Frauenwelt selbst betreffen, könne nur dann wirklich

wertvolle Ergebnisse zeitigen, wenn die Frauen sich daran beteiligen."

* **In dem Fusionsprogramm** der drei linksliberalen Parteien ist die Stellungnahme zur Frauenbewegung folgendermaßen formuliert:

Erweiterung der Rechte der Frauen und ihres Erwerbsgebietes, Erleichterung der Frauenbildung und Reformen im staatlichen Berechtigungswesen zugunsten der Frauen. Verstärkte Mitwirkung der Frauen auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge und des Bildungswesens. Heranziehung der Frauen zur Kommunalverwaltung.

Vergleicht man die Formulierung dieser Forderungen mit der Resolution der freisinnigen Vereinigung auf ihrem Frankfurter Delegiertentag von 1907 (vgl Politisches Handbuch für Frauen S. 113), so zeigt sich, daß in keinem Punkt die fortschrittliche gegenüber der minder fortschrittlichen Linken so starke Konzessionen zu machen gedenkt als in diesem. Ja, die hier vorgeschlagene Formulierung geht sogar in gewisser Weise hinter das Frankfurter Mindestprogramm zurück, das seinerzeit als Grundlage der fraktionellen Einigung der drei freisinnigen Parteien entworfen war. Denn es ist ein Punkt: „Gleichstellung mit den Männern für das Gebiet der gesamten sozialen Gesetzgebung" auch noch weggefallen, während das, was hinzugekommen, so unbestimmt und belanglos ist, daß es keinen Ausgleich bieten kann.

* **Die Recherche de la paternité** betreffend sind durch einen Gesetzentwurf in Holland die Bestimmungen des Code Napoleon durch neue Paragraphen ersetzt, wonach das uneheliche Kind gegen seinen Vater Alimentationsklage anstrengen kann.

* **Zum Frauenstimmrecht in England.** Der Hungerstreik der Suffragettes im Gefängnisse beschäftigt nach wie vor die Presse des In- und Auslands. In der Beurteilung der Maßnahmen der Regierung einerseits und der Renitenz der Frauen andrerseits scheint uns die Frankfurter Zeitung recht zu haben: Die Rohheit, durch welche die Nahrungsaufnahme bei den Frauen im Gefängnis erzwungen wird, werde zwar mit Recht allgemeine Entrüstung hervorrufen, man müsse aber anerkennen, daß die Regierung diesem Hungerstreik gegenüber in einer Zwangslage sei, da sie doch die Frauen, die wegen groben Straßenunfugs verhaftet wären, nicht ohne weiteres entlassen könne. Es könne, so fügt die Frankfurter Zeitung hinzu, ein großer Teil von dem, was in den letzten Wochen und Monaten in England an Gewaltsamkeiten der Suffragettes vorgekommen sei, nicht mehr den Anspruch erheben, unter dem Gesichtspunkt einer politischen Propaganda für das Frauenstimmrecht betrachtet zu werden. Den gleichen Standpunkt hat übrigens ein englischer Freund des Frauenstimmrechts und ehemaliger Freund der Suffragettes, Lord Lytton, eingenommen. Er hat in einer Versammlung in der City die Politik der Gewalttätigkeiten und vor allem die Politik des Angriffs auf Leben und Eigentum von Privatpersonen aufs schärfste verurteilt. Es ist bemerkenswert, daß trotzdem die Anti-Stimmrechtsbewegung keinen Boden gewinnt. Eine große Volksversammlung, die Ende Oktober von den Antis in Manchester abgehalten wurde, stimmte eine Resolution gegen das Frauenstimmrecht mit überwältigender Majorität nieder. Wichtiger noch ist, daß eine Deputation von 60 liberalen Parlamentsmitgliedern beim Ministerpräsidenten die Unterstützung der Regierung für einen im Unterhaus angenommenen Antrag auf Einführung des Frauenstimmrechts erbeten hat. Der Ministerpräsident ist persönlich ein Gegner des Frauenstimmrechts, erklärte jedoch, daß im Ministerium eine starke Mehrheit dafür sei. Wenn bei der bevorstehenden Beratung eines Wahlreformgesetzes ein Zusatzantrag auf Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen eingebracht würde, so würde die Regierung einem solchen keinen Widerstand entgegensetzen.

* **Frauenstimmrecht in Rußland.** Durch eine neue Städteordnung in Polen soll das Wahlrecht weiblichen Grund- und Hausbesitzern gewährt werden und zwar nicht, wie meist in solchen Fällen, unter der Bedingung, daß sie durch Vertreter wählen, sondern zu persönlicher Ausübung. Es handelt sich selbstverständlich nur um das aktive Wahlrecht.

* **Frauenstimmrecht in Frankreich.** In der französischen Kammer hat gelegentlich einer Debatte über die Änderung des Wahlgesetzes der Deputierte Marcel Sembat eine ausführliche Rede zugunsten des aktiven und passiven Wahlrechts der Frauen gehalten. Der Vorsitzende der Kommission, die die Wahlrechtsreform zu beraten hat, erwiderte, daß die Kommission sich mit der Frage des Frauenwahlrechts beschäftigen werde. Zum Berichterstatter hat die Kommission Monsieur Buisson ernannt.

Personalnotizen.

* **Selma Lagerlöf** hat den Nobelpreis, der ihr im vorigen Jahr nur durch eine antifeministische Parteilichkeit abgesprochen wurde, nun erhalten. Gleichzeitig gewährte ihr der König die Medaille Pro literis et artibus, die sie am Bande des Seraphimerordens tragen soll. Dieser Orden wird sonst nur an fürstliche Personen verliehen.

* **Totenschau.** Im Moment des Redaktionsschlusses erhalten wir die Nachricht von dem Tode von **Lina Morgenstern.** Mit ihr scheidet eine der ersten Frauen, die ihre Aufgabe im Gesamtleben des Volkes als Bürgerinnen empfanden, aus der Reihe der Lebenden. Daß eine Anzahl bedeutsamer Wohlfahrtsanstalten, insonderheit die Volksküchen, Lina Morgenstern ihre Entstehung (vgl. „Die Frau", Jahrgang 1900, November) verdanken, wird für die Frauenbewegung vor allem dadurch bedeutsam, daß in diesen Gründungen sich der Wille und die Fähigkeit einer Frau aussprach, Aufgaben der Gesamtheit richtig zu erkennen und in die Hand zu nehmen. Als eine der ersten, die diesen Beweis gebracht hat, wird Lina Morgenstern in der Geschichte der Frauenbewegung unvergessen sein.

Bücherschau.

Dichtung.

„Sankt Pons." Roman von Viktor Catala. S. Fischer Verlag. (Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark). Viktor Catala ist der Schriftstellername einer spanischen Dichterin, die ihre Stoffe ausschließlich aus dem katalaunischen Volksleben nimmt. Ein solcher Stoff ist auch hier behandelt. Das Schicksal einer Frau, die mit ihrem Manne einen kleinen Wallfahrtsort im Hochgebirge zu verwalten hat, und die an der Einsamkeit deshalb zugrunde geht, weil ihr Mann träge und energielos dort oben verkommt und unfähig ist, sie gegen sich selbst und andere zu schützen. Dieses rein psychologisch eigenartige und interessante Motiv ist nun mit einer dichterischen Kraft gestaltet, die die Verfasserin dieses Romans an eine der ersten Stellen der internationalen Literatur erhebt. Daß ein ganz fremdartiges Milieu verständlich gemacht und greifbar nahegebracht wird, das ist schon an sich ein Kriterium für die große künstlerische Kraft, die hier geschaffen hat. Die gewaltige Natur des katalaunischen Hochgebirges, das Seelenleben seiner leidenschaftlichen, kindischen, zwischen wilder Lebenslust und dumpfer Kirchlichkeit auf und ab schwankenden Bewohner, die menschlichen Typen, die sich über das Volksmäßige zu einer freien, selbständigen Höhe persönlichen Lebens erheben, diese drei Elemente fügen sich zusammen zu einem Ganzen von ganz besonderer Gestaltenfülle und Lebenstiefe. Es wäre wohl zu wünschen, daß die Übersetzung uns noch mehr von dem Schaffen dieser Schriftstellerin übermittelte.

„Passiflora." Eine Geschichte von Albert Geiger, Eugen Salzer Verlag. Die Dichtung von Albert Geiger behandelt das in der mittelalterlichen Sage und Legende vielfach verwertete Motiv der Geschwisterehe. Dieses Motiv wurzelt seinem ganzen Wesen nach in mittelalterlich-ritterlichen Zeiten. Zwei Menschen, durch wilde Schicksale frühzeitig auseinandergerissen, treffen sich später als Mann und Weib wieder, um erst, nachdem sie ihrer Liebe zueinander gefolgt sind, zu erfahren, daß sie Geschwister sind. Albert Geiger hat die düstere Tragik dieser Motive in tiefen, brennenden Farben zum Klingen gebracht. Dabei ist freilich des Romantischen ein wenig zu viel getan. Wenn man etwa an Konrad Ferdinand Meyers Novellen denkt, so empfindet man den feineren Geschmack, der in der zurückhaltenderen Anwendung der Stimmungsmittel bei diesem Meister sich zeigt.

„Gottfried Wunderlich." Roman von Max Burckhardt. S. Fischer Verlag, Berlin 1909. Dieser Roman ist vor allem wertvoll als Geschichte einer Jugend. Er schildert die Entwickelung eines Knaben, der im Internat einer klösterlichen Erziehungsanstalt in Österreich aufwächst. Mit seiner Psychologie ist das Schülerleben dieser Anstalt und die Auseinandersetzung dieses sensitiven, weichen Charakters mit der Härte eines solchen Knabenanstaltslebens dargestellt. Dabei berührt es wohltuend, daß hier nicht, wie in so vielen der üblichen Jugendromane, die Geschichte eines Knabenlebens lediglich als Konflikt eines edlen Menschen mit einer brutalen Masse, oder eines Genies mit verständnislosen Pedanten aufgefaßt ist. Der Roman ist gekennzeichnet durch große Objektivität und eine feine Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in der Auffassung des Lebens und in der Parteinahme für Menschen und menschliche Absichten. Wehmütig klingt das Buch aus. Der familienlose, ausschließlich im Anstaltsleben aufgewachsene Knabe kann den Weg zurück in die Welt nicht finden und ist doch seiner ganzen Anlage, seiner vollen, kräftigen und lebensdurstigen Menschlichkeit nach für den geistlichen Stand nicht geschaffen,

in den er eintritt, weil sein Lebensweg ihn nur vor diese eine offene Tür geführt hat. Er scheitert an der Unnatur dieses Lebens mindestens für einen Menschen, wie er ist, und an der Unfähigkeit seiner wahrheitsdurstigen Seele, mit dem Dogma fertig zu werden. Nachdem er in einem psychologisch fein durchgeführten Fatalismus alle Brücken hinter sich abgebrochen hat, endigt er freiwillig ein Leben, das ohne Zukunft ist.

„Die Meisterin." Schauspiel in vier Akten von Johanna Wolff-Hamburg. Schuster u. Löffler, Berlin. Das Drama wurde kürzlich in Dresden bei einer Aufführung sehr sympathisch aufgenommen. Es verdankt seinen Erfolg neben der straffen, der Bühnenwirkung verständnisvoll angepaßten Technik vor allem der starken Lebendigkeit seiner Gestalten. Das dramatische Motiv ist die Auseinandersetzung zweier Charaktere miteinander: der ehrenfesten, tüchtigen, harten und unbiegsamen Mutter des Uhrmachers Gottlieb Winkler mit ihrer Schwiegertochter, der liederlichen aber sonnigen Musikantentochter. Ihrem Zauber ist der Sohn eben deshalb so willenlos verfallen, weil sie seiner Sehnsucht nach Freude und Helligkeit genug tut, die die Mutter nicht verstanden hat und eben darum verkümmern ließ. In einem in knappen Szenen sich rasch abspielenden Schicksal vollzieht das Leben an den beiden sein Gericht. Auch die anderen Gestalten — dem Milieu einer norddeutschen Kleinstadt entnommen — sind mit wenig Mitteln durchaus plastisch und eigenwüchsig gemacht. Nur der verbummelte Musiker, Tonis Vater, ist ein wenig stereotyp. Das Stück ist ein guter Typus des „bürgerlichen Schauspiels", in der neuen Bedeutung des Begriffs und der in ihm beschlossenen Probleme, die der Naturalismus dieser Gattung gegeben hat.

„Iwan Gontscharows gesammelte Werke." Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1910. 1. Band: **„Eine alltägliche Geschichte."** 2. Band: **„Oblomow."** Durch diese Ausgabe macht der Verlag einen der großen russischen Kulturschriftsteller dem deutschen Publikum zugänglich. Das Charakteristische ist auch für Gontscharow, daß er russisches Leben aus einem ganz bestimmten Interesse heraus schildert, das keineswegs artistisch, sondern viel realer, ja im eigentlichen Sinne ethischer Natur ist. Das russische Volk ist hier mit den Augen eines brennenden Patriotismus gesehen, der keineswegs Gold in Gold malt, sondern im Gegenteil so echt und ehrlich ist, daß er gerade bei den Mängeln gezwungen ist, zu verweilen. Ein Patriotismus, der sich zu sozialreformatorischen Absichten nicht ganz verdichtet, aber bis an sie heranführt. Dieses Interesse erklärt und begründet bei Gontscharow die Breite der Darstellung. Es ist auf die Form kein Gewicht gelegt, ihre Handhabung zeigt eine gewisse Harmlosigkeit, die nur deshalb nicht dilettantenhaft wirkt, weil man durchfühlt, daß ihre Unzulänglichkeiten nicht auf erfolgloses Streben, sondern auf eine großartige Unbekümmertheit zurückgehen und auf das Hingenommensein von dem sachlichen Interesse. So wird in dem ersten Roman der Lebensgang eines jungen Provinzmenschen aus dem russischen Grundbesitzertum geschildert, der mit vagen, sentimentalen Jugendideen vom Leben nach Petersburg kommt, sich dort nicht zurechtfindet, zunächst innerlich und äußerlich Schiffbruch leidet, und schließlich als ein bloß weltkluger Skeptiker unter Verlust des Besten, was er besessen hat, sich dem Großstadtleben einfügt. Packender und größer in Konzeption und Durchführung ist der Roman „Oblomow". Sein Held personifiziert die slawische Indolenz und Trägheit, die mit allen Lebensimpulsen, der Liebe, dem Arbeitsdrang, dem Idealismus in einen tragischen Konflikt gerät, in dem dieses unüberwindliche Nationalerbe schließlich triumphiert. Oblomow ist ein eigentümlicher Typus, ein Märtyrer seiner Willensschwäche und Weichheit, der nachzugeben ihm keineswegs Genuß bereitet, ihm im Gegenteil Leiden verursacht, die zu überwinden er aber nicht imstande ist. So verkörpert sich in diesem Typus in gewisser Weise die Kulturtragödie des russischen Volkes überhaupt, und darin vor allem liegt die Bedeutung des Buches.

Wissenschaft.

„Goethe". Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt von Ludwig Geiger. Verlag von Ullstein u. Co., Berlin-Wien 1910. (Preis geb. 6 Mark.) Geigers Goethebiographie will ein Volksbuch sein, und sie hat die Vorbedingungen dazu erfüllt. Es gehörte mancherlei Verzichtleistung auf die Verwertung des reichen Materials dazu, das dem Verfasser seine eingehende Beschäftigung mit Goethe nahegebracht hat, eine starke Beschränkung der Hinweise auf Quellen, auf verschiedene Ausgaben, auf Vorläufer u. a. m. Wenn das die negativen Voraussetzungen waren, so sah sich andererseits der Verfasser vor die positive Aufgabe gestellt, in einfacher Sprache und rein biographischem Verfahren den Menschen und sein Werk zugleich lebendig zu machen. Das ist ihm gelungen. Ein gut gewähltes, reichhaltiges Illustrationsmaterial begleitet die Darstellung und führt den hübsch ausgestatteten Band seinem Zweck noch näher.

„Stunden im All." Naturwissenschaftliche Plaudereien von Wilhelm Bölsche. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark). Die naturgeschichtlichen Plaudereien, die dieser Band vereinigt (sie wurden zum großen Teil früher in „Über Land und Meer" veröffentlicht), zeigen wieder durchaus die Sonderart, die Bölsche als Denker charakterisiert. Wenn er in seiner Vorrede darauf hinweist, daß in einer kommenden Zeit „das graue Gespenst aus Trotz und Nüchternheit" wieder verscheucht sein wird, das uns einreden wollte, „es bedeute der Fortschritt des Gedankens Verzicht auf jede schöne und weihevolle Form der Erhebung ins Ganze," so bietet auch dieser Band wieder so manchen Beweis für die Möglichkeit einer sonntäglichen Erhebung über das Alltagsgrau an der Hand einer denkenden Betrachtung, einer „Stunde im All." Wenn die einzelnen Bilder für sich genossen werden können, so geben sie in ihrer Gesamtheit ein tröstliches, durchgeistigtes

Weltbild. Und man versteht gerade an der Hand dieser Darstellungen den Gedanken des Verfassers, daß „Stunden im All" später einmal das ausdrücken können, was wir heute Sonntagspredigten nennen.

„Größe und Niedergang Roms." Von Guglielmo Ferrero. Fünfter Band: Der neue Freistaat des Augustus. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. (Preis eines jeden Bandes: Broschiert 4 Mark, vornehm gebunden 5 Mark.) Der fünfte Band des hier schon mehrfach gewürdigten Werkes bringt ein kulturhistorisch ungemein interessantes Material. In acht Kapiteln (Neue Aufgaben. Die gräkoasiatische Gefahr. Die religiöse Strömung und die Aeneis. Eine neue Verfassungsreform. Der Orient. „Armenia capta, signis receptis." Die sozialen Gesetze vom Jahr 18 v. Chr. Die ludi saeculares.) stellt er in der Hauptsache die inneren Zustände im neuen Freistaat dar. Die Ausführungen über den Untergang alt-römischer Sitte, den Verfall der Familie, die sozialen Gesetze des Augustus, die ihm Einhalt gebieten sollen, gehören zu den fesselndsten des ganzen Bandes. Es muß dabei auch einmal der vorzüglichen, leichtflüssigen Übersetzung von Ernst Kapff gedacht werden, die ganz vergessen läßt, daß man es nicht mit einem ursprünglich deutsch geschriebenen Werk zu tun hat.

Jugendschriften.

Eine Sammlung von neuen Kinderbüchern ist im Verlag von Georg W. Dietrich, München, in der Serie **„Münchner Künstler-Bilderbuch"** erschienen, von denen allerdings nicht alles erfreulich ist. Das Buch **„Lustige Pilzfamilien"**, ein Beitrag zur Naturgeschichte der Pilze von Margarete Gleitsmann ist eine sehr wenig glückliche trivialisierte Nachahmung von Kreidolfs Art der Naturbeseelung. Ebensowenig entspricht dem Gesamttitel „Künstler-Bilderbuch" **„Ein lustig Jahr der Tiere"**, das zu Versen von Gustav Falke Theodor Guggenberger gezeichnet hat. Es ist die von Flinzer bekannte Art der Vermenschlichung der Tiere, die einem Künstler wie Flinzer allenfalls glücken mag, die aber hier unkünstlerisch und flach ist. Etwas besser sind die Illustrationen von Elsa Beeskow zu Andersens Märchen **„Däumelieschen"**. Sie stehen künstlerisch nicht gerade sehr hoch, aber sie zeigen doch neben frischer Erfindungsgabe eine anmutige Farbengebung. Ein ganz eigenartiges Buch ist **„Der kleine König"**, ein Märchen zu zwölf Bildern von Hanns Pellar. Hier haben die Bilder eigentlich den Text geliefert, und der Text ist, wie sein Verfasser Fritz von Ostini selbst sagt, nur Erklärung. Die Bilder nun zeigen eine ganz außerordentliche, feinentwickelte Phantasie, sowohl in bezug auf das Märchenhafte des Stils wie der Farbe. Sie werden vielleicht nicht vielen Kindern ohne weiteres verständlich sein. Sie sind alles andere als schlicht und keineswegs naiv. Ein Element des Fremdartigen wird ihnen für das kindliche Durchschnittsempfinden bleiben. Aber rein künstlerisch betrachtet stehen sie auf einer sehr hohen Stufe, wenn auch mehr eines neuromantischen Raffinements als gerade kindlicher Bildsprache. Viel schlichter ist das Buch **„Aus Wald und Heide"**, Bilder von Walter Caspari zu Versen von Johannes Trojan. Die Poesie von Wald und Wiese in Winterschnee und Sommerglut ist hier kräftig und zugleich zartsinnig erfaßt, so daß das Buch in jedem Sinne empfohlen werden kann.

„Schaffsteins Volksbücher": Band 71: Abenteuer der sieben Schwaben, Abenteuer des Spiegelschwaben. Ein Volksbuch von Ludwig Aurbacher. Preis 1 Mark. Band 72—74: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Neu herausgegeben, verbessert und vermehrt von Nicolaus Henningsen. Preis pro Band 2 Mark. Band 75: Reinecke Fuchs, eine Sage aus dem Königreich der Tiere. Nach der niederdeutschen Ausgabe von 1498, übertragen durch Severin Rüttgers. Preis 1,80 Mark. Band 76: Um Kreuz und Krone von Jacob Hummel. Preis 2,50 Mark. — **„Schaffsteins Bilderbücher"**, Neuauflagen: Ernst Kreidolf: Die schlafenden Bäume. Preis 2 Mark. Die Wiesenzwerge. Preis 3 Mark. Verlag von Hermann und Friedrich Schaffstein, Köln. Der Verlag bürgt, nachdem er seit einer Reihe von Jahren der Hauptträger der Reform des Jugendbuches gewesen ist, von vornherein für die Qualität der Neuerscheinungen. In diesem Fall aber sprechen auch die Titel. Sind es doch fast alles gute, kernige Stücke der Volksdichtung, die sie anzeigen. Als Jugendbuch bieten die Schwabschen Sagen immer noch die schönste Fassung. „Um Kreuz und Krone" ist ein Jugendroman, den man anstandslos empfehlen kann. Über Kreidolf braucht nichts mehr gesagt zu werden.

Sammlungen und Neuausgaben.

„Alte deutsche Legenden", gesammelt von Richard Benz. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1909. Aus der großen Sammlung der Heiligenleben, die im Jahre 1471 zu Augsburg zum erstenmal gedruckt worden ist, hat hier der Herausgeber die dichterisch schönsten Legenden zusammengestellt. Der Gesichtspunkt der Auswahl bestimmt zugleich das, was das Buch dem Leser geben soll, Proben epischer Volksdichtung, wie sie gerade die Legende in ihrer losen, anspruchslosen Form in besonderer Abrundung bieten muß. An der Prägung dieser epischen Form, an der Auffassung und Beseelung dieser Gestalten und ihrer Schicksale haben die tiefsten und innigsten Kräfte des deutschen Volksgemütes mitgewirkt. Und so spricht aus ihnen das Wesen des mittelalterlichen Volkstums besonders stark und herzhaft. Es ist ein schönes Zeugnis für die Empfänglichkeit und Geschmackskultur unserer Zeit, daß sie imstande ist, die tiefe Poesie in diesen schlichten Dokumenten zu finden und zu genießen.

„Deutsches Sagenbuch" in Verbindung mit Friedrich Ranke und Karl Alexander von Müller,

herausgegeben von Friedrich von der Leyen. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München 1909. (Preis in künstlerischem Pappband 2,50 Mark.) Von diesem auf vier Bände berechneten, hübsch und gediegen ausgestatteten Werk liegt der erste Teil hier vor, der die Götter und Göttersagen der Germanen umfaßt. Das Werk will die Schätze, welche die Forschertätigkeit zweier Generationen zusammentrug, in wissenschaftlicher Sichtung und Verarbeitung und doch in Gestalt eines Volksbuchs allen zugänglich machen. Die weiteren drei Bände werden bringen: Zweiter Teil: Die deutschen Heldensagen. Dritter Teil: Die deutschen Sagen des Mittelalters. Vierter Teil: Die deutschen Volkssagen.

„Der Lindenbaum", deutsche Volkslieder. Auswahl von Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß, S. Fischer, Verlag, Berlin. (Preis Pappband 2 Mark, Lederband 3,50 Mark). Als ein neues Wunderhorn bietet sich uns dieses reizend ausgestattete Bändchen. Es hat aus den reinsten Quellen geschöpft: das alte Wunderhorn und Uhlands Volksliedersammlung haben den Hauptteil beigesteuert; dazu kamen Herders Volkslieder, Liliencrons, Mittlers, Hoffmann von Fallerslebens Sammlung u. a. Daß wirkliche Kenner und Liebhaber des Volksliedes die Auswahl getroffen haben, Freunde des Sammelns und Mitteilens, zeigt sich auf jeder Seite.

„Deutsches Weihnachtsbuch." Eine Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsdichtungen, herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins, mit stimmungsvollem Bildschmuck und farbiger Deckelzeichnung von R. Grimm-Sachsenberg. Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg. (Preis geb. 1 Mark). In hübschem Gewand ist hier eine Anzahl der besten Weihnachtslieder vereinigt, die zu den Kindern unmittelbar, zu den Alten als schöne Erinnerung sprechen.

„Briefe deutscher Frauen". Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Verlag von Ullstein u. Co., Berlin. 530 Seiten, mit vielen Kunstbeilagen. (Preis geb. 6 Mark.) Die von Zobeltitz hier ausgewählten Frauenbriefe sind unter einem besonderen Gesichtspunkt zusammengestellt. Von den Frauen ging der Brief aus, der tatsächlich die Individualität widerspiegelt, der Brief, der als „Abdruck der Seele" gelten kann. Und eine Anzahl von Frauen, von denen das in hervorragendem Maße gilt, sind hier in besonders charakteristischen Episteln vereinigt: Frau Rat Goethe, Charlotte von Stein, Charlotte von Schiller, Charlotte von Kalb, Caroline Herder, Bettina von Arnim, Joh. Schopenhauer, Sophie Brentano, Rahel Varnhagen, Henr. Herz, Dor. Schlegel, Philippine von Griesheim, Cäc. von Humboldt, Gabriele von Bülow, Annette von Droste, Clara Schumann, Emma Herwegh, Sophie Gräfin Hatzfeldt, Mathilde Wesendonk und Louise von François. Das Buch ist geschmackvoll ausgestattet und mit einer Reihe von Porträts geschmückt.

„Frauenlob." Erzählungen und Gedichte. Zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins herausgegeben von Hermann Beuttenmüller. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. (Preis in feinem Originalband 4 Mark, brosch. 3 Mark.) Mit Beiträgen von E. v. Adlersfeld-Ballestrem. Eva Gräfin v. Baudissin. Elsa Bernstein (Ernst Rosmer). Helene Böhlau. Frieda Freiin von Bülow. Elisabeth Dauthendey. Marie Diers. Dora Duncker. Marie v. Ebner-Eschenbach. M. v. Eschstruth. Alice v. Gaudy. W. Heimburg. Anselma Heine. Maria Janitschek. Frida Jung. A. v. Klinckowstroem. Charlotte Niese. Alberta von Puttkamer. Gabriele Reuter. Gerda von Robertus. Frida Schanz. Lulu v. Strauß und Torney. Hermine Villinger. Helene Voigt-Diederichs. Johanna Wolff-Friedberg. Seit man dereinst in Mainz Heinrich Frauenlob zu Grabe trug, hat sich so einiges in der Lage der deutschen Frau geändert. Es ist kein schlechter Gedanke, den Namen, der einst dem Sänger der Frauen galt, einer Sammlung voranzustellen, die ein „Denkmal weiblicher Kunst" sein will, und in der die Frauen die Rolle des Sängers in jedem Sinne selbst übernehmen. Die geschmackvoll ausgestattete Sammlung bringt, wenn auch hier und da weniger Wertvolles mit unterläuft, doch vom Besten, was unsre Frauen zu bieten haben.

„Freut Euch des Lebens." Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. Von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Preis 3 Mark.) „Ich habe versucht, die Weltanschauung des Optimismus, die sich oft hat verdrängen und verbannen, nie hat ersticken und töten lassen von Hassern, Büßern und Finsterlingen, in ihrer schönsten poetischen Prägung festzuhalten. In deutscher und in moderner Prägung." In diesen Worten kennzeichnet der Herausgeber selbst den Charakter seiner Anthologie, die in lebensfrohem, mit Rosen bestreutem Gewande die Poesie der Lebensfreude darstellt. Sie tut unserer Zeit not — und so mag sie nach dem hübsch ausgestatteten Buch greifen.

„Praktische Fragen des modernen Christentums". Fünf Vorträge von Pfarrer Förster, Pfarrer Jatho, Professor Meyer, Lic. Niebergall und Pfarrer Traub. Herausgegeben von Professor Dr. Gefficken. 2. Auflage. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1909. (Preis 2,50 Mark, in Originalleinenband 2,80 Mark.) Die in diesem Buche vereinigten religiös-wissenschaftlichen Vorträge sind in Köln gehalten worden und zuerst im Jahre 1906 veröffentlicht. Es darf wohl als ein Zeichen lebhaften Interesses gelten, daß bereits jetzt eine neue Auflage nötig geworden ist, und das zu einer Zeit, der man so gern alles religiöse Interesse absprechen möchte.

„B. G. Teubners Künstler-Modellierbogen." (Preis pro Bogen 40 Pf., Staffagebogen 20 Pf.) Diese Modellierbogen bieten inhaltlich bedeutsame Motive in sachlich richtiger Darstellung, künstlerischer Ausführung und einwandfreier technischer Herstellung und haben daher erzieherische Bedeutung. Es sind bis jetzt erschienen:

Aus deutschen Landen:

Alpenhof. Nr. 6.
Sennhütte (1/2 Bogen). Nr. 9.
(Staffagebogen: Alpenleben. Nr. 10.)
Schwarzwaldhof. Nr. 2.
Schwarzwaldmühle. Nr. 8.
(Staffagebogen: Schwarzwaldleben. Nr. 14.)
Ländlicher Bahnhof. Nr. 15.
Niedersächsisches Bauernhaus. Nr. 16.
Niedersächsische Dorfkirche. Nr. 17.
(Staffagebogen: Bauernleben. Nr. 18.)
Altwendischer Bauernhof. Nr. 19.

Aus fremden Ländern:

Wolkenkratzer. Nr. 1.
Japanisches Teehaus. Nr. 7.
Haus auf Ceylon. Nr. 13.
Lappenlager. Nr. 3.
Rumänisches Bauerngehöft. Nr. 22.
(Staffagebogen: Rumänisches Volksleben. Nr. 23.

Aus vergangenen Tagen:

Pfahlbausiedlung. Nr. 24.
Stadttor mit Patrizierhaus. Nr. 4 und 5.
Mittelalterliches Rathaus. Nr. 11.
(Staffagebogen: Mittelalterliches Leben. Nr. 12.)
Kogelburg (2 Bogen). Nr. 20 und 21.
Burg Eichhof. Nr. 29.
Saalburg. Nr. 30—33 = 4 Bogen.

Aus dem Kinderland:

Hänsel und Gretel. Nr. 25.
Puppen-Theater. 1 1/2 Bogen. Nr. 34 u. 35. Hierzu Märchenspiel „Undine" mit Text. Nr. 36—39. 3 1/2 Bogen.
Schatten-Theater (2 Bogen) mit Hänsel und Gretel. Nr. 26 und 27. Erg.-(halbe) Bogen: Tischlein deck dich, Nr. 42; das tapfere Schneiderlein, Nr. 43.

Verschiedenes:

Kaiserjacht „Hohenzollern". Nr. 45.
Großstadtleben (1 1/2 Bogen). Nr. 40 und 41.
Geflügelhof in Schwaben. Nr. 44.
Markttag in der Kleinstadt. Nr. 28.

Hauswirtschaftliche Schulen

LETTE-VEREIN.

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.

W., Viktoria Luise-Platz 6.

Seminar zur Vorbereitung für: d. staatl. **Hauswirtschaftslehr.**-Examen, d. staatl **Handarbeitslehr.**-Examen. **Gewerbeschullehr.**-Seminar f. geprüfte Hauswirtschafts- resp. Handarbeitslehr. (Abt. f. Kochen, Schneidern, Wäscheanfert., einf. u. f. Handarb., Kunsthand.) Aufnahme April u. Oktober. Pension. sowie eign. Stellenvermittl. i. Hause. Prosp. u. Ausk. d. d. Verwaltbur., geöffn. 9—6 Uhr.

Koch- u. Haushaltungsschule des Vaterländ. Frauenvereins Straßburg i. E.
Staatliches Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen.
An der Tabakmanufaktur 5. :: :: Internat und Externat.
Bürgerliche und feine Küche (franz. Küche). Backen, Einmachen u. Konservieren von Früchten, Haushaltungslehre, Handarbeiten, Buchführung und Korrespondenz, ferner Unterweisung in der Krankenpflege. Landwirtsch. Kurse. Die Kurse beginnen jeweils im Januar, April u. September. Beginn d. nächsten Kurses am 20. April 1909. Honorar für Stadtschülerinnen 90 M., für Pensionärinnen 170 M. für einen dreimonatl. Kurs. Statuten stehen z. Verfügung. Anmeld. a. d. unterzeichn. Vorsteherin mündl. oder schriftl. Frau Wentz-Reuter.

Allgemeiner Deutscher Verein für Hausbeamtinnen
— Hausdam., Wirtschaftsfrl., Stütz., Kindergärtn., ungeprüft. Erzieherinnen —
Über ganz Deutschland verbreitet.
Gesellige Zusammenkünfte, Vorträge, Heime in vielen gröss. Städten.
Zweigvereine, Agenturen und Sprechstellen der Stellenvermittlung an mehr als 40 verschiedenen Orten.
Ausk. d. d. Zentrale d. Stellenvermittl., Leipzig, Königstr. 26.

München. :: Hauswirtsch. Seminar u. Haushaltungsschule „Prinzessin Arnulf".
Ausb. f. jg. Dam. nur f. d. eig. Haus. Halbj. Kurs bei Aufn. im Internat im April u. Okt. Mod. Komfort., neueste Lehrm., Besicht. d. Kunstschätze Münchens.
Berufl. Ausb. in allen Zweig. d. Hauswirtsch., einjähr. Lehrg., Abschlußprüfg. Ausbildung zur Haushaltungslehrerin, 2jährig. Lehrgang, staatl. Examen.
Vorbildung für alle Kurse: Höhere Tochterschule. Aufnahme nur im Oktober.
Alles Nähere durch die staatlich genehmigten Satzungen. — Anmeldungen baldigst zu richten an die Vorsteherin, Baronin Horn, München, Römerstr. 14.

Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde
in Altona.

Ausbildungszeit: 1 1/2 Jahre.
Städtische Übungsschule: wöchentlich 9 Kurse mit je 40—60 Kindern, daher weitestgehende Übung im Unterrichten.
Ausbildung nach staatlich genehmigtem Lehrplan und unter staatl. Aufsicht.
Unterricht in bürgerlicher und feiner Küche, Backen, Einmachen, Einschlachten.
Einfache und feine Wäsche, Glanzplätten usw.
Physik, Chemie, Nahrungsmittellehre, Gesundheitslehre, Botanik, Zoologie, Bürgerkunde, Pädagogik, Rechnen, Buchführung, Turnen, Zeichnen, Handarbeit, Maschinennähen, einfaches Schneidern usw.
Die Abgangsprüfung, die vor einer staatlichen Prüfungskommission abgelegt wird, berechtigt zu pensionsfähiger Anstellung.
Meldung und Prospekte bei der Leiterin des Seminars:
Frau Kramer, Altona.

Haushaltungs- und Gartenbauschule
Schloss Wasserburg a. Bodensee
bei Lindau (Bayern)

eröffnet 1908 mit Genehmigung der K. Regierung v. Schwaben und Neuburg.
Lore Leonhard. Alice v. Mattachich.

Kleine Mitteilungen.

Der bekannte Abgeordnete Dr. Friedrich Naumann wird Ende Januar in Berlin einen Vortragszyklus abhalten, in dem er die **Geschichte und das Wesen der politischen Parteien** behandeln will. Die Vorträge werden am 20. und 27. Januar, und am 3. und 10 Februar 1910 im Oberlichtsaal der Philharmonie stattfinden. Eintrittskarten à 2, 3 und 4 Mk. für den einzelnen Vortrag, zu 6, 9 und 12 Mk. für den ganzen Zyklus sind bei den Herren Ed. Bote und G. Bock und im Warenhause A. Wertheim, Leipzigerstraße und Kantstraße 3 zu haben.

Die Vorträge umfassen:

1. Die Parteigeschichte von 1848 bis 1890. Die Parteien in der Frankfurter Paulskirche und in der Berliner Nationalversammlung. Der preußische Landtag bis 1862. Der Landtag in der Zeit des Militärkonfliktes. Der Umschwung von 1866. Die Vorherrschaft der Nationalliberalen. Die Parteien der neuen Provinzen und Bundesstaaten. Der Umschwung von 1878. Die Ordnungsparteien und das Sozialistengesetz. Die Wahl vom Jahre 1887.

2. Die Parteigeschichte von 1890 bis jetzt. Die Wahlen vom Jahre 1890. Die Bedeutung des Zentrums von 1890 bis 1906. Die konservativen Verjüngungsbestrebungen. Die Spaltung der Linksliberalen 1893. Das Anwachsen der Sozialdemokratie. Die Wahlen bis 1907. Der Bülowsche Block. Die jetzigen Parteiverhältnisse. Wählerziffern. Wahlkreiseinteilung. Änderungen im Parteibetriebe bei allen Parteien.

3. Die Parteien der Rechten. Die preußischen Konservativen. Die konservativen Programme von 1876 und 1892. Freikonservative. Wirtschaftliche Vereinigung. Judenfrage. Bund der Landwirte. Stellung zum Kapitalismus. Das Zentrum — kirchlich, staatsrechtlich und sozialpolitisch. Polen und Elsässer.

4. Die Parteien der Linken. Der Nationalverein von 1859. Nationalliberales Programm von 1867. Das Ausscheiden der Freihändler. Programm von 1881. Spätere nationalliberale Erklärungen. Stellung zur preußischen Wahl-

Königliche Handels- u. Gewerbeschule für Mädchen in Rheydt. * Haushaltungsschule und Pensionat.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für **Beruf** und **Haus. Handels-** und **Höhere Handelsschule. Seminar** für **Hauswirtschafts-, Handarbeits-** und **Gewerbeschullehrerinnen.**

Beginn des Schuljahres am 14. April 1910.

Die Vorsteherin: L. Vollmar.

Frauenbildungs-Verein Breslau,
Katharinenstrasse 18.

Seminar für Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen.
Dauer je 1 Jahr. Mk. 160.

Haushaltungsschule. Preis für Pension und Unterricht Mk. 580; Tagesschülerinnen Mk. 360. Dauer 1 Jahr. • **Stützenausbildung** im Internat jährlich Mk. 600, im Externat Mk. 380.

Kursus von 12 Lekt. Feinste Küche Mk. 40, inkl. Mahlzeiten.

Gewerbe- u. Haushaltungsschule
des Frauenbildungsvereins Hannover,
mit staatl. u. städt. Unterstützung,
verbunden mit Ausbildungsseminar für den Lehrberuf.
Pensionat: Freytagstr. 6.

Frauenerwerbs- und Ausbildungsverein
BREMEN.
Abt. Wirtschaftsschule u. Haushaltungsseminar.
1. Kochkurse, Wasch- und Plättkurse, Servierkurse.
2. Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen.
Dauer: 2 Jahre. Abschluss: staatl. Prüfung. Honorar: 500 M.

Gewerbliche und kaufmännische Fachschule
verbunden mit **Haushaltungschule, Handarbeits- und Hauswirtschafts-Seminar.**
(Robert Weyler-Stiftung)
Eupen, Reg.-Bez. Aachen.

I. Haushaltungskursus. Dauer 1 Jahr. Schulgeld halbjährlich 55 M. einschl. Mittagessen an 2 Wochentagen. Der Unterricht umfaßt: Kochen, Backen, Einmachen; Haus- u. Gartenarbeiten; Waschen, Rollen u. Plätten; Handnähen, Stopfen u. Flicken; Maschinennähen, Anfertigen einfacher Wäschegegenstände; Deutsch, Rechnen, Nahrungsmittellehre, Gesundheitslehre, Gesang u. Turnen.

II. Gewerbliche Fachkurse. Dauer je nach dem Lehrfache ½—1 Jahr. Schulgeld halbjährlich; Kochen, Backen u. Einmachen 45 M. einschl. Mittagessen an 3 Wochentagen; prakt. Handarbeiten 20 M.; Maschinennähen u. Wäscheanfertigen 30 M.; Schneidern 30 M.; Waschen, Rollen u. Plätten 10 M.

III. Handelskursus für Knaben und Mädchen. Dauer 2 Jahre. Schuldgeld halbj. 30 M. Der Unterricht umfaßt: Deutsch, Korrespondenz, Rechnen, Buchführung, Kontorarbeiten, Geographie u. Warenkunde, Handels- u. Wechsellehre, Französisch, Stenographie u. Maschinenschreiben.

IV. Seminare a) für Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten: Ausbildungszeit 1 Jahr, Schulgeld halbj. 50 M. b) für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde: Ausbildungszeit 1 Jahr, Schuldgeld halbj. 50 M.

Nähere Auskunft sowie Prospekte durch die Vorsteherin.

Höhere Handelsschule für Mädchen
(Cölner Verein weiblicher Angestellter),
Cöln am Rhein.

Aufnahmebedingungen: Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Töchterschule und eine Aufnahmeprüfung.

Ziel der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen sowie zu wirtschaftlicher und sozialer Selbständigkeit.

Lehrgang zweijährig: Unterricht in **sämtlichen kaufmännischen Fächern** einschl. Handelsbetriebslehre u. Wirtschaftsgeographie, in Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde, in **Sprachen,** deutscher, franz., engl. Stenographie, Maschinenschreiben usw. — Ausw. Damen wird passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor Oberbach, Klapperhof 28.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

rechtsfrage. Sozialdemokratisches Programm von 1867, 1875 und 1891. Das Wesen des Revisionismus. Fortschrittspartei und Freisinn. Programm von 1878, 1884 und 1893. Einigungsbestrebungen.

Eine Obst- und Gartenbauschule für junge Mädchen und Frauen wird der Verein „Jugendschutz" zum 15. Januar eröffnen. Die herrliche Lage des Priorsberges in Neuzelle (Bahnstation in der Mark), woselbst der Verein schon eine Haushaltungsschule für junge Mädchen und ein Erholungsheim für Damen eingerichtet hat, eignet sich mit seinen schönen Obstanlagen und Ländereien vorzüglich für diesen Zweck. Auch die Nähe der beiden Gartenbaustädte Frankfurt a. O. und Guben mit ihren großen Anlagen bietet Gelegenheit, das Wissen der Schülerinnen zu erweitern. Der Kursus ist einjährig. Der Unterricht ist praktisch und theoretisch und wird neben anderen Lehrkräften von einem Fachmann gegeben, der jahrelang an einer Gartenbauschule gute Erfolge erzielt hat. Die Schülerinnen sollen im Gartenbau soweit ausgebildet werden, daß sie den Garten selbständig bearbeiten und die Erträge auf die vorteilhafteste Art verwerten können. Ebenso ist Gelegenheit gegeben, im Haushalt (für Unbemittelte Ermäßigung) im Bienenstand und im Mustergeflügelhof sich Kenntnisse zu erwerben. Für Einkochen und Konservieren von Obst und Gemüse sowie für den Baumschnitt werden besondere Kurse bei genügender Beteiligung eingelegt. Auch Hospitanten können für kürzere Zeit am praktischen Unterricht teilnehmen. In den Wintermonaten ist die Teilnahme an den Schneider- und Putzkursen gestattet. Meldungen an Frau Hanna Bieber-Boehm, Berlin C., Kaiser Wilhelmstraße 39 II.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Private höhere Mädchenschule in Westpreußen sucht zum 1. April 1910 eine Oberlehrerin oder erfahrene wissenschaftliche Lehrerin. Gehalt bei 22 Stunden wöchentlich 2400 bis 2800 Mark. Übernahme durch die Stadt steht in Aussicht.

Erstklassige Familienpension
der Schwestern Gaudian in Dresden-A.,
35, Johann-Georgen-Allee,
dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.
Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Frauenbildungsverein Cassel.
Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen.
Ausbildung in allen gewerblichen Fächern und für den kaufmännischen Beruf.
Seminare zur Ausbildung für Turn-, Handarbeits-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen. :: :: ::
Heim zur Aufnahme auswärtiger Schülerinnen.
Wirtschaftliche Frauenschule.
Auguste Förster-Stiftung, Oberzwehren.
Ausbildung in Hauswirtschaft, Gartenbau-, Kleintierzucht.
Auskunft und Prospekte durch den Vorstand.

Obst- u. Gartenbauschule HOLTENAU bei Kiel, a. d. Mündg. d. Kais.-Wilh.-Kanals.
Institut für Frauen und junge Mädchen gebildeter Stände.
Gegründet 1900.
Über gründliche, praktische und theoretische Fachausbildung für eigenen Garten und Beruf legen die Leistungen bereits ausgebildeter Damen Zeugnis ab. — Beginn neuer Kurse, 1- oder 2jähr., Anfang April und Anfang Oktober jedes Jahres. — Näheres durch Prospekte. — Vorzügliche Referenzen.
Die Leiterin: Frl. **Marta Baeck.**

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung der Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.
Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen- und Elektrotechnik — Programm durch das Sekretariat.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Damen-Pensionat.
Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof.
Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**
Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

Das **Durchschwitzen der Kleider** verhindern **unsere geruchbeseitigenden Sanoga-Achselblätter** vollständig.
Preis per 1 Paar M. 1,—
10 Paar M. 7,50
Diskr. Versand franko per Nachnahme oder gegen Vereinsendung des Betrages.
Leipziger Sanogenwerke, Mödern-Leipzig.

PENSION
Schmidt-Fischer
Potsdamer Strasse 27 b, I. u. II.
nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten.
Gut möblierte Zimmer
mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.
Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

1000 Mk.
bar Preise (500, 300, 200 M.)
Für neue praktische und gewinnbringende
Erfindungen
Prüfbedingungen gratis und franko
J. Bett & Co Berlin XXVII

2. An eine paritätische höhere Mädchenschule in Westfalen wird zum 1. April eine evangelische Oberlehrerin gesucht. Fächer: Geschichte und Deutsch, oder eines dieser beiden Fächer und Religion. Gehalts- und Pensionsverhältnisse vorläufig wie an staatlichen Anstalten. Ferner ist eine technische Lehrerin, für Zeichnen, Turnen und Handarbeiten geprüft, anzustellen. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Gesucht zum 1. April an eine höhere Privatmädchenschule im Großherzogtum Oldenburg eine erfahrene Lehrerin für das Ordinariat der 3. Klasse, die besonders tüchtig in Geschichte und Erdkunde ist. Oberlehrerin bevorzugt. Gehalt für eine Oberlehrerin 2500 Mark, steigend bis 3500 Mark, für eine wissenschaftliche Lehrerin 1400 Mark, steigend bis 2000 Mark. Meldungen baldigst erbeten.

4. Zum 1. April oder 1. Juli 1910 wird für eine gutgehende, private höhere Mädchenschule in einer Großstadt Westdeutschlands eine Oberlehrerin gesucht, die eventuell als Mitleiterin eintreten könnte. Mathematik und Erdkunde bevorzugt; eventuell auch andere Fächer. Anfangsgehalt 2400 Mark. Steigerung nach Übereinkunft. Einkauf in Pensionskasse.

5. An eine große Privatschule in größerer Stadt Sachsens wird zum 1. April eine Oberlehrerin mit einer Fremdsprache und irgendeinem anderen Fach gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 1. April wird an eine höhere Privatschule in der Nähe Berlins eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin gesucht, die besonders tüchtig in Mathematik, Rechnen und Naturgeschichte ist. Anfangsgehalt bei 24 Wochenstunden 1300 Mark. Ferner ist die Stelle einer Zeichen- und Handarbeitslehrerin zu besetzen. Erwünscht Befähigung zur Erteilung des Gesangsunterrichts auf der Unter- und Mittelstufe. Gehalt 1100 Mark, bei 25 Stunden wöchentlich.

7. Nach Oberschlesien werden an eine höhere Privatmädchenschule mit Lehrerinnenseminar, zwei katholische Oberlehrerinnen für Deutsch und Englisch und Deutsch und ein anderes Fach gesucht. Eventuell könnte für Deutsch und Englisch eine evangelische Bewerberin in Betracht kommen. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.
Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Mütter!

gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton"** für mein 1/2 Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton"** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2,— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Caricin (vorzüglicher Califigersatz).
Angenehmer Geschmack, auch von Kindern gern genommen. Billig, à Fl. M. 1,—.
Für die vorzügliche Wirkung garantieren die alleinigen Fabrikanten.

Kalksaft „Orgas".
Bester Ersatz für Lebertran und Lebertranpräparate.
Vorzüglicher Erfolg b. **Rachitis** usw. Angenehmer Fruchtgeschmack. à Fl. M. 2,—.

Eisenchocolade „Orgas"
bei **Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit.** Billig im Gebrauch.
Karton = 56 Portionen M. 2,—.

BANANIN.
Kraftnahrung ersten Ranges. Bei **Schwächezuständen** jeder Art, **Nervosität** usw.
Büchse à 500,0 = M. 2.25. — Büchse à 300,0 = M. 1.50.

Literatur und Proben durch die alleinigen Fabrikanten
EBERT & MEINCKE, BREMEN 15.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
a) für die Familie,
b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3–8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: B. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: B. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag in Karlsruhe i. B.

Ein wertvolles Buch für jede Mutter

Erziehung im Hause von Charlotte M. Mason

„Das Buch vertritt eine klar durchdachte, pädagogische Gesamtanschauung. Es will den Frauen die den Beruf ausüben, zu dem man sich heute überall noch am wenigsten vorbereitet, es will den Müttern zu einer besseren Erfüllung ihrer Pflichten dienen. — Theoretische Erkenntnisse sind in praktische Anweisungen und Winke umgesetzt, so dass das Buch weiten Kreisen von Müttern nützlich sein kann."
National-Zeitung, Beilage Das Reich der Frau.

„Es bringt eine Fülle von Beobachtungen auf psychologischer und physiologischer Grundlage in mehr aphoristischer Form und weist mit ernster Mahnung hin auf die Bedeutung des mütterlichen Berufs und den Wert der Kinderpersönlichkeit." Schwäbischer Merkur.

Band I: **Die Erziehung von Kindern unter 9 Jahren.** Preis geb. M 3.50
Band II: **Eltern und Kinder.** Preis geb. M. 3.50
Band III: **Erziehung während der Schulzeit.** Preis geb. M. 3.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

!! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !!
Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner,** Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell,** Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden 6.50 M., broschiert 5.50 M.

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34 35. **W. Moeser Buchhandlung.**

Digitized by Google

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Spring Term in Norham Hall
begins January 12th, ends March 22nd 1910.
Subject „Shakespeare and his Time."
Board. Residence. Lectures and Class teaching daily.
Use of Library, Tennis-Ground etc.
An Examination on the result, of which Certificates are awarded, is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to Mrs. BURCH. Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hildas Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.
Subject "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger

Berlin S. 14. Stallschreiber Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

HQ1103
F7
1913

Februar 1910

STANFORD
OCT 19 1910

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

Seite

Der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch. Von Anna Pappritz 257
Selma Lagerlöfs Dichterschuld. Aus dem Schwedischen übersetzt von Maria Rassow 265
Der Held in Ricarda Huchs Werk. Von Emmy von Egidy 269
Meta. Erzählung von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch) 278
Reaktion im Liberalismus. Von Helene Lange 290
Von betenden Kindern. Von Dr. Karl Wilker 293
Aus der heutigen französischen Frauenliteratur. Von Anna Brunnemann 298
Forderungen einer Frauenrechtlerin aus dem 15. Jahrhundert. Von Dr. phil. Mathilde Kastenberg 304
Erwerbstätigkeit. – Zur Frauenbewegung. – Versammlungen u. Vereine. – Bücherschau. – Anzeigen 307–320

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes.

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

Adalbert Graf Sternberg

Oktav. 1931. 80 pfl.

Es wird Ihnen, wenn Sie sich mit dem Gedanken tragen, einen Beruf zu ergreifen, sehr schwer fallen, sich für einen Beruf zu entscheiden. Sie werden sich fragen, ob Sie für diesen oder jenen Beruf geeignet sind, ob Sie sich in ihm wohlfühlen werden, ob Sie ihn ausfüllen können, ob Sie ihn lieben werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihr Glück finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Bestimmung finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Berufung finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Aufgabe finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Pflicht finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Tugend finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Laster finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Schwächen finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Stärken finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Grenzen finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Möglichkeiten finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Unmöglichkeiten finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Wahrheit finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Lüge finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Liebe finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihren Hass finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihre Freude finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihren Schmerz finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihr Leben finden werden. Sie werden sich fragen, ob Sie in ihm Ihren Tod finden werden.

Verlag Dr. Hans Heidenheim

17. Jahrg. Heft 5 Februar 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch.

Von

Anna Pappritz.

Nachdruck verboten.

Die rege Beteiligung an den Debatten auf der letzten Generalversammlung des Bundes deutscher Frauen-Vereine im Herbst 1908 in Breslau bewies den lebhaften Anteil, den die deutschen Frauen an einer Reform des Strafrechts nehmen. Mit der Annahme der Petition, die das Resultat jener Tagung war, darf aber unsere Arbeit auf diesem Gebiete keineswegs beendet sein. Im Gegenteil: die energische Agitation für die Berücksichtigung unserer Wünsche muß jetzt erst einsetzen, wo wir aus dem soeben erschienenen Vorentwurf [1]) ersehen können, was uns das neue Strafgesetzbuch voraussichtlich bringen wird. Die Vorschläge, die der Bund deutscher Frauenvereine zur Reform des Strafrechts gemacht hat, waren lediglich von praktischen Erwägungen diktiert. Auf denselben Standpunkt stellt sich der Entwurf. Er knüpft an das historisch Gewordene an und sieht seine Aufgabe darin, „das allgemeine Strafrecht auf diejenige Stufe zu heben, die nach der jetzt herrschenden Überzeugung als die nächst höhere anzusehen ist." Der Entwurf vertritt auch nicht den Standpunkt einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung: er hat weder in dem Streit der sogenannten „modernen" mit der sogenannten „klassischen" Schule Stellung genommen, noch zu den Lehren vom Determinismus und Indeterminismus. Die Erörterung, ob der Mensch Willensfreiheit besitzt, gehört nach der Auffassung des praktischen Gesetzgebers nicht in das Gebiet des Strafrechts, sondern in das der Philosophie und Psychologie. Dieser hat vielmehr, wie der Entwurf hervorhebt, von der Voraussetzung eines

[1]) Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch. Verlag von J. Guttentag, Berlin 1909 3 Bände.

geistigen Zustandes des Menschen auszugehen, der nach der allgemeinen Volksanschauung als ein normaler die Verantwortlichkeit für strafbare Handlungen begründet. Die Zwecke der Strafe sind auch nicht lediglich aus einem Gesichtspunkt zu erfassen, sondern wie fast alle menschlichen Einrichtungen aus mehreren: Vergeltung, Besserung, Schutz der Gesellschaft; General- und Spezialprävention liegen in ihr beschlossen. Doch hat sich der Entwurf von der Starrheit und Kasuistik des gegenwärtigen Strafgesetzbuches in erheblichem Maße losgesagt; in seinen Intentionen macht sich der Einfluß einer neuen Zeit, einer humaneren Anschauung fühlbar. Besonders ist es sein Bestreben, mit dem veralteten Schematismus zu brechen und dem Richter einen größeren Spielraum zum Individualisieren zu lassen.

Dieses Bestreben tritt schon in den Vorschriften über den Vollzug der Freiheitsstrafen hervor. Der Entwurf unterscheidet drei Arten von Freiheitsstrafen: Zuchthaus, Gefängnis und Haft. Die Haftstrafe soll mehr als bisher für leichtere Fälle die Gefängnisstrafe ersetzen und tritt immer an Stelle der bisherigen Festungshaft, die ganz in Wegfall kommt. Der Entwurf schreibt die Vollstreckung der Zuchthausstrafe in ausschließlich dazu bestimmten Strafanstalten vor. Ausgeschlossen ist somit die Benutzung von Anstalten, in denen, wenn auch in gesonderten Gebäuden, noch andere Gefangene, seien es Gefängnis- oder Haftgefangene oder Arbeitshäusler untergebracht sind. Die Gefängnis- und die Haftstrafe sind in besonderen Anstalten oder doch in derart voneinander getrennten Abteilungen derselben Anstalt zu vollstrecken, daß Haftgefangene mit Gefängnisgefangenen nicht in Berührung kommen. Was die Behandlung der Gefangenen anbetrifft, so steht die Frage ihrer Beschäftigung im Vordergrunde. In Würdigung der sittlichen Bedeutung nützlicher Tätigkeit geht der Entwurf davon aus, daß kein Gefangener unbeschäftigt bleiben darf. Er lehnt es daher ab, kurze Freiheitsstrafen, oder das Anfangsstadium längerer Strafen durch Entziehung der Arbeit besonders empfindlich zu machen, und fordert, im Gegensatz zu dem geltenden Recht, auch von den Haftgefangenen angemessene Beschäftigung. Die Zuchthaussträflinge unterwirft er „strengem Arbeitszwange." Der Zusatz „streng" besagt, wie es in der Begründung zum Entwurf heißt: „daß das zu fordernde Arbeitsmaß reichlich bemessen werden soll, so daß der Sträfling, um es zu leisten, mit angestrengtem Fleiße tätig sein muß." Doch soll bei der Zuweisung von Arbeit auf die Individualität des Sträflings tunlichst Rücksicht genommen werden. Bei den Gefängnisgefangenen ist die zu fordernde Arbeitsleistung geringer und hinsichtlich der Art der Arbeit soll stets ihrer Individualität Rechnung getragen werden. Von den Haftgefangenen wird nur Beschäftigung mit nützlicher Arbeit, in erster Linie Selbstbeschäftigung verlangt.

Während das geltende Recht nur die Befugnis erteilt, Einzelhaft anzuordnen, schreibt der Entwurf sie, wenigstens für den Anfang der Strafzeit, obligatorisch vor. Die Einzelhaft kann so lange ausgedehnt werden, wie die Anstaltsbehörde es für erforderlich hält. Der Entwurf erhofft von der Einzelhaft einen erziehlichen Einfluß auf den Sträfling, und widerlegt die Bedenken mit dem Hinweis, daß Einzelhaft nicht gleichbedeutend mit „Vereinsamung" sei. Nur der Verkehr mit anderen Gefangenen soll verhütet, böser Einfluß und Zerstreuung von dem Verurteilten fern gehalten werden. An ihre Stelle soll die verständnisvolle Ein-

wirkung der Anstaltsbeamten, Anregung durch gute Lektüre, Unterricht und Gottesdienst treten.

Bedauerlicherweise wird im Entwurf die Forderung der „unbestimmten Verurteilung," die von verschiedenen Seiten, besonders auch aus den Kreisen der Strafanstaltsleiter erhoben wurde, mit Entschiedenheit abgelehnt. Die Verfasser würdigen die Gründe, die für eine Verurteilung auf unbestimmte Zeit sprechen, durchaus, denn es heißt in dem Entwurf:

> „Es wird behauptet, die dem Richter gestellte Aufgabe sei eine in vielen Fällen schlechterdings unerfüllbare, sowohl von dem Standpunkt der gerechten Vergeltung, wie von dem der Zweckstrafe aus. Denn es sei meist nicht möglich, schon in der Hauptverhandlung die Persönlichkeit des Täters so genau kennen zu lernen, daß bezüglich des subjektiven Tatbestandes ein zutreffendes Urteil gefällt, und eine der wirklichen Schuld in gerechter Weise entsprechende Strafe gefunden werden könne. Noch weniger aber sei der urteilende Richter imstande, die Wirkung der verhängten Strafe auf den Verurteilten richtig abzuschätzen, vielmehr stellten sich die Strafen während des Vollzugs zu einem großen Teil als zu milde oder zu hart heraus, so daß vielfach noch nicht entlassungsreife Gefangene entlassen, dazu reife aber noch weiter zwecklos in der Anstalt zurückgehalten werden müßten .... Das Mittel zur Abstellung dieser Übelstände glaubt man darin gefunden zu haben, daß die Bemessung der Freiheitsstrafe aus der Hauptverhandlung in die Zeit des Strafvollzugs verlegt wird, da erst dieser eine genaue und sichere Kenntnis des Verurteilten vermitteln und ein zuverlässiges Urteil über den Einfluß der Strafe auf ihn gestatte."

Diese scheinbar recht einleuchtenden Gründe haben jedoch die Verfasser nicht zugunsten der Verurteilung auf unbestimmte Zeit beeinflussen können; sie vertreten vielmehr den Standpunkt, daß die unbestimmte Verurteilung sich nicht mit dem auf Vergeltung gerichteten Strafrecht verträgt, sondern nur den reinen Zweckgedanken berücksichtigt. Das größte Bedenken aber erregt ihnen die Vermischung von Justiz und Verwaltung, die das unbestimmte Urteil mit sich bringen würde.

Unsres Erachtens hätten wenigstens in den Fällen, wo es sich um jugendliche Verbrecher handelt, diese theoretischen Bedenken vor dem „Zweckgedanken" zurücktreten müssen, um so mehr als der Entwurf die guten Erfolge der unbestimmten Verurteilung in der auf Erziehung und Besserung gerichteten Behandlung der jugendlichen Verurteilten in Amerika anerkennt.

Mit dem Charakter der Strafe als Vergeltungsstrafe verträgt es sich nach dem Wortlaut des Entwurfes also nicht, aus Erwägungen, die sich auf die Wirkung des Strafvollzugs stützen, im Verwaltungswege die richterliche Strafe abzuändern, wohl aber die vorläufige Entlassung anzuordnen. Da die Statistik der neuesten Zeit eine ständige Zunahme der vorläufigen Entlassungen nachweist, so will der Entwurf die Anwendung dieser Maßregel fördern, indem er zwei Änderungen des geltenden Rechts vorschlägt: die Herabsetzung der Strafe von $^3/_4$ auf $^2/_3$ der verbüßten Zeit und die Verlängerung der Bewährungsfrist auf zwei Jahre. (Nach dem geltenden Recht entspricht die Probezeit dem noch zu verbüßenden Teile der auferlegten Strafe, ohne Rücksicht auf dessen Dauer.) Die sich nach der jetzt geltenden Vorschrift häufig ergebende kurze Dauer der Bewährungsfrist beeinträchtigt ihre heilsame Wirkung, während eine längere Aufsicht und die ihm im Falle des Widerrufs drohende Vollstreckung der noch nicht verbüßten Strafzeit den Entlassenen voraussichtlich vor einem Rückfall bewahren wird. Diese Aufsicht kann Vertretern von Fürsorgevereinen oder anderen dazu geeigneten

Personen übertragen werden, doch lehnt der Entwurf die Anstellung besonderer Beamten nach amerikanischem Vorbild (Probation officers) ausdrücklich ab. Dies ist, auch wieder im Hinblick auf die Jugendlichen, aufs tiefste zu bedauern, denn schon heute macht sich in der Jugendgerichtspraxis der Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, die Fälle zur „Nachbehandlung" übernehmen können und wollen, fühlbar. Bei der wachsenden Zahl dieser Fälle ist es ganz unmöglich, die „Schutzaufsicht" ausschließlich freiwilligen Hilfskräften zu übertragen; dazu stellt diese Art der Arbeit zu große Anforderungen an die Zeit, die Kraft und die Mittel der freiwilligen Helfer. Nur geschulte und besoldete Beamte können auf die Dauer dieser Arbeit gerecht werden. Wenn der Entwurf sagt: „Es ist nicht anzuerkennen, daß die Polizeibeamten zur Erfüllung der ihnen hier erwachsenden Aufgaben nicht geeignet seien", so zeugt dies von einem Mangel an praktischer Erfahrung und einer so völlig falschen Auffassung des Begriffs der „Schutzaufsicht", daß die in der sozialen Arbeit stehenden Vereine ein energisches Veto gegen diese Behauptung einlegen sollten.

Leider wird die Schutzaufsicht *ganz abgelehnt* in den Fällen der „*bedingten Strafaussetzung*", die an Stelle der jetzigen „bedingten Begnadigung" treten soll. Der Unterschied besteht im wesentlichen in einer Umwandlung der jetzigen Verwaltungseinrichtung, bei der die Entscheidung der Landeszentralstelle obliegt, in eine Rechtseinrichtung: die Anordnung der Strafaussetzung erfolgt durch „das Gericht im Urteil", mithin durch den erkennenden Richter. Der Zweck der Strafaussetzung ist im Gesetz bestimmt angegeben; dem Verurteilten soll Gelegenheit gegeben werden, sich „durch gute Führung den Erlaß der Strafe zu verdienen".

Unter „guter Führung" versteht der Entwurf jedoch nicht lediglich die Vermeidung einer neuen Gesetzesübertretung, sondern ein allgemeines „Wohlverhalten".

Neu ist ferner die Bestimmung des § 81, daß der Richter bei der Bemessung der Strafe die Beweggründe des Täters, seine persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, den Grad seiner Einsicht, die Folgen der Tat und das Verhalten des Täters nach dieser, namentlich die bewiesene Reue und das bewiesene Bestreben, die Folgen wieder gut zu machen, zu berücksichtigen hat.

Der weitgehenden Individualisierung entsprechend, die der Entwurf dem Richter hiermit zur Pflicht macht, bringt er eine Reihe von Vorschlägen, die einerseits dem Richter gestatten, eine größere Milde als bisher, *bis zur völligen Erlassung der Strafe in besonders leichten Fällen*, walten zu lassen, ihm aber auch andrerseits die Mittel an die Hand geben, in besonders schweren Fällen strafverschärfende Maßregeln anzuwenden.

Zu den strafmildernden Maßregeln gehören die Bestimmungen über die *Rehabilitierung* (Wiedereinsetzung in die bürgerlichen Ehrenrechte und Streichung im Strafregister), die dann eintreten kann, wenn nach Verbüßung der Strafe eine geraume Zeit, von 2—3 Jahren, verstrichen ist, in der sich der Gesetzesübertreter ehrenhaft geführt und sich einer besonderen Berücksichtigung würdig gezeigt hat. Eine Erleichterung bedeutet ferner die Bestimmung, daß Geldstrafen in einer Frist bis zu drei Monaten und in Teilzahlungen abgetragen, resp. durch freie Arbeit abverdient werden können. Der von vielen Seiten gemachte Vorschlag, auch kürzere Haft- oder Gefängnisstrafen durch „freie Arbeit" abtragen zu dürfen, konnte nicht berücksichtigt werden, weil der Staat die ihm zu Gebote stehenden

Arbeitsmöglichkeiten bei der zunehmenden Arbeitslosigkeit während der schlechten Jahreszeit oder in Zeiten geschäftlicher Stockungen für seine unbestraften, aber bedürftigen und arbeitsuchenden Bürger braucht. So bedauerlich dies ist, so müssen wir doch die Richtigkeit des Arguments anerkennen.

Es wird sicherlich dem allgemeinen Volksempfinden entsprechen, wenn der Gesetzgeber, nachdem er in den eben zitierten Paragraphen der „modernen Richtung" Rechnung getragen hat, auf stärkere Abschreckungsmittel und besonders auf Sicherungsmaßregeln sinnt, die die Allgemeinheit vor den Gewohnheitsverbrechern schützen können. Von der Prügelstrafe hat man zum Glück abgesehen, trotz der warmen Befürwortung, die diese demoralisierende Maßregel noch immer von mancher Seite findet. Auch mit dem Gedanken der „Deportation" kann sich der Entwurf aus guten Gründen nicht befreunden: erstens hat man im Auslande keine allzu günstigen Erfahrungen mit diesem Strafmittel gemacht und zweitens würde sie für Deutschland, im Hinblick auf den Charakter unserer Kolonien, ganz ungeeignet sein. Dagegen befürwortet der Entwurf im § 18 gegenüber solchen Verbrechern, deren Tat von besonderer Roheit, Bosheit oder Verworfenheit zeugt, „Schärfungen" der Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe anzuordnen. Diese Schärfungen bestehen darin, daß der Verurteilte geminderte Kost oder eine harte Lagerstätte erhält. Sie können auch vereinigt angeordnet werden, müssen aber jeden dritten Tag ausgesetzt werden. Die Dauer der Schärfungen darf vier Wochen nicht übersteigen und der Zwischenraum zwischen zwei Schärfungen muß mindestens das Doppelte der Dauer der vorangegangenen Schärfung betragen. Ist eine strafbare Handlung auf Liederlichkeit oder Arbeitsscheu zurückzuführen, so kann das Gericht neben der Strafe auf Unterbringung des arbeitsfähigen Verurteilten in ein Arbeitshaus auf die Dauer von sechs Monaten bis zu drei Jahren erkennen, um den Verurteilten wieder an ein gesetzmäßiges und arbeitsames Leben zu gewöhnen.

Nicht gerade als strafverschärfend, sondern vielmehr im Hinblick auf das Recht des Geschädigten ist der § 57 gedacht und als Neuerung durchaus zu begrüßen. Er lautet:

> „Ist durch die strafbare Handlung dem Verletzten ein nach bürgerlichem Rechte zu ersetzender Schaden erwachsen, so hat das Gericht auf Verlangen des Geschädigten neben der Strafe auf Ersatz des Schadens zu erkennen, sofern dieser den Betrag von zwanzigtausend Mark nicht übersteigt, und soweit seine Feststellung ohne Verzögerung des Strafverfahrens möglich ist.
>
> Soweit der Schadenersatz zuerkannt ist, ist die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches gegenüber dem Verurteilten ausgeschlossen.
>
> Mehrere zum Schadenersatz Verurteilte haften als Gesamtschuldner."

Wenn man bedenkt, wie schwierig es für den Geschädigten ist, eine Zivilklage anzustrengen, wieviele Menschen aus Gesetzesunkenntnis den falschen Weg einschlagen, oder die Kosten für einen Zivilprozeß nicht aufbringen können, so wird diese Reform von der Allgemeinheit sicherlich als Wohltat empfunden werden.

* * *

Nachdem wir die Neuerungen, die der Entwurf in bezug auf Strafbemessung und Strafvollzug bringt, flüchtig skizziert haben, wollen wir zu den Punkten übergehen, zu denen der Bund deutscher Frauenvereine Stellung genommen hat. Die Vorschläge des Bundes lassen sich in drei Gruppen teilen; sie beziehen sich a) auf

Duell und Trunksucht; b) auf die Behandlung der Jugendlichen; c) auf die Sittlichkeitsdelikte.[1])

A. Die Forderung des Bundes, die Strafe für das Duell zu verschärfen und statt auf Festung auf Gefängnis zu erkennen, ist in der Hinsicht erfüllt, als die Festungsstrafe überhaupt in Wegfall kommt und immer durch Haftstrafe ersetzt wird. Außerdem schreibt der Entwurf vor, daß der Duellant, der seinen Gegner im Zweikampf tötet, mit Haft von zwei bis zu fünf Jahren oder mit Gefängnis nicht unter zwei Jahren bestraft wird. Hat er den Zweikampf freventlich verschuldet, so ist die Strafe Gefängnis nicht unter zwei Jahren.

Auch in bezug auf die Trunkenheit vertritt der Entwurf unseren Standpunkt, indem er eine Reihe von Bestimmungen trifft, die sowohl der medizinischen Auffassung wie dem sittlichen Gefühl entsprechen. Der § 306, Absatz 3 des Entwurfes lautet:

> „Mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Haft oder Gefängnis bis zu drei Monaten wird bestraft, wer sich durch eigenes Verschulden in einen Zustand von Trunkenheit versetzt, in dem er eine grobe Störung der öffentlichen Ordnung oder eine persönliche Gefahr für andere verursacht."

Die Strafausschließungs- und Milderungsgründe, die bei verminderter Zurechnungsfähigkeit vorgesehen sind (womit der Entwurf auch eine von vielen Seiten geforderte Neuerung bringt) finden auf selbstverschuldete Trunkenheit keine Anwendung; vielmehr kann nach § 43 des Entwurfs der Richter neben der Strafe dem Verurteilten den Besuch der Wirtshäuser auf die Dauer bis zu einem Jahre verbieten. Ist chronische Trunksucht festgestellt, so ist die Unterbringung des Verurteilten in eine Trinkerheilanstalt bis zu seiner Heilung, jedoch höchstens auf die Dauer von zwei Jahren anzuordnen.

B. In den Bestimmungen über die Behandlung der „Jugendlichen" deckt sich der Entwurf fast ganz mit den Vorschlägen unsrer Petition. Allerdings wird das Strafmündigkeitsalter nur bis zum 14. Jahre (nicht wie die Petition fordert bis zum 16. Jahre) heraufgerückt, doch kann das Gericht, wenn die Tat hauptsächlich als Folge mangelhafter Erziehung erscheint, an Stelle einer Freiheitsstrafe die Überweisung zur staatlich überwachten Erziehung anordnen.

Damit ist der vormundschaftlichen Wirksamkeit des Jugendrichters die erforderliche Freiheit zuerkannt; er ist der jetzigen schwierigen Lage enthoben, zwischen Strafe und Freisprechung zu wählen. Das Jugendgericht wird erst nach Inkrafttreten dieser Bestimmung seinen segensreichen Einfluß auf die Besserung der jugendlichen Gesetzesübertreter ausüben können und Tausende von Kindern werden in Zukunft vor dem Gefängnis und dem Makel einer Vorbestrafung bewahrt bleiben. Wird auf Freiheitsstrafe gegen Jugendliche erkannt, so ist diese in besonderen, für sie ausschließlich bestimmten Anstalten zu vollstrecken. Die vermindert zurechnungsfähigen Jugendlichen sind von den normalen vollständig abzusondern und in staatlich überwachten Erziehungs-, Heil- und Pflegeanstalten unterzubringen. Daß die bedingte Strafaussetzung hauptsächlich den Jugendlichen gegenüber in Anwendung kommen soll, ist im Entwurf ausdrücklich betont. Leider sieht der Entwurf eine stärkere Heranziehung der gesetzlichen Vertreter des straf-

[1]) Vergleiche: Petition des Bundes deutscher Frauenvereine zur Reform des Strafgesetzbuches. Zu beziehen durch Alice Bensheimer, Mannheim L 12. 18.

fälligen Kindes, wie dies durch die Bestimmungen des englischen Jugendgesetzes geschieht, nicht vor,[1]) was sehr zu beklagen ist, denn die Praxis lehrt uns, daß in vielen Fällen die Eltern die eigentlich Schuldigen sind und demgemäß zur Rechenschaft gezogen werden sollten.

C. Wir kommen nun zu denjenigen Paragraphen, die bei der Bundesversammlung in Breslau die lebhaftesten Diskussionen auslösten: zu den Bestimmungen, die die Sittlichkeitsdelikte betreffen. Wenn die Frauenwelt gerade diesem Teil des St. G. B. das größte Interesse entgegenbringt, so ist der Grund hierfür leicht erklärlich. Erstens verletzen derartige Verbrechen das Empfinden der Frau am tiefsten; zweitens ist das weibliche Geschlecht fast immer der leidende Teil, und drittens haben wir das Gefühl, daß einerseits die weibliche Jugend durch die bestehenden Bestimmungen nicht genügend geschützt ist, daß andrerseits, besonders im Hinblick auf die Behandlung der Prostitution, nicht mit der wünschenswerten Objektivität verfahren wird.

In bezug auf diesen Teil des Strafrechts ist der Entwurf eine große Enttäuschung für uns, denn er berücksichtigt fast keinen unsrer wohlmotivierten Vorschläge.

Das Schutzalter für Mädchen ist nicht erhöht; eine Schutzbestimmung gegen die Ansteckung mit venerischer Krankheit ist nicht vorgesehen; eine Strafandrohung gegen die Ausbeutung des Abhängigkeitsverhältnisses wird in der Begründung ausdrücklich abgelehnt und zwar mit denselben hinfälligen Argumenten, mit denen s. Z. der sogenannte „Arbeitgeberparagraph" bei den Beratungen der lex Heinze zu Fall gebracht wurde; z. B. wird in der Begründung wieder die Behauptung aufgestellt, daß ein ausreichendes praktisches Bedürfnis für diese Schutzbestimmung nicht vorläge, obgleich in unsrer Petition ausdrücklich hervorgehoben ist, daß derartige Fälle durchaus nicht selten sind, was aus den Erfahrungen der in den Rechtsschutzstellen tätigen Frauen erhärtet wird. Die Ablehnung dieser Forderung berührt uns um so schmerzlicher, als diese Schutzbestimmung in den § 250 (§ 175 StGB.), der die widernatürliche Unzucht betrifft, aufgenommen ist. Der betreffende Passus lautet:

> „Ist die Tat unter Mißbrauch eines durch Amts- oder Dienstgewalt oder in ähnlicher Weise begründeten Abhängigkeitsverhältnisses begangen, so tritt Zuchthaus bis zu 5 Jahren, bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter 6 Monaten ein."

Der Schutz, der der männlichen Jugend zuteil wird, sollte mit noch größerer Berechtigung auf die weibliche Jugend ausgedehnt werden, zumal das „praktische Bedürfnis" hier doch wohl noch häufiger konstatiert werden könnte. In der Ablehnung unserer Forderung können wir nur den Ausdruck eines, wenn auch unbewußten männlichen Geschlechtsegoismus erblicken, der unserm Wunsch nach Beteiligung der Frauen an der Gesetzgebung eine erhöhte Bedeutung gibt.

Die Forderung der Bundespetition auf Beseitigung des § 172 StGB. (Bestrafung wegen Ehebruchs) ist nicht berücksichtigt, doch tritt in dem Entwurf eine Modifikation ein, durch die Bestimmung, daß der Antrag zurückgenommen werden darf. Die Strafandrohungen des § 174 StGB. werden erfreulicherweise

---

[1]) Vergl. meinen Artikel: „Das neue englische Jugendgesetz" in der Juli-Nummer des vorigen Jahrgangs der „Frau".

auf die Leiter und Beamten auch der privaten Heil- und Erziehungsanstalten ausgedehnt, doch merkwürdigerweise nicht auf Stiefeltern, wie wir vorgeschlagen haben, obgleich gerade Stiefväter sich ganz besonders häufig eines Sittlichkeitsverbrechens ihren Stiefkindern gegenüber schuldig machen. Auch ist unsere Forderung, den § 176 StGB. dahin zu erweitern, daß nicht nur der Mißbrauch einer geisteskranken, sondern auch einer als geistesschwach bekannten Person strafbar ist, nicht aufgenommen worden. Das Strafmaß bei Kindestötung und Fruchtabtreibung ist etwas herabgesetzt, sonst ist in diesen Bestimmungen keine Änderung eingetreten. Wir müssen es lebhaft bedauern, daß unseren Wünschen nach einer Mitverantwortung des unehelichen Vaters, wie sie das norwegische Gesetz kennt, nicht Rechnung getragen ist, denn unserer Überzeugung nach werden diese Verbrechen nur auf dem indirekten Wege durch Ausdehnung der Strafandrohung auf den unehelichen Vater, der sich seiner Versorgungspflicht entzieht, einzuschränken sein.

Dem Arzt ist, wie in der Begründung nachgewiesen wird, schon heute gestattet, bei Lebensgefahr der Mutter die Schwangerschaft zu unterbrechen und einen künstlichen Abort herbeizuführen; der Gesetzgeber hielt es demnach nicht für nötig, dies noch ausdrücklich zu betonen, obgleich es „von seiten ärztlicher Kreise mehrfach in Anregung gebracht ist", wie es in der Begründung heißt; er stellt sich auf den Standpunkt, daß diese Frage bei der Bestimmung des Notstandsbegriffs und bei dem Strafausschließungsgrund der befugten Berufsausübung berücksichtigt worden ist.

Auf dem Gebiete der Sittlichkeitsdelikte haben unsere Wünsche nur in zwei Punkten Berücksichtigung gefunden. Der Kuppeleiparagraph hat den Zusatz erhalten:

> „Diese Vorschrift findet auf die Gewährung von Wohnung keine Anwendung, sofern nicht der Täter mit Rücksicht auf die Duldung der Unzucht einen unverhältnismäßigen Gewinn zu erzielen sucht."

Ferner ist eine Strafandrohung gegen den Mädchenhandel neu hinzugekommen (§ 253):

> „Wer
>
> 1) ein Gewerbe daraus macht, Frauenspersonen der Unzucht zuzuführen,
>
> 2) zur Begehung der Kuppelei (§§ 251, 252) hinterlistige Kunstgriffe anwendet,
>
> wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren, bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten bestraft."

Dieser kleine Fortschritt kann uns jedoch nicht befriedigen angesichts der betrübenden Tatsache, daß die Reglementierung der Prostitution bestehen bleibt. Der neue § 305 Absatz 4 unterscheidet sich nur dem Wortlaut, nicht dem Sinne nach von dem alten § 361 Absatz 6 StGB.

Wir Frauen sehen in der Reglementierung nicht nur ein Ausnahmegesetz, durch dessen Folgen lediglich der weibliche Teil getroffen wird, sondern schlechthin das Fundament der „doppelten Moral" und glauben, daß eine Höherentwicklung auf dem Gebiete der sexuellen Sittlichkeit erst dann möglich sein wird, wenn dieses Bollwerk gefallen ist. Daß unsre Wünsche nach Beseitigung der Reglementierung gänzlich unbeachtet geblieben sind, daß man in der Begründung unsre Gegenargumente nicht einmal erwähnt, während bei allen anderen Bestimmungen in seitenlangen Abhandlungen das Für und Wider erörtert wird, wirkt mehr als deprimierend — es ist eine Nichtachtung der weiblichen Hälfte des Volkes!

Wir haben mit gebührender Anerkennung die Fortschritte hervorgehoben, die uns der Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch nach mancher Richtung bringt. Um so schmerzlicher muß es uns berühren, daß der Geist der verfeinerten Gerechtigkeit

Halt macht an der Schwelle unsrer Forderungen, soweit sie das Gebiet der Sittlichkeitsfrage berühren, denn wir haben diese Forderungen aufgestellt, weil wir von ihrer Erfüllung einen weitgehenderen Schutz der weiblichen Jugend, eine Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühls und damit eine Hebung der allgemeinen Volkssittlichkeit erhoffen. Nach einem Ausspruch, den der preußische Regierungsvertreter auf der Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels in Leipzig getan hat,[1]) soll der Entwurf 1½ Jahre der Öffentlichkeit zur Kritik vorliegen und dann erst zum eigentlichen Regierungsentwurf verdichtet werden.

Möchte die deutsche Frauenwelt diese Frist nicht ungenützt verstreichen lassen, sondern den maßgebenden Persönlichkeiten beweisen, daß ein Strafgesetz Sache des gesamten Volkes, somit auch seiner weiblichen Bürger ist; daß die Frau das Recht beansprucht, in dieser für ihr Geschlecht so folgenschweren Angelegenheit gehört und berücksichtigt zu werden.

Selma Lagerlöfs Dichterschuld.[2])

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Maria Kassow.

Nachdruck verboten.

Königliche Hoheiten! Meine Damen und Herren!

Es war vor einigen Tagen. Ich saß im Zuge auf dem Wege nach Stockholm. Es war gegen Abend. Draußen war es finster und im Coupé recht dämmerig. Meine Mitreisenden schlummerten, jeder in seiner Ecke, und ich saß und lauschte schweigend dem Rollen des Zuges, wie er über die Schienen jagte.

Während ich so saß, mußte ich an alle die früheren Male denken, wo ich nach Stockholm gereist war. Meistens war es zu irgendetwas Schwerem gewesen. Ich war hingefahren um Examen zu machen, und ich war mit Manuskripten hingereist, um Verleger zu suchen. Und jetzt war ich auf dem Wege dorthin, um den Nobelpreis zu empfangen. Beinah schien es mir, als sei auch das etwas Schweres.

Den ganzen Herbst hatte ich in meinem einstigen Elternhause in Värmland in der größten Einsamkeit verlebt, und jetzt war ich genötigt hervorzutreten — unter viele Menschen. Es war, als wäre ich scheu geworden vor dem Leben und dem Verkehr da hinten in der Einsamkeit, und ich wurde ängstlich bei dem Gedanken, mich wieder draußen in der Welt zeigen zu müssen.

Aber im Grunde war es ja eine so wunderlich große Freude, den Preis empfangen zu dürfen, und ich suchte meine Ängstlichkeit zu verscheuchen, indem ich

[1]) Bericht der Gräfin Münster im „Abolitionist" vom 1. Dezember v. J.

[2]) Selma Lagerlöfs Rede auf dem Bankett, das zur Feier der Verleihung der Nobelpreise veranstaltet wurde. Veröffentlicht in Stockholms Dagblad, den 11. Dezember 1909.

an alle die dachte, die ſich über mein Glück freuen würden. Das waren viele gute alte Freunde, das waren meine Geſchwiſter, und zu allererſt war es meine alte Mutter, die daheim ſaß und ſich freute, daß ſie dieſes große Ereignis erleben durfte.

Und da dachte ich auch an meinen Vater, und das Gefühl großen Bedauerns ergriff mich, daß er nicht mehr lebte und ich ihm nicht erzählen konnte, daß ich den Nobelpreis erhalten hatte. Ich wußte, er wäre ſo froh geweſen wie niemand ſonſt. Ich habe nie jemand getroffen, der eine ſolche Liebe und Verehrung für Dichtung und Dichter hegte wie er, und wenn er nun erfahren hätte, daß die ſchwediſche Akademie mir einen großen Dichterpreis zuerkannt — — Es war mir ein wirklicher Kummer, daß ich es ihm nicht ſagen konnte.

Jeder, der in Nacht und Finſternis mit der Eiſenbahn gefahren iſt, weiß, daß es geſchehen kann, daß die Wagen lange Zeit merkwürdig ſtill dahingleiten. Lärm, Geraſſel, Stoßen hören auf, und das gleichmäßige Rollen der Räder wandelt ſich in eine ruhevolle und eintönige Muſik. Es iſt, als ob die Eiſenbahnwagen nicht mehr auf Schwellen und Schienen fahren, ſondern im Raum dahingleiten. Nun, gerade als ich dachte, ich möchte Vater jetzt wiederſehen, geſchah etwas derartiges. Der Zug begann ſo leicht und lautlos vorwärts zu eilen, daß mir ſchien, er wäre nicht mehr auf der Erde. Und dann fingen meine Gedanken an ihr Spiel zu treiben. „Denk, wenn ich jetzt zu meinem alten Vater ins Himmelreich führe. Mir iſt, als hätte ich gehört, daß andern ſo etwas paſſiert ſei; weshalb nicht auch mir?“

Der Eiſenbahnwagen fuhr fort, ſacht und lautlos vorwärts zu gleiten. Aber wohin er fuhr, dahin hatte er lange zu fahren, und meine Gedanken erreichten vor ihm ihr Ziel.

„Wenn ich nun Vater treffe,“ dachte ich, „dann ſitzt er gewiß in einem Schaukelſtuhl auf einer Veranda und hat einen ſonnigen weiten Hof vor ſich, der voll Blumen und Vögeln iſt, und natürlich iſt er dabei, die Frithjoſſage zu leſen. Und wenn Vater mich zu ſehen bekommt, legt er das Buch hin und ſchiebt die Brille auf die Stirn, und dann ſteht er auf und geht mir entgegen. Und er ſagt „Guten Tag“ und „Willkommen“ und „Nein, biſt du unterwegs?“ und „Wie ſteht's, mein Kind“ — ganz wie früher.

Erſt wenn er ſich wieder im Schaukelſtuhl zurechtgeſetzt hat, fängt er an, ſich zu wundern, weshalb ich ihn aufgeſucht hätte. „Iſt zu Hauſe etwas ſchief gegangen?“ fragt er plötzlich.

„Ach nein, Vater, da geht's gut.“ Und gerade will ich von der Neuigkeit reden, — da dünkt mich, ich ſolle ſie noch ein wenig zurückbehalten, und ſo mache ich gleichſam einen Umweg. „Ich bin nur gekommen, dich um einen guten Rat zu bitten,“ ſage ich und zeige bekümmerte Mienen. „Es iſt nämlich das — ich bin tief in Schulden geraten.“

„Ich fürchte, daß du dafür hier bei mir wenig Hilfe zu erwarten haſt,“ ſagt Vater, „man kann wohl von dieſem Ort dasſelbe ſagen wie von den alten Herrenhöfen in Värmland, es gibt alles hier, nur kein Geld.“

„Es iſt auch nicht Geld, was ich ſchuldig bin,“ ſage ich. — „Das klingt ja noch ſchlimmer,“ antwortet Vater, „erzähle mir nun alles von Anfang an, meine Tochter!“

„Es ist nicht zu viel verlangt, daß du mir hilfst," sage ich, „denn eigentlich bist du zuerst daran schuld. Erinnerst du dich, wie du am Klavier zu sitzen pflegtest und uns Kindern Bellmans Lieder vorsangst, und weißt du noch, wie du uns jeden Winter ein paarmal Tegnér und Runeberg und Andersen lesen ließest? So geriet ich in meine erste große Schuld. Vater, wie soll ich es ihnen vergelten, daß sie mich lehrten, Sagen und Heldentaten und die väterliche Erde und das Menschenleben in all seiner Größe und in all seiner Gebrechlichkeit zu lieben?"

Als ich das sage, richtet Vater sich auf im Schaukelstuhl und ein heller Blick tritt in sein Auge. „Ich bin froh darüber, daß ich dir zu dieser Schuld verhalf," sagt er.

„Ja, darin hast du vielleicht recht, Vater," sage ich, „aber du mußt dir klar machen, daß das nicht alles ist. Du mußt daran denken, welche Masse von Gläubigern ich habe. Denk an alle die armen, heimatlosen Kavaliere, die in deiner Jugend in Värmland herumzufahren, den Spaßmacher zu spielen und Lieder zu singen pflegten! In ihrer Schuld stehe ich für närrische Abenteuer und unendliche Scherze. Und denk an die alten Leute in kleinen, grauen Hütten am Waldrand, die von Berggeistern, vom Nöck und verzauberten Jungfrauen erzählten! Sie sind es wohl, die mich gelehrt haben, wie sich über hartes Gebirg und schwarze Wälder Poesie breiten kann. — Und dann, Vater, denk an all die bleichen und hohlängigen Mönche und Nonnen, die in düstern Klöstern gesessen und Gesichte gesehen und Stimmen gehört haben! Bei ihnen stehe ich in Schuld für die Anleihe aus dem großen Legendenschatz, den sie gesammelt haben. Und denke an die dalekarlischen Bauern, die nach Jerusalem zogen! Bin ich nicht ihre Schuldnerin, da sie mir eine Großtat gaben, über die ich schreiben konnte? Und nicht genug damit, daß ich den Menschen schulde, Vater, mit der ganzen Natur ist's ebenso. Die Tiere des Feldes und die Vögel unter dem Himmel und Blumen und Bäume — sie hatten allesamt ihre Heimlichkeiten und erzählten sie mir."

Vater nickt nur und lächelt, als ich das sage, und sieht gar nicht bekümmert aus. „Du verstehst doch, daß das eine große Schuldenlast ist, Vater?" sage ich und werde immer ernsthafter, „auf Erden weiß niemand, wie die bezahlt werden kann. Ich dachte, ihr hier im Himmel wüßtet es." — „Ja, das werden wir schon wissen," sagt Vater, und nimmt die Sache leicht, wie er pflegte, „es wird sich schon Rat für deine Kümmernisse finden. Hab' keine Angst, Kind!"

„Ja, aber, Vater, das ist noch immer nicht alles," sage ich, „ich stehe auch in der Schuld aller derer, welche die Sprache gebildet haben, welche sie zu einem guten Werkzeug geschmiedet und geformt und mich gelehrt haben, sie zu brauchen. Und bin ich nicht Schuldnerin aller, die vor meiner Zeit dichteten und das Erzählen vom Menschenschicksal zu einer schönen Kunst machten, Anregung gaben und Wege wiesen? Stehe ich nicht vielfältig in der Schuld derer, die in meiner Jugend die Dichtung so hoch hoben, der großen Norweger und der großen Russen? Und schulde ich nicht dem Umstand viel, daß ich zu einer Zeit habe leben dürfen, wo meines eigenen Landes Dichtung in höchster Blüte gestanden hat, daß ich Rydbergs Marmorkaiser sehen durfte, Snoilskys Dichterwelt, Strindbergs Schärenschilderung, Geijerstams Volksleben, Anne Charlotte Edgrens und Ernst Ahlgrens Menschen der Jetztzeit, Heidenstams Orient, Sophie Elkans neubelebte Historie,

Frödings Värmlandslieder, Levertins Legenden, Hallströms Thanatos und Karlfeldts dalekarlische Bilder und noch so viel anderes Junges und Neues, das hervortrat, zum Wettbewerb anfeuerte und meine Träume fruchtbar machte?"

„Ja, ja," sagt Vater, „du hast recht, du stehst in großer Schuld, aber es wird sich ein Ausweg finden."

„Ich glaube nicht, daß du ganz einsiehst, wie schwer ich es habe, Vater," sage ich, „du hast gewiß noch nicht daran gedacht, daß ich auch in der Schuld meiner Leser stehe. Was habe ich ihnen nicht alles zu danken: von dem alten König und seinem jüngsten Sohn, die mich hinausschickten auf meine Gesellenwanderung nach dem Süden, bis herab zu den kleinen Schulkindern, die einen Dank für Nils Holgersson kritzeln? Was wäre aus mir geworden, wenn man nichts von meinen Büchern hätte wissen wollen? — Auch die darfst du nicht vergessen, die über mich geschrieben haben. Erinnere dich an den großen dänischen Kritiker, der mir mit ein paar Worten in seinem ganzen Lande Freunde gewann. Und denke an ihn, der jetzt tot ist (Levertin) und der seinen Trank, den bittern und den süßen, kunstvoller mischte, als vor ihm jemand bei uns getan! Denke an alle, die in fremden Ländern für mich gearbeitet haben! Ich stehe in der Schuld derer, die mich lobten, und derer, die mich tadelten."

„Ja, ja," sagt Vater, und mir scheint, er sieht nicht mehr so sorglos aus wie zuvor. Er fängt an zu verstehen, daß es nicht so leicht sein wird, mir zu raten.

„Denk an alle, welche mir geholfen haben, Vater," sage ich, „denk an meine treue Freundin Esselde,[1]) die mir einen Weg zu öffnen suchte, als noch niemand sonst an mich zu glauben wagte! Denk an die vielen, die meine Arbeit schirmten, — auch an meine Freundin und Reisegefährtin,[2]) die mich nicht nur in den Süden führte und mir alle Herrlichkeiten der Kunst gezeigt, sondern auch mein ganzes Leben lichter und reicher gemacht hat. Denk an all die Liebe, die mir entgegenkam, an die Ehre und Auszeichnung. Kannst du nun verstehen, daß ich zu dir kommen mußte, um zu erfahren, wie man solche Schulden zahlt?"

Vater hat den Kopf gesenkt und sieht nicht so hoffnungsvoll aus wie zu Anfang. „Ich glaube wohl, daß es nicht ganz leicht sein wird, dir zu helfen, Kind," sagt er, „aber das war nun doch alles?"

„Nein; bisher war es ja noch so, daß ich es ertragen konnte," sage ich, „aber jetzt kommt das Allerschlimmste, um dessentwillen ich gezwungen war, deinen Rat zu holen."

„Ich kann nicht begreifen, wie du in noch größere Schulden hast geraten können," sagt Vater.

„O doch," sage ich, und dann erzähle ich ihm „das."

„Niemals werde ich glauben, daß die schwedische Akademie ...." sagt Vater, aber im selben Augenblick sieht er mich an, und da erkennt er, daß „das" wahr ist. Und jede Runzel in seinem alten Gesicht fängt an zu zucken, und er hat Tränen im Auge.

---

[1]) Esselde war der Schriftstellername der Freifrau Adlersparre (gest. 1895), der Gründerin des Fredrika Bremer-Förbundet und Führerin der schwedischen Frauenbewegung.

[2]) Frau Sophie Elkan, angesehene schwedische Schriftstellerin.

„Was soll ich denen sagen, die in dieser Sache zu beschließen hatten, und was denen, die mich für den Preis vorschlugen?“ sage ich. „Bedenk, Vater, es ist nicht nur Ehre und Geld, was sie gegeben haben, es ist auch das: sie haben einen guten Glauben an mich und haben gewagt, mich vor aller Welt auszuzeichnen. Wie soll ich diese Dankbarkeitsschuld tilgen?“

Vater — der sitzt und grübelt ein Weilchen, aber dann wischt er die Freudentränen aus den Augen, richtet sich straff auf und schlägt mit der Faust auf die Armlehne des Stuhls. „Ich will nicht länger hier sitzen und über Fragen nachsinnen, auf die niemand, weder im Himmel noch auf Erden, eine Antwort geben kann!“ sagt er, „ist es so, daß du den Nobelpreis bekommen hast, da kümmere ich mich um gar nichts weiter, als um meine Freude!“ —

Königliche Hoheiten! Meine Damen und Herren! Da ich keinen bessern Bescheid auf alle meine Fragen erhielt, so bleibt mir nur übrig, Sie zu bitten, sich an dem Dankbarkeits-Skål zu beteiligen, den ich die Ehre habe, für die schwedische Akademie vorzuschlagen.

Der Held in Ricarda Huchs Werk.

Von

Emmy von Egidy.

Nachdruck verboten.

Dichter und Denker haben uns den Helden erklärt aus geschichtlicher Notwendigkeit. Sie haben uns den Helden geschildert, wie er von seiner Zeit geschaffen, in der Stunde der Not von seinem Volke geboren, das Leben des Augenblicks an sich reißt, in sich darstellend die große Tat, die geschehen mußte, immer ihr Träger, oftmals ihr Opfer. Von dieser Höhe herab bis zur Begründung weltgeschichtlicher Ereignisse aus der Laune einer Stunde oder der Eifersucht einer untergeordneten Geliebten sind wir die Skala der Dinge herabgegangen, die ein außergewöhnliches Geschehen erklären sollen.

Wie aber die Natur den Helden geboren sein läßt, wie sie den Stoff bildet, der schon da sein muß, bevor die große Notwendigkeit ihn ruft, wie sie ihn schafft aus denselben Mitteln, aus denen — mit leichterem Gewicht und unter anderer Verteilung — sie auch uns schafft, davon erfahren wir etwas aus dem „Garibaldi“ Ricarda Huchs. In der „Geschichten von Garibaldi“ erstem Teil: „Die Verteidigung Roms“ bildet sie vor unsern Augen den Helden, wie sie ihn ahnt und sieht. Hier lebt er, wie ihn nur das innig-nahe Erfassen alles in der Natur Erschaffenen, aus Blut und Wärme Geborenen, hat bilden können. Für Ricarda Huch ist der Held das Kind der Elemente, in ihm ist das Meer, der Sturm, das Licht und die Erde. Nicht etwas vom Meer, wie es auch bei uns sein mag, oder etwas von

keimender Frühlingserde, denn auch wir sind aus diesem allen gemacht in abgestuftem Maße und in verschiedener Verteilung, und vielleicht erwacht gerade an den Leiden und Gebundenheiten dieser ungleichen Vermischung unsere Seele zu ihrem eigenen Leben. Anders bei Ricarda Huchs Helden. Bei ihm sind mit absoluter Unmittelbarkeit die Elemente an sich lebendig, sie sind ganz, sie sind im Gleichgewicht. Und dieses an sich Elementare ist es, was ihm die Führerschaft sichert über alles Menschliche, in dem noch ein Bruchteil unaufgesogenen Elementes wirksam ist, das stets gehorchen muß den rufenden Wesensgleichen und sich nachreißen läßt in dessen Bahnen. An zwei Dingen nur findet der Zauber des Helden einen Widerstand: an dem bösen Willen, der sich wuchernd des Elementaren im Menschen bemeistert hat, und an dem Geist gewordenen Guten, das in wundervollem Gleichgewicht in sich selber ruht, gebunden und wieder gelöst aus sich selbst.

Hier verkörpert Mazzini diesen Geist, an den das Element kein Recht mehr hat. Für alles andere ist des Helden Ruf unwiderstehlich. Die Elemente leben in ihm, nähren und erhalten ihn, lassen ihn erstehen aus jeder Vernichtung, machen ihn unverwundbar und unsichtbar. Gewaltig wie Sturm und Meer braust er über die Erde, unverantwortlich wie sie. Nur haben Sturm und Meer keine Gefolgschaft, ihnen gehorcht niemand als sie selbst, sie rasen und toben sich aus, um dann wieder sanft und still mit sich selbst zu spielen. Doch dieses aus der Urgewalt der Elemente zusammengesetzte Wesen, das von der Natur in die — fast könnte man sagen: trügerische — Erscheinung des Menschen gebannt ist, wie kann es unter uns leben, ohne uns alle zu vernichten? Anders sind seine Daseinsbedingungen als die unsern. Er, der im Arm des Meeres schlafen kann und nicht des Schutzes der Hütte bedarf; er, der nicht die sichernde Nähe geliebter Menschen nötig hat, da ihm die Toten und die Lebenden gleich nahe sind; er, der Gegenwärtiges und Zukünftiges gleich empfindet und weiß, wie die Dinge sich begeben werden: was hindert ihn ungebunden und unverantwortlich, mächtig über alles Lebende dahin zu rasen und uns alle zu verderben? Wie soll, da in ihm die Elemente in ursprünglicher Ganzheit tätig sind, wie soll seine Seele erwachen und ihn den Menschen brüderlich nahebringen?

Ricarda Huch läßt das so geschehen, daß in der Bedrängnis der Stunde die Not seines Volkes ihr Antlitz dem Helden zuwendet und ihn bindet durch einen Zweck an das Leben der Menschheit. Was vorher weniger war als ein Mensch, weil es seelenlos und unverantwortlich lebte, wird nun zum Menschen geboren, und damit zugleich wird es mehr als ein Mensch. Das Kind der Elemente, das freie, königliche hat seine Aufgabe zu erfüllen, muß sich hineinbücken in das Dasein der Menschen.

Das Epos von Garibaldi erzählt uns nun diesen Vorgang am Leben dieses Helden, dessen Aufgabe und Zweck es ist: „Italien zu machen." Von der Idee, die über ihn selbst und über alle, die er liebt und haßt, weit hinausgeht, ist er getragen. Er selbst ist wie eine aufgestellte Harfe, deren jede Saite eine Saite der Menschlichkeit darstellt, und er ist zugleich der Wind, der über diese Saiten fährt und sie tönen läßt. In ihm ist das Bewußtsein aller Dinge, in ihm ist ihre Überwindung und ihr Vergessen. Sein Gefühl spannt sich über die ganze Welt, und doch ist nur er in seinem Gefühl, nichts außer ihm. Er ist die ganz einzige Versöhnung und Verbindung von: Welt und Einzel-Ich.

Wir hören zuerst von einer Stimme, die war „wie die Gottes gewesen sein muß, als er sprach: es werde Licht, und es Licht ward .... weich wie Tauwind und gewaltig, wie ein schmetternder Marsch von Trompeten geblasen, der Tausende mit Lust in den Tod reißt" — und es ist die Garibaldis. Wenn er dann erscheint, steht er vor den Ruinen des Palatins „wie ein Heimkehrender vor den Trümmern seines Vaterhauses...., der Erbe dieser gesunkenen Herrlichkeit" an der Stelle, wo er als armer Schiffsjunge schon „das unterirdische Schlagen eines begrabenen Herzens" gehört hatte. Ihm gehört Rom, wie alles ihm gehört, anders als es Mazzini gehören kann, der es mit der reinen Kraft seiner selbstlosen Gedanken sich aneignen muß, und dessen Fingerspitzen liebevoll zärtlich über alte Mauern streichen, um ihre Gegenwart zu fühlen. Und mit diesem muß der Held, dem alles schon von Anbeginn gehört, streiten um Rom, das er befreien soll. Dieser Streit zieht sich durch die ganze Geschichte, immer von neuem aufflackernd, immer von neuem mit Garibaldis Unterliegen endend, der nicht begreift, warum die, die Rom ebenso lieben wie er, ihm nicht geben, was er braucht, um zu siegen: die Diktatur. Was ahnt er auch von den Abgründen der Verantwortlichkeit, zwischen denen auf steilem Grat Mazzini steht? Was ahnt er von den Gewissensqualen und Selbstzweifeln, deren Opfer der sein muß, in dessen Kopf der Gedanke der römischen Republik geboren wurde? Wie sollte er auch wissen, welche Gesetze der Mensch außer sich fühlen kann, gezwungen sich ihnen zu beugen, er, der das Gesetz in sich fühlt, nach dem er lebt und sich in dem Gesetz begriffen? Für ihn gibt es im unendlichen Raum jetzt nur: Italien, das er befreien soll, und ihn, den Befreier. Ja, sogar Italien ist er, und er ist Italien — bis es befreit sein wird. Wie alles zieht er auch die Aufgabe in sich hinein und ist selbst die Aufgabe und ist das Mittel und ist der Weg. Sein Heer, die Scharen, die er in den sichern Tod schickt, sie zögern nicht, „keinem graute, sie waren nichts als die Atemzüge der mächtigen Seele, die mit dem verhängten Schicksal rang" — und als sie aufgeopfert sind, fühlt er, daß sie „von ihm weggeströmt wie das Blut von seinem Herzen." Nicht mehr die Söhne Italiens sind es, die gefallen, sein eigenes Blut ist es, das weggeströmt: denn er ist Italien. Er fühlt den Schmerz, den rasenden, vernichtenden, aber er weiß nichts davon, daß außer ihm noch jemand trauern könnte. Auch davon weiß er nichts, daß man ihm leichtsinnige Aufopferung des edelsten Blutes vorwerfen könnte, denn er selbst ist der Geopferte.

Deshalb auch können er und Mazzini einander nicht verstehen, wie sie auch mit der Glut ihrer starken Herzen sich wechselweise beleuchten, daß ihre Bilder sich hell und klar scheiden und wir sie beide lieben müssen. Mazzini hält es für gefährlich, den gesamten Willen der Republik dem Manne auszuliefern, der jedweden Willen in seiner Nähe an sich zieht und in dem seinen sammelt, wie das Meer die Ströme der Erde. Er weiß, daß Garibaldi ist „wie ein Sturm, der hoch dahinbläst, den Menschen unerreichbar und unzugänglich, ein Element, das mit übermenschlicher Arbeit dient, um sich auf einmal zu entfesseln und zu zerstören, was er bauen half." Als der Mann der gedanklichen Gewordenheit setzt er ein Mißtrauen in die gute Kraft des Helden. Er kennt nur die Führerschaft des Geistes, für ihn ist Element das Rohe, Ungeformte, vielleicht Unlautere.

Er sieht den andern jenseits seiner eigenen Einswerdung, Pole sind sie einander, die Ausschließung liegt nahe. Garibaldi selbst trifft den Unterschied, wenn

er bitter tadelnd von Mazzini sagt: „erst meine Gerechtigkeit, dann Italien". Für ihn gibt es kein: erst und dann, er würde „Rom mit Hunden verteidigen, wenn sich Menschen nicht mehr fänden", während Mazzini allein durch das Bewußtsein nur mit reinen Mitteln gekämpft zu haben aufrechtgehalten wird in seiner übermenschlichen Verantwortlichkeit.

Aber in dem Kampf, in dem der Held dient und sich in menschliche Notwendigkeiten hinunterbückt, steht er nicht allein. Kraft fließt ihm zu aus den Urstoffen, aus denen er gebildet; ihre immer gleich empfundene Gegenwart stärkt ihn, erweckt ihm Zuversicht und Hoffnung nach jeder Verzweiflung. Wie er weinen will um Masina, den geliebten Gefallenen, den ersten aus der glänzenden Schar, sieht er „am Saum der Ebene eine Reihe von Pinien, deren regelmäßiges durchsichtiges Geäst so zueinander stand, daß es sich in gleichen Bogen zu berühren schien ... Sein Blick blieb auf dieser schönen Linie am Horizonte ruhen, die wie ein sympathischer Ton zu seinen Gedanken stimmte und ihm wohltat. Ein süßes Bewußtsein durchdrang ihn, als ob er denen, die vor Jahren und denen, die vor Stunden gestorben wären, an Leben und Tod ganz gleich wäre, und als wäre es ein kindisches Mißverstehen gewesen, daß er um sie trauerte." Solche Gedanken tragen ihn weiter durch das Himmelszelt, bis er sich „fühlt in den Mantel der Gottheit ... mit allem Verlorenen und allen Erfüllungen aufgenommen." Und in einem der Momente, da es ihm klar wird, daß „die aufgeblähte Tugend der Republik" ihn hindert Italien zu machen, wie er konnte und wollte, da trägt ihn von der Arbeit, die ihn drückt, eine Vorstellung fort, „daß der Turm der Villa, auf der er stand, ein Felsen im Meere wäre, den das selige Element von den Menschen und ihren Angelegenheiten trennte." In dem Traum, unter Frau und Kindern am Meere zu liegen, die Stimmen der Geliebten zu hören, „stand er lange ohne Gedanken an die Wirklichkeit bis ... das schnelle Krachen der Schüsse ihn zurückrief". Zuletzt, als alle alle von ihm gegangen sind, als er seine sterbende Frau Fremden überlassen muß, um sie durch seine Gegenwart nicht in Gefahr zu bringen, als der letzte Freund Ugo Bassi, der Mönch, an ihm vorüber fährt, vom Feinde zum Gericht geführt, da nimmt den ganz Entblößten das Meer in seinen schützenden Arm, „und es kam so, daß er statt des Todes, den er suchte, ja in dem er ruhte, Mut des künftigen Lebens voll gemeiner Tage und ruhmloser Kämpfe fand."

Diese großen Umschläge in der Stimmung sind nur möglich aus demselben allumfassenden Weltfühlen, das ihn essen läßt mit „der Gleichgültigkeit gegen das verhältnismäßig Untergeordnete, verbunden mit einer liebevollen Verehrung für die wunderbaren Hervorbringungen der Erdmutter"; das ein andermal, da er das verwundete Häschen schützend unter seinem Mantel trägt, ihm die Erinnerung an sein totes Kind bringt: „bei dem Schlagen des kleinen Tierherzens, in dem geheim und leise wundervolles Leben spielt". Auch hier löst sich der plötzliche Schmerz, der ihn so faßt, „als wäre nichts mehr erstrebenswert, da er das Kind nicht wieder haben könnte", in der Vorstellung, als sei das Kind in Wirklichkeit wieder bei ihm, weil „nach den allweisen Gesetzen der gottvollen Natur ... das Verwandte beieinander sein müsse." Ebenso zart wie er hier das kleine Waldtier füttert und pflegt, geht der Mann, der hundertmal in Todesgefahr stand und Todesgefahr brachte, mit den Menschen um: mit dem ganz jungen Mameli, den er oft aus der Gefahr zu entfernen sucht; mit Ugo Bassi, dem er ein von ihm

selbst getragenes kriegerisches Kleid anziehen hilft, um ihn der Kutte zu entfremden; mit Manara, in dem er sofort den Edelmann erkennt, dessen Schmerz um das verlorene Mailand er schonend versteht; mit all den jüngeren, denen er die Hoffnungslosigkeit der Lage verbirgt, als er den Mario von den Franzosen besetzt findet, „denn er wollte nicht, daß diese Jünglinge ohne Hoffnung in den bevorstehenden Kampf gingen"; dann mit dem Volk, das schlecht bewaffnet die erste Verteidigungslinie wieder erobern helfen will: „ich sollte diese Lämmer zur Schlachtbank führen?" Denn Krieg und Töten ist nicht sein Werk, er findet den Krieg „einen Unsegen, der in Stunden vernichtet, was Jahre und Jahrhunderte mit Sinn und Lust geschaffen haben" — sein Werk ist: Italien zu machen, wenn es getan ist, „wird er sein Schwert vergraben." Solange aber Krieg ist, bilden Tod und Verlust des Liebsten das alltägliche Geschick. Trotz des blühenden Liebeszaubers, den die Dichterin um ihren Helden webt, geht uns nichts verloren von seiner und der anderen männlichen Kraft und Größe; unter Blut und Wunden leben wir ihr starkes Leben mit. Sie hat es verstanden, die Schar von Helden, die um den Helden ist, obwohl individualisiert, etwas undeutlich zu lassen, so daß sie um Garibaldi sind wie ein Gewimmel von blanken Waffen, heißen Herzen, aufopfernden Gedanken und Taten, wie das Rauschen starker Ströme, die zu seinen Füßen ihre Wasser stürzen und ihn heben, heben durch ihr Leben wie durch ihren Tod, heben bis er in die Wolken ragt.

Denn täuschen wir uns nicht: wohl war die Dichterin selbst ergriffen von der Größe und Schönheit dieser aufgeopferten Heldenschar, wohl hat sie die eingehendsten Studien gemacht, um einem jeden von ihnen historisch gerecht zu werden, denn es sind die geschichtlich treusten Dinge, die sie uns künstlerisch umgeformt gibt, wohl ist es ihrer eminenten Begabung gelungen, diesen fast aktuellen Stoff — denn noch leben, die Garibaldi gekannt haben — zu einem Kunstwerk umzugießen, bevor noch Zeit und Sage jene Patina über die Geschehnisse spinnen konnten, die alle Farben zusammenbringt, das Unwichtige verschlingend, das Bedeutende heraushebend — unerläßliche Vorarbeit für den Dichter —, aber dies alles ist doch nur das Kleid ihres Helden: verbunden mit ihrem innersten Leben, hervorgewachsen aus ihrem eigenen Blut ist allein Garibaldi. Nur ihn zu schaffen galt es ihr, nur er war ihr Notwendigkeit, denn er ist die Synthese aller Gestalten die Ricarda Huch bisher geschaffen hat.

Sie hat nach diesem Helden gesucht, immer, sie hat ihn darstellen wollen in allen, die sie schuf, überall ist ein Stück von ihm: in ihrer Kraft und ihrem Schwung, in der unermeßlichen Trauer, dem maßlosen Wollen, der reifsten Süßigkeit und nicht zuletzt in ihrer großen Gefährlichkeit. Nun uns Ricarda Huch in diesem Buche auf die Höhe ihres Wollens geführt hat, sehen wir die Wege alle offen unter uns liegen, auf denen sie versuchte zu dieser Höhe zu gelangen.

Da ist „Ludolf Ursleu", die Familientragödie, in der das Schicksal mit antikem Rhythmus schreitet und alles vor sich niederwirft. Beide, Galeide und Ezard, haben gemeinsam mit dem Helden das Elementarische. Sie ist dem Meere vergleichbar, das willenlos wogt und gleitet, dem eigenen Bruder erscheint sie „recht eine seelenlose Undine"; und in ihm ist der Sturm, mächtig dahinbrausend, in seinem Wirbel die Geliebte mitreißend zu einem unerhörten Aufruhr gegen das Leben, gegen menschliche Satzung und Sitte, bis dasselbe verantwortungslose

Treibenlassen sie auseinanderreißt. Dem beschränkteren menschlichen Leben gegenüber erweist sich ihre wilde Kraft als sinnlose Torheit, sie müssen zugrunde gehen, wie hoch auch der Schwung ihrer Herzen sie trug, denn sie sind jenseits der Menschlichkeit geblieben, die erst der Held miteinbezieht in sein Wesen.

Ähnlich stürmt mit dämonischer Schönheit auf ungebahntem Wege „Fra Celeste" heran in trotzigem Anlauf, ob er nicht die Höhe des Helden erklimme?! Er, der in seinen Predigten klagt über die Nutzlosigkeit irdischer Liebe, da doch niemals die Seele die Seele zu berühren vermöge, entreißt dem Tode, dem allermächtigsten Rivalen die Geliebte, indem er sie selbst tötet, bevor er geht im Meer das eigene unersättliche Feuer zu löschen. Fra Celeste ist vielleicht das verführerischste aller bezaubernden Elementarwesen der Ricarda Huch, weil in ihm der täuschende Schein des Menschen am besten gewahrt ist. Denn scheinbar nur gibt er sich den Bekümmerten hin in Trost und Rat, scheinbar nur ringt er in seinen Predigten um die Seelen seiner Hörer: das alles ist weit entfernt von ihm, wird genossen in einer ästhetischen Schicht, in die er — und das ist das Trügerische an ihm — die dämonische Wildheit seines Wollens einfließen läßt, anders als sonst ästhetisch Genießende es vermögen, Realität ist ihm allein seine Liebe.

Nach der Predigt über Armut und Keuschheit, die alle seine Hörer erschüttert, viele bekehrt, füllt er seinen Wagen mit Blumen, Früchten und Kostbarkeiten und fährt zu der Geliebten. Von dem Zwiespalt zwischen dem, was er lehrt, und dem, was er tut, ist er nicht berührt, er folgt seinen momentanen Impulsen, fraglos, reuelos. Aber ein ungeheures Wissen vom Leben in Menschen und Dingen liegt nur in seinem Geist, ist nicht eins geworden mit ihm, denn Fra Celeste ist noch nicht: der Held; auch er bleibt noch jenseits des Menschlichen, das Leben ist ihm ein Schauspiel, der Erde bleibt er fremd.

Hier, wie in allen andern kleinen Geschichten, ist es der Dichterin erfolglose Bemühung, dem Leben einen unbestrittenen Platz abzuringen für ihre Lieblinge, diese verantwortungslos hingleitenden Wesen. Ihr Problem läßt sie nie ruhen.

Von einer ganz andern Seite faßt sie es in der „Triumphgasse". Hier versucht sie eine Atmosphäre zu bereiten, die vielleicht den Zwiespalt zwischen dem Leben und ihren Geschöpfen zu lösen vermöchte. Es ist das allgemeine große Weltfühlen, in dem alles Vereinzelte aufgehoben ist; in dem die Gestirne am Himmel gleich sind den Sternblumen auf grüner Wiese; in dem Schmerz und Freude nur sind, wie der schmale Schein verschiedener Lichter am Ufer, der über das unendliche Meer fällt, einen kleinen Streifen der Oberfläche erleuchtend, nur so viel, um die Ahnung zu geben, in welchem immer gleichen Rhythmus die Wellen gleiten und fluten; in dem der Mensch sich nicht mehr fühlt als ein Sonderwesen, sondern als nur ein zufällig als Mensch geformter Träger des Weltwesens. So folgen die Unglücklichen der „Triumphgasse", die ihren Trieben untertan sind, als wären diese allein ihr Schicksal, doch einem großen Gesetz, indem sie sich den wilden Wassern des Lebens überlassen. Dafür erleben sie auch ganz unmittelbar den dunklen allgemeinen Sinn des Lebens, vor dessen Größe das Einzelgefühl des Leides versinken kann. Schon des neugeborenen Kindes Augen, die fragen: „Wer bist du? wo sah ich dich zuletzt? was sagst du, daß ich wiedergekommen bin in das wilde, schreckliche, wundervolle Land des Lebens?" sie schon antworten auf das Mitleid des Mannes, der das entsetzliche Los des Kindes überblickt: „Kurzsichtiger

Mann, ich habe mir Entbehren und Darben gewählt, verschwiegene Marter und ruhmlose Kämpfe. Auf Dornen werde ich meinen Weg durch das Leben gehen. Aus den allmächtigen Händen Gottes habe ich mir dies Los genommen und bin hier, es zu leiden."

In der Triumphgasse werden wir eingeführt in das tiefste Dunkel der leidenden Menschheit. Ricarda Huch hat das Licht des Leides gewählt, die bewegten Wasser des Lebens damit zu bestrahlen, um uns dessen ewig gleiches Fluten und Wogen zu zeigen, weil doch wohl das Leid tiefer hineinführt in das Urgefühl alles Seins. An den Armen und Ärmsten mußte sie das Geheimnis enthüllen, sie mußte seine Lösung pressen aus den Tränen und dem Blut der Elendesten. Zeigen wollte sie, wie leben heißt: „sich lebendig fühlen", wie das die einen nur in Sünde und Schande erreichen können, die ihnen aber, weil sie dem obersten Lebensgesetz sich beugten, nicht als solche angerechnet werden, während ein anderer in einem reinen und tadellosen Leben diesen Zweck nicht erfüllt. Unter den Leidenden und Verblendeten der Triumphgasse steht, von der Atmosphäre, die sie bannt und erlöst, nicht erreichbar, ein junger Geistlicher, der den Mut und die Kraft zum Leben nicht hat. Kälte und Schauer verbreitet er, der einzig „Gerechte". Er ist schwach und kraftlos; in ihm sind die Elemente nicht tätig. Nicht an den Leiden seiner dunklen Vermischungen kann seine Seele erwachen. Sein Bewußtsein von sich selbst ist deshalb ein unverhältnismäßig großes, gleichsam ein erborgtes und unechtes, ohne Beziehung zu den Leiden, die ihm möglich sind, „als putze er sich mit erkünsteltem Leiden und benütze Jammer und Schande, um sich vor dem geblendeten Volke in einem zierlichen Heiligenschein sehen zu lassen", „als spielte der Jurewitsch mit sich selber, als wäre seine Miene voll Liebreiz nur eine Maske, die er vor das leere Holzgesicht einer Puppe hielte, als wäre sein ganzes Liebhaben im Grunde nichts als das Sichanklammern eines Schattens an etwas Lebendiges, das er aussaugen möchte". Dieser triebloſe Mensch, in dem die Elemente ausgeschaltet scheinen, ist der vollkommenste Gegensatz zu den anderen, die ihr „Fleisch und Blut" beständig von neuem in die Knechtschaft des Lebens sinken lassen. Er will durch die Kraft seines Gebetes die verkommenden Seelen seiner Pflegegeschwister retten und muß doch selbst gestehen: „Wer weiß, ob ich nicht alle diese Jahre schlechter und sündenvoller war als sie beide? schlechter als der kranke, von einem bösen Dämon besessene Torquato und als Galanta, die sich an ihrer Liebeskraft läuterte? Ob meine Seele nicht ganz dunkel, leer und schwer ist und jetzt schon, während ich hier stehe, in den Abgrund des ewigen Todes versinkt?"

Zwischen diesen Gegensätzen, die vor und hinter dem Helden stehen, den Ricarda Huch sucht, erhebt sich das Leben: so fast, als solle es selbst der Held sein. Suchend nach dem ganz Großen, nach dem Allesumfassenden, ist sie fast in Gefahr, es in ein Unpersönliches zu legen. Endlich aber, als es ihr gelingt, den Helden zu schaffen, legt sie auch das, was als ein Außer-ihnen die Armen der Triumphgasse trägt, umgibt und sie sich opfern läßt dem Dämon Leben, in ihren Helden, der nichts außer sich zu empfinden vermag. Dann erst wird es zu dem allumfassenden Weltfühlen, das ihn trägt auf die Höhe seiner Taten, ohne daß die Steine des Weges seine Füße verwunden können.

Nach der „Triumphgasse" erschien „Vita somnium breve", ein Buch, in dem der Stoff die sonst so künstlerisch geschlossene Form ihrer Werke sprengt. Hier

nämlich erwachsen die Gegensätze, aus denen das Leben des Menschen sich aufbaut, zu vollem Bewußtsein. Jetzt wird das bloß Elementarische zur Schuld. Schritt um Schritt, wie bei einer vom Entsetzen gelähmten Flucht, weicht hier der Mensch mit einem ungebändigten Wollen einem furchtbaren Sollen. Die sittliche Verantwortung starrt ihn an und drängt ihn, halb nur verstehend, auf eine unfruchtbare Klippe, von der aus er nur undeutlich noch sieht, was er einstmals erstrebt. Noch sind die Träger der Entwicklung anfangs „die Kinder der Erde", die ohne Verantwortlichkeit mit ihren eigenen Schönheiten spielen, ihrem Drang nach Glück und Liebe folgen, und denen, als sie klagend auf die Vernichtung ihres Lebens sehen, donnernd entgegengerufen wird: „Weil sie kein Ring in der großen Kette sein wollten! Weil sie den Ruf des flammenden Engels nicht hören wollten, der die Menschen aus dem Paradies in das Leben stößt, leben, leben, leben sollen wir unter Schweiß und Tränen. Sie haben die Welt beschauen und bewundern wollen, wie wenn sie ein Bild wäre; aber sie ist ein lebendiger Gott, dem sie helfen sollen zu kämpfen, zu tragen, zu erlösen, von dem sie lernen sollen, ein Geist zu sein, und den Lehm, der selbst den Menschen spielen möchte, zu regieren."

Der Geist und der Lehm! Zum ersten Male das Eingeständnis dieser Zweiheit, das sich die Dichterin nur blutend selbst entreißt. Das Leben hingestellt als eine Forderung nicht mehr nur des wilden ungebändigten Auf und Nieder der Triumphgasse, sondern als ein unter der schönen Gesetzmäßigkeit eines Gottes zu tragendes Werden.

Denn nun sucht sie nach dem Wesen, dem bei der vollen Entfaltung seiner übermenschlichen Kräfte doch gestattet sei, in diesem Werden glücklich zu sein. Aus der Zerrissenheit dieser neu erkannten Zweiheit sucht sie eine neue Einheit zu gewinnen, so erst ergibt sich der Weg, der über das Naturhafte hinaus zum Helden führt. Sie sucht ihn zu finden auf einem sagenhaften Schauplatz, in äußeren Lebensbedingungen, die sich dem Hergebrachten ganz entziehen und schrieb: „Von den Königen und der Krone". Da führt sie uns in abgebrochene Geschichten halb mythischer Könige eines unkultivierten Volkes, deren letzte Sprossen sich verirren in das Geldgetriebe der heutigen Welt. Es soll aus verfallenden Königshütten und blühenden modernen Ölfabriken eine dissonanzhafte Harmonie entstehen. Liest man aber nach dem letzten dieses frühere Werk, so zerfällt es in unentbehrliche Studien zu dem wahren Helden von unvergänglicher Schönheit und in Trümmer eines unverarbeiteten, unglücklich gewählten Stoffes, die aus den blühenden Gefilden Huchscher Phantasie hervorblicken. Doch verdankt sie gerade diesem Stoff wahrscheinlich die endliche Offenbarung. In ihm entdeckte sie, daß sie das Wesen suche, das ein Volk durch kriegerische Taten zur Freiheit führe.

Während bisher Verantwortlichkeit, in ihrem ersten direkten Sinne, als nur nicht vorhanden in ihren Gestalten empfunden wird, also der Mangel etwas Negatives ist, bekennt sie sich hier zum erstenmal dazu als zu einem positiv Gewollten. Es steht in diesem Buch das rätselhafte Wort: „Wohl hatte er den armen Jungen für jedes Vergehen hart bestraft, ihm auch oft wiederholt, daß ein Mann seine Pflicht tun und unter allen Umständen rechtlich bleiben müsse; aber er hatte ihm kein Gefühl heiliger Unverantwortlichkeit einzuprägen gewußt, hatte ihm nicht ein Bewußtsein ins Herz wachsen lassen, das rein und unzerstörbar wie Diamant seinen Weg bestrahlte und ihn schirmte." In diese heilige Unver-

antwortlichkeit ist schwere Entbehrung und harte Pflicht einbegriffen: „Es ist einerlei, ob du Hunger oder Schmach oder Einsamkeit leidest, wenn du nur die Krone hast und eine reine Stirn, die wert wäre, sie zu tragen, wenn der Tag käme". Die Krone ist hier das Symbol für das wiederzugewinnende Reich, das verloren ward durch einen, „der ein untreues, schuldvolles Herz hatte." Jetzt spielt das Glück nicht mehr die erste und entscheidende Rolle wie bei dem Kampf und dem Unterliegen aller bisherigen Gestalten, jetzt tritt eine Aufgabe ganz überpersönlicher Art auf. An die Stelle des Glückes und des Sichbehauptens in der Welt tritt die große Aufgabe, der diese heilige Unverantwortlichkeit dienstbar gemacht werden soll — eine Unverantwortlichkeit also um der Verantwortung willen! Da springt es uns entgegen, daß die Verantwortung als ein ganz primärer Teil der Aufgabe in den Helden hinein verlegt werden muß, damit das entstehe, was Ricarda Huch die heilige Unverantwortlichkeit nennen darf. Ein Ding also nicht für den Menschen geschaffen, der es zur Gewinnung eigenen persönlichen Glückes nützen würde, wohl aber für den Helden, ihm die Unverletzlichkeit in seinem Kampfe zu sichern. Hier geschaffen für Garibaldi, der Rom mit Hunden verteidigen würde, wenn sich Menschen nicht mehr fänden.

Mit diesem Begriff der heiligen Unverantwortlichkeit hat Ricarda Huch nun das letzte gewonnen, um den Helden zu schaffen. Hände, schwer von gewonnenen Reichtümern, leicht durch eingeborene Liebe, bauten ihn auf. Sie enthüllt vor uns das Geheimnis seiner Natur, sie stellt ihn hin als das Kind der Elemente, das durch eine Aufgabe an die Menschlichkeit gefesselt, ihr dienen muß. Sie schafft einen neuen Helden, indem sie ihn tiefer ergründet in dem, was ihn von uns unterscheidet, sowie in dem, was uns ihm ähnlich und ihm untertan macht.

In einer geringeren Gestalt konnte Ricarda Huch den Zwiespalt der Lebensgewalten nicht zusammenbiegen: sie bedurfte des Helden.

Von Frauen und über Frauen.

Einsamkeit lernt nicht der kennen, der in der Fremde unter Fremden ist oder allein in Gottes schöner Natur; aber der lernt sie kennen, der mit seinen Nächsten, Liebsten zusammen ist, und diese wenden sich kalt von ihm ab. Das ist ein Darben an reichbesetzter Tafel. Es ist Höllenqual . . . .

*

Die Einsamkeit ist eine strenge, ernste Herrin, die mit der einen Hand alles nimmt, um mit der andern alles zu geben. Sie gibt mehr als sie genommen hat. Sie nimmt die Freuden, die Schmerzen, die tausend Erregungen der Welt und ihrer Kinder, — sie gibt göttlichen Frieden und Freiheit. Sie nimmt die in Lust und Qual begehrende Liebe zu dem einzelnen Menschen und gibt die göttlich wunschlose Alliebe.

Aber freilich nur langsam, unter viel bangem Weh, reift eine Frauenseele diesen Gnaden entgegen.

Frieda von Bülow.

Freie Liebe. Verlag von Carl Reißner, Dresden.

Meta.

Von

Adalbert Meinhardt (Marie Hirſch).

Nachdruck verboten.

I.

In dem Speiſeſaal der Penſion Destournelles, im dritten Stock eines alten Hauſes in der Rue de Vaugirard, ſaßen alle Mitbewohner am Frühſtückstiſch, als das kleine Dienſtmädchen atemlos hereingelaufen kam: „Madame! Madame, 's iſt Beſuch da, eine Dame, hier die Karte, ich verſteh' nicht ein Wort. Es wohnt doch keine Mademoiſelle Lucet hier bei uns.“

„Sie verſtehen nie etwas, Angélique,“ ſagte Madame in verächtlichem Ton und prüfte durch ihr Augenglas die Viſitenkarte: „ſieben Zacken, eine Baronin, ein deutſcher Name .... Wen ſagten Sie, daß die Fremde ſuche? Lucet oder Luce — nein, wohnt hier nicht. Aber doch .... Meine Damen und Herren,“ — Madame Destournelles hob ihre gebieteriſche Stimme, die Geſpräche an dem langen Tiſch zu übertönen, — „meine Damen und Herren, ſollte jemand von Ihnen hier Beſuch erwarten? Beſuch von einer Frau Baronin von — es iſt etwas ſchwer, das auszuſprechen, alſo: Marie Louiſe von und zu Wrankenhoff-Cammin auf Klenz. Ah, mon dieu, quel nom!“

„Jemand von uns! eine Baronin! Nein, ich danke!“

Es waren meiſt Deutſche, die um den Tiſch ſaßen, junge Studierende, Künſtler und ein paar Künſtlerinnen, einige kürzlich nur zu der großen Ausſtellung an der Jahrhundertwende hergekommen, andere längſt in Paris und hier im Hauſe einheimiſch. Beſucher aber mit ſo langem Namen und mit ſiebenzinkiger Krone — nein, kein Menſch erwartete die hier. Sie lachten darüber. Madame lachte auch mit. Und die kleine vielgeplagte, vielgeſcholtene Bonne ‚à tout faire‘ benutzte die Gelegenheit, warf ſich ihre nicht ſehr reinliche Schürze übers Geſicht und ſicherte dahinter, daß ihr die Tränen vor Anſtrengung in die Augen kamen.

„Angélique,“ ſagte Madame wieder im geſtrengen Hausfrauenton, „Angélique, gehen Sie hinaus, ſofort. Es müſſe ein Irrtum ſein. Ich laſſe bitten, im nächſten Haus einmal zu fragen. Hier kennt niemand la Baronne Marie Louiſe de ... de ... aber darunter ſteht ja mit Bleiſtift noch ein Wort: Siſſy.“

„Siſſy!“

Ganz unten an der Tafel, da wo ein Kunſtdiſput noch eben die Köpfe erhitzt hatte, ſo daß ſie kaum die Störung bemerkten, fuhr eine dunkle Geſtalt in die Höhe. „Siſſy?“ Sie ſtand einen Augenblick wie verwirrt. Dann kam ſie mit drei langen Schritten um den Tiſch zu Madame. — „Siſſy?“ fragte ſie ungläubig nochmals, nahm ihr die Karte fort, ſtarrte darauf nieder. Und war an der Tür — „Siſſy! Siſſy! —“ an dem Dienſtmädchen vorüber, in dem dunklen Flur draußen.

„Meta — Fräulein Meta! —“ Der Komponiſt und der junge Maler, die noch eben mit ihr ſich über Rodins zu große Hände gezankt hatten, riefen ihr nach. — „Hoffentlich will ſie was beſtellen, die würdige Dame!“ —

Im Flur war's ſtockfinſter. Meta konnte durch die halb offen gelaſſene Treppentür kaum den Umriß erkennen: Eine ſehr zierliche Frauengeſtalt. Raſch kam ſie zu ihr, beugte ſich vor, das Geſicht zu ſehen. —

„Biſt du's? iſt das möglich?“

„Meta, Meta! ach, wie ich froh bin! Denk' nur, das Dienſtmädchen ſagte, du

wohnteſt hier nicht. Ich ward ganz unglücklich. Und von dadrinnen hörte ich ſo viel Schreien und Gezänk. Ach, Meta, Eilert meint, es könnte eine Enttäuſchung werden. Aber — nicht wahr, das ſoll's doch nicht? Sag', das ſoll's nicht. Du freuſt dich doch auch?"

„Kleine Siſſy!" murmelte jene. „Kleine, meine kleine Schweſter!" — die tiefe Stimme zitterte ihr.

Von der Treppe unten kamen Schritte herauf. Und vom Speiſezimmer ein Stuhlrücken, als ob die Mahlzeit beendet wäre. Sie ließ die Beſucherin aus ihren Armen, ſchob ſie ein wenig von ſich ab:

„Weshalb biſt du hier, was willſt du von mir?"

„Ich! Aber dich einmal wiederſehen. Aber Meta!"

„Weiter nichts. Nicht mich zurückholen oder ſo etwas? Mama iſt nicht hier?"

„Aber Meta, ich bin doch auf der Hochzeitsreiſe, mit meinem Mann."

„Du!" die ernſte Ältere lachte, „du, eine Frau ſchon? Richtig, der Name ſtand auf der Karte, ein langer Name, ich ſah aber nur das eine Wort: Siſſy. Und du willſt mich beſuchen? Komm alſo. Komm zu mir hinauf."

Sie hatten noch immer auf dem Treppenvorplatz geſtanden. Nun führte Meta ihren Gaſt durch einen langen, dunklen Flur an ungezählten Türen vorbei und eine Bodenſtiege empor. Sie ſtieß eine Art von Luke auf:

„Hier hauſe ich. Komm nur herein. Du wollteſt ja zu mir. Da, — komm und ſetz' dich."

Die junge Frau hatte etwas zögernd den Bodenraum betreten. Es ſchien ihr hier nicht beſonders gemütlich. In der Ecke, da, wo die Dachſparren mit der Wand zuſammentrafen, ein Bett, ein kleiner Tiſch mit Waſchgeräten, ein Schränkchen, ein Koffer, ein japaniſcher Faltſchirm, der dieſe ganze Schlafzimmereinrichtung wohl verbergen ſollte und ſie doch nicht verdeckte. In dem übrigen Raum ſonſt nur Geſtelle mit formloſen, von feuchten Tüchern verhängten Geſtalten oder Klumpen, Gipsabgüſſe an den Wänden und Bücher auf Tiſchen, auf dem alten Roßhaarſofa, ja ſogar auf dem Stuhl, den Meta, eh' ſie ihn ans Fenſter geſchoben, erſt für die Schweſter abräumen mußte.

„Setz dich nur," ſagte ſie noch einmal. „Der Stuhl wird nicht gleich in Stücke gehen. Oder iſt er für die Frau Baronin nicht fein genug?"

„Ach Meta," ſagte die Kleine traurig.

„Ja, alſo, warum fürchteſt du dich denn? Weil ich in einer Dachſtube wohne? Warſt du nie in einer? Für kleine Entwürfe iſt das Licht hier beſonders gut. Mein Atelier hab' ich natürlich, wie alle Bildhauer, zu ebener Erde. Aber das hier, —" ſie ſtieß die dichten Jalouſien und auch die Fenſterflügel auf und deutete auf die Baummaſſen des Luxembourggartens gegenüber, — „das da entſchädigt mich für die vier Treppen. Hier ganz nahe der weiße Palaſt und über dem Grün der Baumkronen die Kuppeln, — ſiehſt du links das Pantheon? dort ganz hinten, das iſt das Obſervatoire. Und darüber der weite, weite Himmel. Die weichen Farbentöne des Abends. Und das Aufdämmern des Tages über der ſtillen freien Weite. . . . Und der Mond, der nachts heraufſteigt. Es iſt oft wie am Meer, ſo ſchön, daß es mir die ſchmerzenden Augen kühlt, es zu ſehen. Wenn ich denke, wie viele Menſchen hauſen in den heißen Straßen, in dumpfiger Enge zuſammengepfercht, dünken ſich glücklich und wiſſen nichts von dieſem Himmel über ihnen! Und ich hier allein, ich, die ſie alle bemitleiden würden, ich unter dem Dach, genieße die erhebende Pracht, denke reine, freie Gedanken, träume ehrgeizig von einem Schaffen, einem Vollbringen, herrlicher als ſie es nur ahnen . . . — Was mich da manchmal für ein Mitleid, für ein unſäglich, verächtliches Mitleid mit euch allen befällt, euch glücklich Genannten! —"

Sie ſtand, die Hände im Rücken verſchlungen, ohne ſich an die Fenſterlaibung anzulehnen, und ſah hinaus mit ihren großen, grauen, weit offenen Augen. Aber plötzlich ſich beſinnend:

„Was ich da rede! Dazu kamſt du nicht her. Erzähl': du biſt alſo verheiratet? ſeit wann? Und was iſt das für ein Mann, dieſer — dieſer Baron von und zu? —"

„Meta!“

„Tue ich dir weh, du Süße? Du solltest mich doch von früher noch kennen, daß meine Sprache und Art etwas hart war. Erzähl', ob er besser ist als sein Name. Denn der klingt abscheulich. Hast du ihn gern?“

„Oh,“ sagte die junge Frau errötend.

Meta beugte sich und nahm sie in die Arme und küßte sie wieder.

„Also so ist's. Wer das fühlen könnte! Wie ich dir das gönne, wie's mich für dich freut!“

Dann holte sie sich einen Schemel, schob ihn der Schwester gegenüber, hockte sich darauf, den Arm auf die Brüstung des niedrigen Dachfensters gelehnt: „So, nun mußt du aber erzählen. Seit wann kennst du ihn? und wie ist er?“

Es sei da gar nicht viel zu erzählen, meinte Frau Sissy. Sie sah in den Schoß, mit ihrem reizend verschämten Lächeln, und sprach mit kindlich stockender Stimme. Er sei zum Besuch auf einem Nachbargut gewesen; grade zu der Zeit, als Mama den ersten Ball für sie gegeben. Und da sei er natürlich gekommen und habe mit ihr getanzt. Und da ....

„Da verliebte er sich in dich. Das hätt' ich auch getan an seiner Stelle. Du aber in ihn auch? wirklich — du auch? Dreh den Kopf ein wenig mehr links. Das Profil ist noch ganz das kindliche wie früher, nur feiner geworden. Wie alt bist du jetzt eigentlich? wirklich achtzehn? Ja, freilich, du warst fast elf Jahre jünger. Kannst du nicht den Hut abnehmen? Er ist abscheulich. Diese zu großen, zu hartweißen Blumen! Ich möcht' auch gern deine Kopfform sehen. Ja, die ist schön! Das Haar müßt' ein wenig loser sitzen. Halt still, ich mache es schon. Hier etwas breit, da an den Schläfen, das steht dir viel besser. Und nun sprich nur weiter, genier dich gar nicht, du brauchst dich durchaus nicht steif zu halten.“ — Sie holte eines der verhängten Gestelle sich heran, packte die halbfertige Tonfigur auf demselben und begann rasch mit beiden Händen sie zu zerstören. — „Ich will nur erst eine Skizze machen.“

„Aber Meta! so viel Zeit habe ich doch gar nicht. Er wartet doch unten.“

„Wer er? Ach, dein Mann? Ich vergesse noch immer, daß du, Baby, einen Mann hast. Bleib' so lang du willst und geh wann du mußt. Ich halt' dich nicht auf. Es ist ja noch nichts, nur so ein abbozzo. Später möchte ich wohl, ein Relief .... Das könnte was werden. Aber sitz' nicht so ängstlich da. Sprich nur.“ — Sie ließ dabei die Augen nicht von dem Gesicht der Schwester, während ihre Hände schon die weiche Tonmasse neu zu formen beschäftigt waren. „Seit wann seid ihr verheiratet?“

„Morgen ist es grade ein Monat, am 12. August war's. Wir gingen dann zuerst nach Klenz, auf sein mecklenburgisches Gut. Und da, als ich ihm von dir erzählte, wie ich mir's wünschte, seit ich erwachsen bin, dich nur einmal wieder .... Du glaubst es ja nicht, wie er gut ist! Er war gleich bereit, mich herzubringen. Oh, Meta, ich bin zu, zu glücklich!“

„Kleine Sissy“, sagte Meta und beugte sich vor, ihr gerührt die Hände zu streicheln, „du kleines, liebes Schwesterchen. Also das gibt es, wirkliches Glück in der Ehe? Es ist hübsch von dir, daß du herkommst, mir das zu erzählen. Dreh dich etwas näher zum Fenster, so ist's recht. — Wenn du wieder fort bist und ich sitze allein, und überdenke mir all das Elend, das in der Welt ist, das Sterben, Leiden, Hassen, Morden und überdenke mir all die Dummheit, den häßlichen Neid, die kleinlichen Zwiste, die unbegreifliche Entfremdung zwischen ganz Nahen, wie ich sie täglich sah und sehe, dann kann ich mir also von heute an sagen: es gibt auch Glück. Und daß es gerade meine Schwester, mein Liebling ist .... Und daß du herkamst in deinem Glück .... Sag', du kennst weder Sorgen, noch Kummer?“

Die junge Frau errötete wieder.

„Ach“, rief Meta, „also doch?“

Und als jene noch schwieg, kam sie mit dem Modellierholz in der Hand nah zu ihr: „Was hast du für Kummer? Sag mir's, ich muß alles wissen.“

„Ach, Meta“, flüsterte das junge, zärtliche Geschöpf und schmiegte sich an den Arm der Schwester. „Du — und Mama. Ist das nicht genug? Entfremdung zwischen ganz

Nahen, sagst du. — Und ich hab' sie doch lieb und habe dich so lieb. Sie leidet auch. Und von dir weiß sie nicht das Geringste. Und ich ja eigentlich auch gar nichts . . . .?"

Meta war rasch zurückgetreten. Sie arbeitete ein paar Minuten an ihrem Ton, der schon die Andeutung eines Kopfes, ja, fast so etwas wie eine entfernte Ähnlichkeit zu zeigen begann. Dann warf sie die Modellierhölzer hin und deckte die Tücher über die kaum geformte Masse.

„Nein, das wird nichts. Es führt doch zu nichts. Geh lieber wieder. Bist du dazu hergekommen, mich einzufangen? Ich soll wohl wieder zu Hause Mama gehorchen und am Mittwoch, zum Lesekränzchen, die Damen höflich mit Kuchen bedienen? Eine junge Frau, natürlich, die denkt nur Ehe, regelrechte Häuslichkeit, nur das sei das Heil. Damit komm mir nicht. Ich —" sie reckte sich und trat wieder ans Fenster, mit dem Blick in die Weite gerichtet — „wie und was ich ward, willst du wissen. Nicht sehr viel, — aber doch mein Eigen. — Also seit dein Vater tot war, — du weißt es ja nicht, wie ich ihn geliebt habe! — hatte ich's zu Haus nicht mehr aushalten können. Mama wollte nicht, daß ich eine Stelle annehmen sollte oder sonst was Vernünftiges tun. Das ginge gegen die Ehre, hieß es. Und so zwang sie mich, weil ich doch frei werden wollte, mich zu verloben. Mit dem Grafen. Er war ja recht nett. Aber eines Tages .... ja, da wollt' er zärtlich werden, der alte Herr. Und da, da erklärte ich, ich nähme ihn nicht. Bin einmal eine kalte Natur, habe von der allgemeinen, vielgescholtenen und vielgelobten Liebesbedürftigkeit der Frauen, wie's scheint, nicht viel auf den Weg mitbekommen. Also da machte Mama eine Szene, die Aussteuer, der Skandal und so weiter .... Du warst so ein Kind, du wirst's nicht mehr wissen. Ich brannte durch. Ganz einfach, lief zur Bahn, kaufte mir ein Billett nach Berlin und ging zu meinem Vormund. — Von dem hast du jetzt wohl diese Adresse?"

„Ja," sagte Frau Sissy, „ich hab' ihn gebeten . . ."

„Dacht' ich mir gleich. Er weiß immer mich zu finden. Damals sagt' ich dem guten Herrn: ich muß was lernen, so geht das nicht weiter. Geben Sie mir so viel Geld, wie von meinem verstorbenen Vater noch für mich da ist. Meine Mutter und meine Stiefgeschwister sind reich genug, mich zu erhalten. Ich mag aber nichts von ihnen geschenkt. — Nun, er sah wohl ein, daß es Ernst war und gab mir, was er konnte. Später, als ich mündig wurde, schickte er mir den Rest. Viel ist's ja überhaupt nicht gewesen. Was willst du, mein Vater war Klaviervirtuose, und keiner der ersten. — Damals bin ich gleich nach Rom gegangen. Etwas Schönes wollt' ich sehen, etwas Schönes machen. Was, ahnt' ich erst selbst nicht. Ich war so lächerlich unwissend. Das glaubt man gar nicht. Was mir alles noch möglich schien, damals! Erst dacht' ich zu singen — dann zu malen. Dazwischen habe ich auch gedichtet. Aber das alles war nicht das Rechte. Einstweilen lernt' ich meine Augen aufmachen und hungerte gelegentlich. Das schärft die Sinne. Den Wert aller Güter in dieser Welt lernt man richtiger abzuschätzen. Das wichtigste ist nicht, das Leben zu schmücken, es für die Menschheit lebenswert machen, ist höhere Pflicht. Sie darben ja alle! — Nicht an Geld und Gut nur —, darben an Schönheit, Sonne, Freude. Was kann ich tun, die ihnen zu mehren? Bilder kaufen reiche Gönner, ins Theater gehen die Reichen, Bücher lesen nur sie und sie auch kaum. Etwas, was auf der Straße draußen, was auf dem Markt steht, zu allen spricht. Etwas, was ihnen, den Armen, Bedrückten, die Schönheit zeigt. Sieh dich um in aller Welt, — selbst in Italien, — wie viele schöne Menschen gibt es? wie tausendmal, tausendmal mehr verkümmerte, beengte, schwächliche, krüppelhafte, die kaum den Namen Mensch verdienen. Wenn sie jeden Tag fehlerlose, vollendet schöne Formen sähen, müßten sie nicht selber schöner, vollkommener und davon — glücklicher werden? So dachte ich. Es war wohl ein Traum und war sicher recht kindisch. Aber ich bin darum Bildhauer geworden, um solche vollkommene Menschenleiber schaffen zu können und sie als Geschenke, als meinen Beitrag zum Heil der

Menſchheit dem Volk an ſeinen Weg hinzuſtellen. Dahin, wo jetzt der Heiland am Kreuz hängt oder hölzerne Madonnen, rotbunt bemalt, mit blödem Lächeln bemitleidenswert auf uns herabſehen.“

„Und — du haſt ſolche Statuen gemacht?“

„Eine nur. In einem kleinen Neſt am Weg nach Carrara, — ich lebte zwei Jahre in der Gegend, um das Handwerk meiner Kunſt von Grund auf zu erlernen und habe eine ſchwere Krankheit, eine Augenentzündung, dort durchgemacht. Da iſt alſo, nicht weit von der Kirche, eine überlebensgroße Caritas in Marmor, die ich der Gemeinde ſchenkte. Damit war natürlich mein väterliches Erbteil zu Ende. Und meine Selbſtüberſchätzung auch. Als das Ding aufgerichtet worden, da, — da ſchien mirs nicht mehr ganz ſo ſicher, daß davon die Welt glücklicher würde. Aber was tun? Das Metier hatt' ich einmal erlernt, und wußte kein anderes. Ein verkommener Bildhauer, der als Abbozzatore dort lebte und bei dem ich gelernt hatte, der riet mir, hierher nach Paris zu gehen, nur hier würde ich rechtes Können begreifen. Außerdem ſeien für meine Augen hier beſſere Ärzte. Nun, und da ſitz' ich denn ſeitdem und boßle. Forme Menſchen, — nicht nach deinem Bilde, Herr, mein Gott! — ſondern ſo mittelmäßige Leute wie ſie einmal ſind, alltäglich und praktiſch, um leben zu können. Was biſt du ſo ſtill? Mißfällt dir's, daß ich von meinen Idealen zurückkam? Schämſt du dich, ſo eine Gipspuppenfabrikantin zur Schweſter zu haben?“

„O Meta, wie kannſt du!“ . . . .

„'s iſt auch eigentlich nicht nötig. Im engſten Begriff, in dem Sinne, den unſere ehrenwerte Frau Mama verſtehen würde, habe ich mir nichts vorzuwerfen. Weißt du, daß in dem einzigen Brief, den ſie mir je ſchrieb, — es war acht Tage nach meiner Flucht, — ſie mir prophezeit hat, ich würde einmal als Dirne enden? Mit dem Wort! Meine eigene Mutter! Alſo in dem Sinn bin ich, ſo unwahrſcheinlich das klingen mag, genau dieſelbe Meta Lüdtke, die ich zu Haus war. Aber ſonſt! Ob dein wahrſcheinlich ſehr korrekter Herr Gatte ſich über eine Schwägerin, die ſo ganz und gar Bohème ward, freuen wird? . . . . Grüß' ihn von mir“, ſagte ſie und half Frau Siſſy, die nach der Uhr geſehen hatte, ihren Hut wieder aufzuſetzen. „Sag' ihm, 's wär' hübſch, daß er dich glücklich macht. Und ich dankte ihm, daß er dir erlaubte, mich zu beſuchen. Wie lang bleibt ihr denn in Paris? ſeh' ich dich noch einmal?“

„Aber Meta, wir ſind doch nur für dich hergekommen, weil ich mir's ſo wünſchte. Und Eilert iſt hier unten im Wagen. Er meinte, das erſte Mal ſollt' ich allein . . . . Willſt du denn nicht mit hinunter zu ihm?“

„So?“ fragte Meta und zeigte dabei auf ihre vielgetragene Bluſe und den grauen Rock. „Sieh mich einmal an neben dir!“

Siſſy aber blickte nicht in den Spiegel, vor den jene ſie ziehen wollte. Sie ſtrich errötend die weichen langen Spitzenenden an ihrer Halskrauſe etwas glatt. „Wie du willſt, wie du meinſt. Aber, aber, — wenn nicht jetzt, dann heut abend? Willſt du nicht im Hotel bei uns eſſen? Er muß dich doch kennen lernen.“

„Hm,“ ſagte Meta, „bis heute abend . . . . Im Hotel? Da wird große Toilette gemacht?“

„Du biſt bei uns eingeladen. Was gehen die fremden Leute uns an!“

„So ſtolz biſt du, kleine Schweſter? Das gefällt mir. Aber ich bin es nicht minder. Und ich möchte euch keine Unehre machen. Alſo im Hut? Schön. Und um acht Uhr? Ich werde kommen.“

Siſſy hob ſich auf den Zehenſpitzen, die große Schweſter noch einmal zu küſſen und ging dann fort. Meta dachte nicht daran, ſie die Treppe hinabzubegleiten. Sie ſtand mitten im Zimmer und ſah ſich um und ſah doch nichts von alledem, was um ſie war. Nicht die Dachſparren, noch die grauen Wände des Bodenraumes, nicht ihre plaſtiſchen Entwürfe, noch da draußen das große Paris mit ſeinen Farben und ſeinen Linien, die ſonſt ihr Entzücken bildeten, ſah ſie mit ihren ſehenden Augen. Sondern vor ihr ſtand ihr eigenes Leben. Damals zu Haus — der Stiefvater hatte ſie geſchirmt, ſolang' er gelebt, aber ihre rechte Mutter war für ſie kalt und hart geworden. Nur dies Kind, dies Stiefſchweſterchen, das vom erſten Tage

an, ſeit ſie es auf den Arm genommen, ſeit es lachen, laufen konnte, ihr Troſt geweſen, das hielt ſie dort feſt. Und dann hielt auch das nicht mehr, ſie ging fort, vergaß die Kleine. Die hatte aber durch all die Jahre ihre Treue gewahrt. Und ſie indeſſen? .... wie viel oder wie wenig hatte ſie an das Schweſterchen gedacht? Sie ſah ſich in Rom, in großer Geſellſchaft, von allen umringt, — damals hatte ſie noch die Dame ſpielen wollen, ſich gemüht, mit ihren paar Groſchen ſtandesgemäß, wie ſie es daheim gewohnt war, zu leben. Es ging aber nicht. — Dann in Carrara, als Steinmetzlehrling, halb in Männertracht, in dem weißen Bildhauerkittel, ein Papiermützchen auf den Haaren, die Zigarette zwiſchen den Zähnen. Endlich hier in der Penſion, die Kameradin der jungen Künſtler, die mit ihnen ihre Intereſſen und Sorgen, ihre Vergnügungen auch teilte, unbekümmert um irgend andere Sittengeſetze, als ſolche, die ihr freier Wille, ihre gute Laune vorſchrieben. Und nun heute! Sie mußte lachen. Erſt einmal ihren äußeren Menſchen in präſentable Verfaſſung bringen. Das ſchien ihr Pflicht. Und in Paris, zum Glück, da kann man das, ſelbſt wenn man höchſtens vier bis fünf Stunden Zeit dafür hat.

II.

Baron und Baronin Wrankenhoff kamen mit Dr. Körber die Treppe herunter, um ſich in den Speiſeſaal zu begeben. Die Kellner warteten. Es war eine gute halbe Stunde nach der vorher beſtimmten Dinerzeit.

„Du mußt wiſſen," ſagte der Freiherr halblaut zu dem Freund, während ſeine Frau ein paar Schritte vorausging, „Fräulein Lüdtke, die wir erwarten, iſt ihre Stiefſchweſter. Etwas emanzipiert, wie es ſcheint. Ich kenne ſie nicht. Marie-Louiſe hat ſie auch, ſeit ſie ein Kind war, nicht geſehen. Da iſt's mir ganz lieb, daß du mit uns biſt. Übrigens," fügte er dann lauter hinzu, „übrigens ſcheint ſie ja gar nicht zu kommen."

Sie ſetzten ſich an drei Seiten des kleinen Tiſchchens, das mit Chryſanthemen geſchmückt war. Der vierte Stuhl blieb leer. Die Baronin ſah mit unruhigen Augen zur Eingangstür hin. Sie war nur ungern heruntergegangen, ohne die Schweſter. Daß ihr Mann den ihr fremden Herrn, den ſie zufällig am Nachmittag in der rue des nations, vor dem deutſchen Hauſe getroffen, gleich zu Tiſche geladen hatte, war ihr nicht recht. Überhaupt zum erſtenmal, ſeit ſie eine Frau war, mit andern Leuten, hier in dem eleganten, überheißen, überhellen Saal, die Anſtrengung dieſes erſten Tages, Paris, die Ausſtellung, und nun die Schweſter — ihr ſchwindelte faſt.

Ob ſie noch kommt? und dann — wie wird ſie ausſehen, wenn ſie zum Abend Toilette gemacht hat? Was werden Eilert und was dieſer Fremde, von ihrer lieben Schweſter denken? Vielleicht wär's beſſer, ſie käme gar nicht.

Die Herren ſtudierten die Weinkarte und verhandelten mit dem Kellner.

„Körber iſt nämlich ein feiner Kenner," erläuterte der Ehemann, „in Weinen, in Speiſen, in alten Bildern, modernen Toiletten uſw. —, Kenner in allem! Nun, wie findeſt du den Saal hier alſo? dieſe langgezogenen Linien und Blumen. Gefällt dir das? Und dazu der Hut meiner Frau, ich kaufte ihn ihr gleich heute morgen, der iſt auch im modernſten Stil, was? hab' ich darin Geſchmack bewieſen? oder mich als der verbauerte Landmann gezeigt, wie du mich oft ſchiltſt?"

Doktor Körber klemmte ſich ſein Pincenez auf die ſehr ſpitze Naſe. Er war ein überlanger Menſch mit dünnen, loſe hängenden Gliedern, fehlerlos korrekt gekleidet.

„Der Hut ſteht ihr reizend," urteilte er mit gewichtigem Ernſt, „weil deine Frau ſelbſt reizend iſt. Sonſt .... lieber Eilert, Pariſer Schick erlernt ſich ſo ſchnell nicht. Den Hut haſt du ſicher in einem Schaufenſter in der rue de la paix geſehen."

Die junge Frau blickte auf ihren Teller. Sie fühlte ihre Tränen nahe. „Meiner Schweſter," ſagte ſie, „gefiel er auch nicht."

„So?" rief der Doktor, „das beweiſt, daß ſie pariſeriſch ſehen gelernt hat. Jetzt, hier im Sommer zur Ausſtellungszeit, — echte Gewächſe dieſes Pariſer Bodens ſind jetzt ja kaum hier. Alles Deutſche, Engländer, Amerikaner, möglichſt ſichtbar herausgeputzt.

Sieh dich doch um, da an den Tiſchen, nicht eine vornehme Erſcheinung, nicht eine Toilette, die von Geſchmack und Erfindungsgabe zeugt.“

„Du nimmſt auch alles gleich ſo verdammt ſtreng wiſſenſchaftlich,“ brummte Krankenhoff. „Mir gefallen verſchiedene der Damen und beſonders“ — ſein Blick hing an dem ſüßen Geſichtchen ſeiner Frau.

„Aber nein, ſo ſieh dich doch um,“ — Körber hob die haarſcharfe Naſe und drückte ſein Augenglas, das ihm immer abrutſchen wollte, wieder feſt, „ich meine ja nicht hübſche Geſichter, die gibt's überall, in jeder Provinzſtadt. Ich meine: iſt da irgendeine Erſcheinung, was man ſo eine Erſcheinung nennt, die anzieht, bezaubert, nicht blendet durch Schmuck und grelle Farben, vielmehr durch die Art, ihre Kleider als etwas Nebenſächliches mit Grazie und Vornehmheit zu tragen und, kurz, die . . . .“ Er ſtockte mitten im Satz. — „Da, dort . . . Wahrhaftig! Nein, — iſt denn das möglich?“

Der Baron drehte ſich auf dem Sitz um.

„Ja,“ ſagte er. „Freilich die Dame ſcheint mir . . . .“

„Meta!“ rief ſeine Frau wie erlöſt, „kommſt du doch noch, biſt du's endlich!“

Sie kam zwiſchen den Tiſchen daher; und die Hotelgäſte drehten ſich um, ihr nachzuſehen. Der Portier geleitete ſie. Der Oberkellner ſtürzte ihr nach, um den Stuhl zurückzuziehen, einer von den kleinen Grooms eilte herbei, ihre Sachen ihr abzunehmen. Die beiden Herren waren aufgeſprungen. Siſſy ſtellte Mann und Schweſter mit ſchüchterner Stimme einander vor. Der Baron vervollſtändigte die Ceremonie: „Mein Jugendfreund, Herr Doktor Körber, meine Schwägerin, Fräulein Lüdtke.“

Der lange Doktor verneigte ſich bis auf den Boden, dabei war er feuerrot geworden. Er ſagte kein Wort.

Sie ſah ihn an und lächelte. Dann zog ſie ihren Mantel ab, ein langes, äußerlich unſcheinbar ſchwarzes Gewand von gefältelter Seide, das ſie bis zu den Zehenſpitzen einhüllte. Die Herren waren ihr beide behilflich, der Groom trug es fort. Dabei ſah man das Mantelfutter, japaniſch oder indiſch gemuſtert, gleißend von Gold. Und wieder reckten die Hotelgäſte die Hälſe.

„Ich bin viel zu ſpät, ich weiß es. Aber was hilft's. Weib, Künſtlerin und Pariſerin — das ſind, denke ich, drei der triftigſten Gründe, nicht pünktlich zu ſein.“

Sie ſagte das zu Schweſter und Schwager. Frau Siſſy ſaß mit großen Augen und ſah ſie an. Ein ſchwarzer Hut, ein ſchwarzes Kleid, ſehr hoch am Halſe, nur ſo ein wenig durchſichtig, daß die ſchlanken Arme weiß durch das feine Spitzenzeug ſchimmerten. Und nicht ein Schmuckſtück, nicht ein Ring. Man konnte nicht ſchlichter gekleidet gehen. Und doch — war das dieſelbe Meta von heute morgen in der vertragenen Calicobluſe? So ſieht alſo eine Pariſerin aus, eine echte. Frauen wiſſen, auch wenn ſie früher nie dergleichen ſahen, inſtinktiv die innere Vollendung einer Toilette gebührend zu ſchätzen. Eine Erſcheinung, die anzieht, bezaubert, ohne zu blenden, wie Körber geſagt. Die kleine Baronin bewunderte ihre Schweſter neidlos, mit wachſendem Staunen. Sie, wenn ſie in ſo ein fremdes Hotel, zu ſo einem fremden Schwager ganz allein hätte kommen ſollen, wie ſie gezittert haben würde! Meta, nein, die zitterte nicht. Sie lehnte ein wenig zurück im Stuhl, ſpielte mit ihrem kleinen Fächer, nippte kaum von den Speiſen und plauderte mit dem Baron. Auch das ſo anders als heute morgen! ſo leicht, ſo ſelbſtverſtändlich heiter. Sie entſchuldigte ſich, daß ſie mit dem Hochzeitsgeſchenk im Rückſtande ſei.

„Soll ich Ihnen ein Porträt Ihrer Frau machen? Sie finden ſie doch, hoff' ich, auch reizend? Was? Wär' Ihnen das recht? Meine Reliefporträts gelten nämlich“ — und ſich plötzlich zu dem Doktor wendend, den ſie bisher mit keinem Blick beachtet hatte —, „ſagen Sie doch den Herrſchaften hier, wie meine Reliefs beurteilt werden. Das heißt, falls Sie ſich derſelben entſinnen.“

„Oh, Fräulein Meta!“ murmelte der Doktor, und wieder ſchoß ihm das Blut bis in das gelbliche Haar an den Schläfen.

„Sie kennen ſich?“ fragte der Baron etwas verwundert.

„Ich kenne den Doktor ziemlich genau. Dagegen, ob er mich . . . .“

„Oh, Fräulein Meta!“ ſeufzte abermals der Lange, „wie können Sie denken, wie ſollte ich nicht .... Ich bin ja nur glücklich, daß ich einmal wieder, daß Sie mich noch .... Und Ihr ‚ſchlafendes Kind‘, wie ich das bewundre, wie das geſchätzt wird!“

„Davon werden meine Verwandten,“ ſagte ſie, „noch nichts gehört haben. Am erſten Tage! Sie waren wahrſcheinlich überhaupt nicht bei den Skulpturen im Grand Palais?“

„Noch nicht,“ ſagte Siſſy ganz beſchämt.

Der Baron bemerkte, er hätte überhaupt nicht gewußt, daß ſeine neue Schwägerin, Fräulein Lüdke, eine bekannte Künſtlerin ſei.

„Nun, berühmt bin ich nicht, ein Rodin nicht. Was iſt denn eigentlich das, was man bekannt nennt? Daß eine winzig kleine Clique von ſpeziellen Kunſtenthuſiaſten den Namen gehört hat. Die übrige Welt, was fragt die viel nach unſerm Tun! — Sie hätten meine kleine Arbeit auch kaum bemerkt, wenn Sie dort geweſen wären, und ſie nie als mein Werk erkannt. Sie hören ja, ich heiße Méta, Méta tout court. Es iſt mir bequemer. Wer in Frankreich oder Italien kann denn auch dieſes Lüdtke ausſprechen? Eine zu harte Konſonantenfolge! Übrigens Ihr Name, Herr Schwager — wie den unſere Penſionswirtin vorhin geradebrecht hat —, ſchade, Doktor, daß Sie heut nicht bei Tiſch waren.“

„Er ſpeiſt auch bei Ihnen? Körber, du wohnſt ....?“

„Wohnte, hm. Nämlich —“ der Doktor ſtotterte plötzlich, „ſeit einem Monat, hm, bin ich nämlich ausgezogen.“

„Wie es hier blendet!“ — Meta ſchützte mit der Hand ihre Augen — „ich bin's nicht gewohnt. Wir haben in der Penſion natürlich nur Petroleumlampen. Ich glaube, Herr Doktor Körber findet das zu unelegant. Er liebt das moderne elektriſche Licht. Ich, im Gegenteil, ich habe ſo ein maleriſches Halbdunkel gern. Und es iſt auch beſſer für mich.“

„Sie brauchen wahrlich kein Licht zu ſcheuen!“ murmelte er.

„Ah, Schwager,“ rief ſie, „ſchützen Sie mich vor dieſem Komplimentenmacher. Er hat eine Art, mir meine Worte zu verdrehen, die .... Und ich kam doch nicht hierher, mich mit Doktor Körber zu zanken. Darin haben wir uns früher genügend geübt. Ich kam, um eine ganz neue, fremde, wunderſame Erfahrung zu machen. Sie wiſſen Doktor, darauf bin ich immer begierig — avide de sensations nouvelles. — Es gibt deren, die wohltun, nicht ſo viele. Alſo, wie iſt das, einen Schwager zu haben? Geben Sie mir die Hand, Baron, Sie haben ſo ein ehrlich Geſicht, mit Ihrem blonden, deutſchen Haar, ſo etwas Beruhigendes. Ja wahrhaftig, ich glaube, ich darf ſie Ihnen gönnen. Denn ſie iſt mein Liebſtes, dies Kind. Wiſſen Sie, Doktor, wie Sie mich einmal ausgefragt haben, ob ich denn keinen Menſchen liebe? Ich ſagte Ihnen, ja, ein kleines, kleines Ding von neun, zehn Jahren, rund und dummlich und anſchmiegſam zärtlich. Sie haben mich angeſehen und dachten .... Wer weiß, was Sie dachten! Sie kannten mich nicht. Alſo die da, die iſt meine erſte und letzte Liebe. Mein Schweſterchen, ſo nannte ſie ſich ſelber, Siſſy, als ſie kaum anfing, ſprechen zu können. Ihre Nurſe nämlich — meine Mama fand das vornehmer — war eine Engländerin. Darum ſagte ſie zuerſt engliſche Worte. Und dann nachher, als ich ſie auf meinen Armen im Haus umherſchleppte, und Deutſch ſprechen lehrte! Und dann, als ſie allmählich größer wurde! .... Wiſſen Sie auch, was vom ganzen Fauſt mir immer die menſchlich mich am nächſten berührende, ja die ſympathiſchſte Stelle war? Wo Gretchen von ihrer Schweſter erzählt:

So lieb war mir das Kind ....
Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich ...
Auf meinem Arm, in meinem Schoß,
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Darum hab' ich dem armen Gretchen ſo manches andere verziehen. Zum Beiſpiel, daß ſie das Ideal, das ein Deutſcher ſich von der deutſchen Frau macht, auf ein ſo beſchämend tiefes Niveau herabgedrückt hat. Wer weiß freilich, ob das nur ihre Schuld iſt? Derſelbe Goethe, der Menſchen und Welt ſo tief erkennt, ſo wie kein anderer, daß er wortwörtlich ausſprechen konnte, was ich um 100 Jahre ſpäter ihm nachempfand, er ſchildert dies arme Mädchen wohl ſo, weil es ihm und ſeinen Zeit- und Geſchlechts-

genoſſen ſo am lieblichſten erſchien. Und das Ideal des deutſchen Mannes hat ſie, Gretchen, nicht geſchaffen, ſondern iſt ſelbſt dadurch geſchaffen worden."

„Nun, die Zeit hat ſich geändert," verſetzte der Doktor. „Heute — heut haben wir andere Ideale — und die Frauen erſt recht. Sie wollen eine Rolle ſpielen. Wir armen Opfer, wir ſind ſchon froh, wenn wir ihnen dabei behilflich ſein dürfen."

Der Baron lachte: „Oho, ſo arg iſt's doch noch nicht."

Er gab ſich erſichtlich alle Mühe, Meta in ihren Gedankenſprüngen zu folgen, während der Doktor eifrig ſuchte, ſie in ſeine Gleiſe abzulenken. Jeder tat ſein Beſtes für ſie, durch ſie angeregt. Wie ein feines, hauchfeines Gewebe ging von ihren beredten Lippen ein Etwas aus, eine Anziehungskraft, die beide Männer umſtrickte. Auch Marie-Louiſe, obwohl dieſe ſchweigſam nur das Geplauder der andern, gleich einem wohlig ſanften Bad, über all ihre Sinne rieſeln ließ, fühlte ſich im Bann ihres Zaubers. Es tat ihr die Eintracht, die Heiterkeit, tat ihr die Grazie innig wohl, die das kleine Sympoſion durch die Künſtlerin empfing.

Sie ſelber empfand ſich ſtolz als Schöpferin dieſer belebt harmoniſchen Stimmung, weil ſie die andern zuſammengebracht. Und die Art, wie Meta den Kopf mit dem großen Federhut hochmütig in den Nacken warf, die Art, wie ſie die Brauen ein wenig runzelte, um die grauen Augen angeſtrengt auf einen Punkt zu heften, wie ſie Meſſer und Gabel benutzte, ja, wie ſie aß, dieſe etwas nonchalante, läſſige Art, als ob ihr im Grunde das Sprechen, das Eſſen, der Saal und die Menſchen, nicht ſo ſonderlich wichtig wären, und dann wieder ein Blick hinüber in das Geſicht der jungen Frau, ein zärtliches Leuchten, ein kurzes Aufblitzen, das alles war ſo neu, ſo fremd ....

Frau Siſſy wußte in ihrem Staunen ſich kaum zu ſagen, worin im Grund dieſe Fremdheit lag. Dunkel empfand ſie nur den Abſtand, den himmelweiten, der ſie von jener ſchied. Und ſie verzieh der Schweſter die Flucht und verzieh ihr das lange Schweigen, den Schmerz, den ſie ihrer Mutter bereitet. Denn ſie begriff zum erſten Mal jetzt, wie eng die Grenzen ihres alten Lebens geweſen, und wie unmöglich Meta darin atmen gekonnt.

Das Diner war zu Ende. Wrankenhoff ſchlug vor, den Kaffee oben auf dem Zimmer zu nehmen. Die Damen ſetzten ſich in das Liſt, um hinaufzufahren. In dem engen, ſeidengepolſterten Raum ſchmiegte ſich die kleine Frau an den Arm ihrer Schweſter an. „Oh du, wie du biſt, ſo anders, als ich mir es dachte, ſo .... Und der macht dir den Hof! Ein großer Gelehrter, ſagt mir Eilert, ein vortrefflicher Menſch. Magſt du ihn denn auch — und wird ....?"

„St," machte Meta. Sie deutete auf den Hotelbedienten, der das Liſt führte und deſſen breites Schweizergeſicht ihr verriet, wie gut er deutſch verſtand.

Aber im Flur, ſchon vor der Zimmertür, hielt ſie die Schweſter einen Augenblick zurück: „Damit du dir nichts andres denkſt: nur ein Flirt, wenn du weißt, was das iſt. Ein junger Herr, der ſich amüſieren will, wo's ohne Gefahr für Beutel und für Namen und Herz geht, ſehr vorſichtig alſo. Und eine Dame, die ſich amüſieren läßt, ſolang es ihr Spaß macht, weil für ſie überhaupt keine Gefahr bei der Sache iſt. Ich bin Bildhauerin, verſtehſt du, weiter nichts. Und ich will nie was anderes werden."

Die beiden Herren waren die Treppe heraufgeſtiegen.

„Donnerwetter!" hatte der Baron geſagt, „ſo hab' ich die mir nicht vorgeſtellt. Haſt du aber ein Glück!"

„Oh," Körber wies ihn etwas verlegen zurück, „von Glück kann gar nicht die Rede dabei ſein. Sie iſt, ſie war ... Ich hatte ja nicht die leiſeſte Ahnung, wer ſie iſt."

Und dann in dem hübſchen Empireſalon Wrankenhoffs war er bemüht, die beiden Damen zu bedienen, bereitete ihnen den Kaffee, brachte Frau Siſſy eine Fußbank, Meta Zigaretten.

„Ich danke," ſagte ſie.

„Wie? was? Sie rauchen nicht?"

Sie lachte über ſein verdutztes Geſicht: „Jedes Ding zu ſeiner Zeit und an ſeinem Ort. In der Penſion Deſtournelles ſieht's eben anders aus als hier," — ſie wies auf

die weißgoldnen Wände, den hellgrünen Samtbezug der Sofas und Stühle — „man paßt unwillkürlich ſich ſeinem Milieu an.“

Eilert und Frau Siſſy verſuchten ſie zu überreden. „Wenn ich wollte, ſo würde ich rauchen. 's iſt doch kein Verbrechen. Ich will aber nicht.“

Sie wandte ſich zu der jungen Schweſter, als wären ſie beide ganz allein. Die Herren, denen ſie bei Tiſche ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt, beachtete ſie nicht mehr. Nur einmal, mitten in ihren Fragen nach den Brüdern, den Leuten, dem Garten zu Haus, unterbrach ſie ſich und drehte den Kopf mit ihrer raſchen Halsbewegung zu Körber herum.

„Was erzählen Sie da, ich wollt' meine Arbeiten nicht verkaufen? Aber Sie irren ſich vollſtändig. Ich habe ‚das ſchlafende Kind‘ heut verkauft.“

„Sie? an wen denn?“

„O, natürlich an Thiébault.“

Und ſie kehrte ſich wieder zu Siſſy. — „Alſo, was ſagteſt du, das alte Pfirſichſpalier hat Mama fortbrechen laſſen? Ach, wie mir das leid tut! Dein Vater hatte es ſelber gepflanzt. Es blühte jedes Jahr ſo entzückend. Ihr ſchien es im Wege, weil es keine Früchte trug, natürlich. Was nicht Nutzen bringt, — ich höre ihre Stimme noch, wenn ſie das ſagte — was nicht Nutzen bringt, das muß fort.“ —

„Meta,“ fragte der Doktor ganz beſtürzt, „aber Mademoiſelle Meta! an Thiébault verkauft? Ihr Meiſterwerk! Aber Sie hatten doch die Abſicht .... Und Sie wollten es ja gerade um keinen Preis einem Kunſthändler laſſen. Weshalb denn nun doch? Er zahlt Ihnen ſicher viel zu wenig! Und verkauft es nächſte Woche für das Doppelte an irgendeinen Amerikaner! Weshalb taten Sie das nur in aller Welt?“

Sie ſah ihn nicht an, plauderte nur mit Siſſy weiter.

Als ſie ſich dann erhob, um zu gehen und wieder ihren Mantel anzog, bewunderte der Baron das lange Gewand, das an jenes der Statue über dem Eingangstor zur Ausſtellung erinnerte. Nur ſei dieſes kleidſamer.

„Ja,“ ſagte Meta, indem ſie anfing, ſich die zahlloſen Knöpfe zuzuknöpfen, „ja, das hoffe ich auch. Will man hier in Paris etwas Gutes haben, ſo muß man eben zu den allererſten Firmen gehen. Das hat, ſcheint's, der Bildhauer, der die Pariſerin dort oben machte, nicht gewußt.“

Von wem der Mantel ſei? erkundigte der junge Ehemann ſich.

„Von Redfern,“ ſagte ſie.

„Ach ſo,“ murmelte halblaut Doktor Körber, „deshalb alſo! Nun begreife ich es.“

Als ſie Abſchied genommen hatte und gehen wollte, bat er, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen.

Sie wies ihn ziemlich ſcharf zurück: „Sie? Was fällt Ihnen ein! Sie wohnen ja gar nicht mehr bei uns. Und haben einen ganz andern Weg. Sie werde ich doch nicht aus Ihrer Richtung bringen, Sie! Nein, gute Nacht, Herr Doktor — ich danke.“

III.

Frau Siſſy ſaß auf dem Modellſchemel vor Meta, die ihr Relief vor ein paar Tagen für ſich begonnen hatte und nun nach der Schweſter Zug für Zug beſſerte, änderte. Es war der jungen Frau nicht behaglicher hier in dem großen ebenerdigen Atelier an der Rue Notre Dame des Champs, als neulich in dem Bodenzimmer der Penſion Destournelles. Im Gegenteil, hier wußte ſie ſich nicht einmal allein. Nur dünne Scherwände trennten ſie von andern Bildhauerwerkſtätten links und rechts, die ſich in demſelben Gebäude befanden. Bald hörte man ein Hämmern und Singen, bald von der andern Seite Zanken. Dann ward die Tür haſtig aufgeriſſen, ein ſtruppiger Kopf fuhr herein, die weiße Papiermütze auf den Haaren:

„Méta, cher collègue, einen Augenblick nur, könnten Sie wohl meine Arbeit anſehen?“

Oder ein kleines, armes Mädchen, nur halb bekleidet, platzte herein:

„Mademoiſelle Méta! er hat mich geſchlagen! er ſagt, ich hätte die Poſe verändert. Mademoiſelle Méta, helfen Sie mir.“

„Du mußt das nicht ſo übelnehmen,“ ſagte Meta. „Ich habe doch ſonſt nicht oft Modelle aus der Geſellſchaft, ſondern bezahlte. Die geniert das natürlich nicht. Aber wenn

du willſt, kann ich auch den Riegel vorſchieben. Sie ſind nur eben gewohnt, daß ich da bin. Und da kommen ſie, wenn ſie mich brauchen.“

„Ach,“ ſagte Siſſy, „du biſt ſo gut mit all' den Leuten und ich ....“ Sie ſtockte.

„Wie du errötеſt. Das auszudrücken, in Ton oder Marmor, wie jung dieſe Haut iſt, wie unberührt der ganze Menſch, daß ihm das Blut, um nichts oder alles, bis hinauf in die Stirn ſchießt.“

„Dies abſcheuliche, dumme Rotwerden!“ rief Marie-Louiſe und hob beide Hände, ihre brennenden Backen zu verdecken, „wenn ich's nur einmal loswerden könnte!“

„Das wirſt du nie.“ Meta hob eine Sekunde ihre Finger von dem feuchten Ton und kam näher und berührte ihrer Schweſter pfirſichzarte Wange vorſichtig ſtreichelnd mit dem Handrücken nur: „quäl' dich nicht drum, es ſteht dir reizend. Und es iſt einmal dein Weſen, dein ganzes Sein ſo. Ob du noch ſo alt wirſt, ſo eine Lederhaut wie ich, die ſo ziemlich gegen alles abgeſtumpft iſt, bekommſt du nie. Freu du dich deſſen.“ — Sie kehrte ſich wieder zu ihrer Arbeit.

Siſſy ſaß ſehr ſtill. Das Denken ging bei ihr nicht ſo raſch und nicht ſo ſprunghaft wie oft bei der Schweſter. Aber nach einer Weile fragte ſie leiſe: „Biſt du denn wirklich ſo abgehärtet, wie du es ſagſt? Oder willſt du nur gern ſo ſcheinen? Ich glaube, ich habe auch ſchon geſehen, daß dich etwas aufregt. Du wirſt nicht gerade rot, eher blaß dann. Aber doch, man merkt's dir an ....“

„Was dir einfällt!“ rief Meta.

„Ja“, — Siſſy ließ ſich von einmal gefaßten Ideen ſo leicht nicht abbringen, — „ja beſtimmt, geſtern erſt, als wir in die neuen Louvreſäle gehen wollten mit Doktor Körber. Er iſt dir nicht ſympathiſch, ſcheint es. Obwohl Eilert behauptet, er wär' ſo ein Kunſtkenner, wie gar kein zweiter und ....“

„Natürlich, ein ſchrecklich gelehrtes Haus, wer leugnet denn das? Und er weiß mich auch manchmal zu amüſieren.“

„Ja, aber trotzdem, — du haſt etwas gegen ihn. Wie er da geſtern im erſten Zimmer, dem berühmten viereckigen Saal, gleich vor einem Bild von Watteau mit dir ſtand, dem Pierrot in dem weißen Kittel. — Eigentlich ſind wir alleſamt ſolche Narren, die wir glauben, gar ſo leicht erreichen zu können, was wir uns wünſchen. — Ich hörte es deutlich, wie er das ſagte. Und da biſt du blaß geworden. So wie ich rot werde um nichts. Und haſt den Kopf in den Nacken geworfen und biſt von ihm fortgegangen. Er tat, als ob er das Bild noch bewundere.“

„Biſt du jetzt fertig mit deinen genauen Beobachtungen? Wenn du mir ein bißchen ſtill ſitzen wollteſt,“ rief Meta, „wär's mir viel lieber. Dein Porträt ſoll doch gut werden. Den Kopf mehr zur Seite, ſo. Das iſt richtig.“

Siſſy fühlte ſich ſchon wieder erröten. Meta wollte ihr nicht Antwort geben. So hatte ſie alſo recht geſehen. Es lag etwas zwiſchen den beiden. Etwas Unſagbares? etwas Schlimmes? Was konnte das ſein? Während ſie ſich anſtrengte, möglichſt unbeweglich ihre Stellung zu bewahren, ſtand Meta mit zuſammengezogenen Brauen vor dem Tonentwurf, bald dieſen, bald ihr Modell anſtarrend, nun trat ſie zurück, nun vor, maß mit dem kurzen Modellierholz in der Luft eine Linie nach und packte in leidenſchaftlichem Eifer das ſchon ſcheinbar fertige Relief an. — Und was denkt ſie dabei — nur wirklich den einen einzigen Gedanken an dieſes Relief? Kann einem Menſchen, einem Mädchen, ſo eine Arbeit wichtiger ſein als ihr Herz und die Meinung der Männer und all' das andere? fragte ſich Siſſy. Das junge Geſchöpf ward ſich bewußt, zum erſten Male vielleicht im Leben, wie meilenfern man oft einem andern Menſchen bleibt, ob man ihm auch nahe verwandt iſt und ihn noch ſo lieb hat. Wie hätte ſie denn Metas Gedanken erraten ſollen, die durch ſoviel lange Jahre von ihr getrennt geweſen! Konnte Meta wohl ahnen, was ſie dachte, was ihr durch den Kopf ging? Was denn nur alles? Sie verſuchte es ſich ſelber zu ſagen. Und abermals ſchoß ihr das Blut in die Wangen. Denn zuerſt und zuletzt hatte ſie doch an Eilert gedacht. Ob es ihm recht wäre, wenn er wüßte, was für wunderliche Menſchen hier links und rechts hauſten? Ob es ihm unlieb ſein würde, zu hören, daß die Schwägerin und der Freund ſich ſchlecht

vertrügen? Und was er, in dieſer Sekunde gerade, wohl ſagen könnte. Weiter forſchen, oder diskret ſein und ſchweigen — was iſt beſſer? Sie, als verheiratete Frau, fühlte ſich gewiſſermaßen verantwortlich für ihre Schweſter. Aber trotz dieſer Frauenwürde wußte ſie ſich nicht recht zu benehmen. Meta hatte ſo eine Art, das zu ſagen, was ſie wollte, und gerade nur das. Wer weiß, ob man bei ihr mit Fragen viel weiter käme. Wenn Eilert da wäre, ja der natürlich!

„Eilert!“ Es hatte geklopft und die junge Frau ſprang auf und dem Mann entgegen, mit ſo einem erlöſten Ausdruck, daß Meta ſeufzend ihr Modellierholz beiſeite legte. „Das Geſicht machſt du nie für mich.“

Der Baron lächelte ſehr geſchmeichelt. Er hatte ſchon ſo etwas wie Eiferſucht gegen die Schwägerin ſpüren wollen. Das Wetter ſei zu ſchön heute draußen, ſo entſchuldigte er ſein Kommen, wer weiß, wie herbſtlich es nun bald würde, da hätten ſie gemeint, ob's nicht verzeihlich ſei, die Sitzung abzukürzen und beide Damen ſtatt deſſen an dieſem Sonnenſeptembertage zu einem Spaziergang durch die Ausſtellung abzuholen. Sein Freund ſei nämlich mitgekommen.

„Aber er wartet vor der Tür draußen, er traut ſich nicht in ein Atelier, ſagt er, bis der Künſtler ganz ausdrücklich ihm die Erlaubnis dazu erteilt.“

„Oh, bitte. Treten Sie heute nur ein, Doktor Körber“ — Meta ſprach mit ihrer hellſten, allerhöflichſten Stimme, „ein Freund meiner Schweſter und ihres Mannes iſt mir jederzeit willkommen, — ob ich ihn ſonſt kenne oder nicht.“

Wrankenhoff ſtand indeſſen, breitſpurig, wie er war, vor der Staffelei, die der großen Reliefſtafel zur Stütze diente. Seine Frau hatte ſich ihm an den Arm gehängt. Sie blickte erwartungsvoll zu ihm auf.

„Ja,“ fing er an, nach einer bänglich langen Pauſe, „ja, das iſt .... Vergeſſen Sie nur nicht, ich verſtehe wenig von Kunſt. Und nichts von moderner. Und gar von Plaſtik! Keine Ahnung ...! Es iſt gewiß überhaupt eine Kühnheit, daß ich es ſage. Mir will nämlich ſcheinen ....“

„Sage, ob du es ſchlecht oder gut findeſt“, rief der Doktor. „Ich find' es entzückend! Fräulein Meta iſt ein Künſtler, der ein Laienurteil wahrhaftig anhören kann. Aber ſie iſt auch zu ſehr Künſtler, um nicht in all' ihren Nervenfaſern, bis in die Spitze ihres kleinen Fingers hinein, zu zittern, zu wüten und ſich zu erregen, wenn ſo ein Laie, aus eitler Angſt, etwas Verkehrtes auszuſprechen, ſie vor ſeinem hochnotpeinlichen Urteil auf die Wartefolter ſpannt. Das hält ſie nicht aus. Und ich erſt recht nicht. Meta, wie Sie das wieder einmal aufgefaßt haben! Dieſes Daſitzen der köſtlichen, jungen Geſtalt! Und wie die Kleider den Körper zeigen. Das wird vielleicht ſehr ſchnell unmodern werden. Wie alles, was ein realiſtiſch treues Bild ſeiner Zeit gibt. Dann aber nach zwanzig, nach vierzig Jahren ſucht man's hervor und ſieht das Bleibende darin, das Menſchlich-wahre, was über Zeit und Mode ſteht. Und ich, ich Tor, hatte mir nichts als ein Kopfbild der hübſchen Frau Schweſter heute erwartet!“

„Ich auch,“ ſagte Wrankenhoff. „Darum komm' ich's gar nicht gleich ſo verſtehen. Dieſe ſitzende, etwas ungeſchickte Dame .... Marie-Louiſe ſieht doch ganz anders aus.“

„Natürlich, die Ähnlichkeit! Dieſe vermaledeite Ähnlichkeit bleibt das A und O eines jeden braven Banauſen. Beruhige dich. Fräulein Meta wird's auch noch ähnlich machen. Das heißt, wenn ſie will.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Siſſy, „ich weiß gar nicht, ob man überhaupt einen Menſchen leicht erkennt, ſo von der Seite und ſo ſehr flach und vollſtändig weiß ....“

„Das iſt's ja gerade,“ rief der Baron. „Ich ſah dich nie ſo. Stell dich einmal, wie du da biſt. Ja, wahrhaftig, das iſt ihre Naſe und das ihr Mund und .... Nein, die Lippen, obwohl ſie lächeln, die ſind es nicht.“

Meta legte ihre Hand auf die Schulter der Schweſter, beugte ſich vor und küßte die Lippen.

„Es ſieht jeder ſie anders. Ich ſah ſie ſo. Geh jetzt, Kind. Du haſt lange genug ſtill gehalten. Und ich habe nun das Urteil der zwei Herren und muß mir's überdenken, wie mein eigener Spruch dann lauten wird.

Nein," — als der Baron sie bitten wollte, mitzukommen, „nein, ich kann nicht. Ich denke doch nur an meine Arbeit. Und wie die ist, — in meinen Augen, nur darauf kommt's an. Meine Augen schmerzen freilich. Aber das macht nichts. Ich muß hier bleiben, wenn es Tag und Nacht dauern sollte, — das muß ich ansehen, solange bis ich weiß, wie ich es finde."

Ob er sie beleidigt hätte durch sein Zögern und seine Offenheit? fragte der Baron.

„Nein," sagte sie, „nein, Offenheit ist etwas Gutes. Sie klärt die Luft. Besser als allzugroßes Lob, an das man nicht glaubt."

Körber stand ein wenig seitwärts. Er sagte nichts, er entschuldigte sich für nichts, redete ihr auch nicht zu, mitzukommen. Aber Frau Sissy wußte, daß er das Wort auf sich bezog und darunter litt. Sie faßte die Schwester bei beiden Händen: „Hör' nicht darauf, was sie sagen und meinen, ob sie loben oder tadeln. Du hast das gemacht. Das ist viel mehr, etwas machen zu können, als noch so gelehrt es zu kritisieren."

Meta nickte. „Manchmal denk' ich's. Und manchmal dann .... Glaub' nicht, daß mich das traurig gestimmt hat, was dein Mann sagte. Was liegt denn dran, wie diese Arbeit einem gefällt. Sie ist noch nicht fertig. Und der einzelne zählt überhaupt nicht. Nur das Urteil aller entscheidet. Oder auch das nicht. Nur unser eigenes, ganz tief drinnen, nur wie das ausfällt vor uns selber .... Geht jetzt, bitte — Nur darauf kommt's an."

So gingen sie. Der Baron küßte seiner Schwägerin die Hand. Sissy umfaßte und küßte sie auf beide Wangen.

Körber hielt nur ihre Finger eine Sekunde: „Meta, es ist schön, sehr schön! Ich lüge nie. Das zumindest, das sollten Sie wissen!"

Sie lächelte ein wenig spöttisch. „Was weiß man denn sicher?"

Damit machte sie die Tür zu.

(Fortsetzung folgt.)

Reaktion im Liberalismus.

Von

Helene Lange.

Wenn Machthaber sich streiten und wenn Machthaber sich einigen, müssen immer die Machtlosen, die contribuens plebs, die Zeche bezahlen. Und wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Frauen in deutschen Landen staatsbürgerlich immer noch nur als contribuens plebs gewertet werden, so hätte ihn der Frauenparagraph im Einigungsprogramm der freisinnigen Parteien geliefert.

Viel freilich boten ja die Kundgebungen dieser Parteien auch bis jetzt noch nicht. Der Liberalismus und die Frauenbewegung hatten sich, wenn man nach den Programmen gehen will, noch nicht so recht gefunden. Die freisinnige Volkspartei hat seit 1894 sich offiziell zur Frauenfrage nicht mehr geäußert, und damals beschränkte sie sich darauf, zu fordern, daß das Erwerbsgebiet für das weibliche Geschlecht erweitert werden solle, „jedoch ohne Beeinträchtigung des wichtigsten Berufes der Frau als Hausfrau und Mutter." Das war nun insofern eine etwas

gedankenlose These, als nicht eine Resolution, sondern die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung über die Beeinträchtigung des „wichtigsten Berufes" der Frau entscheidet. Ebensowenig hat sich die deutsche Volkspartei bisher um die Frauen anders als im Zusammenhang der sozialen Gesetzgebung gekümmert. Daß die „Freisinnige Vereinigung" mit Bezug auf die Frauenfrage die treibende Kraft der Linksliberalen war, zeigte sich schon in dem sogenannten Frankfurter Mindestprogramm, das „Erweiterung der Rechte der Frauen, insbesondere Gleichstellung mit den Männern für das Gebiet der gesamten sozialen Gesetzgebung und Mitwirkung der Frauen in der Kommunalverwaltung" forderte.

Einzelne bundesstaatliche Sondervertretungen dieser Gruppe, z. B. die badischen Nationalsozialen, gingen schon früher bis zur Forderung der vollen politischen Gleichberechtigung der Frauen, und der Frankfurter Delegiertentag der Freisinnigen Vereinigung von 1907 brachte eine volle zusammenfassende Anerkennung der gesamten Ziele der Frauenbewegung von der Reform der Schule bis zum aktiven und passiven Wahlrecht.

Nun stehen wir vor der Gründung einer großen neuen liberalen Partei, ein Ereignis, von dem eine Wiedergeburt des Liberalismus erwartet werden muß, das eine neue Epoche schwungvoller Entwicklung des liberalen Gedankens begründen soll. Was stellt das Programm, mit dem der Liberalismus in diese seine neue Phase eintritt, den Frauen in Aussicht?

Nichts — oder doch so gut wie nichts. Ein paar magere Sätze am Schluß einer langen Reihe gewichtiger und vollklingender Forderungen. Hinterher kommt nur noch der Weltfrieden. Aber der Frauenparagraph bedurfte der abschwächenden Nähe dieses utopischen Ausblicks auf ferne, ganz ferne Zukunft gar nicht mehr. Er ist schon an sich blaß, unbestimmt und redensartlich genug. „Erweiterung der Rechte der Frauen und ihres Erwerbsgebietes, Erleichterung der Frauenbildung und Reformen im staatlichen Berechtigungswesen zugunsten der Frauen. Verstärkte Mitwirkung der Frauen auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge und des Bildungswesens. Heranziehung der Frauen zur Kommunalverwaltung."

Nun, die Durchführung dieses Paragraphen wird den Liberalismus nicht in Unkosten stürzen. Der konservativste Konservative könnte sich anheischig machen, im Sinne dieser „Forderungen" zu handeln. Wenn er eine Frau in das Kuratorium einer Haushaltungsschule wählt, so erweitert er die Rechte der Frauen, wenn er mehr Landarbeiterinnen beschäftigt, ihr Erwerbsgebiet; die Frauenbildung zu erleichtern, braucht er nur für das nächste Mädchenschulbudget zu stimmen. Jede Gemeindediakonissin repräsentiert die „Mitwirkung der Frauen in der sozialen Fürsorge", und seit die Heranziehung von Waisenpflegerinnen vom Ministerium des Innern selbst empfohlen ist, ist ja auch die Beteiligung der Frau an der Kommunalverwaltung durchaus salonfähig.

Was könnte und müßte aber der Liberalismus den Frauen gewähren? Es läßt sich mit einem Satz sagen: Die volle Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Persönlichkeit. Das Einigungsprogramm des Liberalismus setzt die Frauen im eigentlichsten Sinne des Wortes wieder in das „Segment", denn die allgemeine grundsätzliche Einleitung, unter welche die einzelnen Forderungen subsummiert werden, bezieht sich ausdrücklich nur auf Männer. Die Frauen haben hinter die

vollklingenden Sätze von der „gleichberechtigten Mitwirkung aller Staatsbürger in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung" und ähnliche immer in Parentheſe zu ſetzen „mit Ausnahme der Frauen." Durch dieſe Parentheſe verliert für ſie das liberale Programm einfach ſeinen liberalen Charakter.

Iſt dieſe Abſpeiſung der Frauen als ein Ultimatum zu betrachten? Noch haben die Parteitage zu dem Einigungsprogramm nicht das letzte Wort geſprochen. Und es ſcheint ſich unter den Nationalſozialen und in der Freiſinnigen Vereinigung hier und da ein Proteſt gegen die ängſtliche Armlichkeit des Frauenparagraphen zu regen. Der Führer der ſüddeutſchen Volkspartei hat ſich freilich ſolchen Proteſten gegenüber auf ſeine Jahre zurückgezogen und die Frauen an die „jüngeren Herren" verwieſen. Dann ſollte er nur auch ſeinerſeits den „jüngeren Herren" die Faſſung des Frauenparagraphen überlaſſen. Es dürfte keine andere Faſſung dafür geben als die unter dem Vorſitz von Karl Schrader gefaßte Frankfurter Reſolution der Freiſinnigen Vereinigung, die in dem Satz gipfelt:

> „Grundſätzliche Anerkennung der politiſchen Gleichberechtigung der Frauen insbeſondere in bezug auf das aktive und paſſive Wahlrecht in Reich, Staat und Gemeinde."

Und nun — was tun? Sollen die Frauen, die der weitergehenden Partei, der Freiſinnigen Vereinigung, angehören, ihr den Rücken wenden, weil ſie die Frauen im Stich gelaſſen hat? Sollen ſie weiter links gehen, wo ihre Überzeugungen im übrigen nicht liegen, wo man aber für ihre Rechte mit Entſchiedenheit eintritt?

Es erſcheint mir fraglos, daß viele das tun werden. Man hat die ewige Lauheit ſatt, mit der ſich der Freiſinn — in dieſem Punkte entſchieden kein Freiſinn — nur auf energiſches Drängen der Frauen für ſie einſetzt, um ſie bei erſter Gelegenheit wieder im Stich zu laſſen. Und mögen der neuen „Deutſchen freiſinnigen Volkspartei" auch einige Frauen treu bleiben — deshalb, weil ſie ja nicht nur Frauen, ſondern auch Staatsbürgerinnen ſind —, ſeine werbende Kraft für die Maſſe der Frauen wird der Freiſinn nach der Fuſion eingebüßt haben.

---

[1]) Dieſer Artikel ſtand bereits im Satz, als die Tagespreſſe unter anderen Mitteilungen aus den Sitzungen des Geſamtvorſtandes der Freiſinnigen Vereinigung auch die folgende brachte: „Bei der Beſprechung des Punktes 8 (Frauenfrage) brachten die Vorſtandsmitglieder Fräulein Dr. Bäumer und Fräulein Zietz im Intereſſe ſowohl der aufſtrebenden Frauenbewegung wie des Liberalismus eine Reihe von Abänderungswünſchen vor, die nach eingehender Debatte vom Geſamtvorſtand unterſtützt und dem Viererausſchuß zur Berückſichtigung überwieſen wurden." Es iſt erfreulich, daß der Vorſtand der Freiſinnigen Vereinigung ſeinen früheren Beſchlüſſen entſprechend für die Frauen eintritt; wie weit er damit beim Viererausſchuß Erfolg hat, wird abzuwarten ſein.

Von betenden Kindern.

Von

Dr. Karl Wilker.

Nachdruck verboten.

Als ich noch ein kleiner Junge war, da pflegte ich allabendlich zu beten:

„Ich bin klein.
Mein Herz ist rein.
Soll niemand drin wohnen,
Als Jesus allein."

Die kleine Ursel betet nun so, nicht mit mir, nicht mit ihrer „Mutti." Mit dem Kinderfräulein betet sie so. Und ich stehe dabei. Denke vergangener Tage. Ja, wer lehrte mich doch so beten? Ich weiß es nicht mehr. Alles, was ich weiß, ist, daß ich damals so beten konnte. Freilich, was das für eine Sache um den Jesus war, das wußte ich nicht. Und dann war in dem Gebet noch ein Punkt, der meine ganze Aufmerksamkeit erforderte. Dieses „mein Herz ist rein" konnte nicht so ganz richtig sein. Es war schon etwas Lüge dabei. Hatte ich doch gesehen, daß in den geschlachteten Gänsen und Hühnern die Herzen blutig waren. So mußte mein Herz doch auch sein. Und Blut fand ich schmutzig, klebrig, eklig. Aber ich betete ruhig weiter. Und fragte nicht, warum.

Aber der Jesus? Der mußte wohl der liebe Gott sein. Doch dessen Augen waren ja die Sterne, und die blinkten draußen, nicht in meiner Kammer. Die Sterne konnten ja auch schließlich nur Fenster sein, durch die er sah. In der Vorschule hörte man ja allerhand seltsame Geschichten vom Gott. „Er kann alles sehen", hatte uns der Lehrer erzählt. Nun konnte ich also nie mehr ein Stück Zucker nehmen, wenn ich mal ohne Aufsicht im Eßzimmer war. Das war traurig, sehr, sehr traurig. Und nun mußte der Gott doch Gestalt bekommen. Aber was für eine? Einen langen Bart mußte er schon haben. Vater hatte ihn auch. Merkwürdig: zu Gott sagte ich ja auch bisweilen Vater. Das mußte wohl so kommen: auf Vater kam Großvater und auf den wieder sein Vater und dann wieder der Großvater und schließlich am Ende einer ganz, ganz langen Reihe mußte wohl noch einer übrig bleiben, der war dann wieder Vater und war Gott. Und der mußte wohl groß sein. Ich hatte da mal irgendwo eine Nachbildung von Michelangelos „Moses" gesehn. So war Gott. Ganz genau wußte ich das. Als ich später dann erfuhr, daß das Moses war, war ich sehr niedergeschlagen. Dieser Michelangelo hätte ihn auch ganz gut „Gott" sein lassen können.

Wenn ich damals nicht so bestimmt gewußt hätte, daß die kleinen Kinder aus dem nahen Berg kamen, aus dem viel Wasser floß und dunkle Kohlen geholt wurden, dann wäre ich vielleicht auch auf den Gedanken gekommen, für Gott eine Frau zu suchen, wie das kleine Mädel, das sie gefunden zu haben meinte in der Maria, der „Frau Gott." Diese Frage nach der Frau Gott darf gar nicht

wundernehmen, da viele Kinder doch erwarten, daß auch Gott einen geordneten Haushalt und Lebenswandel führt. Deshalb auch das Entsetzen ob der Kreuzigung Christi, das sich in den Worten eines einzigen Kindes — Ellen Key erzählt von ihm — ausmalt: „Wie konnte Gott sein einziges Kind töten lassen? Das hättest du mir nicht tun können!" Das widerstößt doch ganz gegen die Moral, deren Grundzüge dem Kinde nicht gar so arg unbekannt sind, wie man gemeiniglich annimmt. Deshalb schickt es sich auch für ihn, dem Gebete einer Siebenjährigen, deren Großvater eben gestorben war, zu willfahren: „Bitte, lieber Gott, der Großvater ist zu dir gegangen. Bitte, gib sehr auf ihn acht. Bitte, sorge immer dafür, daß die Tür geschlossen wird, weil er den Zug nicht vertragen kann." Gibt es etwas Feineres als diesen Zug rührender Fürsorge der kleinen Enkelin für den alten Großvater?

Das Auftreten solcher Gebete ist oft ein sehr frühes. Ich lernte bald so zu beten, weil man mich in der Schule gelehrt hatte, daß Gott allen Betenden ihre Bitten erfülle. Warum sollte ich dann nicht um gutes Wetter bitten, wenn wir eine Ausfahrt machen sollten, um schlechtes, wenn ich keinen Spaziergang machen wollte. Oder wie Sully in seinen „Untersuchungen über die Kindheit" erzählt: „Ein kleiner Knabe hatte mit seiner Schwester Muriel gerade vor dem Zubettegehen einen Streit gehabt. Als er entkleidet war, kniete er nieder, um zu beten; Muriel saß in der Nähe und lauschte. Er betete (hörbar) in dieser Weise: ‚Bitte, Gott, mache Muriel zu einem artigen Mädchen', dann blickte er auf und sagte in ärgerlichem Tone: ‚Hörst du es, Muriel?' Nach dieser Abschweifung setzte er seine Bitte wieder fort." Sully macht eine feine Bemerkung dazu, wenn er meint, es gäbe ja auch Väter, die „beim Lesen von Familiengebeten passende Stellen der heiligen Schrift in dieser persönlichen Weise auf einzelne Glieder der Familie beziehen."

Wenn Väter noch so tun, um wie viel mehr Kinder! Vom schönen Wetter kam ich in meinen Gebeten auf reiche Obsternten, auf zitterndes Flehen um Abwendung des Gewitters, auf Bitten um die Gesunderhaltung meiner Angehörigen, und (soll ich ehrlich sein, muß ich's hier schon gestehen) ich betete auch, daß Gott mir unliebsame Personen töten möge. Kinder sind immer Egoisten. Und damals war ich zu schwach, um mich gegen meine feindlichen Klassengefährten zu verteidigen. Das konnte Gott mir leichter machen. Aber tut nicht der Prediger in der Kirche ähnliche Bitten? Er bittet um Schutz der Ernte, um Schutz der Gemeinde, des Staates, des Kaiserhauses. Mir gab das immer den Glauben auf Erfüllung solcher prosaischen Bitten, die ein sechsjähriges Mädel energisch abgelehnt hätte; denn es meinte vom Vaterunser: „Ich habe dieses Gebet nicht gern. Man sollte nicht um Brot und all diese Gier bitten; man sollte nur um Frömmigkeit bitten." Das tun meine kleine vierjährige Ursel und ihr fünfjähriges Schwesterchen denn auch, und sagen:

„Dem kleinen Veilchen gleich,
das im Verborgenen blüht,
sei immer fromm und gut,
auf daß dich Gott behüt."

Das heißt, sie beten ja eigentlich nicht so. Ihre Tante Else oder die Mutti muß es ihnen vorsagen. Aber worauf legen diese beiden Naturkinder, denen der liebe

Gott noch ein ebenso großes Rätsel ist wie ihr ganzes Sein, da allen Wert? Aufs Veilchen. Heute beten sie Veilchen, morgen beten sie Rose oder Vergißmeinnicht oder Maiblume oder Flieder. Sie beten sie alle durch, die bunten Blumen, mit denen sie tagsüber spielen. Warum, das erfahre ich nicht genau. Aber ich denke, daß sie sich im Einschlafen nochmal die schönen Blumen um ihre kleinen lockigten Stirnen winden und dann träumen, „gut träumen" (wie sie zu sagen pflegen). Die Blume ist jedenfalls die Hauptsache im Gebet. Was weiter folgt, wird ruhig mal unterbrochen, gleich wie ein noch nicht vierjähriger Knabe, der sehr viel Wert auf richtige Aussprache legte, mitten im Gebete seine Mutter fragte, „wie schreibst du das?" Wie denn viele Kinder ihre Gebete zu unterbrechen pflegen, um wichtige Fragen zu tun oder Einschiebungen zu machen. Ich pflegte früher meine kleinen (oder großen) eigenen Wünsche in einem zweiten selbst erdichteten Gebet dem ersten anzuschließen, eine Gewohnheit, die ich lange beibehalten habe, weil mir diese Wünsche oft sehr prosaisch schienen. Aber sie gehörten gewissermaßen zu den Erfordernissen meines Lebens. Mit dreizehn oder vierzehn Jahren pflegte ich vor jedem Extemporaletag um eine gute Zensur zu beten. Meine eindringlichsten Gebete waren das, die ich nie vergessen werde. Oft kamen Enttäuschungen, statt des „gut" ein „genügend" oder gar ein „ungenügend". Erst suchte ich dann nach Schlechtigkeiten, für die ich diese Nichterfüllung meiner heißen Gebete als Strafe verdient hatte. Und derlei fand sich schon. Dann kam die Skepsis: „Wenn du mir das nicht erfüllst, dann glaube ich nicht mehr."

.Und so wurden auch für mich die Worte Ellen Keys, die ich viel später dann fand, wahr: „Ich kenne Kinder, für die Jesu Wort, ‚alles, worum ihr gläubigen Herzens bittet, werdet ihr erhalten', die Ursache zu ihrem Unglauben geworden ist. So betete ein kleines — in ein dunkles Zimmer gesperrtes — Mädchen, Gott möge den Menschen zeigen, wie sie es verkennten, indem er im Dunkel eine Edelsteinlampe leuchten lasse; eine andere bat um die Rettung ihrer kranken Mutter; wieder eine andere betete neben einer toten Spielkameradin, daß sie aufstehen möge! Und für alle drei wurde die Erfahrung, daß ihr inbrünstiges, gläubigstes Gebet nicht erfüllt wurde, der große Wendepunkt in ihrem inneren Leben."

Sie lesen sich so leicht, diese Worte. Aber der Weg zu diesem Wendepunkt ist schwer. Weil Menschen alles schwer zu machen pflegen. Warum gaben sie uns nur, als wir jung waren, worum wir sie nicht gebeten hatten? Einen Gott, mit dem wir nichts rechtes anzufangen wußten? Gebete, die wir nachsprachen? Warum, ja warum?

Wenn einmal dieser Wendepunkt im Leben des Kindes eingetreten ist, früher oder später, bisweilen auch gar nicht — denn es gibt viele, phantasiereiche Kinder wie nüchterne Alltagsmenschen, die ihren Kinderglauben mit ganz geringen Modifikationen beibehalten — aber wenn einmal dieser Wendepunkt eingetreten ist, dann kommt zunächst meist eine große Leere und Öde, weglos und steglos, in der man herumtappt und -irrt. Bis endlich wieder blühende Blumen kommen und Bäume und Wasser. Leben, volles schönes Leben. Trunkener, der du das Leben ersehnst! Glücklicher! Denn andere sind, die verkommen, verdursten in dieser Öde, weil sie das Leben nicht fanden. Und um dieser andern willen sollen wir uns einmal nachdenklich ans Haupt fassen.

Leben iſt zu koſtbar, um damit zu ſpielen. Vor allem das Leben von Kindern, weil es voll iſt von Entwickelungsmöglichkeiten.

* * *

Der „große Wendepunkt" im inneren Leben des Kindes tritt ein mit dem Zweifel an der Erfüllung des Gebetes. Nicht immer. Jedoch pflegt es meiſtens ſo oder ähnlich zu kommen. Denn im Gebet ſieht ſich das Kind unmittelbar mit Gott verkehren, gerade wie ja dem gläubigen Chriſten das Gebet ſeine unmittelbarſte Annäherung an Gott bedeutet. Es kommt ihm mehr oder weniger nahe im Gebet: „Du lieber Vater" ſagt es ihm; oder es ſchreibt ihm Briefe mit ſeinen Wünſchen: „Lieber Herr Gott"; oder es ſteht ihm höflich-kühl gegenüber, Sklave eines Mächtigen, und redet ihn „Sie" an, wie ein ſiebenjähriges Mädel, mit der Begründung: „Ich werde doch den lieben Gott nicht D u nennen. Ich kenne ihn ja gar nicht." Aber es ſteht in einem Abhängigkeitsgefühl, und mag es auch nur das des dumpfen Fatalismus ſein, der alles zu erklären oder zu rechtfertigen ſucht mit den Worten „Gott will es" oder den noch gefährlicheren „Gott machte mich ſo." Dieſer kindliche Fatalismus iſt oft eine ſchwere Klippe in der Erziehung. Und wird er dann ausgerottet, da iſt die große Öde ſtatt ſeiner da. Ein Wendepunkt, nicht durch das Gebet beſtimmt. Seinen Grund mag der Fatalismus haben in den bibliſchen Wahrheiten, die die Schule dem unreifen Gemüt vermittelt, wie in vorgeſprochenen Erzählungen. Dadurch ſind die Möglichkeiten, ihn zu vermeiden, angedeutet.

Bleiben wir beim Gebet. Was führt die Kinder zum Beten? Eltern, beſonders liebende Mütter, ſprechen ihnen Gebete vor. Vielleicht weniger, weil ihnen ihre Weltanſchauung, ihre Religion ſo gebietet. Es dürfte auch das — menſchliche — Gefühl ihrer Eitelkeit ſein, das Verlangen, es allen guten Tanten und Onkeln nebſt ſonſtigem Anhang kundzutun: „Unſer Kind kann auch ſchon beten." Wenn man trivial ſein will: es erinnert ſehr an die Erziehung der Papageien. Es mag auch eine übernommene Gewohnheit ſein, die uns unſere Kinder beten lehrt, ehe wir ſie der Schule zur Ausbildung überlaſſen. Ein unbeſtimmtes Gefühl, das Kind müſſe beten können. Ein Vermeiden unnützen Gemunkels und verſtohlener Blicke. Noch würde ja auch die Schule nachholen, was „nachläſſige" Eltern verſäumten. Wir werden noch lange Jahre immer und immer wieder über den Religionsunterricht ſtreiten. Ich will hier in dieſen Streit nicht weiter eingreifen, ich will nur fordern: verſchont die Kinder in den drei erſten Schuljahren mit aller Religion. Darum verrohen ſie nicht; wir haben eine Fülle von Märchen und Sagen, die auch auf das Gemüt wirken. Und mehr vermag der Religionsunterricht auch nicht. Er legt aber nicht den Wert auf das Gebet. Deshalb iſt hier auf ihn nicht näher einzugehen.

Wir überſehen die Worte noch einmal: aus ſich ſelbſt heraus verlangt das Kind das Gebet nicht. Weiß es doch nichts von Gott. Und wenn es dieſes Wort hörte, verſpürt es nicht das Zittern vor einem Heiligen, das wir verſpüren würden, wenn wir nicht gar ſo menſchlich wären, wenn unſer Gott nicht immer und immer wieder anthropomorphe Züge erhielte. Es fragt nur — wie alle Kinder ja Realiſten ſind — nach den abſoluten Uranfängen: „Weſſen Kind iſt Gott?" „Wer machte Gott?" „Woraus iſt Gott?" „Was war denn vor Gott?" Und wir großen Philoſophen (eigentlich Nicht-Philoſophen) erklären kopfſchüttelnd: „Das weiß man

nicht.“ Und bilden uns ein, den Wissensdurst des Kindes gestillt zu haben. Das ist wie die grausame Amme, die dem nach Milch schreienden Säugling den leeren Gummilutscher hinhält: Quälerei! Die Kulturmenschen sind im Ersinnen von Qualen raffinierter als Wilde zu sein vermögen. Sie quälen die Seelen, sie lassen sie langsam sich selbst vernichten. Dieser Sich-selbst-vernichtungsprozeß ist die grausamste Marter, die je ersonnen wurde. Und er hebt an mit der Skepsis des Kindes am Gebet.

Also geben wir ihm das Gebet nicht!

Wird es da nicht unruhig vielleicht allabendlich nach irgendeinem unbestimmten Etwas verlangen? Gewiß: es wird sehnend und liebend nach der „Mutti“ rufen, es wird ihre Hand fühlen wollen, wie es als Säugling nach ihrer Brust suchte. Es wird verlangen, was es verlangen darf: den Besitz seiner Mutter. In unserer Zeit ist das keine selbstverständliche Forderung mehr. Die „Gesellschaft“ (man bemerke die Anführungsstriche) verlangt die Mutter. Sie will beim Diner ihrem Plaudern lauschen, sie will im Theater ihre Gläser auf ihr Kostüm richten, sie will im Konzert ihren neuen Kopfschmuck bewundern, sie will beim Tanz ihre zierlichen Füße und die weiße Nacktheit ihres Halses bewundern. Aber dies eine große Bild will sie noch nicht: die Mutter, die sich ihren Kindern schenkt, sich ihnen hingibt.

Und dieses Schenken ist mehr als der Gutenachtkuß nach dem Abendgebet. Es ist das schönste, was eine Mutter geben kann, wenn sie das Kind gar nicht nach Gott fragen läßt, nur nach der Mutter, die es gebar. Wenn jeder Abend für das Kind ein neues Geboren-werden bedeutet. Wenn das Kind leise, wie wenn es sich schämte, sagt: „Mutti, ich hab' dich doch noch lieber als den lieben Gott.“ Darin liegt eine Reinheit und Heiligkeit kindlichen Denkens, die kaum eine Religion vermitteln kann. Denn was wir unter Religion verstehen, ist doch zumeist Menschenwerk. Und im Kinde schlummert die tiefe Religion, die in der Natur geoffenbart wird.

Man wird mir vielleicht einwenden: Auch Kinder werden älter. Ja; aber dieses Älterwerden beweist immer noch nicht das Überflüssigwerden der Mutter. Eine rechte Mutter wird ihrem Kinde nie überflüssig. Und wenn das Kind verlangt zu beten? — Ich greife zu einem der vielen Gedichtbändchen auf meinen Bücherregalen und lese den ersten Vers von Claudius' Abendlied:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.“

Und denke: die Kinder kennen alles, was darinnen gesagt ist. Aber ich werd's ihnen doch heute Abend, wenn sie ihre zarten Glieder in die weichen Kissen schmiegen, vorsagen, und sie werden garnicht zu beten verlangen. Und die Mutti wird dabei sitzen.

Und sie verlangten ihr Abendgebet nicht.

Aus der heutigen französischen Frauenliteratur.

Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Unstreitig erobert sich heute eine immer stattlichere Anzahl französischer Schriftstellerinnen die Achtung auch der ernsten Kritik. Während der Glanz der großen letzten Vertreter des impressionistischen und analytischen Romans, der Bourget, Loti, Prevost u. a. m. im Niedergehen ist, selbst Anatole France, der kühne Gesellschaftskritiker und glänzende Stilist seinem Ruhmeskranze keine neuen Lorbeeren mehr hinzufügt, der Nachwuchs aber das große neue, bahnbrechende Werk nur immer erst erwarten läßt, sind heute eine Reihe von Schriftstellerinnen zu verzeichnen, die nicht nur durch einmalige glückliche Inspiration, sondern dauernd Gutes produziert haben. Aus den verschiedensten Bildungskreisen hervorgegangen — als Lehrerinnen, Künstlerinnen, Journalistinnen und vor allem auch Frauen der großen Welt —, verkörpern sie, weil sie nicht als hervorragende Einzelerscheinungen auf den Plan treten, wie die großen Schriftstellerinnen vergangener Kulturepochen, fast noch umfassender als jene das Denken und Fühlen der Frauenwelt ihrer Zeit. Es läßt sich daher aus den Werken dieser fast gleichzeitig produzierenden und zum Teil gleichaltrigen Verfasserinnen der heute bei unseren Nachbarn in die Erscheinung tretende Typus Weib klar herauslösen. Einen solch interessanten Versuch hat kürzlich Jules Bertaut in seiner umfangreichen kritischen Schrift, „La littérature féminine d'aujourd'hui“[1]) gemacht. In einzelnen Kapiteln, darunter: „Comment elles conçoivent la femme; la question de l'enfant: la question de l'amour et la nature vue par la femme“ die bemerkenswertesten sind, studiert er an zahlreichen Proben, die jüngsten und auch die lyrischen Erscheinungen mit inbegriffen, was jene Schriftstellerinnen der Frauenwelt von heute an gemeinsamen Zügen verliehen haben. Und er zieht sein Fazit mit ganz besonderer Betonung des Feminismus als Hauptfaktor einer tiefgreifenden Umgestaltung der bisher in der französischen Literatur bekannten weiblichen Typen; das aber macht uns sein Buch ganz besonders wertvoll.

Wer nur irgendwie mit den jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiet des französischen Frauenromans vertraut ist, wird schon von selbst ähnliche Untersuchungen angestellt haben, auch um des Vergleichs willen mit der heutigen deutschen Frauenproduktion. Solche Themen sind an dieser Stelle bereits mehrfach angeschnitten worden; dabei mußte jedoch immer betont werden, daß die ersten stark vom Feminismus beeinflußten Werke Frankreichs aus männlicher Feder stammten: wir erinnern an Bücher von Marcel Prevost, Paul und Victor Margueritte, Jean Reibrach, Lucien Mühlfeld, Paul Hervieu u. a. m. Ihnen reihen sich heute als ausgesprochen frauenrechtlerische Tendenzen vertretende weibliche Autoren an: Gabriele Reval[2]), Marcelle Tinayre[3]), Colette Yver[4]), Camille Pert[5]) und Renée Tony d'Ulmès[6]); bei der Gräfin Mathieu de Noailles[7]), Mirjam Harry[8]) und

[1]) Paris, librairie des Annales politiques et littéraires. 3 fr. 50 c.
[2]) Le Ruban de Vénus; Sèvriennes; Un lycée de jeunes filles.
[3]) Hellé; Avant l'Amour; La Maison du Pêché; La Rebelle.
[4]) Les Cervelines; Princesses de Science.
[5]) Leur Egale; Florières.
[6]) Les vierges faibles.
[7]) La domination; La nouvelle espérance; Le visage émerveillé.
[8]) L'île de volupté; La conquête de Jérusalem.

Jeanne Marni[1]) ist frauenrechtlerischer Einfluß nur mittelbar nachzuweisen. Arbeiten weniger bekannter und auch weniger talentierter Frauen, die Bertaut gleichfalls berücksichtigt, noch heranzuziehen, würde diese Studie kaum wesentlich ergänzen. Es genügt hervorzuheben, daß auch in ihnen Beispiele genug vorhanden sind, die gewonnenen Urteile zu bestätigen.

Ob nun mittelbar oder unmittelbar, alle Werke der heutigen französischen Schriftstellerinnen auf den Gebieten des Romans und der Lyrik, die hier allein in Betracht kommen sollen, stehen im Zeichen einer tiefgehenden Umwandlung in der Auffassung des weiblichen Wesens. Welches sind nun die Lieblingsthemen dieser Verfasserinnen und welches Bild entwerfen sie von der Frauenwelt, ihrem Denken, Fühlen, Streben und Handeln?

Im folgenden sollen diese Fragen zum Teil an der Hand des Bertautschen Werkes zu beantworten versucht und die Antworten durch Beispiele erhärtet werden. Es erscheint dabei geboten, nur die von Bertaut behandelten Hauptthemen zu berücksichtigen und viel einheitlichere Zusammenstellungen vorzunehmen, weil es sich bei ihm um ganz ausführliche Sonderstudien handelt. Weiter aber betrachten wir alle Erscheinungen nicht mit den Augen des Franzosen und spüren in all diesen offensichtlichen oder nur mutmaßlichen Ergebnissen des Feminismus dem besonderen Charakter des heute in die Erscheinung tretenden französischen Feminismus nach. Selbstverständlich mit dem Vorbehalt, daß der Ausdruck, den er in der Frauenliteratur findet, nicht sein einziger Ausdruck ist.

Heute tritt die französische Schriftstellerin nicht mehr wie früher gleichsam sporadisch auf, sondern das weibliche Schrifttum bildet eine ganz bestimmte Gruppe. Es herrscht unter allen Autorinnen ein starkes Verantwortungsgefühl füreinander: sie sind sich bewußt, daß sie für eine gemeinsame Sache zu kämpfen haben und daß der Sieg der einen, d. h. ein wohlgelungenes Werk, dem Ruf der Gesamtheit zugute kommt. Dieses Solidaritätsgefühl bedingte ihren äußeren Zusammenschluß und veranlaßte auch ein eifriges Bemühen um die künstlerische Form. Es ist von den Frauen in der jüngsten Zeit wirklich viel an den Meistern, besonders des impressionistischen und analytischen Romans, teilweise auch des gesellschaftskritischen gelernt worden. Läßt sich daher, trotz der ganz verschiedenartigen Temperamente, schon eine gewisse formale Verwandtschaft nachweisen, so befinden sich in bezug auf den Inhalt der Frauenwerke die gemeinsamen Züge in vorherrschender Überzahl gegenüber dem individuell Besonderen. Dank des vielen Verwandten aber lassen sich typische Auffassungen und Problemlösungen leicht herausfinden.

Die Frauenliteratur ist künstlerischer, verfeinerter, psychologisch sicherer und vertiefter geworden, andererseits aber auch kühner, offener und rücksichtsloser. Es spricht aus ihr ein starkes Bewußtsein von der Bedeutung des weiblichen Geschlechts; man will Ureignes aus der Frauensphäre heraus geben und sucht nicht mehr die männliche Produktion zu klischieren (trotz mancher noch vorhandenen männlichen Pseudonyme!). Die Aufmerksamkeit richtet sich in erster Linie auf das weibliche Individuum; die Charakteristik des Mannes bleibt mit wenigen Ausnahmen[2]) nebensächlich und bewegt sich auf sehr konventionellem Boden. Um so gewissenhafter wird das Weib mit allen Errungenschaften der littérature documentaire studiert und bis ins kleinste analysiert. Aus all diesen ernsten Versuchen, uns die künstlerisch oder wissenschaftlich veranlagte und tätige Frau, oder das müßige, nur liebende Weib zu schildern, ergeben sich Typen, die uns zurückführen in die Periode der Romantik, eine der fruchtbarsten für das weibliche Schrifttum überhaupt. Hinter der Romantik aber stand Rousseau. Mit ihm stellte sie den natürlichen Menschen der tyrannischen und heuchlerischen Gesellschaft gegenüber und proklamierte das Recht der schrankenlosen Leidenschaft. Sie verurteilte alle gesellschaftlichen

---

[1]) Fiacres; Nouvelles.

[2]) Eine Ausnahme bildet Marcelle Tinayre mit ihrer ausgezeichneten Charakteristik des Augustin de Chanteprie in „La Maison du Péché."

Satzungen, die die freie Entwicklung der Persönlichkeit hemmten und plädierte für eine Erziehung, die alle natürlichen Veranlagungen und Triebe wach erhalten sollte. Das heutige weibliche Schrifttum nun stellt mit zahlreichen feineren Nuancen, einem bereits gewonnenen Persönlichkeitsbewußtsein und auch größerer wissenschaftlicher Erkenntnis der eigenen Natur, im allgemeinen das gleiche Programm auf: In der Erziehung hat die Rückkehr zur Natur vorzuherrschen; alle natürlichen Veranlagungen müssen genährt werden. In dem Roman „Hellé" widmet Marcelle Tinayre diesem Erziehungsideal ein ganzes Kapitel. Sie fordert, die Erziehung solle harmonische Wesen bilden, und das, indem man jedes Mädchen mehr sich selbst entwickeln läßt, denn „Les esprits sont pareils aux plantes sauvages qui cherchent d'elles-mêmes l'ombre et le soleil qui leur convient". Die junge Hellé erwirbt so: „l'âme heureuse et libre d'un petit faune." Eine solche Erziehung, sehr mangelhaft im Sinne alter Erziehungsideale, hat den Vorteil, das Phantasie- und Empfindungsleben zu wundervoller Intensität zu steigern.

Derartig entwickelte weibliche Wesen aber fühlen sich bald von den harten Realitäten des Lebens enttäuscht, das den Forderungen ihrer gesteigerten Empfindungswelt keinerlei Berücksichtigung schenkt. Sie halten sich jedoch durchaus für berechtigt, ihre Empfindungen voll auszuleben. Und somit erstehen zwei Typen: die „Rebelles" auf der einen Seite und die sich ohne jedwede moralische Bedenken ihren Trieben Überlassenden auf der andern. Letztere erreichen in den Gestalten der Komtesse Mathieu de Noailles den Gipfel des „Amoralismus", der in folgenden Worten einer von ihnen seinen Ausdruck findet: „La conscience, c'est une tristesse qu'on éprouve après un acte qu'on vient de faire et qu'on referait encore." Sie erscheinen zwar als die bedenklichsten Frauentypen. (Auch) Vertaut ist dieser Ansicht). Es sind jedoch taube Blüten, Frauen, die den letzten Typus raffinierter Überkultur darstellen und ohne bleibende Spur dahingehen werden, weil mit ihrem Genießen auch ihre Bestimmung erschöpft ist und in ihrem Sinne keinerlei Weiterentwicklung für das weibliche Geschlecht zu befürchten steht. Im übrigen sind sie auch mehr oder weniger nur als eine Schöpfung des Mannes aufzufassen, der ihnen als Ideal eingeprägt hat, was Georgette Leblanc in „Choix de la Vie" genau formuliert: „C'est à ne rien faire que la femme fleurit de toutes ces fleurs, et les femmes qui ne travaillent pas sont la beauté du monde." — Von eignen Gnaden kommt ihnen heute ein stärkeres Bewußtsein ihres „Rechtes auf Glück", das sie sich früher mehr instinktiv, ohne besondere Reflexionen und raffinierte Selbstanalyse zu nehmen pflegten.

Die „Rebellin" aber trägt unstreitig Keime zu Neuem, auch zu einer gesunderen Weiterentwicklung in sich. In ihr liegt schon die Frau der Zukunft verborgen; Heute steht ganz unverkennbar ein Übergangstypus vor uns, in dem die neue Auffassung vom Weibe, die in Frankreich noch sehr jungen Datums ist, mit der alten traditionellen, und hier durch den romanischen Volkscharakter verschärften Auffassung in heftigen Widerstreit gerät. Was ist nun der Ausgang dieses Ringens?

Auch die Rebellin verlangt das Recht, sich voll auszuleben. Die Resignierte, die einstige „alte Jungfer", deren Aufopferungsfähigkeit und heimlichem Leid selbst ein Balzac, ein Maupassant, auch die Gebrüder Goncourt ergreifende Seiten gewidmet haben, ist so gut wie ganz aus der Frauenliteratur verschwunden. Alle diese neuen Frauen fühlen sich geistig befreit und wollen als Vollmenschen leben. Sie wollen den letzten Zwang gesellschaftlicher Schranken und Vorurteile abstreifen und zum ersten Male ihren nunmehr erwachten Tätigkeitstrieb in der ihnen neu erschlossenen Welt erproben: Colette Yver gibt den Typus der akademische Berufe anstrebenden Frau; Gabriele Reval zeichnet Künstlerinnen und vorwiegend höhere Lehrerinnen; Marcelle Tinayre eine Journalistin. Alle denken gleich modern, gleich vorurteilslos; alle sind von dem leidenschaftlichen Wunsch beseelt, ihre Gaben auf eine für die Frauen völlig neue Weise zu betätigen. Sie stürzen sich mit dem Feuereifer der Neophyten auf Berufspflichten und Ämter. Keine Spur mehr von

weiblicher Passivität dem Leben gegenüber, das alle mutig in Besitz nehmen wollen. Ja, der Glanz eines neuen intellektuellen Lebens berauscht sie förmlich und sie bringen für ihre neuen Berufe die echte Begeisterung junger, unverbrauchter Seelen mit. So zeigen sich Thérèse Herlinge (Princesses de Science), Marcelline Rhonans (Les Cervelines), Josanne (La Rebelle) u. a. m. Alle die jungen Sèvresschülerinnen fühlen sich als Kulturträgerinnen, begeistert für ihre Mission, ein neues Ideal vom Weibe in den Mädchenherzen aufzurichten. Über alle physischen Anstrengungen und Entbehrungen trägt der Enthusiasmus die jungen Studentinnen der Medizin siegreich hinweg; sie leisten im Vergleich zu ihren männlichen Kommilitonen Unglaubliches an Fleiß und Eifer sowie im Erdulden aller Härten des materiellen Daseins. Ihr Gehirn entwickelt sich auf Kosten des Herzens; an Stelle des früheren Ehrgeizes, zu gefallen, tritt der Ehrgeiz in Amt und Beruf. Viele denken überhaupt nicht mehr an die Liebe, und wenn es gilt, zwischen dieser und beruflichen Neigungen zu entscheiden, geben die letzteren den Ausschlag.

Immer und überall? Nein! Die französischen Schriftstellerinnen lassen uns bald erkennen, daß all diese neuen, genau an den verschiedensten Frauengestalten studierten geistigen Errungenschaften im Grunde nicht viel anderes sind als ein ungeheuerer Selbstbetrug. Ausnahmen bestätigen dabei nur die Regel. Wenn Colette Yver eine Ärztin behaupten läßt: „Une femme-médecin n'a pas de coeur; une femme-médecin n'a pas de sens; une femme-médecin n'est pas une femme", so bildet eben das Hauptthema ihres Romans Princesses de Science einen schlagenden Beweis für das Gegenteil. Nach schweren inneren Kämpfen mit sich und ihrem Gatten gibt die grundgelehrte Doktorin Thérèse Herlinge ihren Beruf auf, um die intelligente Gehilfin ihres Mannes zu werden. Sie hat einsehen gelernt, daß sich auf der Basis gleichmäßiger Freiheit und Berufsausübung beider Gatten ein wahres Eheglück nicht gründen läßt, ja, daß der Mann bei aller Liebe in Versuchung gerät, sich dieses Glück anderweit zu verschaffen. Hier handelt es sich (wie früher an dieser Stelle bereits ausgeführt worden ist) um langjährige seelische Kämpfe zweier edler, sich treu liebender Menschen, und der Widerstand Thérèses ist sehr schwer zu besiegen. Zumeist aber geben die Schriftstellerinnen der Liebe ein weit leichteres Spiel. Gerade weil die asketisch lebende, ihr Gehirn überfütternde Frau in bezug auf das Gefühl „ausgehungert" ist, packt sie die Liebe mit elementarer Gewalt. „Il fond sur elle comme une malaria", heißt es einmal. In den Sèvriennes vergleicht eine hellsehende Neophytin ihre Kolleginnen mit Falken, die man im Dunkeln hungern läßt, damit sie sich dann desto gieriger auf ihre Beute stürzen. „Oui", sagt sie, „peut-être ferez-vous de même, le jour, où, sorties de l'école, la tête enflammée par cette dangereuse culture, le coeur et la chair brûlés par la passion de ces livres, vous rencontrerez l'amour. Comme les faucons obéissant d'instinct à la loi de la nature, il y en aura parmi vous qui, éperdues de désirs, s'abattront sur cette proie. Celles-là seules auront vécu, mêmes si elles en meurent."

So gelangt das weibliche Schrifttum wiederum, nach all den Umwegen durch geistige Gebiete, bei dem Gefühlsleben der Romantik an. Für George Sand war die Liebe, nach Caros Ausspruch, „l'unique affaire de la vie". Ehe man nicht liebte, lebte man im Grunde auch nicht und liebte man nicht mehr, oder war man nicht mehr begehrenswert, so hatte man kaum noch ein Anrecht auf das Leben. Mit ihr ruft Sabine (in la Nouvelle d'espérance) aus: „Qu'y a-t-il d'autre que l'amour." Und dennoch besteht ein bedeutungsschwerer Unterschied zwischen der Liebe der Romantik und der Liebe von heute. Für die Romantik und, als ihre charakteristischste Vertreterin, George Sand, bedeutete die Liebe geradezu eine Religion göttlichen Ursprungs; die Andacht vor diesem Mysterium steigerte sich bis zur Exaltation. Alles wird verziehen, wenn Liebe als Motiv in Frage kommt, denn „il n'y a pas de crime où il y a de l'amour sincère." Selbst der betrogene Ehemann pflegt sich der Allgewalt der Liebe zu beugen und sich, verzeihend, zurückzuziehen. Die Liebenden selbst aber werden hoch über die Allgemeinheit empor-

gehoben und zu Ausnahmemenschen gesteigert, die den Gesetzen für die „Vielzuvielen" nicht mehr unterworfen sind. Es gilt nun, sie einen Kampf gegen die Barbarei der Gesellschaft durchfechten zu lassen, dem alle bewundernd zuschauen. Dabei aber kämpft das Weib, ganz in der Liebe des Mannes aufgehend, gemeinsam mit ihm um beider Liebe Recht. Angesichts dieses ganz typischen romantischen Verlaufs der Dinge muß ein wesentlicher Unterschied gegen heute konstatiert werden: Jetzt ist die Frau durchaus von dem Wunsch erfüllt, die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes zu werden. Sie kämpft daher nicht mehr gemeinsam mit ihm für das Recht des Individuums auf Liebe, sondern ausschließlich für das Liebesrecht des weiblichen Wesens. Sie kämpft oft geradezu auch gegen den Mann, und der alte „Kampf der Geschlechter" ist psychologisch verfeinerter, komplizierter und deshalb aufreibender geworden. Der Charakter der Liebe selbst aber ist ein durchaus egoistischer. Hier stoßen wir auf seltsame Widersprüche: all diese Frauen erscheinen seelisch und geistig reifer, vertiefter, verfeinerter und nuancenreicher in ihrem Empfinden, und doch zeigt ihre Liebe einen viel positiveren, um nicht zu sagen gröberen, realistischeren Charakter.

Der Triumph eines durch die Erziehung überreizten, oder zulange niedergehaltenen Sinnenlebens! Die neue Frau sucht in der Liebe nicht wie früher vorwiegend ihr Glück im Geben zu finden; sie begehrt nicht, ihren Gefährten zu beglücken, sondern will nur eigene verfeinerte seelische Genüsse. Sie vertieft sich in egoistische Selbstanalyse, in die eignen, durch die Liebe ausgelösten Sensationen, und hier erreichen die Heldinnen der Comtesse de Noailles wiederum den Höhepunkt. Es erinnert uns manche Seite bei ihr an den „Culte du Moi" des raffinierten Ichkünstlers Maurice Barrès, und mit ihm könnte man von diesen Frauen sagen: „Elles se regardent vivre." Andrerseits aber hat dieses Ichgefühl einen lyrischen Schwung, eine Ekstase erreicht, die hohe poetische Leistungen hervorruft. Stellen aus dem „Visage émerveillé" der Madame de Noailles sind den leidenschaftlichsten Liebesdokumenten, den Briefen der „portugiesischen Nonne" etwa, an Schönheit vergleichbar. Sie bilden schon einen Übergang zur Lyrik.

Stärker denn jemals durchpulst heute ein subjektiver Bekennermut die französische Frauenlyrik. Sie spricht von dem Glück, das das weibliche Individuum heute beseelt, mit allen Sinnen, allen geistigen und seelischen Fähigkeiten zu leben, sie selbst sein zu dürfen und mit keiner Empfindung zurückhalten zu brauchen. Die neugewonnene Freiheit hat neue Kräfte ausgelöst; diese Frauen scheinen fast für sich allein auf der Welt zu sein. In pantheistischer Ekstase empfinden sie die Natur und berauschen sich an einer Überfülle bisher ungekannter Sensationen. In der Liebe herrscht wiederum die egoistische Freude an den Wundern der eigenen Empfindungswelt vor. Das Ich steht stets im Mittelpunkt; der Gegenstand der Liebe tritt ganz zurück. Das stolze Ichgefühl, das Streben nach starker Lebensbejahung spricht sich auch aus im Leid, und mit einer kühnen Variante des tiefsinnigen Philosophenwortes ruft die Frau aus: „Je souffre, donc je suis."

Nun aber bleibt zum Schluß noch eine bedeutungsschwere Frage zu beantworten: Wie stellen sich diese Schriftstellerinnen, und wie stellen sich nach ihnen die Frauen Frankreichs zum Kinde? Es ist in allen ihren Büchern eine befremdende Interesselosigkeit am Kinde zu beobachten. Keine der hervorragendsten neuzeitlichen Autorinnen hat, wie Alphonse Daudet z. B., ein Kind in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Bei den meisten erscheinen Kinder fast gar nicht, oder spielen nur eine ganz nebensächliche Rolle. Daudets Gattin hat einige reizvolle Kinderschilderungen gegeben; die bekannten Kindertypen von Gyp und Jeanne Marni aber sind nur Karikaturen von Kindern und dienen dem Zweck, die beißende Gesellschaftskritik dieser Satirikerinnen durch altkluge Bemerkungen zu unterstützen. Ausnahmen finden wir noch bei einigen weniger bekannten lyrischen Dichterinnen, die dem Muttergefühl auf sehr innige Weise Ausdruck verliehen haben. Alles in allem macht sich ein bedenkliches Übergewicht des Liebesempfindens gegenüber dem mütterlichen geltend; ein Ausfluß eben der egoistischen Neigung, das persönliche Glück über Pflicht und

Verantwortung zu setzen. Selbst bei dem vielfach angeschnittenen und für Frankreich ziemlich neuen Problem der Ehescheidung, das die Frage des Kindes als so schwerwiegend mit in sich begreift, sehen wir sie völlig übergangen. Den höchsten Grad einer ausgesprochenen Abneigung gegen das Kind haben die Frauen in Camille Perts Roman „Florisères" erreicht, eine bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Furcht vor körperlicher Entstellung und den physischen Beschwerden der Mutterschaft. Camille Pert, die sich vorwiegend in scharfer Gesellschaftskritik versucht, geißelt hier, wie schon der Titel des Buches andeutet, die „Blütentragenden", jene tauben Blüten, die nur dem egoistischen Genuß leben wollen, und sie spricht aus, was hier zu Anfang hervorgehoben wurde: daß sie im Grunde nur vom Mann gewollt sind, qui s'est montré dédaigneux de la mère et a mis sur un trône la Beauté et la Passion," und daß sie nur den unfruchtbaren Typus dekadenter Kulturverfeinerung darstellen. Für die weitere Entwicklung der im Sinne geistiger und seelischer Befreiung wirklich neuen Frau aber erscheint es uns von weit verhängnisvollerer Bedeutung, daß Colette Yver das Kind einer Thérèse Herlinge aus Mangel an mütterlicher Sorgfalt — die Ärztin geht zu leidenschaftlich in ihrem Beruf auf — sterben läßt. Und wie sie, finden wir viele der weiblichen Berufsmenschen bald aus äußeren, bald aus inneren Gründen als schlechte Mütter gezeichnet. Hier erst stehen wir vor Problemen, die die tiefste Tragik für das weibliche Geschlecht in sich bergen; vor Problemen, um deren Lösung die heutige ernste, in jeder Beziehung pflichtbewußte Frauenwelt in germanischen Ländern ringt. Die französischen Schriftstellerinnen gestalten sich die Lösung allerdings erstaunlich einfach: die Liebe zum Mann trägt den Sieg davon und regelt, da wo wirklich noch von einem Kinde die Rede ist, auch das Verhältnis der Mutter zum Kinde, und selbst die sich geistig am befreitesten dünkten, pflegen glücklich zu werden nach den alten Rezepten. Im günstigsten Falle kann die intelligente, akademisch gebildete Frau die Gehilfin ihres Gatten werden. Als gleichberechtigte und gleich arbeitende Frau — darüber sind sich alle einig — reizt sie den Mann nicht mehr; er betrachtet sie höchstens als duldbaren Arbeitskameraden, Liebe aber sucht er bei ganz anderen Frauen. Die Huldigung des Mannes, die amour-passion jedoch will keine von ihnen und um keinen Preis verlieren, darum zum Schluß Kapitulation vor der Liebe und damit vor den herkömmlichen Anschauungen.

Wozu also dann — sind wir versucht zu fragen — dieser lange, mühevolle Umweg durch Studium und Beruf? „Es sind Übergangsnaturen", würde auch uns die gütige alte, nur von sozialen Ideen erfüllte Mlle. Bon erwidern, wie sie Josanne, der Rebellin, antwortete, als sie ihr den geheimen Wunsch aller Frauen bekannte, wieder in das „alte Joch" zurückzukehren. Als Übergangsnaturen sieht auch Jules Bertaut die heutigen Schriftstellerinnen seines Landes und die Frauengestalten, die sie schufen, an. „Im Grunde", führt er aus, „sind alle diese Rebellinnen mit männlichen Gesetzen und Sitten, die der Mann bisher für sich allein beanspruchte, schnell gezähmt, wenn die Liebe über sie kommt. Physisch vermögen sie schon gar nicht zu widerstehen; auf moralischem Gebiet aber haben sie noch nicht Waffen genug gewonnen, die stark genug sind, um sich erfolgreich mit dem schrecklichen Gegner zu messen." Und hierin liegt in der Tat keinerlei Übertreibung. Die hervorragendsten Schriftstellerinnen Frankreichs selbst haben solches in ihren Hauptwerken verkündet. Es erscheint geradezu als typisch für sie, und mithin doch wohl auch für einen nicht zu unterschätzenden Teil der Frauenwelt ihres Landes, daß sie neuen Erziehungsgrundsätzen, neuen Freiheiten huldigen, neue Glücksforderungen aufstellen, dabei aber vorwiegend nur die alten Glücksmöglichkeiten im Auge haben. Eben darum spielt das Kind, spielt auch die soziale Tätigkeit der Frau eine so geringe Rolle. Alles neu durch die Frauenbewegung unmittelbar und mittelbar durch den Zeitgeist Errungene wird mit fanatischer Begeisterung vorgetragen, denn an Empfindungsfähigkeit, nervös-sensibler Hellhörigkeit und sprechender Darstellungskunst haben selbst die Minderbegabten sehr

viel gewonnen. Aber es wird nicht damit geschaltet, um wirklich neue Frauentypen zu schaffen, die sich selbständig neue Glücksmöglichkeiten suchen, sondern alles wird schließlich einem sehr traditionellen Ideal vom Mann und einer von ihm suggerierten Auffassung der Liebe geopfert, die nur durch die alten Künste zu erwerben ist. Und darum ist nur wenig im tiefsten Sinne Neues in all diesen Frauenbüchern zu spüren; manches Werdende wohl, das verheißungsvoll in die Zukunft weist, aber nichts bereits Gewordenes. Ob das charakteristisch für den französischen Feminismus überhaupt ist, wagen wir nicht zu beantworten. Dazu bedarf es noch ganz anderer Studien, zu denen diese Arbeit nur angeregt haben möchte.

Forderungen einer Frauenrechtlerin aus dem 15. Jahrhundert.

Von

Dr. phil. Mathilde Kastenberg.

Nachdruck verboten.

„Wenn es Sitte wäre, die kleinen Mädchen zur Schule zu schicken und man sie allgemein die Wissenschaften lernen ließe wie die Söhne, so würden sie sie ebenso vollkommen erlernen und die Spitzfindigkeiten aller Künste und Wissenschaften begreifen wie jene“[1]) — so schreibt vor einem halben Jahrtausend (1409) eine Frau in einem Buche, das sie „Cité des dames“ betitelt, und das zusammen mit dem dazu gehörigen „Trésor de la Cité des dames“ uns modernen Lesern eine Fülle von Betrachtungen und Gedanken über die Lage der Frauen und besonders, wie diese zu bessern und zu heben ist, bietet, Gedanken, die wir zum Teil für ganz neu, für Errungenschaften unserer Zeit zu halten gewohnt sind.

Die Verfasserin, Christine de Pisan, eine geborene Italienerin (1363 in Venedig geboren), kam schon in ihrem fünften Lebensjahr nach Frankreich, das sie als ihr eigentliches Vaterland betrachtet und mit glühendem Patriotismus liebt und verherrlicht. In Paris, am königlichen Hofe aufgewachsen, als Tochter eines von König Karl dem Weisen hochgeschätzten Gelehrten, der, wie sie selbst erzählt, nicht der Meinung war, daß die Frauen weniger gut dazu taugten, die Wissenschaften zu erlernen (il ne oppinoit pas que femmes feussent pires pour sciences aprendre), erhielt sie eine für die damalige Zeit sehr gute Erziehung, die sie später mit eiserner Energie noch ergänzte und vervollkommnete, so daß es ihr möglich war, durch ihre schriftstellerische Tätigkeit den Lebensunterhalt für sich und ihre Familie zu verdienen. Gleichwertige geistige Ausbildung der Geschlechter verlangt,

[1]) Se coustume esteit de mettre les petites filles a l'école et que communement on les feist aprendre les sciences comme aux filz, elles aprendroient aussi parfaittement et entendroient les subtilitez de tous les ars et sciences comme ilz font.

gleichwertige geistige Leistungsfähigkeit verspricht sie in den eingangs zitierten Worten. Die Zeit, die fortschreitende Kultur, hat diese ihre Forderung erfüllt, die Frauen haben das von ihr gegebene Versprechen eingelöst.

Aber noch mehr als dem Mangel an Schulkenntnissen sucht sie der Unkenntnis und Hilflosigkeit der Frauen den Anforderungen des realen Lebens gegenüber zu steuern. Und in diesem Punkte sind die heutigen Frauen den Zeitgenossinnen Christinens leider noch nicht sehr überlegen. So wie ihr selbst, die, mit 25 Jahren verwitwet, um das Erbe ihrer drei kleinen Kinder endlose, unerquickliche Prozesse zu führen und die Unselbständigkeit und Unerfahrenheit, sowie die daraus resultierende Rechtlosigkeit alleinstehender Frauen am eigenen Leibe auszukosten hatte, so mag es gewiß auch heute noch mancher Frau in ähnlicher Lage ergehen. Unsere modernen Rechtsschutzstellen für Frauen und Mädchen bedeuten einen ersten Schritt zur Steuerung dieser Not, und neuerdings beginnt man ja auch in den Lehrplänen der Mädchenschulen diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen. Die drastische Schilderung Christinens, wie sich die Frauen „in Heulen und Weinen zusammenkauern, ohne andere Verteidigung, wie ein armer Hund, der sich in ein Winkelchen zurückzieht und alle andern springen über ihn hinweg“[2]), dürfte auch heute noch für viele passen. Deshalb tritt sie, die mit Recht den Namen der „ersten Frauenrechtlerin“ führt (der Straßburger Romanist, Gustav Gröber, nennt sie so), dafür ein, daß die Frauen einen Einblick erhalten in die praktischen Dinge des täglichen Lebens, und eifert gegen die für sie selbst so verhängnisvoll gewordene „allgemein verbreitete Angewohnheit der verheirateten Männer, ihren Frauen ihre Verhältnisse und Angelegenheiten nicht klar auseinanderzulegen.“[3])

Der Schritt von da bis zu der Forderung, daß die Frauen auch einen Einblick bekommen sollen in die Beschäftigung ihrer Männer, daß sie deren Arbeit Verständnis und Interesse entgegenbringen sollen, ist nicht groß, und die Frau des 15. Jahrhunderts macht tatsächlich schon diesen Schritt. Sie ist nicht damit zufrieden, daß die Frau etwa ganz in ihrem Hauswesen aufgehe, sondern sie verlangt, daß jede Frau von dem Berufe ihres Mannes, sei er nun Burgherr und Gebieter der Lehnsleute und Hörigen, sei er Landwirt, Kaufmann oder Handwerker, so viel verstehe, daß sie ihn in seiner Abwesenheit würdig vertreten kann. Ihr Ideal ist Nouvelle, die Tochter des „Jehan Andry, solennel legiste a Boulogne“ (uns bekannt durch Fuldas „Novella d'Andrea“), die ihren Vater in seinen juristischen Vorlesungen vertreten konnte; aber vieles, was sie, angemessen den Bedürfnissen der damaligen Zeit, von den Frauen verlangt, dürfte der heutigen Frauenwelt, für die ein weiblicher Dozent auf dem Katheder durchaus nichts Undenkbares ist, vielleicht noch schwieriger erscheinen: So soll z. B. die Schloßherrin bewandert sein in den ortsüblichen Rechtsgebräuchen und soll sich im gegebenen Falle auf Belagerung oder Verteidigung der Festungswerke verstehen.[4]) Sie soll

[2]) S'accroupir en pleurs et en larmes, sans autre deffence, comme un paouvre chien qui s'aculle en un coinguet et tous les autres luy courent sus.

[3]) Coustume commune des hommes marriez de non dire et declairier leurs affaires entierement a leurs femmes.

[4]) Elle soit toute enseignee et apprinse des usaiges des droietz et coustumes du lieu; elle sache faire pour assaillir ou pour deffendre, si le cas se donne, prendre garde que ses forteresses soient bien garnies.

Beſcheid wiſſen über das Lehens- und Afterlehensrecht, über Grundzinſen, den Kehrzehnten und dergl., aber trotzdem eine vorzügliche Hausfrau ſein.[4])

Die Handwerkersfrau ſoll ſelbſt mit Hand anlegen können und imſtande ſein, in Abweſenheit ihres Mannes ſachverſtändig mit ſeinen Arbeitern zu reden, ſie zu tadeln, wenn ſie etwas nicht recht gemacht haben, darauf acht zu geben, daß ſie nicht müßiggehen.[5]) — Überhaupt iſt Chriſtine ſehr fürs „Selbſt mit Hand anlegen" und berührt ſich in dieſer Forderung mit der modernen Frauenbewegung, die die heranwachſende weibliche Jugend zur Selbſttätigkeit anzuregen, ihr neue Gebiete als Wirkungskreis zu erſchließen beſtrebt iſt.

Selbſt der Gedanke an eine Kleiderreform findet ſich bei Chriſtine wie bei den heutigen Frauenrechtlerinnen. Sie empfiehlt Einfachheit und Schlichtheit der Kleidung in Schnitt und Form[7]) und mochte nicht zum wenigſten durch die wohl auch damals ſchon beſtehende Extravaganz der Pariſerinnen in Modeſachen — ſie klagt über den ewigen Wechſel der Mode in Frankreich im Gegenſatz zu den andern Ländern[8]) — dazu veranlaßt worden ſein.

Wollen wir ihr vom äſthetiſchen zum Schluß noch auf ethiſches Gebiet folgen, ſo ſetzt Chriſtine uns in Erſtaunen durch ihre Humanität den „femmes de folle vie" gegenüber. Sie warnt die „femmes honnestes et chastes", ſich den andern gegenüber als Sittenrichterin aufzuſpielen und über ſie zu ſpotten und fordert ſie im Gegenteil auf,[9]) Mitleid mit jenen zu haben, für ſie zu beten, ihnen Gelegenheit zu geben, ſich aus ihrem jetzigen Leben zurückzuziehen und vor allem Gott zu danken, daß er ſie nicht ſo in Verſuchung geführt und vor dieſem Übel bewahrt hat. — Wahrlich ein Standpunkt, auf dem heute gar manche Frau noch nicht ſteht, doppelt ehrenvoll für dieſe Frau der Vorrenaiſſance, die ein Beiſpiel dafür iſt, daß moderne Gedanken ſchon im Mittelalter keimten, und daß es damals wie heute — damals allerdings nur vereinzelt und darum weniger erfolgreich — Frauen gab, die, für die Rechte ihrer Mitſchweſtern einzutreten und ihnen gleichzeitig ihre Pflichten zum Bewußtſein zu bringen, ſich zur Aufgabe gemacht hatten.

[4]) Elle soit toute appriuse esdroictz des fiefz, d'arriere-fiefz, de censives et droictures de champartz etc. Avecques ces choses luy affiert a estre tresbonne mesnagiere et qu'elle se congnoisse en labour.

[5]) A elle mesme appartient mettre les mains a la paste et tout faire que elle se congnoisse en l'ouvraige, affin que elle sache deviser a ses ouvriers se le mary n'y est, reprendre s'ilz ne font bien, et estre doibt dessus pour les garder d'oysivete.

[7]) Vos vestures et habillementz, en iceulx ne veuillez point estre oultrageuses, tant es coustementz comme es façons.

[8]) Es autres pays se tiennent plus longuement communement les coustumes que ont tant hommes que femmes en leurs habillementz, non mie changeant d'an en an comme icy.

[9]) Vous debvez avoir pitie des defaillantes, prier pour elles, leur donner occasion de se retraire et louer Dieu de ce que de tel mal vous a gardeez.

Gewerbliche Frauenberufe.

Wenn irgendein Gebiet weiblicher Berufstätigkeit in seiner Entwicklung durch die ungenügende Vorbildung der Frauen eingeschränkt und gehemmt worden ist, so sind es die gewerblichen Berufe. Man hätte eigentlich meinen sollen, daß hier eine rasche und gesunde Entwicklung unter dem Druck der gegenwärtigen wirtschaftlichen Notwendigkeiten erfolgen würde. Handelt es sich doch, zum Teil wenigstens, um „spezifische Frauenberufe", um Schneiderei, Putzmacherei, Stickerei usw. Übereinstimmend wird jedoch von allen Kennern der Verhältnisse, vor allen Dingen von Dr. Marie Baum in einer Untersuchung über die Verhältnisse der in diesen Berufen tätigen Frauen der Stadt Karlsruhe, festgestellt, daß gerade hier die allergrößte Not, Zurückgebliebenheit, niedrige Entlohnung und das Herabsinken zu rein mechanischen Teilleistungen zu finden ist. Diese spezifisch weiblichen Handwerke gehen für die allermeisten Frauen in Heimarbeit der niedrigsten Art über, einfach aus dem Grunde, weil den jungen Kräften, die diese Berufe ergreifen, keine Lehrzeit bewilligt wird. Infolgedessen sind die allerwenigsten von ihnen imstande, sich zur Selbständigkeit emporzuarbeiten; es fehlt ihnen dazu die Grundlage. Sie lernen so schnell wie möglich irgendeine Teilarbeit, um etwas, wenn auch noch so wenig, verdienen zu können, und meist bleiben sie eben um des Verdienstes willen dabei, sich in dieser Teilleistung rein mechanisch zu vervollkommnen, ohne je das Ganze kennen zu lernen. Das ist doppelt bedauerlich, einmal, weil gerade hier im Handwerk sich eine Skala immer höherer, bis an das Kunstgewerbe reichender Leistungen entwickeln könnte, die den Frauen befriedigende und gut bezahlte Arbeit gewähren würde. Dann aber auch, weil gegen die Möglichkeiten des Aufstiegs der Frauen im Berufsleben immer geltend gemacht werden kann, daß sie ja doch nachweislich auch dort nur Minderwertiges leisteten, wo ihnen die Bahn zu Besserem uneingeschränkt freigegeben sei.

Nachdem man in früherer Zeit mehr Gewicht darauf gelegt hatte, die Frauenberufsfrage durch die Erschließung neuer Berufe zu fördern, beginnt man jetzt mehr und mehr einzusehen, daß durch Ausbau des Bestehenden unter Umständen noch mehr gewonnen werden kann. In jener früheren Phase erfolgte das Eindringen der Frau in eine Reihe neuer und bisher verschlossener gewerblicher Berufe: in die Photographie, die Buchbinderei, das Dekorationsgewerbe, die Uhrmacherei, die chemische Industrie usw. In diesen Berufen, die von Anfang an von den Frauen unter dem Gesichtspunkt der modernen Frauenbewegung ergriffen wurden, hat man von vornherein auf eine gründliche, der männlichen Bildung gleichwertige Vorbereitung geachtet. Es ist wohl darauf zurückzuführen, daß sich z. B. in der Photographie die Frauenarbeit so schnell und glücklich eingebürgert hat, daß hier schon eine ganze Reihe selbständiger Frauen als Leiterinnen recht großer und tüchtiger Betriebe vorhanden sind.

Auch im Kunstgewerbe sind gute Leistungen von Frauen nur dort zu finden, wo eine gründliche Vorbildung als selbstverständliche Voraussetzung angesehen wurde. In den angestammten Frauenberufen dagegen muß für diese Forderung erst noch Boden gewonnen werden. Das kann auf doppeltem Wege geschehen, einmal durch die Begründung von gewerblichen Fachschulen und andererseits durch die Zulassung der Frauen zur Lehrlingschaft sowie zu den Gesellen- und Meisterprüfungen. Den ersten Weg haben die Frauenvereine schon seit Jahrzehnten beschritten, er empfahl sich dadurch, daß vielfach die Frauen, die in die weiblichen Handwerke eintraten, aus anderen Bildungsschichten hervorgingen als die Lehrlinge und deshalb andere Voraussetzungen für ihre Fachbildung mitbrachten, so daß die Ausbildung in besonderen Anstalten zweck-

mäßiger und für sie selbst angenehmer erschien, — abgesehen davon, daß sich auch noch nicht viele Meister dazu verstanden hätten, weibliche Lehrlinge anzunehmen. Außerdem drängte ja auch die Umwandlung des Handwerks zu industriellen Formen dahin, die Ausbildung mehr fachgewerblich als handwerksmäßig zu gestalten. Diese gewerblichen Fachschulen für Frauen, zum größten Teil aus privater Initiative entstanden, haben fast alle um ihre Existenz schwer kämpfen müssen. Sie konnten vielfach gerade das nicht durchsetzen, was sie erstrebten, die Verlängerung der Ausbildung, weil die Eltern ihrer Schülerinnen gerade Wert auf eine schnelle, wenn auch oberflächliche Befähigung ihrer Töchter zum Erwerb zu legen pflegten. Es steckt ein nicht geringer Teil der verdienstvollsten Leistung der Frauenbewegung in diesen Anstalten, die gegen die eingebürgerte Gepflogenheit, daß Frauenberufe nur als Notbehelfe anzusehen seien, durch Jahrzehnte so energisch gekämpft haben. Heute haben sich ja in gewisser Weise auch die Regierungen dieser Sache angenommen, indem sie bestimmte Anforderungen bezüglich der Lehrkräfte usw. stellen, und man darf sagen, das im Augenblick das Gebiet der gewerblichen Frauenberufe in jenem Aufstieg begriffen ist, der jedem, der sich ihm zuwendet, gute Aussichten auf einen befriedigenden Beruf eröffnet.

Neben der Ausbildung in fachgewerblichen Anstalten ist neuerdings auch wieder auf die Lehrlingsausbildung für die Frauen stärkeres Gewicht gelegt worden. Die Handwerkskammern werden dahin wirken, das weibliche Lehrlingswesen auch in den Frauenberufen zu regeln. Für neue Berufe, denen sich die Frauen zuwenden, wird es von vornherein zweckmäßig sein, den Weg der Lehrlingsausbildung überall dort zu beschreiten, wo er auch für die Männer obligatorisch ist. Auf jeden Fall ist der einzige Ratschlag für alle gewerblichen Frauenberufe, von dessen Erfüllung alle Aussichten im letzten Grunde abhängen, der, daß man sich weder mit minderwertigen, unzulänglichen Anstalten (Schneider-Akademien usw.) begnügt, noch mit einer unzulänglichen Lehrzeit. Der praktische Ratgeber für die Berufswahl, von dem an dieser Stelle schon verschiedentlich die Rede gewesen ist, gibt sowohl Hinweise auf die Berufe, ihre Ausbildungsverhältnisse und ihre Chancen, wie auch ein Verzeichnis aller tüchtigen und leistungsfähigen Ausbildungsanstalten in Deutschland.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Die Agitation gegen die weibliche Leitung** wird — zur Unterstützung der von Philologen und Volksschullehrern eingereichten Petition — in der Fach- und Tagespresse kräftig weitergeführt. Eine anscheinend offiziöse Zeitungsnotiz, daß die weibliche Leitung ja gar kein Novum sei und die Neuordnung sie gar nicht einführe, sondern nur als Faktum erwähne, ist den Herren sehr unbequem. Der „Kieler Philologe" hat sich nicht gescheut, zu behaupten (in der Vossischen Zeitung), sie beruhe nur auf der Tatsache, daß man im Frühjahr 1906 in Augustenburg eine Dame zur Direktorin gemacht habe. Daß es schon vor 1906 öffentliche höhere Mädchenschulen unter weiblicher Leitung gab, wurde unterdrückt und dann auf eine Berichtigung hin in einer neuen anonymen Notiz aus Philologenkreisen als „nebensächlich" hingestellt. Die Kampfesweise der Herren ist ebenso nobel wie ihr Zweck.

Übrigens ließe sich mit Leichtigkeit nach berühmtem Muster und nach dem Sprichwort: „Wie es in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus" eine gleiche Petition gegen die männliche Leitung an höheren Mädchenschulen fabrizieren. Zum Beispiel:

Petition betr. die männliche Leitung der öffentlichen höheren Mädchenschulen.

Die Unterzeichneten gestatten sich, dem Hohen Hause der Abgeordneten die ergebenste Bitte auszusprechen,

dahin zu wirken, daß die Leitung der öffentlichen höheren Mädchenschulen nur in weibliche Hände gelegt werde.

Zur Begründung dieses Gesuchs sei auf folgendes hingewiesen:

1. Es widerspricht dem gesunden Empfinden, daß Frauen bei der Erziehung ihres eigenen Geschlechts, für das sie natur-

gemäß ein überlegenes Verständnis besitzen, Männern unterstellt werden.

2. Die bisherigen Erfahrungen im Mädchenschulwesen sprechen nicht für ein Weitergehen auf dem bisher eingeschlagenen Wege.
3. Wie von den Akademikern selbst hervorgehoben wird, melden sich die Oberlehrer nur ungern für höhere Mädchenschulen. Die natürliche Vorliebe und Befähigung des Mannes für die Erziehung seines eigenen Geschlechts führt ihn der Knabenschule zu, wenn seine Qualifikationen ihm dort eine gute Laufbahn in Aussicht stellen. Die für die Mädchenschule verfügbaren Akademiker werden also durch eine negative Auslese gewonnen. Von den Frauen hingegen stehen die bestqualifizierten zur Verfügung, die billigerweise den minderqualifizierten nicht unterstellt werden können.
4. Nachdem die Oberlehrer an den öffentlichen höheren Mädchenschulen in Preußen ihre Geringschätzung des weiblichen Geschlechts in ihrer Petition öffentlich dokumentiert haben, kann es den Lehrerinnen nicht mehr zugemutet werden, sich ihnen zu unterstellen, und den Müttern nicht, ihre Töchter in Schulen zu schicken, die unter der Leitung solcher Herren stehen.

Und so weiter. Statt des beleidigten Mannesgefühls könnte dann das beleidigte Frauengefühl noch als wirksame Vokabel angebracht werden.

Andere Variationen würden sich leicht bieten. Es ist wahrlich kein Kunststück, auf die eine Seite alles Licht, auf die andere allen Schatten fallen zu lassen. Wir haben noch den Laubeschen Vortrag auf dem Lehrertag in München (1906) im Gedächtnis, bei dem die Idealgestalt des Volksschullehrers im glühenden Rot bengalischer Beleuchtung dastand, während die Lehrerin, die Friede- und Freudestörerin in der Schule, dem Basedowschen „Ideal vereinigter Leibesgebrechen" angeglichen war.

Diese Erinnerung steigt wieder empor, denn auch in den Reihen der Volksschullehrer, die bekanntlich zum erstenmal als „Kollegen" von den Herren Akademikern gewertet werden, rührt es sich schon. Ein Herr Gottschalk stellt sich als Rufer im Streit (Die deutsche Schule, Dez. 1909, Leipzig, Julius Klinkhardt: „Die weibliche Schulleitung, eine neue Frucht der Frauenbewegung."). Um den Damen mit dem „bißchen Französisch" seine ebenbürtige Bildung zu beweisen, läßt er den Apostel Paulus französisch sagen: „L'homme est le chef de la femme." Unglücklicherweise sagt nun der Apostel Paulus, wenn man ihn französisch reden läßt, nicht l'homme sondern le mari. Die Zahl der Religionsstunden, die dem Herrn Gottschalk im Seminar zuteil wurden, hat doch wohl noch nicht genügt, sonst würde es ihm gedämmert haben, daß an der betreffenden Stelle von dem Verhältnis der Frauen zu ihren Männern die Rede ist. Die Worte freilich „Femmes, soyez soumises à vos propres maris comme au Seigneur: parce que le mari est le chef de la femme" lassen sich, wie der Herr Gottschalk zugeben wird, nicht wohl für das Verhältnis eines preußischen Rektors zu seinen Lehrerinnen fruchtbar machen. Der französisch redende Paulus hat also als Autorität versagt.

Für heute genug. Diese Blütenlese wird wohl noch fortgesetzt werden, da sich eine Anzahl von Zeitungen, unter denen zu fehlen die Deutsche Tageszeitung sich zur Unehre rechnen würde, den edlen Kämpen für das Faustrecht zur Verfügung gestellt hat.

* **Die Frauen an den deutschen Universitäten im Winter 1909/10.** Die Gesamtzahl der an den 21 Universitäten des Reichs als vollberechtigte Studentinnen immatrikulierten Frauen beträgt im laufenden Winterhalbjahr 1856, gegenüber 1432 im Sommer v. J., 1108 im vorjährigen Winter und 320 vor zwei Jahren, als den Damen erst acht süd- und mitteldeutsche Universitäten zugänglich waren. In dieser enormen Steigerung innerhalb weniger Jahre wie in der neuesten Zunahme zeigt sich deutlich der große und fortschreitende Umfang des Frauenstudiums und die Bedeutung, die das Bildungsstreben der Frau zu beanspruchen hat. Von den 1856 Studentinnen dieses Winters mögen etwa 1400 (im letzten Winter 950) reichsangehörig und davon etwa 900 (620) aus Preußen sein, die übrigen stammen aus dem Ausland, ein größerer Teil aus Rußland und aus Amerika. Eingefügt sei hier, daß an den französischen Universitäten letztes Frühjahr 3609 Frauen eingeschrieben waren, die fast zur Hälfte, nämlich 1643, dem Ausland angehörten. Die einzelnen deutschen Universitäten haben alle, Straßburg und Freiburg ausgenommen, sowohl im Vergleich mit dem Vorjahr als mit dem letzten Semester, eine — zum Teil sehr beträchtliche — Zunahme an Zahl ihrer Studentinnen aufzuweisen. An der Spitze steht Berlin mit 632 (im letzten Winter 400), dann folgen: München mit 183, Göttingen mit 160, Heidelberg hat 142, Bonn 135, Freiburg 86, Breslau 84, Leipzig 59, Greifswald 49, Münster 47, Königsberg 46, Marburg 38, Gießen 37, Straßburg 28, Halle 27, Jena 24, Tübingen 23, Erlangen 19, Kiel 18, Würz-

burg 10 und Rostock 3. In Preußen sind 1242 Frauen immatrikuliert, in Bayern 212, in Baden 228 und an den übrigen Universitäten 174. Auf die einzelnen Fakultäten bezw. Studienfächer verteilen sich heute die studierenden Damen wie folgt: Philosophie, Philologie oder Geschichte studieren 975, mithin mehr als die Hälfte aller Studentinnen, gegenüber 505 im Vorjahr, der Medizin widmen sich 476 gegen 322, den naturwissenschaftlichen Fächern und der Mathematik 287 gegen 175, der Zahnheilkunde 46 gegen 40, der Rechtswissenschaft 32 gegen 20, den Staatswissenschaften und der Landwirtschaft 27 gegen 40, der evangelischen Theologie 5 gegen 3 und der Pharmazie 2 gegen 3. Die mit der Zulassung der Frauen zu den preußischen Universitäten und zur Prüfung für das höhere Lehramt im Vorjahr eingetretene rapide Steigerung des Zuflusses zu den philologischen und naturwissenschaftlichen bezw. mathematischen Fächern hat demnach auch diesen Winter weiter angehalten.

* **Ausländische Universitäts-Hospitantinnen.** Der Zudrang ausländischer Hospitantinnen zu den Universitätskliniken hat sich in letzter Zeit stark vermehrt. Oft beschweren sich die inländischen Studierenden, die besten Plätze würden ihnen von den Ausländerinnen weggenommen. In Straßburg ist infolgedessen bestimmt worden, daß hospitierende Frauen in Zukunft nur auf Grund eines Nachweises über genügende Vorbildung zugelassen werden. Nur für Hospitantinnen, die kein geordnetes Studium betreiben, sondern nur einzelne Vorlesungen und Übungen zu besuchen wünschen, ist das nicht erforderlich.

* **Die Aufnahme weiblicher Mitglieder** ist von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen abgelehnt worden. Das ist um so merkwürdiger, als Frau Dr. phil. Caroline Michaelis de Vasconcellos Ehrenmitglied der Gesellschaft ist.

* **Volksunterrichtskurse für Frauen** wollen die Studentinnen in Göttingen nach dem Muster ihrer männlichen Studiengenossen einrichten. Die Vorarbeiten sind bereits so weit gediehen, daß die Veranstalterinnen schon in nächster Zeit ihre Tätigkeit beginnen können.

Berufliches.

* **Ergänzungskurse für Lehrerinnen.** Für seminaristisch gebildete Lehrerinnen, die genötigt sind, sich ohne Abiturium auf das Examen pro fac. doc. vorzubereiten, bieten, wie wir schon mehrfach betont haben (vergl. Dezember 1909, S. 142, Fußnote), sogenannte Ergänzungskurse die beste Gelegenheit, die notwendigsten Kenntnisse für die Universität zu erwerben. Solche Kurse sollen sie in die in ihrem Lehrplan fehlenden Gebiete: alte Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, wenigstens so weit einführen, als es das allgemeine Bildungsbedürfnis für ein wissenschaftliches Studium dieser Art erfordert, und soweit einzelne dieser Fächer als Hilfsfächer für das gewählte Studium unentbehrlich sind.

Die Direktorin der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin hat mit Genehmigung der Behörde solche Kurse in alten Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften in der Form eingerichtet, daß nach drei Semestern etwa Primareife, nach fünf Semestern die Ziele der Maturitätsprüfung in diesen Fächern erreicht werden. Da jeder Kursus einzeln belegt werden kann, kann die Vorbereitung in möglichster Anpassung an die gewählten Fächer des Studiums und bis zu jedem gewünschten Grade erfolgen. In den früher eingerichteten Kursen zur Vorbereitung von Lehrerinnen auf die Reifeprüfung, an deren Stelle diese Vorbereitungskurse treten, ist dieser Lehrgang bereits mit guten Resultaten ausgeprobt worden. Die Damen, die die Reifeprüfung nachholen möchten, was sich natürlich sehr empfehlen wird, können nach drei Semestern in den Oberkursus der Gymnasialkurse übertreten. Die Kurse beginnen zu Ostern. Auskunft wird die Leiterin, Fräulein M. Strinz, Berlin, Dessauerstraße 24, allen Kolleginnen gern erteilen.

* Der Kinderärztin Fräulein Dr. med. Hermine Maas ist die **Mutterberatungsstelle** im Brockenhaus Nürnberg übertragen worden.

* Mit der Ausbildung von sogenanten **Apothekenschwestern** beschäftigte sich nach einer Mitteilung des „Zentralblattes für Pharmazie und Chemie" die letzte Versammlung der Apothekenbesitzer zu Braunschweig. Es wurde der Antrag gestellt, in Zukunft in den Apotheken der Stadt Braunschweig Apothekenschwestern grundsätzlich nicht mehr auszubilden, ein Antrag, der mit großer Einmütigkeit angenommen wurde. Das „Zentralblatt" meint, daß durch ein derartiges einmütiges Vorgehen „auch weiteren Besitzerorganisationen" ein Weg gezeigt sei, auf dem die Institution der Apothekenschwestern rasch und schmerzlos beseitigt werden könne, was mit Rücksicht auf die Schädigung des Ansehens und des Standes selbst nur zu wünschen wäre.

* **Erleichterung für den Eintritt von Frauen in den Post- und Telegraphendienst.** Nach einer Mitteilung des Staatssekretärs des Reichspostamts sind die Oberpostdirektionen ermächtigt, zu Post- und Telegraphengehilfinnen künftig ohne besondere Prüfung auch solche anzunehmen,

welche die zweitoberste Klasse einer anerkannten höheren Mädchenschule in Preußen mindestens ein halbes Jahr besucht haben.

* **Weibliche Beamte.** Nach einer Notiz des Berliner Börsen-Couriers hat die badische Regierung bestimmt, daß von nun ab auf allen Stellen des Gehaltstarifs weibliche Beamte angestellt werden können, sofern sie den für die männlichen Beamten vorgeschriebenen Bedingungen, insbesondere in der Vorbildung, entsprechen. Die weiblichen Beamten beziehen Dreiviertel der für die männlichen Beamten vorgesehenen Gehälter und Wohnungsgelder.

* **Buchführungskurse für Frauen** und Töchter von Handwerkern veranstaltet in großem Maßstab die Gewerbekammer in Hamburg.

* **Abnahme des Dienstbotenmangels.** Das Angebot weiblicher Dienstboten hat in den letzten Monaten eine merkliche Steigerung erfahren. Ob sich das Mehrangebot durch verstärkten Zuzug vom platten Lande oder aus den Städten selbst rekrutiert, läßt sich schwer nachweisen. So viel steht jedenfalls fest, daß der Bedarf wieder etwas besser gedeckt werden kann als bisher.

Schon zum Oktobertermin meldeten sich mehr Stellung suchende Dienstmädchen; es kamen auf je 100 offene Stellen durchschnittlich doch schon 88 Arbeitsuchende, während die Zahl im September nur 71 betragen hatte. Es ist demnach eine kräftige Steigerung eingetreten. In einzelnen Gegenden geht das Angebot von weiblichen Dienstboten sogar über die Nachfrage hinaus, so z. B. in Schleswig-Holstein, in Rheinland und Westfalen. Im Industriebezirk dürfte sich allerdings diese Erscheinung damit erklären lassen, daß die Arbeitsgelegenheit für weibliche Hilfskräfte in der Industrie noch immer knapp ist und schlecht gelohnt wird, Frauen oder Mädchen sich daher vorläufig noch stärker um häusliche Dienste bemühen. Die gleiche Erscheinung wie in Rheinland-Westfalen macht sich auch in Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen bemerkbar. In Baden kamen auf je 100 offene Stellen für weibliche Dienstboten sogar 121 Arbeitsuchende. So erheblich war allerdings das Überangebot in den anderen Landesteilen nicht. Dienstbotenmangel machte sich vor allem noch in Berlin bemerkbar, wo auf je 100 offene Stellen durchschnittlich nur 56,5 Arbeitsuchende kamen. Auch in der übrigen Provinz Brandenburg bestand eine empfindliche Knappheit an Arbeitskräften, so daß nicht einmal die Hälfte der offenen Stellen besetzt werden konnte. Von anderen Landesteilen weisen vornehmlich noch Schlesien, Posen und Hannover ein gänzlich unzulängliches Dienstmädchenangebot auf. (Deutsche Zeitung.)

* **Lehrerinnengehälter.** Bei einer Neuregelung der Lehrergehälter für die Volks- und Bürgerschulen von Wien wurde Gleichstellung von Lehrern und Lehrerinnen im Grundgehalt beschlossen. Eine Abstufung tritt in den Dienstzulagen ein, von denen die Lehrer 10, die Lehrerinnen acht erhalten, und im Wohnungsgeld, das für die Lehrerinnen 200—400 Kronen niedriger ist.

* **Das Eheverbot für die Lehrerinnen** ist an den Wiener Volks- und Bürgerschulen aufgehoben. Doch müssen sie ihre Vertretung bei Wochenbetten selbst bezahlen.

Arbeiterinnenfrage.

* **Das Inkrafttreten des Zehnstundentags der Fabrikarbeiterinnen** am 1. Januar ist in der Presse mehrfach durch bloß kommentierende oder wohlwollende Äußerungen begleitet worden. Die Bestimmungen der Gewerbenovelle, die mit diesem Tage in Kraft getreten sind, erstrecken sich ja nicht nur auf den Zehnstundentag und den Achtstunden-Sonnabend, sondern sie bringen zugleich die auf acht Wochen erweiterte Schonzeit für Wöchnerinnen, die Einschränkung der Überarbeit, das Verbot der Frauenarbeit in einer weiteren Zahl schädlicher Industrien — besonders zu begrüßen ist das Verbot der Beschäftigung von Frauen bei Bauten und bei der Verladung von Kohlen.

Soziale Fürsorge.

* **Die erste Armenkommissionsvorsteherin Berlins,** Frau Gerndt, von der Kommission 81a gewählt, wurde am 10. Januar vereidigt.

* **Ein Jugendfürsorgeausschuß** hat sich unter Mitwirkung des Jugendrichters in Potsdam gebildet. Er besteht aus acht Mitgliedern, darunter zwei Frauen. Letztere wurden als Vertreterinnen der für die Fürsorge interessierten Vereine, nämlich des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes und des Frauenvereins Potsdam, eines Zweigvereins des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, berufen.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Frauen in der landwirtschaftlichen Interessenvertretung.** Dank ihrer straffen Organisation und tüchtigen Arbeit ist es den ländlichen Hausfrauenvereinen in Ostpreußen gelungen, je zwei Vertreterinnen in den drei landwirtschaftlichen Zentralvereinen der Provinz Sitz und Stimme im Arbeitsausschuß für Obst- und Gartenbau zu erobern und drei Vertreterinnen in einen von der Landwirtschaftskammer eingesetzten Arbeitsausschuß für Geflügelzucht zu entsenden.

* **Frauenstimmrecht in Hessen.** Eine Petition hessischer Frauenvereine um das Gemeindewahlrecht ist von der Kammer abschlägig beschieden. Wie die hessische Regierung zum Frauenstimmrecht steht, zeigte vor einiger Zeit ein offizielles Gutachten gelegentlich einer Petition des Vereins für Frauenstimmrecht um das Landtagswahlrecht:

„Es ist nicht zu verkennen, daß die Stellung der Frau im wirtschaftlichen Leben sich verändert hat, daß die Frau heute in erhöhtem Maße an dem Erwerbsleben sich beteiligt und daß der Drang und die Gelegenheit, sich eine eigene selbständige Existenz zu gründen, für sie sich außerordentlich verstärkt haben. Auch nimmt die Frau heute mit Erfolg an der Erfüllung sozialer und humanitärer Aufgaben teil. Wenn nun der hessische Verein für Frauenstimmrecht als Konsequenz hiervon die politische Gleichstellung mit dem Mann und damit die Ausdehnung des Landtagswahlrechts auf die Frau anspricht, so übersieht er dabei, daß die geltende Gesellschaftsordnung auf wichtigen Gebieten des öffentlichen, des Erwerbs- und Kulturlebens es ablehnt, Mann und Frau als zwei sich völlig gleichstehende Faktoren zu behandeln. Auch muß der Vorstellung, die nicht nur für die im Wirtschaftsleben mit dem Mann in Wettbewerb stehenden selbständigen Frauen, sondern für die Allgemeinheit der Frauen das allgemeine und gleiche Wahlrecht in Anspruch nimmt, entgegengehalten werden, daß für die weitaus überwiegende Mehrheit der Frauen heutzutage nach wie vor noch die Betätigung auf dem ihnen von der Natur zugewiesenen Feld des Hauses und der Familie liegt; es wird Pflicht der Gesellschaft bleiben müssen, gerade diese Betätigung der Frau zu pflegen, wenn die Frauen ihren auch in der Vorstellung erwähnten vornehmsten Beruf, die Mütter des Volkes zu sein, wahrnehmen und voll erfüllen wollen. Für Haus und Familie würde es aber nicht als ein Segen betrachtet werden können, wenn die Frau als Gattin und Mutter mit gleichem Recht und in gleichem Maße wie der Mann am politischen Leben sich beteiligen wollte. Die Frage des Frauenstimmrechts erscheint jedenfalls im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht genügend geklärt, um den Weg einer so weitgehenden Änderung des öffentlichen Rechts und der Gesellschaftsordnung, wie sie die Vorstellung erstrebt, bei Einführung des direkten Wahlrechts in Hessen einschlagen zu können. Auch in anderen Bundesstaaten sind ähnliche Bestrebungen von Vereinen für Frauenstimmrecht ohne Erfolg geblieben."

* **Über das Frauenelend** in Ägypten wird der Vossischen Zeitung aus Kairo folgendes mitgeteilt:

Das Ergebnis der Volkszählung, die im April 1907 in Ägypten stattfand, ward erst vor kurzem amtlich bekanntgegeben. Danach ist die Bevölkerung des Landes, die im Jahre 1897 sich auf 9 717 228 belief, in den 10 Zwischenjahren auf 11 287 359 gestiegen, also um ungefähr 13 v. H. Die Zahl der Mohammedaner beträgt 10 269 445, die der Christen 881 692, darunter 706 322 Kopten. Juden gibt es 38 635. Das ganze bewohnbare Land, Niltal und Oasen, umfaßt 33 595 qkm, so daß also im Durchschnitt auf jeden Quadratkilometer ungefähr 336 Einwohner entfallen, was wohl Ägypten zu einem der dichtest bevölkerten Länder der Erde macht.

Die Zahl der Männer im Lande beläuft sich auf 5 667 074, die der Frauen auf nur 5 620 285. Verheiratete Männer gibt es 2 384 833, die Zahl der verheirateten Frauen wird zart verschwiegen, obgleich sie doch interessanten Aufschluß geben würde über die Verbreitung der Polygamie.

Ein anderer Punkt der Statistik läßt Merkwürdiges zwischen den Zeilen lesen: 116 432 Witwern stehen nämlich 673 599 „Witwen" gegenüber. Diese Angabe ist für den Nichteingeweihten durchaus irreführend. Die geringere Zahl der Frauen im Lande läßt auf größere Sterblichkeit unter ihnen im Vergleich zu den Männern schließen; also sollte eigentlich eine größere Zahl von Witwern zu erwarten sein, als von Witwen, und so ist es auch höchst wahrscheinlich. Die Bezeichnung „Witwe" ist eben offenbar, um eine böse Sache dem Auge der Öffentlichkeit zu verhüllen, auch für geschiedene Frauen angewendet. Wollten wir selbst das Unwahrscheinlichste annehmen, daß es 50 000 wirkliche Witwen mehr in Ägypten gäbe als Witwer, so behalten wir immer noch über eine halbe Million geschiedener Frauen, so daß also unter je 23 Personen immer eine geschiedene Frau sich befindet.

Dabei muß man aber noch bedenken, daß fast alle jungen und nicht allzu häßlichen unter diesen Weibern wieder einen Mann finden, vielleicht wieder geschieden werden und wieder heiraten, wie denn Mädchen von 15—16 Jahren, die schon zwei, ja dreimal verheiratet waren und wieder geschieden sind, gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Ich glaube, man darf ruhig sagen, daß weit mehr als die Hälfte aller Mohammedanerinnen früher oder später in ihrem Leben einmal geschieden wird.

Der Einsender meint, daß einer staatlichen Reform auf diesem Gebiet seitens der Religion gar nichts entgegenstünde und daß es deshalb als eine Pflicht Englands bezeichnet werden müsse, gesetzliche Maßnahmen zur Abstellung dieser Zustände zu treffen.

* **Fortschritte des Frauenstimmrechts in den Vereinigten Staaten.** Das kommunale Frauenwahlrecht ist in Ginter Park, einem Vorort von Richmond in Virginia, eingeführt. Für Einführung des kommunalen Wahlrechts in Illinois wird von den Frauen energisch gearbeitet. Der Senat hat der Forderung zugestimmt und der Kammer empfohlen, sie anzunehmen.

* **Wirkungen des Frauenstimmrechtes.** Wie der Vossischen Zeitung aus Adelaide gemeldet wird, liegt gegenwärtig dem Unterhause des australischen Staates Viktoria ein eigentümliches Gesetz zur Beschlußfassung vor. § 1: jeder un-

verheiratete Mann, der sich an einem Mädchen vergeht, soll dieses binnen spätestens acht Monaten heiraten — im Weigerungsfalle ist er mit Gefängnis bis zu drei Jahren zu bestrafen. § 2: Zeitungen dürfen nicht über Vergehen gegen weibliche Personen berichten; Übertretungen werden mit Geldbußen bis zu 8000 Mark geahndet. Das Gesetz passierte die erste Lesung. Ob die gesetzliche Verfolgung der Verführung in dieser Form eine glückliche Lösung ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Auf alle Fälle erinnert es uns daran, daß wir in Deutschland nicht einmal die Bestrafung für den Mißbrauch des Dienstverhältnisses bei Verführung erreichen.

Versammlungen und Vereine.

Jubiläum der Seminar-Koch- und Haushaltungsschule Hedwig Heyl.

Es gehört anerkanntermaßen weniger Genialität dazu, Neues auf einem neuen Gebiet zu schaffen als dazu, in ein altes gewohntes Gebiet neue schöpferische Ideen hineinzutragen, und so ist die Erschließung neuer Frauenberufe und die Vorzeichnung der Vorbildungswege dazu, die sich im übrigen ja meist nach denen der Männer richten, kaum so hoch zu bewerten wie die Umgestaltung alter, eingebürgerter und mit Traditionen beschwerter Frauentätigkeiten. Die Durchdringung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit mit ganz neuen pädagogischen Gedanken ist im wesentlichen ein Verdienst der Begründerin des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, Henriette Schrader, und ihrer Schülerinnen, unter denen als die Fortführerin gerade der hauswirtschaftlichen Aufgaben und Pläne Frau Hedwig Heyl an erster Stelle steht. Das Pestalozzi-Fröbelhaus II, das dieses ganze Gebiet der Frauenbildung umfaßt und pflegt, feierte am 8. Januar sein 25jähriges Bestehen. Die gegenwärtige Gestalt der Anstalt zeigt, daß sie es verstanden hat, die Gedanken, die bei ihrer Begründung maßgebend waren, in organisatorisch mustergültiger Form zu verwirklichen und den steigenden Anforderungen der Zeit in wachsendem Maße anzupassen. Die äußeren Bedingungen dazu half Frau Wentzel-Heckmann mit einer großzügigen finanziellen Unterstützung der Anstalt schaffen. Daß man von der Unterwertung der hauswirtschaftlichen Tätigkeiten für das soziale Leben sowohl wie für die Bildung der Persönlichkeit zurückgekommen ist, ist nicht zum wenigsten das Verdienst solcher Anstalten, die durch Gründlichkeit und pädagogische Planmäßigkeit ihrer Arbeiten verstanden haben, die erziehlichen Werte der hauswirtschaftlichen Tätigkeiten auszuschöpfen. Hier haben sich Frauen als schöpferische Wiederbeleber ihres eigentlichsten Gebiets erwiesen und damit Richtlinien gegeben, in denen die weibliche Kraft für das Gesamtwohl intensiver fruchtbar gemacht werden kann.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund

hat in folgenden Leitsätzen seine Stellung zur „Neuen Ethik" ausgesprochen:

Die Neue Ethik baut sich auf Widersprüchen auf. Sie stellt zwar die monogamische Ehe als Ideal hin, verlangt aber trotzdem Anerkennung freier Verhältnisse, die das Ideal der Ehe zertrümmern und das Familienleben zerstören.

Die Neue Ethik beeinträchtigt das Recht der Kinder, die bei wechselnden Verbindungen von Mutter oder Vater leiden. Sie gefährdet die einheitliche Kindererziehung durch Mutter und Vater, die grundsätzlich angestrebt werden muß.

Die Neue Ethik setzt die Würde der Frau herab, indem sie die Berechtigung des geschlechtlichen Sichauslebens für die Frau fordert. Sie wird die Frau auch in der allgemeinen Wertschätzung sinken lassen, da sie durch unverantwortliche freie Verbindungen auf abschüssige Bahnen geführt und nur zu oft dem völligen Verderben anheimfallen wird.

Die Neue Ethik ist eine Beleidigung für sittlich hochstehende Männer, weil sie Verirrungen und Ausschreitungen als ein allgemein gültiges Naturrecht des Mannes darstellt.

Die Neue Ethik wird nicht die Prostitution vermindern. Die freie Verbindung kann im Einzelfall an die Stelle der Prostitution treten, wird aber in der Regel mehr Frauen der Prostitution zuführen und somit diese nur vermehren.

Die Neue Ethik ist praktisch für die Allgemeinheit undurchführbar. Es sind in ihr nicht die Elemente einer möglichen Sozialethik enthalten. Für das Zusammenleben der Allgemeinheit sind bestimmte Formen und Gesetze notwendig, denen sich auch Ausnahmenaturen unterwerfen müssen, welche ihrer vielleicht für sich nicht bedürften, um ein sittliches Leben zu führen.

Die Neue Ethik ist prinzipiell gefährlich und bewußt christentumsfeindlich, obwohl sie gelegentlich aus dem Zusammenhang gerissene Bibelstellen anführt. Sie wertet im überspannten Individualismus nur die Motive, nie die Tat, sie verwischt die Unterschiede zwischen dem Urteil über eine Handlung und über den Menschen, der die Handlung begeht.

Der Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen

veranstaltet am 3. und 4. März in Berlin eine öffentliche Konferenz mit folgender Tagesordnung:

1. Der Anteil der Frau an der deutschen Industrie nach den Ergebnissen der Berufszählung von 1907.
   Ref.: Fräulein Helene Simon.
2. Der Einfluß der gewerblichen Beschäftigung auf den Organismus der Frau.
   Ref.: Fräulein Dr. Agnes Bluhm.
3. Der Einfluß der gewerblichen Beschäftigung auf das persönliche Leben der Frau.
   Ref.: Fräulein Dr. Marie Baum.
4. Die Beteiligung der Frau an der Gewerbeinspektion.
   Ref.: Frau Dr. Jaffé — von Richthofen.

Bücherschau.

„Max Eyths gesammelte Schriften." Band 1—3. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. (Vollständig in 6 Bänden, geh. 30 Mark, geb. 36 Mark.) Das lebhafte Interesse, das man in Deutschland Max Eyth entgegengebracht hat, hat nicht zum kleinsten Teil seinen Ursprung in dem Bedürfnis, sich auch die scheinbar so unpoetische Welt der modernen Technik und Industrie, der modernen Verkehrsmittel, mit dem poetischen Schimmer zu verklären, der das alte Handwerk, die alte Postkutsche umgab. Dazu war es nötig, daß ein Fachmann diese Welt aus Dichteraugen ansah. In den vorliegenden drei Bänden zeugt jede Seite davon. Der erste Band bietet das am weitesten verbreitete Werk „Hinter Pflug und Schraubstock"; der zweite und dritte die großen Romane „Der Schneider von Ulm" und „Der Kampf um die Cheopspyramide". Während in diesem der Humor die Oberhand hat, bringt der Schneider von Ulm, Eyths letztes Werk, die Tragödie des Erfinders zur Darstellung. Das Buch ist ebenso wie „Hinter Pflug und Schraubstock" s. Zt. schon eingehend in dieser Zeitschrift besprochen. Der vierte Band wird noch die „Feierstunden" bringen, vermehrt durch die Jugendwerke „Mönch und Landsknecht" und „Volckmar", und den Schluß werden zwei Briefbände bilden, die das „Wanderbuch eines Ingenieurs" (umgearbeitet und fortgeführt unter dem Titel „Im Strom unserer Zeit") und eine von Lili Du Bois-Reymond herausgegebene Auswahl aus Eyths Freundesbriefen enthalten werden. Diese Gesamtausgabe wird sicherlich vielen Wünschen entsprechen, da sie es ermöglicht, den „Dichter-Ingenieur" als einheitliche Persönlichkeit zu fassen und in seiner kulturellen Bedeutung einzuschätzen.

„Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit." Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein. Zwei Bände. 1281 Seiten in 4°. Mit 16 Kunstbeilagen und Plänen, 23 Vollbildern, 190 Abbildungen und vielen Notenbeispielen im Text. Eßlingen a. N., Paul Neff Verlag (Max Schreiber). Preis geheftet 32,— Mark; hochfein gebunden in Rupfenleinen mit Goldschnitt und Titelpressung 36,— Mark. Ein Riesenmaterial ist in den zwei stattlichen, vorzüglich ausgestatteten Bänden verarbeitet, die weit über Württemberg hinaus Interesse erregen werden. Ist doch die Zeit des „Karl Herzig" und seines „Franzele" nicht nur als typisch für den aufgeklärten Despotismus, sondern durch ihr ganzes geistiges Leben, das zum erstenmal seit dem 30jährigen Krieg wieder in breiterem Strome zu fluten beginnt, ein Leben, in dem unser nationalster Dichter wurzelt, unsrer Teilnahme sicher. Für die Bearbeitung der einzelnen Gebiete und Abschnitte sind vorzügliche Fachkräfte tätig gewesen. Der erste Band gilt der Darstellung des Lebens und dem Gesamtbild der Regierung von Karl Eugen, den Lavater einmal in einem Briefe an Goethe schildert: „Die originellste oder schönste Mannesbildung, die glücklichste Vermischung von Majestät und Huld — lauter Herzoglichkeit! unerschöpfliche Befruchtungskraft, unersättliche Eitelkeit! Adlersblick! Heldengang! Wirkungsglut! Reflektierendes, vergleichendes Selbstgefühl! — Tod und Leben! Himmel und Hölle!" Eine Kennzeichnung, zu der seine Regierung den Kommentar bildet. Diese Regierung zieht in einer Reihe von Abschnitten an uns vorüber. Seine beiden Ehen, das Hofleben, das Militärwesen, Herzog Karl und die Landschaft, das wirtschaftliche Leben, das religiöse, das geistige Leben, die Presse, die schöne Literatur, das Theater, die Musik, die bildenden Künste sind Gegenstand besonderer Darstellungen. Der zweite Band bringt zur Ergänzung Monographien über die Hohe Karlsschule, die Ecole des demoiselles, das Volksschulwesen, das höhere Schulwesen, das Hochschulwesen und die Wissenschaften, die katholische Theologie, das Medizinalwesen, Bibliotheken, über die Nachbarn (Reichsstädte, Klöster, Ritterorden, Oberschwaben, Hohenberg, Hohenlohe, Limpurg, Crailsheim, die Reichsritterschaft). Register und Nachweise über die Abbildungen erleichtern das Nachschlagen und die Verwertung des Materials. Diese Abbildungen bilden in ihrer vorzüglichen Ausführung nicht nur einen hervorragenden Schmuck des Werkes, sondern auch ein nicht hoch genug anzuschlagendes Mittel geschichtlicher und literarischer Belehrung und so darf das ganze Werk als eine Veröffentlichung bezeichnet werden, die dem herausgebenden Verein in jeder Beziehung zur Ehre gereicht.

Neue Kleistausgaben. Im Frühjahr 1909 veranstaltete der Inselverlag eine neue Kleistausgabe, deren ersten Bände uns vorliegen. Sie ist bestrebt, nach der großen Kritschen Gesamtausgabe von Kleists Werken, besorgt durch Erich Schmidt, Reinhold Steig und Georg Minde-Pouet, die 1905 im Verlag des Bibliographischen Instituts erschien, die Ergebnisse der neuesten

Kleistforschung zu bringen. Ihr Wert besteht in der peinlich genauen Durchforschung alles handschriftlichen Materials von Kleists Werken und einer auf Grund derselben nach den Absichten des Dichters vorgenommenen Revision der Texte; ferner in wertvollen Hinweisen über den ersten Druck, über die Aufnahme der Werke bei Kritik und Publikum. Anschließend an jedes Werk bietet der Herausgeber, Wilhelm Herzog, eine Reihe von Zitaten aus dem Briefwechsel der Zeit und die genaue Darstellung aller heute ermittelten Textfassungen Kleists mit ihren Kommentaren und Varianten. Die interessanteste Probe für die Art und Weise, in der sich der Herausgeber die Ergebnisse neuester Forschung zunutze gemacht hat, bietet die Schritt für Schritt getreue Wiedergabe von Kleists Arbeit am „Zerbrochnen Krug" und die an ihrer Hand vorgenommene Umgestaltung des Textes „nach Kleists letztem Willen". Anschließend daran folgt eine sehr gewissenhafte Zusammenstellung aller Varianten, um ein Bild von der Arbeitsweise des Dichters zu vermitteln. Für das eingehende literarische Studium scheint diese Ausgabe — ein abschließendes Urteil läßt sich erst fällen, wenn sie vollständig vorliegt — von großem Wert zu sein. Sie dürfte sich jedoch ziemlich teuer stellen.

Dagegen beabsichtigt die in 2 Bänden bei Bong & Co., Berlin und Leipzig, erschienene Kleistausgabe auch hohen literarischen Ansprüchen durch größte Billigkeit entgegenzukommen. Sie bietet auf Grund der Hempelschen Ausgabe einen sorgfältig revidierten und mit gewissenhaften Anmerkungen versehenen Text, wertvolle Einführungen in jedes Werk, und Vorwort, sowie biographische Einleitung aus der Feder Wilhelm Waetzoldts und Adolf Wilbrandts. Des ersteren Ausführungen besonders sind von einem tiefen Verständnis der innersten Wesensart Kleists getragen; Wilbrandt hat als Kleist-Biograph einen guten Namen. Diese außerordentlich billige Ausgabe — die 2 Bände kosten in trefflicher Ausstattung, sehr geschmackvoll gebunden nur 3,50 Mark — enthält in jeder Beziehung literarisch Wertvolles und ist hinsichtlich der notwendigen Orientierungen und Belehrungen durchaus vollständig. Sie darf darum allen, die auch das Moment der Billigkeit mit berücksichtigen müssen, warm empfohlen werden. Br.

„Geselligkeit." Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789—1900. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart. (Preis geh. 8,50 Mark, in eleg. Leinwand 10 Mark, in Pergamentband 12 Mark, Luxusausgabe in 30 numerierten Exemplaren auf Kaiserl. Japanpapier gedruckt, in vornehmem Lederband 35 Mark.) Alexander von Gleichen-Rußwurm behandelt in dem sehr hübsch ausgestatteten Buch, für das er ohne Frage gute Voraussetzungen mitbringt, die Entwicklung der gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche von der französischen Revolution an bis auf unsere Tage. Das Buch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Im Zeichen der Politik. Vom neuen Frankreich bis zum Wiener Kongreß. II. Nationalgefühl und Romantik. Vom Wiener Kongreß bis zur Revolution von 1848. III. Altruismus und Snobismus. Von 1848 bis zum Berliner Kongreß. IV. Soziale Sehnsucht. Jahrhundertende und Ausblick. — Daß die kritischen Bemerkungen, welche die Darstellung begleiten, einem feinen literarischen und ästhetischen Urteil entspringen, braucht wohl kaum betont zu werden.

„Vom Tode." Eine gemeinverständliche Darstellung von Dr. Oskar Bloch, Professor der Chirurgie an der Universität Kopenhagen. Zwei Bände. Axel Juncker Verlag, Berlin, Stuttgart, Leipzig. (Preis 15 Mark.) Der erste Band dieses eigenartigen Werks behandelt das Problem des Todes, wie er unter den verschiedenen Umständen eintritt, die dem menschlichen Leben ein Ende machen können. Der erfahrene Arzt zeigt, daß die meisten Menschen sterben, ohne sich des Eintretens des Todes bewußt zu werden und daß die Überlebenden den Kummer der Trennung nicht noch durch den Gedanken zu vermehren brauchen, daß der Sterbende so viel „in seiner letzten Stunde" zu leiden hatte. Der zweite Band bringt in alphabetischer Ordnung ein reichhaltiges Beobachtungsmaterial über den Tod einzelner Menschen, das den Darlegungen des ersten Bandes zur Grundlage gedient hat. Da es sich meistens um historische Persönlichkeiten handelt, so hat dieser Band auch einen nicht zu unterschätzenden Eigenwert.

„Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte". Von E. Engel. Ein Volksbuch. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien. (Preis in Originaleinband 4 Mark.) In knapper Fassung führt das Buch durch die deutsche Literatur, im Text geeignete Proben und Bilder bietend. Der Verfasser bekennt sich in der Einführung zu den Goetheworten: „Man liest viel zu viel geringe Sachen, womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat" und: „Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben."

Als eine Ergänzung dazu kann das im gleichen Verlag erschienene Buch gelten: **„Deutsche Dichtung".** Eine Auslese für den Schul- und Unterrichtsgebrauch von A. Gänger. Mit 18 Bildnissen und 6 Handschriften. (Preis in Originaleinband 3 Mark.) Die Sammlung, die aus dem Besten geschöpft hat, ist nach der literaturgeschichtlichen Zeitfolge geordnet und reicht von Walter von der Vogelweide bis in die Gegenwart.

„Madame Mère" (Lätitia Bonaparte). Von Carry Brachvogel. Mit 5 Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing, 1909. (Preis eleg. geb. 3 Mark.) Als 13. Band der von Hanns v. Zobeltitz u. a. herausgegebenen Serie „Frauenleben" erscheint das Charakterbild der Mutter Napoleons. Es ist eine Menge interessanten Materials in dem Buch verarbeitet.

„Das Dorf." Handbuch zur künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung. Von Robert Mielke.

Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1909. (Preis brosch. 5,40 Mark, in mehrfarbigem Geschenkband 6 Mark). Das Buch will die künstlerische Gestaltung des Dorfes systematisch darstellen, und zwar auf Grund jahrzehntelanger Studien und Vorarbeiten. Es zerfällt in 3 große Abschnitte. Ein allgemeiner Teil behandelt die Landschaft als Grundlage der Siedlung, die Baustoffe und Bauformen, die Wirtschaftsformen in ihren Beziehungen zur Siedelung und schließlich das Dorf in seinen geschichtlichen Formen. Teil 2 und 3 machen uns sodann mit den verschiedenen Arten der Dorfgestaltung, seinen Bauten und Denkmälern an Hand einer Fülle von Beispielen und Abbildungen vertraut. Wenn das Buch sich auch in erster Linie an den Architekten wendet, so ist es doch auch für den Laien von großem Interesse.

„Die Bibel ausgewählt." Insel-Verlag Leipzig 1909. Der in hübscher Ausstattung gebotenen von Alfred und Paul Georg Grotjahn getroffenen Auswahl ist der Text einer Bibel der Cansteinschen Anstalt aus dem Jahre 1775 zugrunde gelegt.

Kleine Mitteilungen.

Der Allgemeine deutsche Frauenverein hat das in Darmstadt beschlossene Flugblatt:

Warum ist die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen wünschenswert?

jetzt herausgegeben. Es werden darin 1. Das praktische Bedürfnis, 2. Die Einwände und Bedenken und 3. Die Vorzüge des gemeinsamen Unterrichts in kurzen, schlagenden Ausführungen erörtert, so daß sich das Blatt vorzüglich zur Agitation eignet. Im ganzen hat der Allgemeine deutsche Frauenverein jetzt die nachstehenden Flugblätter herausgegeben:

1. Weshalb brauchen wir in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege Frauen?
2. Frauen in der kommunalen Schulverwaltung.
3. Frauen als Vormünder.
4. Ziele und Aufgaben der Frauenbewegung.

Frauen-Erwerbs- und Ausbildungs-Verein,
BREMEN, Pelzerstrasse 9.

Handelsschule. Jahreskursus in einfacher Buchführung und allen dazu gehörigen Fächern. — Halbjahreskurse in doppelter Buchführung.
Nähschule. Handnähen, Maschinennähen, Schneidern, Wäscheanfertigung nach Mass.
Wirtschaftsschule. Kochkurse, vierteljährlich und halbjährlich. Wasch- und Plättkurse, Servierkurse. — Seminarkursus für Hauswirtschaftslehrerinnen: Anfang April, Dauer 2 Jahre . . . . . 500 M.
Frauenschule, zweijähriger Kursus.

Frauenbildungs-Verein. — Fortbildungsschule.

Gewerbeschule für Schneidern, Kunst-, Maschinen- u. Namensticken, Putz, Hand- und Maschinennähen, Wäschezuschnitt, Plätten, Frisieren. — Seminare für Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen. — Handelsschule. Ausbildung zur Korrespondentin, Buchhalterin, Kontoristin, Kassiererin usw. 3monatlicher Kursus für Stenographie u. Schreibmaschine. Alle Schulfächer, Maschinennähen, Plätten, Handarbeiten, viertelj. 5 Mk., Englisch, Französisch, Literatur, viertelj. je 5 Mk. — Haushaltungsschule. Preis f. Pension u. Unterricht 580 Mk. Tagesschülerinnen 360 Mk. Dauer 1 Jahr. — Ausbildung zur Stütze. Dauer 1 Jahr. — Kindergärtnerinnen-Seminar. Dauer 1 Jahr. — Kinderpflegerinnen-Schule. Dauer ½ Jahr. — Kammerjungfern-Kursus. Dauer 1 Jahr. Preis viertelj. 20 Mk. — Hausmädchen-Ausbildung. Preis viertelj. 10 Mk. — Prospekte und Auskunft im Meldezimmer, Breslau, Katharinenstr. 18. — Beginn sämtlicher Kurse Anfang April.

Handelsschulabteilung des Frauen-Gewerbevereins zu Leipzig,
Königstraße 26 I.
Vollständige und gründliche Ausbildung für die höheren und einfachen Stellen im Handelsfach.
Die höheren Handelskurse setzen das Reifezeugnis einer höh. Mädchenschule voraus, die einfachen das einer Volksschule. Beginn des Schuljahres Ostern. — Ausführl. Prospekte.

Königliche Kunstschule für Textilindustrie
zu PLAUEN.
Abteilung für weibliche Handarbeiten.
Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der weiblichen Handarbeiten. Beginn der Kurse am 1. März und 1. Oktober. Dauer 1½ bis 2 Jahr. Vorbereitung zur staatlichen Prüfung von Handarbeitslehrerinnen. Schulgeld für Reichsdeutsche 60 M., für Ausländer 300 M. jährlich. Weitere Auskunft durch Prospekte. Die Direktion: **Prof. Forkel.**

Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin.
W. Kurfürstenstr. 160.
I. Tages- und Abendkurse. Fortbildungsklassen für Schülerinnen der höheren Töchterschule, Mittelschule, Volksschule.
II. Hauswirtschaftliche, kaufmännische, gewerbliche Berufsausbildung. Geschlossene Fachkurse f. Schneiderei, Wäscheanfertigung, Putzmachen.
III. Seminar.
a) Ausbildung von Gewerbeschullehrerinnen. Staatliche Prüfung.
b) Ausbildung von Handelslehrerinnen.
Sprechstd. tägl. 11—12. Der Vorstand.

Gewerbe- u. Fortbildungsschule f. Mädchen
Vaterländischer Frauenverein Straßburg.
Unterricht in: Handnähen, Maschinennähen, Wäscheschneiden, Kleidermachen, Bügeln, Putz, Zeichnen, Kunststickerei.
Vorbereitungs-Kurse zum Handarbeits-Examen.
Zweigabteilung: Kinderspielgasse 4 und Regenbogengasse 12.
Unterrichtsstunden: 9—12 und 2—6 Uhr. Schulgeld 5 M. monatlich.
Prospekte und Anmeldungen Schiffleutgasse 21 bei der Vorsteherin: Frl. L. Otto.

Realgymnasiale u. gymnasiale Kurse
für **Mädchen** und
Studienanstalt i. E. in **Bonn**
Ostern 1910.
Aufnahme: a) in **U. III** der **6jährigen Studienanstalt** nach erfolgreichem Besuch der IV. Klasse einer höheren Mädchenschule; b) in **U. II** der **4jährigen Kurse** nach vollendetem 15. Lebensjahr und erfolgreichem Besuch einer höheren Mädchenschule. **Auswärtigen Schülerinnen** wird gute **Pension** nachgewiesen. Anfragen und Anmeldungen an
Prof. Dr. Weegmann oder Fräulein Gottschalk. **Bonn (Rh.)**

5. Das Gemeindewahlrecht der Frau.
6. Die Frauen und die Krankenkassenwahlen.
7. Weshalb müssen die Frauen die Gleichberechtigung für die Arbeitskammern erkämpfen?
8. Warum ist die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen wünschenswert?

Zu beziehen in Partien von insgesamt fünfhundert Stück gegen Einsendung von 8 Mark durch die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schäfer, Leipzig, Salomonstraße 8.

Preisausschreiben für neue Erfindungen. Die Firma J. Bett & Co., Berlin SW. 48, hat für neue, praktische und rentable Erfindungen Barpreise in Gesamthöhe von M. 1000,— ausgeschrieben. Die Beteiligung an diesem Wettbewerb ist jedermann gestattet und die Bedingungen sind von genannter Firma kostenlos zu beziehen.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Arendt, Schwester Henriette. „Dornenpfade der Barmherzigkeit." Aus Schwester Gerdas Tagebuch. Mit einer Einführung von Schwester

PENSION SIMLA.

Erstklassiges Familienpensionat

der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**

35, Johann-Georgen-Allee,

dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.

Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Höhere Handelsschule für Mädchen

(Cölner Verein weiblicher Angestellter),

Cöln am Rhein.

Aufnahmebedingungen: Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Töchterschule und eine Aufnahmeprüfung.

Ziel der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen sowie zu wirtschaftlicher und sozialer Selbständigkeit.

Lehrgang zweijährig: Unterricht in **sämtlichen kaufmännischen Fächern** einschl. Handelsbetriebslehre u. Wirtschaftsgeographie, in Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde, in **Sprachen,** deutscher, franz., engl. Stenographie, Maschinenschreiben usw. — Ausw. Damen wird passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor Oberbach, Klapperhof 28.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Haushaltungs- und Gartenbauschule Schloss Wasserburg a. Bodensee

bei Lindau (Bayern)

eröffnet 1908 mit Genehmigung der K. Regierung v. Schwaben und Neuburg.

Lore Leonhard. **Alice v. Wattachich.**

Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnenseminar des Frauenbildungsvereins. Frankfurt a. M.

Ziele:

1. Lehrerin am Seminar.
2. Leiterin eines Kindergartens oder Hortes.
3. Familienkindergärtnerin.
4. Kinderpflegerin.
5. Einführung in die Fröbelschen Ideen und Beschäftigungen für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Ella Schwarz.** Sprechstunden: Montag, Donnerstag und Samstag von 11—12 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessionierte Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M.

Ausbildung auf allen Gebieten der Hauswirtschaft für das eigne Haus und als Hausbeamtin. — Die Errichtung eines Seminars für hauswirtschaftliche Lehrerinnen ist für die nächste Zeit in Aussicht genommen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Sophie Hoppe.** Sprechstunden: Mittwoch von 10—12 Uhr, Samstag von 11—1 Uhr. Unterweg 4.

Agnes Karll, der Vorsitzenden der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands. 1.—5. Tausend. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Bauer, H. „Manneswürde und Mädchenehre." 4. durchgesehene Auflage. Göttingen 1908. Vandenhoeck u. Ruprecht. Preis 0,50 Mark.

Berliner Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes. „Frauenschulen." Referate über von Frauen gegründete, in der Praxis bewährte Fortbildungsanstalten für Frauen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1909.

Berninger, Johannes. „Elternhaus, Schule, Lehr- und Werkstätte." Vorschläge und Anleitung zur gemeinsamen Erziehung und Pflege der Jugend durch Eltern, Lehrer und Meister, unter Berücksichtigung der Schul- und Volkshygiene. Otto Nemnich, Verlag, Leipzig. Preis geh. 1,80 Mark, eleg. geb. in ganz Leinen 2,50 Mark.

Beust, Theo B. Freiherr von. „Die Fortpflanzung des Lebens." (Grundlage zur Belehrung der Schuljugend, biologische Unterlagen für den naturwissenschaftlichen Unterricht nachbildender Vortrag, gehalten von dem Lehrerverein in Dresden 1908. Mit 70 Originalabbildungen. Verlag von Hoffen u. Pahl, Dresden 1908. Preis 80 Pfg.

Beth, P. Dr. Karl, Professor in Wien. „Mensch, Welt und Gott." Zwei religions- und entwicklungsgeschichtliche Vorträge. Verlag von Erwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. Preis 1,50 Mark.

Bleibtreu, Georg. „Für die Hochzeit". Ein praktischer Ratgeber für Brautleute, Eltern und Hochzeitsgäste. Neue Ausgabe. Verlag von Breer u. Thiemann, Hamm (Westf.)

Bödel, C. „Die deutsche Volkssage." Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis geh. 1 Mark.

Française diplomée demande en Allemagne place d'institutrice dans pension ou famille.

Adresse **M. Lynch,**
23 rue Emile Fourcaud,
Bordeaux Gironde.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Gesucht an höhere Privatmädchenschule in größerer Stadt Mitteldeutschlands evangelische Oberlehrerin für neuere Sprachen oder Mathematik und Naturwissenschaften. Gehalt und nähere Bedingungen nach Übereinkunft.

2. Zu Ostern dieses Jahres wird an eine städtische höhere Mädchenschule in Westfalen eine Oberlehrerin für Französisch und ein anderes Fach gesucht. Gehalt und weitere Bedingungen nach Übereinkunft.

3. Zu Ostern oder zum 1. Juli dieses Jahres wird für eine angesehene höhere Privat[illegible] Großstadt Westfalens [illegible] Lehrerin gesucht, die [illegible] leiterin eintreten kann. [illegible] und Erdkunde werden bevor[illegible] Anfangsgehalt 2400 Mark steigend nach Übereinkunft. Eintritt in Pensionskasse

---

Kurse für Lehrerinnen zur Vorbereitung und Ergänzung des Universitäts-Studiums.

Latein, Griechisch, Mathematik, Naturwissenschaften.

Beginn Ostern.

Näheres durch die Direktorin der Gymnasialkurse. Frl. M. Strinz. **BERLIN, Dessauerstrasse 24.**

Frauenbildungsverein Cassel.

Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen.

Ausbildung in allen gewerblichen Fächern und für den kaufmännischen Beruf.

Seminare zur Ausbildung für Turn-, Handarbeits-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen. :: :: ::

Heim zur Aufnahme auswärtiger Schülerinnen.

Wirtschaftliche Frauenschule.

Auguste Förster-Stiftung, Oberzwehren.

Ausbildung in Hauswirtschaft, Gartenbau-, Kleintierzucht.

Auskunft und Prospekte durch den Vorstand.

Obst- u. Gartenbauschule HOLTENAU bei Kiel,

a. d. Mündg. d. Kais.-Wilh.-Kanals.

Institut für Frauen und junge Mädchen gebildeter Stände.

Gegründet 1900.

Über gründliche, praktische und theoretische Fachausbildung für eigenen Garten und Beruf legen die Leistungen bereits ausgebildeter Damen Zeugnis ab. — Beginn neuer Kurse, 1- oder 2jähr., Anfang April und Anfang Oktober jedes Jahres. — Näheres durch Prospekte. — Vorzügliche Referenzen.

Die Leiterin: Frl. **Marta Back.**

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**

Abteilung V der **Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.**

Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen- und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Damen-Pensionat.

Internationales Heim,

BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,
dicht am Anhalter Bahnhof.

Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Das **Durchschwitzen der Kleider** verhindern **unsere geruchbeseitigenden Hanoga-Achselblätter** vollständig.

Preis per 1 Paar M. 1,—
10 Paar M. 7,50

Distr. Versand franko per Nachnahme oder gegen Voreinsendung des Betrages.

Leipziger Hanogenwerke,
Möckern-Leipzig.

Bettnässen.

Befreiung **garantiert sofort,** Ärztl. empfohlen, glänzende Dankschreiben. Alter und Geschlecht angeben. Broschüre gratis.

Hyg. Institut, Gauting 115,
bei München.

Bühnenwerke

übernimmt zur Prüfung und Bearbeitung erfolgreicher Bühnenschriftsteller. Mäss. Honorar, event. Gewinnanteil. Anfr. erb. unt. **K. M. 6** a. d. Exp. d. Bl., Berlin S. 14.

1000 Mk.

bar Preise (500, 300, 200 M.)

für neue praktische und gewinnbringende

Erfindungen

Preisbedingungen gratis und franko

J. Bette & Co Berlin XXVII

Digitized by Google

4. Nach Oberschlesien werden an eine höhere Privat-Mädchenschule und Lehrerinnen-Seminar zu Ostern 2 Oberlehrerinnen gesucht. Katholische Bewerberinnen bevorzugt. Als Fächer können deutsch und englisch und deutsch und ein anderes Fach in Betracht kommen. Gehalt nach Übereinkunft. Einkauf in Pensionskasse.

5. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in Oberschlesien wird zum 1. April eine Oberlehrerin für Geographie, deutsch und eine Fremdsprache gesucht, eventuell könnte auch eine geprüfte Schulvorsteherin in Betracht kommen. Gehalt bei 26 Stunden wöchentlich 3000 Mark. Meldungen baldigst erbeten.

6. In eine adlige Familie in Pommern wird zum 1. April eine erfahrene für höhere Schulen geprüfte musikalische evangel. (strenggläubig) Erzieherin für 2 Mädchen von 15 und 11 Jahren gesucht. Im Ausland verlebte französische und englische Sprachkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Gesucht zum 1. April an eine höhere Privat-Mädchenschule in Pommern eine erfahrene für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin, die auch befähigt ist den Turn- und Handarbeits-Unterricht zu erteilen. Anfangsgehalt 1000 Mark, vom zweiten Jahre an Einkauf in Pensionskasse.

8. An ein Töchterpensionat im Taunus wird zum 1. April eine erfahrene für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin gesucht. Bevorzugt werden Damen, die besonders für den Unterricht von schwach befähigten Kindern geeignet sind. Gehalt und nähere Bedingungen nach Übereinkunft.

9. An ein Töchterpensionat verbunden mit Haushaltungsschule in Pommern wird zum 1. April eine im Unterricht erfahrene für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin gesucht. Gehalt bei freier Station und Wäsche 600 Mk.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

PENSION
Schmidt - Fischer
Potsdamer Strasse 27 b, I. u. II.
nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten.
Gut möblierte Zimmer
mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.
Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.
Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache
(mit Beihilfe der preussischen Regierung)
veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.
Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Mütter!
gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft-** und **Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.
Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton"** für mein 1½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton"** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."
In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2,— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot
Paul Wachholz, Charlottenburg 66,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Caricin (vorzüglicher Califigersatz).
Angenehmer Geschmack, auch von Kindern gern genommen. Billig, à Fl. M. 1,—.
Für die vorzügliche Wirkung garantieren die alleinigen Fabrikanten.
Kalksaft „Orgas".
Bester Ersatz für Lebertran und Lebertranpräparate.
Vorzüglicher Erfolg b. **Rachitis** usw. Angenehmer Fruchtgeschmack. à Fl. M. 2,—.
Eisenchocolade „Orgas"
bei **Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit.** Billig im Gebrauch.
Karton = 56 Portionen M. 2,—.
BANANIN.
Kraftnahrung ersten Ranges. Bei **Schwächezuständen** jeder Art. **Nervosität** usw.
Büchse à 500.0 = M. 2.25. — Büchse à 300.0 = M. 1.50.
Literatur und Proben durch die alleinigen Fabrikanten
EBERT & MEINCKE, BREMEN 15.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
- a) für die Familie,
- b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag in Karlsruhe i. B.

Ein wertvolles Buch für jede Mutter:

Erziehung im Hause von Charlotte M. Mason

„Das Buch vertritt eine klar durchdachte, pädagogische Gesamtanschauung. Es will den Frauen, die den Beruf ausüben, zu dem man sich heute überall noch am wenigsten vorbereitet, es will den Müttern zu einer besseren Erfüllung ihrer Pflichten dienen. — Theoretische Erkenntnisse sind in praktische Anweisungen und Winke umgesetzt, so dass das Buch weiten Kreisen von Müttern nützlich sein kann."
National-Zeitung, Beilage „Das Reich der Frau".

„Es bringt eine Fülle von Beobachtungen auf psychologischer und physiologischer Grundlage in mehr aphoristischer Form und weist mit ernster Mahnung hin auf die Bedeutung des mütterlichen Berufs und den Wert der Kinderpersönlichkeit."
Schwäbischer Merkur.

Band I: **Die Erziehung von Kindern unter 9 Jahren.** Preis geb. M. 3.50
Band II: **Eltern und Kinder.** Preis geb. M. 3.50
Band III: **Erziehung während der Schulzeit.** Preis geb. M. 3.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner,** Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell,** Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50 M.,** broschiert **5.50 M.**

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35. **W. Moeser Buchhandlung.**

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Summer Term in Norham Hall
begins April 13th, ends June 22nd 1910.

An Examination on the result of which Certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to Mrs. BURCH. Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hildas Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.
Subject "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

L. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

März 1910

STUDY DEPARTMENT
DEC 17 1980

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

	Seite
Frauenglossen zur preussischen Wahlrechtsreform. Von Helene Lange	321
Heyse's Frauengestalten. Von Victor Klemperer	325
Kindersegen - Kindernot. Von Dr. E. Munzinger	331
Die Astronomin Lepaute. Von Dr. Franz Moewes	335
Neue Frauenlyrik. Von Dr. phil. Helene Herrmann	337
Meta. Erzählung von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). Fortsetzung	341
Ein Feind der Frauenbewegung. Von Dr. Bertha Badt	356
Björnstjerne Björnson und seine Stellung zur skandinavischen Frauenbewegung. Von Anna Brunnemann	359
Erwerbstätigkeit. — Zur Frauenbewegung. Versammlungen u. Vereine. - Bücherschau. — Anzeigen	366 384

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Summer Term in Norham Hall
begins April 13th, ends June 22nd 1910.

An Examination on the result of which Certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to **Mrs. BURCH.** Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hildas Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily,
Subject "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: *Die Frauen und das politische Leben.* Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: *Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur.* Pr. 50 Pf.

Neuordnung *des höheren Mädchenschulwesens in Preussen.* Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. ***W. Moeser Buchhandlung.***

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

HQ1103 17:6 F7

März 1910

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES DEC 17 1980

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

	Seite
Frauenglossen zur preussischen Wahlrechtsreform. Von Helene Lange	321
Heyse's Frauengestalten. Von Victor Klemperer	325
Kindersegen - Kindernot. Von Dr. E. Munzinger	331
Die Astronomin Lepaute. Von Dr. Franz Moewes	335
Neue Frauenlyrik. Von Dr. phil. Helene Herrmann	337
Meta. Erzählung von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). Fortsetzung	341
Ein Feind der Frauenbewegung. Von Dr. Bertha Badt	356
Björnstjerne Björnson und seine Stellung zur skandinavischen Frauenbewegung. Von Anna Brunnemann	359
Erwerbstätigkeit. — Zur Frauenbewegung. — Versammlungen u. Vereine. — Bücherschau. — Anzeigen	366 384

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Soeben ist die **zweite vermehrte** und **verbesserte Auflage** erschienen von:

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

Preis 3,50 Mark.

Das Werk ist das **genaueste** und auf **wissenschaftlicher** Grundlage beruhende **Auskunftsbuch über die Erwerbsmöglichkeiten** für Frauen, sowie über deren Aussichten in den Berufen.

Alle Verordnungen und Verfügungen, die **neuesten Errungenschaften** auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbstätigkeit sind berücksichtigt. Es ist ferner das **einzige Werk,** welches eine **genaue Zusammenstellung der öffentlichen und gemeinnützigen Ausbildungsanstalten** enthält unter Angabe der Dauer des Bildungsganges sowie der Preise für Schulgeld bezw. Pension.

Berlin S. 14
Stallschreiber-Straße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

Digitized by Google

17. Jahrg. Heft 6 März 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Frauenglossen zur preussischen Wahlreform.

Von

Helene Lange.

Eine Aufforderung, im Zusammenhang mit der preußischen Wahlreform Demonstrationen für das Frauenstimmrecht zu machen, sollen diese Glossen nicht enthalten. Es ist manches, was einem die Lust dazu nimmt. Nicht gerade die zweifellose Aussichtslosigkeit einer solchen Forderung in diesem Augenblick — die dürfte die Frauen nicht hindern, trotzdem für ihre Rechte einzutreten —, sondern der Gedanke, daß man auf dem Boden dieser Wahlrechtsvorlage ein Frauenstimmrecht, das ihre reaktionäre Kraft nur verstärken könnte, auch nicht einmal wollen und wünschen möchte.

Aber so wenig verlockend es ist, in der gegenwärtigen Situation vom Frauenstimmrecht zu sprechen — man kann nun einmal den Apparat seiner weiblichen Gedankengänge bei der Lektüre des Entwurfs und der Rede des Ministerpräsidenten nicht abstellen. Und so entstehen doch am Ende „Frauenglossen", weniger zum Entwurf als zur Begründung, — und weniger politischer als allgemeiner Natur. Das hängt wohl damit zusammen, daß auch die Rede des Ministerpräsidenten mehr einen platonischen als einen realpolitischen Charakter trug.

Der Herr Ministerpräsident hat den Akzent seiner Rede auf den Beweis gelegt, daß man ein demokratisches Wahlrecht nicht brauche, um gute oder doch wenigstens erträgliche Zustände zu haben, wie man einem Kinde gegenüber, dem man etwas Gewünschtes vorenthalten möchte, wohl das Mittel ergreift, ihm den Gegenstand seines Wunsches zu verleiden und zu verkleinern. Der Ministerpräsident hat mit einer gewissen Geschicklichkeit den Standpunkt der philosophischen Betrachtung durchgeführt, die sich sagt: Du lieber Himmel, wir sind alle abhängig —

Digitized by Google

wie kann man die politische Freiheit so überschätzen — wie kann man so dogmatisch sein, wenn doch der Augenschein zeigt, daß es auch so geht. — Betrachten wir die Sache doch lieber historisch, und wenn wir alles verstehen, werden wir alles verzeihen und gelassen tragen. Die politische Freiheit ist ein relativer Wert, das sieht doch jeder gebildete Mensch heute ein — es kommt alles darauf an, wie sie *wirkt*. Politische *Kultur* ist die Hauptsache. Das staatliche Verantwortungsgefühl im Volk ist das wesentliche Erfordernis, und dieses hängt nicht zusammen mit dem Parlamentarismus, sondern es entsteht durch „Erziehung." Die Regierung wird schon dafür sorgen, „daß das zu Erhaltende nicht zu schädlichen Formen auswächst." Das ist ja ihre Pflicht. Und sie wird damit fertig werden auch ohne demokratische Kontrolle.

Der innere Zusammenhang dieser Gedankenreihe ist nicht *allein* die diplomatische Absicht, in dem relativ unverfänglicheren Gebiet geschichtsphilosophischer Erörterung zu bleiben, statt auf die prekäre Verteidigung der politischen Einzelheiten der Vorlage einzugehen. Es kommt darüber hinaus zweifellos eine *Weltanschauung* in dieser Betrachtung zum Vorschein. Nicht eine Weltanschauung von bestimmter philosophischer Prägung, sondern ganz einfach die natürliche Weltanschauung der beati possidentes, die den Stachel jenes Mangels nicht fühlen, den sie als solchen nicht anerkennen wollen.

Und hier hat sich mir eine Verbindung mit den so oft durchlebten Frauenerfahrungen, den so oft durchdachten weiblichen Gedankenreihen unwillkürlich hergestellt. Denn wir kennen ja doch diese Form der Argumentation, kennen bis auf den letzten Nebensatz dieser langen Rede diese Pädagogik der Beschwichtigung. Es geht ja doch den Frauen sehr gut. Ihre Angelegenheiten sind in den besten Händen. Wozu wollen sie mehr Freiheit? Nur aus einem fanatischen Doktrinarismus heraus, der ihnen ein Gut als erstrebenswert vortäuscht, das gar keines ist, bei Licht besehen. Wir sind alle abhängig. Jeder hat in der Gesellschaft den Dienst zu leisten, zu dem ihn Natur und Geschichte bestimmten; für die Frau heißt er Familie und Mutterschaft. Ihr Hinausstreben über diese Sphäre ist ein Mangel an Verantwortungsgefühl, ein einseitiger Individualismus, der zerstörend wirken muß, wenn man ihn wachsen läßt. Bessere Erziehung? — Ja. Aber zu dem Ziel, das *wir* bestimmen, nicht zu dem verhängnisvollen selbsterwählten.

Wir haben diese Gedankengänge hundertmal gehört.[1]) Auch aus dem Munde solcher Männer, die sie im politischen Leben gleich als das erkennen, was sie sind: die Betrachtung der gesellschaftlichen Zustände vom Standpunkt derer, zu deren

[1]) Noch ganz kürzlich brachte die „Tägliche Rundschau" in einem Aufsatz „Wie gewinnen wir Stellung zu den Aufgaben des öffentlichen Lebens?" einen Gedankengang zur Frauenbewegung, der ganz von diesem Geist der Beschwichtigung getragen war und eine charakteristische Analogie zu dieser Ministerrede bildet: „Die Forderung des Frauenstimmrechtes", so heißt es dort, „kommt auch nicht von innen heraus, sondern wird von außen hereingetragen. Aber sie mag für viele Frauen etwas Verlockendes haben, namentlich wenn sie mit den berechtigten Forderungen verquickt wird, wenn große Dichter sie in ihren Gestalten vertreten, wenn es gelingt, die Leidenschaften für sie wachzurufen. Wir brauchen einen überragenden Geist, der in der Frauenfrage Berechtigtes vom Unberechtigten sondert. Auf eines aber dürfen wir noch hinweisen: Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, daß die Friedensarbeit für das Vaterland sich in der Parteipolitik mit der Krone der Stimmabgabe erschöpft. Es gibt noch Höheres, und hieran kann auch die Frau sich in vollem Umfang betätigen."

Bestem sie da sind, und denen deshalb alle Hemmungen, die sie für andre enthalten, so unwirklich und unwesentlich erscheinen.

Es ist ein anziehendes Spiel der geschichtlichen Ironie, daß in dieser Zeit der politischen Jahrhundertfeiern, der Erinnerung an Preußens „große Zeit" die preußische Regierung dies Bekenntnis ihres politischen Geistes ablegt. Man könnte auf jeden Abschnitt der Rede des Herrn Ministerpräsidenten mit einem der Sätze antworten, die damals jene großzügige Politik des Vertrauens in die selbständige Kraft des Volkes begründeten. Wie sehr trotz alles historischen Sinnes und aller Berufung auf Preußens Vergangenheit der Geist jener Zeit die Regierung verlassen hat, das zeigte jedes Wort dieser Rede: die Geringschätzung, mit der von der „nackten Zahl" gesprochen wurde, die nicht der Gradmesser für die politischen Rechte einer Nation sein dürfe; die Behauptung, je demokratischer das Wahlrecht, um so schlechter die politische Erziehung, — die niedrige Bewertung der politischen Freiheit — die ganze opportunistische, prinzipienlose Auffassung des Staatsbürgertums, nach dem Gesichtspunkt: es geht ihm ja ganz gut, darum muß er zufrieden sein. Der Ministerpräsident hat von der aus vormärzlicher Zeit stammenden Farce des reaktionären Preußens gesprochen. Die Prinzipien, zu denen er sich bekannt hat, sind älter als vormärzlich. Es sind die Prinzipien des „väterlichen Regiments", dem schon Kant das „patriotische Regiment" als das Ideal gegenüberstellte.

Aber es ist sicher, daß die Lehren jener Zeit nicht nur von der Regierung vergessen sind. Der Freiheitsbegriff ist auch bei seinen berufenen Trägern im Volke selbst ein wenig erstarrt. Er hat Halt gemacht vor den Frauen, und darin hat der Liberalismus einen Mangel sowohl an prinzipieller Sicherheit wie an Überzeugungstreue und geschichtlichem Verständnis gezeigt. Er hat sich den Frauen gegenüber prächtig in den Gedankengang des „väterlichen Regiments" gefunden und implicite und explicite wer weiß wie oft die Rede des Herrn von Bethmann-Hollweg gehalten, ohne zu merken, wie unliberal sie war. Ein Prinzip aber, das vor neuen Notwendigkeiten Halt macht, hat sich als lebendiger geschichtlicher Kraft schon ein wenig gutes Zeugnis ausgestellt.

Der Verlauf des Wahlrechtskampfes in Preußen macht uns einmal wieder deutlich, wie eng die Aussichten der Frauenbewegung mit der Entwicklung des politischen Lebens verknüpft sind. Der Geist der preußischen Regierung ist eben doch der gleiche, ob er Wahl-„Reformen" oder Mädchenschul-„Reformen" macht, ob er politische Rechte oder Bildungsmöglichkeiten verschließt. Und darin beruht die Solidarität aller, die diesem Geiste Freiheit und Entwicklungsmöglichkeiten abzuringen haben. Darin beruht das Interesse der Frauen an jedem demokratischen Fortschritt, jeder freiheitlichen politischen Bewegung. Aber auch umgekehrt das Interesse aller fortschrittlichen politischen Parteien an der Entwicklung der geistigen, sozialen und politischen Freiheit der Frauen. Und eben daran hat es — siehe den § 8 im Fusionsprogramm des Liberalismus — bislang noch sehr gefehlt.

Heyses Frauengestalten.

(Zu seinem 80. Geburtstag, dem 15. März 1910.)

Von

Victor Klemperer.

Nachdruck verboten.

Wie man auch immer den Menschen und Dichter Paul Heyse betrachte, so gelangt man regelmäßig dazu, ein Sonntagskind in ihm zu sehen. „Märchenhaft" hat er selber die Fügung genannt, die ihn in jüngsten Jahren an den bayerischen Königshof führte und zur ausschließlichen Hingabe an seine Kunst befähigte, märchenhaft ist eigentlich auch das einzig richtige Wort für alle Dinge dieses Lebens. Glücklich erscheint ihm selber seine „weströstliche" Blutmischung, glücklich verläuft seine reiche Kindheit, rascheste und völlige Erfüllung wird dem Kunst- und Liebessehnen des Jünglings zuteil, mächtig entfaltet sich das Schaffen des Mannes, den für die kurze Dauer seiner Vereinigung mit der ersten Geliebten eine zweite segensreiche Ehe entschädigt, frisch an Körper und Geist, unerschöpflich an Phantasie darf der Alte rüstig weiter schaffen. Und nicht einmal Neid erregt dies viele Glück, nein, es entwaffnet sogar den berufsmäßigen Nörgler. Denn schwebt es dem Kritiker bisweilen auf den Lippen, diesem sonnigsten Dichter zuzurufen: „Du gibst uns immer nur Süßigkeit und gehst an allem Bitteren vorüber!" – so empfindet er solchen Vorwurf, noch ehe er ihn ausgesprochen, als ungerecht, weil man von niemandem anderes als *sein* Erleben, *seine* Wahrheit fordern darf, und weil eben Heyse nur das Süße erlebt hat, weil nicht er am Bitteren, sondern das Bittere an ihm vorbeigegangen ist.

Aus solcher Märchenfülle des Glückes sei hier nur eines herausgehoben und sodann auf seine innerliche Berechtigung geprüft. Allem langdauernden Leben droht, fast unvermeidlich, die Gefahr des Überlebens. Geliebte, dem eigenen Ich engst verbundene Menschen und Zustände werden überdauert, und schließlich ist das Ich derart aller Wesen und Dinge beraubt, die einen Teil seiner selbst bildeten, daß es im Leeren schwebt, seine eigentliche irdische Welt verloren hat und somit bei lebendigem Leibe schon tot ist. Stärker als jeder andere ist der schaffende Künstler dieser Gefahr des Überlebens ausgesetzt, denn ihn trifft sie doppelt. Einmal nimmt er die Dinge der Umwelt in weitaus höherem Maße in sich auf als der unkünstlerische Mensch; sind sie doch der Stoff, aus denen er schaffen muß. Da nun aber naturgemäß die Jahre der Kraft zugleich auch die der größten Aufnahmefähigkeit sind, so mag es leicht vorkommen, daß die Seele des alten Dichters ganz erfüllt ist von einer Welt, die schon nicht mehr besteht. Und indem er nun aus diesem innerlich aufgespeicherten Vorrat seine Werke schafft, formt er natürlich Dinge, die dem Heute nicht mehr entsprechen, die der gegenwärtigen Welt fremd sind. Der übliche Ausdruck für solches Weltfremdsein heißt „unmodern". Worin das Publikum nicht den Hauch und die Bewegung seines eigenen Lebens findet, davon wendet es sich als von einer kalten, fernen Sache mit begreiflicher Grau-

samkeit ab, das nennt es „unmodern“. Vielleicht konnte sich der alte Dichter über die innerliche Vereinsamung eine Zeitlang hinwegtäuschen; sobald ihm der Ruhm den Rücken kehrt, gewahrt er das eigene Überleben bestimmt. Bei einem minder begabten Autor tritt dieser verhängnisvolle Zeitpunkt sicherlich ziemlich bald ein. Denn da sich die Tätigkeit des geringeren Dichters im wesentlichen auf die bloße Wiedergabe des Erschauten und Aufgespeicherten beschränkt, ohne sonderliche Zutat an eigenen Gedanken und Empfindungen, so muß er natürlich im gleichen Augenblick unmodern werden, da die Zeit seiner Sammeljahre abgelaufen ist. Aber auch ein großer Dichter, der zu dem angesammelten Zeitstoff vielerlei Eigengefundenes hinzugefügt hat, kann sich dennoch rasch überleben. Es braucht auf seine Generation nur ein raschlebiges, eifrig strebendes Geschlecht zu folgen, das sich dem Üblichen der abgelaufenen Epoche schnell und völlig entfremdet, das daraus Hervorragende und Neue aber eilig und gründlich in sich aufnimmt und zur Basis eigener Bauten macht. Dann wird ihm der bedeutende Dichter der vorangehenden Periode in seinem Zeitstoff veraltet, in seinen neuen Ideen trivial, und also im ganzen gerade so unmodern erscheinen wie der geringere Schriftsteller der gleichen Epoche. In der eben skizzierten Lage nun befanden sich alle deutschen Dichter, die in den sechziger und siebziger Jahren ihr Bestes leisteten. Mit erstaunlicher Raschheit und Gründlichkeit wurden sie von den Nachfolgenden, die nun für sich als ausschließlichen Besitz den Sammelnamen der „Moderne“ in Anspruch nahmen, derart beiseite geschoben oder gar zu Boden geworfen, daß an eine völlige Erholung von diesem Anprall nicht mehr zu denken war. Die Spielhagen, Wilbrandt, Lindau e tutti quanti waren „unmodern“ geworden.

Nur einer erholte sich gänzlich, ja, wie gleich gezeigt werden soll, wußte sein Ansehen schließlich noch zu mehren: das Glückskind Paul Heyse. Als der zwanzigjährige Bonner Student sein erstes Drama „Francesca von Rimini“ schrieb, galt die heiße Darstellung der Leidenschaft für höchst modern. Als der reife Mann in seinen „Kindern der Welt“ einen nach jetzigen Begriffen recht zahmen Waffengang für die Freiheit des Geistes wagte, konnte man am Jubel der Freunde, am Wüten der Gegner sehen, wie modern er war. Für ihn, heißt es noch 1888 bei Otto Kraus, „erstrecken sich die zehn Gebote nicht auf die Genies, auf Dichter, Künstler und Ausnahmeweiber, der Ehebruch ist ein Recht der Natur, und die Ehe ist ein unsittliches Verhältnis.“ Und Paul Lindau, damals — natürlich mutatis mutandis — Berlins Maximilian Harden, schreibt 1875 über die „Kinder der Welt“: „Wenn das nicht schön ist, dann leide ich an einer völligen Geschmacksverwirrung.... Der Künstler, der Dichter, der seine wild wiehernde und schäumende Phantasie durch die Rücksichtnahme auf maidliche Unverdorbenheit zügeln läßt, mag seinen Pegasus in den Stall sperren und sich als Omnibuskutscher verdingen.“ Danach tritt der Sturm der Moderne ein, und einen Augenblick hat es den Anschein, als möchte auch Heyse zu ihren Opfern zählen. Tatsächlich ist der Stoß, den er zu erdulden hat, keineswegs dem von ihm ausgeteilten Gegenstoße zu vergleichen. Die zum Fanatismus gesteigerte Leidenschaftlichkeit, mit der Heyse in seinem Roman „Merlin“, seinem Drama „Wahrheit?“ die neue Literaturrichtung bekämpft hat, sucht in den gegen Heyse selber gerichteten Angriffen vergebens ihresgleichen. Es liegt im Wesen des Sturmwinds, daß er nicht lange mit ungebrochener Kraft zu wüten vermag; der Ausgleich der Atmosphäre

setzt ihm ein Ziel. Ähnlich verhält es sich mit dem literarischen Extrem, ja, dieses stößt mit Sicherheit in einiger Zeit auf Gegenströmungen. So erging es auch dem Naturalismus. Hatte man das Charakteristische auf Kosten der Schönheit, das Naturwahre auf Kosten der Kunst betont, so trat nach einiger Zeit die Schönheit wieder in ihre Rechte, stellte sich neben und bald über das Charakteristische. Ein neuer Kultus des dem harten Wirklichen abgewandten Schönen begann. Hierin dürfte sich die Verknüpfung der neuesten Kunstrichtungen mit der alten Romantik finden. Von dieser Entwicklung der Dinge hatte Paul Heyse den größten persönlichen Nutzen. Das breite Publikum war seinem Liebling niemals derart untreu geworden wie manchem anderen der Heyseschen Zeitgenossen. Nun wandte sich ihm auch wieder die Gunst der fachmännischen Kritik zu. Richard M. Meyer, der sich in seiner deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts auf den modernsten Standpunkt stellt und etwas sehr viel Aufhebens von der kalten, engen Kunstübung eines Stephan George macht, eifert bereits gegen die „ungerechte Verkennung" Paul Heyses, indem er bezeichnenderweise zu wesentlichem Teil einen Romantiker sieht. So ist denn Paul Heyse auch in diesem Punkt ein rechtes Glückskind, daß er sich als Dichter, trotzdem er seit sechzig Jahren vor der Öffentlichkeit steht, durchaus nicht überlebt hat. Sicher wird man den Achtzigjährigen in diesen Tagen nicht nur als klassischen Meister der Novelle feiern, sondern wird auch hervorheben, daß er durch all die Zeit ein „moderner" Dichter geblieben ist.

Was nun bisher als ein Glücksgeschenk hingestellt und durch den Hinweis auf nur eine Zeitströmung zu erklären versucht wurde — ist es auch innerlich und ganz berechtigt? Ist Paul Heyse wirklich noch heute ein moderner Dichter? Noch einmal: modern ist, in wessen Werken der Hauch der Gegenwart weht. (Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nur ein Gegenwartsstoff sich modern gestalten lasse. Ich glaube — und habe das „Wie" in mancher Studie erörtert —, daß man einen sehr getreuen historischen Roman aus fernster Vergangenheit dichten und dennoch modern dichten kann.) Sollte die aufgeworfene Frage nun Punkt für Punkt erledigt werden, so müßte sich die Plauderei zum Buche dehnen. Es sei also nur ein wesentliches, vielleicht wohl das allerwesentlichste Moment herausgegriffen: die Stellung der Frau in Heyses Werken. Durch wenige Punkte mag sich ja die moderne von der älteren Dichtung so scharf unterscheiden wie durch die dargestellten Frauencharaktere. Und hier handelt es sich auch nicht bloß um „Richtungs"-Unterschiede, um die größere Betonung etwa des Schönen oder des Naturwahren. Vielmehr ist die Stellung der Frau in seinen Dichtungen ein tiefstes und sicherstes Kennzeichen, wie weit dieser und jener Schriftsteller modern oder unmodern oder vielleicht ein zwischen den Zeiten Stehender ist. Ich meine so: Einmal schildert die ältere Dichtung die Frau immer als nur empfindend. Da wird geliebt und gehaßt, aber nicht gedacht, reflektiert. Es wird wohl an den Plänen und Arbeiten des geliebten Mannes Anteil genommen, aber nur ein gefühlsmäßiger. Eine denkende, nun gar eine außerhalb des häuslichen Kreises handelnde Frau wird immer sogleich als Besonderheit hingestellt, immer, wenn auch nicht immer in tadelndem Sinn, als „unweiblich". Sodann ist die Frau in der älteren Dichtung immer durch die Sitte gebunden. Gewiß kommen, reichlich sogar, sündhafte Liebesleidenschaften vor. Aber ist denn wirklich frei, wer heimlich über eine unangezweifelte Schranke hinwegsteigt, wer um irgendeines größeren

Gewinnes willen ein sicheres Odium auf sich nimmt? Ich meine, die zeitlebens, bis zum geistigen Zusammenbruch, gefesselte Heldin in Gabriele Reuters Kampfroman „Aus guter Familie" ist freier als das Gretchen, das sich dem Doktor Faust hingibt. Denn das Gretchen bricht seine Fessel nur aus einem Naturtrieb heraus entzwei und bereut diese Sünde aufs tiefste; Agathe dagegen vernichtet die niemals abgestreifte Fessel von innen heraus durch ihren Verstand, ihre Kritik. Und hier fällt denn der eben angeführte zweite Punkt mit dem ersten zusammen. Die Bindung der Frau durch die Sitte muß mit dem Augenblick eine losere werden, wo zum Empfinden das Denken tritt, wo sie sich nicht mehr so sehr als Frau, denn als Mensch fühlt. Von einem bekannten Berliner Universitätslehrer, der wohlweislich den Frauen den Besuch seiner Kollegien untersagt (zum mindesten damals untersagte), hörte ich vor einigen Jahren diesen Ausspruch: „Frauen sind überhaupt nicht Menschen, sie sind Frauen." Das ist genau der Standpunkt älterer Dichtung. Das halbe Menschentum, das Denken, gilt als unweiblich. Indem die Moderne diese Hilfe hinzugewann, sonderte sie sich aufs entschiedenste von der älteren Dichtung ab. Selbstverständlich habe ich hier nur in seiner Wurzel dargestellt, was vielfach verzweigt in die Erscheinung treten sollte. Denn die einen benutzten die hinzugewonnene Domäne weiblichen Denkens dazu, die Eigenart von Mann und Frau zu verwischen, während andere zu nur um so entschiedenerer (eben bewußterer!) Betonung dieser Eigenart gelangten; die einen liefen nur Sturm gegen die überkommenen Liebesschranken, die andern drangen auf bisher männlichen Berufsgebieten vor; die einen stellten das Recht auf Liebe, die andern das Recht auf Mutterschaft in den Vordergrund. Aber das Einheitliche dieser ganzen Literatur (als einer Abspiegelung, vielleicht übrigens einer Übertreibung, vielleicht auch einer Anspornung des tatsächlichen Lebens) ist doch eben die weibliche Bewußtheit, das weibliche Denken, die Forderung einer menschlichen Gleichberechtigung der Frau. Will man die Stellung der Frau in der älteren und der neuen Dichtung auf eine Formel bringen, abschon eine Formel nie ganz fehlerfrei sein wird, so kann man wohl sagen: es stehen sich gebundene und freie, fühlende und denkende, Gattungs- und individuelle Geschöpfe gegenüber.

Ein so guter Maßstab nun die Stellung der Frau in den Werken eines Dichters für die zeitgeschichtliche Stellung dieses Dichters selber ist, ein ebenso guter Maßstab ist auch die Bedeutung ihrer Frauengestalten für die Bedeutung der gesamten Heyseschen Schöpfungen. Denn nichts steht hier so im Vordergrunde als eben die Frau; ein kürzester Blick auf Heyses Dramatik mag das vorerst beweisen. Nirgends nämlich hat er sich so um die Erweiterung seines Gebietes bemüht als in der Dramatik. Das ist begreiflich, denn hier mußte der sonst so leicht Schaffende, so leicht Sieggekrönte, mit seinen Stoffen und mit seinem Publikum ringen, und ringend eben wuchs er — wenn auch nicht bis zur Höhe der Vollendung. Ich greife nur einige seiner wertvollsten Stücke, in denen er mehr als Liebesgeschichte bieten wollte, heraus. In „Kolberg" gibt er vielfach mit gutem Gelingen ein historisch-patriotisches Drama. Trefflich ist die Not und Bravheit der Bürger gezeichnet, die in einer halboffenen Stadt dem unbesiegten Napoleon trotzen, trefflich ist Nettelbecks Gestalt, ist der brave Rektor Zipfel gelungen. Aber der Held des Dramas? Das soll ein junger Kaufmann sein, der in Paris den Kaiser allzusehr bewundern gelernt hat, und den die Zeitereignisse,

den eignes Erkennen nunmehr zum Patrioten schmieden. Doch was geschieht? Heinrich Marx liebt ein leidenschaftlich deutsch empfindendes Mädchen. Und Rose hat „dienstlich" mit dem Kommandanten Gneisenau zu tun, und Heinrich wird von Eifersucht gepackt und sucht Gneisenau zu erschießen. Worauf denn natürlich liebebeflügelte Reue und Sühne vorm Feind erfolgt. So wird aus dem Helden eine Heldin, aus dem patriotischen Stück eine Liebesgeschichte. Einen höheren Flug — ins Historisch-Philosophische — unternimmt Heyse in seiner „Göttin der Vernunft". Er sucht die Revolution in ihrem philosophischsten Moment zu erfassen, in dem Augenblick, da man den Umsturz auf die Spitze treibt, da man in den Gotteshäusern die reine Vernunft, die schöne Idee in Gestalt eines schönen Weibes anbetet. Und wieder, und wieder offenbar gegen seinen Willen, verengt sich ihm das Thema. Das Stück spielt sich zum größeren Teil im Salon und fast ganz im Herzen einer schönen Schauspielerin ab, die, verraten von ihrem adligen Geliebten, sich höchst buchstäblich in die Arme der Demokratie geworfen hat. Noch weiter hinauf klimmt der Dichter im „Alkibiades", dem meines Erachtens schönsten und edelsten Drama, das er gedichtet hat. Er hat hier seine eigensten Bekenntnisse niedergelegt, hat in bisweilen wunderbar ergreifenden lyrischen Versen seiner Liebe zu griechischer Schönheit und Kultur den bedeutendsten Ausdruck verliehen. Aber den poetischen Kern völlig überwuchernd, macht sich eine unseligste Weibergeschichte breit. Alkibiades, der mit persischer Hilfe seine Vaterstadt vom Joch der Spartaner befreien möchte, endet durch Meuchelmord, weil er um einer Griechin willen die aufdringliche Liebe einer barbarischen Fürstin zurückstößt. Endlich unternahm es der Dichter sogar, das ekstatisch religiöse Gebiet zu erobern. Höchst charakteristischer Weise suchte er in seiner „Maria von Magdala" die Größe des Nazareners an der Bekehrung einer Sünderin zu zeigen. Was ihm in diesem Versuch gelang, war einzig die Gestalt der Frau, der nur durch Irrung Sündhaften, im Kern Edlen. Im übrigen — fällt Judas Ischarioth, der leidenschaftlich an Maria Hingegebene, von seinem Meister Jesus dann ab, als er ihn für seinen glücklicheren (irdisch glücklicheren!) Nebenbuhler um Marias Gunst hält! Ein überaus peinliches Motiv in diesem Zusammenhang, das aber aufs schlagendste zeigt, wie sehr Paul Heyse von dem Thema „Frau" beherrscht ist.

Und sowie ich dies nun dargelegt habe, daß also die Darstellung der Frau für Heyse kein gelegentliches, auch keines neben anderen, sondern eines über allen, ja fast das Thema schlechthin ist, wende ich mich naturgemäß zur weiteren Erörterung dem Gebiete zu, auf dem es der Dichter künstlerisch zur vollen Meisterschaft gebracht hat, der Novelle. Von seiner Italienreise bringt der junge Doktor 1853 eine kleine Erzählung heim, seine erste Novelle und doch bereits ein Meisterwerk, das er in mancher, vor allem in formaler Hinsicht nicht mehr überbieten wird. Denn schon diese „Arrabbiata" weist die ungemein straffe Handlung mit dem einprägsamen zentralen Begebnis (dem „Falken") auf, die Heyse am Boccaccio gelernt; schon in diesem Erstling fließt die Sprache fein und anmutig hin, schon hier halten sich äußeres Geschehen und seelisches Ereignis trefflich die Wage. Von diesem letztgenannten allein hat in meinem Zusammenhang die Rede zu sein.[1]) Antonino, der junge Fischer, liebt Laurella, die ihm gewiß nicht

[1]) Für die Technik Heysescher Novellen darf ich vielleicht auf meine 1907 im Panverlag erschienene Monographie „P. Heyse" verweisen.

abgeneigt ist. Es hat sich aber in ihr eine große Männerfeindlichkeit und Herbheit entwickelt, weil sie mitansehen mußte, wie der rohe Vater die arme Mutter quälte. Als nun Antoninos Leidenschaft auf einer Kahnfahrt gar zu ungestüm losbricht, beißt ihn Laurella in die Hand und springt ins Wasser, um erst auf seine demütigen Bitten ins Boot zurückzuklettern. Verstört fahren die beiden nach Hause. Aber der Biß in die Hand führt zur innerlichen Entscheidung. Er war die Krisis für Laurella; ihre Mädchenherbheit ist gebrochen, sie liebt den verwundeten Gegner. Und nun geht sie bei Nacht in die Hütte des Geliebten, um sich ihm zu eigen zu geben. Das ist eine tapferste Tat in der kleinen Idylle. Dies Mädchen, das gewiß nicht viel reflektiert, setzt sich doch, unverführt, aus freiem Entschluß, über die Schranke der üblichen Sitte hinweg, weil ihr Herz es so befiehlt. Sie tut damit, was Heyse später, gleichsam im Namen all seiner Gestalten, durch Alkibiades derart verkünden läßt:

Wir können eins nur tun: uns nie entzwei'n
Mit unserm Herzen, ob es Weisheit uns,
Ob Wahnsinn eingibt. Dann sind wir in uns
So unbezwinglich wie ein Kämpfender
Im Panzer von Demant.

So seltsam es nun klingen mag, wenn man der zahllosen Frauenschicksale gedenkt, die Heyse in seinen Novellen abgeschildert hat: die kleine Laurella ist der Grundtypus aller, aber auch wirklich aller Heyseschen Frauen. Schon Julian Schmidt hat von Heyses Frauencharakteren erklärt: „Es sind eigentlich nur zwei Grundformen, l'Arrabbiata und der Salamander; dort die verschlossene, trotzige, spröde und jungfräuliche Natur, die, wenn die Stunde kommt, den Trotz zu überwinden, in hellem und süßem Liebesfeuer auflodert, hier der unersättliche quälende Durst, der doch nie gestillt wird, weil es im Innern der Seele dürr aussieht." Aber man verfolge nur das Schicksal des Salamanders ein wenig weiter (und man kann das am besten an der Toinette in den „Kindern der Welt"): so wird man sehen, daß diese „Dürre" nur eine scheinbare ist, daß auch die „Salamander"-Gestalten Paul Heyses ihren Laurella-Schwestern gleichen, daß sie nur eben das Unglück haben, die rechte „ora della passione" zu verpassen.

Und wie steht es nun um die Moderne dieses Frauencharakters? Sicherlich kann es gar nicht besser darum stehen. Denn hier ist doch ein offenbares und bewußtes Ordrenehmen vom eigenen stolz-edlen Herzen gegeben, ein freies (nicht bloß instinktives) Übersteigen üblicher Schranken, und also Individualität.

Aber wenn auch Paul Heyse im letzten Grunde immer denselben Frauencharakter malt, so muß er ihn doch anders in die Erscheinung treten lassen, je nach den Kämpfen, in die er ihn verwickelt. Und sobald Heyse nun über sein Arrabbiata-Idyll hinausgreift, läßt er seine Frauengestalten von dem im Eingang als modern Erkannten in zwei Punkten stark abweichen. Aus der Fülle der Beispiele seien zwei besonders gelungene Novellen gewählt, um das zu erläutern.

In der „Stickerin von Treviso" handelt es sich wieder um die freie Tat eines edlen Mädchens. Giovanna und Attilio lernen sich lieben, als der Jüngling bereits verlobt ist. Seine Verlobung ist von großer politischer Bedeutung; der Friede der Stadt Treviso wäre bedroht, wenn Attilio seine vicentinische Braut nicht heimführte. Da gibt sich Giovanna dem derart gefesselten Geliebten frei hin,

ja legt öffentlich Witwentracht an, als er bald darauf stirbt. Nun ist zwar dieser frühe und plötzliche Tod des Helden äußerlich gut motiviert; tatsächlich aber merkt man das Bestreben des Dichters, ein in den Augen der Welt unsittliches Verhältnis rasch zu lösen und gewissermaßen durch einen Todesfall zu sühnen. Ja, er hat das selber ausgesprochen. Die Novelle ist einem besonderen Rahmen eingefügt. Eine der Damen, vor denen sie erzählt wird, urteilt: „Ich gestehe, daß eine leidenschaftliche Hingabe, die nicht auf ewige Treue rechnet, mir immer gegen das Gefühl gehen wird, und daß ich erst durch das tragische Ende mit dem befremdlichen Schluß ausgesöhnt worden bin." Dies beweist, wie unheimlich doch dem Dichter zumute war, als er seine Helden der üblichen Moral zuwiderhandeln ließ. Und derartige Fälle sind bei Heyse sehr, sehr oft zu finden. Wohl läßt er seine Helden immer bewußt und reuelos ihren Herzen Treue halten (und das ist das wahrhaft Schöne, das Edelste an allen Heyseschen Dichtungen), — aber sobald sie das Unglück hatten, der öffentlichen Moral ins Gesicht zu schlagen, müssen sie fast alle solches Tun mit dem Tode büßen.

Neben diese innere Beschränkung moderner Ausgestaltung bei Heyse tritt eine äußere aber nicht minder wichtige, ja fast noch wichtigere. Im „Mädchen von Treppi" erzählt der Dichter, wie Fenice, ihrer Schwester Laurella an Herbheit gleichend, in wildem Trotz dem liebebettelnden Filippo die Türe weist. Der Jüngling verläßt das einsame Gebirgsdorf, er wird in der Stadt ein ganzer Mann. Er hat es zum Advokaten gebracht, hat sich der Politik hingegeben und verficht in der Zeit der kleinstaatlichen Zerrissenheit den italienischen Einheitsgedanken. Ein politischer Handel läßt ihn nach sieben Jahren das Gasthaus berühren, in dem die einstmalige Geliebte weilt. Inzwischen ist in Fenice längst die Liebe zu Filippo erwacht, getreulich hat sie all die Zeit über auf ihn gewartet und glaubt nun, durch ihr Warten ein Anrecht auf den Geliebten erworben zu haben. Doch Filippos Leidenschaft ist indessen erkaltet. Da will ihn Fenice zu sich zurückzwingen. Erst durch Bitten, darauf abergläubisch durch einen Liebestrank. Beides mißlingt ihr; aber dann findet sie Gelegenheit, so tapfer für den Geliebten einzutreten, daß sie ihn durch ihre Hingabe gewinnt. Soweit ist diese Erzählung in sich durchaus vollendet. Aber gewiß wird manchen Leser eine Erwägung ernstlich stören. Paul Heyse berücksichtigt mit keiner Silbe, daß Fenice, das schlichte Dorfmädchen, und Filippo, der sich hoch hinaufgearbeitet hat, geistig und sozial unüberbrückbar weit auseinandergewachsen sein müssen. Eine seiner streng eingehaltenen Novellenregeln besteht in dem völligen Loslösen, dem „chemischen Isolieren" des darzustellenden Falles. Er stellt immer Herzensangelegenheiten dar und isoliert sie aufs allersorgfältigste von allen äußeren Verhältnissen. Und zu diesen äußeren ihm unwichtigen Verhältnissen rechnet er auch durchweg die sozialen Zustände. So gibt es denn für seine Frauen immer nur Liebesinteressen, Liebesnöte und -freuden, und all ihr Denken bezieht sich einzig auf die Zustände des Herzens. Von dem vielen, vielen andern, das im letzten Menschenalter an die Frau herangetreten ist, kann man bei Heyse nichts finden. Er will der Künder des Herzens und nur des Herzens sein; daß auch Dinge des Geistes, daß wesentliche soziale Fragen schließlich nichts Äußerliches bleiben, schließlich auch das Herz beeinflussen, das hat er sich wohl niemals gesagt. Und worüber man bei dem Zeit- und Raum-entrückten „Mädchen von Treppi" allenfalls hinwegsehen kann, das muß und wird man

sicherlich als Mangel empfinden, wo Heyse, wie er oft getan, zeitlich und räumlich unmittelbar Gegenwärtiges behandelte.

Jedoch liegt hier bestimmt kein Manko des Könnens, sondern eines des bewußten Wollens vor. Hat er doch einmal mit hoher Kunst ein Mädchen gezeichnet, das nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit gleichwertigem Geist ihrem Geliebten zur Seite tritt: Lea König in den „Kindern der Welt". Lea ist seine bedeutendste Frauengestalt, aber Lea ist doch nur eine schönste Ausnahme, die die Regel bestätigt. Und Heyses Regel lautet nach seinen eigenen Worten aus der „Witwe von Pisa", er habe immer nur Gestalten zeichnen können, in die er ein wenig verliebt war. Und seine Liebe hat doch immer ein höchst unmodernes Merkmal; sie gilt den im alten Sinn „echt weiblichen Eigenschaften", sie gilt einem Empfinden und einer Schönheit, zu dem sich noch kein minder weibliches umfassenderes Denken und Handeln gesellt hat.

So scheint mir Heyses Kunstübung eine Mittelstellung zwischen alt und neu einzunehmen. Sein Zug zum Individuellen ist ganz modern, sein Zurückschrecken vor mancher Konsequenz, seine ein wenig sybaritische Abschließung gegen vieles, was die Gegenwart bewegt, ganz unmodern. Daß seine Werke trotzdem noch immer zu den gelesensten zählen und sicher noch sehr, sehr lange zählen werden, verdanken sie gewiß in erster Linie ihrer künstlerischen Vollkommenheit, ihrer anmutigen Schönheit, in zweiter wohl auch ein wenig der begnadeten Sonntagskindschaft ihres Dichters.

Kindersegen — Kindernot.

Von

Dr. E. Munzinger.

Nachdruck verboten.

Schnee liegt auf den Höhen des Hotzenwaldes. Die winterliche Abendsonne beleuchtet in zauberischer Klarheit die am südlichen Horizont ausgebreitete Kette der Alpen. Sie findet auch das unter dem großen, nach Art der Schwarzwaldhäuser tief herabreichenden Strohdach versteckte kleine Fenster eines Hotzenwälder Seidenbandwebers. Der mächtige grünfliesene Kachelofen, die „Kunst" in der Ecke, verbreitet eine behagliche Wärme und füllt mit dem väterlichen Webstuhl fast den ganzen Raum. Doch nein, Bänke und ein schmaler Tisch stehen längs eines Teils der Fensterwand und daran groß und klein emsig bei der Arbeit. Glänzende Haufen heller Porzellanknöpfe sind auf dem Tisch aufgeschichtet, und die groben Hände der Eltern wie die geschickten Kinderhändchen ergreifen eifrig Knopf auf Knopf, um sie auf die vorgelochte Kartonkarte mit einem schnellen Stich aufzuheften. Noch sind die 40 Karten längst nicht fertig gestellt, die

als Summe des Tagespenſums der einzelnen Familienglieder üblich ſind und ihr ein karges Verdienſt von 40 Pfennig — für eine Karte à 12 Dutzend Knöpfe 1 Pfennig — für das Aufnähen von 5760 Knöpfen einbringen. Es iſt ein böſer Winter, denn ſeit Monaten ſteht der elektriſche Webſtuhl des Vaters ſtill, während der Preis für die elektriſche Kraft fortläuft. Erſt hatte der Vater wochenlang mit Gelenkrheumatismus krank gelegen, und dann waren die ſchlechten Zeiten gekommen, als die Fabrikanten unten im Rheintal nur mühſam den Fabrikbetrieb aufrechterhielten und für die Hausweber oben auf dem Hotzenwald keine Arbeit mehr hatten. Da blühte das Knopfaufnähen auf, und in 23 Gemeinden des Hotzenwaldes wurden in faſt 300 Familien die Kinder ins Joch des Knöpfeaufnähens geſpannt. Sie haben ſaure Zeiten, nun das eigene Korn verzehrt und der Erlös des Schweines verbraucht iſt. Schon das Vierjährige muß die Nadel handhaben und, die ganze Stufenleiter der 5 älteren Geſchwiſter bis hinauf zu Vater und Mutter, müſſen ſie alle nähen und nähen, damit Brot ins Haus kommt, um den Hunger der zehnköpfigen Familie zu ſtillen. „Wir ſind zwar arm, aber zufrieden, und unſer Herrgott wird uns beiſtehen, daß wir die Kinder durchbringen. Der Peter, der lernt ſo gut, für den ſorgt ſchon der Herr Pfarrer, daß er umſonſt nach St. kommt; dann iſt's ſchon einer weniger," ſagt fromm und ergeben der Vater. St. aber iſt ein Prieſterſeminar. Armer Peter, den nur die Not zum Prieſter macht!

Hoch oben im Wieſental bietet die Bürſteninduſtrie die einzige unbeſtrittene Arbeitsgelegenheit denen, die der dürftige Boden allein nicht ernähren kann. Am Fenſter einer kleinen Stube eines kleinen Häuschens, das zwar Eigentum, aber verſchuldetes Eigentum iſt, ſitzen Mutter und drei Kinder von 9, 10 und 13 Jahren bei der Arbeit. Sie ziehen emſig Bürſten ein — kleine Bündel Borſten werden mit Draht in dem vorgelochten Bürſtenholz, das ein am Tiſch angebrachter Schraubſtock feſthält, befeſtigt. Ein Kleines liegt im Wagen und wird von einem kaum drei Käſe hohen Mädchen gewartet. Auch ein Kinderbett ſteht in der Stube, und darin liegt ein ſiebenjähriger blaſſer Junge, hüftgelenkskrank, ein ſieches Kind. Seine Pflege nimmt der Mutter viel Zeit und koſtet viel Geld. Zweimal mußte ſie bereits mit ihm zur Operation nach F. in die Klinik. „Da iſt's ſchon beſſer, ſie ſterben bald", meint die Mutter und ſpricht aus Erfahrung. Denn drei hat ſie ſchon als ganz kleine Kinder ins Grab gelegt. Gehirnentzündung, Brechdurchfall und Lungenentzündung rafften ſie hinweg.

In gedrückter, unkindlich lautloſer Stille ſitzt eine Kinderſchar bei der Arbeit und merkt kaum, daß draußen vor dem Fenſter die Sonne fröhlich ſcheint und lachende, ſorgloſe Menſchen des Weges ziehen zu den vielbeſuchten Badener Höhen. Sie machen Blumen, kleine Vergißmeinnicht und grüne Blätter, mit ihren geſchickten Kinderhändchen, und die kleinſten ſchauen ſtill und in ſich gekehrt zu bei der Arbeit oder ſehen ängſtlich nach dem Bett, in dem die kranke Mutter liegt und zagenden Mutes auf die Wiederkehr von Kraft und Geſundheit wartet, um die Sorge für die Kinder wieder aufnehmen zu können. Wohl haben die Kinder auch einen Vater, aber einen Vater, der ſchlimmer iſt als kein Vater. Tage- und nächtelang kehrt er nicht heim, und wenn er kommt, iſt er betrunken, und flucht und wettert mit Frau und Kindern, die noch froh ſind, wenn ſeine harte Fauſt ſich nicht gegen ſie erhebt. Fünf Kinder von 2—11 Jahren führen mit der kranken Mutter ein ent-

behrungsreiches, geängstetes Dasein und fristen das Leben mit dem kümmerlichen Verdienst der Heimarbeit.

Eine schwarzgekleidete Frau sitzt im Kreise ihrer Kinder. Sie und eine heranwachsende Tochter flechten Perlenkränze. Totenkränze. In der Rheingegend werden sie besonders von Katholiken auf den Gräbern niedergelegt. Die Perlen ziehen die Kinder auf Draht in richtiger Folge: eine lange, schwarze, 5 runde weiße Perlen, schwarz weiß, lang kurz, lang kurz, bis tief in die Nacht. Seit einem halben Jahre hat die Familie den Ernährer verloren. Die Mutter, zu kränklich für strenge Arbeit und daheim bei ihren 5 Kindern notwendig, macht nun Perlenkränze, wobei ihr die Kinder, soweit sie irgend können, zur Hand sind. Viel bringt es zwar nicht ein — in der Stunde verdient sie kaum 10 Pfennig — aber ohne diesen Verdienst reicht die Armenunterstützung von 18 Mark im Monat und die 3 Mark Wochenlohn der ältesten fünfzehnjährigen Tochter, als Nähmädchen bei einer Kleidermacherin, zum Unterhalt nicht aus. Knapp geht es ohnedies zu. Rote Bäckchen hat nur das Kleinste, das noch mit Perlen spielend auf dem Boden kauert. Mager und blaß sind die Gesichter der Geschwister, müde und freudlos die Kinderaugen.

Die blühende Gegend Heidelbergs, wer denkt, daß hier besonders viel Krankheit und Tod im Verborgenen lauert? Und doch, hier in dem Zentrum der badischen Zigarrenindustrie fordert die Volksseuche, die Tuberkulose, Jahr um Jahr die meisten Opfer.

Eine Frau, die zur Fabrikarbeit schon untauglich ist, rippt nun daheim Tabak. Trockene Tabakblätter werden durch die Hand gestreift und von ihren Rippenstielen befreit. Eine kinderleichte Arbeit. Zwei Kinder, Mädchen von 7 und 9 Jahren, sitzen deshalb auch mit am Tisch und ziehen das braune staubige Zeug durch ihre Fingerchen, die nach Kinderart zwischendurch in Nase oder Mund gesteckt werden oder die Augen reiben, um die Wirkung des Tabakstaubes durch Kratzen zu entfernen. Die Mutter steht bei der Arbeit. Ihr verursacht das Sitzen zu starke Rückenschmerzen. Überhaupt hat der Doktor die Tabakarbeit verboten, und den Kindern verbietet es das Kinderschutzgesetz. Trotzdem wird weiter gerippt. Denn „gibt mir der Staat Brot für meine Kinder, wenn ich sie springen und spielen lasse?" ist die einzige Antwort auf Vorstellungen. Des Vaters, eines Zigarrenarbeiters, Verdienst kann zum Unterhalt nicht reichen. Und so rippt sie weiter bis zum Grabe, und auch die Kinder, die schon leise husten, werden weiter rippen müssen, um schließlich auch dem Schicksal des Tabakarbeiters rettungslos zu verfallen.

Draußen vor der Stadt in der „Kolonie", die nur aus Fabrikhäusern besteht, sitzen in der Küche des letzten zweistöckigen Hauses vier Kinder beim Stuhlflechten. Die drei größeren sitzen auf einer Bank vor einem langen Tisch und lassen die Finger rastlos über den Stuhlrahmen wandern, den sie fest zwischen Tisch und Brustkasten pressen. Die Rohrstreifen sind von dem ältesten zwölfjährigen Jungen oder von der Mutter vorbereitet und zugerichtet und werden nun von den Kindern eingezogen und geflochten. Am Boden sitzt ein siebenjähriger Knirps und müht sich auch schon mit dem Stuhlrahmen. Aus dem Nebenzimmer kommt auf allen Vieren neugierig ein Dreijähriger gekrochen, und im Wagen liegt, mit dem unvermeidlichen Schnuller im Mund, noch ein Allerkleinstes. Die Mutter macht sich gerade zurecht, um den Vater in der Fabrik abzuholen und den Zahltag — es

war Samstag — im Wirtshaus zu begehen. Beim Fortgehen ſchließt ſie die Tür gemütsruhig hinter den Kindern zu.

Und nun das Fazit dieſer Eindrücke? Allüberall in Stadt und Land Frauen, die durch Überarbeitung und Kinderüberzahl zu Untermenſchen erſchöpft und ſchließlich unfähig ſind, geſunden Kindern das Leben zu geben, unfähig, ſie mit ſittlicher Kraft und Klarheit erzieheriſch zu leiten. Männer, die durch eigene Arbeit das genügende tägliche Brot nicht ſchaffen, Kinder, die in zu früher Fronherrſchaft mechaniſcher, reizloſer Arbeit die Freude an der Arbeit verlieren, denen der Alltag des Lebens die Schwingen lähmt, ehe ſie noch ausgebreitet werden konnten.

Die Gedanken wenden ſich unwillkürlich zurück zu den Familien der oberen Stände. Wir vergegenwärtigen uns, wie unſeren Kindern Mühe und Sorge erſpart wird, wie wir ihnen das Recht auf Spiel und Freude uneingeſchränkt einräumen in jedem Augenblick, den die Schule ihnen freigibt. Welche kraſſen Gegenſätze! Und weiter. Welch' weiſe, allzu ängſtliche Beſchränkung der Kinderzahl in den gebildeten Kreiſen und welch' endloſe Reihe von Geburten bei der Proletarierfrau. Ihr mangelhafter Ernährungszuſtand erhöht ihre Fruchtbarkeit und der alleinige Regulator iſt der Tod. Und trotz der beklagenswerten großen Kinderſterblichkeit, welche die Reihen der Proletarierkinder lichtet, welche Überfülle von Kindern in den Armeleutevierteln unſerer Städte, im Vergleich mit der Zahl wohlgeborener Sprößlinge beſitzender Klaſſen.

Die Folge aber der ungleichen Anteilnahme der Stände an dem Bevölkerungszuwachs iſt, daß wir rettungslos einer Proletariſierung unſeres Volkes entgegengehen. Was kann geſchehen, um dieſer unaufhaltſam vorrückenden Gefahr zu begegnen? Iſt nicht das Verſchleppen und Abſchwächen als notwendig erkannter ſozialpolitiſcher Maßregeln, wie die Reform der Heimarbeit und die Witwen- und Waiſenverſicherung, für die Stimmung im Volke verhängnisvoll? — Schon führt man in England Lohnämter für die Heimarbeit ein, ſchon werden in Auſtralien an kinderreiche Familien der untern Volksſchichten Erziehungsbeiträge bezahlt. Hierdurch hat der Staat nicht nur einer ſozialen Pflicht genügt, ſondern zugleich ſein eigenſtes Intereſſe wahrgenommen, in der richtigen Erkenntnis, daß der durchſchnittliche Arbeitslohn niemals die Höhe erreicht, die zur Ernährung und Erziehung tüchtiger künftiger Bürger in kinderreichen Arbeiterfamilien erforderlich wäre.

So fängt gerade auf dem Gebiet der Jugendfürſorge, dem zukunftsfroheſten, hoffnungsvollſten Gebiet aller ſozialer Arbeit, der ſozialpolitiſche Ruhm Deutſchlands an, von andern Staaten verdunkelt zu werden!

Die Astronomin Lepaute.

Von

Dr. Franz Moewes.

Nachdruck verboten.

Das Wiedererscheinen des Halleyschen Kometen gibt Gelegenheit, einer ausgezeichneten Frau zu gedenken, die an den vor anderthalbhundert Jahren ausgeführten Berechnungen über die Wiederkehr dieses Himmelskörpers wesentlich beteiligt gewesen ist, der Frau Lepaute, der Gattin des älteren der beiden Brüder, die als Uhrmacher europäischen Ruf erwarben.

Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Nicole-Reine Etable de la Brière, war am 5. Januar 1723 in Paris geboren und zeichnete sich schon als Kind durch scharfen Verstand aus. Im Jahre 1748 heiratete sie Jean André Lepaute (geb. 1709). Die Tätigkeit ihres Gatten brachte ihn in Berührung mit dem berühmten Astronomen Jérôme de Lalande, der durch seinen längeren Aufenthalt in Berlin (1751—1752) auch nichtfachmännischen Kreisen bei uns bekannt geworden ist. Bald bahnte sich eine gemeinsame Tätigkeit des Ehepaares mit ihrem gelehrten Freunde an. Lalande unterstützte Lepaute bei seinen Arbeiten mit wissenschaftlichem Rat und Frau Lepaute beschrieb und berechnete die Werke ihres Gatten. Zusammen verfaßten sie ein neues Lehrbuch der Uhrmacherkunst, das im Jahre 1755 erschien.[1])

Indessen nahte sich die Zeit der Wiederkehr des Kometen, den man seitdem den Halleyschen nennt. Der Engländer Halley hatte im Jahre 1705 auf die große Ähnlichkeit der Bahnen dreier Kometen hingewiesen, die in den Jahren 1531, 1607 und 1682 beobachtet worden waren, und die Behauptung ausgesprochen, daß es sich hier um ein und denselben Kometen handle, der in etwa 75 Jahren die Sonne umkreise. Halley sagte daher das Wiedererscheinen dieses Kometen für das Jahr 1758 voraus.

Lalande veranlaßte nun den Mathematiker Clairaut, die Anziehung zu berechnen, die der Jupiter und der Saturn auf den Kometen ausüben mußten, denn die Ermittlung der hierdurch hervorgebrachten Störungen war erforderlich, wenn man die Zeit der Rückkehr des Kometen genau feststellen wollte. Diese Berechnung war nun eine ganz ungeheure Arbeit, und sie würde, wie Lalande sagt, ohne die Beihilfe der Frau Lepaute nicht unternommen worden sein. In seiner „Theorie der Kometen" hat der Astronom denn auch seiner Freundin ehrend gedacht. Er berichtet außerdem, daß Frau Lepautes Mitwirkung in Clairauts Buche über den Halleyschen Kometen, das die Ergebnisse jener gewaltigen Arbeit brachte, ursprünglich

[1]) Auf dieses Buch bezieht sich wohl eine Stelle in Marie von Ebner-Eschenbachs reizender Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin", Kap. 6.

gleichfalls erwähnt worden ſei; aber Clairaut habe dieſe Stelle ſpäter aus Gefälligkeit gegen eine Frau unterdrückt, die auf Frau Lepautes Verdienſte eiferſüchtig war, ohne ſelbſt Anſprüche auf irgendwelche Kenntniſſe machen zu können. „Es gelang ihr," ſagt Lalande, „einen klugen, aber ſchwachen Gelehrten, den ſie unterjocht hatte, zu dieſer Ungerechtigkeit zu verleiten. Bekanntlich ſieht man nicht ſelten, daß gewöhnliche Frauen diejenigen herabwürdigen, die Kenntniſſe haben, daß ſie ſie der Pedanterie bezichtigen und ihr Verdienſt beſtreiten, um ſich für ihre Überlegenheit zu rächen: dieſe ſind in ſo geringer Zahl, daß es den andern faſt gelungen iſt, ſie dahin zu bringen, ihr Wiſſen zu verbergen." In einem Briefe an Lalande ſchrieb Clairaut: „Der Eifer der Frau Lepaute iſt erſtaunlich," und in einem andern nannte er ſie „la savante calculatrice."

Man bekommt eine Vorſtellung von der Arbeitsleiſtung, die dieſe Berechnungen darſtellten, wenn man hört, daß die Verbündeten länger als ein halbes Jahr vom Morgen bis zum Abend, zuweilen ſelbſt bei Tiſch rechneten, und daß Lalande ſich durch die Überanſtrengung ein dauerndes Leiden zuzog. Es kam aber darauf an, das Reſultat vor der Ankunft des Kometen zu gewinnen, damit niemand an der Übereinſtimmung zwiſchen der Beobachtung und den Rechnungen, die der Vorausſage als Grundlage dienen ſollten, zweifeln konnte. Das gelang auch vollkommen. Die Verzögerung, die der Komet durch die Anziehung der beiden Planeten erfuhr, wurde mit ſo großer Genauigkeit beſtimmt, wie es möglich war, und im November 1758 in der Pariſer Akademie bekannt gemacht. Am 25. Dezember gelang es dann zuerſt einem ſächſiſchen Bauern namens Palitzſch, der ſich mit aſtronomiſchen Beobachtungen beſchäftigte, den Kometen aufzufinden.

Die Tätigkeit der Frau Lepaute war mit dieſer angeſtrengten Arbeit nicht beendet. Sie berechnete u. a. die für 1764 angekündigte Sonnenfinſternis für die ganze Ausdehnung Europas und veröffentlichte eine Karte, auf der man den Gang der Verfinſterung von Viertelſtunde zu Viertelſtunde verfolgen konnte, und eine zweite Karte für Paris, die die verſchiedenen Phaſen zeigte. Dieſe Karten wurden zu mehreren Tauſenden verteilt und klärten die Bevölkerung über das Weſen der Himmelserſcheinung auf.

Von anderen Arbeiten der Frau Lepaute ſei außer einer Tabelle der Parallaxen ihre Mitwirkung an der „Connaissance des temps", eines von der Akademie zum Gebrauche der Aſtronomen und der Seefahrer herausgegebenen Werkes, genannt. Als ſie dieſe mühſame Tätigkeit nach Jahren einem anderen überließ, begann ſie an den „Éphémérides des mouvements célestes", die Lalande herausgab, mitzuarbeiten. Für den achten Band dieſer Publikation, der 1783 erſchien und deſſen Angaben ſich bis auf das Jahr 1792 erſtrecken, hat ſie allein die Berechnungen der Sonne, des Mondes und aller Planeten ausgeführt.

Durch dieſe lange Reihe von Arbeiten wurden aber ihre Augen ſo geſchwächt, daß ſie ſich ſchließlich genötigt ſah, die wiſſenſchaftliche Tätigkeit aufzugeben. Um ihren geiſteskrank gewordenen Gatten zu pflegen, zog ſie ſich mit ihm nach Saint-Cloud zurück. Mit ſeltener Hingebung und Ausdauer widmete ſie dem Kranken die letzten ſieben Jahre ihres Lebens, und inmitten dieſer treuen Pflichterfüllung raffte ſie am 6. Dezember 1788 ein typhöſes Fieber dahin. Ihr Gatte empfand in ſeiner Geiſtesnacht ihren Tod nicht; vier Monate ſpäter folgte er ihr ins Grab nach. Kinder hinterließen ſie nicht.

„Wenn es sich um eine Frau handelt," sagt Lalande, „so kann man es sich nicht versagen, auch von ihrer Gestalt zu sprechen, und man fragt immer, ob sie hübsch war." Er berichtet also, daß Frau Lepaute, ohne besondere Schönheit zu besitzen, einen schlanken Wuchs, einen zierlichen Fuß und eine so kleine Hand hatte, daß der Hofmaler Voiriot sie als Modell bei seinen Bildern benutzte.

Ihre astronomischen Arbeiten hinderten sie übrigens nicht, das Haus zu verwalten; auf ihrem Tische lagen die Wirtschaftsbücher neben den Himmelstabellen. Manche Annehmlichkeiten entzog sie sich, um Verwandten Unterstützungen zuzuwenden. Ihrem Freunde Lalande war sie so teuer, daß er den Tag ihres Begräbnisses den traurigsten nannte, den er seit dem Tode seines Vaters erlebt hatte.

In vielen Büchern ist zu lesen, die Hortensie, die bekannte stolze Zierpflanze, trage ihren Namen zu Ehren der Frau Lepaute, der dann der Vorname Hortense gegeben wird. Sie hieß aber gar nicht so; ihre Vornamen sind oben mitgeteilt worden. Wahr ist, daß der Botaniker Commerson die Pflanze unserer Astronomin zu Ehren anfangs Pautia coelestina (die himmlische Pautia) genannt hat; diese Bezeichnung ist aber später von ihm selbst aus unbekannten Gründen durch den Namen Hortensia ersetzt worden, von dem man nicht weiß, wo er ihn hergenommen hat. Die Königin Hortense, die erst zehn Jahre nach Commersons Tode geboren wurde, ist jedenfalls ebenso unschuldig daran wie Commersons Reisebegleiterin Baret, deren Vorname Jeanne und nicht, wie man häufig liest, Hortense war.

Neue Frauenlyrik.

Von

Dr. phil. Helene Herrmann.

Nachdruck verboten.

Der Kritiker moderner Lyrik konstatiert seufzend, wenn ihm ein halb Dutzend Gedichtbücher durch die blätternden Finger gegangen, daß immer noch viele Dilettanten ihre Verse drucken lassen — aber doch nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen, daß das Können des druckenlassenden Dilettanten ein wesentlich höheres Niveau aufweist als etwa vor zwanzig Jahren. Er hat es ja nun leider dreimal so oft mit Dilettantenwerk zu tun als mit Künstlerwerk — da ist es immerhin sehr viel, wenn er sich nicht vor den grausamen Mißhandlungen seines Ohres durch rhythmische und sprachliche Trivialitäten zu fürchten braucht. Selbst in der schwächsten, farblosesten der mir vorliegenden Sammlungen (Kaete Cajetan-Milner, Hinter dem Leben. Verlag Axel Junker. Berlin, Stuttgart, Leipzig o. J.) sind doch nur wenige Gedichte, die uns mit dem peinigenden Mitleid bedrohen, das die gut gemeinte Talentlosigkeit einflößt. Auch hier hat doch hin und wieder ein Vers Klänge, die verweilen lassen.

Vielleicht ist heute, in einer Zeit echten Kunststrebens und spärlicher Künstlertat, der Typus des feinen „Kunstliebenden" besonders häufig, dem zum Künstler eben

nur das Letzte fehlt, das Entscheidende: eigener, einmaliger Ausdruck für das Eigengefühlte.

Vielleicht gab es auch vor zwanzig Jahren ebensoviel solcher liebenswerten Dilettanten; aber es gab eben damals keine hohe lyrische Sprachkultur wie heute. Noch hatten nicht große Künstler die erstarrte Sprache so zu erwecken gewußt, daß sie aller Vielfalt eines neuen Seelenlebens ihre Beweglichkeit lieh. Darum mußte der Dilettant jener Zeit, dem selbst kein belebendes Sprachgefühl eignete, nach dem lyrischen Sprachgut vergangener Zeiten greifen, das ganz anderen Erlebnissen kongruent war als den seinigen. Heut kann er als glücklicher Epigone noch eine Weile — solange Erleben und Sprache noch Schritt halten und keine entscheidenden Veränderungen im modernen Seelenleben nach neuen Ausdruckskräften rufen — von dieser modernen Sprachkultur zehren. Er kann Kunstähnlicheres schaffen als der Dilettant etwa der vorhergehenden Generation.

Unter diesem veredelten Dilettantentum — dessen Gefahren für ein schnelleres Verleben jetzt noch frischer Formensprache der Kritiker erkennt, trotz aller Freude über die Erhöhung von Geschmack und Stilgefühl — nimmt die Frauenlyrik unserer Tage einen besonderen Platz ein. Nicht alle Lyrikerinnen unserer Tage blieben auf dieser Stufe stehen — ich hatte vor kurzem Gelegenheit, an dieser Stelle die Lyrik eines echten weiblichen Dichters, Ricarda Huchs „Neue Gedichte", zu besprechen. Heut liegt ein solches Werk mir nicht vor, das, wenn auch nur in einzelnen Leistungen, sich auf die Höhe lyrischer Kunst erhebt — aber einige schöne, echte, zur Dauer bestimmte Gedichte finde ich auch heut, die das Wort Dehmels bestätigen, daß „manchem Dilettanten, der ehrlich nichts als ein hingebungsvoller Mensch sein will, mitunter ein ergreifenderes Lied gelingt als all den wortgewandten Dichtern, die mehr verliebt in ihre paar fest eingeübten Kunstgriffe sind als in die unbegreifliche Beweglichkeit des Lebens". Und wenigstens ein Liederbuch — vielleicht das „jüngste", unbeholfenste von allen, gibt leise Hoffnung auf die Entfaltung eines neuen Dichtertalents.

Was den meisten dieser Bücher ein besonderes — freilich außerkünstlerisches — Interesse verleiht, ist die Tatsache, wie sehr Entwicklung, Kampf, Gefahr des Innenlebens der „neuen" Frau sich in diesen Versen aussprechen möchte. Erfreuliches und Unerquicklichstes nebeneinander. Vielfältiger, tiefer, bewußter ihres seelischen Besitzes zeigen all diese Verse das weibliche Seelenleben, als künstlerische und persönliche Dokumente früherer Zeit es zeigten. Sie werden dem Kulturkritiker unserer Tage einst ein beachtenswertes Dokument sein. Enger scheint das spezifisch frauliche Empfinden verknüpft mit dem, was die Seele des modernen Mannes bewegt. Ein ganzes Buch voller Liebessonette[1]) handelt von den Täuschungen des Eros im Sinne jener skeptischen Erfahrung über die unerlösbare Einsamkeit der Seele, die so viele moderne Dichter beklagt haben. Hier ist das alles vom Standpunkt der weiblichen Seele aus gesehen. Gesehen und durchgedacht — und dann in Sonettenform ausgesprochen. Denn gedichtet ist kaum etwas in diesem Buch eines klugen nachsinnenden Menschenkindes, dessen Gefühle von vornherein „die kühle Färbung der Gedanken" haben. Reflexionspoesie über ein leidenschaftliches Thema! Es gelingen wohl einmal ein paar Verse, die den Scheidemoment zweier

[1]) Rosa Mayreder: Zwischen Himmel und Erde. Eugen Diederichs, Jena 1908.

Seelen geben, das wache Beieinander und nicht mehr Beieinander. Aber ein böser Zug altkluger Pedanterie geht durch das Buch, der gerade den leidenschaftlich gesteigerten Ausdruck rhetorisch wirken läßt; ein Hineingeraten in dürrste Meinungsäußerung wirkt peinlich geschmacklos und beraubt Dichtung und Dichterin jedes weiblichen Reizes. Es liegt ehrliches Empfinden zugrunde, aber man hört allzu oft eine Privatdozentin über Liebe, Weiblichkeit, Männlichkeit dozieren, „wenn längst die Grazien beleidigt flohen" (Sonett XI).

* * *

Seit Nietzsche vor drei Jahrzehnten sein „Vereinsamt" schrieb: „Die Krähen schrei'n, und ziehen schwirren Flugs zur Stadt; bald wird es schnei'n, weh dem, der keine Heimat hat!", seitdem ist das Gedicht von der heimatlos gewordenen Seele nicht mehr verstummt. Der Kampf der Seele, die Schranken über Schranken fallen sah und nun unbeschränkt aber heimatlos, im eigenen Ich hin und her geworfen, nach neuen Heimatsgefühlen verlangt, ist das Thema sehr vieler neuer Dichtungen. Die Frau der Gegenwart erlebt diesen Kampf sehr stark, ja sie, die sich noch immer aufs neue aus Schranken entlassen sieht, steht vielleicht heut erst da, wo der Mann schon vor einer Generation stand. Und stärker als nach dem Mann langen nach der Flüchtigen die bannenden Kräfte ihrer von der Natur gewiesenen Heimat, tiefer vielleicht schneidet dieser Kampf in *ihr* Dasein als in das des Mannes.

Die „Aktualität" all dieser Kämpfe bedingt beim dichterischen Ausdruck vielfach noch ein Steckenbleiben im Naturalismus. Noch bedeuten die einzelnen Anlässe zu viel, noch ist es schwer, aus den einzelnen Anlässen heraus das „lebendige Gefühl der Zustände" zu entwickeln. Es steckt überdies noch so viel Theorie hinter den Gefühlsäußerungen, es fehlt noch die Selbstverständlichkeit des Erlebens, mit der die männlichen Dichter unserer Tage — Erben ähnlicher Kämpfe — ihr Gefühl gestalten. Da will sich uns eine Frau in der Freude der freigewordenen Seele zeigen, will uns den Geist offenbaren, „der nichts mehr wissen will als seine Triebe" — und hinter den bacchantisch gemeinten Lebensbekenntnissen steht schreckenerregend eine Absichtlichkeit in Reformkleidern und bläst auf der Antimoraltrompete. Ach, Fräulein Beutler[1]), was interessieren uns all Ihre Ungebundenheiten, auf die Sie sich so viel zugute tun, wenn Sie uns nicht den Zustand der *ungebundenen Seele* aufzwingen können? Sie mögen in Dresden von wohlerzogenen Fräuleins noch soviel „shokings" eingeerntet haben, Sie mögen in Schwabing so viel Ehen gebrochen haben, wie Sie sich in schlechten Verschen rühmen, wir werden Sie doch nicht für dämonisch halten, solange nicht in jedem Wort und jedem Rhythmus Ihrer Verse mit voller Selbstverständlichkeit dämonischer Lebensdrang und Übermut schlägt, solange Sie sich so anstrengen und in Effekten sprechen müssen wie in Ihrer „Ballade aus dem Lande Leidenschaft", solange man immer zwischen den Zeilen hört: „Seht mal, was ich riskiere!" Ich empfehle Ihnen die Lektüre von Carl Michael Bellman, lesen Sie St. Fredmans Episteln in der trefflichen Übersetzung von Niedner,[2]) die soeben uns Deutschen das geniale

[1]) Margarete Beutler: Neue Gedichte, Bruno Cassirer, 1908.

[2]) Carl Michael Bellman: Fredmans Episteln. Aus dem Schwedischen übertragen von Felix Niedner. Mit Einführung von Gustav Roethe. Jena 1909. Verlegt bei Eugen Diederichs.

Naturell des schwedischen Liedrians zugänglich machte. Da werden Sie fühlen, was Ungebundenheit ist, selbstverständliche Lebenskraft, vor der sittsame Einwände komisch wären. Seien Sie zügellos wie er, aber haben Sie ein Gran jener fortreißenden Naturkraft im Leibe, die aus seinen lärmenden Rhythmen schlägt, die durch seine dunstigen Kneipenbilder das Leben blitzen läßt. Lesen Sie Günthers, Verlaines Verse, Peter Hille in seinen besten Momenten, und Sie werden wissen, wie viel Ihnen dazu fehlt, gleich diesen echten Vaganten Glück und Tragik der heimatlosen Seele singen zu können. Sie dozieren einer jungen Freundin vor: „Wähle: Sklavin oder Herrin, folge nicht den Weisheitspächtern; denn es gibt nun einmal keine Gleichheit zwischen den Geschlechtern". Auch Sie sind eine Privatdozentin, Sie Arme, und Sie wissen es nicht, Privatdozentin für angewandte „neue Ethik". Aber eine Zigeunersappho? Solange Sie uns diese Variété-, Bierbaum-, Klingklang-Couplets Ihrer „losen Lieder und Sprüche" als genialische Frechheit servieren, solange Sie die kümmerliche Selbstbespiegelung Ihrer „Einkehr" für die einsame Selbstbesinnung der freien Seele ausgeben, die nur im Eigensten treibt und ruht — so lange werden wir Ihre Gedichte ein geschmackloses und unreinliches Buch nennen — unreinlich im künstlerischen Sinne. Die Caféhausluft will hier eine Begabung zugrunde richten, die auch jetzt noch aus einzelnen Versen, aus dem Wurf einer Strophenfolge zu uns spricht. Möge sie sich frei machen, wenn es noch angeht.

Jene Seelenkämpfe zwischen unbegrenztem Freiheitsstreben und neuer Sehnsucht, in Heimat und Schranke zu wohnen — sie haben in einer Ballade der Agnes Miegel[1]), der Ballade von der schönen Mete, starken Ausdruck gefunden. Hier ist der reine Gefühlszustand, gelöst von allem Zufälligen — zum kunstschaffenden Gefühl erhoben. Gewiß mag dem Bewußtsein der Dichterin, als das alte Märchenmotiv sie reizte, jeder direkte Zusammenhang mit individuellen Erfahrungen solcher Art gefehlt haben. Daß sie aber dem alten Motiv neues Leben hat geben können, nachdem das von der Romantik ihm eingeflößte Lebensblut längst versiegt war, das beweist mir, daß sich ihr der Stoff mit Notwendigkeit als Ausdruck für ihr Gefühl einstellte. Ein Gefühl, wie es nur ein moderner Mensch, eine Frau unserer Zeit so haben konnte.

Es ist das Märchen von der Elbin, die, im Menschenland durch Mannesliebe gefesselt, hinaus verlangt in die Unbegrenztheit elementarischen Daseins, verschmolzen mit jenem anderen Motiv der Beseelung durch die Liebe. Die Romantiker hatten in solchen Märchen ihre kosmische Sehnsucht, das Verhältnis zwischen Menschenseele und Natur ausgedrückt. Agnes Miegel gibt ihm einen neuen, ganz in der Sphäre des Menschlichen verbleibenden Sinn, indem sie auf das Motiv des Freiheitsstrebens und des Heimatgewinnens allen Nachdruck legt

Als die schöne Mete ihr Kind zur Taufe trug,
Der Großknecht am Tore die Maien anschlug.

Da flogen die Späne, vom Astloch flog der Keil,
Da schrie die schöne Mete, als träfe sie ein Pfeil.

Sie sank in die Knie, sie raufte ihr Haar.
Man nahm ihr das Kind, sie ward es kaum gewahr.

[1]) Agnes Miegel: Balladen und Lieder. Jena 1907. E. Diederichs.

Sie hielt am Ohre lauschend die weiße Hand,
Sie sprach: „Wie läuten die Glocken süß im Elfenland,

Und wenn ich jetzt noch eine Jungfrau wär',
So käme ein schneeweißes Roß daher.

Und trüg' ich kein' Ring, und hätt' ich kein' Mann,
So spräng' ich in den Sattel und ritte von dann'!

Und hätt' ich kein Kind, das nächtens nach mir weint,
Dann jagt' ich mit den Wolken, wenn der Vollmond scheint!

O weh mir, daß ich eines Menschen Liebste war,
O weh mir, daß ich ihm ein Kind gebar!

Der Bann ist gebrochen, nun kommen sie all,
Schon hör' ich der silbernen Hörner Schall.

Sie reiten und sie singen in ew'ger Fröhlichkeit,
Sie kennen keine Liebe, sie kennen kein Leid.

Ich arme Mete, was soll ich tun?
Nun kann ich nirgends mehr rasten noch ruh'n.

Es ist mein Tod, muß ich von Euch geh'n,
Und habe doch der Schwestern grünfunkelnde Augen geseh'n."

Sie hob sich von den Knien, sie schritt zum Tor,
Da schob ihr Mann den Riegel davor.

Er hielt sie in den Armen, sie wehrte sich und schrie,
Zu einer brennenden Garbe wurde sie.

Er sprach: „Ich laß dich nimmer, wie schrecklich du auch bist,
Nun lerne, weiße Elfin, was Liebe ist."

Er hielt das wilde Feuer, das brannte ihn heiß,
Das Feuer ward zu Wasser, das Wasser ward zu Eis.

Er hielt die Todeskalte, er ließ sie nicht los,
Da ward sie zur Schlange, bunt und riesengroß.

Und als er sie zwang, die sich um ihn wand,
Die wunderschöne Mete wieder vor ihm stand.

Da huben die Glocken im Dorf zu läuten an,
Die schöne Mete sprach: „Wo ist mein liebster Mann?

Wo ist mein kleines Kindlein? Mir träumte wirr und schwer,
Daß ich fern von Euch im Elend wär." —

Sie traten vor das Tor, sie schritten Hand in Hand.
Sprach Mete:
„Wie läuten die Glocken lieblich im Heimatland!"

Nicht viele der Miegelschen Balladen sind auf gleicher Höhe. Hier hebt sie einmal das starke innere Erleben über sich selbst hinaus. Sie hat ihr kräftig-nordisches Empfinden für ihrer Heimat Natur- und Menschenart in anderen Balladen als Schülerin Fontanes in seiner kargen, absichtlich mit dem nüchternen Wort wirkenden, — hie und da ein Glanzlicht aufsetzenden Sprechweise gut gestaltet. (Die Frauen von Nidden.) Vieles freilich von ihrer historischen Ballade wirkt wie Behandlung „dankbarer Stoffe". Man merkt keinen inneren Zwang zur Belebung des Motivs wie in der „Schönen Mete" oder der fast ebenbürtigen „Schönen Agnete". Agnes Miegel ist keine Finderin neuer Weisen, aber sie hat in den

festen gepflegten Stil der englisch-nordischen Balladen Gutes gegeben, und sie versteht es, über den etwas schmucklosen Bau dieser Form zuweilen Lichter und Schatten eines modernen vielfältigeren Empfindens hinspielen zu lassen.

* * *

Das Beste zuletzt! — Vor mir liegt ein Buch „Jungfrauenbeichte“ [1]) betitelt — man fürchtet nach dem geschmacklosen Titel Frauenbeichten à la Beutler und ist froh enttäuscht. Es ist ganz und gar ein Anfängerbuch, noch ohne Selbstkritik, in der zu großen Fülle des Dargebotenen, noch voller Nachklang fremder Muster in Sprache, Motiven, Formulierungen; manche moderne Kinderkrankheit symbolistischen Klischees — kaum ein Gedicht in dem nicht Trivialitäten, Ungeformtes, bloß Gesagtes stände. Und doch! Eine Freude, eine Hoffnung! Ein junges, leidenschaftliches, keusches Herz, verlangend und scheu, selbstbewußt und ehrfürchtig vor dem Leben, vor der Kunst, vor andern und vor der eigenen Seele. Und alles das mit der besonderen Nuance der Seele, die einen noch unerprobten Beruf in sich fühlt, einen werdenden Besitz hütet, die ihr Leben faßt im Sinne einer göttlichen Verpflichtung. Kraft, die sich eine Aufgabe ersehnt, Lebensdrang um des Werkes willen:

Nein ein Leben reicht nicht
für die Fülle:
für die Fülle bunter Bilder,
für die Fülle all der Töne,
die durch meine Seele zittern.

Ach die große Symphonie
kann ich noch nicht spielen.
Über all den vielen
Bildgewühlen
hatt' ich sie vergessen.

— — — — — — — — — — — — —

Laß mich Erde wiederkehren!
Kann der Tod mir
meine Rückkehr wehren,
eh' ich all das, all das faßte?
Gib, o Gott, daß ich im Grab nicht raste!

Durch viele Gedichte klingt diese Erwartung vor dem Leben, diese Unruhe nach der eigenen Tat. Darum faßt sie so fein das Verhältnis des Künstlers zu seinem Werkzeug:

Und ich flieh zu meinem Bogen ....
„Alle Sehnsucht, alles Leben
drängt sich in die Hand, sie zittert —
aber sie erstarkt an dir, mein Bogen:
fest und sicher kommen sie gezogen,
Töne, wie ein Brautzug mir entgegen.“

Sie besitzt eigentlich erst dies eine Grunderlebnis, das allen Gefühlen Form gibt: die große Unruhe, die Erwartung. So viel anderes in diesem Buch berührt uns erst wie jugendliche und nicht immer glückliche Antizipation der Erfahrung. Die Inhalte sollen erst kommen. Aber in dieser Spannung auf die Tat, die als ein ganz neues Ungewohntes eintritt in ein Seelenleben, das nicht wie das männliche

[1]) Jungfrauenbeichte. Gedichtbuch von Elisabeth Paulsen. Mannheim, J. Bensheimer, 1908.

von vornherein sich zum Schaffen bestimmt weiß, in dieser überlieferungslosen und darum angstvollen Schaffenslust hat Elisabeth Paulsen einen neuen Seeleninhalt des Weibes ausgesprochen:

Ich kann nicht weiter lesen.
Aus meinen Händen
fällt das Buch.
Das alles ist gewesen.
Ich aber bin
und habe nie
die eigne Kraft bewiesen.

Ich ging auf allen Wiesen
verbotnen Weg;
und wenn ein Steg
mich ungern trug,
erbebte ich.
Wasser genug
war in den Gräben.

Und wenn ich „Gott" sprach,
sprach ich auch schon „geben".
Gott aber stand daneben
und lächelte
und füllte meine Hände.

Doch endlich sprach er ernst:
Die Jugend ist zu Ende.
Geh und erwirb!
Und wenn du Dich erworben —
Stirb! —

Ich darf nicht weiter lesen.
Ich bin und war
und bin doch nicht gewesen.
Aus meinen Händen
fällt das Buch,
Gott, der mich trug,
heißt mich jetzt gehen.

Das Entscheidende an diesen Gedichten ist der ganz eigene Ton. Durch alles Fremde klingt er hindurch. Er ist noch kaum in der Wortwahl, wohl aber schon ganz stark im Rhythmisch-Musikalischen. Wie unruhige Wellen rollen diese Rhythmen bald lang aus, bald kommen sie in kurzen, unregelmäßigen Stößen. Die ewige Spannung dieser unerfahrenen Seele ist in ihnen. Und seltsam erregend ist die unberechenbare Art der Reime: bald tragen die Verse sich die gleichen Klänge unmittelbar zu, so daß sie sich überraschend im Ohre mischen, dann wieder taucht ein Klang ganz entfernt wieder auf und erweckt echoartig den schon in uns verklungenen. Überall Wechsel, Bewegung. Es ist nicht zu verkennen, daß die Gefahr eines gewissen Spieles mit dieser eigenen und ausdrucksvollen Form, in der die Wiederaufnahme von Worten und Wortgruppen sinnführend und bindend wirkt, schon jetzt bei der jungen Dichterin besteht. Noch kann niemand über ihre Entwicklung Bestimmtes prophezeien. Sie ist uns vorläufig ein Versprechen, eine Erwartung. Möchte einst von diesem Erstlingsbuch zu sagen sein, was ein Meister über seine unendlich unvollkommenen ersten Verse schrieb:

Das ist des Kindes Lallen,
das seine Flöte prüft im Rohr.
Dem dumpf entgegenschallen
Gebüsch und Strom und Wind im Chor . . .

Das ist noch die Kamöne
die blaß und zagend sich empört
durch viele fremde Töne
bang vor sich selbst die eignen hört . . .

Wie in die herbe Traube
erst mählich Duft und Farbe dringt
wie aus dem nächt'gen Laube
die Lerche scheu ins Frühlicht schwingt.

Meta.

Von

Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch).

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 290.)

IV.

Beim Trocadero hatten sie an dem Nachmittage die Ausstellung betreten, wo vor ihnen diese ganze bunte Stadt von Augenblicksbauten, Tempeln, Pagoden und Palästen in den Stilarten aller Weltteile, verklärt vom Goldlicht des Septembersonnenschimmers fabelhaft und verlockend dalag. Aber nach kaum einer halben Stunde pflichtmäßiger Besichtigungen ruhten sie sich aus im Schatten der gelbblätterigen Kastanien vor dem kleinen Teehaus von Ceylon. Bei einer zierlich schwarz gekleideten Engländerin hatten sie den Tee bestellt, ein riesenlanger, weiß beturbanter Singhalese servierte. Trotz des Sonnenscheins weiter draußen lag hier unter den noch hohen Baumkronen eine kühle, melancholisch stille Herbstluft. Frau Marie Louise stützte den Kopf auf und sah vor sich hin, in halb traumbefangenem Sinnen, das von dem exotischen Trubel nichts wußte.

„Woran denkst du?“ fragte ihr Mann, „bist du mir böse, daß ich vorhin deine Schwester nicht genug lobte?“

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist's nicht. Es ist überhaupt . . . Ich muß immerfort an sie denken. Und kenne sie doch nicht. Und weiß nie, was sie denkt.“

„Finden Sie nicht,“ sagte Doktor Körber halblaut, „daß der Mann aus Ceylon da, während er Ihnen den kalten Tee auf die Zitronenscheibe aufgießt, Ihnen eigentlich bekannter ist und daß Sie ihn besser verstehen als einen anderen, den Sie mehr lieben? Nur weil der eine im Augenblick da vor Ihnen steht, und jener nicht hier ist.“

„Was du wieder für Paradoxen redest,“ rief Wrankenhoff.

Aber die junge Frau sah ihn an. „Woher wissen Sie das? Das hab' ich gedacht. Aber es ist nicht die Trennung allein. Wir haben uns freilich acht lange Jahre nicht gesehen. Ich war damals ein Kind und jetzt“ — ihre Augen streiften den Gatten — „es liegt so viel Neues zwischen uns.“

„Ja, Trennenderes als was Japan, Ceylon und Indien hier scheidet. Sehen Sie nur, wie nah die drei Bauten zusammen stehen, fast daß die Dächer sich berühren. Aber die Bäume, die Luft dazwischen, die sind europäisch, vielmehr sind echt französisch geblieben. Ist dies hier nicht ein nachdenksam träumerischer Winkel, wie ihn ein Maler der Barbizon-Schule hätt' malen können im violettgrauduftigen Licht des Spätnachmittages? Die draufgebauten fremden Herrlichkeiten vermögen doch nicht den Boden selber umzuschaffen. Und mit einem Menschenboden ist's ähnlich. In frühster, eindrucksfähiger Jugend empfing er seine Keime. Die Keime wachsen. Durch alle Tünche, allen Aufputz hindurch, den Zeit und Klimaveränderung, den Zufall und Beruf anheften, die alten Keime, die keiner kennt, vielleicht man selbst nicht. Meta — sie ist eine Künstlernatur und ein stolzer, starker Mensch, — sie sprach mir nie davon, nie überhaupt von ihrem Leben — aber ich möchte glauben, sie habe eine traurige, eine enttäuschungsvolle Jugend. Sie zweifelt an allem, kann sich nicht vertrauend hingeben. Und wird's nie überwinden, daß man ihr zu früh den Glauben an die Menschheit fortnahm.“

Frau Marie-Louise hörte ihm mit staunenden Augen zu: „Sie kennen sie!“

„Ja, vielleicht kenne ich sie jetzt doch.

Im allertiefſten Herzen iſt ſie, ſo meine ich, trotzdem liebebedürftig. Nur weiß ſie es ſelbſt nicht. Und daher . . . deshalb . . .“

Der Baron mahnte, daß es Zeit ſei, aufzubrechen, falls ſie überhaupt noch daran dächten, ihr heutiges Penſum vor Dunkelwerden zu vollenden.

„Eilert,“ bat die junge Frau, „ich bin zu müde, geh' du nach Indien und nach Algier. Doktor Körber bleibt hier bei mir. Ich möchte mit ihm über Meta noch ſprechen.“

„Was,“ rief er, „du ſchickſt mich fort! Das iſt ja unerhört! Deinen Gatten! Darfſt du denn das?“

Sie lächelte nur und nickte ihm zu. Er ging etwas zögernd, ſichtlich ungern. Als er fort war, ſchwiegen ſie beide erſt eine Weile. Der Doktor räuſperte ſich. Siſſy wußte, daß ihn dieſe ſelbſtändige Handlungsweiſe ſo ſehr wie Eilert an ihr überraſchte. Vielleicht war's auch unrecht, ſo jung wie ſie war. Aber ſie war doch nun einmal Frau und Meta nicht. Da erſchien es ihr als ihre Pflicht, für die Schweſter einzutreten. Und was man ſich einmal vorgeſetzt hat, das muß man tun. Sie legte ihre beiden Hände auf den kleinen Gartentiſch, als brauche ſie etwas, ſich daran zu halten, und beugte ſich vor zu ihm, der ihre Schweſter kannte: „Weshalb ſind Sie dort ausgezogen?“

Die Frage hatte er nicht erwartet. Er fuhr förmlich zurück und ſtotterte: „Weshalb? weshalb ich . . . ?“ und dabei ſtieg ihm wieder die Röte bis in ſein kurzgeſchorenes Haar und über den Lippen zitterte der dünne Schnurrbart.

„Ja. Denn wenn ich das verſtünde, könnte ich wohl auch anderes begreifen. Alſo ich fühle, wie Sie beide alle Intereſſen teilen, und ſehe, daß Sie Meta bewundern, ſehr. So was ſieht man. Aber Sie ſcheinen beinahe Feinde. Ich möchte, daß Sie mir das erklären. Nicht ſo aus Neugier. Sondern um weiter ihr raten zu können, ihrem Leben näher zu kommen, dazu muß ich doch alles wiſſen. Das ſehen Sie ein, nicht wahr? Nun, ſo ſagen Sie mir es, bitte!“

Der kindliche Ton und der ernſthafte Ausdruck — Doktor Körber konnte ihr nicht widerſtehen. Er ſprang auf. Mit ſeinen langen Beinen machte er ein paar Schritte ziellos nach links, dann nach rechts hin und ſtieß ſich dabei an den verſchiedenen Teetiſchen. Die meiſten waren jetzt leer; nur an einem ſaßen Franzoſen und Spanierinnen, eifrig redend, mit vielen Geſten und lautem Lachen. Auf der Veranda des kleinen Teehauſes lehnte der Mann aus Ceylon, den großen, weißen Turban über ſeinem dunklen Geſicht mit den melancholiſch ſammetweichen Augen. Sonſt kein Menſch in der Nähe. Körber kam zurück und nahm ſeinen Stuhl, rückte ihn neben den der jungen Frau. Er ſetzte ſich ganz nah zu ihr.

„Die Wahrheit!“ bat ſie noch einmal.

„Gut!“ ſagte er. „Wenn's mir auch nicht leicht fällt. Keinem Beichtiger, wenn es einen für mich gäbe, würd' ich es eingeſtehen. Denn es iſt zu meiner Schande. Ihnen aber . . . Ich weiß nicht, was Sie nachher denken. Nur manchmal packt einen ſo ein Gelüſten, ehrlich zu ſein, ſich zu zeigen, ſo wie man iſt, mit allen Fehlern, allen Schwächen. Alſo“ — es war ein faſt tonloſes Flüſtern mit heiſerer Stimme, — „alſo: Ich wußte nichts von ihr, ihrer Familie, ihrer Stellung. Sie lebte ſo frei wie jede andere Künſtlerin hier. Und ich . . . wie wir Männer nun einmal ſind . . . Da hat ſie mich denn abgewieſen — ziemlich ſchroff . . . Äußerlich blieb ſie ſich gleich, auch nachher, ganz freundſchaftlich, nur daß ſie mir jedes Näherkommen von dem Tag an unmöglich machte. Ich aber, ich fühlte . . . ja, warum ſollte ich's denn nicht ſagen? daß ich ſie viel tiefer liebte, ſeit ich ſie auch achten mußte. Ob ſie mir damals ja geſagt hätte, hätte ich zuerſt gleich nach den Regeln guten Anſtands um ſie geworben? Manchmal zweifelte ich daran. Und manchmal wieder . . . dann hoffte ich's ja. Kurz, ich hatte mich entſchloſſen, in aller Form ihre Hand zu erbitten. Und ſie, ſie merkte vielleicht, daß ich's wollte. — Da, eines Tages, vor kaum einem Monat, — ihr ſchlafendes Kind war von der Kritik ſo gelobt worden — da ſpreche ich von ihr mit einem Freunde. Es war der Augenarzt Doktor Liebheld. Ich wußte, er kennt ſie. Und ich wollte ihn

bitten: Hilf mir bei ihr. Er bewundert ſie, wie ihre Arbeit. Und eh' ich noch meine Abſicht verrate, da ſagt er mir . . ."

„Was," rief die junge Frau, „was, raſch. So ſagen Sie's nur. Ich glaube nichts gegen meine Schweſter."

„Gegen ſie? welcher Menſch ſollt' was gegen ſie reden! Nein, etwas ganz anderes, was Sie nicht ahnen, Schlimmeres. — — Meta wird blind."

„Nein," ſchrie die Schweſter.

„Und dann bin ich ausgezogen. Sie kennt den Grund nicht, verachtet mich aber. Tun Sie das nur auch."

Frau Marie-Louiſe ſah ihn an. Sie faßte es erſt nicht. Ausgezogen aus der Wohnung? weshalb, weil ſie blind wird? Nein, weil er nicht den Mut mehr hatte, ihr, die er liebt, ſeine Hand anzubieten, ſeit er weiß, welcher Schmerz ihr bevorſteht. Aber dann liebt er ſie ja gar nicht, wenn er ſich nicht ſehnt, ihr beizuſtehen, gerade jetzt! Sind Männer ſo? Was für eine Art von Liebe iſt das denn? fragte ſich die junge Frau, die nur ihr reines Empfinden kannte. Um in ſein glattes Leben nicht etwas Unangenehmes zu bringen, etwas, das künftig ihn ſtören könnte, läßt er ſie im Stich!

Er las die Gedanken ihr vom Geſicht: „Wenn Sie wüßten . . . .!" er hob ſeine Achſeln, ſchob ſich hin und her auf dem Stuhl mit ſo einer hilflos kläglichen Miene.

Aber ſie wehrte ihm mit der Hand. — Nicht. Was hilft das. Sie haben's getan. — Das ſagte ſie nicht mit ſo vielen Worten. Aber der Ausdruck ihrer jungen, zitternden Lippen ſagte es ihm. Sie rückte halb von ihm fort. Und erhob ſich: „Eilert!" Sie ſah ſich ſuchend um. Der, der würde nicht ſo handeln, der ſicherlich nicht. Wo war er? Sie mußte zu ihm. Und gerade bog er da um die Ecke des Teehauſes, in den Händen einen Fächer, ein geſticktes Tuch und anderes, das er in den engliſch-indiſchen Kolonien und in Algier für ſie eingekauft hatte. Sie wollte ihm entgegenfliegen.

„Baronin," Körber hielt ſie zurück, „wie einem Beichtiger habe ich Ihnen mein Herz nackt gezeigt. Ihnen, ſonſt keinem. Ich verlange Ihr Wort, ich verlange Ihren Schwur, daß Sie ſchweigen werden, zu ihm und zu ihr, ja, auch zu Eilert. Sie ahnt ja nichts. Nicht einmal das Urteil des Arztes weiß ſie. Sie darf es nicht wiſſen. Das ſehen Sie ein, ſie darf es nicht."

Atemlos, in fliegender Eile hat er die kurzen Sätze hervorgeſtoßen. Schon kam Wrankenhoff herzu, ſtand neben ihnen, ſah ſie an mit ſeinem gutmütigen, behaglichen Lächeln. „Nun? — was hat's denn gegeben, Kinder?"

Sie nahm ſeinen Arm und preßte ihn zwiſchen ihren kleinen, zitternden Händen. „Du, Eilert, du . . . ."

Aber Körber kam nah, trat faſt zwiſchen ſie und ihren Gatten. „Wrankenhoff, ich verlange auch dein Verſprechen, daß du deine Frau nicht ausfragſt. Ich denke, du kennſt mich. Ich habe ihr aus meinem Leben — gleichviel aus welchen Gründen — etwas erzählt, das ich nicht weitergeſagt haben möchte. Alſo frag nicht."

Und Wrankenhoff, ohne jedes Beſinnen, hielt ihm die Hand hin: „Mein Wort, alter Junge, ich werd' ſie nicht fragen. Aber — aber du haſt nicht eben ſehr weiſe gehandelt. Sie iſt jung. Und ich bin ihr Mann und würde mich gern ihr zur Schutzmauer machen gegen alles Quälende, Trübe. Es ſcheint, du haſt ihr etwas zu denken gegeben, was ſie quält."

Körber ging geſenkten Kopfes neben den beiden her, dem Ausgang zum Quai Marigny zu. Er winkte einen Wagen heran. Den Hut in der Hand, ſtand er am Schlage und küßte Marie-Louiſe die Finger. „Denken Sie nicht zu ſchlecht von mir," bat er leiſe. —

Als ſie allein mit ihrem Manne war in dem kleinen Kupee, da ließ das junge Geſchöpf all die hübſchen Sächelchen, die er ihr eben mitgebracht, aus ihren Händen zu Boden fallen und ſchlang die Arme ihm um den Hals und preßte ſich ihm an die Bruſt und ſchluchzte: „Du, du!"

Er wiegte ſie wie ein Kind ein paarmal, ſtreichelte unter dem Hut ihr die Schläfe: „Still, ſtille doch. Das iſt nun ſo. Wenn du eine Frau ſein willſt und das Leben ſehen, wie's iſt — wir ſind alle keine Engel. Ich ebenſo wenig. Vielleicht viel weniger

als er. Weil ich immer forſch drauf losging, mitnahm, was mir in den Weg kam. Körber dagegen . . . .“

Und er fing an, ihr zu erzählen, was für ein gewiſſenhafter, guter, zuverläſſiger Menſch dieſer Körber ſei. Nur etwas eckig, etwas ſchwerfällig und zu bedächtig. Hätte er in törichter Offenheit aus ſeinem Leben ihr etwas erzählt, was ihr mißfiele, ſo ſei das gewiß nichts ſo Schlimmes geweſen. Er dagegen, er, ihr Gatte, wenn er anfangen wollte, all ſeine Dummenjungensſtreiche ihr zu beichten . . . . es würde ihr grauen, ſo einer wär' er! —

Frau Siſſy trocknete ſich ihre Augen. Sie küßte ihn. „So einer biſt du! Ein anderer als er. Und du handelſt auch anders. Nicht ſo bedächtig, nicht ſo vernünftig, o nein, du nicht!“ —

V.

„Nun, kleine Schweſter,“ ſagte Meta am nächſten Tage im Atelier, „was ſitzt du ſo ſtumm da? Wart ihr geſtern in der Ausſtellung mit Doktor Körber? Hat er dir Intereſſantes gezeigt? Man kann ſich gut mit ihm unterhalten. Erzähl' mir nur. Mich ſtörſt du nicht, wenn du auch ſprichſt. Ich kann doch heute nicht viel machen bei dieſem Wetter. Man ſieht ja gar nichts, ſo dunkel iſt es. Meine Augen ſchmerzen mich.“

„Deine Augen?“ fragte Siſſy.

„Ja, ich ſagt's dir doch ſchon. Ich hatte eine häßliche Entzündung in Carrara. Der Arzt war ein Stümper. Und dann der Staub. Du warſt nie dort? Du kannſt das nicht wiſſen, wie es da iſt.“

„Nein,“ flüſterte jene, „und deine Augen, — ſeitdem . . . ſie ſchmerzen?“ —

Meta nickte. Sie ging zurück von ihrer Arbeit und wieder vor, kam näher zu ihrem Modell und ſah ſich, beide Hände auf dem Rücken, die feingezeichneten Brauen der Schweſter aufmerkſam an. Frau Siſſy hielt den Atem zurück. Es war ihr, als hätte ſonſt Meta hören können, wie bang ihr ums Herz war.

„Und in Carrara?“ fragte ſie wieder.

„Ja, dort iſt alles weiß. Der Staub auf der Straße iſt weißer Marmor, die Ochſenkarren ſchwer beladen mit Marmorblöcken, die Berge leuchten in weißgrauer Schönheit und am wunderblauen Himmel in goldweißer Reinheit die unerbittlich ſtrahlende Sonne. Ich aber, vor meiner weißen Statue in endloſer Arbeit Tag und Nacht, und die feinen Marmorſplitter flogen, ſprühten um mich her und ich bohrte und feilte und glühte ſelber vor innerem Eifer in Weißglühhitze. Ah“ — ſie hob die Arme, ſich reckend, „es war doch ſchön! Eine böſe Zeit ſag' ich dir. Ich arbeitete in einem Fieber, wie es, glaube ich, Männer nicht kennen. So ein Trotz. Ich kann etwas und ich will etwas und es muß, es muß mir gelingen, obwohl ich doch nur ein Weib bin. Michelangelo und Phidias, Praxiteles oder Gian da Bologna, ganz gleich, ich bin auch was. — War ich damals noch jung!“

„Und ſeitdem? Deine Augen?“

„Ja,“ nickte Meta. Wieder ging ſie vor und zurück, blieb ſtehen und verglich. „Die ſind ſchlecht ſeitdem. Oder auch gut, wie man es nimmt. Als ich damals ſo lange dort krank lag, habe ich innerlich ſehen gelernt. Werke wie Praxiteles uſw. — nein, ich werde ſie nie machen können. Dazu bin ich zu ſchwach, zu ungelehrt, dazu leb' ich zu eng in meinen Schranken, in meinen Kleidern. Das lernte ich in dem verdunkelten Zimmer, wo ich meine Arbeit und anderer Schöpfungen und mich ſelber, ohne die Augen, mit klarerem inneren Sinn überſah. Weißt du nicht, wie's in Emilia Galotti heißt, es könnte einer ein Raffael ſein auch ohne Arme? Nun, ich — jetzt mache ich ſo kleine Sachen, ein ſchlafendes Kind und Porträts, wie die hier, die junge Frau, die ganz leiſe lächelt. Das iſt ja recht nett. Aber wenn ich erſt einmal blind bin, wirklich blind —, ob ich nicht dann im inneren Erfaſſen, Wollen, Schauen, ohne Augen, auch noch der größte Bildhauer werde?“

„O Meta“, ſagte Siſſy, „Meta . . . blind! . . .“

„Erſchrick nicht ſo, Kind, deine Augen werden ganz rot davon. Was, du wirſt doch nicht weinen? Das geht heut nicht. Tu mir ſo was nicht an, jetzt! Wer weiß auch, ob ich's überhaupt je erlebe. Man

ſtirbt ſo leicht. Wozu ſich lange vorher viel fürchten!“

„O Meta, Meta!“ rief die Schweſter, „wie du ſprichſt! Sei nicht ſo hart gegen dich, du darfſt nicht, du tuſt mir weh. Es iſt zu ſchrecklich.“

Meta legte ihr Modellierholz aus der Hand und kam zu Siſſy, wie um ſie zu tröſten. Es ſei nicht ſo ſchlimm, ſie ſelbſt hätte ſich an den Gedanken lange gewöhnt. Und gewiß ſei's ja auch noch nicht. Und der Arzt hätt' ihr's abgeſtritten.

Siſſy weinte. Sie kam ſich falſch vor, weil ſie ihr beſſeres Wiſſen verſchwieg. Daß man unehrlich ſein kann mit Schweigen, daß man ſeine Worte abwägt und wählt, um das Eine zu ſagen, das Andere nicht, ihr war all' das neu. Das Leben hatte ſich noch kaum ihr aufgetan, und ſchon fühlte ſie ſich verſtrickt und gebunden, nach allen Seiten im Zwieſpalt von Verpflichtungen, daß ſie kaum wußte, was recht ſei, was unrecht, was gut und was ſchlecht. Und ſie ſchämte ſich zu lügen und konnte doch nicht anders.

„Wenn es aber der Arzt beſtreitet“ — flüſterte ſie — „weshalb denkſt du es denn?“

Meta ſtand ſchon wieder an ihrer Arbeit, mit zuſammengebiſſenen Zähnen und gerunzelten Brauen. „Nur wein' jetzt nicht. Sieh gerade hierher. Wenn dein Auge trüb blickt zu den lächelnden Lippen .... Ich bin jetzt bei den Linien des Augapfels ſelbſt. Obwohl man ſie eigentlich bei einer Statue kaum bemerkt, gibt ſie das Tiefſte und Innerſte. — Weißt du —“ fragte ſie nach einer Pauſe — „wie Lenbach eines ganzen Menſchen Art und Weſen im Blick verkörpert, in dem Glanzlicht auf der Pupille? Aber er gibt einem Jeden dazu noch etwas von ſeinem Geiſt mit. Das müßt' ich ohne Farben auch können, allein durch die Form.“ — Und dann zurücktretend: „Es wird. Ja, ich glaube, ſo kann es was werden. — Was fragteſt du da vorhin, was der Arzt ſagt? Natürlich will der mich beruhigen. Nur nicht aufregen, nur nicht ängſtigen. So ſind ſie ja alle. Solch ein Schonemenſch! Meint, ich könnt' nicht die Wahrheit vertragen. Aber ich .... Ah“, rief ſie mit zurückgeworfenem Kopfe, „ich kann 's, ich will ſie, die volle Wahrheit und nur die!“

„Und alſo, du glaubſt? ... es iſt zu troſtlos.“

„Nein,“ rief Meta, „das iſt es nicht. Gar nichts iſt troſtlos. Und das gewiß nicht. Ich lebe ganz anders, ſeit ich es weiß, ich lebe doppelt. So ſollten alle Menſchen nur ſehen, ſo genießen wie ich. Mit jedem Blick hol' ich mir Schätze, ſaug' mir die dankbaren Augen voll von lichter Schönheit. Davon will ich dann nachher zehren, wenn's recht dunkel um mich iſt. Von meinem Zimmer der Himmel, die Ausſicht! Und im Louvre jedes Bild und die Venus von Milo erſt! Und da an dir, mein kleines Lieb, jede leiſeſte Linie. Wie das Ohr anſetzt. Und der Hals, wie der jung iſt und weiß und doch das Blut ſo zart roſig durchſcheint durch die Haut. Das muß ich mir merken. Später, ſpäter, wenn ich's nicht ſehe, dann denk' ich daran. Und dann, ſag' ſelbſt, iſt nicht jeder Menſch, ob jung, ob alt, und ob er noch ſo Nahe hat, im Grunde doch einſam, tappt er nicht im Finſtern für ſich, mit ſeinen Gedanken? Weißt du denn, was dein Mann dabei fühlt, wenn er dich küßt? Und kann er fühlen oder ſehen, was du denkſt in derſelben Sekunde? Ihr braucht einander nicht viel zu betrügen, das tut ihr gewiß nicht. Aber in derſelben Sekunde biſt du ganz nur Liebe. Und er — ihn drückt vielleicht vorn am Hals ſein kleiner Hemdknopf. — Das findeſt du gemein? Ja, natürlich, das iſt es. Aber 's iſt menſchlich. Denn wir Menſchen ſind ja zweileibig, aus ſehnſuchtshohen Gedankenflügen und ganz niedrigen irdiſchen Bedürfniſſen zuſammengeſetzt. Wenn ich erſt im Dunkel lebe, dann ſehe und höre ich nur das Schöne. Jeder wird mir ſein Beſtes geben, — das Häßliche, das weiß ich dann nicht. Zum Beiſpiel, — aber nein“, ſie lachte leiſe vor ſich hin“, das iſt nichts für dich.“

„Was wollteſt du ſagen?“ fragte Siſſy.

„'s iſt zu ungezogen, nein. — Du möchteſt es doch wiſſen? Nun, alſo gut. Wenn ich erſt blind bin, dann höre ich euren Doktor Körber nur reden. Bei dem iſt das doch ſehr entſchieden ſein beſtes Teil. Sein Organ

und ſeine Worte. Haſt du ihn je über Kunſt ſprechen hören, über ihren Wert im modernen Leben, wie ſie den Menſchen hebt und bereichert? Könnt' ich es ſo ſagen, ich würde morgen Volksrednerin werden. Das iſt nämlich ein Beruf, den ich mir ſchon für mich ausgedacht habe, wenn's einmal mit der Bildhauerei nicht mehr geht. — Aber er — nein, dem Volk ſo nah zu kommen, armen Leuten, die vielleicht krank ſind oder ſchlecht riechen, das wär' nichts für ihn. Man ſieht's ihm ja an, was für ein vorſichtiger, ängſtlicher Menſch er iſt. Dieſe ſpitzige Naſe, das fliehende Kinn, nirgends eine kräftige Linie. Und die dünne Haut bei einem Manne! Er errötet, weil er mir ins Geſicht ſieht, er errötet, weil er mir nicht ins Geſicht ſieht, beſitzt den Mut nicht, mir ordentlich den Hof zu machen und doch den Stolz nicht, ordentlich davon zu bleiben."

„So magſt du ihn gar nicht?"

„Nicht mögen? Nein, im Gegenteil, ich mag ihn gern. Den Gelehrten, den Kunſtfreund, den Gentleman, der er denn doch iſt, ſo was man den innerſten Menſchen nennt. Nur freilich — der äußere! — Und ſo lang meine Augen ſehen, ſehen ſie ſelbſtverſtändlich den äußeren." —

Frau Siſſy ſchwieg. Sie hatte mehr gehört, als ſie erwartet. Sie fürchtete ſich beinah, noch mehr zu erfahren. Ob Meta wußte, weshalb der Doktor ſich von ihr zurückgezogen hatte? Ob ſie auch den innerſten Menſchen ſo hochſtellen würde, wenn ſie das wüßte? Und ob es für ſie, Marie-Louiſe Wrankenhoff, nicht vielleicht Pflicht ſei, ihrer Schweſter, die Männer nicht ſo kennen konnte, die Wahrheit zu ſagen?

„Was blickſt du gar ſo traurig drein, Kind?" ſagte Meta, „du hältſt das Leben wohl noch für luſtig? Als ob Blindwerden das Schlimmſte wäre, das Einzige. Kennſt du nicht den Satz vom Leiden, durch deſſen Erkenntnis Buddha erſt zum Buddha wurde? Ich las ihn einmal. Er lautet ſo: Geburt iſt Leiden, Alter iſt Leiden, Krankheit iſt Leiden, Sterben iſt Leiden, mit Unlieben vereint ſein iſt Leiden, von ſeinen Lieben getrennt ſein iſt Leiden. — Und kannſt du ſagen, junge Siſſy, der Satz ſei nicht wahr?"

„Ach," ſeufzte die Kleine.

„Ich ſage dir das nicht, um dir weh zu tun. Ob man will oder nicht, man lernt es ja doch. Aber mir ſcheint, es gibt zwei Arten, es aufzufaſſen. Entweder man wendet ſich ab von Schmerzen, von allem, was trüb iſt, legt ſich eine dichte Binde vor ſeine beiden ſehenden Augen und erſchrickt und zittert vor allem, was jeder Morgen bringen kann. Oder — ja oder man ſieht es eben und macht's wie ich. Und dann kann man lachen und ſingen, tanzen ſogar. Man iſt ſo dankbar für den kleinſten Sonnenblick, den man noch ſieht. Dazu braucht's keine Philoſophie, die hilft doch nicht viel. Kein Buddha und kein Heiliger ſonſt, kein Chriſt und kein Heide kann das erklären, warum es ſo iſt, woher es ſo kommt, daß wir leben, Glück erſehnen — und leiden müſſen. Die Ungerechtigkeit unſeres Schickſals auszugleichen, vermögen wir ſelbſt nur. Und nur, wenn wir wollen. Indem wir täglich, ſtündlich ſagen — ich lebe, du lebſt! ich kann dich noch ſehen und du kannſt mir lächeln! du haſt mich lieb, wie ich dich liebe. — Wenn man ſich das ſagt, iſt das nicht ſchön, iſt das nicht Glück, iſt dieſes Heute nicht genug?"

„Ja," meinte Siſſy, „ja, — vielleicht! du biſt ſehr klug, daß du ſo denkſt. Und biſt ſehr . . . ich weiß nicht . . . gemäßigt. Ich kann's nicht ſo."

„Du meinſt wohl, daß es Reſignation ſei? Aber ich bin gar nicht reſigniert. Ich liebe, liebe alles was jung iſt und luſtig und ſchön. Und liebe meine Kunſt. Und Muſik, oh, die ſo ſehr. Und Sonnenſchein. Und erſt hübſche Kleider! Ich bin ganz ungeheuer weltlich; du, glaub das nur."

Frau Siſſy ſaß auf ihrem Modellſtuhl, den Kopf ein wenig vorgeſenkt. Nicht das lächelnde glückliche Kind-Weib, ſondern ein nachdenklich ſinnendes. Meta forderte nicht wieder von ihr, daß ſie ihren Kopf heben ſolle. Sie beſſerte an den Falten des Kleides um Hals und Schultern. Jede Falte ſchien ihr aber von ſchmerzlicher Denkarbeit zu zeugen, ſo wie ſonſt ein heiteres Selbſtbewußtſein aus jedem Fältchen, aus der Nackenlinie, der freien Haltung des jungen Körpers geſprochen hatte. Sie ließ die Arbeit

ſtehen. Leiſe tat ſie einen Schritt ſeitwärts, wo ein Haufen von rötlich feuchter Plaſtolina noch formlos dalag. Den Ausdruck jetzt, dies ſinnende, grübelnde Denken, — das wiederzugeben! — Nach einer Minute war ſie ganz in der neuen Arbeit, formte mit taſtendem Finger das ſchwermütige Geſichtchen, dem Mitleid um ein Schweſterleid den Stempel aufdrückte. Wer die Schweſter, und was das Leid war, — ob ihr eigenes? Sie dachte daran nicht. Mit ſuchender Spannung verfolgte ſie das leiſe Beben der kindlichen Lippen. Weshalb ſie zuckten, davon wußte ſie in dem Augenblick ſo wenig, wie davon, daß ihre eigenen Augen ſie ſchmerzten.

Frau Siſſy aber ſchien der Schweſter Leben troſtlos und ausſichtslos. Der Bildhauer ohne Augen, von dem Meta gefabelt hatte, ihr war er ein Krüppel, weiter nichts. Und die dankbare Freude am Leben verſtand ſie nicht recht. Sich freuen ohne Glück und Augen? Von dem künſtleriſchen Schauen, das auch in der Nacht den Sinn erhellen, die Gedanken ausfüllen kann, davon hatte ſie keine Ahnung. Glück, — ſie meinte, es ſei allein in der Liebe, in dem Geliebtwerden, in der Ehe. In einer Ehe, die ſo war, wie ihre. Eilert! — Meta arbeitete an dem Bilde des ſchmerzerfüllten jungen Geſichts, aber kaum daß ihre plaſtiſche Skizze eine erkennbare Form anzunehmen begann, hatte das Geſicht ſich verändert, der ſinnende Gramausdruck entwich vor dem alten ſonnigen Lächeln, und das Kindweib, mit den von Küſſen geſchwellten Lippen, ſaß glückatmend wieder vor ihr.

VI.

Als die Schweſtern an dem Tag voneinander gegangen waren, empfand eine jede ſo etwas wie Mitleid. Frau Siſſy dachte: die Arme, Ärmſte, ſo allein, ohne einen Mann, der ſie lieb hat! — Und Meta: Gutes, kleines Ding, was weiß ſie, was Wonne heißt und Glück, wenn ſie ſich niemals aus dem Nichts, dem Klumpen Ton, ihres Geiſtes Traum geformt hat!

Sie ſelber arbeitete noch lange und mühte ſich, das herauszubringen, was ſich doch kaum formen ließ: dies Zittern der Lippen, dies leiſe Zuſammenziehen der feinen Naſenflügel, dies Nichtweinenwollen! Wieder trat ſie zurück von ihrem Entwurf und betrachtete ihn von weitem. Und wieder verſchwamm es ihr vor den Augen, daß ſie die Lider ſchließen mußte. Sie verdeckte ſie mit der Hand. So ſah ſie, was ſie in der rötlichen Maſſe kaum erſt angedeutet hatte, fertig vor ſich. Und ſo war es ſchöner und beſſer als alles, was ſie je gemacht. Es dunkelte draußen. Anſtatt die Lampe anzuzünden, ging ſie mit halbgeſchloſſenen Augen durch das Atelier. Es war eine Prüfung, die ſie öfter mit ſich anſtellte: Finden können, ohne zu ſehen. Von allem, was ihr bevorſtand, ſchien ihr das das Ärgſte, daß ſie eines Tages von fremder Hilfe abhängig ſein ſollte. Noch nicht, noch nicht! Mit abwehrenden Fingern ſchob ſie die Dunkelheit von ſich fort. Und dann in plötzlicher Haſt ergriff ſie die groben Tücher, die in einer Ecke lagen, warf das eine eingefeuchtete über die lächelnde, das andere über die ernſte Skizze, deren Maſſe keiner Näſſe bedurfte, holte ſich Hut und Mantel und ging, nachdem ſie das Atelier verſchloſſen hatte. Draußen brannten die Gaslaternen, doch war es noch halb hell. Sie ſchlug nicht den kurzen Weg zu ihrer Penſion ein, ſondern durch die erſte breite Seitenſtraße ging ſie der Seine zu und über die Concordienbrücke an das andere Ufer. Leute und Wagen haſteten auf dem großen Platze an ihr vorüber. In ihrem einfachen Straßenanzug, den dunklen Rock eng zuſammengerafft, ſchritt ſie unbeachtet hindurch. Nur einmal blieben ein paar Deutſche, die ſie dicht geſtreift hatte, ſtehen: „Sieh, die Figur. So geht und hält ſich doch nur eine Pariſerin!“ — Sie mußte lachen. Wenn die wüßten, daß ich aus Holſtein bin! Und ſie reckte ſich noch höher. Am Ende, das woher und welchen Blutes macht es nicht, nur das Wollen in einem. Weil ich Künſtlerin bin, kann ich gehen, weiß ich meinen Kopf mit Anſtand zu tragen. Und die es erkannten, die müſſen auch Künſtler geweſen ſein, ſonſt hätten ſie's nicht ſehen können. Oh, Künſtlerin bleiben! — Sie beſchleunigte ihre Schritte. Sie wollte zu ihrem Augenarzt. Seit Monaten war ſie nicht dort geweſen, hatte von Schonung oder Vorſicht nichts hören wollen. Nun, nach dem Geſpräch mit Siſſy, war ihr plötzlich

eine Angſt aufgeſtiegen. Sie wußte ſelbſt nicht, was aus dem Tonfall der Schweſter ſie angeweht hatte wie eine Beſtätigung ihrer eigenen Befürchtung. — Woher ſollte Siſſy wohl etwas wiſſen? Aber ſie ſchien gar nicht zu zweifeln, daß es ſo war, daß die Blindheit kommen müſſe. Wann? Sie wollte zum Arzt, um das zu erfahren. —

Zuletzt lief ſie faſt durch die breite Allee der Champs Elyſées. Von irgendeiner Uhr hatten ſieben Schläge geklungen. Um ſieben war die Sprechſtunde zu Ende. Aber der Diener, der ſie kannte, ließ ſie trotzdem ein. Im Wartezimmer ſaßen noch Patienten genug. Ihr, vom raſchen Gehen in der Septemberluft erfriſcht, ſchlug die Schwüle ins Geſicht, daß ſie beinahe umkehren wollte. Und auch die Helle. In der Mitte des Raumes brannte eine elektriſche Lampe mit grünem Schirm, die auf die Journale und illuſtrierten Bücher auf dem Tiſche darunter ihr grelles Licht warf. Die Menſchen hier ſcheuten alle dies Licht, ſie ſaßen in den Ecken und Winkeln, zwiſchen den mächtigen Bücherſchränken, mit der Hand über Stirn und Augen. Nur einer ſtand, den Rücken zum Eingang am Tiſch und las. Als die Tür knarrte, hatte er den Kopf halb gewendet. Sie aber — in derſelben Sekunde, war zur Seite gewichen, dicht an den Schrank. Er erkannte ſie nicht. Und ihr klopfte das Herz und ſie drückte ſich in das ſchützende Dunkel. Es war Doktor Körber. Weshalb ſie ſich hier vor ihm verſteckte, das wußte ſie kaum. Sie ſchämte ſich auch, überlegte, ob ſie nicht lieber ihn begrüßen ſolle, bevor er vielleicht durch irgend eine Bewegung ſie doch entdeckte. Aber drinnen ein Klingelzeichen, der Diener kam und führte Körber ins Nebenzimmer. Sie atmete auf. So war's ihr doch lieber. Was brauchte der auch noch zu wiſſen, wie es um ſie ſtand. Mitleid von ihm! Nein, eh' es ſein mußte, wollte ſie's nicht. Aber weshalb er hier ſein mochte? Er ſchien doch ſo geſunde Augen zu haben, kurzſichtig war er freilich ſehr und ungeſchickt. Seine Sachen verlegte er immer und konnte nichts finden, über jeden Schemel im Zimmer ſtolperte er und trotz ſeines Kneifers ſtieß er ſich an allen Ecken. — Ob er auch vielleicht litt und ſagte es nicht, ſtritt mit ihr, machte ſchlechte Witze und ſie wußte nicht, wie ihm zumute war? Sie fühlte plötzlich, daß man ſeinen Freunden ein Unrecht antue, wenn man ſo ſchwieg. Ihr eigenes Verheimlichen bereute ſie darum doch nicht. Aber er, er hätte ihr es ſagen ſollen, ihr Mitgefühl annehmen, ſich von ihr ſchonen und pflegen laſſen. Und ſie hatte ihn ſo oft hart angefaßt mit ſpöttiſchen Worten, und ſie hatte es ihm geweigert, wenn er ſie gebeten, in ihrem Atelier ſie beſuchen, am Abend ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen. Vielleicht war das alles nicht ein verſteckteſ Spiel geweſen, ſie zu gewinnen, wie ſie gemeint, ſondern die Furcht vor der Einſamkeit, vor dem Dunkel. Oh, ſie kannte die Furcht ſo gut. Einſam iſt man ja auch am Tage. Aber wenn die Nacht kommt und man ſitzt ſo allein und denkt und denkt und graut ſich, daß es ſo ſchwarz bleiben wird . . . Sie ſuchte im Zurückerinnern ſich auf jedes Wort zu beſinnen, ſuchte einen neuen Schlüſſel zu dem Weſen des Mannes, den ſie gemeint, ſehr gut zu kennen. Daß er ſo plötzlich ausgezogen, wenn das die Scheu geweſen wäre, mit ſeinen Sorgen auch ſie zu belaſten?

„Nun, Madame, was denken Sie da?" Es war einer der Wartenden, der ſie anſprach. Körber mußte lange fort ſein, drei, vier Patienten waren inzwiſchen bei dem Doktor drinnen geweſen und durch die Korridortür nach einer anderen Seite entlaſſen. Nun befanden nur ſie und dieſer blaſſe Menſch ſich hier noch im Wartezimmer.

Beide Hände in den Hoſentaſchen ſtand er vor ihr: „Finden Sie nicht auch, daß die Geſchichte, die man ſo das Daſein nennt, etwas dumm iſt? Dumm, das iſt das Wort. Denn, wozu wird am Ende ein Menſch mit zehn Fingern und fünf Sinnen, dem Mund zum Eſſen und leerem Magen in die Welt hineingeſetzt, wenn ihm nachher der eine Sinn abſtirbt, daß er weder die Arbeit verrichten, noch ſein Eſſen finden kann. Wozu? können Sie mir das vielleicht ſagen?"

Meta ſah zu ihm auf. Ganz jung war er, trug eine hochmoderne rote Krawatte und unter ſeiner großen Brille war das eine Auge durch ein ſchwarzes Band verdeckt.

„Na,“ rief er, als ſie nicht antwortete. „Sie brauchen mich auch nicht ſo mitleidig anzugaffen. Einen Grund für dies Hundeleben wiſſen Sie, ſcheint es, ſo wenig wie ich. Sagen Sie nur nicht, es ſei um zu lieben. Das iſt das Allerärgſte dabei, das Allerüberflüſſigſte. Noch mehr arme Menſchlein ins Leben ſetzen und gar vielleicht Blinde! Ich dank' für die Laſt, die dann aufzuziehen. Nein, ſowie mir das da paſſiert iſt, — es war ein Splitter, weiter nichts, von einer ſchlechten Petroleumlampe, die explodierte, das eine Auge iſt weg und das andere — na, wer weiß! — alſo gleich nachher, wie ich aus dem Spital kam, hab' ich meiner kleinen Freundin den Laufpaß gegeben. Was ſollt' ich auch ſonſt tun? Sie, Madame, Sie verſtehen das wohl nicht, Sie haben,“ — er machte mit der Hand die Bewegung des Geldzählens — „nicht wahr? das merkt man.“

„Ich bin Bildhauerin,“ ſagte ſie.

„So? deſto ſchlimmer für Sie. Dann können Sie nachher auch nichts mehr tun. Ich bin Verkäufer. War's vielmehr. Jetzt nimmt mich kein Laden, das iſt natürlich. Habe mir's ſchon überlegt, was ich werde: Bettler oder Straßenſänger, was meinen Sie? das ſind doch ſo die beiden Metiers, die allein unſeresgleichen noch offenſtehen. Oder wiſſen Sie vielleicht andere?“

„Ich . . .“ Meta zögerte.

„Ja, Sie. Was wollen Sie nachher? Haben Sie ſich das klar gemacht, oder leben Sie ſo hin und meinen, es kommt wohl nicht ſo bald? Sacrebleu, wer das auch könnte. Es kommt, ſage ich Ihnen, es kommt. Der da drinnen läßt ſich ſchönes Geld bezahlen, aber ändern wird er's doch nicht. Was kann ſchließlich ein Arzt? Wunder verrichtet die Natur nur oder der Zufall. Und die haben uns beide gezeichnet, Sie, Madame, ſo wie mich.“

„Woher wiſſen Sie, daß ich . . .! weshalb glauben Sie!“ rief Meta.

„Daß Sie nicht nur zum Zeitvertreib hier ſind, um ſich ſagen zu laſſen, es fehle Ihnen ganz und gar nichts? Woher ich das weiß? Das merkte ich im Moment, als Sie kamen. Wie Sie da ins Dunkel ſchreckten vor dem Licht. Wie Sie ſich in die Ecke drückten und taſteten mit unſicheren Händen nach dem Stuhl. Mich bemerkten Sie gar nicht, obwohl ich dicht daneben ſaß. Als ob ich ſolche Bewegung nicht kenne! Ich bin drei Monat in der Augenabteilung geweſen, im Hotel Dieu. Da lernt man ſo was. Ich kann Ihnen nur raten, lernen Sie es nicht ſo genau.“

„Es gibt nachher noch genug zu nützen,“ ſagte Meta, „man kann unterrichten, man kann . . .“

„Strohflechten, jawohl, das kann man. Iſt auch was Rechts!“

„Oh,“ bat ſie, „ſprechen Sie nicht ſo. Leben bleibt doch ſchön. Und wär's auch im Dunkeln. Man kann ſich erinnern . . .“

„Daß man früher zu eſſen hatte. Glauben Sie, Erinnern ſättigt? Ich ſage Ihnen, es iſt ſchlimm jetzt, nachher wird's viel ſchlimmer. Und nützen wollen Sie! wozu und womit? Den Leuten zur Laſt ſein, ja, das werden Sie wohl können, hin und her geſtoßen werden, verſpottet werden.“

„Warum ſagen Sie mir das alles? was kann ich denn tun? Und kann ich vielleicht . . . kann ich etwas für Sie?“

Der fremde Menſch lachte. „Tut's Ihnen ſo weh, die Wahrheit zu hören? Sie iſt doch wahr. Und was Sie für mich tun könnten, ja, eine ganze Menge; mit fünf Sous iſt mir nicht zu helfen. Sondern geben Sie mir das geſunde Auge wieder, ſo wie's war, ehe die Lampe mir ins Geſicht platzte, dazu viel Geld, gute Kleider uſw. — Ihre ſitzen Ihnen nett, aber elegant ſind ſie auch nicht, — alſo beſſere müßt' ich haben. So wie vorhin der Herr, der da an dem Tiſch ſtand und las. Wenn ich das alles beſäße, wollt' ich Sie wohl um noch was bitten, ma chérie, dann philoſophierte ich hier nicht ſo triſt mit einer jungen Dame wie Sie ſind, ſondern dann —“

Er kam ihr näher und ſtreckte den Arm aus. Ein Branntweingeruch berührte ſie mit ſeinem Atem. Sie ſprang auf.

„Na,“ ſagte er zurückweichend, „na, ich tu Ihnen ja nichts.“ Und er wandte ſich ab und marſchierte in ſeinem ungeduldigen Schritt wieder rund um den Mitteltiſch. Dann blieb er plötzlich nochmals vor ihr ſtehen.

„Tun Sie nur nicht, als ob Sie ſo gar nichts davon wüßten und wiſſen wollten. Bildhauerin, das ſind Sie, was? Eine, die nackte Puppen macht, ſo wie ſie im Louvre ſtehen, iſt es das? So eine lebt doch. Sagen Sie, wenn der vorhin, der Herr, — er ſah Sie nur nicht, weil Sie, gleich als Sie ins Zimmer kamen, ſich ſo lautlos beiſeite drückten, — wenn der in ſeinem neuen Überrock auf Sie zugegangen wäre und hätt' Sie um ein Küßchen gebeten, einer, der nicht blind iſt, was dann?“

Sie war zuſammengeſchreckt. „Der!“

„Ja, der, juſt der! Hätten Sie dann wohl auch ſo geſchaudert . . .?“

Die Tür ging auf und erſparte ihr die Antwort.

„Gehen Sie nur voran,“ ſagte der junge Menſch, — „immer höflich, den Damen der Vorrang! Hab' auch keine ſo rieſige Eile, zu hören, wie bald ich ganz fertig ſein werde.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte ſie, „ich danke Ihnen. Denn ich habe Eile, es zu erfahren.“

Aber dann drinnen, in dem ernſten Sprechzimmer, vor dem ernſten Mann, überkam es ſie plötzlich mit einem ſo tollen Angſtgefühl, daß ſie gern wieder Kehrt gemacht hätte.

„Sie!“ hatte der Doktor Liebhart ausgerufen, als er ſie erkannt. Er nahm ſie bei der Hand und führte ſie zu einem der Lederſeſſel und ſchob ihn ſich näher. Die elektriſche Lampe warf gerade von vorn ihr grelles Licht auf das erblaßte, zitternde, plötzlich alt gewordene Geſicht. Er ſah ihre Angſt und nahm ihre behandſchuhte Rechte und ſtreichelte ſie. Er hatte ſo ein mitfühlendes Lächeln unter ſeinem ſchlohweißen Schnurrbart, als ob er alle Schmerzen verſtehe. „Nun, nun,“ ſagte er, „eh bien, chère Méta, eh bien, was haben Sie mir zu erzählen?“

„Nichts,“ verſetzte ſie raſch, „gar nichts. Ich kann nicht, o nein! Ich kam hierher, um die Wahrheit zu hören. Ich hielt mich für tapfer. Und nun plötzlich — da drinnen war einer, der mir gezeigt hat, wie es ſein wird, ſo ſchauerlich — nein, ich kann's heute noch nicht, Doktor, ſagen Sie mir nichts. Oder doch, eines . . . es iſt indiskret. Aber ich muß es wiſſen. Edmund Körber, der Kunſthiſtoriker, der vorhin hier war . . . wird der . . . iſt der auch . . .?“

„So ſahen Sie ihn?“ fragte der Arzt, „er ſah Sie nicht.“

„Woher wiſſen Sie das?“

„Weil . . . hm ja. Wir ſprachen von Ihnen.“

„Von mir! Was denn?„

„Daß . . . ſo zufällig. Von Ihren Arbeiten. Ich höre, Sie arbeiten wieder ſehr fleißig? Das ſollten Sie nicht.“

„Ja, Sie haben mir's verboten. Aber ich wollte. Und Doktor Körber? Was fehlt dem alſo? ſeine Augen?“

„Oh,“ brummte Liebhart, „die! Alſo Sie beunruhigen ſich auch um ihn? Nein, von ſeinen Augen haben wir wahrlich nicht geſprochen.“

Meta atmete erleichtert: „Das iſt gut! Es wäre auch zu hart geweſen für ihn.“ Und dann ſtand ſie auf um zu gehen. Ihre Augen? Die wollte ſie heute nicht anſehen laſſen. Wozu auch? ſie ſchmerzten und würden ſchlechter. Das wüßte ſie ſo. Und das andere, das, was ſie hätte wiſſen wollen, das Wann . . . Sie wollt' es nicht wiſſen.

Der Arzt ſagte gar nichts, ließ ſie aber nicht gehen, ſondern ſchob ſie auf den Platz dicht neben der Lampe, ſchob ſich den Stuhl ihr gegenüber. Und mit dem blitzenden Augenſpiegel über der Stirn ſetzte er ſich, ſie zu unterſuchen. Gegenüber ſtarrten ſie von der Wand die großen und kleinen, geraden und krummen ſchwarzgedruckten Lettern an, die ſie ſonſt ihm zu nennen hatte. Heute ſtellte er ſolche Prüfung nicht mit ihr an. Sie ſelbſt ſollte es wahrſcheinlich nicht wiſſen, wieviel oder wie wenig ſie noch zu erkennen vermöchte. Er träufelte ihr Atropin ein, ſie kannte das ſchon, wie ſich die Pupillen erweiterten. So raſch, ſo präzis war jede ſeiner Bewegungen, er ſchien kaum ſie zu berühren. Ja, als er fertig war, ihr mit Watte noch Lider und Wimpern leicht abgetrocknet hatte, und ſeinen Stuhl zurückſchob, da tat es ihr faſt leid. Die eine Sekunde unter ſeiner Hand, da hatte ſie noch glauben können, daß er ſie zu heilen wüßte. Nun erhob ſie ſich auch, ſtand vor ihm. Ihre

unnatürlich geweiteten, kalt und groß gewordenen Augen ſtarrten ihn an, ſein Geſicht verſchwamm ihr wie in einem ſchmerzenden Nebel.

„Eh bien,“ ſagte er wieder und nahm ihre Hand, „eh bien, meine liebe, liebe Meta! Nun gehen Sie nur. Die Luft wird Ihnen guttun. Sie ſind eine große Künſtlerin, das wiſſen wir alle. Was tut es da viel, ob man ein Werk oder zehn gemacht hat? Und wir verehren Sie, ich und dieſer Körber. Er vielleicht noch etwas mehr. Unterhalten Sie ſich womöglich, gehen Sie mit ihm in die Ausſtellung, er iſt ein Führer comme il faut, er weiß und kennt alles. Laſſen Sie ſich von ihm das Beſte zeigen.“

Meta gab keine Antwort. Er hielt ihre Hand noch und ſtreichelte ſie:

„Eh bien, courage, mon amie, du courage. Au revoir.“ Und drückte ihre Hand und ließ ſie. Sie ging hinaus.

Draußen — der Diener ſtand ſchon, ihr die Flurtür aufzumachen — zögerte ſie. Hätte ſie nicht doch fragen ſollen? Aber wozu? hatte ſie denn nicht ſchon ihre Antwort? — Ob Sie ein Werk oder zehn hinterlaſſen, das iſt gleich, — amüſieren Sie ſich — und: Au revoir, wir ſehen uns wieder. Das war ja die Antwort. Ob es noch heute kommt, oder morgen, es kommt gewiß. Nachher hat man dann die Wahl, ob man Bettler ſein will oder Straßenſänger, wie der arme Menſch da drinnen geſagt, dem es ſchon näher ſtand als ihr. Wie tapfer hatte ſie mit einem Lächeln Siſſys Mitleid von ſich gewieſen. Und nun! Was war denn eigentlich nun geſchehen, was hatte ihr Mut und Kraft geraubt? Gar nichts. Aus den Reden des armen Ladenjünglings vorhin war ihr nur ſo eine Stimmung gekommen, daß ſie's plötzlich nicht aushalten konnte. Ihr, die immer behauptet hatte, über ſchwächliche Stimmungsgefühle erhaben zu ſein. Und ſie wollte auch nicht ſich beugen und ſie wollte auch vom ärgſten ſich nicht unterkriegen laſſen. So, ſie nahm ſich ſchon wieder zuſammen, als ſie draußen vor dem Haus war. In dem dumpfigen Wartezimmer, die Schwüle, die Qual, die da in der Luft lag, das Leiden aller und ihr eigenes dazu, — es hatte ſie an der Kehle gepackt, daß ſie beinah zu erſticken geglaubt. So, Stirn frei und geradeaus. Sie war Meta, blieb ſie ſelber. Heut ſah ſie ja noch. Und die Augen weitaus und ſchauen, ſchauen, was es in der Welt zu ſehen gab. Und arbeiten, ſo viel ſie nur konnte, ſo lang, wie es ging. Die Mutloſigkeit, die kommt wohl zu Zeiten. Das iſt nur menſchlich. Sie hatte über menſchliche Schwächen ſich noch nie erhaben geglaubt. Sie dünkte ſich nicht beſſer als andere, nur vielleicht — ſie reckte ſich im Gehen in den Schultern — vielleicht etwas glücklicher veranlagt, gefeſtigter. Und das wollte ſie ſich erhalten und wollte ſo bleiben, was werden mochte. In der Dunkelheit ging ſie vorwärts. Die Augen taten ihr weh, ſie waren ihr noch unnatürlich geweitet. Was blitzt da auf an der Straßenbiegung? Nur etwas im Auge? Nein, das Licht iſt wirklich dort. Es gibt doch Schönes noch zu ſehen, ſelbſt ſo in der Nacht. Was da durch die Straßenöffnung von fernher leuchtet, in ſtrahlenden Linien leichtgeſchwungen ſich aufhebt in den mondloſen Himmel, — der Eiffelturm iſt's und nichts anderes. Bei Tag ein poeſieloſes Ding aus Eiſenrippen, und nun der hehre Märchenbau. Sie ſtand ſtill, wo ſie war, an der Ecke und ſah ſich den Turm an. Ein flammender Finger, der ſtrack hinaufweiſt. Und weiſt ihrem Denken den Weg nach oben. Gläubig war ſie nie geweſen und konnte es nicht ſein. Ihrer Mutter all zu äußerliche Frömmigkeit hatte ſie früh dafür verdorben. Aber es gibt doch in jedem Menſchen ein Hinaufſehen, Hinaufwollen. Nicht die alltägliche, niedrig-menſchliche, eiſengraue Welt nur denken, ſondern in Nacht und Leid das Höhere, das Schöne. An das glaubte ſie. Der Lichtturm dort predigte ihr ſeine Wahrheit. Sie nickte ihm zu, dem guten Bekannten. Wenn die Ausſtellung vorbei war, in ein paar Wochen, dann würde er wohl nicht mehr ſo häufig abends in ſolcher Beleuchtung ſtrahlen. Aber ſie würde ihn weiter ſo ſehen, immer ſo. Und ſie faßte ſich ſelbſt Hand in Hand, als ob ſie ſich daran feſthalten müſſe, und ging mit frei erhobenem Kopfe, leicht und raſch durch die belebten Straßen.

VII.

Das Diner war ſchon zu Ende, als ſie in ihre Penſion kam. Angélique ging auf ſchlürfenden Pantinen ab und zu, die ſchmutzigen Teller abzuräumen, von den Penſionären ſaßen noch ein paar — der kleine Maler und der Muſiker mit den langen Haaren, rauchend am unteren Ende der Tafel; auf dem Sofa nickte die ältliche, geweſene Gouvernante und in der Ecke an ihrem Schreibtiſch war Madame Destournelles mit ihren Rechnungen beſchäftigt. Sie wiſſe nicht, ob noch etwas vom Diner für Mademoiſelle Méta aufgehoben ſei, ſagte ſie; Mademoiſelle Méta habe in der letzten Zeit ja ſo häufig bei ihren vornehmen Verwandten im Hotel geſpeiſt, daß man gar nicht mehr drauf gerechnet hätte, ſie hier zu ſehen. Meta meinte, etwas werde wohl noch da ſein, und wenn's auch kalt wär', ihr wäre es gleich. Sie klopfte der Auvergnatin auf die Schulter: „Was, Angélique, du wirſt mich doch nicht verhungern laſſen?“ Und die arme Vielgeplagte grinſte über ihr breites Geſicht: „Für Sie iſt immer was da, Mamzelle Méta!“ Die alte Lehrerin, Fräulein Hanſen, war aufgewacht und ſetzte ſich zu ihr an den Tiſch. Der kleine Maler rückte näher. Ob Mademoiſelle Méta mit ihren vornehmen Verbindungen, erkundigte er ſich, vielleicht erfahren hätte, wie viele Preiſe noch ausgeteilt würden? Sie hätte ja eine Medaille bekommen und außerdem noch ihre Arbeit verkauft. Aber er, deſſen Bilder doch wahrhaftig auch etwas taugten, der aber keine Protektion und keine ſo reichen Verwandten hätte . . . Doch der Muſiker unterbrach ihn, Protektion verachte er, ein ganzer Künſtler müſſe ohne das fertig werden. Ob aber Meta nicht vielleicht wiſſe — man hört ſo was, wenn man nur gute Verbindungen hat —, wie das Programm für die Schlußfeier der Ausſtellung laute? Daß man allein franzöſiſche Muſik aufführen würde, das hätte er in der Zeitung geleſen. Und er habe da ſo eine kleine Feſtkantate. . . .

„Laſſen Sie doch Mademoiſelle Méta,“ ſagte von ihrem Schreibtiſche her Madames gebietende Stimme, „ſie iſt müde von all den Feſtlichkeiten. Ihre Augen ſehen förmlich ſchwarz aus, ganz unnatürlich groß und dunkel. Wiſſen Sie was? ma chérie? Bis die Suppe für Sie aufgewärmt iſt, das dauert wohl etwas noch, — kommen Sie her. Ich kann gar nicht rechnen bei all dem Geſchnatter, da, helfen Sie mir.“

Meta kam und ſetzte ſich an den Schreibtiſch, wie ſie es hundertmal getan. Madames Hausſtandsbücher, die immer nicht recht ſtimmen wollten, in Ordnung zu bringen, war ihr heute keine Arbeit. Wenn man erſt einmal blind iſt, kann man das nicht mehr. Und ſelbſt das wird man dann bedauern. Überhaupt anderen helfen! . . . Und doch — man wird's auch dann noch können. Die Klagen der anderen anhören, ihnen Rat geben, ſie erfreuen. —

„Fräulein Hanſen,“ — ſie drehte den Kopf zu der alten Lehrerin herum, die längſt nicht mehr in guten Häuſern unterrichtete, aber für ihre früheren Zöglinge eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit bewahrte, „wiſſen Sie, Fräulein Hanſen, ich glaube, ich ſah heute im Flur des Hotels, wo meine Schweſter wohnt, eine Ihrer Schülerinnen, ſo ähnlich war ſie der Photographie, die Sie auf Ihrem Zimmer haben. — Und, André, mon ami, Ihre kleinen Bilder ſind doch nicht unbemerkt geblieben, wir ſtanden neulich davor, Doktor Körber und meine Geſchwiſter, und da ſammelten ſich andere Leute, eine Menge, ſag' ich Ihnen, hörten zu, was wir ſprachen und bewunderten mit uns. — Und Ihre neue Kantate, Dautreuil, wenn ſie nicht öffentlich aufgeführt wird, machen wir ſie hier zuſammen, Sie und ich und ein paar andere zur Weihnachtsfeier im Speiſeſaal. Wie, Madame, was meinen Sie dazu? — So, mit der Rechnerei wär' ich fertig und es ſtimmt. Kommt denn die Suppe immer noch nicht? Habe ich heut' einen Hunger! Ich bin nämlich nicht bei meinen Verwandten und nicht bei dem Feſt in der Ausſtellung geweſen, ſah nichts davon als den Eiffelturm. Der war erleuchtet. Ach, und ſo ſchön! Seine Linien wie ſo viele Sehnſuchtswünſche ſchwangen ſich auf in den dunkel, dunkelblauen Himmel. Und alles Kleine blieb zurück und alles Schwere, Körperliche, ſo leicht und frei. . . . Kinder, Kinder, Kinder,

wer nur auch so ein Lichtgedankenbündel jede Sekunde aus seinem Geiste über all das Irdisch Gemeine hinaussenden könnte!“

„Diese Meta!“ riefen die Braven, „wie die immer die alte bleibt und immer so lustig. Aus jedem kleinen Illuminationslicht, das sie von ferne sieht, spinnt sie sich ihre Traumphantasien.“

„Ja,“ sagte Madame, „das sag' ich doch immer, wenn sie auch mal unpünktlich ist und ohne Ansage ausbleibt, gern hab' ich sie doch. Und die Beste hier bleibt sie, besser als ihr alle. Ihnen habe ich es auch nur zu danken, liebe Meta, daß mir jetzt zum Ausstellungsschluß, wo alles sonst leer wird, wieder ein Mieter das große Zimmer abnehmen will, der Doktor Körber.“

„Der zieht wieder ein?“

„Ja,“ bestätigte Madame, „zum fünfzehnten. Er war eben hier, es fest zu machen. Ist es Ihnen vielleicht nicht recht? Ich dachte im Gegenteil ....“

„Mir? wie sollt' ich was dagegen haben! Mir ist es sehr recht,“ sagte Meta, „mich freut's, wenn er kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Feind der Frauenbewegung (William Blake).

Von

Dr. Bertha Badt.

Nachdruck verboten.

Es gibt Augenblicke im Leben der Jahrhunderte, bei denen es einem scheinen will, als habe die ehrwürdige Dame Weltgeschichte sich mit einem gradezu raffiniert künstlerischen Sinn für dramatische Effekte ihrer Aufgabe entledigt. So ist mir immer (*wenn* es überhaupt stattgefunden hat) das Gespräch zwischen Savonarola und Lorenzo Magnifico erschienen; so die Begegnung zwischen Napoleon und Königin Luise; so auch das Zusammentreffen von Mary Wollstonecraft-Godwin und William Blake. Es muß um 1791 im Salon des Londoner Buchhändlers Johnson gewesen sein, daß diese beiden sich trafen. Blake illustrierte damals ihre „Tales for Children“. Man denke: sie, eine der ersten Frauen, die mit aller Macht für die Gleichstellung der Frau mit dem Manne in allen Rechten und Pflichten eintraten; er, vielleicht der schärfste Gegner jeder selbständigen Willensäußerung des Weibes in jener Zeit — wenn nicht in allen Zeiten. Denn dieser Mann kämpft nicht mit Gründen, sozialen, praktischen, intelligibeln, die sich widerlegen lassen; für ihn ist seine Ansicht von der Frau und ihrer Bedeutung ein Teil seiner *Religion*, ein Glaubenssatz in jenem mystischen Weltsystem, dessen Schöpfer er war. Helene Simon hat kürzlich in einem schönen Buche Mary Wollstonecraft in ihrer Bedeutung für die Ideen der heutigen Frauenbewegung gewürdigt.[1]) Vielleicht lohnt es sich, auch die Gedanken ihres Widersachers Blake über die Frau noch einmal im Zusammenhange zu entwickeln. Ist doch dieser seltsame Geist, der als Dichter, Maler, Mystiker von 1757—1830 in London ein gänzlich unbeachtetes Leben führte, der Kinderlieder schrieb von rührender Einfalt und Lieblichkeit und „Prophetische Bücher“, in denen ein gigantisches mystisches Weltbild zum Ausdruck kommt, grade heute wieder in den Mittelpunkt des Interesses getreten. Ich erinnere nur an die Blake-Bücher von Helene Richter, Rudolf Kaßner, O. v. Taube u. a.[2])

[1]) Vgl. „Frau“ August 1909.

[2]) Auch der vorliegende Aufsatz ist nur ein Bruchstück einer bisher noch unveröffentlichten größeren Blake-Studie.

Blakes Grundansicht über die Frau läßt sich in drei Worten geben: Das Weib ist eine Funktion des Mannes. Daraus folgt ihm, daß das ganze Sein und Wesen der Frau bedingt ist durch den Mann. Also „gibt es keinen weiblichen Willen." „Wenn die Männer ihre Pflicht tun, werden die Frauen wundervoll werden; denn das weibliche Leben lebt nur vom männlichen", bemerkt er einmal zu einem Lavaterschen Worte. Eine Erkenntnis, die zunächst klingt, als wäre sie aus einer sehr genauen Beobachtung der Welt, wie sie ist, entstanden. Aber — und das ist das Besondere bei diesem Kämpfer gegen die Freiheit der Frau — Blake meint damit nicht bloß die wirkliche Frau von Fleisch und Blut, die am Herde steht oder Strümpfe stopft, sondern etwas viel Weiterreichendes: das weibliche Prinzip, wo immer es ihm im Weltall und seinem Abbilde, dem Mythus, erscheint. Das Weib wird ihm zum Symbol. Und nun offenbart sich auch in diesem Gedanken die seltsame Weise des Mystikers: weil in ihm für jedes Wort aus der Natur und dem Leben ein tausendfältiges Echo zurückklingt, weil er das Wesen der Welt in einem alles umspannenden Parallelismus sieht — ‚partout les sons et les couleurs et les parfums se répondent' — darum erscheint auch in seinen Schriften so oft ein Name für tausend verschiedene Gedanken und ebenso ein Gedanke unter tausend verschiedenen Namen. Alle diese Gedanken aber kleidet er in das farbenprächtige und schillernde Gewand des Mythus, in welchem immer und immer wieder wie ein Leitmotiv das Symbol „Weib" — the Eternal Woman nennt er es selbst einmal — auftaucht.

In diesen Mythen hören wir nicht von Menschen und ihrem winzigen Leben; er erzählt von den wunderbaren Schicksalen der riesenhaften Mächte, die über dem Menschen stehen. „Zoas", States nennt er sie. In dem glückseligen Urzustande der Welt, im Paradiese, gab es nicht Mann noch Weib. Jede der Zoas vereinigte in sich beide Geschlechter. Der Fall und das Unglück der Menschheit beginnt damit, daß sich die Geschlechter voneinander sondern — eine ganz eigentümliche Umdeutung des platonischen Mythus im Symposion, wie es mir scheint. Da trennt sich von jeder Zoa ihre Emanation. Mit diesem Ausdruck der Gnostiker bezeichnet Blake das (für ihn) spezifisch Weibliche, das Passive, Rezeptive; aber auch die Phantasie im Gegensatz zum Verstande. Und der allein gebliebene reinmännliche Verstand nun wird dürr, „analytisch", unfruchtbar; er verliert alle Lebenskraft und bleicht zum Gespenst (Spectre). Darum jagt er nun in alle Ewigkeiten durch Winternacht und Sturm voll Gier hinter der verlorenen Emanation her, jagt ihr ewig nach und holt sie niemals ein. Denn die Emanation, die auf ewig beherrscht sein sollte, flieht ihn, um dadurch die Herrschaft des Weibes herbeizuführen. Darunter versteht Blake nun — hier sehen wir recht das Schillern der Gedanken — die Herrschaft alles Niedrigen über das Hohe, der Materie über den Geist, des kalten Sittengesetzes über den lebendigen Impuls — der Sünde über den Menschen. Denn das ist die Ursünde für Blake: daß das Naturgewollte, der Trieb des Menschen, der eine „ewige Freude" bedeutet, zum Verbrechen gestempelt wird. Und diese Ursünde trägt das Weib in die Welt. Enitharmon, eine dieser Emanationen, singt:

Nun kommt die Nacht von Enitharmons Lust!
Wen soll ich rufen? sprich, wen soll ich senden?
Des holden Weibes Herrschaft sei verkündet.
Geht, sagt den Menschen: Liebe wäre Sünde,
Verbietet alle Freude!

Das ist eins der Grundmotive im Mythus Blakes. So sieht einer seiner Helden, Urizen, nach seinem Falle plötzlich die Sünde in Ahania, die vorher sein „ewiges Entzücken" war. Und Los verfolgt Tag und Nacht Urthona, das „ewige Weib"; nach Kaßners feiner Deutung der Künstlergeist, welcher der Schönheit nachjagt, die sich ihm ewig entzieht. In seiner Umarmung wird sie zum Schemen. Aber wenn er tot dahingesunken ist, dann erwecken ihn ihre Lieder zu neuem Leben. Und also singt sie:

Des Weibes Freude ist der Tod des Herzgeliebten,
Der stirbt um sie aus Liebe
In Qualen grimmer Eifersucht und in Anbetungsschauern . . .

So erscheint Blake das Weib in zwiefacher Gestalt, tötend und belebend, höchstes Verderben und höchstes Entzücken. Diese zweite Bedeutung hängt eng mit dem Kern seines Systems zusammen. Sein oberster Grundsatz ist: Alles Natürliche ist heilig; der Trieb ist ewiges Entzücken. Denn dieser Trieb ist für ihn das Symbol alles Schaffens, Gebärens, Zeugens, alles Fruchtbaren. Und — hier zeigt es sich so recht, daß dies die Weltanschauung eines schaffenden Künstlers ist — dem Schaffenden gehört die Welt, dem Künstlergeist, der Imagination. Wieder muß man an Platos Symposion denken; Eros als Sinnbild jeder Art von Zeugungskraft ist der Herrscher des Alls.

Aus dieser Ansicht Blakes erklärt es sich, daß dieser Mann, der mit der denkbar größten Geringschätzung alles Weiblichen begann, einige der wunderbarsten Liebesgedichte geschrieben hat, welche die englische Literatur überhaupt besitzt, und daß wir ihm Kinderlieder verdanken, die heute jede englische Nursery kennt. Gewiß sind auch diese Gedichte im Zusammenhang mit seinen großen mystischen Theorien entstanden. So wird ihm die gesamte Natur zum Symbol seiner Gedanken über die Liebe, die ich oben erwähnte: die sehnsüchtige Sonnenblume, die Disteln und Dornen der Wüste, die wilden Rosen erzählen ihm, „wie man sie hintergangen, zu Keuschheit gezwungen ihr glühend Verlangen". Und für das innerste Wesen der Liebe, wie sie morgenfrisch erwacht und wie sie plötzlich, unmerklich fast, wie ein Traum, wie ein Windhauch verfliegt, hat er Töne gefunden (s. z. B. „Love's Secret"), die nach ihm erst wieder Robert Browning anzuschlagen wußte.

Aber das Allermerkwürdigste in dem Bilde dieses merkwürdigen Mannes ist: so verschieden alle diese seine Theorien von Mary Godwins Lebensanschauung sind, in einem stimmt er seltsam genau mit ihr überein, in seiner Ansicht über die Ehe. Wie sie hält er die Knechtung der Liebe durch den Ehering für etwas Naturwidriges und folglich Sündhaftes. In einem seiner Gedichte sieht er sich selbst müde, krank und schwach an ein Myrtenbäumlein angekettet. Ja, noch weiter geht die Ähnlichkeit mit Mary Godwin. Blake hatte eine Frau, die in sich alle Eigenschaften des für ihn idealen Weibes vereinigte, sanft, unterwürfig, willenlos. Zu ihr kam er eines Tages mit demselben Ansinnen, mit welchem Mary an die Frau des Malers Füßli herantrat: um die Freiheit der Liebe zu bezeugen, sollte in die Ehe noch eine zweite Gattin aufgenommen werden . . . Aber Frau Blake wie Frau Füßli widersetzten sich diesem Graf von Gleichen-Plan.

Es ist nicht schwer zu sehen, wie dieser eigentümliche Gedanke bei beiden aus dem Mittelpunkte ihrer Weltanschauung herauswächst. Beide kämpfen für freieste Entfaltung der Persönlichkeit, ungehindert durch jedes staatliche und kirchliche Gesetz. Nur daß Blake immer, wenn er von „Persönlichkeit" spricht, den Mann meint und also auch hier die zweite Ehefrau einführen will, um dem Manne Freiheit zu gewähren; und daß Mary für die Persönlichkeit der Frau kämpft und die Ehe zu Dreien will, um der liebenden Frau den Mann zu eigen zu geben, den das Gesetz einer anderen zuspricht. Der Weg ist durchaus verschieden; das Ziel ist bei beiden das gleiche. Nun aber kommt — und das ist eine seltsame, weitere Übereinstimmung — bei beiden das Leben und überwindet diese Ehetheorien. Blake lernt die Lust nach fremden Blumen zügeln und lebt in immer engerer Gemeinschaft mit seiner Catherine, die von ihm „Lesen, Schreiben, Kupferstechen und — Geistersehen" lernte, den arbeitsheißen und doch stillseligen Sommertag seines Lebens zu Ende. Ein Gedicht wie „William Bond" zeigt uns, wie tief er schließlich ihre selbstlose Liebe zu würdigen wußte. Mary aber findet den Mann, mit dem sie eine Ehe nach ihrem Ideale führen konnte und ist ja nun auch theoretisch für die Berechtigung der Ehe eingetreten.

Die Größe William Blakes beſteht nicht ſo ſehr in dem, was er gab, wie in dem, was er ahnte und anregte. Dieſe Zweiheit zeigt ſich auch in ſeiner Stellung zur Frauenbewegung. Er beginnt: wir meinen Mittelalter, Myſtik, Reaktion zu vernehmen. Er ſchließt: und wir hören Forderungen, die, wie erſt kürzlich wieder gezeigt worden iſt, auch uns Heutigen innerhalb der beſtehenden Geſellſchaftsordnung noch nicht erfüllungsreif dünken.

Björnſtjerne Björnſon und ſeine Stellung zur ſkandinaviſchen Frauenbewegung.

Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

„Björnſon iſt der Liebling, Ibſen der Stolz des norwegiſchen Volkes," ſagt Emil Reich in ſeinen kürzlich veröffentlichten Vorträgen über Ibſen, gehalten an der Wiener Univerſität.[1]) Er ſucht dadurch zu begründen, was jedem auffallen muß, der ſich näher mit den beiden größten Männern Norwegens beſchäftigt: die Tatſache, daß man ſtets Ibſen leidenſchaftlich bekämpft hat, daß er immer nur eine Elite von geiſtig Vorgeſchrittenen als Anhänger und Verteidiger fand, während Björnſon zumeiſt das ganze Volk hinter ſich hatte. Und doch iſt nach Ibſen kaum einer ſo wacker gegen den Strom des Herkommens geſchwommen als er. Dieſe Tatſache reizt zu näherer Unterſuchung; Reich und Roman Woerner, der bekannte Ibſenbiograph, haben manche Vergleiche gezogen. Wertvolles Material dazu liefern Ibſens Briefe und vor allem die einleitenden Ausführungen ihrer Herausgeber. An dieſer Stelle muß es genügen, darauf hinzuweiſen, daß Björnſon viel tiefer in ſeiner Heimat wurzelt und in weit innigerem Zuſammenhang mit ſeinem Volkstum ſteht als Ibſen, der bald Europäer wurde. Verdankt doch Norwegen Björnſon ſeine Nationalhymne: „Ja vi elsker dette landet", (Ja wir lieben dieſes Land).

Björnſon, der in ſeiner erſten romantiſch-religiöſen Schaffensperiode der poeſievolle Schilderer heimatlichen Volkstums war, bleibt auch ſpäter in ſeinen geſellſchaftskritiſchen und polemiſchen Werken, in ſeinen mehr oder weniger tendenziöſen Dichtungen bei der Behandlung ſeiner Probleme durchaus abhängig von beſonderen norwegiſchen Geſichtspunkten und Intereſſenſphären. Ibſen, der gewiſſenhafte Zeitungsleſer, konnte durch eine banale Notiz unter den „Vermiſchten Nachrichten" Anſtoß zu einem Geſellſchaftsdrama bekommen, doch er weitet ſeinen Stoff, trotz alles norwegiſchen Lokalkolorits, bald ins allgemein Menſchliche. Schließlich iſt Björnſon, der Pfarrersſohn, doch mit Vorliebe ein Prediger, ein Erzieher, ein Prophet, und ſo leidenſchaftlich er auch in den Kampf gehen kann, er will im letzten Grunde ausgleichend, verſöhnend wirken, will Gefolgſchaft werben. Ibſen jedoch, für den Dichten „Gerichtstag halten" bedeutet, tritt faſt immer als Richter auf und zwar zumeiſt als ſtrenger, erbarmungsloſer Richter; und er, der Schroffe, fühlt ſich „am mächtigſten allein".

[1]) S. Fiſcher, Berlin 1910.

„Björnſon", ſchreibt Georg Brandes,[1]) „hat die Sendung des Dichters im weiteſten Sinne aufgefaßt. Er, der die zarteſte Poeſie zu dichten vermag, hält ſich nicht für die gröbſte Arbeit, diejenige des Journaliſten und des Volksredners zu gut, wenn es gilt, durch Bekämpfung eines Irrtums oder einer Lüge, durch Verbreitung einer einfachen, aber noch unerkannten Wahrheit die ſittliche und politiſche Erziehung des norwegiſchen Volkes zu fördern." Seine Entwickelung iſt innig mit der ſeines Volkes verbunden, und alles, was für deſſen Vorwärtsſtreben als treibende Faktoren in Betracht kam, mußte daher notwendig in ſeinen Werken einen Niederſchlag finden, wenn Björnſon nicht überhaupt ſchon in der genialen Vorausahnung des Kommenden für dieſes ſelbſt das erlöſende Wort fand und ſomit Bahnbrecher und zugleich ein Führer wurde, der neue Richtlinien beſtimmte.

Björnſon debütierte mit rein dichteriſchen Werken, unmittelbar aus der ſkandinaviſchen Volksſeele geſchöpft. Aber er zeigte ſchon von früheſter Jugend an Vorliebe für ethiſche Probleme; er war der geborene Gefolgsmann des berühmten chriſtlich-ethiſchen Reformators und Volkserziehers, des däniſchen Biſchofs Grundtwig, und daher ſchlug ſein Werk, das die glücklichſte Miſchung altnordiſcher, volkstümlicher und chriſtlich-ethiſcher Elemente aufwies, ſofort ein. Die damalige, in Grundtwigs Sinne volksaufkläreriſche nationalliberale Partei liebte ihn und verkündete ſeinen Ruhm. So aber kam es, daß der Dichter Björnſon, dem von Anfang an eine prachtvolle reife Form eigen war, bedeutend höher ſtand, als der Denker, der bis über ſein dreißigſtes Jahr hinaus, im Gegenſatz zu dem Europäer Ibſen, in beſtimmten geiſtigen Richtungen befangen blieb, die für ſein Vaterland ſchon Fortſchritte bedeuteten, die aber angeſichts der Weltkultur mancherlei Engen aufwieſen. Reiſen nach Stockholm und Kopenhagen jedoch brachten dem Dichter ganz hervorragende Anregung. In Kopenhagen vor allem hatte Georg Brandes zu wirken begonnen und durch ſeine berühmten Vorleſungen an der Univerſität Tor und Türen geöffnet für alles, was an geiſtigen Strömungen die geſamte Kulturwelt belebte. Er ſelbſt, der Dichter J. P. Jacobſen und andere überſetzten Herbert Spencer, Darwin und John Stuart Mill. Björnſon gab ſich leidenſchaftlich der Lektüre dieſer Werke hin, er fand manches dunkel Geahnte beſtätigt, ſchüttelte nationale und religiöſe Engen ab und beſchloß, im Sinne einer größeren geiſtigen Freiheit ſein Volk zu reformieren. Seinem Erzieherdrang gibt er nun völlig nach; er wird Volksredner und Agitator. Die Natur hatte ihn auch hierfür mit allen erforderlichen Eigenſchaften ausgeſtattet: er war eine ſehr imponierende Erſcheinung, beſaß ein prachtvolles Organ und einen ſehr temperamentvollen Vortrag. Es ging etwas Fortreißendes von ſeinem Weſen aus, das kaum einmal ſeine Wirkung auf die Menge verfehlte. Und dabei war es ſein großes und ſeltenes Verdienſt, ſtets nur die Sache zu bekämpfen, niemals aber ſeine Spitze gegen Perſonen zu richten. Darum blieb ihm auch viel von jenem perſönlichen Haß erſpart, der die Antwort auf das gegenteilige Verhalten zu ſein pflegt. Björnſon hatte faſt immer, wenn es galt, eine Idee zu verfechten, das ganze Volk hinter ſich. Auch war er der geborene Optimiſt und beſaß, wie Brandes ſich einmal ausdrückt: „einen wahren Köhlerglauben an das Gute im Menſchen."

[1]) „Moderne Geiſter".

Björnſon und die Frauenfrage? So ſehr es mir im allgemeinen widerſtrebt, aus dem vollen Menſchentum ſchöpfende Dichter zugunſten einer beſtimmten Tendenz heranzuholen und ihr Werk in ihrem Sinne auszudeuten, bei Björnſon erſcheint dies nach allem über ſeine Abſichten Vorausgeſagten weit berechtigter noch als bei Ibſen, den man immerhin eine Zeitlang ausſchließlich als Tendenzdichter betrachtete und noch heute vielfach als ſolchen anſpricht.[1]) Ja, es ſcheint hier durch manche Werke geradezu geboten. Einem Mann mit ſo ausgeſprochenen Neigungen für praktiſches Wirken auf geiſtigem Gebiet, deſſen Erzieherdrang leidenſchaftlich alles erfaßte, was zur Aufklärung, Hebung und Förderung ſeines Volkes dienen konnte, mußte neben deſſen politiſcher und religiöſer Befreiung, für die er bekanntermaßen energiſch eintrat, auch die Befreiung der Frauen als wichtiges Moment zur Entwickelung nach vorwärts und aufwärts im materiellen und ethiſchen Sinne erſcheinen.

Die norwegiſche Frauenbewegung begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Frauenwelt des unwirtlichen Landes, die länger als die der Nachbarländer in Demut und Unterwerfung gehalten worden war, aufzurütteln und, wie es in jenen Ländern zu gehen pflegt, ſtaunenswerte Fortſchritte zu machen, weil ſie unter den geiſtig und ſozial führenden Männern mächtige Bundesgenoſſen fand. Wie die Schwedinnen Frederika Bremer, ſo verdanken es die Norwegerinnen gleichfalls einer mutigen Frau, ihren dumpfen Klagen eindringliche Worte verliehen zu haben: der Camilla Collet (1813—1895), einer Schweſter des geiſtvollen, originellen Dichters Wergeland. Von Camilla Collet iſt heute wiederum anläßlich der Veröffentlichung des Ibſenſchen Nachlaſſes viel die Rede geweſen, denn dort finden wir beſtätigt, daß die Romane und Streitſchriften dieſer Frau, ſowie ihre Perſönlichkeit ſelbſt unverkennbare Spuren in einigen Ibſenſchen Geſellſchaftsdramen hinterlaſſen haben, daß ihre Artikelſerie „Aus dem Lager der Stummen", die 1874 in der „Ny Illuſtreret Tidende" erſchien, von Frau Suſanna Ibſen ihrem Gatten vorgeleſen wurde und unmittelbar auf die Geſtaltung des „Puppenheims" gewirkt hat. Im gleichen Jahre kam eine ſchwediſche Ariſtokratin von altem Adel nach Chriſtiania, die heftige Anklage gegen einen norwegiſchen Studenten erhob, der ſie ins Unglück gebracht hatte und ſich nun weigerte, das Verhältnis durch eine Ehe zu ſanktionieren[2]). Dieſe kühne Frau fand warme Verteidigerinnen in Norwegen, beſonders in der tapferen Malerin Aaſta Hanſteen, deren Wagemut und energiſches Frontmachen gegen die Geſellſchaft Ibſen derartig imponierte, daß er ihr in Lona Heſſel[3]) ein weithin ſichtbares Denkmal ſetzte. Um dieſe Zeit gingen die Wogen der Frauenbewegung gewaltig hoch in Norwegen, wie überhaupt in den ſkandinaviſchen Ländern. Einen mächtigen Bundesgenoſſen, der noch mehr frauenrechtleriſche Sonderziele als allgemeine Ziele zur Hebung des Menſchentums im Auge hatte, fanden Camilla Collet und Aaſta Hanſteen bald in Björnſon.

Mit beſtimmter Abſicht zur Frauenfrage geſprochen hat Björnſon zum erſten Male durch das 1879 veröffentlichte Drama „Leonarda", das in großzügiger Weiſe religiöſe und ſittliche Toleranz befürwortet. Einer Frau von hervorragenden

[1]) Wogegen allerdings die moderne Ibſenforſchung lebhaft proteſtiert.
[2]) Vergl. Nachlaß Bd. 4 S. 291.
[3]) Stützen der Geſellſchaft.

Charaktereigenſchaften, aber mit etwas dunkler Vergangenheit, verweigert ein Biſchof, deſſen Neffe ſich mit der Tochter eben dieſer Frau verlobte, Aufnahme in ſeine Familie, und daran knüpft ſich ein Ideenkampf, an dem ſich drei Generationen beteiligen, ſogar die noch aus dem freigeiſtigen 18. Jahrhundert ſtammende Urgroßmutter. Dieſe ſteht auf Hagbarts, des Neffen Seite, der Frau Leonarda mit folgenden Worten verteidigt: „Sie hat mehr Herz als die anderen; ihre Kraft, Opfer zu bringen, iſt größer als die unſrige; ſie iſt hochſinniger als wir, ja voll Größe des Charakters; ihre Entwickelung, intellektuell ſowohl als moraliſch, iſt tiefer, als es bei einem von uns anderen der Fall.“ Und ſchließlich ſpricht auch die tolerante Urgroßmutter, wie Brandes ſich ausdrückt, „das Amen des Stückes“, denn als Leonarda alle durch ein hochherziges Opfer bezwungen hat, ruft ſie aus: „Mir iſt, als ſei die alte Zeit wiedergekehrt, wo es große Seelen und tiefe Gefühle gab.“

Das Weib ſoll als Menſch bewertet werden, lautet hier die Forderung; nicht als Glied einer Kaſte, für die bisher nur eine Bewertung nach beſtimmten geſellſchaftlichen Konventionen allgemein üblich war. Zu dem Thema ſprachen damals die hervorragendſten Schriftſtellerinnen der ſkandinaviſchen Länder; energiſch proteſtierten ſie gegen die ſchematiſche Beurteilung der Frauenwelt nach überlieferten Begriffen von Sitte und Pflicht. Sie verlangten Beurteilung des weiblichen Individuums nach ſeinem Menſchheitswert. Die Schwedin Victoria Benedictſon (Ernſt Ahlgren) hat in ihrer Skizze „Aus dem Dunkel“ dieſem Druck, der auf ihrem Geſchlechte laſtete, den erſchütterndſten Ausdruck verliehen. Wie ein Aufſchrei klingt es, wenn ſie darin zum Schluß ausruft: „Weib ſein heißt ein Paria ſein, der ſich nie aus ſeiner Kaſte erheben darf!“

Es liegt der „Leonarda“ alſo bereits die Forderung nach gleichen Normen für die moraliſche Bewertung des Mannes wie des Weibes zugrunde, aber hier handelt es ſich um einen großen, freien Wertmeſſer, der dem Menſchentum im Weibe zugute kommt. Ganz anders ſollte ſpäter die Parole im Handſchuh[1]) lauten. Ihm ſind das „Puppenheim“ (1878) und die „Geſpenſter“ (1881) vorangegangen, und namentlich dürften die letzteren nicht ohne Einfluß auf dieſes Tendenzſtück geweſen ſein. Ibſen hatte ja, indem er die „Kaufehe“ geißelte und ihre furchtbaren Folgen für deren Nachkommenſchaft zeigte, gar deutlich zur „doppelten Moral“ geſprochen: Paſtor Manders entrüſtet ſich über den Tiſchler Engſtrand, der die Geliebte des Kammerherrn Alving um des Geldes willen zum Weibe nimmt. „Sich um lumpige 300 Speziestaler mit einem gefallenen Mädchen trauen laſſen“, darin erblickt er den Gipfel der Verworfenheit. Darauf erwidert Helene Alving: „Was ſagen Sie dann von mir, die ich hinging und mich mit einem gefallenen Manne trauen ließ?“

Der „gefallene Mann“ und die Stellung des neuen Weibes zu ihm beſchäftigt nunmehr das frauenrechtleriſche Lager. Aber gerade durch einen Vergleich der „Geſpenſter“ mit dem „Handſchuh“ wird das zu Anfang Betonte deutlich offenbar: Ibſen faßt ſein Thema groß, allgemein menſchlich; er geht auf tiefe Charaktertragik aus, wie ſie in Frau Alving ruht. Für ihn iſt hier die Tendenz nur ein Mittel zum Zweck. Für Björnſon aber erſcheint ſie diesmal als Zweck an ſich, und es iſt ihm nur ein dürres Problemſtück ohne echtes wahres Leben gelungen. Man halte

[1]) en hanske, 1883.

das von Ibſen beigebrachte verſöhnende Moment: Frau Alving gelangt dahin, den Kammerherrn zu entſchuldigen, dem es an Lebensfreude in dem kleinen norwegiſchen Neſt und neben ihr, die ihn nicht liebte, gefehlt hatte — dem Ausgang des „Handſchuh“ entgegen. Svawa, die Heldin, weiſt ihren Bräutigam, mit dem ſie zu Anfang tief ſeeliſch verbunden zu ſein behauptet, am Tage vor der Hochzeit ſchroff ab, weil ſie von ſeinem Vorleben erfahren hat, das nicht beſſer und nicht ſchlechter iſt als das des Durchſchnitts junger Männer. Björnſon geht hier ganz rigoros wie der fanatiſchſte Sittlichkeitsapoſtel vor. Er fordert klipp und klar dieſelbe Keuſchheit vor der Ehe vom Manne, wie ſie dieſer vom Weibe zu fordern pflegt. Im Lager der Frauenbewegung fand der „Handſchuh“ ſofort den größten Beifall; die Keuſchheitsforderung wurde unter dem Namen „Handſchuhmoral“ von der Frauenſeite aufs lebhafteſte verfochten; man wollte päpſtlicher noch ſein als der Papſt und ging in Extreme, die Engen und Härten zur Folge hatten, wie ſie früher der ſkandinaviſchen Frauenbewegung niemals eigen geweſen waren, und die es ſchließlich bedauern ließen, daß gerade ein Dichter die Parole ausgegeben hatte. Eine Gegenſtrömung ſollte nicht ausbleiben, zunächſt natürlich von männlicher Seite. Georg Brandes, der ſich energiſch für die „Geſpenſter“ eingeſetzt hatte, griff den „Handſchuh“ an, wobei er allerdings weit über das Ziel hinausſchoß. Auch Frauen, wie die Leffler-Edgren, konnten ſich nicht zur Verteidigung des Stückes verſtehen. Die höhnendſte Antwort aber auf die „Handſchuhmoral“ und die damit verbundene Überhebung vereinzelter Frauenrechtlerinnen, die ausſchließlich nur am Weibe Gutes laſſen wollten, war — Strindberg.

Indeſſen führte Björnſon den Kampf rüſtig weiter. 1884 gab er den Roman „Det flager i byen og paa havnen“ = Man flaggt in Stadt und Hafen.[2]) Weiter veröffentlichte er die Broſchüre „Monogamie oder Polygamie“. Auch der Roman „Paa Goods veje“, 1899 („Auf Gottes Wegen“ oder „Ragni“), zeigt noch Spuren dieſes Kampfes. Uns intereſſiert vor allem „Thomas Rendalen“. Björnſons Pſychologie iſt hier ungleich vertiefter, ſein Blick iſt weiter, freier, ſeine Auffaſſung des Menſchentums natürlicher. Zarte lyriſche Stellen und humorvolle Satire laſſen den genialen Dichter hindurchblicken. Freilich nur wie Oaſen in der Wüſte, denn im großen und ganzen iſt der Dichter wiederum aufgegangen im Pädagogen, der ein ganz modernes Erziehungsſyſtem entwickelt. Überhaupt ſpielt der Roman in einer Schule, darin viel experimentiert wird: durch zielbewußte Erziehung der Jugend und vor allem durch naturwiſſenſchaftliche Bildung ſoll ihr Wille derartig geſtärkt werden, daß ſelbſt der unheilvolle Einfluß der Vererbung aufgehoben werden kann und die künftigen Erwachſenen als geſunde und ſtarke Perſönlichkeiten durch ihre Reinheit die Geſellſchaft zu einer hohen Entwickelungsſtufe emporzuheben vermögen. Wer mit Ibſens „Geſpenſtern“ vertraut iſt, wird ſofort erkennen, wie ſie auch hier zugrunde liegen und wie ſich Björnſon als Optimiſt gegenüber dem Peſſimiſten Ibſen geberdet. Ibſen, den ja in dieſem Stück die Vererbungsfrage ſtark beſchäftigt, läßt Helene Alving völlig in dem Verſuch, den Sohn des Kammerherrn zu ihrem Sohne zu machen, den Vater in ihm auszulöſchen, ſcheitern. Thomaſine Rendalen, an einen Kurt verheiratet, der einer Generation von nur wild ihren Trieben folgenden Männern entſtammt, gelingt es,

[2]) Deutſch bekannt unter den Titeln „Thomas Rendalen“ oder „Das Haus Kurt.“

aus Thomas ihren Sohn zu machen, dem sie nur ihren Namen gibt; (nach dem Tode ihres Mannes nimmt sie ihren Mädchennamen wieder an). Thomas widmet sich dem Lehrberuf und sucht nun, was seiner Mutter mit ihm gelungen ist, in einer Erziehungsanstalt zu erproben. Viel Neues, tief Durchdachtes und auch vorwiegend praktisch Durchführbares wird hier ausgesprochen, wohl dazu geeignet, Richtlinien zu geben, um ein moralisch und physisch kräftiges Geschlecht heranzubilden. Manches treffliche Wort wird dabei gesprochen: „Die Unschuld" — so heißt es einmal — „die weiß, welche Gefahren ihr drohen, und die von Jugend auf dawider gekämpft hat, die allein ist stark und widerstandsfähig." Und obwohl auch die Vertreter der Keuschheitstheorie hier einen glänzenden Sieg erfechten und zwar durch ziemlich pathetisches öffentliches Abstrafen eines jungen Lebemannes, der ein temperamentvolles Mädchen in seinen Bann zieht, und sie dann mit ihrem Kinde im Stich läßt, um eine reiche Erbin zu heiraten, (hier fand wohl das Erlebnis der agitatorisch vorgehenden Schwedin, von dem früher die Rede war, seinen Niederschlag), so hat schließlich der gewissenlose Niels Fürst diese Abstrafung in noch ganz anderem Sinne verdient als der Bräutigam Svawas.

Solange sich die norwegische Frauenbewegung in den Grenzen einer Literaturbewegung hielt, war auch Björnson ihr literarisch streitender treuester Bundesgenosse. Kaum eines seiner Werke aus der damaligen Zeit ist erschienen, das nicht zum mindesten ein paar Sätze enthielte, die zugunsten frauenrechtlerischer Forderungen sprechen. Aber schon in den achtziger Jahren, die in den skandinavischen Ländern als das goldene Zeitalter des Liberalismus angesehen werden, tritt die Frauenfrage mehr und mehr in das Gebiet praktischer Maßregeln.

Daß Björnson energisch mitgeholfen hat, die Frauenfrage auch praktisch zu lösen und für notwendig erachtete Reformen durchzudrücken, würde schon infolge seines Wirkens als liberaler Volksführer klar auf der Hand liegen. Eng ist ja das Erwachen der norwegischen Frauen mit der politischen und nationalen Bewegung des ganzen Volkes verbunden und wer praktisch für diese eintrat, tat es ganz selbstverständlich auch mit für die Sache der Frau. Ungeheuere Fortschritte vollzogen sich in merkwürdig kurzer Zeit in bezug auf die den Frauen gewährten Rechte, Freiheiten und Bildungsmöglichkeiten; man ging in Skandinavien allen Kulturländern bedeutend voran. Bei den meisten Petitionen, Manifestationen und Beratungen zugunsten der Frauensache stand Björnson an der Spitze derer, die die Initiative gaben oder die Sache durchfechten sollten. Auf ganz bestimmte Fälle seines Eingreifens werfen auch die an ihn gerichteten Briefe Ibsens manches Licht. Ich erinnere nur an den Brief vom 28. März 1884,[1]) der die Eingabe Björnsons, Ibsens, Lies und Kiellands an das Storthing, die Gütertrennung für verheiratete Frauen betreffend, zum Gegenstand hat. Björnsons Name steht bei dieser Eingabe an erster Stelle.

Das interessante politische Drama „Paul Lange und Thora Parsberg" (1898), eines der bedeutendsten, die Björnson geschrieben, beleuchtet seine damalige

[1]) Gesamtausgabe Bd. X S. 336. Ibsen steht dem Erfolg der Sache freilich sehr pessimistisch gegenüber und schreibt den klassischen Satz: „Die Männer in einer solchen Sache um Rat fragen ist dasselbe, wie die Wölfe fragen, ob sie die Vermehrung der Schutzmittel für die Schafherden wünschen."

Intereſſenſphäre. Er rechnet zu den Hauptverdienſten des liberalen Miniſters Paul Lange ſein Eintreten für die Sache der Frau.

Paul Langes Freund, Arne Kraft, äußert ſich folgendermaßen:

„Und dann danke ich dir für deine Anregung, die allgemeine Volkspenſion zu einer obligatoriſchen zu machen .... Es ſchließt ſich würdig dem an, was du bereits durchgeſetzt haſt: die Gleichberechtigung der Frauen in bezug auf das Erbrecht; die eigene Verfügung der Frauen über ihr Vermögen ...“

Reden wir jedoch zum Schluß noch beſonders von dem Dichter Björnſon: Denn nicht in dem tendenziöſen Vorführen von verſchiedenen frauenrechtleriſchen Problemen, nicht in dem unmittelbar praktiſchen Wirken für die Frauenſache liegt meines Erachtens das Schönſte, was er für die Frauen getan hat, ſondern in der Rolle, die er der Frau in ſeinem ganzen Lebenswerk zuweiſt und im Schaffen adeliger Frauengeſtalten. Schon ſeine herrlichen, poeſievollen Bauernnovellen zeigen den veredelnden Einfluß des Weibes auf den Mann. Später geht Björnſon ſtets von dem Grundgedanken aus: das Weib ſoll dem Manne gleichgeſtellt werden, denn ihre erweiterte Selbſtändigkeit und bedeutendere geiſtige Entwickelung wird ihr größere Charakterſtärke verleihen. Durch eine ſolche aber kann ſie umgekehrt den Mann zu einer höheren und reineren Moral erziehen.[1]) In den Romanen, den Dramen ſeiner ſpäteren Periode geben Frauen immer durch ihre Reinheit und Größe der Lebensauffaſſung, der Auffaſſung ihrer Pflichten gegen die Menſchheit, ihrem Verhältnis zum Mann eine reinere und höhere Richtung. So bereits Gertrud im „Redakteur“ (1875); Magnhild im Roman gleichen Namens (1877), und vor allem Thora Parsberg. Wundervoll groß geſchaut iſt dieſe Thora Parsberg, die hervorragendſte Frauengeſtalt, die Björnſon überhaupt geſchaffen hat. Sie bietet bereits verwirklichte Frauenfrage: das Idealbild der neuen Frau, charakterſtark, großzügig, edel, ehrlich in allem Tun, „denn,“ ſagt ſie, „Ehrlichkeit iſt meines Lebens Luft, aber das Klima iſt nicht immer milde.“ In ihrer aufopfernden Liebe zu Paul Lange bleibt ſie ſeine Führerin, ſeine Stütze und iſt ausgerüſtet mit der feinſten Intuition für ſein kompliziertes Seelenleben, das auch ſeine beſten Freunde irreleiten kann; für ſein dem gewöhnlichen Verſtändnis nicht leicht zu deutendes Handeln. Dieſes Verſtändnis aber beſitzt ſie kraft ihrer Frauenart: „Ein Mann iſt nicht der ſtärkſte,“ ſo ſagt ſie ihm, „weil er ſiegt. Die ſtärkſten ſind die, die im Bündnis mit der Zukunft ſtehen und in die Gewiſſen ſäen.“ — — „Das alles haſt du jetzt vergeſſen können! Aber wir entſinnen uns deſſen, wir Frauen. Hier triffſt du mit uns zuſammen. Nicht mit denen von uns, die eſſen, ſchlafen und aus ſich ſelber Ausſtellungsgegenſtände machen, ſondern die, in denen der Inſtinkt der Raſſe am ſtärkſten iſt. Die Zukunft harrt in ihrer Sehnſucht wie die Statue im Marmor. Bisher zumeiſt im ſtillen und oft in Tränen. Zuweilen aber, — zuweilen tritt eine Frau hervor aus der Reihe. Nimm mich mit! ſagt ſie. Deine Ideale ſind unſere ewigen Ideale. Mit dir für ſie.“

[1]) Es darf hier wohl beſonders an die Rolle der Rahel Sang in „Über unſere Kraft“ erinnert werden, mit deren Perſönlichkeit Björnſon den Glauben an die ſoziale Verſöhnung verknüpft: „Ich haſſe dieſe Rechenexempel im großen“, ſo verurteilt ſie die Klaſſenkampftheorie von Fabrikant und Arbeiterführer, „ſie ſprungen über das Menſchliche hinweg, obgleich darin allein Erlöſung iſt.“ D. Red.

Hoch über dem Problemdichter in Björnson steht der Menschheitsdichter, der mit seinem tieferen Blick in das Leben das Menschentum in seinen bedeutungsvollsten Erscheinungen zu erfassen vermag und in plastischer Gestaltung, in stärkerer Konzentration vor uns hinstellt, was das Leben nur in zerstreuter Vereinzelung bietet. Aber auch als Menschheitsdichter hat er nur zu oft die wahre Größe im Weibe erblickt — sollen wir Frauen uns darüber beklagen, daß dieser Björnson nicht eng der Frauensache, sondern der Weltliteratur angehört?

Björnson ganzes Lebenswerk, sowie Björnson auch als Mensch zu würdigen war in diesem engen Rahmen unmöglich. Über sein Leben und Wirken, das das Durchschnittsmaß auch hervorragender menschlicher Leistungen weit übertrifft, ließen sich Bände schreiben. Um den Dichter und Menschen dennoch nach Verdienst zu ehren, kann ich nichts Besseres tun, als die Worte seines Freundes und Kampfgenossen Ibsen zum Schluß hier anzuführen, die dieser einst von Gossensaß aus an ihn schrieb: „In der Literaturgeschichte stehen Deine Werke in erster Reihe und werden immer dort stehen. Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift Dein Denkmal einst erhalten soll, so würde ich die Worte wählen: Sein Leben war seine beste Dichtung.

Und — in seiner Lebensführung sich selbst realisieren, das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Diese Aufgabe haben sie alle, einer wie der andere: aber die allermeisten verpfuschen sie.“ [1])

Erwerbstätigkeit.

Der gegenwärtige Stand der kaufmännischen Berufsbildung.

Vergleicht man den Abschnitt über das Handelsgewerbe in dem 5. Teil des Handbuches der Frauenbewegung, der im Jahre 1906 erschienen, mit der 2. Auflage vom Jahre 1910, so zeigt sich in dem Gesamtbild dieses Berufes keine sehr bemerkenswerte Verschiebung. Die Mißstände, unter denen dieser Frauenberuf leidet, sind so festgewurzelt, sie liegen so tief in sozialen Zuständen und Gewohnheiten begründet, daß einige Jahre keinen wesentlichen Unterschied in Stellung, Berufsaussichten, Löhnen der Angestellten hervorrufen können. Die Gehälter sind im wesentlichen die gleichen geblieben. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß der Zustrom ungenügend und oberflächlich ausgebildeter Kräfte nach wie vor der gleiche ist, und die immer noch bestehenden oberflächlich arbeitenden Pressen und sogenannten Akademien immer wieder füllt. Wenn man eine Änderung feststellen will, so läßt sich vielleicht das eine sagen, daß eine Tendenz zur Ausdehnung der praktischen Lehrzeit für die Verkäuferinnen besteht. Der genannte Ratgeber für die Berufswahl erwähnt, daß in Frankfurt sich die zweijährige Lehrzeit schon ziemlich durchgesetzt hat. An anderen Orten werden Versuche gemacht, branchenweise eine geordnete Lehrzeit einzurichten; Versuche, die, wenn sie auch zunächst den Beruf für unbemittelte Mädchen erschweren, doch im ganzen auf die Aussichten für das Aufsteigen der weiblichen Angestellten zu höheren Stellen und zu höheren Gehältern ohne Zweifel günstig wirken müssen. Andererseits muß aber festgestellt werden, daß durch die Warenhäuser eher eine Verschlechterung in dieser Hinsicht eingetreten ist. Eine eigentliche Ausbildung, die mit vertieften Branchenkenntnissen verbunden ist, läßt sich hier nicht gewinnen, und dem steigenden

[1]) Ibsen, Gesamtausgabe. Bd. X S. 316.

Bedarf der Warenhäuser an Verkäuferinnen gegenüber wirkt der von den Berufsorganisationen immer wieder erteilte Rat, die kaufmännische Laufbahn nicht im Warenhaus zu beginnen, naturgemäß sehr wenig.

Auch hinsichtlich des Kontorpersonals wird immer über den Mangel an durchgebildeten und den Überfluß an ungelernten und halbgelernten Kräften geklagt. Hier bleibt nach wie vor die Tatsache bestehen, daß die Aussichten entsprechend der Vorbildung schlechte oder gute sind. Eine kleine Besserung hat sich hier dadurch vollzogen, daß die Stellen mit Pensionsberechtigung, d. h. Stellen in behördlichen Bureaus, sich langsam vermehren; immerhin ist auch hier die Nachfrage bei weitem nicht so groß, wie das Angebot. Die starke Vermehrung der weiblichen Angestellten in kaufmännischen Berufen, die die letzte Berufsstatistik gezeigt hat, fällt im großen und ganzen auf die unteren Schichten dieses Berufs. Eine Verarbeitung der Ziffern hat noch nicht stattgefunden und wird vielleicht auch kaum die speziellere Gliederung des Berufs erkennen lassen. Es zeigen aber Einzelstatistiken immer wieder deutlich, wie langsam sich die höheren Posten an die bereits so zahlreich besetzten niederen anbauen.

Im gleichen Tempo entwickelt sich das kaufmännische Bildungswesen. Es ist ja doch im ganzen auf das vorhandene Bedürfnis angewiesen und von ihm abhängig. Diese Abhängigkeit gestattet ihm nicht, in großem Umfange bahnbrechend für die Hebung der kaufmännischen Frauenberufe vorzugehen. Immerhin zeigt sich eine Entwickelung nach verschiedenen Richtungen hin. Die Zahl der städtischen und staatlichen Anstalten für die Ausbildung der Frauen zum kaufmännischen Beruf hat zugenommen. Damit vollzieht sich zugleich eine festere Gliederung im kaufmännischen Bildungswesen. Während bisher die Anstalten noch kaufmännische Fortbildungsschulen und eigentliche Vorbildungsanstalten zugleich waren, während feste Bedingungen weder für die Vorbildung noch für den regelmäßigen Besuch von Jahreskursen für eine bestimmte Gruppe von Fächern bestanden, zeigen sich jetzt doch schärfere Unterscheidungen und planmäßigerer Betrieb. Die Forderung, daß eine solche Anstalt mindestens für die eigentlichen Handelsfächer einen in sich geschlossenen grundlegenden Kursus geben muß, zu dem bloße Hospitantinnen keine Zulassung erhalten, setzt sich ein wenig mehr durch. Es fehlt dafür vielfach an der Einsicht bei den Besucherinnen derartiger Anstalten selbst, die über die Zulänglichkeit ihrer Vorbildung für das, was darauf aufgebaut werden soll, sich falsche Begriffe machen. Das kaufmännische Bildungswesen leidet nach wie vor darunter, daß die jungen Mädchen vielfach nur Volksschulbildung mitbringen, während die Berufsbildung ihrer männlichen Kollegen zum überwiegenden Teile auf der Realschule aufbauen kann. Hier zeigt sich, wie stark sich die Berufsbildung auf die Schulbildung gründet, und wie sehr sie von ihr abhängig ist.

Am bemerkenswertesten ist innerhalb der Entwicklung des kaufmännischen Bildungswesens die Vermehrung der Pflichtfortbildungsschulen. Die Gewerbeordnung gibt bekanntlich seit dem Jahre 1900 den Städten das Recht, die kaufmännischen Fortbildungsschulen für die weiblichen Angestellten obligatorisch zu machen. Von diesem Recht machen in jedem Jahre eine größere Zahl von Städten Gebrauch — vielfach gegen den Protest der männlichen Gehilfen. Ohne Zweifel wird von der Pflichtfortbildungsschule ein Einfluß auf die Gestaltung des kaufmännischen Bildungswesens überhaupt ausgehen. Wie groß er sein wird, läßt sich kaum übersehen. Es wird mindestens das erreicht werden, daß die bestehenden Mängel an irgendeiner Stelle erkennbar und faßbar werden. Wichtiger noch ist die Vermehrung tüchtiger Ausbildungsanstalten an sich. Man wird hier ohne die Einführung gemeinsamer Vorbildung von männlichen und weiblichen Berufsangehörigen nicht zum Ziel kommen. In einer größeren Zahl von Städten sind die Mädchen bereits zu den für die männliche Jugend geschaffenen Anstalten der verschiedensten Art zugelassen, ohne daß sich Schwierigkeiten gezeigt haben. Im ganzen aber werden bei der Andersartigkeit der Vorbildung, die die Mädchen mitbringen, doch die weiblichen Vorbildungsanstalten noch ihre bedeutsame Aufgabe haben.

Eine in den letzten Jahren neu gewährte Möglichkeit ist das Studium an den Handelshochschulen. Frauen sind jetzt zur Immatrikulation an den drei preußischen Handelsschulen, Berlin, Frankfurt a. M., Köln, und an den Handelshochschulen in Leipzig und Mannheim zugelassen und können auch die dort eingerichteten Prüfungen zur Erlangung eines Diploms und als Handelslehrer ablegen. Die Diplomprüfung wird nach vier Semestern, die Handelslehrerprüfung nach fünf Semestern abgelegt. Diese Zulassung ist wichtig für die Ausbildung der Handelslehrerin. Bis jetzt werden Handelslehrerinnen noch ohne staatlich

festgesetzte Pläne und Prüfungen ausgebildet durch die Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin und das Seminar der städtischen Riemerschmid-Handelsschule in München. Die Anstellungsaussichten sind vorläufig noch nicht sehr günstige. Es ist ja aber keine Frage, daß bei der Tendenz zur Vermehrung gut ausgestatteter Vorbildungsanstalten auch das Bedürfnis nach Handelslehrerinnen steigen wird. An einigen staatlich und städtischen, sowie an einigen gut fundierten, von Vereinen unterhaltenen Anstalten bestehen bereits pensionsberechtigte Stellen.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Die neue Statistik der preußischen höheren Mädchenschulen** und der weiter führenden Bildungsanstalten ist im Zentralblatt der Unterrichtsverwaltung erschienen. Damit ist überhaupt zum erstenmal ein Verzeichnis der höheren Mädchenschulen im Anschluß an das jährlich erscheinende Verzeichnis der höheren Knabenschulen veröffentlicht worden. Bis jetzt stand immer in der Reihenfolge der öffentlichen Anstalten unter dem Titel „Höhere Mädchenschulen" nichts weiter als das in diesem Falle in mehr als einem Sinne bedeutsame und vielsagende Wörtchen: „vacat". Die neue Statistik ist noch nicht vollständig, insofern sie nur die bisher genehmigten Anstalten berücksichtigt. Für eine größere Anzahl von Schulen muß die Genehmigung noch ausstehen. Z. B. fehlen für die Provinz Sachsen die städtischen Schulen, bezw. Lehrerinnen-Seminare und Studienanstalten von Magdeburg und Halle. Daraus ist zu schließen, daß auch in anderen Provinzen die Verzeichnisse noch lückenhaft sind. Ebenso fehlt eine vollständige Zusammenstellung der Studienanstalten. Während eine vollständige Liste der Lyzeen noch außer der Erwähnung der Lyzeen in Zusammenhang mit dem Verzeichnis der höheren Mädchenschulen aufgestellt ist, bricht die Liste der Studienanstalten merkwürdigerweise mit den drei in Berlin, Charlottenburg und Schöneberg bestehenden Anstalten ab. Ob dabei Platzmangel, ein Versehen oder Absicht vorwaltet, läßt sich nicht entscheiden.

Was die Ergebnisse dieser Statistik anlangt, so ist vor allem die Zahl der höheren Lehrerinnen-Seminare bemerkenswert. Wie von uns schätzungsweise vorausgesagt wurde, beträgt sie annähernd **100**. 95 werden in dem vorliegenden Verzeichnis genannt (64 öffentliche und 31 private); es fehlen wie gesagt noch eine Reihe größerer Städte mit ihren öffentlichen Anstalten. Zieht man in Betracht, daß außerdem noch, wie gelegentlich durch die Presse mitgeteilt wurde, verschiedene Städte den Beschluß gefaßt haben, höhere Seminare zu gründen, die Ausführung aber vertagten, so dürfte sich die Zahl der höheren Seminare, die Preußen haben wird, über kurz oder lang auf etwa 110 bis 120 belaufen, eine Zahl, die mit Rücksicht auf das Bedürfnis geradezu riesenhaft ist. Ein stärkeres Mißverhältnis zwischen dem praktischen Bedürfnis und den von der Regierung geschaffenen Wegen, es zu befriedigen, ist kaum denkbar. Neben diesen 100 höheren Seminaren bestehen 16 Königliche Volksschullehrerinnen-Seminare — davon 9 katholisch —, 3 städtische und 8 mit Privatschulen verbundene. Also im ganzen 27. Die Zahl der Lehrerinnen dagegen, die an der Volksschule gebraucht werden, dürfte zu der Zahl, die an höheren Mädchenschulen jetzt noch notwendig sind, gerade im umgekehrten Zahlenverhältnis stehen. Zieht man nun ferner die außerordentlich kleine Zahl der Studienanstalten — bis jetzt 16 öffentliche und 4 private — in Betracht, so ergibt sich ohne weiteres die Notwendigkeit, die höheren Lehrerinnen-Seminare mit der Zeit in Studienanstalten umzuwandeln, oder aber die dort gewährte Ausbildung stärker auf die Bedürfnisse der Volksschule zu konzentrieren. Das letztere fordert eine Denkschrift des Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen, die soeben erschienen ist, und die für das vierjährige Einheitsseminar eintritt. Wie die Dinge jetzt liegen, kann man eigentlich von einem Sieg des „vierten Weges" sprechen, denn aus der Zahl der Lehrerinnen-Seminare ist zu schließen, ein wie großer Prozentsatz der künftigen Studentinnen auf Grund dieser Vorbildung zur Universität gehen wird. Es fehlt nun nur noch, daß ihnen auch die anderen

Fakultäten ausgeliefert werden, um die Studienanstalten so gut wie entbehrlich zu machen.

Einen großen Anteil an der Durchführung der Reform haben nach dieser Statistik wiederum die Privatschulen. Das Verzeichnis bringt 120 öffentliche anerkannte höhere Mädchenschulen und 174 private. Unter diesen letzteren sind im ganzen 56 Klosterschulen. Im Zusammenhang mit den Klosterschulen werden in 14 Fällen „3 wissenschaftliche Fortbildungsklassen" genannt. Um was es sich eigentlich dabei handelt, geht aus der Statistik nicht hervor. Vermutlich sind es unvollständige Lehrerinnen-Seminare, d. h. Lehrerinnen-Seminare ohne pädagogisches Jahr. Vermutlich können diese Anstalten aus allerhand Gründen, wahrscheinlich auch wegen der Lehrkräfte, keine vollständigen höheren Seminare gründen, und wollen doch andererseits ihre bestehenden Seminare nicht zu Volksschullehrerinnen-Seminaren machen; und das wird dann der Mittelweg sein, den man gefunden hat. Es scheint also, als wenn sich auf diese Weise die Lehrerinnen-Seminare noch um 14 vermehren. Auch bei den Frauenschulen sind die Privatschulen stark beteiligt. Es werden 41 private und 25 öffentliche Frauenschulen erwähnt. Bei den Studienanstalten ist natürlich das Verhältnis umgekehrt. Hier bestehen 16 an öffentlichen und 4 in Verbindung mit privaten höheren Mädchenschulen.

Interessant ist ferner die Frage, in wie viel Fällen Frauenschule und Seminar miteinander verbunden sind. Das ist bei 22 öffentlichen und 8 privaten Lyzeen der Fall.

Unter den öffentlichen Anstalten finden sich bis jetzt 6 „Großbetriebe", d. h. Anstalten, in denen Höhere Mädchenschule, Studienanstalt, Lehrerinnen-Seminar und Frauenschule unter einer Leitung verbunden sind. Es besteht aber wohl Aussicht genug, daß sich diese Zahl mit der Zeit noch stark vermehren wird. Auch die Frage der weiblichen Leitung wird durch die neue Statistik beleuchtet. Es zeigt sich, daß von den anerkannten öffentlichen höheren Mädchenschulen 9 unter weiblicher Leitung stehen. Bei einigen steht die Anerkennung noch aus. Außerdem kommen einige halböffentliche, sogenannte stiftische Mädchenschulen unter weiblicher Leitung dazu, und zwei königliche Volksschullehrerinnen-Seminare. Von den 16 Volksschullehrerinnen-Seminaren sind 9 katholisch und 7 evangelisch.

Ein zutreffendes Bild der Zustände, die durch die Reform im höheren Mädchenschulwesen geschaffen sind, wird man natürlich aus dieser Statistik noch nicht gewinnen können, eben weil sie noch unvollständig ist. Immerhin läßt sie über die Tendenz der Entwickelung keinen Zweifel mehr, und sie beweist deutlich, daß der Kampf um die Gestaltung der Reform noch keineswegs abgeschlossen ist.

* **Die Überweisung der höheren Mädchenschule an die Abteilung II des preußischen Kultusministeriums** ist nach verschiedenen Notizen in der Presse mit dem 1. Januar dieses Jahres erfolgt. Eine öffentliche Mitteilung darüber ist, da es sich um interne Angelegenheiten des Ministeriums handelt, nicht erschienen. Als Ministerialdirektor für höhere Mädchenschulen und höhere Knabenschulen wird Exzellenz D. Schwartzkopff fungieren, dem für jede der beiden Schulgattungen Abteilungsdirigenten unterstellt werden.

* **Eine Prinzessin im Mädchengymnasium.** Die 16jährige zweite Tochter des Herzogs von Urach, Grafen von Württemberg, Fürstin Elisabeth, ist in das Mädchengymnasium in Stuttgart eingetreten. Die Prinzessin ist eine Enkelin des jüngstverstorbenen Herzogs Dr. Karl Theodor.

* **Einen akademischen Preis** bekam eine Studentin der Altphilologie von der Universität Halle für eine Arbeit „die verschiedenen Formen des sprachlichen Bedeutungswandels in ihren Beziehungen zu den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des Seelenlebens."

* **Gegen die Pflichtfortbildungsschule** für die weiblichen Angestellten in Charlottenburg hat der deutsche nationale Handlungsgehilfenverband eine Protestversammlung einberufen, in der aus Rücksicht auf die weibliche Konkurrenz die Pflichtfortbildungsschule für die Frauen abgelehnt wurde.

* **Ein Seminar für Haushaltungslehrerinnen** ist in Hamburg besonders auf Grund der Tätigkeit des Vereins für Haushaltungsschulen begründet worden.

* **Mädchenschulreform in Luxemburg.** Am 18. Januar hat die Kammer der Abgeordneten in Luxemburg eine Reform des höheren Mädchenschulwesens erörtert. Die temperamentvolle Verhandlung zeigte, wie die Aufbautheorie auch im Auslande „fortzeugend Böses gebiert." Ein vom Verein für Frauenintereſſen eingerichtetes siebenklassiges Mädchengymnasium soll nach den Äußerungen des Regierungsvertreters nicht staatlich anerkannt werden, sondern es soll ein vierjähriger Aufbau auf die höhere Mädchen-

schule gesetzt werden. In der Begründung dieser Stellung machte der Regierungsvertreter von der pädagogischen Literatur über die preußische Reform reichlich Gebrauch. Nur vermied er sorgfältig, auch die Begründung heranzuziehen, mit der die Regierung jetzt für die Gabelung eintritt.

* **Gemeinsamer Unterricht in Österreich.** Im österreichischen Abgeordnetenhaus ist vor zirka einem Jahr ein Antrag auf Zulassung von Mädchen an Knabenschulen angenommen worden. Das Unterrichtsministerium hat infolge dieses Antrages Gutachten von den Landesschulräten eingezogen und wird die Frage auf Grund der einlaufenden Antworten entscheiden.

Berufliches.

* **Weibliche Beamte in Baden.** In der Februarnummer der „Frau" wurde eine Notiz aus dem Berliner Börsen-Courier abgedruckt, der zufolge auf allen Stellen des Gehaltstarifs in Baden weibliche Beamte angestellt werden können. Diese Notiz, über deren Erscheinen wir berichteten, ohne uns für die darin enthaltenen Tatsachen zu verbürgen, beruht auf einem Irrtum. Sie bezieht sich auf die Gehaltsordnung, in der gesagt ist, daß *für den Fall, daß* Amtsstellen weiblichen Beamtinnen übertragen werden, sie $^{3}/_{4}$ des Gehalts der männlichen Beamten beziehen sollen.

* **Eine lehrreiche Volksabstimmung.** Der Kantonsrat von Zürich hat folgende Bestimmungen über den Schutz der Handelsangestellten der Volksabstimmung unterbreitet: Maximalarbeitszeit von 10 Stunden, 9 Uhr-Ladenschluß, 1½ stündige Mittagspause, Anspruch auf Ferien nach einjähriger Anstellung, gleiche Kündigungsfrist für beide Teile. Bei der Volksabstimmung ist das Gesetz *abgelehnt* worden, auf Grund einer wirksamen Agitation der Ladeninhaber. Diese Tatsache dürfte ein Licht werfen auf die Aussichten, die sich durch das Gemeindeverbotsrecht für die Bekämpfung des Alkoholismus ergeben würde. Es würde auch hier ohne Zweifel die Agitation der Kapitalisten wirksamer sein als die der Alkoholgegner, und das Resultat wäre genau das Gegenteil von dem, was sich die Abstinenzbewegung davon verspricht.

* **Die Lehrerinnen an den böhmischen Mädchenschulen.** Durch das österreichische Volksschulgesetz (§ 14 und 15) werden die Mädchenschulen den Lehrerinnen zugewiesen. Diese bisher in Böhmen durchaus durchgeführte Praxis ist in letzter Zeit, wie eine Petition des Vereins der deutschen Lehrerinnen Böhmens ausführt, durch Agitation der Kollegen durchlöchert worden. Es werden in der Petition eine Reihe von Fällen erwähnt, in denen die Lehrer ihre politische Macht gebraucht haben, um die Neubesetzung von Lehrerinnenstellen mit Lehrern zu erreichen. Sehr charakteristisch ist dabei, daß in einem Fall ein Lehrer auf Grund eines vorgelegten Krankheitszeugnisses von der Knabenschule an die Mädchenschule versetzt wurde. Eine Tatsache, zu der die Eingabe der böhmischen Lehrerinnen sehr richtig bemerkt, ob denn die Mädchenschule zur Erholungsstätte für kranke Lehrer gemacht werden solle.

* **Die Wiener Lehrerin in der neuen Gehaltsregelung.** Das österreichische Volksschulgesetz vom Jahre 1871 gewährte den Lehrerinnen vollkommen gleiches Gehalt mit den Lehrern, ebenso wie von ihnen gleiche Vorbildung und gleiche Lehrverpflichtung verlangt wurde. Eine Wiener Bürgerschuldirektorin weist in dem Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine nach, wie allmählich die Stellung der Lehrerin seitdem schlechter geworden sei, und zwar infolge der Zuerkennung politischer Rechte an die *Lehrer* Nieder-Österreichs. Als nämlich im Jahre 1883 den Lehrern das passive Wahlrecht für verschiedene Vertretungskörper erkämpft war, wurde die erste Ungleichheit in der Besoldung zugunsten der Lehrer ausgeführt. Diese Ungleichheit ist durch das neue Gehaltsgesetz außerordentlich gesteigert worden. Es gewährt den Lehrerinnen gleiches Grundgehalt, aber eine geringere Zahl von Alterszulagen mit ungünstigeren Anfallsterminen und ein weit geringeres Wohnungsgeld. Die Gehaltssteigerung durch die neue Gehaltsordnung, die für die Männer 16 Prozent beträgt, bemißt sich bei den Frauen nur auf 8 Prozent. So kommt es, daß Lehrerinnen höherer Rangstufen geringer besoldet sind als Lehrer niedrigerer Rangstufen, die Bürgerschuldirektorin niedriger als der Volksschuloberlehrer (Rektor), die Bürgerschullehrerin niedriger als der Volksschullehrer usw.

* **Frauen in ländlichen Arbeitsnachweiszentralen.** Der englische Handelsminister hat etwa ein Dutzend Stellen für Frauen als Leiterinnen ländlicher Arbeitsnachweiszentralen ausgeschrieben. Das Gehalt beträgt 2600 bis 4000 Mark. Die Auswahl der Persönlichkeiten ist einem aus Frauen bestehenden Komitee übertragen worden.

Soziale Fürsorge.

* **Der Katholische Frauenbund über die Mutterschaftsversicherung.** Zu unserer Notiz über die Stellung des Katholischen Frauenbundes zur Mutterschaftsversicherung im Januarheft Seite 245 bemerkt das Organ des katholischen Frauenbundes folgendes:

Diese Zeilen zeigen, daß die Resolution des Katholischen Frauenbundes in einem wichtigen Punkte total falsch verstanden worden ist. „Die Frau" übersieht, daß das gegenwärtig geltende Krankenversicherungsgesetz doch auch einen Wöchnerinnenschutz für die uneheliche Mutter kennt, und daß der Katholische Frauenbund, wenn er die Schaffung einer besonderen staatlichen Mutterschaftsversicherung ablehnt, hingegen den Ausbau der bestehenden Krankenversicherung fordert, weit davon entfernt ist, der unehelichen Mutter eine Unterstützung zu versagen. Prinzipiell ablehnen muß er allerdings eine gesonderte Mutterschaftsversicherung mit Zwangscharakter auch für die uneheliche Mutter, weil darin eine eminente Gefahr für die Volksmoral erblickt werden muß. Eine Verwirrung der sittlichen Begriffe wäre unausbleiblich, wenn jedes Mädchen vom 16. oder 17. Lebensjahre an zu einer Mutterschaftsversicherungskasse beisteuern müßte. Mädchen, die auf ihre Ehre halten, würden den staatlichen Zwang als eine Schmach empfinden, andere sicher in ihm eine Gutheißung ihres Tuns erkennen, das christlichen Grundsätzen entgegenhandelt. Eine Umwertung der Moralbegriffe würde Platz greifen, die jeder ablehnen muß, der in der christlichen Ehe sein Ideal sieht.

Zwar erhebt auch die Krankenversicherung einen Teil ihrer Beiträge für die Versorgung der unehelichen Mütter. Hier liegen aber die Dinge insofern anders, als die Krankenkassenbeiträge mehrfachen Zwecken dienen, der einzelne also seinen Beitrag leisten kann, ohne in Gewissenskonflikte zu geraten. Die Gefahr einer Begriffsverwirrung liegt auch viel ferner, und darum konnten hier etwaige Bedenken um so eher zurückgestellt werden, als tatsächlich die uneheliche Mutter im besonderen Maße schutz- und hilfsbedürftig ist. Da gerade den katholischen Frauen auf dem Gebiete der planmäßigen Fürsorge für die unehelichen Mütter das Recht der Priorität gebührt, so ist es um so unverständlicher, daß unsere berechtigte Stellungnahme so verkannt werden konnte.

Diese Stellungnahme wurde z. B. auch auf der Septemberversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit in Hannover im Jahre 1908 im Anschluß an das Referat von Dr. Alice Salomon von den Vertreterinnen des Katholischen Frauenbundes und des Katholischen Fürsorgevereins öffentlich bekundet.

Wir haben zu diesen Bemerkungen zu sagen, daß wir selbstverständlich nicht „übersehen" haben, daß die Krankenversicherung die Unterstützung unehelicher Mütter vorsieht. Wir haben nur die prinzipielle Stellung des Katholischen Frauenbundes zu Fragen der Sozialversicherung kritisch beleuchtet und es abgelehnt, Gründe der Volksmoral für die Gestaltung rein wirtschaftlicher Institutionen maßgebend sein zu lassen. Aus praktischen Gründen halten auch wir zunächst die Einführung der Mutterschaftsversicherung im Anschluß an die Krankenkassen für das einzig mögliche. Die Gründe jedoch, die den Katholischen Frauenbund zu dieser Stellungnahme bestimmen, scheinen uns, trotzdem auch wir die „Neue Ethik" prinzipiell ablehnen, nicht haltbar zu sein. Wenn eine Vergiftung der Volksmoral dadurch erfolgen sollte, daß jedes unverheiratete Mädchen zur Zahlung von Beiträgen für die Mutterschaftsversicherung verpflichtet ist, so müßte folgerichtig auch darin etwas sittlich Bedenkliches liegen, daß in der neuen Reichsversicherungsordnung die ledigen Frauen für die Hinterbliebenenversicherung mitzuzahlen haben. In allen Versicherungen gilt das Prinzip, daß das Risiko auch von denen mitgetragen wird, die direkt von diesen oder jenen Vorteilen der Versicherung keinen Gebrauch machen. Angesichts dieser Tatsache, die dem Volksempfinden ganz natürlich ist, wird kein unverheiratetes Mädchen ihren Beitrag für die Mutterschaftsversicherung als eine Aufforderung auffassen, ein uneheliches Kind zu bekommen, so wenig wie die Zahlung für die Hinterbliebenenversicherung der unverheiraten Frau den Wunsch nahelegen wird, außereheliche Hinterbliebene zu hinterlassen.

* **Mutterschutz in Charlottenburg.** Im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit sind in Charlottenburg eine Reihe von Maßregeln für den Schutz der Mutter getroffen worden. Schon einige Wochen vor der Geburt des Kindes wird der künftigen Mutter für Rechnung der Stadt durch die Vermittelung des Hauspflegevereins eine Vorernährung zuteil, um sie besser instand zu setzen, nachher ihr Kind selbst zu nähren. Im Jahre 1908 haben über 300 Frauen diese Vorernährung erhalten. Ferner werden Frauen, die ein anderes Unterkommen nicht haben, in der Entbindungsanstalt des städtischen Krankenhauses schon längere Zeit vor der Entbindung unentgeltlich aufgenommen, mit der einzigen Verpflichtung, sich an den Hausarbeiten zu beteiligen. In dem genannten Jahre wurden 64 künftige Mütter kostenlos aufgenommen. Die gleiche Vergünstigung gewähren das Säuglings- und Mütterheim in Westend, und das im Juni 1909 eröffnete Kaiserin-Auguste Viktoria

Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich. Kann die Geburt nicht in der Häuslichkeit erfolgen, so sorgen die genannten Anstalten dafür, daß sie in geeigneten Räumen und unter geeigneter Pflege stattfindet. In beiden Anstalten werden unbemittelte Frauen und Mädchen ohne Förmlichkeiten und ohne vorherige Zahlung aufgenommen. Die Armendirektion übernimmt nötigenfalls nachträglich die Kosten, ohne daß dadurch Beeinträchtigung der politischen Rechte für den Ehemann eintritt. Soweit die Entbindung in der Wohnung erfolgt, treten der Hauspflegeverein und der Elisabeth Frauen-Verein mit ihrer Fürsorge durch Hauspflege, Mahlzeiten und Säuglingswäsche ein. In dieser Weise sind im Jahre 1908 zirka 1000 Frauen unterstützt worden. Für das Kind wird durch Generalvormundschaft gesorgt, die auch unter Umständen mit ihren Maßnahmen zur Wahrnehmung der Interessen von Mutter und Kind schon vor der Geburt des Kindes einsetzt. Der Generalvormundschaft unterstanden am 1. April 1909 781 Kinder. Um Mutter und Kind möglichst lange zusammenzuhalten, stehen im Auguste Viktoria-Haus und im Krankenhaus Kirchstraße regelmäßig kostenlos eine große Anzahl von Betten für Mütter und Kinder zur Verfügung, in Westend gegen ganz geringe Zahlung, sobald die Mutter außer dem Hause arbeiten und etwas verdienen kann. Stillende Mütter erhalten von den Säuglingsfürsorgestellen Unterstützung. Im Jahre 1908 haben 1869 Mütter Unterstützungen im Betrage von annähernd 28 000 Mark erhalten. Durch die Säuglingsfürsorgestellen wird dann in vorzüglicher Weise für die Säuglinge selbst gesorgt.

* **Ein neues kommunales Frauenamt** ist das der Schulschwester. Die Tätigkeit der von der Stadt Charlottenburg angestellten Schulschwestern ist durch folgende Bestimmungen geregelt. Die Schulschwester hat als Ergänzung der schulärztlichen Überwachung der Kinder zu wirken. Sie hat dafür zu sorgen, daß die vom Schularzt gegebenen Ratschläge von den Eltern tatsächlich befolgt werden; ebenso, daß in solchen Fällen, wo für das Schulkind spezialärztliche Untersuchungen verfügt sind, diese Untersuchungen in der Tat vorgenommen werden. Sie hat überall da, wo die Eltern nicht in der Lage sind, ärztliche Anordnungen ihrerseits durchzuführen oder ausreichend zu überwachen, selbst die Fürsorge für alle diese Maßnahmen zu übernehmen. Sie tritt ferner in Verbindung mit der demnächst in Charlottenburg einzurichtenden Wohnungspflege, insofern, als sie dafür sorgt, daß alle von den Wohnungspflegern erteilten Ratschläge von den Wohnungsinhabern in der Tat ausgeführt werden. Ihre Tätigkeit ist also eine pflegerische, insofern, als sie darauf angewiesen ist, durch Hilfe, Überredung und Beratung für die Durchführung aller solcher Maßregeln zu wirken, die nicht zwangsweise durchgeführt werden können.

* **Eine Polizeiassistentin** ist in Kottbus angestellt worden. Sie hat außer sittenpolizeilichen Obliegenheiten das Kostgänger- und Schlafstellenwesen, die Fürsorgeerziehung und die Versorgung der Ziehkinder zu beaufsichtigen.

Arbeiterinnenfrage.

* **Über die Berufsorganisation der Arbeiterinnen** berichtet die Arbeiterinnenschutzkommission des Bundes deutscher Frauenvereine: Eine äußerst geringe Zunahme, teilweise sogar eine Abnahme, erlebten im letzten Jahre die Berufsorganisationen der Arbeiterinnen. An der Zunahme sind fast ausschließlich die freien Gewerkschaften beteiligt, in denen 138 443 (gegen 136 929 im Vorjahre) organisiert sind. Das bedeutet immerhin ein Plus von 1514, das allerdings mit der vorjährigen Zunahme um 18 021 keinen Vergleich aushält. Die Zahl der in den christlichen Gewerkschaften organisierten Frauen ist dagegen von 24 122 auf 22 087 zurückgegangen (Abnahme 2035). Dasselbe ist der Fall bei dem Hirsch-Dunckerschen Gewerkverein deutscher Frauen, der nur noch 680 Mitglieder (gegen 698 im Vorjahre) zählt. Diese Abnahme wird allerdings dadurch reichlich wettgemacht, daß sich die Zahl der in gemischten Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen organisierten Frauen von 6362 auf 7082 erhöht hat, so daß sich in den Hirsch-Dunckerschen Organisationen die Zahl der Frauen heute im ganzen auf 7762 (gegen 7060 im Vorjahre beläuft.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Gemeindewahlrecht der Frauen in Kärnten.** Ein Ausschuß, der für die Reform der Gemeindewahlordnung vom Landtag eingesetzt ist, will für die persönliche Ausübung des Stimmrechts durch die wahlberechtigten Frauen eintreten, im Falle die Regierung dieser Neuerung zustimmt.

* **Die neue Wahlordnung für die Stadt Laibach** (Krain) ist vom Verfassungsausschuß

des Landtages angenommen worden. Diese Wahlordnung räumt den Frauen das Wahlrecht und zwar zu persönlicher Ausübung ein.

* **Zum kirchlichen Frauenstimmrecht.** Die Genehmigung der Regierung für den Beschluß der Staatskirche in Finnland, Frauen das aktive und passive Wahlrecht zu gewähren, ist nunmehr erfolgt.

* **Gemeindewahlrecht in Island.** Am 1. Januar 1910 ist in Island ein Gesetz in Kraft getreten, wonach die Frauen zu allen öffentlichen Ehrenämtern wählbar sind. Mit Ausnahme des Wahlrechts für das Parlament besitzen sie also das passive Wahlrecht für alle öffentlichen Körperschaften.

Totenschau.

Zu Rostock starb im Alter von 64 Jahren die unter dem Pseudonym Ina Rex auch unserem Leserkreise bekannte Frau Alwine Hinrichsen. Von der Halbinsel Mönchsgut auf Rügen stammend, hat Ina Rex als Schriftstellerin vor allen Dingen die Heimatkunst der Ostseeküste gepflegt. Aus einem reichen Schatz lebendiger Eindrücke und Erinnerungen hat sie von dem Leben und der Art jener Bevölkerung Bilder gegeben, die zu den besten Darstellungen deutschen Volkstums gehören. Als langjährige Mitarbeiterin unserer Zeitschrift hat Ina Rex eine große Zahl ihrer Novellen und Skizzen für unseren Leserkreis geschrieben. Er wird ihr ohne Zweifel ebenso wie die Redaktion ein lebhaftes und warmes Andenken bewahren.

Versammlungen und Vereine.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein hat dem preußischen Abgeordnetenhaus nachstehende Petition zum Wahlrecht der Landfrauen eingereicht.

„Der Allgemeine Deutsche Frauenverein richtet an das Hohe Haus der Abgeordneten die Bitte, seinen Einfluß bei der Königlichen Staatsregierung zugunsten folgender Änderungen der Landgemeindeordnungen geltend zu machen:

> Es möge den Frauen, die gemäß der Landgemeindeordnungen für die sieben östlichen Provinzen, für Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau und Westfalen ihr Stimmrecht für die Gemeindevertretungen durch ein männliches Gemeindemitglied ausüben lassen müssen, gestattet werden, ihre Rechte persönlich zu vertreten.

Begründung.

Die in den preußischen Provinzen bestehenden Landgemeindeordnungen gewähren mit Ausnahme derjenigen für die Rheinprovinz der grundbesitzenden Frau das aktive Wahlrecht für die Gemeindevertretung, gestatten ihr aber nicht, dieses Recht persönlich auszuüben. Diese Einschränkung ist seinerzeit zweifellos deshalb getroffen worden, weil die Frauen in der Wahrnehmung außerhäuslicher politischer Interessen zu ungeübt waren, um die notwendige Sachkenntnis zur Ausübung des Gemeindewahlrechts mitzubringen. Es war damals die Befürchtung berechtigt, daß die Frauen vielfach aus Scheu vor der Öffentlichkeit auf die Ausübung ihres Stimmrechts überhaupt verzichten würden. Diese Gründe treffen heute nicht mehr zu. Durch das Reichsvereinsgesetz ist den Frauen volle Bewegungsfreiheit für das öffentliche Leben zuerkannt, und in der Begründung ist ausdrücklich gesagt, daß den Frauen die selbständige Vertretung ihrer öffentlichen Interessen mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht wohl mehr versagt werden könne. Aus demselben Grunde erscheint auch die besondere Rücksicht der Landgemeindeordnungen auf die politische Ungeübtheit der Frauen heute nicht mehr notwendig. Die Bedingung, durch Vertreter zu wählen, dürfte vielmehr heute eher hemmend als fördernd auf die tatsächliche Vertretung der wahlberechtigten Frauen wirken. Viele Frauen werden das umständliche Verfahren der Ausstellung einer Vollmacht scheuen und ihr Wahlrecht lieber nicht ausüben. Besonders unverheiratete und verwitwete Frauen haben Schwierigkeiten, geeignete Vertreter zu finden, und es ist ihnen keine Bürgschaft dafür geboten, daß der Vertreter seine Vollmacht in ihrem Sinne ausübt. Daß der bisher gültige Modus der Vertretung die Wahlbeteiligung der Frauen in unerwünschter Weise vermindert hat, beweist ein Erlaß der preußischen Ministerien des Innern und der Finanzen vom Jahre 1905, durch welchen für die Vollmachterteilung Stempelsteuerfreiheit und andere formale Erleichterungen gewährt werden. Die wachsende Selbständigkeit auch der Landfrau in der Wahrnehmung und korporativen Vertretung ihrer Interessen zeigt sich in mannigfachen Tatsachen. Es sei nur hingewiesen auf die Organisationen der ostpreußischen Hausfrauenvereine, die bereits je eine Vertreterin der Frauen in die landwirtschaftlichen Zentralvereine und zwei in die Landwirtschaftskammer entsendet haben.

Daß sich aus der selbständigen Ausübung des Gemeindewahlrechts durch die grundbesitzen-

den Frauen keinerlei Schwierigkeiten ergeben, zeigt auch das Beispiel der Provinz Hannover, in der die erwähnte Einschränkung des Frauenwahlrechts nicht besteht. Es würde sicherlich durch die Ausdehnung der selbständigen Ausübung des Stimmrechts auf die grundbesitzenden Frauen der übrigen Provinzen nicht nur die Vertretung des Grundbesitzes in der Gemeindeverwaltung besser gewährleistet sein, sondern es würde darin auch ein Mittel der Erziehung der Frauen zum Gemeinsinn liegen, das für unser Volksleben nur segensreich wirken kann.

Evangelischer Laienbund.

Am 24. Januar d. J. ist ein „Evangelischer Laienbund" gestiftet worden, der den Zweck verfolgt, durch Stärkung des christlichen Gemeindebewußtseins und den Ausbau der kirchlichen Gemeindeverfassung seine Kräfte einzusetzen für die Erneuerung des religiösen Lebens wie für die Versöhnung der kirchenparteilichen Gegensätze. Insbesondere ist es seine Absicht, durch energisches Streben nach Durchführung der reformatorischen Grundsätze von der religiösen Selbständigkeit („allgemeines Priestertum") und der „Freiheit eines Christenmenschen" die im stetigen Zunehmen begriffene Entfremdung vom kirchlichen Leben in unserem Volke zu überwinden. — 1. Vorsitzender ist Herr Direktor Dr. Ferdinand Jacob Schmidt, 2. Vorsitzender Herr Kaufmann Eugen Baumann. Beitrittserklärungen nimmt die 1. Schriftführerin Fräulein Oberlehrerin Fromm, W. Barbarossastraße 64 entgegen.

Bücherschau.

Dichtung.

„Unverbrannte Briefe." Roman von Lisbeth Dill. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Der Roman führt wieder in das Milieu, das der Verfasserin vor allem vertraut ist und in dem ihre Bücher fast ausnahmslos spielen: die preußischen Offizierskreise oder, etwas weiter gefaßt, die mondäne Gesellschaft. Wir erleben die Geschichte einer Leidenschaft, die unter den gepflegten und alles verbergenden Formen dieser Kreise um so heißer und verzehrender lodert. Die Schilderung des Frauencharakters, der sich in diesen unverbrannten Briefen ausspricht, dieses Weltkindes, in dem leidenschaftliche Liebesfähigkeit mit allen anerzogenen und ererbten Konventionen des nicht gerade wagemutigen vornehmen Mädchens kämpft, ist mit großer Feinheit geschildert. Dazu kommt ein Element, das in diesem Buche stärker als in anderen Romanen von Lisbeth Dill hervortritt, weil es sich hier um eine Folge von brieflichen Selbstbekenntnissen handelt: das lyrische. Diese Briefe, die alle Ausdruck eines starken Gefühls sind, erheben sich zuweilen in Stimmung und Ausdrucksfähigkeit zu einem Grade von Poesie im eigentlichsten Sinne, den die Verfasserin bisher in den mehr rein epischen Motiven, die sie behandelte, nicht erreichen konnte. So bereichert sie ihre schriftstellerische Individualität durch diesen Roman in der Tat um einen neuen Zug, durch den sich dieses Buch ebenso wie durch die Feinheit seiner Psychologie über den Unterhaltungsroman erhebt, eine Gattung, in die man die Bücher von Lisbeth Dill in erster Linie einzureihen geneigt ist. Sie erinnert in ihrer ganzen Art ein wenig an Pierre de Coulevain, die ihr freilich an geistigem Horizont bedeutend überlegen ist. Die Französin ist mondän in einem internationalen Sinne und von reiferer und großzügigerer Klugheit, aber in der Fähigkeit, die urewigen menschlichen Leidenschaftserlebnisse in den Formen der weltlichen Eleganz aufzufinden, sind sie verwandt. Von deutschen Schriftstellerinnen steht ihr Emil Roland nahe, die aber freilich durch einen funkelnderen Witz und eine ausgesprochen satirische Note sich von ihr abhebt, dafür jedoch den Lyrismus von Lisbeth Dill selten erreicht.

Eine Künstlertragödie ist: **„Haus aus einer anderen Welt"**, der neue Roman von Georg Hirschfeld. (S. Fischer, Verlag, Berlin 1909. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Georg Hirschfeld ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Alljährlich und öfter noch ein Band. Vielleicht liegt es daran, daß bei seinem doch nicht geringen Können selten Einheitliches, gleichmäßig Lebendiges herauskommt. Auch hier fehlt es bei aller Feinheit des psychologischen Wurfs an einer durchgehend überzeugenden Gestaltung. Der Held selbst hat am meisten Wirklichkeit, undeutlich aber bleibt die Frau, die an ihm zugrunde geht. Und in der Darstellung mancher Nebenfiguren, in der Wiedergabe der einzelnen Bilder und Situationen sinkt die Kunst zuweilen auf den bloßen nur schwach beseelten und auseinanderfallenden Begebenheitsbericht. Hirschfelds früheren Romanen ist dieser gleichwertig in der Feinheit gewisser psychologischer Motive, den besten von ihnen steht er aber an Einheitlichkeit von Aufbau und Durchführung nach.

„Amalie Dietrich." Ein Leben, erzählt von Charitas Bischoff. Mit Buchschmuck von Hans Kurth und 6 Bildnissen. Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung. (Preis geh. Mark 4, geb. Mark 5.) Die Verfasserin erzählt in dichterischer Umschreibung das Leben ihrer eigenen Mutter. Es ist von so hervorragend wissenschaftlichem Interesse, daß man sich manchmal fragt, warum nicht die einfache biographische Form gewählt ist, die gerade diese Seite noch besser hätte hervortreten lassen, wenn auch die

dichterische Form vielleicht dem Buch einen größeren Leserkreis sichert. Amalie Nelle hatte jung den Botaniker Dietrich geheiratet, einen wunderlichen, egoistischen Mann, der über seiner Leidenschaft für die Botanik seine Familie verkommen ließ. So mußte sich die Frau schließlich von ihm trennen und den eigenartigen Beruf, den sie bis dahin gemeinschaftlich mit dem Manne betrieben hatte, den Wanderverkauf von Herbarien, Insekten- und Mineraliensammlungen unter erschwerenden Umständen allein fortführen. Die Bekanntschaft mit dem Großkaufmann Cäsar Godeffroy in Hamburg brachte die entscheidende Wendung in ihr Leben. Dieser, selbst ein leidenschaftlicher Ethnologe, stellte Frau Dietrich an die Spitze einer Expedition nach Australien, um dort Sammlungen für von ihm in Hamburg begründete Museen zusammenzustellen. Zehn Jahre lang hat Frau Dietrich in dieser Tätigkeit Australien bereist. Eine Anzahl sehr interessanter Briefe lassen uns unmittelbar ihr Leben dort verfolgen. Eine Zeit behaglichen Ausruhens war ihr dann noch in der Heimat beschieden.

„Gesammelte Erzählungen" von Ernst Hardt. Insel-Verlag, Leipzig 1909. Der Inhalt dieses Bandes ist sehr ungleichwertig. Hier und da gelingt dem Dichter, einen guten Einfall künstlerisch zu gestalten, eine Sensation zu ergreifen und in Worte zu bannen, eine Stimmung festzuhalten und zur Melodie eines Gedichts in Prosa zu machen. Im ganzen spricht aus dieser Sammlung eine mehr zarte als kräftige, vor allen Dingen keine fruchtbare und reiche Kunst. Es spielen diese Erzählungen alle auf einer einzigen Saite einen dünnen Ton, und dieser ist im Gesamtakkord der Lebensklänge vielleicht besonders, aber doch nicht bedeutend. Ernst Hardt gehört zu denen, die durch die feine Kultur des Geschmacks, wie man sie heute besitzen kann, zu einem Können hinaufgetrieben sind, dem doch im Grunde die lebendige, erobernde Kraft mangelt.

„In den Sielen." Roman von Margarete Wolff-Meder. Illustriert von H. M. Glatz. Buchverlag fürs deutsche Haus. Berlin, Leipzig. (Preis 75 Pf.) Es sind unkomplizierte Charaktere, die in einfacher, anspruchsloser Gestaltung vor uns hintreten. Ein Leben „in den Sielen", in einfacher, bürgerlicher Pflichterfüllung, durch gute und böse Zeiten, das ist der feste Grund, auf dem sie stehen. Und so verdient es seinen Platz unter den „Büchern des deutschen Hauses", die man unbesorgt auch der heranwachsenden Jugend in die Hand geben kann. Die Illustrationen würde man zum größten Teil lieber entbehren.

„Aus Ostfriesland." Gedichte und Übersetzungen fremdsprachlicher Gedichte von Bernhard Brons jr. in Emden. Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei W. Heynel und W. Schwalbe, Buchhandlungen in Emden. (Preis eleg. geb. 3 Mark.) Der Verfasser hat bei der Veröffentlichung seines Buches in erster Linie an die Familie, in zweiter an die engeren Heimats- und Stammesgenossen gedacht. Und unter der Hand ist es ihm zu einem Denkmal ihrer besonderen Wesenheit geworden. Das schlichte, kernige Bürgertum der Nordwestdeutschen, ihr ausgeprägter Familiensinn, der keine Redensarten kennt, aber verläßlich ist in Not und Tod, hat darin seinen Ausdruck gefunden. Und zwar fast unwillkürlich im Reim, im Gelegenheitsgedicht, — wozu auch die Heimat, Heide und See und Moor immer wieder anregen, — bald plattdeutsch, bald hochdeutsch, nicht „zur Bereicherung der deutschen Nationalliteratur", wie der Verfasser selbst launig im Vorwort bemerkt, sondern weil eben inniges Empfinden nach poetischem Ausdruck verlangt. — Eine Reihe von Übersetzungen aus andren germanischen Sprachen vermitteln uns manches wertvolle Stück. Wir möchten eins von dem Holländer P. A. de Génestet für die Leser der Frau hierhersetzen:

Liebe.

Die ich am meisten liebte, war
Nicht meine schlanke Braut, mit der ich streifte
Und schwärmte in den Dünen, wo die Brombeer' reifte,
Frohmütig, aller Sorgen bar.

Auch war es nicht die junge Frau,
Der Genius, der mich überall umschwebte,
Durch den mein Leben ich recht eigentlich erst lebte,
Mein Himmel, strahlend klar und blau.

„Dann war's der Kinder Mutter traun,
Die selbstlos dir und treu, und unter Sorg' und Schmerzen
Erstehen ließ das reinste Glück in deinem Herzen
Und froh dich ließ die Zukunft schaun!"

Die alle, alle nicht; es war, —
Sie war es, sie, die müde, kranke, abgezehrte,
Die mutig mich zu leben, froh zu sterben lehrte,
Als ich an ihrem Bett lag hoffnungsbar.

Eine Reihe andrer Gedichte folgen: J. Ewald, A. G. Oehlenschläger, Grundtvig, Hauch und Fr. Paludan Müller, Franzén, Ibsen, Björnson, Welhaven, Wergeland, Elisabeth Browning, Kipling, Watson, E. A. Poe sind vertreten. Ein besonderes Interesse dürfte die Übersetzung der Grabrede aus dem Peer Gynt ins Plattdeutsche haben. So mag denn das Buch in erster Linie den Landsleuten warm empfohlen sein, zugleich als ein Denkmal des Bürgersinns, denn der Verfasser bestimmt den ganzen Ertrag einem Emdener städtischen Gebäude.

Wissenschaft.

„Das Gesetz der Vernunft und die ethischen Strömungen der Gegenwart." Von Ernst Markus. Herford, Verlag von W. Menckhoff, 1907. — Das Buch gehört zu der Literatur der Neu-Kantianer. Der Verfasser will die Kantische Ethik in ihrer nach seiner Meinung endgültigen, erschöpfenden und unwiderleglichen Wissenschaftlichkeit deuten, und gegenüber der seither gegen Kant erhobenen Kritik verteidigen. Dabei dreht es sich um die Grundfrage, ob die Ethik eine Wissenschaft im strengen Sinne sein kann. Und die Entscheidung dieser Frage hängt wieder von jener anderen ab, ob es möglich ist, in den rein formalen Begriff des Gesetzes die Ethik zugleich einzuschließen und durchaus ausreichend und widerspruchslos zu begründen. Der Verfasser unternimmt diese Rechtfertigung des rein

formalen Sittlichkeitsbegriffes bei Kant mit vielem Scharfsinn. Er versucht, die sittliche Forderung lediglich an dem Gesetzesbegriff zu orientieren. Für den Laien liegt der Wert dieses Buches vielleicht mehr als in dieser theoretischen Ausführung, der sehr schwer zu folgen ist, in der praktischen Anwendung seiner Grundsätze zur Kritik ethischer Strömungen der Gegenwart und zur Lösung gewisser sozialer und sittlicher Lebensfragen unserer Zeit. Freilich verfährt der Verfasser hier mit einer Agressivität, die in einem seltsamen Gegensatz zu der kühlen, nüchternen und streng wissenschaftlichen Absicht seines Buches steht. In zahllosen Anmerkungen werden schärfste Angriffe auf herrschende Meinungen und Strömungen gegeben, die auch insofern den Charakter des Buches beeinträchtigen, als man beständig aus der geraden Linie seiner Deduktionen herausgerissen und auf irgendeine konkrete Erscheinung hingewiesen wird, so, als sollte man sich von einer philosophischen Lektüre alle paar Minuten losreißen, um zum Fenster heraus auf irgendwelche Vorgänge des aktuellen Straßenlebens zu schauen. Aber das ist nicht mehr als ein „Schönheitsfehler" des Buches. Sehr beachtenswert ist die Stellung des Verfassers zur Frauenbewegung und zur sogenannten neuen Ethik. Sein Versuch, eine Theorie der Sexualmoral auf Kantischer Grundlage zu geben, ist angesichts der Verschwommenheit, die es ja sogar der neuen Ethik zuweilen gestattet, sich auf Kant zu stützen, doppelt wertvoll.

„Kant-Aussprüche." Herausgegeben von Raoul Richter. Leipzig, Inselverlag. (Pr. geb. 2 Mark.) Es ist immer etwas Mißliches um solche Sammlung von „Aussprüchen", besonders wo, wie bei Kant, die Grundbedeutung eines Lebenswerks in geschlossenen Systemen liegt. Der Herausgeber ist sich der Schwierigkeiten auch wohl bewußt, hofft aber dem Philosophen Freunde zu gewinnen, indem er zunächst dem Menschen nahe führt. In der Tat ist aus den Aussprüchen, die hier nach bestimmten Gesichtspunkten und Gebieten geordnet sind, viel interessantes Material zu entnehmen. Ein ausführliches Quellenregister ermöglicht es, den einzelnen Aussprüchen in ihren engeren Zusammenhängen nachzugehen.

„Sinn und Wert des Lebens." Von Geheimrat Professor Dr. R. Eucken. 2. völlig umgearbeitete Auflage. (5.—8. Tausend.) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1909. (Preis 2,40 Mark, in Originalleinenband 3,20 Mark). Das Buch von Rudolf Eucken, dessen erste Auflage an dieser Stelle schon angezeigt ist, ist in der neuen Auflage seinem Zweck, den Menschen der Gegenwart Ziel und Richtung zu weisen, noch viel besser angepaßt worden. Dadurch, daß die einzelnen Lebensprobleme der Zeit noch schärfer formuliert und kräftiger zusammengefaßt sind, hat das Buch an Eindringlichkeit gerade auch für den Laien sehr gewonnen. Jeder, dem es darum zu tun, in dem verwirrten und vielgestaltigen Gewebe der Aufgaben, die das moderne Leben an uns heranbringt, eine Richtschnur zu finden, wird in diesem Buche seine eigenen inneren Kämpfe gedeutet und die Ziele geklärt finden. „Ich war bemüht," sagt der Verfasser, „die Linien schärfer zu ziehen, die Abstufungen und Kontraste deutlicher herauszuarbeiten, damit die unserm Leben innewohnende Bewegung zu kräftigerem Ausdruck zu bringen. So wendet sich das Buch noch unmittelbarer an die Überzeugung und die Entscheidung jedes einzelnen Menschen; möchte es manchem eine Hilfe in den Kämpfen des Lebens sein."

„Aus deutscher Dämmerung." Schattenbilder einer Übergangskultur. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Vierte Auflage. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. In einer Reihe von Aufsätzen nimmt der bekannte Herausgeber des „Türmer" Stellung zu modernen Kulturfragen, und es fällt dabei manches erfreuliche Wort. Die beiden kräftigen und sich ergänzenden Gegenstücke: „Persönliches Regiment" und „Potpourri aus Neu-Byzanz" sind ebenso schlagende Zeugnisse für den Dämmerungszustand unsrer Kultur wie „Klassenjustiz oder nicht?" und: „Rechts- oder Polizeistaat?" Nehmen wir noch „Militarismus", „Gesellschaftsmoral" und „Gesinnungskultur" hinzu, so erhellt schon aus diesen Überschriften, in wie umfassendem Sinne der Gesamttitel gerechtfertigt erscheint. Als Bedingung einer Genesung unsrer kranken Kultur erscheint Grotthuß die volle Klarheit über ihre Schäden, nach Fichtes Worten: „Warum sollten wir denn auch uns scheuen vor dieser Klarheit? Das Übel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntnis größer; es wird nur heilbar durch die letztere." Und diese Erkenntnis zu verbreiten, ist das Grotthußsche Buch in hohem Grade geeignet.

„Deutsche Geschichte" von Oskar Jäger. In zwei Bänden. 1. Band: Bis zum westfälischen Frieden. 2. Band: Bis zur Gegenwart. Jeder Band umfaßt etwa 40 Bogen, enthält über hundert Abbildungen auf Einschalttafeln und 7—8 Karten. München, C. H. Becksche Verlagshandlung, Oskar Beck. (Preis pro Band in Leinen 7,50 Mark, in Halbfranzbänden 10 Mark.) Der Verfasser hat in den beiden Bänden vaterländischer Geschichte einen Lieblingsgedanken ausgeführt: in der Muße des Greisenalters und mit der Reife, die ein reiches und vielfaches Erleben gibt, das Leben der deutschen Nation für weitere Kreise zu gestalten und zwar recht eigentlich zu erzählen. Das Buch soll einerseits jugendliche Leser für das Studium der Spezialwerke, an denen unsere Fachliteratur so reich ist, gewinnen, es will andrerseits zu einem Hausbuch für gebildete Kreise werden, denen eingehendere Studien nicht möglich sind. Diesem Doppelzweck zu dienen ist es in seiner klaren und übersichtlichen Darstellung, die Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden versteht, wohl geeignet. Die gut gewählten Karten und Illustrationen geben ein heute nur ungern vermißtes Anschauungsmaterial.

„Protestantische Freiheit." Verhandlungen des XXIV. Deutschen Protestantentages in Bremen vom 21.—24. Sept. 1909. Vorträge von D. Friedrich Naumann, Karl König, Lic. Traub, Lic. Dr. Hollmann, Alfred Fischer und Debattreden. Verlag des Deutschen Protestantenvereins Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45. (Preis: 1,50 Mark, in Partien billiger) Auf die diesmaligen Verhandlungen des Protestantentages möchten wir ganz besonders hinweisen. Die dort verhandelten Themen: Kann Religion durch Kunst ersetzt werden? (Ref.: Pastor Karl König.) Religiöser und politischer Liberalismus (Friedrich Naumann), Christliche und moderne Ethik (Pfarrer Traub) dürften des Interesses ebenso sicher sein wie die Diskussionen und die Resolutionen über das Irrlehregesetz in Preußen und das Apostolikum.

„14 Jahre Jesuit." Persönliches und Grundsätzliches von Graf Paul von Hoensbroech. Zwei Teile. I. Teil. Das Vorleben: Die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs. Zweite unveränderte Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers. 312 Seiten. Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig. (Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Auch ohne die Stellung, die Graf Hoensbroech durch seinen Kampf gegen die Jesuiten im modernen Kulturleben einnimmt, würde dieses Buch der Beachtung sicher sein. Es will einmal die Antwort auf zwei, den Verfasser persönlich angehende Fragen geben: „Am 4. November 1878, nachmittags 4½ Uhr, überschritt ich die Schwelle des zu Exaeten bei Roermond (Holland) gelegenen Noviziatshauses der deutschen Ordensprovinz der „Gesellschaften Jesu", um mich zur Aufnahme in den Jesuitenorden anzumelden. Am 16. Dezember 1892, nachmittags 12½ Uhr, überschritt ich die Schwelle desselben Hauses, um mich vom Jesuitenorden und von der römisch-katholischen Kirche für immer zu trennen. Wie kam ich zu dem einen, wie zu dem andern?" Es bringt andererseits in seiner fortlaufenden biographischen Schilderung eine Fülle kulturhistorisch überaus interessanten Materials. Was der vorliegende Band über „Erste Erziehung und Familienleben", über die konfessionelle Abgeschlossenheit des Verkehrs, die Wallfahrten, die Beichten, ferner über das jesuitische Unterrichts- und Erziehungssystem bringt, gibt den Schlüssel für die absolute Ertötung des Individualwillens, die ein so charakteristisches Ergebnis jeder kirchlichen Erziehungsmethode ist. Viel Interessantes bieten auch die Kapitel über den „Kulturkampf" der siebziger Jahre. „Wer dem Ultramontanismus in Deutschland neues Leben hätte einhauchen, wer die deutschen Katholiken zu einer mächtigen und auf Jahrzehnte hinaus unzerstörbaren politischen Partei hätte zusammenschweißen wollen, der hätte kein zweckdienlicheres Mittel wählen können als den Kulturkampf, wie er unter Bismarckscher Ägide geführt wurde. Hier hat der große Geist des großen Mannes aus Unkenntnis über das Wesen der katholischen Religion, über das Wesen des Ultramontanismus, über den Unterschied zwischen beiden sich zu Schritten und Maßnahmen verleiten lassen, die das Gegenteil von dem erreichten, was erreicht werden sollte." So urteilt Hoensbroech über diese Zeit, und er weiß sein Urteil zu belegen. Mit dem Eintritt in den Jesuitenorden schließt der erste Band ab. „Die ultramontane Welt, in die hinein ich geboren wurde und in der ich aufwuchs, ist hiermit beschrieben. Für viele wird es eine neue, eine fremdartige Welt sein. So verschieden ist sie von der Welt, in der freie Menschen aufwachsen, daß manchem Freigeborenen das Verständnis für sie schwerfallen wird. Aber es ist eine tatsächliche Welt, eine weitumspannende Welt . . ." Der zweite Band des Werks wird mit Spannung erwartet werden, er soll möglichst bald folgen.

„Lebensführung von 22 Arbeiterfamilien Münchens." Im Auftrag des Statistischen Amts der Stadt München dargestellt von Dr. Else Conrad. München 1909. Lindauersche Buchhandlung. — Die Studie ist im Anschluß an jene Haushaltsenquete entstanden, die im vorigen Jahr von dem Kaiserlichen Statistischen Amt veranstaltet wurde und leider ein ziemlich dürftiges Ergebnis gehabt hat. Die Verfasserin, die seinerzeit Hilfsarbeiterin am Münchener Statistischen Amt war, hat 22 Arbeiterfamilien für die Führung von Haushaltsbüchern gewonnen, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit gewiß nicht gering ist und deren Durchführung schon an sich ein Verdienst genannt werden muß. Sie hat in dieser Studie die gesammelten Budgets in der Weise verarbeitet, daß sie die Einnahmen, dann die Ausgaben nach den verschiedenen Gegenständen des Verbrauchs gesondert dargestellt und schließlich nach der Größe der in Betracht kommenden Familien bearbeitet und mit anderen Arbeiterbudgets verglichen hat. Die kleine Studie zeigt neben dem theoretischen volkswirtschaftlichen Verständnis eine gute Beobachtung und Beurteilung praktischer konkreter Verhältnisse. Sie führt mitten in das Leben hinein und dürfte deshalb als Material sozialer Aufklärung, etwa auch als Unterrichtsmaterial für Frauenschulen, wohl geeignet sein.

Pädagogisches.

„Erziehungslehre." Von Ludwig Gurlitt. Verlag von Wiegandt und Grieben, Berlin SW. (Preis 1,50 Mark.) „So entstand in wenigen Wochen diese neue Erziehungslehre, mühelos, kann ich sagen, denn die Gedanken fielen von mir ab wie reife Birnen vom Baume." So Ludwig Gurlitt von sich selbst. Es ist etwas in diesen Worten, was uns nicht gefallen will. Und schlagen wir das Kapitel auf, das unsere Leser am meisten interessieren muß, das Kapitel über die Mädchenerziehung, so wissen wir warum! Nicht etwa, weil Gurlitt die Mädchenschulreform verwirft, sondern weil er sich das tiefere Eindringen in das ganze als Frauenfrage gefaßte Kulturproblem geschenkt hat. Es würde ihn doch davor geschützt haben, die berufliche Tätigkeit der Frauen mit den Worten abzutun, daß heute „leider Gottes zahllose Mädchen dazu verurteilt" seien, „im öffentlichen Leben Hosenrollen zu spielen". Sein Ideal der vollwertigen Frau und Mutter in Ehren; es ist aber ein

Grundirrtum, zu glauben, daß dies Ideal durch geistige Kultur, berufliche und soziale Tätigkeit zerstört werden muß. Das geschieht weit sicherer durch das öde und zermürbende Gesellschaftstreiben, dem die Frauen am eifrigsten obliegen, die von einer erweiterten Tätigkeitssphäre der Frau nichts wissen wollen. Ebenso würde ihn einige Kenntnis der geistigen und wirtschaftlichen Triebkräfte der Frauenbewegung vor der falschen Beurteilung unsrer Bildungsbestrebungen bewahrt haben, die in die geschmackvollen Worte ausmündet: „Die Mädchen rennen in unsere geistig überheizten Schulen hinein wie Schafe in den brennenden Stall.“ Ausführungen, die, nebenbei gesagt, dem Verfasser lebhaften Beifall bei der Kritik eingebracht haben — ein Herr Dr. Meyer hebt im Hamburgischen Korrespondenten gerade diese Gedankenreihen als „vernünftig“ hervor. Man ist manchmal im Zweifel, ob die Herren nicht sehen können oder einfach nicht sehen wollen, daß die Frauen gar keine Wahl haben, welche Vorbildung sie für die höheren Berufe etwa wünschen möchten, sondern einfach die nehmen müssen, auf die nun einmal in den Universitäten alles zugeschnitten ist. Jedenfalls stehen sie sich, auch wenn da allerlei ihnen nicht ganz Gemäßes mit unterläuft, dabei doch unendlich viel besser, als wenn sie sich auf die Phrasen verlassen wollten, mit denen Herr Gurlitt diese brennenden Fragen abtun will. „Der Mann ist berufen, das Weib zu schützen. . . . Wir wollen das weibliche Geschlecht schützen vor falscher Führung. Unsere Wünsche für die Entwicklung des Weibes sind freier und eröffnen weitere Hoffnungen als die der Frauenrechtlerinnen. Wir wollen die Frauen nicht dadurch entwerten, daß wir ihnen nur gleiche Rechte mit den Männern geben, sondern wir wollen sie dadurch heben, daß wir ihnen besondere, den Männern unerreichbare Rechte geben.“ Und so weiter. Wir kennen die Weise, wir kennen den Text. Die Frauen werden guttun, ihn gerade so ernst zu nehmen, wie der Verfasser selbst.

„Die Schundliteratur.“ Ihr Vordringen. Ihre Folgen. Ihre Bekämpfung. Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. (Preis 2 Mark.) Die Scheu, mit der viele dem Kampf gegen die Schundliteratur gegenüberstanden, in der Furcht, einer lex Heintze den Boden zu bereiten, ist der entschiedenen Überzeugung gewichen, daß gegenüber der Frechheit, mit der diese Literatur neuerdings verbreitet wird, eine energische und entschiedene Abwehr aller Gebildeten zur Gewissenssache wird. Vielen fehlt nur die Kenntnis der Ausdehnung und der Erfolge der Schundliteratur; für sie ist das vorliegende Buch ein vorzügliches Mittel zur Orientierung. Vielleicht werden ihnen über das Maß der Volksvergiftung doch die Augen aufgehen, wenn sie hören, daß in Deutschland und Österreich 45 000 Schauerroman-Kolporteure ihr Wesen treiben, die 20 Millionen Menschen mit „geistiger Nahrung“ versorgen, daß Hintertreppenromane es auf Auflagen von 250 000 Exemplare bringen, daß allein in Deutschland 52 eigene Verlags- und photographische Anstalten vorhanden sind, die lediglich die Herstellung schmutziger Bilder betreiben und damit glänzende Geschäfte machen. — Als das beste Mittel zur Bekämpfung der Schundliteratur stellt der Verfasser mit Recht die gute Literatur hin. Aber diese gute Literatur wird die schlechte nur dann verdrängen, wenn sie gerne gelesen wird. Man knüpfe ruhig an das Bedürfnis nach spannenden Erzählungen an; man mache die schon vielfach vorhandenen Sammlungen guter und billiger Volksbücher dem Volk und der heranwachsenden Jugend auf jede Weise zugänglich. Das Nähere über die Möglichkeit einer Ausführung der hier gemachten Vorschläge muß in dem Buche selbst nachgelesen werden. Wir möchten aber bei dieser Gelegenheit wiederholt die Bände der „Deutschen Dichter: Gedächtnis-Stiftung“ erwähnen, die mit in erster Linie berufen sein dürfte, dem Bedürfnis nach guter, spannender Lektüre entgegenzukommen. Es sei nur auf einige der neueren Bände hier hingewiesen; auf auf die Novellenbücher (geh. pro Band 1 Mark) 4. Band: **Seegeschichten,** mit Erzählungen von Joachim Nettelbeck, Wilhelm Hauff, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Wilhelm Ponck, Johannes Wilda. 5. Band: **Frauennovellen,** mit Beiträgen von Clara Viebig, Lou Andreas-Salomé, Lulu von Strauß und Torney, Marthe Renate Fischer. 6. Band: **Kindheitsgeschichten,** von Thomas Mann, Meinrad Lienert, Ad. Schmitthenner u. a. Von den Volksbüchern sei hier noch besonders erwähnt: Ilse Frapan-Akunian, **Die Last,** (geh. 25, geb. 55 Pf.), eine Erzählung, die bei ihrem tiefsittlichen Gehalt doch der spannendsten Kriminalgeschichte nichts nachgibt.

„Die Wahrheit über Helen Keller.“ Von Dr. jur. Julius Gensel. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart. Der Verfasser führt in der kleinen Broschüre den Beweis, daß die Angriffe auf Helen Kellers Glaubwürdigkeit grundlos sind und gibt zum Beleg weitere Ausführungen.

Kurze Anzeigen.

„Der Kinderarzt als Erzieher.“ Praktisches Handbuch für Eltern, Ärzte und Lehrer. Von A. Hipplus, Kinderarzt in Moskau. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1909. (Preis geb. 4 Mark.) Das Buch gibt praktische Ratschläge für die körperliche und seelische Erziehung des Kindes auf Grund einer reichen ärztlichen Erfahrung. Es faßt seinen

Gegenstand kräftiger und moderner an als das im Verlag von Friedr. Vieweg und Sohn (Braunschweig) erschienene Buch

„Briefe eines Arztes an eine junge Mutter" von Dr. Wilhelm Plath, neu herausgegeben von Sanitätsrat Dr. med. Aug. Roßmann. 8. Auflage. (Preis geb. in Leinwand 3 Mark, mit Goldschnitt 3,75 Mark.) Doch greift dieses weiter zurück, da es die Zeit der Schwangerschaft und Niederkunft mit in den Bereich seiner Ratschläge zieht.

Vom **„Deutschen Sagenbuch"**, (herausgegeben von Prof. Dr. von der Leyen, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München) ist der vierte Teil erschienen. (Pr. in Pappband 3 Mark, in Halbpergament 4,50 Mark.) Friedrich Ranke hat darin Volkssagen aus allen Teilen Deutschlands gesammelt, die zum größten Teil dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert angehören. Sie sind nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, so daß sich die einzelnen Vorstellungskreise gut überschauen lassen: der erste Hauptteil umfaßt die Sagen, die von der Seele des Menschen erzählen, der zweite die selbständigen Gestalten des Volksglaubens, Zwerge, Kobolde, Wald- und Wassergeister, der dritte handelt von Riesen und Räubern, von großen Frevels und ihrer Strafe, von versunkenen Schätzen und vom Teufel. (Der erste Band der Sagen wurde im Januarheft besprochen; Band 2 und 3 erscheinen in diesem Jahr.)

„Deutsches Märchenbuch." Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen von Erich Kulthan und fünf bunten Bildern von Karl Mühlmeister. Erstes Bändchen. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. (Preis geb. 2,20 Mark.) Die von dem wohlbekannten Herausgeber der naturwissenschaftlichen Volksmärchen sorgfältig getroffene Auswahl deutscher Märchen ist als eine Art Ergänzung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen anzusehen; sie sind dort entweder nicht oder in wesentlich anderer Form vorhanden.

„Von Leutchen, die ich lieb gewann." Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. 25. (Jubiläums-) Aufl. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H. Berlin W. 30. (Preis geh. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.) Es sind harmlose kleine Skizzen von einem etwas billigen Optimismus, die hier in 25. Auflage vorliegen. Jedenfalls ein Beweis dafür, daß trotz „schlechter Zeiten" eine große Gemeinde in Deutschland die Lebensanschauung des Verfassers teilt:

Freu dich am Licht, bis der Tag dir erbleicht,
Fröhlicher Weisheit Verkünder.
Heiliger ist das Weinen vielleicht,
Aber das Lachen — gesünder!

„Dantes Göttliche Komödie." In deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer Kleine Ausgabe mit 4 Federzeichnungen und Buchschmuck von Franz Staſſen, sowie mehrere Skizzen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. (Preis geb. 3 Mark.) Pochhammers Bestreben bei seiner Dantebearbeitung, die in größeren Ausgaben schon 1901 und 1907 im gleichen Verlag erschien, war bekanntlich, einen deutschen Dante zu schaffen; deshalb vor allem wählte er die Oktave für seine Darstellung. Die vorliegende Ausgabe in hübschem und freundlichem Bande will auch weiteren Kreisen die Kenntnis des Dichters vermitteln.

„Die Technik des Tafelzeichnens." Von Dr. Ernst Weber, München. Mit 6 Illustrationen im Text und 40 Tafeln. Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner. (Preis in Mappe 6 Mark.) Wir können an dieser Stelle, da wir kein Fachorgan sind, nur die Fachkreise auf dieses ganz eigenartige Werk hinweisen. Gewiß ahnt niemand, ehe er die Mappe mit den 40 vorzüglich ausgeführten Tafeln durchblättert hat, was man alles vor den Kindern mit farbigen Kreiden an der Wandtafel entstehen lassen kann. Und auch die ausführliche Anleitung des Verfassers wird nicht jedem die Möglichkeit dazu geben. „Ich bin mir wohl bewußt", sagt er in der Einleitung, „daß ich keine neuen Kräfte schaffen kann; ich kann nur vorhandene latente Vermögen wirkungsvoll werden lassen". Wer aber irgend zeichnerisches Vermögen in sich fühlt, dem wird diese Einführung in die Technik des Wandtafelzeichnens den Weg zu erfreulichen Erfolgen bedeutend abkürzen.

In der bekannten Sammlung „Wissenschaft und Bildung", Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, erschien in zweiter Auflage:

„Unser Deutsch." Von Friedrich Kluge. Neu:

„Das alte Rom." Sein Werden, Blühen und Vergehen. Von Professor Dr. E. Diehl. Mit zahlreichen Abbildungen.

„Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik." Von Professor Dr. W. Rein.

„Die Polarvölker." Von Dr. A. Byhan. 8°. 148 S. mit 16 Tafeln und 2 Karten. (Preis eines jeden Bandes geh. 1 Mark, in Originalleinenband 1,25 Mark.)

„Die Geschichte der politischen Parteien." Die Vorträge, die Friedrich Naumann unter diesem Titel im Laufe des Januar und Februar in Berlin gehalten hat, werden im Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, zum Preise von 1,50 Mark erscheinen. Es wird gewiß vielen Hörern der inhaltreichen Vorträge lieb sein, sie noch einmal lesen zu können, und denen, die sie nicht gehört haben, ist hier eine knappe Darstellung der Parteigeschichte in scharfer und eigenartiger historischer und politischer Beleuchtung geboten.

[illegible]

[illegible] Auch Zeichenlehrerinnen, die sich für den Unterricht nach der neuen Methode fortbilden wollen, finden hier Gelegenheit dazu.

❦

In den Bildungsanstalten des **Berliner Fröbel-Vereins** (Corp.) beginnen Anfang April neue Kurse. Das Kindergärtnerinnen-Seminar: Städtisches Schulhaus Wilms- und Barwaldstraßen Ecke (Hochbahnstation Prinzenstraße) bietet mit seinen 6 Kindergärten, sowie durch Säuglingsheim und Kinderhort jungen Mädchen mit höherer Mädchenschulbildung Gelegenheit, sich mit den Grundgedanken der Kleinkinder-Erziehung bekannt zu machen, sich praktisch auf dem Gebiet der Erziehung und Kinderpflege zu betätigen und sich für sozial-pädagogische Arbeit vorzubereiten. Das Seminar (Leitung: Frau Anna Wiener-Pappenheim) umfaßt die Ausbildung von Familienkindergärtnerinnen, Leiterinnen für Kindergärten und Horte und Seminar- und Frauenschullehrerinnen (für Kleinkinderpädagogik). — Junge Mädchen aus der Volksschule finden in der Kinderpflegerinnen-Schule: Städt. Schulhaus Stallschreiberstraße 54 (Leitung: Rektor Janke und Frl. Anna Zehrfeld) sowie in Säuglingsheim, Kindergarten und Haushalt Vorbereitung für Familienstellungen. — Prospekte zu allen Kursen, sowie Stellenvermittelung im Vereinsbureau SW., Johanniterstr. 1911 (3—5 Uhr).

[illegible] — [illegible]

Professor [illegible] [illegible]

[illegible]

Frauenbildungs-V. **Handelsschule.** [illegible]

Frauenbildungs-V. [illegible] **Stenographie und Schreibmaschine.** [illegible] **Breslau, Katharinenstrasse 18.**

Königliche Handels- u. Gewerbeschule für Mädchen in Rheydt. ✻ Haushaltungsschule und Pensionat.

[illegible]

Beginn des Schuljahres am 14. April 1910.

[illegible] **[illegible].**

Handelsschulabteilung des Frauen-Gewerbevereins zu Leipzig, Königstraße 26 I.

[illegible]

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen von Frau Elise Brewitz.

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Höhere Handelsschule für Mädchen

(Cölner Verein weiblicher Angestellter),

Cöln am Rhein.

Aufnahmebedingungen: Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Töchterschule und eine Aufnahmeprüfung.

Ziel der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen sowie zu wirtschaftlicher und sozialer Selbständigkeit.

Lehrgang zweijährig: Unterricht in **sämtlichen kaufmännischen Fächern** einschl. Handelsbetriebslehre u. Wirtschaftsgeographie, in Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde, in **Sprachen,** deutscher, franz., engl. Stenographie, Maschinenschreiben usw. — Ausw. Damen wird passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor Oberbach, Klapperhof 28.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Städtische Handelsschule zu BIELEFELD.

Der Lehrgang ist **einjährig** oder **zweijährig** je nach Vorbildung und Ausfall der Aufnahmeprüfung. Das Schulgeld beträgt M. 140.— jährlich; zahlbar vierteljährlich im voraus. Wöchentlich 36 Unterrichtsstunden. Ausser dem Direktor wirken an der Anstalt 8 wiss. Handelslehrer, 2 Elementarlehrer und mehrere nebenamtliche Lehrer und Lehrerinnen.

Handelsschul-Direktor **Karl Ilse.**

PENSION
Schmidt - Fischer
Potsdamer Strasse 27b, I. u. II.
nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten.
Gut möblierte Zimmer
mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.
Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

Damen-Pensionat.
Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,
dicht am Anhalter Bahnhof.
Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**
Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Das **Durchschwitzen der Kleider** verhindern **unsere geruchbeseitigenden Sanoga-Achselblätter** vollständig.
Preis per 1 Paar M. 1,—
10 Paar M. 7,50
Distr. Versand franko per Nachnahme oder gegen Voreinsendung des Betrages.
Leipziger Sanogenwerke, Mödern-Leipzig.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mk.

Königl. Haushaltungs- u. Gewerbeschule f. Mädchen z. Thorn.
Ausbildung in allen praktischen Fächern für Haus und Beruf.
Haushaltungskursus . . . Dauer 1 Jahr = 120 M.,
Kochkursus einschl. Backen „ ½ „ = 60 „ Schulgeld.
Kurse für einf. und feine Handarbeiten } 20 M.
„ „ Wäscheanfertigung } Schulgeld
„ „ Schneidern und Putz } im
„ „ Kunststickerei } Halbjahr.
Beginn d. Schuljahres am 2. April. Programm d. d. Vorsteherin L. Staemmler.

Koch- und Haushaltungsschule des Frauenfortbildungsvereins zu Gotha
mit Pensionat in dem vorzüglich gelegenen nach modernen Prinzipien eingerichteten Hause Goebenstr. 13. Ausbildung in Jahres- und Halbjahrskursen in allen im Haushalt vorkommenden Arbeiten. Vorbereitung zur Hausbeamtin oder Stütze durch Fachlehrerinnen.
Seminar für Handarbeitslehrerinnen.
Prospekte durch Frl. **A. Günther, Gotha,** Goebenstr. 13.

Hesslingsche höhere Mädchenschule
(anerkannt nach den Bestimmungen f. d. höh. Mädchenschulwes. v. 8. Aug. 08)
und Lyceum
(höheres Lehrerinnenseminar und Frauenschule)
Seminarübungsschule u. Kindergarten
für Kinder besserer Stände
Direktorin: Hedwig Köster, Berlin SW.
Dessauer Strasse 24, dicht am Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhof.
Sprechzeit: Mont., Dienst., Donnerst., Freit. 12—1, Mittw. 3—4½ Uhr.

Realgymnasiale u. gymnasiale Kurse
für **Mädchen** und
Studienanstalt i. E. in **Bonn**
Ostern 1910.
Aufnahme: a) in **U III** der **6jährigen Studienanstalt** nach erfolgreichem Besuch der IV. Klasse einer höheren Mädchenschule; b) in **U II** der **4jährigen Kurse** nach vollendetem 15. Lebensjahr und erfolgreichem Besuch einer höheren Mädchenschule. **Auswärtigen Schülerinnen** wird gute **Pension** nachgewiesen. Anfragen und Anmeldungen an
Prof. Dr. Weegmann oder **Fräulein Gottschalk. Bonn (Rh.)**

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Rechenbacherstr. 16.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Berliner Fröbel-Verein (Corp.)
Kindergärtnerinnen-Seminar: Leitung **Anna Wiener-Pappenheim**
SW. Städt. Schulhaus: Wilms- und Bärwaldstr. Ecke
Kinderpflegerinnen-Schule: Leitung **Anna Zehrfeld**
S. Städt. Schulhaus: Stallschreiberstr. 54
Prospekte im Vereinsbureau: **SW. Johanniterstr. 19 (3—5 Uhr)**

Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnenseminar des Frauenbildungsvereins. Frankfurt a. M.

Ziele:
1. Lehrerin am Seminar.
2. Leiterin eines Kindergartens oder Hortes.
3. Familienkindergärtnerin.
4. Kinderpflegerin.
5. Einführung in die Fröbelschen Ideen und Beschäftigungen für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Ella Schwarz.** Sprechstunden: Montag, Donnerstag und Samstag von 11—12 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessionierte Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M.

Ausbildung auf allen Gebieten der Hauswirtschaft für das eigne Haus und als Hausbeamtin.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Sophie Hoppe.** Sprechstunden: Mittwoch von 10—12 Uhr, Samstag von 11—1 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessioniertes Seminar für Koch- und Haushaltungskunde des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M., Hochstr. 22.

Ausbildung von hauswirtschaftlichen Lehrerinnen.

Anmeldungen bei **Agnes Herbst,** Sprechstunden tägl. von 9–12 Uhr, Hochstr. 22.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. An eine anerkannte höhere Mädchenschule in Norddeutschland wird zu Ostern oder später eine Oberlehrerin, am liebsten für Mathematik und Naturwissenschaften oder Deutsch und Französisch gesucht. Gehalt 2400 Mark und Einkauf in Pensionskasse.

2. Gesucht zum 1. April in eine Rittergutsbesitzersfamilie in Ostpreußen eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten im Ausland vertieften englischen und französischen Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 9 Jahren. Gehalt 800—1000 Mark.

3. In eine adlige Familie in der Uckermark wird zum 1. April eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische evangelische Erzieherin mit im Ausland vertieften englischen und französischen Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 10 und 16 Jahren gesucht. Turnen und Zeichnen Bedingung. Gehalt 1200 Mark und freie Station.

4. Zum 1. April wird an eine städtische höhere Mädchenschule in der Nähe Berlins eine Oberlehrerin für Englisch und ein anderes Fach gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

5. An eine höhere Privat-Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar in Schlesien wird zum 1. April eine für höhere Schulen geprüfte, katholische Lehrerin, nicht unter 25 Jahre alt, für Präparandie und Seminar gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Gesucht zum 1. April an eine höhere Mädchenschule in Pommern eine erfahrene, für Zeichnen und Handarbeiten geprüfte Lehrerin. Anfangsgehalt 1200 Mark, steigend alle Jahre um 50 Mark,

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung V der **Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.**
Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

PENSION SIMLA.

Erstklassiges Familienpensionat

der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**

35, Johann-Georgen-Allee,

dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.

Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.

Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

bis zum Höchstgehalte von 1800 Mark. Nach zweijähriger Tätigkeit erfolgt Einkauf in Pensionskasse. Meldungen werden baldigst erbeten.

7. Für eine Familienschule in Schlesien wird zum 1. April eine für höhere Schulen geprüfte, evangelische Lehrerin als Leiterin gesucht. Das Gehalt beträgt bei ca. 28 Stunden wöchentlich 1400—1500 Mark.

8. In eine Rittergutsbesitzersfamilie in Ostpreußen wird zum 1. April eine im Knabenunterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten Sprach- und Lateinkenntnissen zu einem Mädchen von 14 und einem Knaben von 11 Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

9. Nach der Provinz Posen wird in eine adlige Familie zum 1. April eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit Latein- und perfekten Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 15 und einem Knaben von 10 Jahren gesucht. Gehalt 1000—1200 Mark. Meldungen umgehend erbeten.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38 Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

[redacted]

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma

Th. Grieben, Leipzig

betr.

Das Weib,

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

[redacted]

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Mütter!

gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton"** für mein ½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton"** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2,— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Caricin (vorzüglicher Califigersatz).
Angenehmer Geschmack, auch von Kindern gern genommen. Billig, à Fl. M. 1,—.
Für die vorzügliche Wirkung garantieren die alleinigen Fabrikanten.

Kalksaft „Orgas".
Bester Ersatz für Lebertran und Lebertranpräparate.
Vorzüglicher Erfolg b. **Rachitis** usw. Angenehmer Fruchtgeschmack. à Fl. M. 2,—.

Eisenchocolade „Orgas"
bei **Bleichsucht, Blutarmut, Appetitlosigkeit.** Billig im Gebrauch.
Karton = 56 Portionen M. 2,—.

BANANIN.
Kraftnahrung ersten Ranges. Bei **Schwächezuständen** jeder Art, **Nervosität** usw.
Büchse à 500,0 = M. 2,25. — Büchse à 300,0 = M. 1,50.

Literatur und Proben durch die alleinigen Fabrikanten

EBERT & MEINCKE, BREMEN 15.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da anderenfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

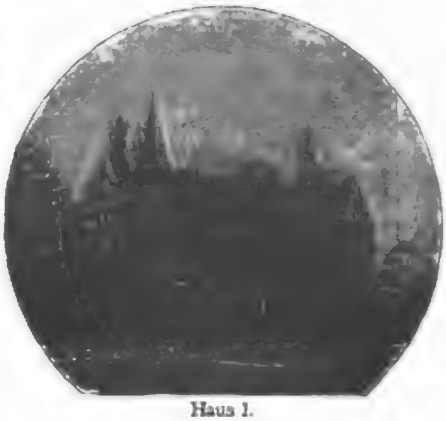
Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
- a) für die Familie,
- b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.



Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3–8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S

Digitized by Google

Deutscher Lehrerinnen-Kalender 1910–1911.

24. Jahrgang.

Für den Zeitraum vom 1. April 1910 bis 31. März 1911.

Herausgegeben vom **Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.**

Gebunden Preis 1 Mark 20 Pfennig.

Außer den üblichen Kalender-Einrichtungen, Stundenplänen usw. enthält der Kalender alles für Lehrerinnen Wissenswerte auch in Bezug auf Gesetze, Verordnungen, Gehälter, Pensionen, Unterstützungskassen, Ferienheime usw., und ist der Kalender somit ein **unentbehrliches Nachschlagebuch für Lehrerinnen.**

Neu aufgenommen sind die neuesten Ministerial-Erlasse, das Mädchenschulwesen usw. betreffend.

Vermöge seiner **eleganten** und doch **praktischen** Ausstattung eignet sich der Kalender sehr gut zum Geschenkbuch.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt gegen Einsendung des Betrages in Marken von

L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius) in Berlin NW. 68, Zimmerstrasse 94.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

‖ Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt ‖

Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner,** Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell,** Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden 6.50 M., broschiert 5.50 M.

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35. **W. Moeser Buchhandlung.**

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Summer Term in Norham Hall
begins April 13th, ends June 22nd 1910.

An Examination on the result of which Certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to **Mrs. BURCH.** Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hildas Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.
Subject "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

HQ1103 .F7 1911

April 1910

STANFORD UNIVERSITY
DEC 19 1911

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

	Seite
Die fortschrittliche Volkspartei und die Frauen. Von Gertrud Bäumer . .	385
Georg Herwegh und seine Braut. Von Martha Strinz	389
Zweite deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen. Von Dr. Marie Bernhardt	395
Meta. Erzählung von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). Fortsetzung	402
Die Arbeit der Frau in der Fürsorge für Alkoholkranke. Von Wilhelmine Lohmann	41[illegible]
Die Frau in Fichte's Leben und Denken. Von Richard Wagner	418
Die erwerbstätige Frau und ihre Ritter. Von Helene Lange	427
Erwerbstätigkeit. Deutsche Erzieherinnen in England	431
Versammlungen und Vereine. — Aus der Frauenbewegung. — Bücherschau. Anzeigen 436	448

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Soeben ist die **zweite vermehrte** und **verbesserte Auflage** erschienen von:

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

Preis 3,50 Mark.

Das Werk ist das **genaueste** und auf **wissenschaftlicher** Grundlage beruhende **Auskunftsbuch über die Erwerbsmöglichkeiten** für Frauen, sowie über deren Aussichten in den Berufen.

Alle Verordnungen und Verfügungen, die **neuesten Errungenschaften** auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbstätigkeit sind berücksichtigt. Es ist ferner das **einzige Werk,** welches eine **genaue Zusammenstellung der öffentlichen und gemeinnützigen Ausbildungsanstalten** enthält unter Angabe der Dauer des Bildungsganges sowie der Preise für Schulgeld bezw. Pensionen.

Berlin S. 14
Stallschreiber-Straße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

Digitized by Google

17. Jahrg. Heft 7 April 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die fortschrittliche Volkspartei und die Frauen.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Gründung der neuen Partei, die den Linksliberalismus einigt, hat für die Frauenbewegung ein anderes Interesse als für die liberalen Frauen. Auf der Seite der Frauenbewegung steht man ihr naturgemäß nur mit der Frage gegenüber: Wird mit der Einigung des Liberalismus die Stellung der Frauenfrage in den Programmen der politischen Parteien erweitert oder eingeschränkt? Wird die Aussicht, durch die Volksvertretung etwas für die Frauen zu erreichen, mit der Gründung der neuen Partei größer oder geringer?

Vom Gesichtspunkt dieses Interesses betrachtet, erschien der Frauenparagraph des neuen Programms eher als ein Rückschritt wie als ein Fortschritt. Wenn auch weder die süddeutschen Demokraten noch die freisinnige Volkspartei bisher eine prinzipielle Stellung zur Frauenfrage eingenommen hatten, so ging doch in gewisser Hinsicht schon das Frankfurter Mindestprogramm, das die Grundlage für die Einigung der linksliberalen Fraktion bildete, mindestens über die erste Fassung des Frauenparagraphen im Programm der neuen Partei hinaus, während die freisinnige Vereinigung schon seit zwei Jahren sich mit Entschiedenheit zu allen Forderungen der Frauenbewegung gestellt hat. Freilich steht nun hinter den Forderungen des neuen Parteiprogramms eine geschlossene Macht, eine größere und einheitlichere Energie. Und vielleicht ist auch zu hoffen, daß die Wirkung der im Sinne der Frauenbewegung fortschrittlichen Elemente im Liberalismus auf die rückständigen stärker sein wird, wenn sie sich in einer Partei auseinanderzusetzen haben, als wenn jede ihre Stellung für sich allein bestimmt. Was neben dieser

Digitized by Google

Hoffnung die neue Partei der Frauenbewegung bietet, ist nicht viel. Der ursprüngliche, an dieser Stelle bereits beleuchtete Abschnitt zur Frauenfrage ist infolge der von allen Seiten kommenden lebhaften Kritik nur um das Wahlrecht für Kaufmanns- und Gewerbegerichte und für die Behörden der Reichsversicherungsordnung erweitert worden. Das Wort „politisch" kommt in der Aufzählung der Frauenrechte, die der Liberalismus „erweitern" will, überhaupt nicht vor. Es ist mit einer gewissen Sorgfalt vermieden. Und sogar in bezug auf die Mitwirkung der Frauen in der Gemeinde hat man den vorsichtigen Ausdruck gewählt „Heranziehung zur Kommunalverwaltung". Für die Frauenbewegung ist also der Nettogewinn bei der Einigung des Linksliberalismus im besten Fall gleich Null, ja es ließe sich am Ende sogar ein Minus herausrechnen. Ihr hätte es daher wohl recht und willkommen sein können, wenn alles beim alten geblieben wäre.

Anders stehen zu dieser Frage die liberalen Frauen. Sie sind durch die Gründung der neuen Partei vor einen schweren Konflikt gestellt worden: einen Konflikt zwischen ihrer rein politischen und ihrer rein frauenrechtlerischen Seele. Die Situation war um so schwieriger, als bisher wohl alle dem Liberalismus angehörigen Frauen zugleich eine Verantwortung in der Organisation der Frauenbewegung tragen und ihnen deshalb die Mitarbeit in einer Partei, die nach ihrem Programm eher hemmen als fördern zu wollen scheint, in den eigenen Reihen leicht verdacht werden kann.

Es war deshalb für den Augenblick das Gebotene, alles zu versuchen, um bei der Gründung der Partei noch eine Änderung des Frauenparagraphen zu erzielen. Zu diesem Zweck hatten die Mitglieder und Delegierten der beiden vor der Fusion zum letztenmal tagenden Parteien, der freisinnigen Volkspartei und der freisinnigen Vereinigung, sich über einen Antrag zu § 8 des Programms geeinigt: es sollte hinzugefügt werden „aktives und passives Wahlrecht in der Kommune, zu den Einzellandtagen und im Reich". Für den Fall, daß es unmöglich wäre, diesen Zusatz durchzusetzen, sollte verlangt werden, daß mindestens dem ersten Satz des Programms: „Erweiterung der Rechte der Frauen" das Wort „politischen" hinzugefügt würde.

Es war vorauszusehen, daß diese Anträge an formalen Schwierigkeiten scheitern würden. Der Parteitag der süddeutschen Demokraten, der die Fusion auf Grund des vorgelegten Programms beschließen sollte, hatte bereits stattgefunden. Damit war die Bedingung gestellt, daß von den beiden anderen Parteien keine wesentlichen Änderungen des Programms mehr vorgenommen würden. Wäre dies geschehen, so hätte die Fusion hinausgeschoben werden müssen, bis auch die süddeutschen Demokraten auf einem neuen Parteitag zu dieser Änderung Stellung genommen hätten. Und damit wäre dann unter Umständen eine Vertagung ad calendas graecas verbunden gewesen, denn kaum hätten in diesem Augenblick weder die süddeutschen Demokraten noch die freisinnige Volkspartei sich zur Annahme des Antrags der Frauen verstanden.

Es war deshalb bei den Delegierten der beiden, am Tage vor der Fusion zusammentretenden Parteitage wohl ein allgemeines Einverständnis darüber, daß die Verhandlung über das Programm nur noch platonischen Charakter tragen, das heißt, daß keine Beschlüsse mehr gefaßt und keine Abstimmungen mehr vorgenommen werden könnten. Für die Stellung der neuen Partei zur Frauenfrage

war dieser mit dem Gang der ganzen Vorverhandlungen zusammenhängende Beschluß ganz besonders ungünstig. Es war nämlich augenscheinlich, daß auch in den Kreisen der Parteien, die programmäßig bisher nur wenige der Frauenforderungen vertreten hatten, eine ziemlich große Geneigtheit war, über den § 8 hinauszugehen. Es ist, zum Teil wenigstens, darauf zurückzuführen, daß die Parteien ihre gegenseitige Stellung nicht kannten, wenn man die Einigung über den Frauenparagraphen in so wenig bietenden Mindestforderungen gesucht hatte.

Der Verlauf der Verhandlungen über den Frauenparagraphen war in den beiden Parteien verschieden. In der freisinnigen Volkspartei wurde der gemeinsam verabredete Antrag von Fräulein Lischnewska eingebracht und begründet und nach seiner Ablehnung von anderer Seite der Eventualantrag auf Einfügung des Wortes „politische" gestellt. Auch dieser Antrag wurde abgelehnt. Um aber zum Ausdruck zu bringen, daß diese Ablehnung aus formalen Gründen erfolgen mußte, brachten drei Vorstandsmitglieder der Partei, die Abgeordneten Müller-Meiningen, Wiemer und Ablaß eine Erklärung ein, in welcher die Partei eine nochmalige sorgsame Prüfung der politischen Forderungen der Frauen empfiehlt und ihre Erörterung auf dem nächsten Parteitag zum Zweck einer Änderung des Programms wünscht.

In der freisinnigen Vereinigung verzichteten die weiblichen Delegierten, zu denen unter anderen Dr. Marie Baum, Dr. Elis. Altmann-Gottheiner, Frau Anna Plothow, Dr. Elis. Jaffé-von Richthofen, Frl. Martha Zietz und ich selbst gehörten, darauf, eine Abstimmung über ihren Antrag zu erzwingen, da sie sich über das Ergebnis von Anfang an klar waren und da sehr leicht nach außen hin der formale Grund der Ablehnung als sachlicher Widerstand hätte erscheinen können. Fräulein Martha Zietz brachte den Antrag ein und verlas zugleich die von den Frauen vorher verabredete Protestresolution, die folgendermaßen lautete:

> Die zu dem liberalen Parteitag delegierten Frauen erklären, daß die Weigerung der Partei, die politische Gleichberechtigung der Frau als Programmforderung aufzustellen, dem Geist des Liberalismus völlig widerspricht und somit die Ausbreitung des Liberalismus schädigt.
>
> Sie protestieren aufs entschiedenste gegen diesen Beschluß, der die Werbekraft des Liberalismus unter den Frauen zum Schaden der liberalen Partei völlig unterbinden wird.

Um aber die sachliche Stellung der freisinnigen Vereinigung zu den Forderungen der Frauen zum Ausdruck zu bringen, wurde von den beteiligten Frauen eine Resolution verabredet und von mir eingebracht, durch welche die Delegierten des Parteitags erklären, an der Forderung der politischen Gleichberechtigung der Frauen nach wie vor festhalten und in der neuen Partei für sie eintreten zu wollen. Diese Erklärung wurde einstimmig angenommen.

Bei der Konstituierung der „Fortschrittlichen Volkspartei" am nächsten Tage wies dann im Namen der anwesenden weiblichen Mitglieder beider Parteien Fräulein Zietz auf die abgegebenen Erklärungen nochmals hin und sprach die Bereitwilligkeit der Frauen aus, angesichts der gegebenen Versprechen in den Reihen des Liberalismus zu arbeiten.

* * *

Dies ist der äußere Hergang. In ihm liegt ohne Zweifel der Keim eines schwierigen politischen Problems, mit dem die Frauen, die im Liberalismus arbeiten,

sich auseinanderzusetzen haben werden. Es ist das Problem, das die Frauen des englischen Liberalismus unter dem Namen der „test question“ seit Jahrzehnten kennen. Sollen die Frauen dem Liberalismus ihre Stimme gegen die Gegenleistung eines programmatischen Kampfs für das Frauenwahlrecht verkaufen, oder sollen sie es darauf ankommen lassen, eventuell eine Partei zu stützen, die den weiblichen Forderungen hernach nicht zum Siege verhelfen will? Dieses Problem spielt natürlich so lange eine praktische Rolle, als sich der Liberalismus als Partei noch nicht für die politische Gleichberechtigung der Frauen eingesetzt hat.

Die Sache kann unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden: unter dem äußeren der Machtpolitik und unter dem mehr inneren der Verwandtschaft des liberalen Programms mit dem der Frauenbewegung. Unter dem bloß realpolitischen Gesichtspunkt wird man es den Frauen nicht verdenken, wenn sie ihre Mitarbeit an bestimmte Bedingungen knüpfen. Es fragt sich dann nur, wie hoch der Liberalismus die Mitarbeit derer einschätzt, die ihm die Bedingung auferlegen, für das politische Wahlrecht der Frauen zu kämpfen, und was ihn die Annahme dieser Bedingung kostet. Es soll im Augenblick gewiß nicht verkannt werden, daß die agitatorische Kraft des Liberalismus etwa in ländlichen oder in kleinbürgerlichen Bezirken durch die Aufnahme des Frauenwahlrechts keineswegs gewinnen wird. Es ist die Frage, ob im Moment das, was der Liberalismus als Vertreter des Frauenwahlrechts innerhalb der Frauenbewegung und bei fortschrittlichen Männern gewinnt, nicht aufgewogen wird durch die Schwierigkeiten, die ihm in anderen Schichten erwachsen. Wenn die Frauen mit dem Liberalismus „Kuhhandel“ treiben wollen, so müssen sie sich jedenfalls über diesen Stand der Sache keinen Illusionen hingeben.

Etwas anderes ist es um die innere Stellung von Liberalismus und Frauenbewegung zueinander. Der Liberalismus gründet sein Programm, sofern es eine innere Einheit zeigt, auf den Gedanken der freien Selbstbestimmung des einzelnen, der uneingeschränkten politischen Entfaltung aller Volkskräfte. In dem neuen Programm tritt dieser Gedanke als der rote Faden in dem Gewebe aller Einzelforderungen klar heraus. Es ist ganz ohne Zweifel unlogisch und inkonsequent, auf dem Boden dieses Prinzips das Frauenwahlrecht nicht zu wollen. Es ist eine Untreue des Liberalismus gegen sich selbst, wenn er das Wort „politisch“ im Frauenparagraphen vermeidet. Das mag denen nicht zum Bewußtsein kommen, die nicht gewöhnt sind, bei politischen Forderungen an die Frauen zu denken. Die Frauen selbst aber, die Mitglieder der Partei sind, können nicht unbedenklich für den Liberalismus als den Anwalt aller zur Freiheit drängenden Kräfte des Volkes eintreten, wenn sie selbst aus der Zahl dieser Kräfte ausgeschaltet werden. Sie können nicht mit der liberalen Partei die „Angst vor der Masse“ bekämpfen, die Seele des Beharrens bei reaktionären Wahlrechten, wenn sie ein lebendiger Beweis dafür sind, daß auch ihre eigene Partei die „Angst vor der Masse“ kennt — vor der Masse der noch politisch ungeschulten Frauen. Sie werden in der Werbearbeit für den Liberalismus einen Eiertanz um diejenigen liberalen Prinzipien aufzuführen haben, die im Hinblick auf die Frauen ihre prinzipielle Gültigkeit verlieren. Vorsichtig werden sie vermeiden müssen, eine Argumentation zu gebrauchen, deren Folgerichtigkeit durch den Hinweis auf die Stellung der Partei zum Frauenwahlrecht ohne weiteres entkräftet werden kann.

So setzt der Liberalismus, indem er den Frauen gegenüber aufhört liberal zu sein, die Frauen, die in seinen Reihen arbeiten möchten, selbst auf halbe Kraft. Und darin wird sich vielleicht zeigen, daß die innere Einheit und Konsequenz eines Programms doch im Grunde ein kräftigerer Faktor seines Erfolges ist als die opportunistische Anpassung an diese oder jene Stimmungen. Darum vor allem werden die dem Liberalismus angehörenden Frauen für die Aufnahme ihrer politischen Forderungen in das liberale Programm weiterarbeiten. Heute ist ohne Zweifel noch nicht der Augenblick, die test question zu stellen. Weder die Macht der Frauen noch die Macht des Liberalismus ist groß genug, als daß sie miteinander die Politik des do ut des treiben könnten. Der erstarkte — auch innerlich erstarkte — Liberalismus wird aber hoffentlich die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frauen vertreten, auch ohne daß sie ihm die Kabinettsfrage zu stellen brauchen.

Georg Herwegh und seine Braut.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Es war im Jahre 1841. Seit 25 Jahren wartete man in Preußen auf die Erfüllung der 1815 gegebenen Versprechungen: Einberufung einer Landesrepräsentation und Ausfertigung einer Verfassungsurkunde. Von Friedrich Wilhelm IV. erwartete man zuversichtlich ihre Einlösung. Das patriarchalische Regiment hatte sich ausgelebt; man fühlte sich mündig und hoffte in preußischer Königstreue, aus den Händen des neuen Herrschers das Geschenk einer verfassungsmäßigen Vertretung des Landes zu erlangen.

Der König galt als liberal und den neuen Ideen geneigt; er zeigte sich begeistert für Freiheit, voll edler Menschlichkeit, und eine Reihe hochherziger Maßregeln zu Anfang seiner Regierung schienen einen Geist zu bekunden, der mit dem alten System in jeder Hinsicht zu brechen gesonnen war. Um so schwerer die Enttäuschung, als nach verwirrenden Mißverständnissen sich die völlig rückwärtsgewandte politische Gesinnung des Monarchen offenbarte, der, wenn er von Freiheit sprach, das alte preußische Ständewesen meinte, wenn er von deutscher Einheit sprach, an eine Fortbildung des deutschen Bundes dachte. Sein Ideal war der christlich germanische Patrimonialstaat, in dem das Königtum die Rolle der väterlichen Vorsehung gegenüber einem unmündigen Volke spielte. Durch seine Absage in Sachen der Landesvertretung schuf er die Opposition, die nun als erwiesenes Recht in Anspruch nahm, was sie als Gunst erbeten. Die Regierung sah gegen diesen Geist kein anderes Mittel als strenge Unterdrückung; die Handhabung der Zensur schuf auf der anderen Seite Erbitterung und Auflehnung. Eine dumpfe Spannung lagerte sich zwischen Volk und Krone; noch wußte niemand, was werden sollte. Die Jugend ging vom Liberalismus zum Radikalismus über; sie erfüllte

sich mit der Vorstellung, daß Königtum mit Tyrannei und monarchische Gesinnung mit byzantinischem Sklavengeist Hand in Hand gehe.

In diese unentschlossene Zeit dumpfer Gärung fielen Georg Herweghs: „Lieder eines Lebendigen" wie ein zündender Strahl. Sie gaben dem allgemeinen Freiheits- und Tatendurst einen stürmischen Ausdruck und trugen das Pathos der Jugend in die Bewegung. Sie schwelgten in Haß und Fluch gegen den Tyrannen, sie tobten mit Sturm und Aufruhr gegen die „fürchterliche Stille", gegen den „Frieden, der uns würgen" wird. Er verlangt nach eines Streithengsts Bügeln und singt ein schönes Reitermorgenlied; er will, daß der König die sich in Gluten eines Meleager verzehrende Jugend ins Lager führe:

„Und frage nicht, wo Feinde sind,
Die Feinde kommen mit dem Wind."

Treitschke mokiert sich über diesen Vers, der die ganze Ziellosigkeit jenes Tatendranges bekunde! Die Lieder widerhallen von den Schlagworten der Zeit: der freie Mann, das freie Wort, der freie deutsche Rhein; sie mischen Russenhaß, Franzosen- und Polenbegeisterung mit lyrisch Sentimentalem, wie das überschätzte: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot", dessen Anfangszeilen einem Platenschen Sonett entlehnt sind. In der hauptsächlich von Béranger gelernten populären Form des politischen Liedes bewegt sich Herwegh mit Glück, prägt manchen glücklichen Vers:

„Raum ihr Herren, dem Flügelschlag
Einer freien Seele."

Rechte politische Zeitpoesie, Schlagwörter prägend, aufreizend, war hier geboten. Man tut ihr Unrecht, wenn man mehr in ihr sucht; ihre rein poetischen Werte sind nicht groß genug, um Herwegh in die Reihe der echten Dichter zu heben; sie verbleicht mit dem Tage.

Die Wirkung war gewaltig. Man berauschte sich am glühenden Pathos dieser Lieder, und alle Kritik ging im Rausche unter. Herwegh wurde der Held des Tages. Als er 1842 von Zürich aus eine Reise durch Deutschland antrat, um für seine projektierte Zeitschrift Mitarbeiter zu werben, bereiteten ihm die Liberalen überall stürmische Huldigungen. In Berlin sprach er den König, der ihn, nach einigen Darstellungen, dazu aufgefordert. Bis er es sich in Königsberg gleich darauf, auf die Nachricht vom Zensurverbot seines Blattes, beifallen ließ, jenen überheblichen Entrüstungsbrief an den König zu schreiben, der, wenn auch gegen seinen Willen veröffentlicht, seine Ausweisung zur Folge hatte. Von da an ist es mit seiner politischen Laufbahn zu Ende. Dieser jähe Sturz hat ihm eine nie ausgelöschte Verbitterung zurückgelassen. Durch seine Heirat mit Emma Siegmund aus Nahrungssorgen befreit, lebt er, vornehmem wissenschaftlichen Dilettantismus hingegeben, zumeist in Paris. An seinen Zug von 1848 zum Freiheitskampf in Baden hängt sich der Fluch der Lächerlichkeit, der ihn tiefer in die Verbitterung hineintreibt.

Und die Geschichte hat ihm den unbefleckten Ruhm eines großen Freiheitssängers und -kämpfers nicht zurückgegeben. Unerbittlich hat sie der Kleinheit des Menschen den Spiegel hingehalten und, ungerührt vom stolzen Klang der Worte, mit etwas allzu kühler Verachtung jener Schwärmerjahre Lied und Mensch gerichtet. Am vernichtendsten ist Treitschkes Urteil ausgefallen, der von der „kleinen eitlen

Seele" und der „dürftigen Gestaltungskraft dieses Dichters der hohen Worte" redet.

Aus dem Kreise der Familie Herweghs stammen die Bemühungen, sein Gedächtnis zu reinigen und zu erneuern. Sein Sohn Marcel hat in Hesses Verlag die „Lieder eines Lebendigen" neu herausgegeben, unter dem Titel „1848" Briefe an und von Herwegh aus dieser Zeit zusammengestellt, und letzthin den „Briefwechsel Herweghs mit seiner Braut"[1]) veröffentlicht. Alle diese Publikationen sind mit biographischen Einleitungen versehen, deren Ton leider wenig unparteiisch ist. Im ganzen bestätigen die Briefe durchaus den Eindruck von Herwegh, den ein unbefangener Leser aus den Gedichten und dem Brief an den König bereits gewonnen hat.

G. Herwegh lernte seine Braut Emma Siegmund, Tochter eines Großkaufmanns zu Berlin, auf seiner Reise dort 1842 kennen. Das damals 25jährige Mädchen war eine glühende Freiheitsschwärmerin und bereits voll Begeisterung für den „edlen deutschen Sänger", als er selbst vor sie hintrat, von ihrer Freundin, der späteren Frau Max Duncker, gesendet. Selten gehen wohl schwärmerische Mädchenträume so vollkommen in Erfüllung. Zur Verwandtschaft der Seelen gesellte sich für Emma der Eindruck einer bezaubernden Persönlichkeit, denn G. Herwegh hatte nach Joh. Scherr „die schönsten Männeraugen, die er je gesehen". Mit wohlgebildeten Gesichtszügen, schwarzem Haar und blassem Antlitz, mit Augen voll düsterer Glut stellt ihn das der Neuausgabe der Gedichte beigegebene Porträt dar. Mit warmem, vollem Organ rezitierte er seine Verse; was fehlte noch, um ihm Emmas Herz zu Füßen zu legen? Auf ihn scheint ihre schwärmerische und begeisterte Natur ebenso gewirkt zu haben; Bewunderung nahm er gern. Beide waren frei, die etwaigen Hindernisse einer baldigen Heirat beseitigte der Umstand, daß Emma wohlhabend und unabhängig war. Nach acht Tagen war die Verlobung vollzogen. Hier setzt der Briefwechsel ein, der sich bis zur Heirat im März 1843 erstreckt.

Es mag heute besonders schwer für uns sein, Menschen dieser Zeit und dieses Schlages, wie Emma und Georg Herwegh, gerecht zu werden. Die Irrtümer und Mißverständnisse aller aufeinanderfolgenden Freiheitsräusche haben uns nüchtern und überkritisch gemacht gegen solche Erscheinungen. Wir sehen die Phrase und nehmen sie übel, wo sie damals niemand übelnahm. Von Briefen, als Dokumenten persönlichen Lebens, gilt uns, daß nur eine reiche und feine Menschlichkeit der Schreibenden ihrer Gefühlsaussprache Wert verleiht, und ebenso hängt, wo die Briefe ein Stück Zeitgeschichte mitentrollen, Wert und Reiz der Betrachtung von der Persönlichkeit des Schauenden ab. Georg und Emma Herwegh sind keine bedeutenden Individualitäten an sich; sie werden nur in der Bewegung jener Zeit tönend; sie bleiben uns belanglos, wo wir von dieser abstrahieren, und so versagt der Briefwechsel zunächst dem, der seelische Reize sucht.

Aber er versagt auch in der Zeitschilderung. Herwegh schilt des öfteren auf die Gesinnungslosigkeit und Servilität in Berlin; er sieht bei einer Gesellschaft „keine zehn Knopflöcher ohne Ordensbändchen" und Emma urteilt ebenso: „der Berliner Liberalismus ist nur eine Livree, als bunter Plunder den Bedientenseelen über-

[1]) Stuttgart, Verlag R. Lutz.

gehängt." In Königsberg, meint sie, wird er mehr echte Gesinnung finden. Herwegh ist auch mit den Königsbergern nicht recht zufrieden, er vermißt einen „gewissen idealen Anflug." „Sie sind alle klug, brav, munter rührig — ja sie sind nobel, was man so unter nobel versteht, aber sie besitzen doch nicht jene Noblesse, jenes Ehrfurchtgebietende, wonach mein Herz wenigstens überall verlangt." Seine Reise belehrt ihn schließlich: „Mit der liberalen Bourgeoisie werden wir nie siegen; wir müssen die Massen suchen." Er möchte etwas hinausschleudern, das die Menge packt und ergreift; „ein gelungenes Lied wäre hinreichend", ruft er aus. „Warum kann ich keine Marseillaise schreiben?" Emma macht durchaus mit. Als ihm in der Schweiz einmal Handwerker ein Ständchen bringen, äußert sie ihr Entzücken, daß nun „das echte Volk" ihm nahetritt. Herwegh sendet ihr aus der Schweiz die beiden Gedichte vom armen Jakob und von der kranken Liese; ersteres mit den bekannten Versen:

Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus schimmernden Karossen,
Sind alles, was vom Vaterland
Der arme Mann genossen.

Just die vom Himmel ihm geprahlt,
Sahn diese Erde zwiefach gerne;
So wird die Schuld ans Volk bezahlt
Mit Wechseln auf die Sterne.

Der Liberalismus ist für Herwegh speziell nach seiner Ausweisung gründlich abgetan; jetzt erst wird er Demokrat und schließt sich dem damals in Geheimbänden für den sozialen Umsturz wirkenden Kommunismus in seiner Denkweise an. Emma begrüßt sein soziales Empfinden besonders feurig; es scheint ihr am besten Herweghs edlen Charakter zu verbürgen und eine Gewähr für die Echtheit seiner Liebe zu sein:

„Ja, mein Herz, Du kannst lieben, das fühle ich. Nur wer das Elend der Menschheit durchlebt, nur wer das jammervolle Geschick des einzelnen ganz mitzufühlen weiß, der kann lieben im Vollgewicht des Wortes." Sie baut stolze Hoffnungen auf die Wirkungskraft dieser Poesie: „Du wirst sehen, die kranke Lise und der arme Jakob finden ihren Weg zu den Hütten der Ärmsten, und ist erst das Volk gewonnen, dann kann man das Beste erwarten." Sie überschätzt die Fähigkeit Herweghs, sich mit dem „echten Volk" zu verbrüdern; im Grunde ist er eher eine aristokratische und weichliche Natur, wie sein späteres Leben zeigt. 1841 noch schrieb er: „Könige und Pöbel sind mir verhaßt," und die Franzosen ermahnt er: „Kniet ihr vor Thronen nicht, so kniet auch nicht vor Lumpen."[1]) Auch hat er den beiden „Volksballaden" keine dritte mehr hinzugefügt; die Enttäuschung über das echte Volk wird bei seiner empfindlichen Natur nicht lange ausgeblieben sein.

Von dem denkwürdigen Besuch Herweghs beim König enthalten die Briefe einen unmittelbaren Reflex. Er schreibt: „Seit dem Besuch beim Könige bin ich viel stolzer, d. h. viel freier. Das Königtum ist tot, maustot für mich, und wird gar keine Zauberkraft mehr auf die Welt ausüben können. Wie klein, wie unendlich klein und ordinär ist mir der Mann erschienen. Ich fange an, Mitleid

[1]) Herweghs Gedichte, herausgegeben von Marcel Herwegh, Leipzig, S. XV.

mit den gekrönten Häuptern zu bekommen. Sie spielen eine mehr als armselige Rolle."

Das ist derselbe Ton, in dem sein „Brief an den König" gehalten ist, der uns heute ein Dokument naiver Anmaßung und Taktlosigkeit ist! Es spricht nicht für Herwegh, daß ihm der König „klein und ordinär" erschien, den kühner Gedankenflug und ideales Wollen weit über den Durchschnitt der Fürsten erheben, wenn er auch ein genialer Dilettant bleibt. Er scheint sich doch noch das Königtum in seiner Vorstellung mit einem gewissen äußeren Nimbus umgeben zu haben; die einfache Leutseligkeit des Königs weiß er nicht einzuschätzen; sie machte ihn hochmütig. Obwohl die Folgen ihn überraschend und hart genug trafen, denn auch die Freunde mißbilligten den Brief und die Presse fiel mit Hohn und Schmähung, mit boshaftem Witz über ihn her, so tut er sich doch nachträglich auf ihn etwas zugute. Es ist nicht abzuleugnen, daß es kleinlich und eitel klingt, wenn er an Emma schreibt: „Wenn ich durch den Brief mir viele Feinde gemacht, so habe ich doch auch viele Freunde gewonnen. Ja, man erwartete einen solchen Schritt von mir, und es ist sehr gut, daß der Brief veröffentlicht wurde. Wasche nur tüchtig Deinen Berlinern den Kopf. Es soll nicht das letztemal gewesen sein, daß ich dieses Pack entsetzt habe ...."

In Emma Siegmund hat Herwegh in der Tat eine Ergänzung gefunden, wie er sie nicht besser wünschen konnte. Man merkt aus den Briefen, daß sie ohne weiblichen Charme ist; sie ist mehr Kopf als Herz, völlig unnaiv. Ihre heroische Kühnheit und ihr stürmisches Temperament geben ihr fast männliche Züge. Außerdem eine ausgemachte Schwärmerin; sie schwärmt für die Freiheit und für den Dichter, und es ist charakteristisch für ihr Gefühl, daß sie ihn „das verkörperte Bild der Freiheit" nennt, nach der sie sich gesehnt, der nahezutreten sie gekämpft. „Freiheit und Liebe," ruft sie aus, „trenne sie, wer mag, bei mir ist es eins." Dies Vermengen der Idee mit dem persönlichen Gefühl, für uns Deutsche als eine Eigenart Schillerschen Geistes am bekanntesten, hat doch das Üble, daß wir nie an die Echtheit von beidem glauben, und daß uns das Gefühl zweifelhaft wird, wo die Begeisterung von der Idee herströmt. Sie schreibt an Herwegh: „Ich liebe das Meer am meisten, wenn es aufgeregt ist. Bewegung ist sein Element, Ruhe seine Krankheit. Gleicht's nicht auch Dir? Wenn Du Dich ganz vergißt über der Idee, wenn Dein Herz ein weitgeöffnet Feld für die leidende Menschheit, jeder Atemzug einer Träne gleicht um Dein gefesselt Volk, jedes Wort einem flammenden Befreiungsschwerte — dann, dann bist Du meine Welt, mein Schatz, dann möcht ich vor Dir knien." Begreiflich, daß ihm auf solche Ausbrüche zwar geschmeichelt, aber doch bänglich zumute wird, und er fürchtet, diesem Idealbild, das sie von ihm hat, nicht immer nachkommen zu können: „Stelle Deine Forderungen nicht zu hoch. Liebe nicht nur den Poeten, liebe auch den Menschen in mir." Emma ist es Bedürfnis, sich über die Alltäglichkeit hinaus zu steigern. Nichts ist ihr so verhaßt, als die Mittelmäßigkeit, das „juste milieu". Sie wünscht sich lieber ein kurzes, funkelndes Leben, mit Schatten und Licht, als ein langes, gleichförmiges, zufriedenes. „Nur in der Bewegung, im Kämpfen liegt Glück," ruft sie aus. Die Verbindung mit Herwegh befriedigt sie so sehr, weil sie diesem energischen Streben Nahrung gibt. Denn sie fühlt sich durch ihn mit seiner großen Sache verschmolzen und findet sofort die Stelle, wo ihr tätiger Anteil liegen wird: sie wird ihn inspirieren

und poetisch anregen. Sie erfaßt diese Mission mit der übereifrigen Gewissenhaftigkeit des Weibes, das auf dem realen Schauplatz großer Taten ein Fremdling ist, und das seine ganze Energie für ein kleines Feld übrig hat. So quält sie sich denn redlich, ob sie dieser großen Aufgabe gewachsen sein wird, ob sie nicht eher ein Hindernis im Weg des großen Mannes sein wird. Es fehlt nicht an Freunden, die ihr versichern, daß die beste Frau doch immer nur eine Fessel für den Mann sei, der sich der allgemeinen Sache widmen wolle, und sie erwägt, ob nicht eine höhere Pflicht ihr gebiete, ihn aufzugeben: „Wenn ich Dich dem Volke, und wäre es nur um eine Kleinigkeit, entzöge, ich würde es mir nie vergeben Wenn ich nicht die feste Hoffnung hätte, meine Liebe solle Dich stählen, würde ich unsere Vereinigung als ein Verbrechen ansehen."

Herwegh ist ganz einverstanden damit, daß er eine poetische Anregerin in ihr bekommt. Er mag fühlen, daß er sich auf sich selbst in dieser Beziehung nicht so sehr verlassen kann. Er beruhigt sie und die Freunde über die Heirat: „Du sollst den Leuten beweisen, was eine Frau auch für die Welt aus ihrem Mann machen kann. Du darfst und wirst mich nicht ruhen und einschlafen lassen. Nur mußt Du selbst im heiligen Ehestand nicht herabsinken, mußt das kühne und herrliche Mädchen bleiben, das Du jetzt bist." Darauf Emma: „Ich fühl's, daß ich werde immer streben und kämpfen müssen, um Dir zu bleiben, was ich bin. Wir wollen vereint die Blitze in die Welt schleudern, ach, und ich will ihnen beweisen, was eine Frau tun kann, wenn sie ihr eigen Ich beiseite setzt — wenn sie liebt." Für sie ist die große Entscheidungsschlacht der Völker um ihre Freiheit ganz nahe, und sie wird dann nicht beiseite stehen: „Mein Schatz, wenn es tagen wird, und die große Völkerdämmerung anbricht, dann folge ich Dir in den heiligen Kampf, und selbst sollte ich Dich verlieren, ich will es, wenn Du zum Besten der großen Sache stirbst." Von der Höhe ihres Gefühls, das die Sache der Menschheit mit einschließt, schaut sie mitleidig auf den „jämmerlichen Seelenkitzel, den andere Leute Liebe nennen." Manchmal nimmt ihr liebendes Verlangen gefährliche Dimensionen an: „Sei froh, daß ich Dich jetzt nicht in den Armen halte, zerdrücken würde ich Dich, verbrennen aus unnennbarer Glut." Herwegh, erst ruhiger, steigert sich erst allmählich zu dieser liebenden Glut, zu ihrem Glauben: „Mit jedem Worte wurde es mir klarer, was ich an Dir besitze, wie unendlich ich Dich liebe, und wie unentbehrlich Du mir geworden. Nur Du wirst die Begeisterung frisch und jung in mir zu erhalten wissen, die mich das Äußerste wagen heißt..... Ich weiß, was ich an Deiner Seite werden kann und muß."

Die nicht enden wollenden Besorgnisse um den künftigen großen Mann in ihm aber werden ihm auch einmal zu viel, und er fährt einmal kräftig und unverstellt drein: „Glaub mir, ich bin, da ich Dich nun einmal gefunden, zu Ende, rein zu Ende ohne Dich, und kann und will nur etwas werden mit Dir und durch Dich. Etwas werden? etwas tun? Auch so weit reflektiere ich nicht. Ich liebe — und liebe Dich; dadurch bin ich schon mehr als genug und werde genug werden. Also liebe mich, und je toller, desto besser!"

Herweg war wirklich zu Ende, als er diese Worte schrieb. Er befand sich in einer recht unerquicklichen Lage. Sein politisches Märtyrertum, das ihn in den Augen der liebenden Braut erhob, wurde nicht überall so gewertet; mit Spott und Hohn war man über ihn hergefallen. Die freie Republik Zürich, zu der er aus

Fürstendienst geflohen war, erwies sich unempfindlich für die Ehre, ihn als Bürger zu besitzen, und untersagte ihm die Niederlassung. Das neue Blatt, auf das er seine Hoffnung gesetzt, und das auf „fünfundzwanzig Bogen" reduziert der Zensur entging, brachte es nur auf einen Band. Blieb das Dichtertalent, und 8000 Subskribenten warteten auf den zweiten Band der Gedichte. Aber mit diesem wollte es nicht vorwärts. Noch glaubt er an sein Talent, und wenn er auch einen vorläufigen Bankrott eingesteht, so hofft er auf Inspiration an der Seite seines Mädchens. „Der Sommer wird mir an Deiner Seite Tüchtigeres und Einschlagenderes inspirieren. Ich muß und darf nur etwas geben, was die Wirkung meines ersten Bandes um das Zehnfache übertrifft; sind auch meine neueren Sachen vollendeter, so reichen sie doch, soviel ich jetzt beisammen habe, nicht hin, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Noch schlummert mancher Klang in mir, der an die kranke Lise und den armen Jakob erinnert. Das ist's, was not tut und ergreifen wird."

So hat er es eilig, herauszukommen aus diesen Verhältnissen. Sie werden Spanien, Frankreich durchreisen: „Ich muß fort mit Dir in die Welt, muß zu mir selbst kommen, muß produzieren. Und wozu wirst Du mich nicht begeistern, meine und nur meine Muse, die ich mit keinem deutschen Poeten zu teilen habe."

Der dürftige zweite Band, der nach diesem Sommer erschien, und der selbst die Freunde Herweghs enttäuschte, zeigt, daß es mit der gehofften Inspiration nichts wurde. Es war nicht Emmas Schuld. Herwegh hatte sich ausgegeben. Er war nicht der Große, weder als Mensch noch als Dichter, als den ihn die Augen des liebenden Mädchens — und nicht diese allein — geschaut hatten.

Und von dieser Tatsache aus gesehen gewinnt der Briefwechsel, bei Anerkennung aller ehrlichen patriotischen Glut, alles idealen Sinnes, besonders auf seiten des Mädchens, doch den Anstrich der Überspannung, der krampfhaften Aufgeregtheit, der Phrasenhaftigkeit. Der Vergleich der hohen Worte mit dem Resultat ergibt ein zu großes Mißverhältnis. Das Jahr 1848 brachte Emma zwar die Erfüllung ihres Traumes, an ihres Geliebten Seite ins Gefecht zu ziehen, doch erscheint dieser Zug eher lächerlich als tragisch, selbst wenn die Spritzledergeschichte[1]) ein boshafter Klatsch ist, woran ich nicht zweifele.

Emma Siegmund scheint an ihrem Abgott keine Enttäuschung erfahren zu haben. Die veröffentlichten Briefe aus späteren Jahren, allerdings sind es nur wenige, zeigen, weniger stürmisch, doch denselben Ton. Und ihm hat sicherlich ihre nie verbleichende Bewunderung zum Teil wenigstens die Mißachtung ersetzt, die ihm von der undankbaren Welt zuteil wurde.

[1]) Herwegh unternahm 1848 mit der sogenannten „demokratischen Legion" einen Zug von Paris aus zur Unterstützung des badischen Aufstandes. Die Freunden wie Feinden unwillkommenen Helfer wurden durch ein Gefecht bei Niederdossenbach zerstreut. Von Herwegh wurde später behauptet, er habe sich unter dem Spritzleder des Wagens seiner Frau verborgen und sei so entkommen. Nach Emmas eigener Darstellung waren sie und Herwegh auf einem Leiterwagen mit dem Verfertigen von Patronen beschäftigt, als das Gefecht begann, und sie retteten sich mit Hilfe eines Bauern, der sie in Verkleidung auf sein Fuhrwerk nahm.

Zweite deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen.

Von

Dr. Margarete Bernhard.

Nachdruck verboten.

Zur Hebung nationaler Wohlfahrt will der Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen die sozialpolitischen Kräfte verschiedenster Richtung zu gemeinsamem Vorgehen zusammenfassen. Er hofft, den schweren wirtschaftlichen und geistigen Druck, welcher auf der Arbeiterinnenklasse lastet, dadurch zu mindern, daß er die Teilnahme einer breiten Öffentlichkeit auf die großen Schäden hinzulenken und sie für Maßnahmen zu gewinnen sucht, welche den steinigen Lebensweg der Arbeiterinnen gangbarer machen sollen. Seine Überzeugungskraft meint er dadurch zu erhöhen, daß er Anhänger verschiedenster Weltanschauungen zu geschlossener Stellungnahme auf mannigfachen Gebieten eint. Aber er erstrebt nicht nur eine Wirkung nach außen, sondern hofft vielmehr, durch kollegiale Arbeit im Ständigen Ausschuß politische und religiöse Gegensätze zum besten gemeinsamer Ziele zu mildern. Die Vorsitzende Margarete Friedenthal kennzeichnete dieses Streben in der Eröffnungsansprache zur Konferenz mit den treffenden Worten „Gegensätze müssen bestehen bleiben! Wir wollen keine Harmonieduselei, aber Selbstdisziplin im Interesse höherer Ziele." Dem Ausschuß gehören vorläufig drei verschiedene Gruppen von Arbeiterinnenorganisationen an, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, der christliche Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, der Verband katholischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen, ferner das Bureau für Sozialpolitik, die Arbeiterinnenschutzkommission des Bundes deutscher Frauenvereine, der evangelische, der katholische Frauenbund und Sozialpolitiker verschiedener Richtungen.

Die Hauptfrage der diesjährigen Konferenz galt den Ziffern der Berufszählung von 1907. Welche Rückschlüsse lassen sie auf die Stellung der Frau im industriellen Leben zu? Aus der Antwort soll eine Richtschnur für das Handeln der Fragenden gewonnen werden.

Helene Simon legte den Anteil der Frau an der deutschen Industrie nach den Ergebnissen der Berufszählung von 1907 dar und lieh den Ziffern eine beredte Sprache. Ihre Untersuchung richtete sich auf drei Hauptpunkte: den quantitativen und qualitativen Anteil der Frau an der Industrie, um die Bedeutung der Frauenarbeit für die Industrie klarzulegen, den Familienstand und die Altersstufen der weiblichen Arbeitskräfte, um die Bedeutung der industriellen Frauenarbeit für die Familie zu beleuchten und die Ursachen des weiblichen Anteils an der Industrie, um eine Beurteilung nach beiden Seiten, der volkswirtschaftlichen sowie der sozialen, zu gewinnen.

Die Rednerin legte dar, daß die neue Zählung zu keiner grundstürzenden Umwertung industrieller Frauenarbeit Veranlassung gibt. Das schnelle Fortschrittstempo hebt aber die bisherigen Entwicklungslinien um so schärfer hervor. Das letzte Vierteljahrhundert der Wirtschaftsgeschichte erhält sein Gepräge durch die Entwicklung der Industrie. Alle verfügbaren männlichen Kräfte werden ihr dienstbar gemacht. Die Steigerung der Arbeitsgelegenheit im Inland verursacht ein Zurückgehen der Wanderung nach dem Ausland und drängt die männliche Bevölkerung vom Lande auf den Arbeitsmarkt der Städte. Die männliche Arbeiterschaft der Industrie ist seit der vorletzten Berufszählung 1895 bis zur neuesten

1907 von ca. 6,8 Millionen auf ca. 9,2 Millionen angewachsen, die der Landwirtschaft von ca. 5,5 Millionen auf ca. 5,3 Millionen zurückgegangen. (Von den übrigen vier Berufsabteilungen zeigen Handel und Verkehr eine Vermehrung von ca. 1,7 auf ca. 2,5 Millionen Erwerber, häusliche Dienste eine Verminderung von ca. 198 000 auf ca. 150 000, die freien Berufe eine Vermehrung von ca. 1,2 auf ca. 1,4 Millionen und die Abteilung der berufslosen Selbständigen von ca. 1,1 auf ca. 1,7 Millionen.) Das wachsende Verlangen der Industrie nach Arbeitskräften konnte nur dadurch befriedigt werden, daß verfügbare Frauenkräfte in die Arbeiterschaft eingereiht wurden. Die Zahl der industriellen Arbeiterinnen ist von ca. 1,5 Millionen auf 2,1 Millionen gestiegen. Nächst der Landwirtschaft mit einem Zuwachs der hauptberufstätigen Frauen von ca. 2,7 Millionen auf ca. 4,2 Millionen ist die Vermehrung in der Industrie die größte unter allen Berufsabteilungen. (Das bedeutende Wachstum in der Landwirtschaft hängt zum Teil mit einer verbesserten Fragestellung zusammen, die eine vollzähligere Erfassung herbeiführte.) Die Zunahme der industriellen Arbeiterinnen allein betrifft nach der absoluten Zahl alle Gewerbegruppen; nach dem prozentualen Anteil an der gesamten Arbeiterschaft alle Gewerbegruppen, ausgenommen Bergbau und Baugewerbe.

Die wachsende Nachfrage nach Frauenhänden tritt aber in ganz neue Beleuchtung, wenn man die Bevölkerungsziffer in Rechnung zieht. Der Frauenüberschuß in der Bevölkerung hat seit 1895 um rund 153 000 Personen abgenommen. 1882 kamen auf 1000 Männer noch 1042 Frauen, 1907 nur noch 1026. Das Verhältnis der Geschlechter nach Geburt- und Sterbetafel blieb jedoch unverändert. Als Hauptursache des abnehmenden Frauenüberschusses wirkt zweifellos der Rückgang der überseeischen Auswanderung, an der die Männer ungleich stärker als die Frauen beteiligt sind. Elisabeth Gnauck-Kühne führte schon in der deutschen Frau um die Jahrhundertwende den Nachweis, daß die Abnahme des weiblichen Überschusses am stärksten in die Lebensjahre bis 40 fällt, mithin in die Lebensspanne vollwertiger produktiver Kräfte im volks- und familienwirtschaftlichen Sinne. Der noch vorhandene zahlenmäßige Überschuß von rund 798 000 bedeutet gegenüber den Anforderungen von Volks- und Familienwirtschaft bereits einen Frauenmangel. Dieser Tatbestand muß dahin führen, Frauenleben und -kräfte höher zu werten als bisher.

Der quantitativen Zunahme der Frauenarbeit entspricht keine der Qualität. Hat sowohl die weibliche als auch die männliche gelernte Arbeiterschaft seit 1895 abgenommen, so fällt dieser Umstand bei den Frauen um so schwerer in die Wagschale, weil unter der Gesamtheit der männlichen und weiblichen Erwerbstätigen nur noch 5,8 % gelernte weibliche dagegen 38 % gelernte männliche Arbeitskräfte vorhanden sind. Der Anteil der Frauen an der gelernten Arbeit würde aber noch tiefer herabsinken, wenn die Heimarbeit hineinbezogen werden könnte. Heute verbleibt die Masse der Frauen an den untersten, schlechtest entlohnten Arbeitsstellen. Die Forderung spezieller weiblicher Arbeitssphären bleibt im rastlosen Kampf um Erwerb unbeachtet. Du kannst, denn du mußt, heißt es mit einem düsteren und schneidend wirklichen kategorischen Imperativ. Die männliche Arbeiterschaft räumt bereitwillig der weiblichen die Arbeitsplätze in den Niederungen der Industrie ein. Frauenarbeit ist überwiegend minderwertige Arbeit, die auf die gesamte Lohnhaltung drückt. Sehr charakteristisch ist, daß die weiblichen Arbeitskräfte in allen Gruppen der Hausindustrie, die ja am schlechtesten entlohnt und noch den staatlichen Schutz entbehrt, zunehmen, wogegen die Männerarbeit in allen Gruppen sinkt. Die Zahl der selbständig arbeitenden Frauen geht trotz der steigenden Ziffern in der Hausindustrie zurück.

Von den über 2 Millionen hauptberuflichen Erwerberinnen waren fast 700 000 verheiratet und verwitwet und davon weit über 400 000 verheiratet. Seit 1882 wächst die Grund- und Verhältniszahl der Verheirateten sowohl gegenüber den Ledigen als auch den Verwitweten ständig. Die Verheirateten nahmen in der

ersten Zählperiode um über 100 000, seit 1895 aber um über 200 000 zu und stiegen von 13,2 % auf 21,3 % aller Erwerberinnen. Daraus ist zu schließen, daß wie das Angebot an männlichen so auch das Angebot an ledigen und verwitweten weiblichen Arbeitskräften erschöpft ist. Weiterhin ist zu entnehmen, daß die männlichen Löhne in zunehmendem Maße nicht zum Familienunterhalt ausreichen, beziehungsweise das Steigen der Löhne nicht Schritt hält mit dem Steigen der Lebensmittelpreise. Handelt es sich doch nicht wie in der Landwirtschaft um vorwiegend im Betriebe des Mannes mithelfende Ehefrauen, sondern rund 330 000 arbeiten am fremden Ort als Lohnarbeiterinnen. Wie aber sämtliche Unternehmungen, sei es von amtlicher oder privater Seite, bezeugen, wächst der eheweibliche Erwerbszwang mit der Zahl der Kinder.

5 Hauptursachen bewirken die Zunahme der Frauenarbeit in der Industrie:

1. In erster Reihe immer ihre Billigkeit. Gedankenlos oder müde fügen sich die Frauen den schlechten Lohnbedingungen.

2. Ihre volkswirtschaftliche Notwendigkeit, das heißt der Mangel an ausreichenden männlichen Arbeitskräften. Schon 1895 war das Angebot der Erwerber erschöpft. Trotzdem ist ein weiteres Anschwellen der Industrie zu vermerken, und noch stehen 64 % der Frauen jenseits des Erwerbslebens. Allerdings ist eine Abnahme von Arbeitshänden nicht undenkbar. Heinrich Rauchberg wies schon 1895 einerseits auf die Möglichkeit sinkender Nachfrage bei eventueller Vervollkommnung der Technik hin und anderseits auf die Möglichkeit der Zunahme angemessen entlohnter, gelernter Arbeit. Ist doch die Vermehrung ungelernter, namentlich eheweiblicher Arbeit zum Teil ein volkswirtschaftliches Krankheitssymptom mit recht bitteren Folgen für die Privatwirtschaft. Hier steckt auch die Wurzel einer weiteren Ursache des Vordringens der Frauenarbeit, nämlich

3. ihre privatwirtschaftliche Notwendigkeit, das heißt der Erwerbszwang zur Bestreitung des eigenen oder des Familienunterhalts. Immer mehr Familienmütter bieten ihre Arbeitshände der Industrie an, weil der Verdienst des Hausvaters nicht ausreicht; Frauen kranker, invalider, liederlicher Männer, Eheverlassene, Witwen geben ihre spärlichen Leistungen um einen Spottlohn hin. Das Angebot billiger Kräfte ermöglicht aber eine rückständige Technik. Sie beeinträchtigt die Qualitäts- zugunsten der Schundware. Dadurch werden aber auch die Lohnansprüche von Frauen und Mädchen herabgedrückt, welche ihre volle Arbeitskraft zur Verfügung stellen können.

4. Das Angebot der in der Privatwirtschaft überschüssigen Frauenkräfte, und

5. Die besondere Eignung der Frau für gewisse Tätigkeiten. Die beiden letztgenannten Ursachen, welche die ausschlaggebenden sein sollten, spielen nur eine ganz nebensächliche Rolle.

Hier müßte die Gesundung einsetzen. Der qualitative Anteil der Frauen an der Industrie muß steigen, und der quantitative so weit zurückgehen, als er Familienmütter, vor allem die Mütter der kleinen Kinder, erfaßt hat. Es gilt, in allmählichem Ringen das ganze Arbeitsniveau in dem Maße zu heben, daß der übrigen Arbeiterschaft nicht länger der Atemraum verengt wird.

Das Können der Frauen hilft aber nicht allein, sondern sie müssen auch lernen, ihr Können kollegial zu bewerten. Solange die weibliche Ohnmacht und Isoliertheit auch gelernte Arbeit nur durch Unterbietung anbringt, so lange wird alle Arbeitsbewertung und Lohnbemessung bis in die obersten Stufen darunter zu leiden haben.

Zur Bekämpfung der zweifachen Gefahr muß ein zweifacher Weg eingeschlagen werden. Den Arbeiterinnen und namentlich den arbeitenden Müttern muß mehr Förderung und Schutz zuteil werden, damit sie sich aus ihrer traurigen Lage emporraffen können, und den Kindern, damit sie zu einer lebens- und arbeitstüchtigen Generation heranwachsen können. Gesundungsmittel sind unter anderen staatlicher Schutz durch Gewährung des freien Sonnabend-Nachmittags, Verbot der Überzeitarbeit und der Ausnahmetage zur Einhaltung des geltenden zehnstündigen Maximal-

arbeitstages für Frauen, Einbeziehung der nicht fabrikmäßig betriebenen Wasch- und Plättanstalten in die durch die Gewerbeordnung geschützten Betriebe, Ausbau der Versicherungsgesetzgebung und Sicherung des Koalitionsrechts zur Förderung der Gewerkschaften. Die Entwicklung der Jugend sollte durch Fortbildungsschulzwang und fachgewerbliche Ausbildung, und zwar mehr als durch handwerksmäßige, gefördert werden. Nicht die wahllose Verallgemeinerung handwerksmäßiger Ausbildung darf das Losungswort sein, sondern möglichste Entwicklung gegebener weiblicher Anlagen für solche Verrichtungen, die Behendigkeit, Geschick und auch Phantasie erfordern.

Das für alle an der Frauenfrage interessierten Kreise so bedeutsame Problem der Steigerung weiblicher Qualitätsarbeit wurde auch in der Diskussion, zuerst von Frau Dr. Altmann-Gottheiner, aufgegriffen. Sie wies darauf hin, daß selbst bei zunehmender Erzeugung von Qualitätswaren nicht unbedingt die Masse gelernter Arbeit wachsen müsse. Vielmehr könne auch eine starke Arbeitszerlegung und dadurch auf dem Teilgebiet erlangte Fertigkeit Güte der Ware herbeiführen. Eine Fülle ungelernter Arbeit werde allem Anschein nach notwendig bleiben. Helene Simon wandte sich in ihrem Schlußwort ausschließlich dieser Frage zu und legte dar, daß Teilarbeit nicht notwendig ungelernte Arbeit sein müsse. Die Generalisierungen über gelernte und ungelernte Arbeit führen zu nichts, zumal ein fortdauernder Wechsel von Arbeitsmethoden usw. stattfinde. Im speziellen könne man augenblicklich darauf hinweisen, daß in der qualifizierten Metall- und Maschinenindustrie eine Menge ungelernter Arbeit vorhanden ist, die hauptsächlich Frauen leisten. In der Bekleidungsindustrie liegen aber die Verhältnisse anders, wie vorher ein Sachverständiger, Herr Grünfeld, dargelegt hatte. Hier muß die Arbeiterin eine Fülle von Kenntnissen haben, um eine Teilarbeit sachgemäß ausführen zu können. Gegenwärtig bezieht Deutschland seine künstliche Blumen aus Frankreich. Sollte es nicht möglich sein, diese Industrie, welche gelernte Arbeit erfordert, im eigenen Lande zu entwickeln? Die persönliche Ansicht der Rednerin geht dahin, daß die Qualitätsarbeit den Menschen gehört, und die ungelernte mehr und mehr von den Maschinen übernommen werden müsse.

Auf diesem Gebiet hat der Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau wichtige Aufgaben zu erfüllen. Schon seit einiger Zeit führt er in Berlin Enqueten in verschiedenen Gewerbezweigen aus, um die Möglichkeiten gelernter Arbeit für Frauen festzustellen.

Durch den Vortrag von Helene Simon war zugleich ein lebendiger Hintergrund für die Ausführungen der anderen Referentinnen gewonnen worden. Die in ihm klargelegten Grundtatsachen vereinten sich mit den weiteren speziellen Ausführungen zu einem eindringlichen Bilde. In enger Fühlung mit dem ersten Thema stand das von Dr. Marie Baum behandelte: „Der Einfluß der gewerblichen Arbeit auf das persönliche Leben der Frau." Sie besprach zuerst in höchst feinsinniger Weise das Problem, wie weit soll man dem zunächst nur ordnenden Prinzip des Volkslebens — dem Staat — überhaupt das Recht geben, in die Sphäre des Einzellebens hemmend oder fördernd einzugreifen? Wo muß man Halt rufen, damit nicht ein solches Eingreifen schließlich dazu führt, die Menschen mehr oder weniger nur zu Werkzeugen der staatlich gesetzten Zwecke zu machen? In ihren speziellen Ausführungen wies sie darauf hin, daß der Staat dafür sorgen kann, Leben und Gesundheit zu erhalten, die Hemmungen geistiger und seelischer Entwicklung zu beseitigen, allenfalls auch in gewisse Bahnen zu lenken, aber gesundes, schönes, verinnerlichtes Leben schaffen kann er nicht. Hierin sind also die Grenzen, zugleich aber auch die Bestimmungen der staatlichen Wirksamkeit beschlossen. Sie soll ungerechten Druck und Hemmungen, dem jeweiligen Stand der Kulturentwicklung des Volkes entsprechend, entfernen und Möglichkeiten schaffen, deren sich das befreite Individuum zu seiner eigenen Entwicklung bedienen kann. Niemals darf der Gedanke verschoben werden, daß die Persönlichkeitsbildung nicht nur ein wundervolles Recht, sondern auch eine Pflicht ist, die Volk

und Knecht und Überwinder für das größte Glück der Menschenkinder erklären. In unserer Zeit besteht die Tendenz, das zu verwischen, und sie wird bestärkt, wenn nicht erzeugt, durch politische und wirtschaftliche Verhältnisse, welche die Menschen entgegen dem Sinne der angeführten Worte Humboldts nur noch als Werkzeug benutzt sehen wollen. Für die Frauenwelt liegen hier besondere Gefahren vor. So haben z. B. die Arbeiterinnen aus mannigfachen Gründen nicht verstanden, bei der veränderten Ausgestaltung ihrer wirtschaftlichen Pflichten persönliches inneres Leben zu entwickeln. Vor allem sind es zwei Lebensstufen, in denen die gewerbliche Arbeit in ihrer durchschnittlichen heutigen Form verkümmernd auf das persönliche Leben einwirkt: die Entwicklungszeit und die für die Durchführung der Mutterschaft und Kindererziehung bestimmten Jahre. Die Rednerin bespricht im einzelnen Maßnahmen des Staates, der Selbsthilfe durch Organisation und der Wohlfahrtspflege, welche Hemmungen entfernen und Entwicklungsmöglichkeiten schaffen könnten. Besonderen Wert legt sie auf die Bildung der Jugend und den Schutz der Mutterschaft.

Auf Grund der beiden soeben skizzierten Vorträge wurde der Versammlung vom Ständigen Ausschuß eine Resolution vorgelegt, welche die wünschenswerten Reformen fordert. Sie fand einstimmige Annahme.

Dr. Agnes Bluhm behandelte den Einfluß der gewerblichen Gifte auf den Organismus der Frau. Nachdem sie in höchst anschaulicher Weise das Interesse der Laien für diese Frage gewonnen hatte, indem sie ihnen vor Augen führte, welcher Fülle von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen sie sich bedienen, die mit giftigen Stoffen hergestellt werden, wandte sie sich der Frage zu: Ist es gerechtfertigt, die gewerbliche Vergiftung der Frauen gesondert von der der Männer zu behandeln? Nach der Meinung der Rednerin ist noch keine genügende Klärung darüber erbracht worden, ob der weibliche Organismus stärker auf Gifte reagiert als der männliche; denn in keinem einzigen Betrieb arbeiten bisher Frauen und Männer unter den gleichen Bedingungen. Sie leisten entweder verschiedene Arbeit oder sind bei gleicher Arbeit durch die größere Berührungsfläche mit den Giften (ihre Kleidung und Haartracht müssen als besonders gute Giftstaubfänger bezeichnet werden) stärker als die Männer gefährdet. Manche Gifte finden durch die unverletzte Haut Eingang in den Körper, namentlich wenn die Haut mit Schweiß bedeckt ist. Da die Frauen eine zartere und durchlässigere Haut als die Männer haben, könnte man in diesem Sinn vielleicht von einer größeren physiologischen Disposition für Vergiftung sprechen. Wenn aber auch die größere physiologische Empfänglichkeit noch nicht als erwiesen betrachtet werden kann, so ist tatsächlich die Frau stärker gefährdet als der Mann, zumal sie aus Mangel an Einsicht häufiger als der männliche Arbeitsgenosse die Maßnahmen an Sauberkeit und Sorgsamkeit unbeachtet läßt, welche die Vergiftungsmöglichkeit mindern. Diese größere tatsächliche Gefährdung ist für die Gesundheit der Nation um so bedrohlicher, als die Gifte besonders auf die Sexualorgane einwirken und die Frau als Trägerin der zukünftigen Generation aufs schwerste schädigen. Die Rednerin behandelt die einzelnen Gifte, welche in der Industrie Verwendung finden und weist auch auf die Gefahr der Nikotinvergiftung hin, welche ihrer Meinung nach bisher keine genügende Beachtung gefunden hat. Diese Worte verdienen eine um so größere Aufmerksamkeit, als die Ziffern der Berufszählung ein immer stärkeres Anschwellen der Arbeiterinnenmassen in der Tabakindustrie zeigen.

Professor Lennhoff weist in der Diskussion auf die bedeutungsvolle Mission hin, welche auf dem Gebiete gewerblicher Vergiftung den Krankenkassen zufällt.

Die vorgelegte Resolution wurde angenommen. Sie verlangt:

1. Alle Bestrebungen, welche auf einen Ersatz der gewerblichen Gifte durch unschädliche Stoffe abzielen, sind energisch zu fördern.
2. Es ist auf gesetzlichem Wege dahin zu wirken, daß in sämtlichen Industrien, in welchen die technische Möglichkeit vorhanden ist, die giftigen Stoffe durch unschädliche ersetzt werden.

3. Die Verarbeitung giftiger Stoffe in der Heimarbeit ist von Gesetzes wegen zu untersagen.
4. In Schriftgießereien dürfen weibliche Arbeiter nicht beschäftigt werden.
5. In sämtlichen Betrieben, in welchen giftige Stoffe produziert oder verarbeitet werden, müssen weitestgehende Schutzmaßnahmen gefordert werden. Insbesondere hat eine regelmäßige Untersuchung durch von dem Arbeitgeber unabhängige Ärzte stattzufinden. Auch ist in diesen Betrieben die Arbeitszeit zu verkürzen.

Große innere Wärme und feiner Humor machten die Ausführungen von Dr. Elisabeth Jaffé-Richthofen über die Frau in der Gewerbeinspektion besonders anziehend. Sie stellt als Ideal einer Fabrikinspektorin Florence Kelley-Chicago hin und bespricht die Organisation der weiblichen Gewerbeaufsicht in den verschiedenen Industriestaaten. Eingehend behandelt sie die vorbildlichen Verhältnisse in England, wo die Gewährung erforderlicher Bewegungsfreiheit qualifizierten Arbeitskräften die Entfaltung ihrer weiblichen Eigenart ermöglicht. Sie weist auf ihre mustergültigen Spezialberichte und höchst verdienstvolle selbständige Untersuchungen hin, wie z. B. über die Wäschereibetriebe in philanthropischen Anstalten. Zuletzt wendet sie sich Deutschland zu, wo sich die Männer besonders scharf gegen die amtliche Gleichstellung von Frauen wenden. Eigene Erfahrung spricht aus den ergreifenden Worten, welche der speziellen Befähigung der Frau für die Inspektion durch ihre starke persönliche Anteilnahme am Geschick ihrer Mitschwestern gewidmet sind. Voll Dankbarkeit und Verehrung gedenkt die Rednerin ihres früheren Vorgesetzten Wörishoffer, der seiner Assistentin nicht nur die Möglichkeit näherer Berührung mit den Arbeiterinnen gewährte, sondern sie auch förderte. Die daraufhin angenommene Resolution lautet:

> Die Zahl der im Deutschen Reich angestellten Beamtinnen der Gewerbeinspektion soll so vermehrt werden, daß in jedem Gewerbeinspektionsbetrieb mit 10000 oder mehr Arbeiterinnen (wobei die im Bezirke lebenden weiblichen Hausarbeiter mit in Ansatz zu bringen sind) zum mindesten eine Beamtin angestellt ist. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß in ländlichen Industriebezirken Revisionen häufiger notwendig sind als in solchen mit großstädtischer Arbeiterschaft.
>
> Die bei der Gewerbeinspektion angestellten Frauen sollen zum Teil solche mit einer den höheren männlichen Beamten gleichwertigen (akademischen) Vorbildung sein. Die Anstellung von Medizinerinnen ist besonders zu befürworten. Daneben sollen aus Arbeiter- oder ihnen nahestehenden Kreisen hervorgegangene Frauen in genügender Zahl eingestellt werden. Die Anstellung und Gehaltsverhältnisse der im Gewerbeinspektionsdienst verwendeten Frauen soll so geregelt werden wie die der entsprechend vorgebildeten männlichen Beamten.

Die Vorträge lösten eine lebhafte Diskussion aus, an der Angehörige aller Kreise sich beteiligten. Die sachlichen Ausführungen der Rednerinnen, welche von starkem sittlichen Wollen getragen und durch innere Teilnahme belebt wurden, werden hoffentlich durch die Drucklegung in weiteste Kreise dringen und den Bestrebungen des Ständigen Ausschusses Anhänger gewinnen.[1])

[1]) Sie erscheinen in wenigen Wochen im Verlag von G. Fischer, Jena, als Schriften des Ständigen Ausschusses für Arbeiterinnen-Interessen.

Meta.

Von

Adalbert Meinhardt (Marie Hirſch).

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung von Seite 356.)

VIII.

Wrankenhoff hatte genug von Paris. Sich einmal die Ausſtellung anſehen, ja, ſehr gern, das gehörte ſich ſo für Leute von Welt, und es war ihm recht lieb geweſen, als ſeine junge Frau den Wunſch ausgeſprochen. Er ſelbſt hätte im erſten Ehejahr nicht daran gedacht, aus dem Glücksidyll heraus nach ſo lärmender Zerſtreuung zu begehren. Und nach kurzer Zeit fühlte er ſich auch überſättigt. Zu gründlichen Kunſtbetrachtungen, wie ſie Freund Körber von ihm verlangte, hatte er doch keine Geduld, und was ihn früher hier angezogen, war ihm jetzt zuwider geworden. — Das aber, weshalb ſeine Frau die Reiſe erſehnt, das Widerſehen mit ihrer Stiefſchweſter, — das war ganz anders ausgefallen, als er gedacht. Statt der Enttäuſchung, die er ihr von der Fremdgewordenen vorausgeſagt, war für Marie-Louiſens nur zu weiches Gemüt ein neues Glück daraus entſtanden, eine Aufregung, eine Art von Bezauberung faſt. Er wollte nicht eiferſüchtig ſein. Sie liebte ihn ja doch wie vorher, daran zu zweifeln kam ihm nicht in den Sinn. Aber ihr Denken war mehr als zur Hälfte von ihm fremden Gefühlen erfüllt, und wenn ihm Meta auch ſelber ſchon allein durch ihre Liebe für die Kleine ſympathiſch war, — was zuviel iſt, das iſt zuviel, ſo ſagte er ſich. Er war ehrlich verliebt in ſeine Frau, brauchte ſie für ſich und ſein Haus und es paßte ihm wenig, daß ſie ſich den Kopf mit Gedanken und Sorgen beſchwerte, an denen er nicht teilnehmen ſollte. Daß Körbers Geſtändniſſe jetzt noch immer etwas mit Marie-Louiſens Perſönlichkeit zu tun haben konnten, dachte er nicht. Er ſah ſie nur jeden Tag von der Sitzung ernſter, bedrückter zurückkehren. Und an einem Oktobermorgen erklärte er ihr, er hätte Briefe von zu Hauſe, die Jagd dort habe längſt angefangen, der Förſter ſchriebe, ob der Herr denn gar nicht käme, und kurz und gut, — es wär' Zeit, zu reiſen. Marie-Louiſe, wie ein rechtes Kind, das ſie war, erſchrocken von ſeinem entſchiedenen Ton, brach in Tränen aus. Das ärgerte ihn, er hatte gemeint, es ſollte ihr gleich ſein, wo ſie wäre, ſolang er bei ihr war. Es gab den erſten kleinen Zwieſpalt in der jungen Ehe. Sie fuhr mit ſehr rotgeweinten Augen zu ihrer Schweſter ins Atelier und er ſetzte ſich, ſobald ſie fort war, an den Schreibtiſch, ſchlug das Kursbuch nach und ſchrieb eine Depeſche an ſeinen Inſpektor, daß er von heute in drei Tagen, um ſoundſo viel Uhr mit dem Schnellzug eintreffen werde und den Kutſchierwagen mit den Braunen an der Station zu finden wünſche. Darauf ging er ins Reiſebureau an der Ecke der Rue de la Paix, eigenhändig für morgen abend ſich zwei Schlafwagenplätze zu kaufen und noch in den Credit Lyonnais, ſich Geld zu holen. In dem großen, menſchenvollen Warteſaal befand er ſich zufällig neben einer jungen Frau, die ihn gleich anſprach und ihm erzählte, ſie ſei Witwe, reich, und zum erſten Male hier. Sie hätte gar nicht gewußt, wie ſchrecklich langweilig es ſei, ſein Geld ſich ausbezahlen zu laſſen. Da ſie ſehr hübſch war, verkürzte er ihr und ſich ſelber mit Vergnügen die drei Viertelſtunden des Harrens.

Der Huiſſier unterbrach ihn ſchließlich durch den Ausruf ſeines Namens und ſeiner Nummer. Als er aber wieder herauskam, ſaß die Dame noch da und bat ihn, ihr Ge-

ſellſchaft zu leiſten, bis ſie ſelbſt auch gerufen würde. Die gepolſterten Lederlehnſtühle waren ſehr bequem, Zeitungen lagen bereit, vom Fenſter ſah man das Treiben auf dem Boulevard unter den entlaubten Bäumen, die ſchweren Omnibuſſe mit ihrer hohen, dichtbeſetzten Imperiale, Automobile, Equipagen, zierliche Fußgängerinnen und die Reihen von Camelots mit bunten Affichen an langen Stangen. In ſeinem Zimmer im Hotel hätte er doch allein hocken müſſen, Marie-Louiſe war von ihrer Sitzung gewiß nicht zurück. Und überhaupt, — hier langweilte er ſich wahrhaftig nicht. Denn in jedem Satz, den ſeine neue Bekannte ſagte, verſtand ſie es ihm anzudeuten, daß er ihr gefiel. Und das hört ſchließlich jeder Mann gern. So blieb er, bis ſie gerufen wurde, blieb auch noch, bis ſie wiederkam und ging mit ihr zuſammen fort. Sie plauderte und zeigte beim Lachen ihre Zähne ſo allerliebſt. Die Leute, die am Boulevard vorübergingen, blieben ſtehen, ſie zu bewundern.

Da an der Ecke, der Oper gegenüber, wo ſo viele Wagen ſich kreuzen, beugt aus einer vorüberrollenden Victoria jemand ſich vor, ſieht ſie an und grüßt ihn. Ein Herr, deſſen Namen er nicht einmal kannte, der aber im ſelben Hotel mit ihm wohnte. Er beſann ſich keine Sekunde, entſchuldigte ſich, ſo ſchnell er nur konnte, bei der Schönen, ſprang in den erſten beſten Fiaker und rief dem Kutſcher zu, zu jagen, was das Pferd nur könne. Mit einem ſo böſen Gewiſſen kam er im Hotel an, wie's ein älterer Ehemann nach viel ſchwererem Vergehen nicht ſpüren würde.

Und richtig, Siſſy hatte ihn ſeit einer Stunde erwartet, ſtand im kühlen Herbſtwind auf dem kleinen Eckbalkon vor ihrem Zimmer, der die Avenue de l'Alma und die Rue Boccador überblickte und ſpähte ungeduldig hinaus. Und als er zu ihr kam, da fiel ſie ihm um den Hals, in Tränen, anderen als am Morgen. Sie bat ihn ganz demütig um Verzeihung. Meta hätte geſagt, es ſei unrecht, daß ſie nicht fortwollte. Meta meinte, einmal müſſe es ja doch ſein, dann lieber jetzt, eh's kalt hier würde. Und für ihre Arbeit brauche ſie ſie nun auch nicht länger und überhaupt ſei's viel geſünder, ſie würde ſich auch viel glücklicher fühlen, wenn ſie ſich bald als Hausfrau auf dem Gut eingewöhnte, Pflichten hätte, mit ihrem Mann ſeine Arbeit und Intereſſen teilte.

„So hat dir erſt Meta das ſagen müſſen?“ fragte er, nur halb beſänftigt.

„O Eilert, du warſt mir doch nicht böſe, doch nicht im Ernſt? Was haſt du getan den ganzen Morgen? Haſt du nicht gewußt, daß ich nur den Augenblick erſehnte, wieder bei dir zu ſein? Und haſt du ſelber etwas anderes denken können, in allen den Stunden, als wie wir uns wiederſehen würden?“

Darauf fand er nicht gleich eine Antwort. Aber dann geſtand er ihr doch, daß er mit etwas anderen Gedanken ſeine Zeit hingebracht. Und darauf gab es eine Verſöhnung, an der die Götter im olympiſchen Himmel droben ihre Freude haben konnten. —

IX.

„Du, ſo lieb wie jetzt habe ich ihn doch noch nicht gehabt,“ flüſterte Siſſy am nächſten Tage der Schweſter zu. „Du hatteſt ſehr recht, es war ſchlecht von mir geſtern. Wenn ich mir denke, was daraus hätte entſtehen können! Nein, ich werde ganz gewiß nie mehr ihm in irgend etwas widerſprechen.“ —

„Schwägerin, ich muß Ihnen danken,“ ſagte Eilert. — Es war nach dem kleinen Abſchiedsdiner im Reſtaurant unten, er führte Meta an ſeinem Arm die Hoteltreppe hinauf. — „Sie geben mir eine andere Frau mit nach Hauſe zurück, als die ich nach Paris gebracht habe. Die Marie-Louiſe, in die ich mich im Frühling verliebte, die ich heiratete, iſt ein Kind geweſen. Wie ſie ſich unter meiner Leitung und im Leben entwickeln würde — das ſtand noch im ungewiſſen. Nun habe ich es begriffen, erſt geſtern ganz, daß ſie hier in den paar Wochen bei Ihnen ſo viel erfahren, durch Ihren Einfluß ſo viel tiefer, beſſer noch mich lieben gelernt hat . . .“

„Ach“, ſagte Meta, „denken Sie doch nicht, daß ich oder irgend jemand etwas aus ihr machen könnte, was nicht in ihr war. Einen Menſchen ändern, das ſcheint mir unmöglich. Warum hat ſie denn her zu mir wollen, nach langen acht Jahren, in denen

ſie nichts oder nur Schlechtes von mir gehört hat? Wär' ſie nur ſo ein ſüßes Ding, wie Sie wohl gemeint haben, wär' nicht wirklich ihr innerſtes Weſen Mitempfinden, Verſtehen und Treue, das Kind hätte ſo nicht an die viel ältere Schweſter denken, ſo nicht ſich nach ihr ſehen können." —

In dem kleinen Salon ſaßen ſie dann wieder beim Kaffee, ſo wie an dem erſten Abend ihres Zuſammenſeins hier in Paris. Auch Körber war noch gekommen. Er erzählte von einem japaniſchen Diner, dem er mit einigen Ausſtellungskommiſſären beigewohnt hatte: weißer Reis in ſchwarzen Lackſchalen, allerhand undefinierbare Gerichte, eine kleine, etwa dreizehnjährige Maid, die vor jedem Gaſt den Teller ſorgſam drehte, damit er die Bildfläche richtig überſehen könne und die Elfenbeinſtäbchen zum Speiſen ihm ſo geſchickt zu reichen verſtand, daß auch der Ungelehrigſte begreifen mußte, wie man die kleinen Dinger benutzte. Drei Stunden hatte das Vergnügen gedauert. Siſſy und Eilert lachten über die Erzählung. Es ſei ihm ſehr nützlich geweſen, behauptete Körber. Man lernt ein Volk nur recht verſtehen, wenn man mit ihm lebt, ißt und trinkt. „Wie anders würden wir die Alten begreifen, von denen wir doch ſo viel ſchon kennen, ſelbſt das verkohlte Brot von Pompeji, wenn wir nur einmal mit zweien von ihnen zu einem Gaſtmahl im Triclinium uns als Dritter an ſo einem Tiſch auf das Ruhebett ſtrecken könnten."

„Meinen Sie?" fragte Meta, „kennen, was iſt überhaupt kennen! Man kann mit einem Menſchen täglich, man kann zweimal, jeden Tag mit ihm ſpeiſen und begreift ihn deshalb noch lang nicht!" —

Körber fand darauf keine Antwort. Er wurde nur rot, bis in die Schläfen, bis über die Ohren.

Baron Eilert bemerkte davon nichts. Er hatte Metas Wort auf ſich und auf ihr unterbrochenes Geſpräch bezogen, legte raſch die Zigarre fort und kam zu ihr:

„Schwägerin, man lernt ſich kennen, mit der Zeit, immer beſſer." Und halblaut, ſich über ihren Lehnſtuhl niederbeugend: „Erſt iſt 's nur Verliebtheit. Den Grund, den könnt' man ſelber nicht ſagen. Aber wenn man vernünftiger wird, ſich beſinnt, dann kommt auch die Achtung, die Verehrung, dann . . ." Und noch leiſer: „Bei mir iſt 's ſchon ſo weit. Nicht, daß die Verliebtheit jetzt verflöge. Im Gegenteil. Nur ſo das Denken, das . . . . es geht langſam. Aber es geht den rechten Weg, doch, glauben Sie mir!"

Meta gab ihm die Hand zum Zeichen, daß ſie ihm gern glaube.

Und die kleine junge Frau ſaß ſtill und ſah von einem zum andern. Körbers Verlegenheit verſtand ſie und Metas kaum verhüllten Spott. Und ihres Mannes Flüſtern, das ſie nicht hörte, erriet ſie doch, denn ſein Blick ging dabei zu ihr. Sie ſeufzte tief auf. Ach, in den Augen, im Sehen iſt alles, Verſtehen, Glück und Mitempfinden. Sie fühlte es faſt wie ein Unrecht, daß ſie auch dies vor ihrer Schweſter voraushaben ſollte, zu allem andern, das ſie ſchon beſaß. Ihr Liebesglück war rings um ſie her, ſo nah, ſo warm, daß ſie das Trübe nur von fern bedrückend ahnte, wo es weit draußen lag, gleichſam hinter den glänzenden Glaswänden, die ſie ſchützend und köſtlich umgaben.

Sie hatte vorher Meta gebeten, ihr im Nebenzimmer beim Packen zu helfen, weil der Koffer nicht groß genug ſei für all die Kleider und Geſchenke, die ihr Mann in Paris ihr gekauft. Aber als ſie nun hineingingen, und hinter ihnen die Tür ſich ſchloß, da fiel Frau Siſſy erſt einmal der Schweſter um den Hals und preßte ſich an ſie, ganz wortlos, nur ſo aus ihrem Zärtlichkeitsbedürfnis.

Meta hielt ſie und ſtreichelte ihr das braune Haar.

„Ich danke dir," ſagte ſie ein paarmal, „ich danke dir." Und wie an jenem erſten Tag, da ſie die junge Frau geſehen, murmelte ſie, indem ſie ihren Scheitel küßte: „Ich wußt' es nicht, ich dachte nicht, daß es ſo etwas gibt! Es iſt ſchön, daß du herkamſt und mir es gezeigt haſt."

„Du, Meta," — Frau Siſſy hob raſch den Kopf auf, — „wenn du . . . könnteſt du nie . . . . wenn jemand dich lieb hat . . . . würdſt du nicht auch?"

„Oh, du Baby, das du biſt! Du willſt mich unter die Haube bringen? Meinſt wohl, dann ſei alles andere auch gut und ich würde ſehend und könnt' vergnüglich, ‚for ever afterwards' weiterleben? Und mit wem denn — etwa mit dem ſchönen Körber da drinnen? Darum wurde er ſo rot? Haſt du dem wohl zugeredet, daß er wieder in die Penſion zieht, kleine Heiratsſtifterin?"

Die junge Frau verteidigte ſich. Sie hätte nichts getan, kein Wort geſagt. Sie hätte nicht einmal gewußt, daß er wieder bei Madame Destournelles gemietet.

„Nein, das mußt du mir glauben, nein, wirklich, Meta! Er hat dich lieb, das weiß ich ſicher. Und wenn er dort einzieht, ſo ſoll das heißen . . . . Er iſt ein guter Menſch, trotz allem, ja, Meta, gewiß."

Meta hatte ſich auf die Erde gekniet, den Koffer geöffnet, nahm heraus, was drinnen lag und fing an, die Kleider neu zu falten, um ſie behutſam eins nach dem andern ſogleich wieder hineinzulegen. Die junge Frau ging ihr dabei zur Hand. Aber als ſie die weißſeidene kokette Matinée, bei deren Ankauf Meta mehrere Male zu Rat gezogen worden war, in das unterſte Fach betteten, wobei Siſſy auch niederknien mußte, beugte ſie ſich zu der Schweſter:

„Du, ſag' mal ehrlich, möchteſt du denn gar nicht? überhaupt nicht? du kannſt doch nicht ſo . . . ſo weiter immer . . ."

„Ich werde blind," ſagte Meta.

„Oh . . . aber auch dann. Und dann erſt gerade. Wenn dich einer lieb genug hat. Bildhauerin, das war ja ſehr ſchön. Aber ein Mann . . ."

Meta ſtand auf. „Wo iſt denn das Tüllkleid? das müſſen wir jetzt legen. Hängt es noch im Schrank? ich will's holen."

Und Siſſy, auf den Knien bleibend, die Hand am Koffer, ſah zu ihr auf: „Ach, du. Täuſchen kannſt du mich doch nicht. Es iſt ja auch nicht möglich. Du biſt nicht ſo jung, du kennſt . . . du weißt . . . Und da mußt du doch manchmal . . . etwas fühlen . . ."

„Das Kleid hat Jetbeſatz. Gib acht, daß du nur genug Seidenpapier dazwiſchen legſt, damit die Perlen den Stoff nicht ſcheuern."

„Warum willſt du ſo tun? du biſt ſonſt doch offen genug, ſagſt ohne Scheu, was andern vielleicht nicht ganz ſo . . . . Oder bin ich dir zu jung? Ich bin doch aber verheiratet! Mir kannſt du alles . . . ."

„Nein," verſetzte Meta ſcharf: „Dir nicht und mir ſelbſt nicht. In Romanen iſt's heute ja Mode, daß die Frauen ſich nach jeder Seite nackt und viel ſchlimmer als nackend zeigen. Wenn du magſt, lies ſie. Ich aber . . ."

„Oh," bat die Jüngere mit Tränen in der Stimme, „ſo hab' ich es doch nicht gemeint, ſo ganz gewiß nicht. Ich dachte nur . . ."

Aber Meta ſchien nichts zu hören. „So," ſagte ſie, „nun liegt alles gut und glatt. Es iſt Platz genug da. Eine bezahlte Packerin hätt' es nicht beſſer machen können. Gehört nur ein wenig Zeichnen- und Modellierenkönnen dazu. Man muß eben Raum und Form überſehen, begreifen, daß, was für das eine ſich ſchickt, das andere zerdrücken würde und daß jedes Ding ebenſo gut wie jeder Menſch ſeinen richtigen Platz braucht, um nicht zu verderben. So. Nun komm. Wir ſind, denke ich, fertig."

Und ſie ging voran in den Salon, in dem die zwei Freunde mit ihren Zigarren ziemlich ſchweigſam beiſammen ſaßen.

„Geben Sie mir heut' auch eine," ſagte ſie, „das elegante Damenleben in der Familie geht ja nun zu Ende. Da iſt's recht und billig, daß ich mich ſo allmählich in meine alten Garçongewohnheiten wieder einteufele." — Und ſie ſteckte eine von Wrankenhoffs allerſchwerſten Upmans in Brand, ſetzte ſich nachläſſig in einen Lehnſtuhl und ſchlug die Knie übereinander.

„Na, Doktor, und Sie? Ich höre von Madame, Sie haben zum 15. bei uns gemietet? Das iſt ja ſchön. Können wir alſo uns wieder zanken. War mir übrigens höchſt überraſchend. Wie ich zu verſtehen gemeint, wollten Sie zum Schluß der Ausſtellung nach Hauſe, zurück in das gute Deutſchland. Haben Sie denn Ihr Grauen vor dieſem gottlos unmoraliſchen Pariſer Getriebe ſo ganz vergeſſen?"

Wrankenhoff lachte darüber, daß Körber je ſo ein philiſtröſes Grauen gefühlt haben

ſollte. Dieſer ſelbſt murmelte etwas von Nachſchlagematerial, das nur hier zu finden ſei. Und dann ſprachen ſie von etwas anderem; Meta und der Baron davon, ob die Menſchen im ganzen in Paris ſo ſehr viel anders, ſchlechter wären als in Rom oder Berlin, als in Mecklenburg oder Holſtein. Die Bücher, aus denen die meiſten Leute ihr Urteil ſchöpfen, zeigen am deutlichſten das Laſter. Denn jeder Autor ſchildert viel mehr die Ausnahme, als die tägliche Regel, jeder auf der Suche nach Schildernswertem ſieht eher das, was ſich vordrängt, ins Auge ſticht, das Häßliche, Grelle, als die Stille, den Fleiß und die Güte. Sie laſſen ſich ſo wenig beſchreiben wie reines Glück. Auch das ſchweigt ſtill und iſt doch da und ohne das wär' die Welt nur halb, daß, wer's nicht kennt, wer nur das Schmutzige ſieht und das Trübe, das Leben falſch darſtellen würde.

Körber hatte an dem Geſpräch nicht teilgenommen. Er lehnte am Schreibtiſch, etwas zur Seite, und hatte, ohne hinzuſehen, gedankenlos auf irgendeine kleine Metallſchale, die da ſtand, ſeine Aſche abgeſtreift.

„Iſt das nicht allerliebſt?“ fragte Siſſy und kam zu ihm und nahm das flache Schüſſelchen vom Tiſch, „ſehen Sie nur den Kinderkopf. Ich fand ihn bei Meta im Atelier. Sie ſagt, es ſei nichts, nur eine Spielerei, ein Verſuch. Aber nun hat ſie mir's faſſen laſſen, weil mir's ſo gefiel. Zum Aſchenbecher iſt's doch zu ſchade.“ — Und als er aufſtand, ſich gehorſam irgendein anderes Gefäß vom Kaminſims zu holen, kam ſie ihm nach.

„Ich kann Ihnen nichts ſagen,“ flüſterte ſie im Rücken der beiden andern, „nicht, ob's ihr recht iſt oder unlieb, daß Sie wieder dort einziehen. Aber ich freue mich. Und ich wünſche Ihnen Glück und Erfolg. Denn was Sie wollen, — ich glaube, das weiß ich. Und daß Sie ganz und gar nicht ſo egoiſtiſch ſind, wie Sie's meinten.“

Er beugte ſich vor und ſtreifte die Aſche in den ausgebrannten Kamin ab. „Ich danke Ihnen,“ murmelte er. „Aber vielleicht — vielleicht iſt dies kraſſeſter Egoismus.“

Am nächſten Abend reiſten ſie alſo. Meta war an der Bahn. Sie hielt die junge Schweſter noch einmal mit beiden Händen an den Schultern dicht unter einer elektriſchen Lampe und ſah ſie an.

„Meta,“ flüſterte Marie-Louiſe, „Meta, zu Hauſe, wenn Mama nach dir fragt, wenn ich ihr von Paris erzähle, nicht wahr, ich ſoll ſie doch von dir grüßen und ihr beſtellen . . .“

„Was?“ fragte Meta, „von mir? Nein, nichts. Laß das jetzt. Ich habe keine Zeit. Halt nur ſtill.“ — Und die Brauen zuſammengezogen, ſtarrte ſie mit finſterer Energie das erſt betrübte, dann zärtlich errötende, lächelnde, weiche, liebe, junge Geſicht an.

Endlich ſtieß ſie die Schweſter faſt von ſich: „So, nun iſt's genug. Nun muß ich es behalten, muß es!“

„Was?“ fragte Siſſy.

„Wie du ausſiehſt,“ entgegnete ſie.

Der Baron, der die Worte gehört, ohne den Grund derſelben zu wiſſen, ſagte ſehr freundlich: „Liebe Meta, ich denke, Sie ſollen nicht Zeit dazu haben, das Geſicht ſo bald zu vergeſſen. Marie-Louiſe iſt zu Ihnen gekommen. Wollen Sie ihr den Beſuch nicht erwidern, ſchon bald, bei uns, zu Weihnachten?“

Er hielt ihr die Hand hin, mit einer bittenden Miene und doch wie ein Herrſcher und Gebieter, der einer Untergebenen eine Gnade erweiſt. Meta zögerte einzuſchlagen. Aber ſeine junge Frau ſah das Zögern gar nicht.

„Oh, wie ſchön,“ rief ſie und fiel ihm um den Hals. „Ja, du biſt der Beſte, du errätſt meine Wünſche, o Eilert! oh, wie danke ich dir!“

Indem kam der Schaffner. „Einſteigen!“ hieß es. Siſſys letzter Kuß in Paris war ihrem Mann zuteil geworden, der mit ihr fuhr. Sie ſtanden noch am Fenſter des Ganges vor ihrem Kupee und winkten und riefen: „Auf Wiederſehen alſo! Zu Weihnachten! Du kommſt ganz gewiß?“ —

Und nun war der Zug fort und Meta ſuchte ſich ihren Weg aus dem Bahnhof wieder ins Freie. Suchte ihn ſich, denn all die ſich kreuzenden Lichter und Schatten verwirrten ſie, ſie wußte nicht, über welchen Bahnſteig, durch welche Tür ſie hereingekommen. Waren von den elektriſchen Lampen wohl auch mehrere beim Abgang des Schnellzuges ausgelöſcht worden,

daß ihr jetzt alles ſo dunkel erſchien? oder hatte ſie vorhin nicht auf den Weg zu achten gebraucht, war den andern nur gefolgt? Wozu war ihr auch ſo eine dumme Feuchtigkeit in die Augen gekommen, die hindert natürlich, wenn man ſehen will. Sie fühlte ſich zum erſten Male unſicher. Und nun ſtieß ſie gar noch gegen einen Gepäckkarren an und wäre gefallen, hätte ein Beamter ſie nicht gehalten. Er ſchalt über ihre Unvorſichtigkeit. Aber als ſie nur ein paar Schritte gegangen war, da kam er ihr nach.

„Pardon", ſagte er, „je ne savais pas. Madame est aveugle."

„Nein," rief ſie, „nein, ich bin noch nicht blind." Aber ſie nahm doch ſeinen Arm an und ließ ſich von ihm weiterführen.

X.

Und alſo wieder in der Penſion Destournelles an dem langen Tiſch. Madame teilt an der oberen Schmalſeite die Suppe aus, Meta ſitzt ihr gegenüber am untern Ende und hat zu achten, daß die Teller richtig wandern, während Angélique ſchon wieder in die Küche hinausläuft, um das Rindfleiſch anzurichten. Das war nun zwei Jahre lang ſo geweſen und hatte ihr kaum mißfallen, bis heute. Daß ein Tiſchtuch, an dem zehn bis fünfzehn Penſionäre eine halbe Woche lang ſpeiſen, Weinflecken aufweiſt, verſteht ſich von ſelbſt. Und daß André Labroſſe, der Maler, ſich beim Eſſen mit beiden Armen auf den Tiſch auflegt, daß der Muſiker ein langes Weißbrot nach dem andern verzehrt und dazwiſchen mit allen zehn Fingern ſich durch ſein geöltes Haar fährt, die geweſene Gouvernante nach jedem Gange ein bißchen einnickt, hörbar ſchnarcht, auffährt, und, erſchreckend, mit dem Ellenbogen ihrem Nachbarn den gefüllten Teller umwirft, — auch das war ähnlich ſo geweſen. Warum ſie's heute ſtörte? Sie wußte es nicht, ſie war nervös. Als Madame mit Angélique zankte, ob ſie wohl blind wäre, daß ſie die Schüſſel mit dem Fiſch ſo ſchief halten könnte, es tropfe ja die Sauce herunter auf ihr ſeidenes Kleid, da ſtand Meta auf. Sie entſchuldigte ſich, ſie habe Kopfſchmerzen, ſei appetitlos. Oben auf ihrem Zimmer aber fühlte ſie ſich auch nicht viel behaglicher. Der Bodenraum war nie heizbar geweſen. Sonſt hatte ihr das wenig gemacht, heute fröſtelte es ſie. Sie ſcheute ſich, ihre Petroleumlampe anzuzünden, ſie hätte dabei, wenn auch nur für eine Minute, gerade in die Flamme hineinſehen müſſen. Und wozu auch, leſen durfte ſie ja jetzt bei Licht doch nicht. Alſo war's ebenſo gut, im Dunkeln zu bleiben. Sie ſetzte ſich in eine Ecke und nahm ſich vor, an Siſſy zu denken. Aber auch das Bild verſchwamm ihr. Wie Siſſy zuletzt ihrem Mann um den Hals fiel, wie ſie ihn geküßt hatte — das war rührend hübſch geweſen. Und doch . . . Ihr tat etwas weh daran. Daß ihre junge Schweſter den Gatten lieber hatte, als ſie, war gut und recht. Man konnte ſie allenfalls darum beneiden, daß es ſo war. Aber ſie doch nicht, ſie, Meta! Eine Frau beneiden, weil ſie einen braven Menſchen zum Hausthyrannen hat und in ſeinen Launen die Welt ſieht und ihr Glück? Da hatte ſie denn doch andere Ideale, höheren Ehrgeiz!

Und nun dachte ſie wieder an ihre Arbeit. Morgen früh — ſie mußte jetzt doch Licht anzünden —, morgen ſehr früh hieß es drangehen, das Relief noch einmal vornehmen, bis es gut ward, bis es lebte. Halb ſchon im Bette, beugte ſie ſich zu dem Bild vor, das ihr die Schweſter zum Abſchied dagelaſſen hatte. Es ſtand auf dem Nachttiſchchen neben dem Licht. Da lag ja ihr Ring auch, den ſie gedankenlos abgeſtreift. Ein altes Ding, auf der Straße in Rom gekauft, ein geſchnittener Stein mit einer weiblichen Geſtalt, die nachdenklich die Hand an die Stirn legt. Ihre Muſe hatte ſie das zierliche Figürchen früher genannt. Und ſein Orakel befragt, ob der Stein richtig oder verkehrt gewendet, ja oder nein ihr antworten würde. Nun fiel ihr ein, das auch heute zu tun. Es war ja töricht, — aber doch — wiſſen, ob ſie ein freier Menſch bleiben, ob ſie weiterarbeiten dürfe . . .! Sie nahm den Ring, ſie wiegte ihn hin und her in den Händen und ſchob ihn ſich wieder an den Finger. Mit abgewandten Augen betaſtete ſie vorſichtig den Stein. Richtig? Verkehrt? Das Gefühl in ihren Fingerſpitzen, die ſchöne

Formen zu bilden geübt waren, ſollte doch wohl ſein genug ſein, die Richtung der Kamee zu erkennen? Sie fühlte, fühlte mit Herzklopfen. Wie ſaß der Ring? Sie richtete ſich im Bett in die Höhe, ſtreckte die Hand zum Lichte aus. — Die Figur ſtand auf dem Kopfe.

Und ſie blies das Licht aus, barg den Kopf in ihren Kiſſen und weinte, weinte. Alſo nicht das einmal, nicht die Arbeit nur würde vorbei ſein, auch alle kleinſten, gemeinſten Dienſte mußte ſie ſich von andern tun laſſen. Künſtlerfinger genügen nicht, wenn die Künſtleraugen verſagen. Künftig würde alſo der Ring, ihre kleine traurige Muſe, mit den Füßen nach oben, verkehrt an ihrem Finger ſtecken!

XI.

Es war etwa drei Tage ſpäter, daß Meta, nach Hauſe kehrend, da ſie in den Speiſeſaal trat, bemerkte, wie ſie wieder einmal die Dinerſtunde verpaßt hatte. Angélique trug den Braten fort. Madame ſchalt über Unpünktlichkeit. Labroſſe, der Maler, meinte, ſie hätte ſich wohl wieder mit vornehmen Käufern verplaudert, denn zur Arbeit ſei's ja längſt zu dunkel geweſen. Mademoiſelle Hanſen ſeufzte. Künſtlerinnen, ja, die hätten es gut, ja, die brauchten nicht ſo ängſtlich auf den Uhrſchlag zu achten wie Lehrerinnen. An dem ganzen langen Tiſch hin hatte jeder, da ſie vorüberkam, etwas zu necken oder zu fragen. Aber da unten, neben ihrem Platz, ſtand einer auf, ſah ſie kommen, ſagte gar nichts . . . Sie hatte ihn vergeſſen. War denn ſchon der fünfzehnte heute?

„Doktor, Sie!“ Sie ging auf ihn zu, gab ihm die Hand, die ſeine zu ſchütteln, eh' ſie ſich beſann, daß ſie ſonſt ihm nicht gar ſo warm entgegenzukommen pflegte. Warum denn heute? Warum freute es ſie, daß er wieder da war? denn es freute ſie wirklich.

Körber ſchien noch etwas verlegener, etwas linkiſcher geworden.

„Fräulein Meta, hm, ja,“ er räuſperte ſich, „ja, da wäre ich alſo wieder.“

Und das war alles, was ein Schriftſteller, ein Mann von Geiſt ihr zu ſagen wußte. Sie ſetzte ſich und fing an zu eſſen. Die Suppe war kalt und das Ragout halb angebrannt. Sie hatte auch keinen Appetit.

Ob ihre Schweſter ſchon geſchrieben hätte?

„Nein,“ antwortete ſie.

Die Herrſchaften wären doch wohl jetzt zu Hauſe?

„Ja, natürlich längſt.“

Und ob nicht ſicher dieſe ganze Pariſer Reiſe ihnen eine angenehme Erinnerung bleiben würde, ſo erfreulich wie ihr Beſuch hier ihren Freunden?

Sollte ſie nun ja oder nein darauf ſagen? Wenn er noch weiter ſo fragt, dachte Meta, ſo nehm' ich den Teller mitſamt dem Omelette und der roten Kirſchſauce und werfe ihm die ganze Beſcherung an den Kopf. Das wäre doch etwas intereſſanter. Was für ein Geſicht der arme Doktor machen würde!

„Iſt's Ihnen nicht recht, daß ich wieder hier einzog?“ fragte er betroffen von ihrer ſpöttiſchen Miene.

„Mir, weshalb? Mich ſtören Sie nicht.“ — Und von der momentanen Freude war nichts geblieben, nur ein leiſes Gefühl von Ärger über ſich ſelbſt und ihre unverbeſſerliche Spottſucht. Er kannte ſie ſo gut, daß er's gleich ſpürte, wie ihr die gute Laune verflog.

„Hab' ich irgend was getan? Iſt Ihnen etwas geſchehen, Meta?“

Sie zuckte die Achſeln, ſchob den leeren Teller beiſeite, zog aus der Taſche Feuerzeug und wollte ihre Zigarette anzünden.

„Sie ſollten nicht rauchen,“ ſagte er.

„Weshalb nicht? Wie kommen Sie dazu, mir das zu wehren? Und ſagen Sie, bitte, was ſoll ich denn ſonſt tun, ja, ſagen Sie's mir! Leſen vielleicht hier in dem Stimmengeſchnatter?“

„Nein,“ er zögerte. „Fräulein Meta, wenn Sie von dem Lärm hier im Speiſezimmer zu viel bekamen, würden Sie nicht allenfalls, auf ein halbes Stündchen — ich wohne wieder hier nebenan in der großen Stube. . . . Würden Sie nicht vielleicht mit mir . . .“

Und da wird er rot, der lange Menſch, bis in die Stirn und ſteht und geniert ſich.

„Warum denn nicht? —“ (ſollte er vielleicht denken, daß Bildhauer Meta ſich ſcheue,

mit einem jungen Herrn allein auf deſſen Zimmer zu gehen?) „wenn drinnen bei Ihnen beſſere Luft iſt, meinetwegen.“

Manchmal iſt's wirklich, als ob nur die Luft zwei Menſchen verfeinden, Menſchen wieder befreunden könne. An der Längsſeite des Speiſeſaals macht Körber die Tür auf zum Nebenzimmer, dem größten, beſteingerichteten, das Madame Deſtournelles zu vermieten hat. Und macht die Tür hinter ſich und Meta wieder zu, daß damit das Stimmengewirr und der Tabaksqualm ausgeſperrt ſind. Sie ſetzt ſich in den Seſſel am Kamin. Er hat die Lampe angezündet. Er kniet nieder, um Feuer zu machen, ſchiebt ihr den Fußſchemel hin und ein niedriges Tiſchchen. Er tut das leiſe, hausfrauenhaft, ſorgſam. Überhaupt etwas Weibliches liegt doch einmal in ſeinem Weſen, ſo komiſch, eckig, ungelenk der lange Menſch iſt. Und nun nimmt er ein Buch, ſetzt ſich ihr gegenüber und tut, als ob er leſen wolle.

Sie hält ihre Zigarette in der Hand und ſieht dem Rauch zu, wie er aufſteigt, grauweißlich in leiſe ſich wiegenden Streifen, nun ſich ringelnd, nun geballt, gelblich im Lampenſchein, rot vom Kaminlicht, nun verſchwimmend, in blaues Dunkel aufgelöſt und verſchwindend. . . . So iſt unſer Fühlen. Jeden Tag und jede Sekunde geht es, ſteigt es, nimmt uns den Kopf ein, wirbelt uns weiter. Und dann — alles verweht und kein Hauch davon blieb. Und die Freude verweht und der Zorn, der Ärger, die Liebe — alles, alles geht fort.

„Meta,“ ſagte er leiſe, „Meta, wie ich froh bin, hier wieder zu ſein!“

XII.

Den nächſten Abend hatte Meta etwas Wichtiges zu tun, wie ſie behauptete. Aber dann, den Tag darauf, ließ ſie ſich abermals bereden, nach dem Diner mit Körber auf ſein Zimmer zu gehen. Sie lobte den exquiſiten Kaffee, den er ihr ſelbſt kochte. Intimeres als vom Feueranmachen und den beſten Kaffeemaſchinen redeten ſie kaum miteinander. Wenn ſich Labroſſe und Madame und die anderen im Saal nebenan darüber aufhielten, daß ſie ihnen davonging? — Meinetwegen, dachte ſie. Und wenn er mich morgen wieder drum bittet, ſo komme ich morgen auch wieder herein. Durch ſeine kleinen, wortloſen, leiſen Dienſtleiſtungen hatte er ihren Unwillen entwaffnet. Schließlich beſteht ja unſer Leben aus Kleinlichkeiten. Ein guter Lehnſtuhl, ein heizbares Zimmer ſind wichtig genug. Und dann am Morgen ſchmerzten ſie die Augenlider nicht ſo wie ſonſt, wenn ſie entweder im Qualm des Speiſezimmers unten geblieben war oder oben in ihrer kalten Bodenſtube genäht, geleſen — geweint hatte.

Ihr war alſo das Gerede, das vielleicht entſtehen konnte, recht gleichgültig. Sie blieb eben Meta, ein Bildhauer, Künſtler, gewohnt zu tun, was ihr gefiel und ſich von Lob oder Tadel der Menſchen nicht beirren zu laſſen. — Er aber war anders. Wie er wieder rot und blaß ward, der arme Menſch! Sie mokierte ſich darüber, ſie ärgerte ſich und zuletzt tat er ihr leid.

„Finden Sie nicht,“ ſagte ſie an ſeinem Kamin lehnend, — die Zigarette hatte ſie ihm zu Gefallen fortgelegt, ſie hörte ihm zu, wenn er ihr aus der Zeitung oder einem Buch etwas vorlas, tat ſelber nichts, gähnte, unterbrach ihn — „finden Sie nicht, Doktor, daß das ein wunderhübſches modernes Wort iſt, — ‚Dummheiten ſind dazu da, um gemacht zu werden?‘ Weiß eigentlich nicht, wer's zuerſt geſagt hat, Hartleben, glaub' ich, im Roſenmontag, den ſie mir neulich mitgebracht haben. Mir gefällt das. Es liegt Stolz drin. Hab' ich was Verkehrtes getan, nun gut, ſo tat ich's. Nur nichts ändern wollen, nur um Gotteswillen nicht ſein Tun verſtecken, vertuſchen, vor andern ſich ſchämen.“

„Auch nicht, wenn man es bereut?“

„Nein,“ rief ſie, „auch dann nicht. Geſchehen iſt geſchehen. Gut machen können Sie's ja doch nicht, was Sie geſtern angerichtet. Und wenn die Dummheit noch ſo arg war, ſie ſtammt aus Ihrem innerſten Weſen, ein Stück von Ihnen, ſie iſt gemacht und ſteht in der Welt da, groß und breit. Was nützt das Rotwerden und das Bereuen!“

„Eine böſe Lehre,“ ſagte er leiſe. „Danach alſo wär' alles Beſtreben ſich zu beſſern,

an ſeiner eigenen Klärung und Läuterung zu arbeiten, unnütz und vom Übel? Meta, ich bin nicht Ihrer Anſicht. Ich meine vielmehr, hat man Dummheiten gemacht — und das läßt ſich nicht ändern, ich weiß es ſelber —, ſo ſoll man ſie tilgen, gleich nächſten Tages, indem man etwas Klügeres tut. Wiſſen Sie aber auch, was das Klügſte, das Nützlichſte iſt? daß man ſo handle, wie man es zum eigenen Behagen, zum eigenen Glücke für ſich ſelber als dienlich erachtet. Glauben Sie mir nur, ein Menſch, der beſcheiden und ehrlich genug wär', ſich einzugeſtehen: Das Weltall werde ich ſchwerlich erſchüttern, ich will nur mein Eckchen mir wohnlich herrichten, ein ſolcher Menſch brauchte deshalb noch nicht ein Egoiſt zu ſein. Er dürfte auch über ſeine Dummheiten erröten, ſich ihrer ſchämen, wenn er nur ſtrebte, an ſich wie an andern, ſie gut zu machen!"

Dabei natürlich war er dunkelrot geworden.

„Na, Doktor," rief ſie, „ſeien Sie nur zufrieden in Ihrem Welteckchen. Ich wollt', ich wüßte mir auch ſo eines."

Und für den Abend gingen ſie danach als Freunde auseinander.

XIII.

Paris war bemerkbar leerer geworden, die Ausſtellung definitiv geſchloſſen, draußen fiel Novemberregen und in der Penſion fanden ſich Wintergäſte von früheren Jahren wieder zuſammen, die vor der Teuerung des Ausſtellungsſommers in die Provinz geflüchtet waren. Beſonders eine junge Witwe, eine halbe Landsmämin aus Nordſchleswig, ward von Meta mit Freuden begrüßt. Frau Mortenſen beſaß ſo volles, aſchblondes Haar, das um den feinen, runden Kopf ſich in klaſſiſchen Wellen ſchmiegte. Nach ihrem hübſchen Jungen erkundigte ſich Meta gleich, denn den hatte ſie im Winter ein paarmal als Modell für ihr ſchlafendes Kind benutzt. Und nun erfuhr ſie zu ihrem Bedauern, daß der Kleine nicht hier ſei. Die Mutter hatte ihn bei Bauersleuten in der Normandie laſſen müſſen, wo's billiger und beſſer für ihn war. Sie ſelber nämlich brauchte Paris der Anregung wegen.

„Daß Leben iſſt ſo hart," ſprach die blaſſe Dänin, jedes S ſcharf betonend. „Waß ſoll man tun! Man darf für ſein liebßteß nicht ſich opfern, wie man taß wohl möchte."

„Sie ſieht aus," bemerkte halblaut Doktor Körber, da er ſie bei Tiſche ſo reden hörte, „als ob ſie ſich mit vielem Vergnügen jeden Tag ihrem lieben Ich zum Opfer brächte, doch keinem andern!"

„Sie muß ſich plagen, ſich zu ernähren und den Kleinen, — zwei Menſchen — mit Novellenſchreiben. Meinen Sie, daß das leicht iſt?" fragte Meta.

„Ja, müſſen es denn Novellen ſein? Wenn ſie nun tüchtig Strümpfe ſtopfte und bliebe bei dem Kinde auf dem Lande — das Jahrhundert, ſcheint mir, verlöre daran nicht ſo ſehr viel."

„Ah," rief gegenüber die Dame, die nur die letzten Worte vernommen hatte, „von daß Jahrhundert höre ich auch gern. Es iſſt ſo intereſſant, ſſich darüber zu unterhalten, ob, da wir heute im Jahrhundert des Kindes leben, nun in künftigen Szeiten Greiſe oder Ungeborene die Vorherrſchaft führen werden. Ich komme nachher mit Szie beide noch auf Ihr Szimmer, daſſ wir unterhalten unß davon."

„Zuviel Ehre!" brummte Körber ärgerlich.

Meta ſah ihn mißbilligend an. Was hatte er gegen die ihm völlig Fremde? Weshalb paßte es ihm nicht, daß ihre Freundin mit auf ſeinem Zimmer den Abend verplaudern wollte?

Da hob er den Kopf, ſie fing ſeinen Blick auf. Und wußte weshalb. Dabei aber — er hatte raſch wieder fortgeſehen — dabei ſpürte ſie etwas, was ſie empörte: ſie war rot geworden, ſie ſelber.

In dem großen, behaglich erleuchteten Zimmer des Doktors hatte ſich Frau Ingeborg im Lehnſtuhl ausgeſtreckt und trug den zwei anderen ihre Anſchauung vom Leben vor.

„Wenn man keine Protekßion hat," meinte ſie achſelzuckend, „waſſ will man überhaupt auf der Welt. Ohne Geld und Intrigieren bleibt man im Elend, bleibt verachtet, in ßeiner Dachkammer eingeſperrt." —

„Aber Ingeborg," ſagte Meta, die am Kamin lehnte, „ſo ſchlimm iſt's doch nicht.

Sehen Sie, ich — ich habe wahrhaftig, ſeit ich Bildhauer geworden bin, mich von keiner Seele protegieren laſſen. Und intriguiert habe ich erſt recht nicht."

„Ja Sſie!" rief die Dänin — und das ſcharfe S ziſchte tragiſch in jeder Silbe — „daß iſt ganz was andereſſ. Bildhauer gibt es nicht ſſo viele. Aber Schriftſtellerinnen!"

Doktor Körber, der, beide Hände in den Taſchen ſeines kurzen Smoking, auf und abgewandert war, blieb vor ihr ſtehen.

„Und in Ihren Büchern," fragte Körber, „wie geht es da zu? Schildern Sie nach Ihrer Schriftſtellerinnenerfahrung, wieviele Schliche von der böſen Welt aufgewandt werden, damit nicht die edle, arme und geniale Heldin aus dem Hinterhauſe je die Marmortreppen zu ihres ebenſo edlen und reichen Geliebten goldenen Gemächern hinaufſteige?"

„Ich, o nein! Ich ſchildere nicht Zimmer und nicht Treppen. Ich haſſe realiſtiſche Bücher."

„So?" ſagte Körber nur und er ziſchte das Wort hervor zwiſchen ſeinen Zähnen, als wäre er auch plötzlich aus Nordſchleswig.

„Denn allein das Ideale", fuhr Frau Ingeborg fort, „iſt wert, daß es geſchildert werde. Darum ſind wir Freundinnen geworden, Meta und ich, weil wir gleicherweiſe die Sſchönheit als Blüte des Lebens auffaſſen und ihren Kultus verbreiten möchten."

„So", knirſchte er nochmals. „Sie denken wirklich, daß ſo ein blutloſer Schönheitsbegriff beſſer ſein könne als die Wahrheit?"

„Blutlos?" rief Meta. „Echte Schönheit iſt kraftvoll, nie blutlos."

„Und weil meine Helden", fragte die Dänin, „nicht Hintertreppen ſteigen, deshalb . . . ."

„Ich kenne Ihre Arbeiten nicht, ich ſagt' es Ihnen ſchon. Aber Sie, Meta! Laſſen Sie ſich doch nicht einreden, daß Sie ſich von der wirklichen, der alltäglichen Welt loslöſen könnten!"

„Und wenn ich es muß?"

„Sie? Auch wenn Sie müßten, nicht! Sie brauchen das volle pulſierende Leben. Ihrer Freundin da, der mögen, ich will es ihr glauben, Symbole und Abſtraktionen genügen . . . ."

„Aber Doktor", rief Meta.

„Laß ihn doch, Liebe, er hat ja recht. Ich lebe halb träumend. Weil ich ſzuviel gelitten habe, iſt mir nichts mehr ganz nah und wirklich. Nicht einmal mein Junge. Nicht einmal ich ſzelber!"

„Das bezweifle ich", murmelte er.

„Doktor, ich verbiete Ihnen . . . .!"

„Ah, er will ſzich mit Szie zanken", ſeufzte Frau Ingeborg. „Ich mag nicht dabei ſein, das kann ich nicht ertragen, nein. Zanken Sie ſzich, wenn Sie wollen. Ich tu's nicht mit." Sie hielt ſich beide Ohren zu und lief hinaus. Doch in der Tür zum Speiſezimmer kehrte ſie um, winkte Meta noch zu ſich, flüſterte etwas und küßte ſie.

„Was hat ſie Ihnen geſagt", rief Körber, als jene hinaus war, „was? daß Sie ihr helfen ſollten? ihr etwas nähen, Briefe ſchreiben, ſie pflegen, was? Solche ätheriſchen Geſchöpfe, die überlaſſen es meiſtens andern, für die ſehr irdiſchen Bedürfniſſe, die ſie doch fühlen, ſich zu mühen."

„Was haben Sie gegen meine Freundin?"

„Daß die Ihnen keine Freundin iſt, das. Ich muß es Ihnen einmal ſagen: Ihr Schönheitskultus wird zum Unrecht. Was iſt denn ſchön an einem Menſchen, was bleibt uns von ihm? Doch nicht, daß ſeine Naſe gerade und ſein Haar voll und blond iſt, wie bei dieſer Frau? Liegt darin alles? Meta, Sie täuſchen ſich über die Menſchen."

„O nein", ſagte ſie. „Ich ſehe nur die beiden Seiten, außen und innen."

„Ja," rief er, „wenn das nur immer ſtimmte! Der ſchöne und zugleich edle Menſch — ἀνὴρ καλὸς καὶ ἀγαθός — der wäre freilich der höchſte Inbegriff deſſen, was die griechiſchen Denker in einer vollkommenen Welt erſehnten. Aber jedes hübſche Geſichtchen iſt deshalb noch nicht Bürge einer edlen Geſinnung. Sie verachten Menſchen, die zu ſchmale Lippen haben, oder enge Schultern . . . . Und laſſen ſich von andern mißbrauchen, nur weil deren Kopfform Ihnen gefällt. Dieſe Frau zum Beiſpiel, was gibt die Ihnen, was für ein Anrecht hat ſie an Sie?"

„Sie iſt unglücklich."

„Pah, weil ſie 's ſein will."

„Nein, weil ſie es iſt. Was wiſſen Sie von ihrem Leben, wie dürfen Sie Frau Ingeborg Mortenſen, die Sie kaum ſeit acht Tagen kennen, verurteilen? Sie ſind ungerecht, Doktor, noch ſehr viel ungerechter als ich. Daß ſie ihr Kind von ſich tun mußte, aufs Land zu Bauern, wo's bäuriſch aufwächſt, das verargen Sie ihr? Aber wie Geldnot zwingt, erniedrigt, was ſie für ein unentrinnbares Muß iſt, davon haben Sie nicht einmal eine Ahnung.“

Doktor Körber zuckte die Achſeln.

Und Meta, von ſeiner geringſchätzig mitleidigen Miene gereizt, brach los:

„Sie haben gut lächeln! Was haben Sie denn ſchon im Leben gelitten, an Not und an Schmerzen, mein Herr Doktor?“

„Meta!“

„Nein, laſſen Sie mich nur, jetzt will ich reden. Wenn's Ihnen auch weh tut. Sie ſollen es hören. Schönheit ſei eine Nebenſache, ſagen Sie? Mir aber iſt ſie nicht Neben- ſondern Herzensſache. Ich liebe das Große, Stolze, Herbe. Oder das Niedrige, ganz Verderbte. Überhaupt nicht, was geregelt, ordnungsmäßig und glatt iſt, ſondern den Marmorblock, der unbehauen, ſchwer und hart aus dem Felſen gebrochen, alle köſtlichſten Göttergeſtalten noch in ſich trägt. Und wenn ich Ihnen mit meiner Derbheit und wenn Ihnen meine arme Freundin, weil ſie zu ätheriſch iſt, mißfällt . . . ſo laſſen Sie uns doch, wie wir ſind. Wir wollen ja auch nichts von Ihnen.“

Sie wandte ſich in ihrem Zorne um zu gehen. Er kam ihr zuvor, ihr die Tür aufzumachen, da ſie ihre Hand ſchon nach dem Drücker ausgeſtreckt hatte. Und verbeugte ſich und ließ ſie vorüber. Dieſer Menſch, mit ſeiner gleichbleibenden Höflichkeit! Verbeugte ſich noch, wie jeden Abend, ſtatt ihr grob und deutlich ihre Grobheit heimzuzahlen.

Denn ſie war ungezogen geweſen, unweiblich auch. —

Im Speiſezimmer, durch das ſie kam, ſaß Madame noch an ihren ewigen Rechnungsbüchern, ſah auf und winkte ihr, ob ſie ihr nicht etwas helfen wolle. Auch hätte Frau Mortenſen gebeten, Meta möchte zu ihr kommen, ſie brauche für ein neues Kleid einen guten Schnitt — — —

Meta ſtand an dem abgedeckten, langen Speiſetiſch: ‚Und laſſen ſich mißbrauchen von andern, nur weil deren Kopfform Ihnen gefällt‘ . . . .

Madame Deſtournelles war wahrhaftig nicht ſchön. Das Geſicht trug ſo einen ſüßlich-ewiglächelnden Ausdruck, die Zähne waren falſch wie das Haar, die Haut von Puder und Schminke verdorben. Nur die Linie der Augenbrauen blieb fehlerlos. — Und andere, die in ihren Zügen keine, keine einzige kräftig gerade Linie beſaßen . . .

„Ich kann jetzt nicht,“ ſagte ſie nur halblaut und ging hinaus.

XIV.

Oben auf ihrem Zimmer ſtieß ſie gleich das Fenſter auf. Ihr war nicht gut zumute. Ach was, bereuen! — Sie hatte es geſagt und ſie hatte recht. Mag er's denn wiſſen, wie ſie von ihm denkt. Sie iſt froh, wirklich froh, daß ſie's einmal vom Herzen hat. Jetzt wird ihr auch gleich wohler werden. Wie beruhigend das wirkt, die ſtille Weite, der Himmel leicht verhüllt von Nebeln, — ob von ſolchen, die draußen waren, ob von dem Nebel vor ihren Augen, ſie konnte es nicht unterſcheiden. Hier und da blinkten einzelne Sterne ſchimmernd, goldfunkelnd hervor aus dem Dunkel, und irdiſche Lichter auch, nahe und ferne, große und kleine. Jedes Lämpchen hinter den Fenſtern bis in die Dachgeſchoſſe der Häuſer zeugt von einem Menſchenleben. Wie vielen Schmerzen mögen ſie leuchten? Jede Gasflamme da unten auf der Straße wird von einem armen Laternenputzer abends entzündet, morgens gelöſcht. Die weißen Bogenlampen glühen dazwiſchen, die künden wohl Freude, laden zum Tanz. An den Wagen, die ſich unten in der Straße kreuzen, rote, gelbe, blaue Lichter, — alle Viertel von Paris haben ja ihre ſpeziellen Farben. Und in jedem Wagen ein Menſch und in jedem ein anderes Schickſal. Wer ſie alle wiſſen könnte! Ihnen helfen! Sie da oben in der einſamen Bodenkammer, ſie kann es nicht. Sie weiß das leider. Selber wird ſie der Hilfe bedürfen. Wie immer jetzt,

ſobald ſie allein iſt, ergreift ſie das Grauen. — Wann? Vielleicht bald, vielleicht morgen —?

Es fröſtelt ſie bei dem Gedanken, wie's werden wird. Sie ſchließt das Fenſter, drückt die Lider ein und ſitzt da, das Geſicht in den Händen vergraben. Und wieder probiert ſie. Heut nicht mit dem Ring, nein, das Experiment kann zu leicht mißglücken. Sie übt ſich, mit geſchloſſenen Augen nachzuzeichnen, was ſie eben geſehen hat, Lichter und Formen ſich ins Gedächtnis einzuprägen. So müßte ſie alles, was ſie noch zu erkennen vermag, auswendig lernen — für nachher als Vorrat. Auch was ſie früher ſah, Rom, Carrara — plötzlich ſteht ihr der Platz dort vor Augen, der Domplatz, auf den ihres alten Lehrers Werkſtatt ging. Über dem grauen Kirchenportal eine Reihe von Spitzbogenarkaden, — und die Bogenſtützen ruhend auf Köpfen, die Konſolen bilden. Sie könnte jeden noch heut modellieren, den Alten, die Frau, den Jüngling mit den finſtern Brauen. Wen dieſe Köpfe darſtellen ſollten, danach fragte ſie damals nicht. Vielleicht Vorfahren Chriſti. Oder Tugenden, oder auch Sünden. Kann man denn ſo einem ſteinernen Kopf immer anſehen, wer er iſt? Wären die lebenden, die Menſchenköpfe auch ſo abgetrennt von ihrem Rumpf, allein an der Wand . . . ob man ſie verſtehen würde? Siſſy ja, mit den Kinderlippen. Sie iſt eine Ausnahme, hatte Doktor Körber einmal geſagt. Aber die anderen? — unwillkürlich ſtellt ſie ſich einen jeden ſo vor. Ihren Augenarzt mit dem wohlgepflegten, mächtigen Barte, den jungen ungebildeten Blinden, der ſie neulich dort anſprach. Und Madame. Und Ingeborg Mortenſen mit den weichen Haarwellen um die Schläfen, nur ihren Kopf, und Doktor Körbers zu ſchmale Stirn mit den flachen Schläfen und unter den zu dünnen Lidern ſeine guten Hundeaugen . . . Sie ſtreckte die Hand aus, die eigenen Augen feſt geſchloſſen, ſaß ſie da und ſuchte im Finſtern die Formen mit ihren Fingern gleichſam zu fühlen, ſo als ob ſie ſie nachbilden müßte, um aus jeder Form des Menſchen Denken und Weſensart begreifen zu können.

(Schluß folgt.)

Die Arbeit der Frau in der Fürsorge für Alkoholkranke.[1])

Von

Wilhelmine Tohmann.

Nachdruck verboten.

Wohl auf kaum einem anderen Gebiete tritt uns unverſchuldetes Leiden ſo kraß und in ſolchem Umfange entgegen als in der Arbeit der Fürſorge für Alkoholkranke. Iſt ſchon das Elend des Kranken ſelbſt zum größten Teil die Folge ererbter Anlage und falſcher Erziehung, die Folge der Herrſchaft unſerer Trinkſitten und des Alkoholkapitals, ſo ſehen wir in der Not und dem Leiden der in der Umgebung des Kranken lebenden Perſonen, der Familie des Trinkers, dieſes Moment des unverſchuldeten Elends, der Machtloſigkeit gegenüber einem ſchweren Schickſal, meiſt ſo überwältigend und klar, daß wir uns einer Anklage über die beſtehenden Sitten, eines Vorwurfs der Gleichgültigkeit der Geſellſchaft dem großen Elend gegenüber nicht erwehren können. Während des

[1]) Vortrag, gehalten auf einer vom Deutſchen Verein gegen den Mißbrauch geiſtiger Getränke einberufenen Konferenz für Trinkerfürſorgeſtellen im Abgeordnetenhauſe zu Berlin. Das vollſtändige Protokoll der Vorträge und Verhandlungen erſcheint im Verlag obigen Vereins, Berlin W. 15.

Alkoholkranke selbst sich über seine Not hinwegtäuscht, seine Empfindungen durch den täglichen Trunk betäubt, während er doch seinem Genusse fröhnt, seine Leidenschaft befriedigt, vom Freudenbecher trinkt, müssen seine Angehörigen, Frau und Kinder, die ganze lange Reihe der unsäglichen und unerhörten Qualen durchmachen, die ihnen der Gatte und Vater, der Ernährer, bereitet, bis auch ihre Empfindungen durch jahrelanges, jahrzehntelanges Elend einigermaßen abstumpfen.

Man schiebt so gern den Frauen allein die Schuld an dem Elend zu, ihre schlechte Wirtschaftsführung soll dem Manne Veranlassung, ja das Recht zum Trinken geben. Wohl mag der Mann durch häusliche Mißwirtschaft ins Wirtshaus getrieben werden. Die Aneignung eines Vorrechtes zum Trinken aus diesem Grunde ist jedoch eine Behauptung, die der Begründung entbehrt, die Entschuldigung eines Alkoholikers, der Anspruch der vom Alkoholgewerbe Lebenden. Hätte nicht vielmehr die arme leidende Frau das Vorrecht, nach dem betäubenden Trank, dem Sorgenbecher zu greifen? Leider geschieht dies schon vielfach, und dabei bietet eine solche Frau ein doppelt beklagenswertes Bild der Verkommenheit. Zehn Prozent unserer Pfleglinge sind bereits Frauen. Wie viele aber tragen ihr schweres Los mit Heldenmut, stumme Dulderinnen, die jahrelang ihr Elend verbergen, mit aller erdenklichen Mühe den Schein häuslichen Friedens und Glückes zu wahren suchen, bis endlich alles auf einmal zusammenbricht; Heldinnen, die in zäher Arbeit Tag und Nacht mit dem schweren Schicksal ringen, ohne nennenswerte Unterstützung des Mannes ihre Kinder ernähren, erziehen und schützen, um in und mit ihnen eine bessere Zukunft zu erleben; Märtyrerinnen in der Erduldung schwerster Schmach und Erniedrigungen, ja schlimmster Mißhandlungen, dazu durch den steten Mißbrauch der ehelichen Gemeinschaft mit dem seine Sinne überreizenden Alkoholkranken körperlich und wirtschaftlich geschwächt. So leiden unzählige arme Frauen in allen Ständen infolge des herrschenden Alkoholismus, tragen bewußt und mit ungeschwächtem Empfinden ihr schweres Los, ein Martyrium schlimmster Art.

Ebenso schlimm, wenn auch zum Teil unbewußt und unklar erkannt, leiden die Kinder der Akoholkranken. Sind sie schon infolge der Vererbung schwach, zart, nervös, meist auch geistig minderbegabt, so steigert sich diese Schwäche noch durch mangelhafte Pflege, Unterernährung, frühe Heranziehung zum Erwerb ganz bedeutend. Das sind die Kinder, die unsere Hilfsschulen und Fürsorgeerziehungsanstalten füllen, die den Staat Millionen kosten und von denen nur ein geringer Prozentsatz zu brauchbaren Staatsbürgern heranwächst. Man rechnet 450 000 notorische Säufer in Deutschland, das ergibt einige Millionen gefährdete Kinder, eine Zahl, die nicht bedeutungslos sein kann für die Zukunft unserer Nation, für die Gesundheit und Kraft unserer Rasse. Aus diesen Zahlen füllen sich die Gefängnisse und Zuchthäuser, so daß die Duldung der heutigen Herrschaft des Alkoholismus der Erziehung zum Verbrechertum gleichkommt.

Wo nun Frauen und Kinder so schwer leiden, da ist die Frau in erster Linie berufen, zu helfen. Sie kann sich so ganz anders in die Seele der armen Leidenden hineinversetzen, Vertrauen gewinnen, Liebe üben, Schwester der Schwester nahe treten und helfen, mit mütterlichem Empfinden sich der armen, verlassenen, verkommenen Kinder annehmen, aus der Praxis heraus Ratschläge für Haushaltungsführung und Erziehung geben. Ich halte die Arbeit der Frau in der Fürsorge für Alkoholkranke für unentbehrlich. Handelt es sich doch, meiner mehrjährigen Erfahrung gemäß, um Familienpflege im weitesten Umfange. Nicht die Heilung des Trinkers und der Trinkerin allein — diese ist von Mitgliedern der Enthaltsamkeitsvereine schon immer mit Erfolg betrieben, und wir könnten ihnen diese Arbeit getrost überlassen, sie ist dort in besten Händen — sondern die intensivste Beeinflussung und Umgestaltung des häuslichen Milieus ist die Aufgabe der Trinkerfürsorge. Da muß gleichzeitig Wohnungspflege und Jugendfürsorge geübt werden, da muß eine moralische Einwirkung auf die einzelnen Glieder der

Familie erfolgen, wie sie der Frau ohne viel Worte, schon durch das Vertrauen, die schwesterliche Gleichstellung möglich ist.

Auf diese Weise nun gewinnt die Frau auch das Vertrauen des Alkoholkranken selbst; so bereitet sie sich einen Weg zum Herzen auch der Mißtrauischsten, Unzugänglichsten. Es geht eine Suggestionsmacht auf den Willensgeschwächten von ihr aus. Nützt sie diesen ihren Einfluß gut aus, so muß ihre Einwirkung auch in sehr schlimmen Fällen von Erfolg sein. Wir haben Beispiele dafür, wo durch jahrelange stille, stetige Beeinflussung das Familienleben ein ganz anderes, das moralische Niveau der einzelnen Familienglieder gehoben worden ist zum Nutzen und Frommen der Kinder. Trinkerfürsorgearbeit ist Erziehungsarbeit, die in dieser Weise von einem Manne gar nicht geleistet werden kann, weil ihm die praktische Befähigung und Ausbildung dazu fehlt.

Ich glaube, ich muß, um Widersprüchen zu begegnen, diese Behauptung noch mit einigen Beispielen belegen. Bei uns in Bielefeld ist die Arbeit der Fürsorge für Alkoholkranke hauptsächlich in den Händen der Frauen. Nach einer neuesten Verfügung tritt nur in den schlimmsten Fällen die Mithilfe der Polizei ein, dies auch nur auf Antrag der Fürsorgerin oder der Leiterin. Die ersten Beratungen der Alkoholkranken finden möglichst nicht mehr vor der Polizei, sondern in der Wohnung des Fürsorgearztes, der eine tägliche Sprechstunde von 7 bis 8 Uhr abends dazu zur Verfügung gestellt hat, statt.

Wir legen den Schwerpunkt unserer Tätigkeit in die häuslichen Besuche der Fürsorgerinnen, die in der Regel wöchentlich geschehen sollen, gleichviel ob diese Besuche anfangs erwünscht sind oder nicht, ob sie Erfolg versprechen oder vielleicht zuerst nutzlos erscheinen. Die Fürsorgerin hat in dem ihr zugewiesenen Straßenbezirk ihre bestimmten Familien, denen ihre Pflege gewidmet ist und zwar für Jahre. Wir streichen niemanden aus unserer Fürsorge, vielleicht wird dieselbe bei den Geheilten allmählich in freundschaftliche Besuche verwandelt, die für beide Teile besonders erfreulich sind.

Als Beispiele nun von der Tätigkeit unserer Helferinnen, zum Beweis der Notwendigkeit des Überwiegens der Frauenarbeit in der Trinkerfürsorge, möchte ich folgendes anführen:

Eine Helferin ging eine Woche lang täglich morgens mit ihrem Dienstmädchen in die Wohnung der ihrer Pflege befohlenen Familie, um die Frau — es handelte sich hier um eine Trinkerin — das Reinigen ihrer Wohnung usw. zu lehren, schickte ihr in Krankheitstagen täglich Suppe usw. So gewann sie die anfangs verschlossene, widerspenstige und unzugängliche Frau.

Eine andere nahm den schwer alkoholkranken Mann in ihr Haus auf, räumte ihm ihr Fremdenstübchen ein, so daß derselbe ein ganzes Jahr lang unter dem erziehenden Einfluß ihres Familienlebens stand.

Wieder eine andere nahm während der Niederkunft einer Frau deren kleinstes, noch im Wagen liegendes Kind in ihr Haus auf, damit es demselben an Pflege nicht fehle.

Viele andere lassen es sich auch durch Mißerfolge nicht verdrießen, immer wieder beratend, mahnend, helfend, besonders auch in den schwierigen Eheverhältnissen den armen, geplagten und gequälten Frauen zur Seite zu stehen. Der Besuch der Fürsorgerin wird dadurch auch in vielen, was die Heilung des Mannes anbetrifft, *aussichtslosen* Fällen, der mißachteten Frau, der jeder Lebensmut abhanden gekommen ist, zu einem Lichtpunkte in ihrem wirklich jammervollen Dasein, ihre Persönlichkeit eine Stütze zur Wiedererlangung der Selbstachtung, des Pflichtgefühls gegenüber ihren Kindern, des Vertrauens auf eine bessere Zukunft. Damit nun solche umfassende Frauentätigkeit auch wirklich *allen* Pflegebefohlenen zuteil werde, bedarf es einer wohlgefügten Organisation und eines Zentrums, das dieselbe lebendig erhält, bedarf es der weiblichen Leitung der Trinkerfürsorge. Die Aufgabe derselben ist es, neue Helferinnen anzuwerben, was nicht immer ganz leicht ist, und dieselben in ihre Familien einzuführen, mutlos gewordene wieder anzufeuern, in schwierigen Fällen der Ratlosen beizustehen,

durch ihre Beziehungen zu sämtlichen Wohlfahrtsstellen der Stadt eine möglichst vielseitige Hilfe zu erwirken.

Eine solche von einer größeren Anzahl Frauen geleistete soziale Hilfsarbeit wird sich auch überhaupt dauernd nur am Leben erhalten können unter weiblicher Leitung. Ich stelle an die Tätigkeit derselben die größten Anforderungen, wie ich selbst, die ich seit 4 Jahren das Amt der Leiterin als Ehrenamt der Stadt inne habe, denselben im Nebenamt gar nicht entsprechen kann. Darum sollte man die Leiterin im Hauptamt als städtische Beamtin der Wohlfahrtspflege anstellen, erst dann würde sie in der Lage sein, zum Segen der Bevölkerung zu wirken. Selbst abstinent, würde sie überall da eintreten, wo die Helferin, die noch nicht auf diesem Standpunkte steht, ohne Erfolg auf die baldige Heilung des Alkoholkranken selbst bleibt. Durch ihr begeistertes Eintreten für das von ihr vertretene Prinzip muß es ihr gelingen, eine Helferin nach der anderen für die Enthaltsamkeit zu gewinnen, um dadurch ihren Einfluß um so nachhaltiger werden zu lassen. Ein eingehendes Studium der Alkoholfrage sollte die Leiterin instand setzen, die Pfleglinge eines Stadtteils mit ihren Familienangehörigen zu versammeln und durch Vorträge zu belehren, zu ermahnen und aufzuklären. Die armen, durch erbliche Belastung und tägliches schlechtes Beispiel schwer gefährdeten Kinder sollten von ihr gesammelt und belehrt und zu Alkoholbekämpfern erzogen werden.

Stadtverwaltungen, welchen das Wohl der unbemitteltsten und gefährdetsten Glieder ihrer Bevölkerung am Herzen liegt, sollten ein solches Wohlfahrtsamt schaffen und eine sozial gebildete Frau in dasselbe einstellen. An Arbeit wird es derselben nicht fehlen, und Segen muß von ihrer Tätigkeit, die eine recht vielseitige ist, ausgehen.

Ein Moment der Fürsorgearbeit habe ich bisher außer acht gelassen, um es jetzt noch heranzuziehen und zum Schluß einige Anträge daran zu knüpfen. Es sind die Maßnahmen zum Schutze von Frau und Kindern, die gar häufig des Schutzes nur allzu bedürftig sind. Diese Notwendigkeit zeigt folgendes Beispiel:

Seit drei Jahren arbeiteten wir vergeblich in einer Familie. Zweimal gelang es uns, den Mann mit vieler Mühe in eine Heilanstalt zu bringen, jedesmal kehrte er nach kurzer Frist heim. Dabei war es unmöglich, die brave, treue Frau von ihrem Peiniger, der sie und ihre Kinder mißhandelt, der sie unsäglich quält, zu befreien. Ruhig und gelassen muß sich das arme Weib selbst die schlimmsten Entwürdigungen, die tiefste Schmach gefallen lassen. Auf ihre Scheidungsklage, zu der sie sich nach langem Zureden unsererseits endlich bereit gefunden hatte, wurde ihr der gute Rat gegeben, diese doch ja zurückzuziehen, weil kein Grund zur Scheidung vorhanden sei, man würde ihr nur die Kinder nehmen — — ihr, der braven, treuen Mutter! Und ihren Mann ohne weiteres zu verlassen, hat keinen Zweck, er findet sie überall und wird Gewalt gebrauchen, um auf jeden Fall zu ihr zu gelangen. Das städtische Asyl für obdachlose Frauen und Kinder wird sie niemals aufsuchen, eher noch länger in stumpfer Resignation ihr Leben mit dem Säufer zubringen und seinen Schlägen standhalten. Wie treulich und pünktlich hat sie allmonatlich die Miete bezahlt mit dem Lohn, den sie in langen Stunden in dem Fabriksal stehend, in dumpfer Sehnsucht nach ihren Kindern, verdiente! Es gibt kein Gesetz, dieses ehrbare Weib, diese armen Kinder von dem Manne und Vater zu erlösen. Er hat ja bisher noch keine strafbare Handlung begangen, um in ein Arbeitshaus befördert werden zu können. Und der Fleiß der Frau bewahrt die Familie vor der „Gefahr des Notstandes"!

Und darum sind unzählige arme, gequälte Menschen den Entwürdigungen alkoholsüchtiger Personen rechtlos und straflos ausgeliefert. Wie manche Frau stand zitternd und erregt vor mir, indem sie mir von den vielen erlittenen und noch zu erwartenden Mißhandlungen, die sie und ihre Kinder von dem schwer betrunken heimkommenden Vater zu erdulden haben, erzählte. Das Herz krampft sich einem beim Anhören solcher Leiden, solcher Greuel zusammen. Da hofft nun eine solche

gepeinigte Frau, die zu uns kommt, gleich heute Schutz von uns zu erlangen, und wir können ihr nichts bieten, als sie auf unsere Arbeit hin zur Geduld zu veranlassen. Daß inzwischen Frau und Kinder noch schwere Verletzungen erleiden können, vermögen wir nicht zu verhindern, denn Erziehungsarbeit erfordert Zeit. Da sind wir eben machtlos, da fehlt es an entsprechenden Gesetzen zum Schutz von Frau und Kindern; deshalb sollte es heute unsere Aufgabe werden, solche zu fordern. Wohl ist schon jetzt ein Einschreiten der Polizeibeamten, eine Beförderung eines solchen sinnlos Betrunkenen in Schutzhaft möglich, tritt aber verhältnismäßig sehr wenig in Kraft. Da die Erkenntnis und Überzeugung von der Behandlung der Trunksucht als Krankheit immer allgemeiner geworden ist, sollte man dem tobenden und wütenden Alkoholkranken gegenüber dieselben Maßnahmen ergreifen wie bei den Geisteskranken, ihn zwangsweise festsetzen und unschädlich machen. Wie diese Maßnahmen im einzelnen auszuführen sind, ob zwangsweise Unterbringung im Krankenhause oder sonst eine Anstalt, darüber ließe sich noch beraten. Der jetzige Zustand der Schutzlosigkeit von Frau und Kindern, preisgegeben einem Wüterich, der seiner Sinne nicht mächtig ist und der ohne Bewußtsein Handlungen begeht, die seine Umgebung in die schwerste Gefahr bringen, ist völlig unhaltbar. Schutzlose Frauen und Kinder rufen nach dem Gesetzgeber. Wollen wir ihrem Rufe nicht Gehör verschaffen?

Und noch eine Maßnahme erfordert eine Kritik und eine Abänderung, das ist das Entmündigungsverfahren, das in seiner jetzigen Schwerfälligkeit und langen Dauer die Leiden der Frau nur verschlimmert und verlängert und meistens seinen Zweck nicht erreicht. Es ist darüber ja schon so viel geschrieben und gesprochen, auch Anträge bereits gestellt, daß ich meine Meinung, die wohl kaum einen Widerspruch erfahren wird, kurz dahin zusammenfassen kann, daß man schwer Alkoholkranke durch ein abgekürztes Verfahren in möglichst kurzer Zeit einer geschlossenen Heilanstalt überführen müßte. Auch überlasse man der armen Frau nicht neben der Armenverwaltung das alleinige Recht der Antragstellung; da sie meistens allzu schwer dafür büßen muß, ist sie nur selten zu diesem Entschluß zu bewegen. Man gebe dieses Recht auch der Polizeiverwaltung, beachte dabei und befrage die Ansicht der Fürsorgerin, mache die Antragstellung von ihrem Urteil abhängig, überhaupt bringe man die Kenntnis derselben als Gutachterin, Zeugin in den vielen Rechtskonflikten, in die ihre Pfleglinge verwickelt sind, zur Geltung, da ihre Aussage bei ihrem langen und engen Verkehr im Hause des Angeklagten wohl beachtenswert sein wird.

Auch würde man durch eine solche Beachtung dem mühevollen Ehrenamte der Fürsorgerin die verdiente Stellung und Wertung zuerkennen. Meine Forderungen sind also dreifach:

1. Schutz der Familie vor den Ausschreitungen des Kranken.
2. Möglichkeit der Überführung desselben in geschlossene Heilanstalten und Antragstellung dazu durch die Polizei.
3. Hinzuziehung der Fürsorgerin als Zeugin in Rechtshandlungen.

In Anlehnung an das mir zugewiesene Thema habe ich mich auf die Arbeit der Frau in der Fürsorge für Alkoholkranke beschränkt, habe die Notwendigkeit derselben zu begründen versucht und die Anerkennung ihrer Wichtigkeit gefordert. Daß ich dabei die Notwendigkeit und die Wirkung der übrigen in der Fürsorge mitarbeitenden Faktoren nicht unterschätze, auch nicht als nebensächlich betrachte, sondern in ihrem vollen Umfange werte und schätze, brauche ich wohl kaum noch hinzuzufügen. Besonders ist die Mithilfe eines abstinenten Fürsorgearztes sowie die der Enthaltsamkeitsvereine für die erfolgreiche Arbeit der ganzen Einrichtung unerläßlich. Das beste wäre, daß sich auch sämtliche Helferinnen abstinenten Vereinigungen anschließen möchten, soweit sie denselben nicht schon angehören; sie würden in allen Fällen mit mehr Kraft und Entschiedenheit, mit mehr Begeisterung ihre schwierige Arbeit ausführen, und der Erfolg würde ein größerer sein.

Möchten diese Ausführungen dazu beitragen, der Arbeit der Frau auch in anderen Fürsorgestellen eine größere Beachtung und Wertung zuteil werden zu lassen, möchte sich überall die nötige Anzahl sozial empfindender Frauen finden, die, durch echte Liebe zu den armen leidenden Volksgenossen getrieben, sich mit aller Hingabe dem schweren Werke widmet.

Die Frau in Fichtes Leben und Denken.

Von

Richard Wagner, Bildstock.

Nachdruck verboten.

Fichtes Stellung zur Frau im Zusammenhange zu betrachten, leistet weitergehenden Ansprüchen Genüge als dem rein wissenschaftlichen Interesse zu erfahren, wie wohl ein großer Philosoph vor 100 Jahren über eine Frage gedacht habe, die in unserer Zeit mehr als je bestimmend lebendig ist; es bedeutet auch mehr als das Hervorkramen einer Kuriosität aus der philosophischen Rumpelkammer; denn die Gedanken und Illusionen eines so scharfen und vielfach bis zum Prophetentum gesteigerten Denkers wie Fichte „bleiben unter allen Umständen denk- und untersuchungswürdig, auch in ihren Verzweigungen und Konsequenzen".[1])

Fragt man sich nun zunächst, welche Rolle die Frau unmittelbar in Fichtes Leben gespielt habe, so lautet die Antwort: so gut wie gar keine. Man kann nicht einmal sagen, daß die eigene Frau einen bestimmenden Einfluß auf ihn gewonnen hätte, und niemals hat irgend ein anderes weibliches Wesen eine erkennbare Bedeutung für ihn erlangt. Das mag wunderbar erscheinen bei einem Mann, der als Jenaischer Professor zu dem Weimarer Kreis, und der nachher in Berlin zu den Romantikern in den engsten Beziehungen gestanden hat. Wohl saßen in den ersten Jahren seiner Berliner Wirksamkeit geistvolle und bedeutende Frauen zu seinen Füßen, und er regte sie zur Beschäftigung nicht nur mit seiner Lehre über die höchsten Gegenstände der Erkenntnis, sondern auch mit seiner Persönlichkeit an; aber selten ist ein Mann freier geblieben von jeder wärmeren Hinneigung zum weiblichen Geschlechte. Es lag tief in seinem Charakter begründet, daß er sich allen Einflüssen von dieser Seite mit Notwendigkeit versagte.

Man läßt sich so gerne von dem Verhältnis berichten, in dem große Männer zu ihrer Mutter gestanden haben. Fichte nun hatte eine auffallende Menge hervorstechender Charakterzüge mit seiner Mutter gemein; aber trotzdem, oder vielleicht auch gerade deswegen hat er in stetem offenbarem Gegensatz zu der zu Hochmut und Rechthaberei, zu Starrsinn und streitlustiger Heftigkeit neigenden Frau gestanden. Unter seinen sieben Geschwistern, von denen er der älteste war, befand sich auch eine Schwester. Sie hat ihm, der schon in früher Jugend aus dem elterlichen Hause kam, nie etwas bedeutet.

Es kam für Fichte die Zeit der Verlobung. Aber man braucht nur einen Blick in seinen Briefwechsel mit seiner Braut zu tun,[2]) um zu erkennen, daß nicht leicht weniger glühende und beseligte Liebesbriefe geschrieben sein können. Der Grundzug in Fichtes Charakter war eben eine starke, unbeugsame Willenskraft,

[1]) Fr. Meinecke über Fichte in „Weltbürgertum und Nationalstaat". München und Berlin, 1908. S. 102. — [2]) Siehe J. G. Fichtes Leben und lit. Briefwechsel; von J. H. Fichte. Leipzig 1862. I, S. 39 ff.

sein Lebenselement die Spekulation. Ihm ging die Bewegung des Herzens nur aus vollkommener Klarheit des Denkens hervor.[2a]) Seine Überzeugungen waren seine Leidenschaften und drängten ihn, auf das menschliche Leben gestaltend und umgestaltend einzuwirken. So wurde er der Philosoph der Tat, der Denker mit dem unbändigen Tatendrang, der mit Recht vor seiner Braut bekennen durfte: „Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, nur ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken; je mehr ich handele, desto glücklicher scheine ich mir.“[3]) Bei dieser Vorherrschaft des allein auf den Verstand gegründeten Willens, des vom gewaltigsten ethischen Pathos getragenen Tatendranges traten das Herz und seine Bedürfnisse in den Hintergrund, blieb für die Betätigung und Ausbildung seines Gemütslebens ein gar beschränkter Spielraum. Bezeichnend ist, daß er auch nicht mit Männern in ein dauerndes Freundschaftsverhältnis kam, obgleich er wiederholt Anlauf dazu nahm, und ihm viel Verehrung und aufrichtige Ergebenheit entgegengebracht wurde. So war er denn auch in seinem ganzen Leben von keiner hinreißenden, schwärmerischen Liebesleidenschaft zu irgend einem Weibe erfüllt. An einer einzigen Stelle[4]), wo er seinem Bruder die Verlobung mit der Züricherin Johanna Rahn, einer Nichte Klopstocks, mitteilt, hören wir von seiner früheren Neigung zu Charlotte Schlieben, „die aber aus seinem Herzen schon längst getilgt sei“, und über die sonst nichts bekannt ist. Auch der Entschluß, sich zu verheiraten, konnte ihn nicht zu dem machen, was man einen glücklichen Bräutigam nennt. In dem eben erwähnten Briefe bekennt er: „Ich ließ mich lieben, ohne es eben sehr zu begehren.“ Darum sieht man ihn auch in demselben Briefe ganz bedenklich schwanken, ob er oder ob er nicht den Schritt in die Ehe wagen könne. „Es ist immer eine gewagte Sache, sich zu verheiraten, und endlich fühle ich zu viel Kraft und Trieb in mir, um mir durch eine Verheiratung gleichsam die Flügel abzuschneiden, mich in ein Joch zu fesseln, von dem ich nie wieder loskommen kann und mich so mutwillig zu entschließen, mein Leben als ein Alltagsmensch vollends zu verleben.“ Ist das die Sprache eines Verlobten? Aber dennoch fasse man diese Worte nicht allzu tragisch auf; sie lassen sich erklären aus der Bedrängnis seiner damaligen, völlig unsicheren Lage und aus dem Selbstgefühl, das wohl allen Menschen einmal, erst recht einem so kraftvoll stolzen Mann wie Fichte, eine gewisse Unruhe beim ersten Gedanken an die Ehe bereitet. Im übrigen wußte Fichte wohl, was er an seiner erwählten Lebensgefährtin hatte, wenn er z. B. über sie aussagt[5]): „Sie selbst ist die edelste, trefflichste Seele, hat Verstand, mehr als ich, und ist dabei sehr liebenswürdig.“ Der klare Sinn, die erprobte Lebensklugheit und die wohltuende Herzensgüte der um vier Jahre älteren Braut, die nach ihrem eigenen und ihrer Zeitgenossen Urteil von allen körperlichen Reizen blühender Mädchenschönheit verlassen war, hatten ihm das Gefühl inniger Wertschätzung gegeben, ohne die nach seinen eigenen Worten „keine wahre und dauerhafte Liebe bestehen kann“.[6])

Zu einem völlig innigen, hingebenden Zusammenleben in der Ehe hat er es denn auch später, wenigstens auf die Dauer, nicht gebracht, sonst würde er es sicher nicht über sich vermocht haben, sich mehrmals und auf längere Zeit, wenn auch unter dem Zwange äußerer Not, vom Hause zu trennen und die Familie in äußerst mißlichen Verhältnissen ihrem Schicksal zu überlassen. Aber im ganzen genommen stand er in ehrenfester, leidenschaftsloser Treue sein Leben lang neben seinem Weibe, gleich einer jener derben Bürgergestalten auf alten deutschen Holzschnitten, und als eine erfreuliche Charaktererscheinung neben manchem seiner Zeitgenossen.

Was veranlaßte Fichte bei dieser kühlen Stellung zur Frau in seinem persönlichen Leben, sich mit deren Lage in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben nachdenkend zu befassen? Es ist Rousseaus Geist, der in den ersten Gedanken

---

[2a]) A. a. O. I, 331. — [3]) A. a. O. I, 58. — [4]) Weinhold, M., 48 Briefe von J. G. Fichte usw. Leipzig 1862. Brief 5. — [5]) A. a. O. — [6]) Fichtes Leben I, 41.

Fichtes über das weibliche Geschlecht, soweit er sie niedergeschrieben hat, lebendig ist. Man kann wohl sagen, daß bis zu dem Augenblick, wo sich die Kantische Philosophie Fichtes bemächtigte — und das war immerhin erst in seinem 28. Lebensjahre — niemand auch nur annähernd so stark wie Rousseau auf ihn eingewirkt hat, und auch noch in seinem späteren Leben traten Rousseausche Ideen oft und stark bei ihm zutage. Wie nachhaltig ihn in verhältnismäßig frühen Tagen schon die Rousseausche Lehre von der Verderbtheit und Sittenlosigkeit des menschlichen Geschlechtes seiner Zeit beschäftigte, beweisen seine erst vor einigen Jahren veröffentlichten „zufälligen Gedanken in einer schlaflosen Nacht,“ [7]) die er im Jahre 1788 als Sechsundzwanzigjähriger aufzeichnete. Da heißt es: „Sollte nicht der Hauptgrund unseres ganzen moralischen Verderbens — Verachtung des ehelichen Lebens von einer und die durch den Luxus und andere unglückliche Beziehungen unseres Zeitalters verursachte Unmöglichkeit, darein zu treten, von der anderen Seite sein?.... Daher Verachtung und eben dadurch Verderbung des weiblichen Geschlechts. (Dieser ist nicht entgegen der galante Ton gegen dieses Geschlecht — er am meisten zeigt es eben an, wie sehr wir sie verachten.)“ Und gleich darauf denkt er sich einen Zeitroman in Briefen aus, in dem „alle Verkehrtheiten des Zeitalters teils lächerlich gemacht, teils in ihren schrecklichen Folgen dargestellt werden sollten.“ Darin müsse auch die Rede sein „von dem Verhältnis beider Geschlechter. Die Galanterie des männlichen gegen das weibliche mit der äußersten Verachtung vereint.“ Unter dem Antriebe ähnlicher Erwägungen faßt Fichte einige Jahre später den Plan zur Herausgabe eines Journals, um „das lesende Publikum und besonders das weibliche Geschlecht vor schädlicher Lektüre, der Quelle so vielen Verderbens, zu warnen und ihm nützlichere Bücher in die Hände zu bringen.“ [8]) Doch fand er hierfür keinen Verleger.

Aber auf den Gedanken, etwas für das weibliche Geschlecht zu schreiben, kommt er zwei Jahre später wieder zurück. Im Jahre 1791 war er nach Königsberg gegangen und hatte sich mit seiner „Kritik aller Offenbarung“ bei Kant wirksam eingeführt. Bald fand er dann durch dessen Vermittelung eine Hauslehrerstelle in der gräflichen Familie zu Klockow bei Danzig. Einige Briefe von dort an seinen jungen Königsberger Freund von Schön [9]) geben Kunde davon, daß den begeisterten Kantjünger die Frauenfrage in jener Zeit ziemlich lebhaft beschäftigt hat. Am 21. Mai 1792 schreibt er [10]): „ . . . so wird das erste, was ich schreibe — für das schöne Geschlecht sein. Lächeln Sie immer, und lächeln Sie so lange, bis ich es Ihnen für Ihr Fräulein Schwester überschicke. — Über so eine Wahl bei einem Kantianer werden Sie sich freilich wundern; aber die Zeit ändert oft viel an dem Menschen, und Sie müssen wissen, daß mein jetziger Umgang fast ganz in Damen, und zwar in sehr gebildeten, vortrefflichen Damen besteht.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn Theodor von Hippels Buch über die Ehe zu seiner Absicht mitbestimmt hat; denn er erwähnt in seinem Briefe vom 12. Januar 1792 [11]), daß er es gelesen habe. Jedenfalls aber hat Fichtes Ankündigung den Erfolg, daß Schön seinem nächsten Briefe an Fichte einen kleinen Aufsatz über „Inklination“ der beiden Geschlechter zueinander beilegt. [12]) Ausführlich geht Fichte hierauf ein. [13]) Er schreibt: „Sie sind vom Geiste ausgegangen. Ein anderer, der bloß vom Körper ausginge, würde die seinigen ungefähr folgendermaßen machen: Den Menschen als Naturprodukt betrachtet — ist ein Geschlecht dem anderen so notwendig, daß nur vereint sie ein organisierendes Ganzes ausmachen: (getrennt sind sie nur halb, sind nicht einmal ein wahres Ganzes).“ Dieser Gedankengang wird uns später noch einmal begegnen, während das, was Fichte sonst noch in dem vorliegenden Briefe über Sympathie und Antipathie

---

[7]) S. Kantstudien, Bd. VI (1901), S. 193 f. — [8]) S. Leben I, 69. — [9]) S.: „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienberg Theodor von Schön“, Band I, Anlagen S. 7 ff. Halle 1875. — [10]) A. a. O. S. 23. — [11]) A. a. O. S. 14. — [12]) A. a. O. S. 26 und 42 ff. — [13]) A. a. O. S. 26 ff.

äußert, weder originell noch auch tief ist und stark an die „aufklärenden" Artikel in den moralischen Wochenschriften erinnert. Im folgenden Briefe vom 30. September[14]) erklärt er noch: „Die Deduktion, die ich machte, machte ich nicht als gültig oder mir wahrscheinlich in meinem Namen; ich stellte nur das zweite Extrem auf, um dadurch die „Antinomie", wie Kant es nennen würde, gehörig zu haben." Den Plan aber seines Buches für das schöne Geschlecht hat er „längst, wahrscheinlich auf immer, aufgegeben."[15])

So meinte er damals; jedoch verhandelt er in einem Briefe vom 27. April 1795 mit Schillers Verleger Cotta[15a]) über ein Buch, das von der Frauenfrage handeln soll: „Ein gewisses Aufstreben der Weiber, eine Unzufriedenheit derselben mit ihrer politischen Lage gehört unter die Eigenheiten unseres Zeitalters. Dieser Hang ist von Schriftstellern schon benutzt worden; die einen haben ihn begünstigt [über die bürgerliche Verbesserung der Weiber z. B.[15b])], die anderen niedergedrückt, getadelt, persifliert. An einer gründlichen Untersuchung fehlt es. Ich glaube, es wäre darüber in dem Tone eines gewissen Beitrages[15c]) ein höchst interessantes Buch zu schreiben."

Waren dies mehr oder weniger gelegentliche und an der Peripherie liegende Gedanken und Pläne, so sollte Fichte noch Anlaß finden, sich in streng wissenschaftlicher Weise und größerem Zusammenhange über das Verhältnis der Geschlechter, über die Frau, die Ehe usw. zu äußern. Bereits hatte er das kühne Gebäude seines philosophischen Systems in verschiedenen Schriften über die „Wissenschaftslehre" errichtet, schon stand er als Professor in Jena im Genusse weithin reichenden Ruhmes. Nun ging er daran, in der Rechtslehre und in der Sittenlehre zwei wichtige Einzelprobleme „nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre" zu behandeln. Das geschah in der „Grundlage des Naturrechts" 1796[16]) und im „System der Sittenlehre" 1798.[17]) Mit scharfer Bestimmtheit trennt er Recht und Sittlichkeit, die zusammenzubringen der sogenannte gesunde Menschenverstand eine unüberwindliche Neigung hat. Der tiefgehende Unterschied besteht nach Fichte darin, daß das Sittengesetz kategorisch gebietet, daß man seine Pflicht tue; das Rechtsgesetz aber erlaubt nur — jedoch gebietet nie — daß man sein Recht ausübe. Ehe und Familie sind in erster Linie sittlich-natürliche Beziehungen; darum hat ihre Bearbeitung in der Rechtslehre selber keinen Platz; aber Fichte behandelt dieses Gebiet in einem besonderen Anhang zum Naturrecht und zeichnet ihr Wesen in so reiner und vollendeter Weise, daß ihm später in der Sittenlehre nichts Neues mehr zu sagen übrigblieb. Schmoller[18]) sagt darüber: „Diese Ausführungen gehören mit zu dem Schönsten und Erhebendsten, was er je geschrieben hat"; sie urteilen von den höchsten Prinzipien aus über eine Reihe von grundlegenden Fragen in einer Weise, daß über manche von ihnen selbst eine ausgedehnte Schriftstellerei während eines ganzen darauffolgenden Jahrhunderts nichts Begründeteres mehr hinzuzufügen vermochte.

Für einen Denker wie Fichte, der die wertvollsten Anregungen von Rousseau erhalten hatte, der durch seine Schrift über die französische Revolution in den nicht unberechtigten Ruf eines Demokraten geraten war, der insbesondere in seiner Sittenlehre den Einfluß Kants am meisten erkennen läßt, versteht es sich ganz von selbst, daß er ohne Einschränkung für die vollkommene Gleichstellung der Rechte aller war. „Die vollkommene Sitte besteht darin," so führt er in seinen Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters aus,[19]) „daß man diese Gleichheit der Rechte aller voraussetze, wenigstens als etwas, zum dem man kommen

---

[14]) A. a. O. S. 31. — [15]) A. a. O. S. 33. — [15a]) Siehe A. Schäffle: Cotta, S. 33. Berlin 1895. — [15b]) Gemeint ist das bekannte Buch Hippels vom Jahre 1792. — [15c]) Jedenfalls hat hier Fichte seine „Beiträge zur Berichtigung des Urteils über die französische Revolution" im Auge, die 1793 anonym erschienen waren. Auch diese Schrift über die Frauenfrage blieb ungeschrieben, wahrscheinlich deswegen, weil Fichte, wie gleich gezeigt wird, im „Naturrecht" seine Gedanken verarbeitete. — [16]) W. W. III, 1—385. — [17]) W. W. IV, 1—365. — [18]) In dem Aufsatz: J. G. Fichte in „Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik". Band V, 1865. — [19]) W. W. VII, 221.

solle und müsse, und jedweden also behandele, als ob es dazu kommen müsse; auch von ihm nicht anders als nach dieser Voraussetzung behandelt sein wolle. Es ist eben daraus klar, daß die Ungleichheit der Rechte die eigentliche Quelle der schlechten Sitte, und die stillschweigende Voraussetzung, daß es bei dieser Ungleichheit bleiben müsse, die schlechte Sitte selbst ist." Ihm ist die notwendige Folgerung aus dieser Anschauung damit für die Stellung des Weibes gezogen. So heißt es[20]): „Hat das Weib die gleichen Rechte im Staate, welche der Mann hat? Diese Frage könnte schon als Frage lächerlich scheinen. Ist der einzige Grund aller Rechtsfähigkeit Vernunft und Freiheit: wie könnte zwischen zwei Geschlechtern, die beide dieselbe Vernunft und dieselbe Freiheit besitzen, ein Unterschied der Rechte stattfinden?" Und gleich darauf sagt er[21]): „Ob an sich dem weiblichen Geschlecht nicht alle Menschen- und Bürgerrechte zukommen als dem männlichen, darüber könnte nur der die Frage erheben, welcher zweifelte, ob die Weiber auch völlige Menschen seien." Das Weib hat also alle Rechte, die auch der Mann hat; aber wesentlich anders steht es mit der Ausübung der weiblichen Rechte. Sie erfährt eine bedeutsame Einschränkung dadurch, „daß das Weib alle seine Rechte ausüben gar nicht wollen könne."[22])

Diese zunächst befremdende Umbiegung ist jedoch tief begründet in Fichtes Auffassung von der Ehe und dem natürlichen Verhältnis von Mann und Weib in ihr, wie sie im ersten Anhang des Naturrechts,[23]) ausführlich niedergelegt ist. Man muß den hier gegebenen Deduktionen recht eingehend und sorgsam folgen, wenn man ein zutreffendes Bild von Fichtes Ansicht gewinnen will. In seinem System der Rechtslehre mußte er auch das Eherecht behandeln. Um aber den Rechtsbegriff auf die Ehe mit Verstand anwenden zu können, wird zuerst die Natur der Ehe und damit das natürliche Verhältnis der Geschlechter zueinander abgeleitet. „Die folgende Deduktion ist sonach nicht juridisch; aber sie ist in einer Rechtslehre notwendig, um eine Einsicht in die hinterher aufzustellenden juridischen Sätze zu erhalten."[24]) Wie damals in seiner brieflichen Auseinandersetzung mit Theodor von Schön geht Fichte auch hier „vom Körper" aus, aber in einer ungleich tieferen und selbständigeren und in einer durch systematisches Denken gewonnenen Weise. Von der Betrachtung der leiblichen Individualität des Menschen aus gelangt er bald auf die Grundsäulen seines ganzen Denksystems, auf Selbstbewußtsein, Vernunft, Tätigkeit. Die Persönlichkeit ist gegründet auf den lebendigen Körper, auf die organische Natur, und diese selbst wieder fordert die Fortpflanzung des Menschengeschlechts durch die Wirksamkeit der bildenden Kraft. „Die Bildung eines Wesens seiner Art ist die letzte Stufe der bildenden Kraft in der organischen Natur."[25]) Diese Naturkraft wohnt als Streben, als Trieb jedem der beiden Geschlechter inne und fordert Befriedigung, durch die dann der Naturzweck erreicht wird. Die besondere Bestimmung dieser Natureinrichtung ist aber die, daß bei der Befriedigung des Triebes, was den Akt der Zeugung anbelangt, das eine Geschlecht sich nur tätig, das andere sich nur leidend verhalte.[26]) Zu den Bedingungen der menschlichen Natur nun gehört beides, Selbstbewußtsein und Naturtrieb, Vernunft und Geschlechtstrieb, daher müssen sie im sinnlichen Ich notwendig und ursprünglich vereinigt sein. Der Charakter der Vernunft ist absolute Selbsttätigkeit: bloßes Leiden um des Leidens willen widerspricht der Vernunft und hebt sie gänzlich auf. Es ist deswegen nicht gegen die Vernunft, daß das männliche Geschlecht die Befriedigung seines Geschlechtstriebes als Zweck sich vorsetze, da er durch Tätigkeit befriedigt werden kann; wohl aber ist es schlechthin gegen die Vernunft, daß das weibliche Geschlecht die Befriedigung seines Geschlechtstriebes sich zum Zwecke setze, weil es sich dann ein bloßes Leiden zum Zweck machen würde.[27]) In diesem Punkte liegt das Problem, auf diesen Unterschied lassen sich alle anderen Ver-

[20]) W. W. III, 343. — [21]) A. a. O. S. 344. — [22]) A. a. O. — [23]) A. a. O. III, S. 304 bis 318. — [24]) W. W. III, 304. — [25]) W. W. III, 305. — [26]) W. W. III, 306. — [27]) W. W. III, 307.

ſchiedenheiten zurückführen. Fichte bezeichnet das Verhältnis bildlich ſo:[28]) „Das zweite Geſchlecht ſteht der Natureinrichtung nach um eine Stufe tiefer als das erſte; es iſt das Objekt einer Kraft des erſteren, und ſo mußte es ſein, wenn beide verbunden ſein ſollten.“ Nun aber ſollen beide als moraliſche Weſen gleich ſein. Dies iſt nur dadurch möglich, daß im zweiten Geſchlecht eine ganz neue, dem erſten völlig ermangelnde Stufe eingeſchoben wird.[29]) Denn ſo gewiß Vernunft im Weibe wohnt, kann ihr Geſchlechtstrieb nicht als Trieb zum bloßen Leiden erſcheinen, ſondern er muß ſich um des Weſens der Vernunft willen gleichfalls in einen Trieb der Tätigkeit verwandeln. Dies kann nur ein Trieb ſein, einen Mann, nicht ſich ſelbſt zu befriedigen; ſich hinzugeben nicht um ſein ſelbſt, ſondern um des anderen willen. Ein ſolcher Trieb heißt Liebe. Liebe iſt Natur und Vernunft in ihrer urſprünglichſten Vereinigung.[30]) Es iſt alſo ein Naturgeſetz, das dem Manne erlaubt, ſich den Geſchlechtstrieb zu geſtehen, ohne ſeine Würde aufzugeben, und ſeinen Trieb mit Selbſtbewußtſein zu befriedigen. Das Weib aber kann ſich dieſen Trieb nicht geſtehen.[31]) Man erkennt leicht, daß Fichte der Gedanke etwa einer doppelten Moral weitab liegt. Denn es iſt nicht Erziehung oder Reflexion, die das Weib von dieſem Eingeſtändnis zurückhält, ſondern ihre eigene Natur; eben darin beſteht das ewige Naturgeſetz der weiblichen Schamhaftigkeit. Darum auch kann der Mann freien, das Weib nicht. Es wäre die höchſte Geringſchätzung ihrer ſelbſt, wenn ſie es täte. Erhält der Mann eine abſchlägige Antwort, ſo bedeutet das weiter nichts als: ich will mich Dir nicht unterwerfen; und das läßt ſich ertragen. Durch eine abſchlägige Antwort aber, die das Weib erhielte, wäre es erniedrigt; denn dieſe Antwort bedeutete: ich will die durch Dich ſchon geſchehene Unterwerfung nicht annehmen. „Raiſonnement aus dem Rechtsbegriffe tut es hier nicht, und wenn einige Weiber meinen, ſie müßten ebenſowohl das Recht haben auf die Heirat zu gehen als die Männer, ſo kann man ſie fragen: wer ihnen denn dieſes Recht ſtreitig mache, und warum ſie denn ſonach desſelben ſich nicht bedienen? Es iſt dies gerade ſo, als ob unterſucht würde, ob der Menſch nicht ebenſowohl das Recht habe, zu fliegen wie der Vogel. Laſſen wir lieber die Frage vom Rechte ſo lange ruhen, bis einer wirklich fliegt.“[32])

Was der Naturtrieb des Weibes fordert, iſt die Hingebung an einen Mann. Dieſer Trieb kann nur ſein, nicht ſich ſelbſt, ſondern den Mann zu befriedigen. „Das Weib wird in dieſer Handlung Mittel für den Zweck eines anderen, weil ſie ihr eigener Zweck nicht ſein konnte, ohne ihren Endzweck, die Vernunft, aufzugeben. Sie behauptet ihre Würde, ohnerachtet ſie Mittel wird, dadurch, daß ſie ſich freiwillig zufolge eines edlen Naturtriebes, das der Liebe, zum Mittel macht.“[33]) Zwar gibt das Weib, indem es ſich zum Mittel der Befriedigung des Mannes macht, ſeine Perſönlichkeit. Aber es erhält dieſe und ſeine ganze Würde wieder dadurch, daß es ſich aus Liebe hingegeben hat.[34]) Es iſt eine tiefe, ſittliche Deutung, die Fichte ſeinem Begriff Liebe gibt. Einen groben Mißbrauch heißt er es, den Geſchlechtstrieb Liebe zu nennen, und es iſt „ſchlechthin gegen die Würde eines vernünftigen Weſens, durch einen bloßen Naturinſtinkt getrieben zu werden. Ausgerottet zwar kann und ſoll dieſer Inſtinkt nicht werden; aber in Vereinigung mit Vernunft und Freiheit wird er ... unter einer anderen Geſtalt erſcheinen.“[35]) Liebe alſo iſt die Geſtalt, unter welcher ſich der Geſchlechtstrieb im Weibe äußert. Das untrügliche und einzige Kennzeichen der Liebe aber iſt es, „wenn man nur um des andern willen, nicht zufolge eines Begriffes, ſondern zufolge eines Naturtriebes ſich aufopfert“.[36]) Dieſen Trieb aber, den edelſten, den es gibt, hat allein das Weib; nur ihm iſt er angeboren und nur durch dieſes kommt er unter die Menſchen. Dieſe Liebe iſt das einzige Glied, wo die Natur in die Vernunft eingreift; darum iſt ſie auch das Vortrefflichſte unter allem Natürlichen. „Das Sittengeſetz fordert, daß

---

[28]) W. W. III, 308. — [29]) W. W. III, 308 f. — [30]) W. W. IV, 329. — [31]) W. W. III, 309. — [32]) W. W. III, 309. — [33]) W. W. III, 310. — [34]) W. W. III, 312. — [35]) W. W. IV, 334. — [36]) W. W. III, 310.

man sich im Anderen vergesse; die Liebe gibt sich selbst hin für den Anderen."[37]) Das Bedürfnis des Weibes ist allein zu lieben und geliebt zu sein. Und indem dieses Bedürfnis dringend seine Befriedigung heischt, handelt es sich dabei nicht um die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; für das Weib ist es nur die Befriedigung des Herzens. So aber erhält der Trieb, sich hinzugeben, den Charakter der Freiheit und Tätigkeit, den er haben mußte, um neben der Vernunft zu bestehen; darum ist das Weib auch nicht in jedem Sinne Mittel für den Zweck des Mannes; es ist Mittel für den eigenen Zweck, ihr Herz zu befriedigen.[38])

Die echte Hingebung des Weibes ist notwendig ausschließend, unbedingt und für ewig. Wenn es bei der Unterwerfung seine Persönlichkeit mit Behauptung der Menschenwürde hingibt, so kann es schlechterdings nicht das Geringste geben, was es dabei ausnehmen könnte; denn es legte damit an den Tag, daß das Vorbehalten einen größeren Wert hätte als die eigene Persönlichkeit, und das wäre eine tiefe Herabwürdigung und mit moralischer Denkart nicht vereinbar. Des Weibes Würde beruht darauf, daß sie ganz, wie sie lebt und ist, ihres Mannes sei und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe. Und notwendig ist dabei die Voraussetzung, daß ihre gegenwärtige Stimmung nie enden könne, sondern ewig sei, sowie sie selbst ewig ist; die sich einmal gibt, gibt sich auf immer; denn könnte sie sich in der Stunde der Ergebung irgend anders denken denn als die seinige, so fände sie sich nicht gedrungen; das aber widerspricht der Voraussetzung und hebt die Sittlichkeit auf.[39])

Welches ist nun die Lage des Mannes? Fichte stattet ihn unverkennbar aus als den Vertreter des stärkeren Geschlechts, läßt ihn dafür aber unmittelbarer den Forderungen des Sittengesetzes verpflichtet sein, wie denn der Mann, — um dies vorweg zu nehmen — seinem Geistescharakter entsprechend, in viel höherem Grade als das Weib auf das Sittengesetz angewiesen ist, wenn er recht handeln, wenn er seine Lebensaufgabe richtig erfüllen will. Fichte bringt das auf die Formel: „Der Mann muß sich erst vernünftig machen; aber das Weib ist schon von Natur vernünftig."[40]) Das Weib hat ein angeborenes Unterscheidungsgefühl für das Wahre, Schickliche, Gute; zwar wird ihr das nicht etwa durch das bloße Gefühl gegeben; sondern, wenn sie es von außen bekommt, kann sie durch das bloße Gefühl, ohne deutliche Einsicht in die Gründe ihres Urteils, leicht beurteilen, ob es wahr und gut sei oder nicht. Denn ihr Grundtrieb verschmilzt gleich ursprünglich mit der Vernunft, weil er ohne diese Verbindung die Vernunft aufhöbe. Deswegen ist ihr ganzes Gefühlssystem von Natur aus vernünftig und gleichsam auf die Vernunft berechnet. Dahingegen muß der Mann alle seine Triebe erst durch Mühe und Tätigkeit der Vernunft unterordnen. Er bringt alles, was in ihm und für ihn ist, erst auf deutliche Begriffe und findet es nur durch Raisonnement.[41]) Er also, „der alles, was im Menschen ist, sich selbst gestehen kann,[42]) sonach die ganze Fülle der Menschheit in sich selbst findet, überschaut das ganze Verhältnis, wie das Weib selbst es nie überschauen kann."[43]) Er erkennt die Aufopferung und Liebe des Weibes in seinem ganzen Umfang; er sieht ein, wie sich dieses Weib, ein ursprünglich freies Wesen, mit Freiheit und unbegrenztem Zutrauen unbedingt in seine Macht gegeben hat, ihr ganzes äußeres Schicksal und ihre innere Seelenruhe. In ihre Hingebung hat sie ja ihr ganzes Selbstbewußtsein, ihren ganzen Wert gelegt. Mit der Einsicht, die das männliche Selbstbewußtsein fordert, muß sich der Mann dieses Verhältnis klar machen und es bis auf den Grund durchschauen. Vermöge seiner Großmut, in der sich die sittliche Anlage in der Natur des Mannes äußert, begibt er sich gegen die, die sich ihm mit Zutrauen hingibt, aller seiner Gewalt, und nur der Entmannte ist stark gegen den Unterworfenen. Diese Großmut verpflichtet den Mann, seinem Weibe achtungswürdig zu sein; denn verliert das Weib infolge niederträchtiger oder ehrloser Ge-

[37]) W. W. III, 311; IV, 329. — [38]) W. W. III, 311. — [39]) W. W. III, 312; IV, 330. — [40]) W. W. III, 351. — [41]) W. W. III, 351 f. — [42]) vergl. oben. — [43]) W. W. III, 313.

ſinnung des Mannes ihre Achtung zu ihm, ſo iſt es auch mit ihrer Ruhe und ihrem Glück vorbei. Alles muß der Mann tun, um dem Weibe die Unterwerfung ſo viel als möglich zu erleichtern; ein ganz falſcher Weg aber iſt es für den Mann, ſich beherrſchen zu laſſen; denn der Stolz der weiblichen Liebe beſteht ja eben darin, daß ſie unterworfen ſei; und dieſen Stolz darf ihr der Mann nicht nehmen. Vielmehr muß der Mann ihre Wünſche ausſpähen, um als ſeinen eigenen Willen ſie das vollbringen zu laſſen, was ſie von ſich aus am liebſten täte. Auf dieſe Weiſe entſteht die Zärtlichkeit, d. h. die Zartheit der Empfindungen und des Verhältniſſes.[44]) Dem Manne erwächſt die ſittliche Verpflichtung, die Ergebung des Weibes lediglich auf die Bedingungen anzunehmen, auf die allein ſie ſie vollziehen kann; täte er das nicht, ſo würde er ſie rein als Sache behandeln und nicht als moraliſches Weſen. Selbſt wenn ein Weib ſich freiwillig auf andere Bedingungen antrüge, darf der Mann dieſe Unterwerfung nicht annehmen; denn hier gilt keineswegs der Rechtsſatz: wer nach ſeinem Willen behandelt wird, dem geſchieht nicht Unrecht. Wir dürfen von einer Unmoralität eines anderen — und in dieſem Falle iſt es abſolute Verworfenheit — nicht Gebrauch machen, ohne daß deſſen Vergehung auch auf unſere Rechnung käme.[45])

Iſt aber die Verbindung des Mannes mit einem liebenden Weibe unter den dargelegten Vorausſetzungen erfolgt, dann teilt ſich auch dem Manne die Liebe mit und läutert ſeine Empfindungen. So iſt alſo die Liebe des Mannes nicht, wie beim Weibe, ein urſprünglicher Trieb, ſondern nur ein mitgeteilter, abgeleiteter, erſt durch Verbindung mit dem Weibe entwickelter Trieb[46]). „Die männliche Liebe außer dem wirklichen ehelichen Leben iſt ohnedies mehr Einbildung.“[46a]).

Durch die geſchilderte Verbindung aber entſteht moraliſch notwendig die Ehe. „Im bloßen Begriff der Liebe iſt der der Ehe.... enthalten, und ſagen: ein ſittliches Weib kann ſich nur der Liebe geben, heißt zugleich ſagen: ſie kann ſich nur unter der Vorausſetzung einer Ehe geben.“[47]) Die Ehe iſt ſomit „eine durch den Geſchlechtstrieb begründete vollkommene Vereinigung zweier Perſonen beiderlei Geſchlechts.“[48]) In ihr aber erhält die Geſchlechtsvereinigung, die an ſich das Gepräge tieriſcher Roheit trägt, einen ganz anderen, dem vernünftigen Weſen würdigen Charakter. Sie wird eine gänzliche Verſchmelzung zweier Individuen zu einem und zeitigt unbedingte Hingebung auf des Weibes Seite, Gelübde der innigſten Zärtlichkeit und Großmut auf des Mannes Seite. Die weibliche Reinheit bleibt auch in der Ehe unverletzt, und ſelbſt beim Manne erhält der Naturtrieb, den er ſich außerdem wohl geſtehen dürfte, eine andere Geſtalt; er wird zur Gegenliebe.[49]) „Jeder Teil will ſeine Perſönlichkeit aufgeben, damit die des andern Teils allein herrſche; nur in der Zufriedenheit des anderen findet jedes die ſeinige; die Umtauſchung der Herzen und der Willen wird vollkommen.“[50]) „Und ſo wird die Verbindung mit jedem Tage ihrer Ehe inniger.“[51]) Die Ehe iſt ihrer Natur nach vollſtändig, untrennbar und ewig; ſie kann auch nur beſtehen zwiſchen dieſem Manne und dieſem Weibe; daher iſt ihre der Würde der Perſon einzig gemäße Form die Monogamie. Die Polygamie ſetzt bei den Männern die Meinung voraus, die Weiber ſeien nicht vernünftige Weſen wie ſie ſelbſt, ſondern bloße willenloſe und rechtloſe Werkzeuge für den Mann. Die Polyandrie iſt ganz gegen die Natur und darum äußerſt ſelten.[52])

Für Fichte ergibt ſich aus ſeiner Auffaſſung von dem Weſen der Ehe die nachſtehende Folgerung, die zugleich für ſeine hohe, ernſte Meinung ein Beweis iſt: „Es iſt die abſolute Beſtimmung eines jeden Individuums beider Geſchlechter, ſich zu verehelichen. Der phyſiſche Menſch iſt nicht Mann oder Weib, ſondern er iſt beides; ebenſo der moraliſche. Es gibt Seiten des menſchlichen Charakters,

---

[44]) W. W. III, 313 f. — [45]) W. W. IV, 331. — [46]) W. W. III, 310. — [46a]) Brief Fichtes an J. J. Wagner vom 3. Okt. 1797. Siehe „J. J. Wagner, Lebensnachrichten und Briefe, herausg. von Adam und Koelle. Ulm 1851.“ S. 17. — [47]) W. W. IV, 330 f. — [48]) W. W. III, 315. — [49]) W. W. IV, 331. — [50]) W. W. III, 314. — [51]) W. W. III, 315. — [52]) W. W. III, 316.

und gerade die edelsten desselben, die nur in der Ehe ausgebildet werden können: die hingebende Liebe des Weibes; die alles für seine Gesellin aufopfernde Großmut des Mannes; die Notwendigkeit, ehrwürdig zu sein, wenn man es nicht um sein selbst willen wollte, um des Gatten willen; die wahre Freundschaft — Freundschaft ist nur in der Ehe möglich, da aber erfolgt sie notwendig — Vater- und Mutterempfindungen usw. Das ursprüngliche Streben des Menschen ist egoistisch; in der Ehe leitet ihn selbst die Natur, sich in anderen zu vergessen; und die eheliche Verbindung beider Geschlechter ist der einzige Weg, von Natur aus den Menschen zu veredeln. Die unverheiratete Person ist nur zur Hälfte ein Mensch.

Nun läßt sich zwar freilich keinem Weibe sagen: Du sollst lieben; keinem Manne: Du sollst geliebt werden und wieder lieben, weil dies nicht ganz von der Freiheit abhängt. Aber dies läßt sich als absolutes Gebot aufstellen: daß es nicht mit unserem Wissen an uns liegen müsse, daß wir unverehelicht bleiben. Der deutlich gedachte Vorsatz, sich nie zu verehelichen, ist absolut pflichtwidrig. Ohne seine Schuld unverheiratet bleiben, ist ein großes Unglück; durch seine Schuld, eine große Schuld. — Es ist nicht erlaubt, diesen Zweck anderen Zwecken aufzuopfern, etwa dem Dienste der Kirche, Staats- und Familienabsichten, oder der Ruhe des spekulativen Lebens und dergleichen; denn der Zweck, ein ganzer Mensch zu sein, ist höher als jeder andere Zweck." [53])

Um zu zeigen, wie sich Fichte auch außerhalb des Rahmens systematischer Gedankenarbeit zum hohen Beruf der Ehe und ihrer ungeschwächten Würde bekennt, mag eine Stelle aus dem oben herangezogenen Briefe an J. J. Wagner angeführt sein, in der sich Fichte gegen die langen Verlobungen folgendenmaßen vernehmen läßt: „Wenn es so wäre, daß der Jüngling, wie er mannbar wird, die Jungfrau, die ihm gefällt, heimführen könnte in sein Haus, so wäre es, wie es sein sollte. Es ist gegenwärtig nicht so, und dies ist nicht gut. Weit weniger zu loben ist, daß noch obendrein Jünglinge und Jungfrauen sich gegenseitig das Leben verbittern durch zu frühzeitige Verlobungen; und dies hat nicht einmal irgend ein Fehler unserer Natur eingeführt, sondern eine durch verderbliche Romane, nach denen Liebeleien — Tugend und kein Jüngling ein ganzer Kerl ist, der nicht auch sein — Mädchen hat, verleitete Einbildung. Nach meiner Meinung sollte kein Jüngling eine Jungfrau um Liebe bitten, der nicht, im Falle sie ihm dieselbe zusagt, gleich den Hochzeitstag ansetzen und zum Prediger gehen kann, das Aufgebot zu bestellen."

Dafür sind es auch große Erwartungen, die Fichte an die Ehen knüpft, die unter diesen Voraussetzungen, in diesen Gesinnungen geschlossen werden; denn findet sich in der Verbindung beider Geschlechter, also in der Realisation des ganzen Menschen, wie geschildert, ein äußerer Antrieb zur Tugend, so „ist hier die Aufgabe gelöset: wie kann man das Menschengeschlecht von Natur aus zur Tugend führen? Ich antworte: lediglich dadurch, daß das natürliche Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wiederhergestellt werde. Es gibt keine sittliche Erziehung der Menschheit, es sei denn von diesem Punkte aus." [54]) (Schluß folgt.)

[53]) W. W. IV, 332 f. — [54]) W. W. III, 315.

Die berufstätige Frau und ihre Ritter.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

„Der Mann ist berufen, das Weib zu schützen . . . Wir wollen die Frauen nicht dadurch entwerten, daß wir ihnen nur gleiche Rechte mit den Männern geben, sondern wir wollen sie dadurch heben, daß wir ihnen besondere, den Männern unerreichbare Rechte geben" — so variiert Ludwig Gurlitt eine von unzähligen Männerchören im Grammophon der Zeiten festgesungene Melodie. Sie klingt zwar, wie das den Grammophonmelodien eigen ist, etwas blechern, aber sie übt immer noch ihre Wirkung — auf die Männer selbst.

Und zwar nicht nur eine Gefühlswirkung. Sie führt zur Tat. Und gerade die jüngste Zeit weist Beispiele auf, die es undankbar wäre, nicht in das genügende Licht zu setzen. Und Undank ist etwas so Häßliches! Also!

Da sind zunächst die Handlungsgehilfen. Sie fallen nun zwar manchmal in ärgerlicher Weise aus der Rolle, indem sie ganz naiv verraten, daß es im Grunde egoistische Beweggründe sind, die sie veranlassen, die Frauen zu schützen. Die folgende Resolution verrät doch allzusehr die zwei Seelen in ihrer Brust:

> „Der 5. Handlungsgehilfentag für Hessen und Hessen-Nassau stellt mit Bedauern fest, daß die wirtschaftliche Lage der männlichen Handlungsgehilfen in den letzten Jahren eine nennenswerte Besserung nicht erfahren hat, da weder die Gehälter trotz des gesunkenen Geldwertes gestiegen sind, noch die Stellenlosigkeit um einen Grad geringer geworden ist. Eine der Hauptursachen dieser Erscheinung muß in der erheblichen Zunahme der Frauenarbeit im Handelsgewerbe erblickt werden, die bis heute jeder Regelung entbehrt. Infolgedessen erklärt der Handlungsgehilfentag eine Stellungnahme der Frauenarbeit gegenüber für notwendig und bekennt sich zu folgenden Grundsätzen:
>
> a) Für die Frauenarbeit im Handelsgewerbe liegt, abgesehen von wenigen Ausnahmen, ein Bedürfnis nicht vor.
> b) Ein Nutzen für die Allgemeinheit kann ihr nicht zugesprochen werden.
> c) Dagegen sind die Schäden, welche die Betätigung der Frauen im Handelsgewerbe den Frauen selbst infolge der vielen gesundheitlichen, sittlichen und ethischen Nachteile, den Männern durch Lohndruck und dessen Folgen zufügt, bedeutend.
> d) Das Volkswohl fordert gebieterisch eine Einschränkung der Frauenarbeit im Handelsgewerbe, dafür Ausdehnung der Tätigkeit der Frauen in solchen Berufen, die der weiblichen Eigenart und Natur entsprechen.
> e) Obligatorischer kaufm. Fortbildungsunterricht für weibliche Handelsangestellte ist zu verwerfen, weil er das Angebot weiblicher Arbeitskräfte im Handel steigert.
> f) Dafür sind obligatorische Haushaltungs- (Fortbildungs-) Schulen zu schaffen und mit allen Mitteln zu unterstützen, um alle weiblichen Personen bis zum vollendeten 18. Lebensjahre für ihren natürlichen Beruf als Frau und Mutter vorzubereiten.

Dafür aber tritt „ganz und voll" ihre Ritter- und Schützertätigkeit in einigen Artikeln der deutschen Handels-Wacht hervor. So in Nr. 3 (1. Febr. 1910), wo ein „Armin" unterzeichneter Handelsbeflissener — solche Ritter sollten doch

nicht anonym bleiben! — die „entarteten Mannweiber“ zu ihrer Pflicht aufruft und ihnen zugleich die besoldeten sozialen Ämter als auskömmliche Berufe warm empfiehlt, NB. soweit sie Männern nicht liegen, oder Männern nichts an ihnen liegt. Da ist ferner Herr Werner Heinemann, der in Nr. 5 (1. März 1910) den Mut hat, „mit starker Hand in die Speichen des dahinrollenden Wagens der Frauenbewegung zu greifen“ und dafür zu sorgen, „daß diese unsere Volkskraft zersetzende Arbeit der radikalen Frauenrechtler und Frauenrechtlerinnen gehemmt wird.“ Er will gewiß die Frauen nicht vom Berufsleben ausschließen — gewiß nicht! Sie sollen Krankenpflegerinnen, Friseusen, Kindergärtnerinnen, Blumenbinderinnen, Modistinnen, Direktricen, Schneiderinnen, Dienstmädchen, Stützen, Köchinnen, Kammerzofen — es ist sehr unrecht, diese weiblichen Berufe par excellence so niedrig einzuschätzen —, Gesellschafterinnen, Handarbeits-, Industrie-, Haushaltungslehrerinnen werden. Die Lehrerin schlechtweg wird nicht unter den Frauenberufen genannt; dazu treten die Lehrer als ihre Ritter zu sehr in der Öffentlichkeit hervor; wenn aber Herr Heinemann zum Schluß noch die Musik-, Turn- und Mallehrerin konzediert, so vergißt er, daß auch diese in den Musik-, Turn- und Mallehrern ihre Spezialritter haben, die nicht dulden können, daß die Frauen ihre Eigenart bei diesen männlichen Berufen aufs Spiel setzen.

Wenn so die Handlungsgehilfen mit dem linken Ellbogen die Konkurrenz abwehren, die segnende Rechte aber über Krankenpflegerinnen, Friseusen, Kindergärtnerinnen, Blumenbinderinnen, Modistinnen, Direktricen, Schneiderinnen, Dienstmädchen, Stützen, Köchinnen, Kammerzofen usw. usw. breiten und den Frauen als Säuglingspflegerinnen „den Männern unerreichbare Rechte“ schaffen wollen, so fehlt es auch den Frauen, die sich schon auf dem gefährlichen Wege zu höheren wissenschaftlichen Berufen befinden, nicht an Rittern. Und hier beginnt die Sorge schon bei der weiblichen Jugend. „Der Vaterliebe zarte Sorgen bewachen ihren goldnen Morgen.“ Da hielt vor kurzem der Direktor einer kgl. höheren Mädchenschule, der schon seit einem ganzen Jahre die untere Klasse einer Studienanstalt leitet, also über sehr reiche Erfahrungen gebietet, in der deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege einen Vortrag zur Frage der Überbürdung der Mädchen. Nach den unwidersprochen gebliebenen Presseberichten fragte er sich im Hinblick auf den großen Zudrang der weiblichen Jugend zu wissenschaftlichen Berufen, „ob wir wirklich noch ein gesundes Volk seien oder uns bereits dem Verfall näherten. Es gäbe zwar hohe kulturelle Aufgaben, an deren Lösung die Frau mitarbeiten könne, aber schon heute betätigten sich viele Frauen auf Gebieten, die ihrer weiblichen Natur zu fern lägen. Die neuen Lehrpläne hätten hauptsächlich Rücksicht auf das Erwerbsleben genommen und dadurch Überbürdung der Schülerinnen herbeigeführt.“ — Es werden sich gewiß bald weitere Leiter und Lehrer von Studienanstalten zu den gleichen Ritterdiensten verstehen. Wenn wir bedenken, daß den Herren das ganze große Gebiet des höheren Knabenschulwesens offen stände, daß sie sich täglich an dem Anblick munter gedeihender, frischer Knaben erfreuen könnten und nun sich selbst zum täglichen Anblick einer unter der Last der Wissenschaften schon in der Untertertia rettungslos dahinwelkenden Mädchenschar verurteilen, so kann man ihnen ihre Rolle als getreuer Eckart nicht hoch genug anrechnen. Und auch der deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege nicht. Nicht das Nähmaschinetreten, nicht die Hungerlöhne der Heimarbeit, nicht

die Seuchen, welche die Kunden der Prostitution der Familie ins Haus schleppen, werden unser Frauengeschlecht untergraben, sondern die Mitarbeit an Kulturaufgaben, die der weiblichen Natur zu fern liegen, und denen die Frauen gerade die Jahre widmen, die sie sonst in so gesunder Weise vertanzt und — verwartet haben.

Auch die städtischen Verwaltungen zeigen sich ihrer Aufgabe als Ritter gewachsen. Ist unter dem Druck einer unseligen Zeitströmung nun einmal das Unglück geschehen und ein Mädchengymnasium errichtet, so ist es offenbar am besten, den Besuch wenigstens nach Möglichkeit zu erschweren. Und wenn die Fürbringerstraße in Berlin[1]), die für diesen Zweck schon außerordentlich günstig gewählt schien, der vorsorglichen Absicht immer noch nicht genügend entsprach, so wird die neugewählte Stätte an der äußersten Grenze des städtischen Weichbildes nach Nordosten zu, bei Weißensee, sicher noch viel erfreulichere Resultate bringen. Die „aufblühende Stadtgegend" selbst dürfte kaum Schülerinnen liefern; die vielen Verblendeten aber aus Berlin W., die als Berlinerinnen von den überfüllten Gymnasien in Schöneberg und Charlottenburg abgewiesen werden, haben eine gute Stunde bis dahin. Das ist gesund; denn einmal wird die in der Großstadt nur zu leicht vergessene Weisheit, daß Morgenstunde Gold im Munde hat, ihnen sicher klar werden, und dann lockt die anmutige Gegend zwischen dem Bahnhof Alexanderplatz und Weißensee auch zu dem für die dahinwelkende Jugend so unentbehrlichen Spaziergang. Und so haben die Konsuln gut gesorgt.

Wenn die Zeiten reif sind, wenn die konkreten Vorgänge Material genug dafür bieten, so ersteht auch der Geist, der sie zusammenfaßt, auf eine philosophische Formel bringt und aus der Abstraktion erst das rechte Rüstzeug zur Bekämpfung der Irrtümer schafft, die der blind waltende Verlauf der Dinge erzeugt hat und die sich erst in einem vorgeschrittenen Stadium des geschichtlichen Werdens erkennen lassen. So auch in der Frauenbewegung. Herr Walter Boelicke ist dieser Philosoph. Und wenn man auch nach der Lektüre seiner „Kritik der Frauenbewegung" im ersten Augenblick die Empfindung weiland Mouniers, jenes Präsidenten der Nationalversammlung von 1789, teilt, man möchte lieber in einem von Schornsteinfegern als in einem von Philosophen regierten Lande leben, so kann man seiner „Männerbewegung zur Lösung der Frauenfrage", die „jener prinzipiellen, herrschenden Abwegigkeit des Denkens" über die Frauenfrage eine Ende bereiten soll, doch billigerweise nicht in den Weg treten. Im Gegenteil, ich möchte mir den Ruhm sichern, die Schlagworte, mit denen Herr Boelicke operiert, zuerst zu einem greifbaren Vorschlag „verdichtet" zu haben, der natürlich

[1]) Die „Vossische Zeitung" vom 13. März (Nr. 123) berichtet:

„Das städt. Realgymnasium für Mädchen soll aus der Fürbringerstraße nach dem für Schulzwecke testamentarisch der Stadtgemeinde überlassenen Wurstschen Grundstücke in der Greifswalderstraße gegenüber der Immanuelkirchstraße verlegt werden. In den Bürgerkreisen dieser aufblühenden Stadtgegend erwartet man den bisher ausgebliebenen Zuspruch für die Anstalt, da hier diejenigen Kreise wohnen oder hinziehen (!) dürften, die ihren Töchtern durch eine Gymnasialbildung die Erreichung eines Lebensberufes ermöglichen wollen. Im Westen der Stadt ist das Bedürfnis durch die nahe der Peripherie gelegenen Vorortanstalten und durch das am Rande des Botanischen Gartens zu erbauende Gymnasium der königl. Augustaschule im wesentlichen befriedigt. Der Hochbauverwaltung ist der Auftrag zum Entwurf der Baupläne für die neue Schule erteilt. Nach Errichtung des Baues soll die Verlegung des Gymnasiums erfolgen."

heutzutage nur auf einen Kongreß hinauslaufen kann. Die Einladung dazu würde etwa folgende Züge tragen:

Kongreß zur Wiederherstellung des „kindlichen Instinktvertrauens" und der „allhaften Unendlichkeiten" im Weibe.

Thesen.

1. Frauen haben keine Persönlichkeit. Ihre Bestimmung ist, „immer untergeordnete, dienende, unfreie Geschöpfe" zu bleiben.

2. Das „Danaergeschenk des Intellekts", das einzelnen Frauen verliehen ist, bedeutet eine Abkehr vom spezifisch Weiblichen. „Intellektuell reiche" Weiber sind als Mütter bedenklich.

Im Anschluß an diese Thesen

Erwägungen.

1. Ob das Erlernen des Lesens und Schreibens als Quelle des Übels den Frauen etwa schon zu verbieten sei.

2a. Ob bei Frauen, denen das Danaergeschenk des Intellekts verliehen ist, im Interesse des Volkswohls etwa schärfere, direkt auf das Gehirn wirkende Mittel anzuwenden seien, oder ob

2b. es genüge, wenn solchen Frauen, im Hinblick auf die Gefahr, die die „intellektuell reiche Mutter" für die Wiederherstellung des kindlichen Instinktvertrauens im Weibe bedeutet, nur die Heirat verboten wird.

3. Ob nicht, da das Erwerbsleben die Frau entschieden vom Weibsein abführt, der durch nichts zu entschuldigende Wunsch aber, ihr unnützes Leben zu fristen, die vom Manne nicht versorgten Frauen dem Erwerbsleben immer wieder zuführt, von vornherein etwa 25 % Mädchen bei der Geburt getötet werden sollten. Solche, die unter dem Verdacht stehen, von der bis jetzt noch inkorrigiblen Natur vielleicht auf dem Wege der Vererbung mit einem ihnen als Weibern nicht zukommenden Quantum Intellekt versehen zu sein, werden dabei bevorzugt.

Diese Grundfragen würden wohl für die erste Versammlung und die Konstituierung eines „Vereins für kindliches Instinktvertrauen des Weibes" genügen. Er würde natürlich zunächst nur aus Männern bestehen können — nur Frau Käthe Sturmfels wäre vielleicht für die Ehrenmitgliedschaft reif — bis eine vom Intellekt gereinigte Generation von Frauen durch die oben empfohlenen Mittel herangezüchtet ist. Dann erst, wenn sie voll ihre Befähigung erwiesen haben, immer „untergeordnete, dienende, unfreie Geschöpfe" zu bleiben, mögen sie in dieser Rolle in den Verein aufgenommen werden. Aus den innerhalb des Vereins zu veranlassenden Ehebündnissen wird dann erst eine neue deutsche Menschheit erwachsen, bei der auf Grund neuer, bis dahin wohl zu erwartender naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden der Intellekt nur auf die Knaben, die Dummheit nur auf die Mädchen vererbt wird.

* * *

Wir sind ein kulturstolzes Volk. Und ein freiheitsstolzes. Mit selbstbewußter Haltung prägen wir Worte wie: die Deutschen sind die Kulturträger der Welt, und: deutsch sein, heißt frei sein. Das alles aber versagt und versinkt hoffnungslos, sobald es sich um die Frau handelt. Das ganze produktive Denken versagt; nur die ganz mechanisch funktionierenden alten ausgeleierten Begriffsverbindungen stellen sich immer wieder ein. Wir dürfen ohne die geringste Übertreibung sagen, in keinem Kulturlande haben die Frauen in ihrem großen Kampf um Befreiung aus der Hörigkeit einen so hartnäckigen Widerstand gefunden wie in Deutschland.

Ich denke dabei nicht einmal in erster Linie an die äußeren Rechte; auch anderswo hält man mit dem Instinkt des Besitzenden an der bürgerlichen Entrechtung der Frau fest. Was aber bei uns den Kampf so aufreibend macht, was jede denkende Frau immer aufs neue mit innerer Empörung erfüllen muß, das ist die Anmaßung des Mannes, bestimmen zu wollen: So seid ihr; das könnt ihr; das könnt ihr nicht. Dies ist das Normale. Und seid ihr anders als die von uns festgesetzte Norm, so hat man euch das zu erschweren, zu verwehren, zu verbieten. Jeder Philosophaster, der mit den alten Formeln „produktiv und rezeptiv" zu jonglieren vermag, glaubt sich damit als produktiver Philosoph und berufener Gesetzgeber für das rezeptive Femininum erwiesen zu haben. Und doch hat gerade die Einseitigkeit, mit der er diese Begriffe verwendet, seine Unproduktivität erwiesen. Wenn einer so großen Anzahl von Frauen das Danaergeschenk des Intellektes mitgegeben ist, wie das tatsächlich doch der Fall zu sein scheint, so hat man ebensowenig das Recht, von einer Abweichung von der Norm zu sprechen als Unbegabtheit bei Männern für abnorm gelten könnte.

Nur der Mann kann wissen und bestimmen, was männlich ist, was weiblich ist, nur die Frau. Jedes Geschlecht kann das andere nur beobachten, zu verstehen suchen und interpretieren, nicht apodiktisch sein Wesen bestimmen. Die Interpretationen des Mannes vom Weibe aber sind meistens Normierungen, in die das mithineinspielt, was er vom Weibe will. Selten sieht er die Frau ganz objektiv, am wenigsten in dieser Zeit der großen Wandlungen, die viele der ihm anerzogenen Begriffe über das Wesen der Frau über den Haufen werfen. Wir wissen, daß das Ende dieses großen Kampfes die Ausdehnung der tiefsten seelischen Kräfte der Frau auf weite Gebiete des öffentlichen Lebens sein wird, die jetzt arm sind wie eine Familie ohne Mutter; wir lassen uns auch nicht irremachen, wenn manche unschöne Eigenschaft der Frau, die bisher nur im kleinen Kreise sich zeigte, nun in breiter Öffentlichkeit die Kritik herausfordert und das törichte Gerede über die „Mannweiber" entfesselt. Es stimmen nicht alle darin mit ein. Es gibt auch feine Beobachter und Interpreten, die das Kommende sehen. So Maeterlinck in seinem Frauenbildnis im „doppelten Garten." Er weiß, daß die Frau von der Moral des Schlafs und des Schattens zur Moral der Tat und des Lichtes fortschreiten muß, daß „die Tugenden der ersteren, die sozusagen Hohltugenden sind, sich erheben müssen, sich ausweiten und Volltugenden werden, um der zweiten Moral anzugehören. Stoff und Linien bleiben vielleicht die gleichen, aber die Werte sind von äußerstem Gegensatz. Geduld, Sanftmut, Ergebenheit, Vertrauen, Entsagung und Verzichtleistung, Hingabe und Aufopferung, lauter Früchte der untätigen Tugend, sind, sobald man sie in das rauhe Leben hinausbringt, nichts als Schwäche, Unterwürfigkeit, Sorglosigkeit, Unbewußtheit, Trägheit, Selbstvernachlässigung, Dummheit oder Feigheit. Um die Quelle des Guten, der sie entströmen, auf der nötigen Höhe zu halten, müssen sie erst imstande sein, sich in Tatkraft, Festigkeit, Beharrlichkeit, Klugheit, Widerstandskraft, Unwillen und Empörung umzusetzen." Er weiß wohl, daß diese Wandlung sich nicht vollzieht, ohne für den Augenblick der Harmonie der Bewegungen Eintrag zu tun, die wir an der Frau gewohnt sind und lieben. Die alten Züge sind uns wert und vertraut. „Aber welches ungewohnte, undankbare Aussehen haben jene anderen, die hervorrreten, sich bejahen und draußen kämpfen..... Die Frau hat so lange im Schatten gekniet, daß unsere Augen wider besseres Wissen nur mit

Mühe die Harmonie ihrer ersten Bewegungen erkennen, die sie stehend im hellen Tageslicht macht."

Vielleicht sind diese ersten Bewegungen in Deutschland unharmonischer als anderswo. Das Aufstehen kann nicht zur schönen, freien und stolzen Bewegung werden, wenn so viele Widerstände es mühsam machen, wenn spöttische Kritik, jenes bezeichnende überlegene Mundwinkelzucken des Deutschen, das Kielland einmal so hübsch sein Sedanslächeln nennt, jede Regung begleitet. Wenn im Norden sympathische Teilnahme eine Nora, feines Verständnis für das Kommende eine Thora Parsberg schuf — was haben wir dem an die Seite zu stellen? Es ist bezeichnend, daß die Lona in den „Stützen der Gesellschaft" auf deutschen Bühnen immer karikiert, sozusagen mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, dargestellt wird. Und wenn wir auch zugeben, daß es nicht ganz an Modellen für solche Karikaturen fehlt, so ist doch die Ausschließlichkeit, mit der die Aufmerksamkeit gewisser Tagesblätter, ja des Durchschnittsmannes bei uns überhaupt, den Auswüchsen der Frauenbewegung zugewandt ist, ein beschämendes Zeichen für die deutsche Kultur.

Aber das möchte alles noch hingehen. Jede große geistige Bewegung hat den Philister zum geborenen und geschworenen Feinde. Weit schlimmer ist der auf Unkenntnis und dumpfe Gewohnheit zurückzuführende Widerstand der Kreise, bei denen die Macht liegt. Scheinbar zwar haben die Frauen in letzter Zeit viel gewonnen; es fragt sich nur, ob es sich nicht um einen Pyrrhussieg handelt. Wenn wir z. B. die preußische Mädchenschulreform ansehen, wie sie sich jetzt gestaltet hat, so erweckt sie durchaus den Eindruck, daß man unmutig einer anstürmenden Bewegung weicht, ohne ihr zu vertrauen, ohne zu sehen, wo sie eigentlich hinaus will, immer mit dem unbehaglichen Gefühl, zu tun, was man eigentlich nicht will, zu fördern, was man seinen innersten Überzeugungen nach hindern möchte. Durch nichts konnte die preußische Regierung klarer dokumentieren, daß sie in bezug auf die Frau „nichts gelernt und nichts vergessen hatte", als dadurch, daß sie sie für unfähig erklärte, ihr eigenes Geschlecht auch allein zu höherer Bildung zu führen. Das war angesichts der Alleinherrschaft des Mannes im höheren Knabenschulwesen eine glatte Unmündigkeitserklärung und mußte das „Mannesgefühl" in seiner Hyperästhesie mächtig heben. Und aus diesem lähmenden Gefühl, eine Sache machen zu müssen, für die man kein rechtes Herz hat, deren Scheitern man ja nicht gerade wünschen darf, aber auch nicht beklagen würde, weil es der alten orthodoxen Anschauung von der Frau, der liebgewordenen, behaglichen, neuen Boden gewinnen müßte, aus diesem Gefühl erklären sich alle die Halbheiten, die die Weiterentwicklung der Reform jeden Tag mehr zeigt. Man erfüllt dem Drängen der beteiligten Kreise gegenüber den Buchstaben ihrer Wünsche; den Geist versteht man nicht und will ihn nicht verstehen.

Die gleiche Unsicherheit herrscht in weiten Kreisen der Direktoren und Oberlehrer, und auch die Haltung forcierter Männlichkeit, in der die Herren sich jetzt gefallen, das Säbelklirren des Reserveleutnants täuscht nicht darüber hinweg, daß man sich auf unsicherem Boden fühlt. Auf einen, der mit wirklicher Freude an der Förderung erwachenden geistigen Lebens, an der Hebung neuer kultureller Werte mitarbeitet, kommen drei, vier, die wie schlechte Examinatoren nach Schwächen und Lücken, statt nach Kräften spähen. Es gibt Lehrer genug, die das Frauenstudium, zu dem sie vorbereiten, verspotten und ihren Schülerinnen gegenüber gar

kein Hehl daraus machen. Ob sich für die Musteranstalten, die den gerade im Hinblick auf die zur Verfügung stehenden Lehrkräfte zagenden Frauen in der Januarkonferenz versprochen wurden, die sicher in Aussicht gestellten erstrangigen, für die Frauenbildung warm interessierten, vorurteilslosen Männer nicht gefunden haben — jedenfalls ist das Versprechen mit Althoff eingesargt, und mit der Fakultät der Lehrkräfte wird es nach wie vor nicht genau genommen. Und wenn man dazu den mit solchem Wohlwollen geöffneten und gepflegten vierten Weg rechnet, und nun gar die Art, wie die Anerkennung höherer Lehranstalten für Mädchen erfolgt[1]), so braucht man kein großer Prophet zu sein, um ein Fiasko der preußischen Mädchenschulreform schon heute vorauszusagen.

Und was dann? Kommt dann etwa die berühmte ideale Bildung, die Männer mit soviel Liebe und Vorsorglichkeit in genauester Anpassung an die weibliche Eigenart — Nota bene, wie *sie* sie verstehen — ausbauen? Vermutlich nicht. Vermutlich wird sie — von allen Mißgriffen abgesehen — auch dann noch, und dann erst recht, ein Luxus sein, den wir uns nicht leisten können. Es ist mehr als naiv, zu glauben, daß die Frauen nicht selbst sehen, wie unnatürlich unsere ganzen Schul- und Bildungsverhältnisse sind, zu glauben, daß auch sie nicht dereinst zur Besserung das Ihre beitragen werden. Und das werden sie in enger Anpassung an die praktischen Notwendigkeiten dereinst tun unter der *Führung der Frau*. Was in der Januarkonferenz eingeleitet und dann unterbrochen wurde, weil andere Männer als die der ersten Initiative an die Spitze traten, das wird dann zu Ende geführt werden. „Die Erziehung der unerwachsenen und noch nicht völlig erwachsenen Mädchen auf allen Stufen gehört den Frauen unter erwünschter Assistenz tüchtiger männlicher Lehrkräfte: das muß der leitende Grundsatz werden." (Adolf Harnack.)

---

[1]) Ich setze die sehr beachtenswerte Notiz der Vossischen Zeitung über diese Anerkennungen hierher (vgl. auch das Märzheft der „Frau"): „Die Liste der als *höhere Lehranstalten* im Sinne des Gesetzes vom letzten Jahre anerkannten höheren *Mädchenschulen* hat überall Erstaunen hervorgerufen. Dutzendweise sind Anstalten anerkannt, die noch nicht einmal in den Oberklassen getrennte Jahreskurse haben. *Die Vorbildung der Lehrkräfte*, über die ganz bestimmte Normen im Erlaß über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens vorgesehen waren, scheint in sehr vielen Fällen keine Berücksichtigung gefunden zu haben. Erstaunlich ist ferner, daß eine Reihe öffentlicher Anstalten, die zu den *bedeutendsten* gehören, bisher noch *keine Anerkennung* gefunden hat, während andererseits Privatanstalten, die selbst dem besten Kenner des höheren Mädchenschulwesens unbekannt waren, deren Namen man vergeblich in dem dicksten Kompendium über die höhere Mädchenschule suchen würde, plötzlich anerkannte höhere Mädchenschulen wurden, Schulen, deren Zöglinge vor denen anderer Anstalten große Vorteile voraus haben. Was aber am meisten überrascht, ist die unverhältnismäßig hohe Zahl solcher privater höherer Mädchenschulen, die einem *katholischen* Schwesternorden angehören. Es sind nicht weniger als 56 von 164 anerkannten privaten höheren Mädchenschulen, also mehr als ein Drittel, Unternehmungen katholischer Schwesternorden. 27 davon stehen unter der Leitung der Ursulinen. Den Franziskanern gehören 6, den Schwestern unserer lieben Frau 5, den Schwestern vom armen Kinde Jesu 5, den armen Schulschwestern 3, den Schwestern der christlichen Liebe, den Schwestern der christlichen Barmherzigkeit und der Congregatio Beatae Mariae Virginis je 2, den Schwestern vom heiligen Kreuz, der Brüder-Unität (diese Anstalt der Herrenhuter ist irrtümlich mit hierher gerechnet. D. Red.), den Schwestern von der göttlichen Vorsehung und der Genossenschaft der armen Dienstmägde Jesu Christi je eine. Die Provinzen sind natürlich verschieden bedacht. Die Rheinprovinz hat 32 solche Schwestern-Anstalten, Westfalen 8, Schlesien 7, Sachsen 4, Hannover 3, Hessen-Nassau 2 und Brandenburg eine. — Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man in dieser Ungleichheit ein liebevolles Entgegenkommen gegenüber den Wünschen des Zentrums erblickt."

Wir freilich werden seine Durchführung nicht mehr erleben. Aber man bleibt ruhig auf dem Nebo, wenn man da unten das schöne Land mit den reichen Wirkensmöglichkeiten liegen sieht.

So wird es kommen. Denn hier handelt es sich um das alte: „Ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen." Oder, um in der nüchternen Sprache der Nationalökonomie zu reden: wenn die Entwicklung so weit fortgeschritten ist, daß auch die Kraft der Frau, die bisher nur im kleinen Kreis genutzt werden konnte, für den Kulturfortschritt auf dem größeren Schauplatz des öffentlichen Lebens verwertet werden muß, so wird keine äußere Gewalt und keine Ritterschaft des Mannes im Dienst des „kindlichen Instinktvertrauens" der Frau das hindern können, und auch über das gigantische Schicksal des Reserveleutnants, der sich von einer Frau über Mädchenerziehung belehren lassen muß, wird die Zeit erbarmungslos und — lächelnd hinwegschreiten.

Erwerbstätigkeit.

„Deutsche Erzieherinnen in England."

Unter diesem Titel brachte die Londoner Zeitung „Hermann" im Dezember vorigen Jahres (Nr. 2656, 51. Jahrg.) folgende Mitteilungen:

„Das Elend deutscher Erzieherinnen in England behandelt eine von London an das ‚Neue Wiener Journal' gerichtete Zuschrift.

Das Angebot deutscher Erzieherinnen übersteigt die Nachfrage außerordentlich, wie ein Blick in den Anzeigenteil der „Morning Post", jeden lehrt. Und von den verlockenden Angeboten gehen viele nicht, wie es scheinen soll, von Privatpersonen aus, sondern von Stellenvermittlern, die es nicht nur auf Ausbeutung der Opfer abgesehen haben, sondern die armen Erzieherinnen auch in ganz miserablen Stellungen unterbringen, in denen sie mehr Kindermädchen als Erzieherin sind. Natürlich sind die besseren Stellungen immer ‚schon besetzt'. Welch ein Gegensatz zu den Illusionen! Das Los der deutschen Erzieherinnen ist viel und harte Arbeit, die sie im eigenen Lande als unter ihrer Würde ablehnen würden. Es gibt Stellen, deren Inhaberinnen Ursache haben, den Hund am Tische zu beneiden."

Aus dem Brief einer dieser unglücklichen Erzieherinnen, den der „Hermann" seiner Quelle zur Kennzeichnung der Situation entnimmt, heben wir nachfolgende Stellen als besonders typisch hervor:

„Hätte ich vorher gewußt, was eine englische Stelle in ihrem Schoße bergen kann, ich hätte gewiß keine Eile gehabt, die Heimat zu verlassen. Und dies ist ja nur ein Übergangsstadium, eine sogenannte Ferienstelle, die ich für zwei Monate zu versehen habe. Wie Sie wissen, bin ich unter der Bedingung engagiert worden, daß ich einem Knaben von elf Jahren und einem neunjährigen Mädchen etwas Deutsch und Französisch beibringe und die Spaziergänge der Kinder leite. Bei meinem Eintritt stellt es sich heraus, daß noch zwei kleine Jungen da sind, deren Pflege mir auch übergeben wird. Ich muß die Kinder waschen, anziehen, ihre Wäsche flicken, ihre Garderobe instand halten und ihnen regelrechten Unterricht erteilen. Zu Mittag darf ich erst essen, nachdem die Kinder gespeist haben. Die Dame des Hauses, die behauptet, daß königliches Blut in ihren Adern fließt, ... hat das königliche Gesetz erfunden, daß die Arbeitszeit bis halb elf Uhr nachts ihr gehöre. Deshalb wird es meist elf Uhr, bis die Angestellten das Abendessen bekommen. Es wurde mir bedeutet, daß am Abend nur zerhacktes Fleisch dem Magen zuträglich sei; deshalb bringt man mir so spät als möglich eine Handvoll kaltes zerhacktes Fleisch mit etwas Salzkartoffeln in die Kinderstube hinauf ..... Englisch zu sprechen ist mir verboten; die Kinder werden jeden Tag gefragt, ob ich mir ja kein Wörtlein Englisch habe zuschulden kommen lassen. Es gäbe noch manches zu sagen, aber was soll ich in Ihre schöne Ruhe meine Klagen hineintragen? Ja, könnte ich denen eine Warnung zurufen, die gleich mir unwissend von der Heimat in die Fremde ziehen!"

„Eine von vielen!“ so fährt das Blatt fort. „Den meisten ergeht es mehr oder weniger wie in diesem Falle, wenn sie, mürbe gemacht von dem Kampf um die Existenz, froh sein müssen, überhaupt ein Unterkommen zu finden, und wenn auch eine Stelle als Erzieherin, wo sie nichts anderes sind als „Mädchen für alles“, nur daß sie schlechter bezahlt werden. Ja, ja, die Engländerinnen dürfen sich infolge des übergroßen Angebots allerlei erlauben, was einer englischen Erzieherin in Deutschland gegenüber absolut ausgeschlossen wäre! Sogar Wäschewaschen wurde in manchen Fällen zu den Obliegenheiten der Erzieherin gerechnet. Wie anders würde es um Würde und Ansehen der deutschen Erzieherinnen in England stehen, wie würde zunächst wenigstens der starke Nachschub von immer neuen Bewerberinnen nachlassen, wenn in jedem einzelnen Falle die Wahrheit bekannt würde, die aber leider so viele bei ihrer Rückkehr und in ihren Berichten nach Hause aus falscher Scheu nicht sagen wollen, die so durch Verschweigen oder sogar durch Prahlerei über die hiesigen Verhältnisse andere Opfer und Märtyrerinnen England zuführen, die aufs Geratewohl herüberkommen, da sie ja fest überzeugt sind, leicht ihr gutes Brot als Erzieherin zu finden. Ja, wie viel besser sind doch Köchinnen und Dienstmädchen daran, die auf jeden Fall auf entsprechende Bezahlung ihrer Leistungen und auf gute Behandlung rechnen können! Aber Erzieherinnen, Lehrerinnen? Die haben alle Vorsicht anzuwenden, und sollten, wenn sie keinen anderen Anhalt haben, vorher mit dem Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England (Society of German Governesses, 16 Wyndham Place, London, W.) in Verbindung treten, ehe sie die Fahrt über die Nordsee unternehmen; oder sie müssen darauf gefaßt sein, als „Mädchen für alles“ zu dienen.“

Wegen der großen Wichtigkeit der Sache für die deutschen Lehrerinnen habe ich mir noch nachträglich die Quelle des „Hermann“, das „Neue Wiener Journal“ kommen lassen. Es bringt (Nr. 577, 17. Jahrgang) noch so bezeichnende Einzelheiten über die Tricks der englischen Agenten, daß ich zu Nutz und Frommen der Beteiligten noch folgendes aus dem Artikel wiedergebe:

„Die Angebote gehen meist von Agenturen aus. Es kommt vor, daß die Agenturen sich in den Annoncen nicht als solche ausgeben; viele, die glauben, mit einem Privathause in Verbindung zu treten, erfahren, daß sie in die Hände einer Agentur geraten sind, der es nur um die Einschreibgebühren zu tun ist. Die Agenturen schreiben die besten Stellen aus; sie offerieren glänzende Posten für Reisebegleiterinnen, Gesellschafterinnen, Erzieherinnen (immer nur zu einem Kinde), mit hohem Salär usw. Neulinge zahlen ohne Zögern die Gebühr. Andere, die vielleicht durch bittere Erfahrungen vorsichtig geworden sind, verlangen Garantien. Sie schreiben an die Agentur. Die Agentur antwortet vorsichtig, schickt aber eine Liste voll der verlockendsten Angebote, natürlich ohne Angabe der Adressen. Die meisten gehen nun doch auf den Leim. Sie wollen die Adresse haben und zahlen. Nun erhalten sie die zweite Liste — mit Adressen. Sie lesen und trauen ihren Augen nicht. Die Agentur muß die Liste verwechselt haben: da stehen ja lauter Stellen für Kindermädchen mit geringer Bezahlung. Es folgt Reklamation an die Agentur. Diese hüllt sich in Schweigen, Listen schickt sie nicht mehr. Entweder finden sich die betrogenen Zahlerinnen stillschweigend mit dem Verlust ab, oder sie versuchen das letzte Mittel und gehen auf die Agentur, um dort persönlich Rechenschaft zu fordern. Da soll es schon vorgekommen sein, daß die Agentur den unliebsamen Eindringling ohne viel Umstände an die Luft gesetzt oder mit Schimpfworten überhäuft hat.“

So kann es einem mit Agenten in England gehen. Und wenn man wirklich einmal Glück hat, so sind daraus noch durchaus keine allgemeinen Schlüsse zu ziehen. Im ganzen gilt die Regel: nur wer lange in England ist, die Verhältnisse genau kennt und die Sprache beherrscht, kann sich mit genügender Vorsicht der Agenturen bedienen.

Im Gegensatz zu der starken Betonung, mit der ein ganz unabhängiges, in London erscheinendes deutsches Blatt, mit der auch der Wiener Korrespondent auf die Gefahren hinweist, denen deutsche Erzieherinnen in England ausgesetzt sind, wagt es Frl. Louise Faubel im „Frauenheim“ zum zweitenmal, unter Hinweis darauf, daß die „Frau“ in ihrer Notiz im Januarheft „eine große Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse“ verrate, die deutschen Lehrerinnen auf den Weg der Agenturen zu verweisen, vor denen zu warnen „grundfalsch“ sei. Es folgen sodann erneute Angriffe auf das deutsche Lehrerinnenheim, deren Ton schon allein sie richtet. Nicht die direkt unrichtigen Angaben sind das schlimmste: daß man gegen ein Schlafgeld von 6 Schilling wöchentlich eventuell mit 6 anderen auf einem Zimmer schläft, ist als freie Erfindung ja leicht nachzuweisen. Bestenfalls liegt da eine Verwechslung mit Gordon House vor, dem sehr respektablen deutschen Dienstbotenheim, das Frl. Faubel den hinübergehenden Erzieherinnen empfiehlt und das auf seinen Prospekten ähnliche Bestimmungen hat. Weit schlimmer als diese leicht zu widerlegenden falschen Angaben ist, daß Frl. Faubel es wagt, eine der verdienstvollsten Veranstaltungen, die wir der Initiative deutscher Frauen zum Schutz der deutschen Frau im Ausland verdanken, unter Zuhilfenahme von allerlei Zuträgereien diskreditieren zu wollen. Ein näheres Eingehen auf ihre Ausführungen erübrigt sich vollständig; wir können alledem gegenüber nur nochmals die in der „Frau“ und den Organen der Lehrerinnenvereine ausgesprochene

Warnung vor den gewerbsmäßigen Stellenvermittlern und dem Weg des Inserats auf das nachdrücklichste wiederholen. Diese Warnung ist uns — wie schon früher gesagt wurde — von verschiedenen deutschen Regierungen geradezu zur Pflicht gemacht worden, nachdem deutsche Konsuln die traurigen Erfahrungen mitgeteilt haben, die sie mit deutschen Erzieherinnen machen mußten, welche auf Inserate in deutschen Zeitungen und Familienblättern hin Stellen im Ausland angenommen hatten. Es gehört wahrlich viel Mut — oder Mangel an Gewissenhaftigkeit dazu, nach solchen Erfahrungen so warm für diesen bedenklichen Weg einzutreten und die gesicherte, mit unendlichen Opfern im fremden Lande errichtete Heimstätte zu diskreditieren. H. L.

Versammlungen und Vereine.

Zur Lage der Schauspielerinnen

wurde in einer unter Leitung des Vereins Frauenwohl Berlin veranstalteten Versammlung am 1. März folgende Resolution angenommen:

„Die im großen Saal der Philharmonie in Berlin am 1. März versammelten Männer und Frauen richten angesichts der vielen sozialen Mißstände, die sich im Bühnenwesen ergeben und welche die weiblichen Bühnenmitglieder ganz besonders hart treffen, an den Bundesrat und den deutschen Reichstag die Forderung um baldigen Erlaß eines Reichstheatergesetzes, welches allen Bühnenangehörigen ein Mindestmaß von hygienischem wie rechtlichem Schutz gewährleistet. Den besonderen Interessen der weiblichen Bühnenangehörigen ist in diesem Reichstheatergesetz Rechnung zu tragen durch Regelung der Kostümfrage sowie durch einen größeren Schutz der Mutterschaft. Ferner werden erstrebt: Lieferung des historischen und modernen Kostüms; Berücksichtigung der Schontage, Beseitigung des Schwangerschaftsparagraphen sowie des Heiratsverbots; Einführung einer Mutterschaftsversicherung. Neben dieser Forderung der Staatshilfe spricht die Versammlung den Wunsch aus, daß die weiblichen Bühnenangehörigen auch das wirksamste Mittel der Selbsthilfe ergreifen und sich zu diesem Zweck vor allem fester als bisher zusammenschließen und innerhalb der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger mit den männlichen Kollegen zur Vertretung und Förderung ihrer Standesinteressen nach Kräften arbeiten."

Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform.

In der Ausschußsitzung des Zentralverbandes vom 19. Februar wurde das Arbeitsprogramm in prinzipieller und praktischer Hinsicht durchgesprochen und eine Neuwahl der beiden Vorsitzenden vorgenommen. Die bisherigen Vorsitzenden, Frl. von Bredow und der zweite Vorsitzende, Herr Geheimrat Harnack, legten ihre Ämter nieder wegen Arbeitsüberlastung. An ihre Stelle wurden Frl. Dr. Bäumer zur ersten Vorsitzenden und Herr Abgeordneter von Kessel (kons.) zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Das Arbeitsprogramm des Zentralverbandes bedurfte in zwiefacher Hinsicht einer prinzipiellen Klärung, einmal hinsichtlich des gegenwärtigen Standes der Mädchenschulreform und zweitens mit Rücksicht auf die Zusammensetzung des Zentralverbandes. Da der Verband eine Vereinigung aller an der Mädchenschulreform interessierten Kreise und Parteien sein soll, so ergibt sich daraus, falls er seine Grundlage festhalten will, die Einschränkung seiner Bestrebungen auf solche Ziele, die allen gemeinsam sind. Damit scheidet vor allem die Forderung der Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen von dem Aktionsprogramm des Zentralverbandes aus, da weder die ihm zugehörigen katholischen Verbände noch die der konservativen Partei angehörenden Mitglieder dieser Forderung zustimmen. Im gegebenen Rahmen aber soll die Arbeit des Zentralverbandes erheblich erweitert werden. Da das Interesse an der gleichmäßigen Deckung des Bildungsbedürfnisses der Mädchen durch die verschiedenen Anstalten allen Parteien gemeinsam ist, wird der Zentralverband die Statistik des Mädchenschulwesens besonders im Hinblick auf diese Frage aufmerksam verfolgen und in vierwöchentlichen Mitteilungen an Presse und sonst interessierte Kreise die Ergebnisse seiner Beobachtungen verbreiten. So sieht der Zentralverband z. B. in der Tatsache, daß nach der neuen Statistik über 100 höheren Lehrerinnen-Seminaren nur zirka 20 Studienanstalten und etwa 25 Volksschullehrerinnen-Seminare gegenüberstehen, ein bedauerliches Mißverhältnis. Übereinstimmung herrscht ferner in den Kreisen des Zentralverbandes hinsichtlich der Vermehrung des weiblichen Einflusses in der Mädchenschule und der weiblichen Leitung. Der Zentralverband hat daher dem Abgeordnetenhaus eine kurze Denkschrift zur Frage der weiblichen Leitung zugehen lassen. Eine weitere Aufgabe sieht der Zentralverband in der Veranstaltung von Konferenzen, in denen die vorhandenen Meinungsverschiedenheiten in wichtigen Fragen der Reform, z. B. in der Frage des gemeinsamen Unterrichts oder des höheren

Digitized by Google

Lehrerinnenseminars, von den verschiedenen Seiten behandelt und geklärt werden sollen. Auch diejenigen Fragen der Reform, die ihrer praktischen Lösung noch harren (wie z. B. die Bildungsziele der Frauenschule und dergl.) sollen in solchen Konferenzen behandelt werden. Die Auskunftsstelle des Zentralverbandes wird aus dem von ihr gesammelten Material jederzeit Auskunft an Vereine, Einzelpersonen oder öffentliche Körperschaften erteilen. Jährlich einmal soll eine Denkschrift über den Stand des Mädchenschulwesens abgefaßt und veröffentlicht werden. Besonderes Interesse erweckte in der Diskussion die Frage nach den verschiedenen Arten der kommunalen Verwaltung des höheren Mädchenschulwesens und der Beteiligung von Frauen an diesen Körperschaften (Kuratorien usw.). Es wurde angeregt, eine Umfrage auf diesem Gebiet zu veranstalten.

Landesverein Preußischer Volksschullehrerinnen.

„Der Vorstand ist am 21. d. Mts. zu längerer Erörterung über seine Denkschrift „Das Lehrerinnenseminar" vom Herrn Kultusminister empfangen worden. Bei seinen Äußerungen nahm der Vorstand die Tatsache zum Ausgangspunkt, daß 95 höhere Seminare bestehen und nur 28 Volksschullehrerinnenseminare (20 staatliche und kommunale, 8 private), daß aber der Bedarf an Elementarlehrerinnen für höhere Schulen nur ganz gering ist, also ein großer Teil der im höheren Seminar ausgebildeten Lehrerinnen an Volksschulen Anstellung finden werde. Ihrer Ausbildung wird dann aber vieles fehlen, was eine Volksschullehrerin braucht: Volkswirtschaftslehre, Sozialpädagogik, Bürgerkunde. Es sei daher um der Volksschule willen dringend erwünscht, daß jene Gegenstände im Anschluß an Geschichte, Deutsch und Pädagogik ins höhere Seminar eingeführt werden. Vor allem fehle eine Volksschule als Übungsschule. Dem stimmte der Herr Minister zu und sagte, er habe die Absicht, in dieser Weise den Lehrplan der höheren Seminare zu erweitern, um den Anforderungen der Volksschule gerecht zu werden.

Auch die Mängel des Volksschullehrerinnenseminars: ungenügende Vorbildung der Seminaristinnen, zu kurze Ausbildungszeit, vor allem das fehlende vierte Jahr zu praktischer Ausbildung sind dem Herrn Minister bewußt. Seitens des Vorstandes wurde noch hervorgehoben, daß die kommunalen und besonders die privaten Volksschullehrerinnenseminare oft gar nicht die geeigneten Lehrkräfte zur Verfügung hätten, sondern im Nebenamt Gymnasiallehrer anstellten, die keinerlei Einsicht in die Bedürfnisse der Volksschule haben, daß alle diese Mängel es wünschenswert erscheinen ließen, allmählich an Stelle der beiden jetzt bestehenden Seminare ein Einheitsseminar zu schaffen, in dem alle Elementarlehrerinnen ausgebildet würden. Der Herr Minister gab zu, daß ein solches Seminar eine Ausbildung geben könnte, die auch für die Elementarlehrerinnen höherer Schulen genügen würde, wie ja auch im Seminar ausgebildete Elementarlehrer den Unterricht auf der Unterstufe der höheren Schulen erteilen. Er ist aber der Ansicht, daß das höhere Seminar weiter bestehen müsse als Vorbildung für das Universitätsstudium der Oberlehrerinnen und das Volksschullehrerinnenseminar daneben für die Minderbemittelten des Volkes. Dabei will er die Ausbildung der Lehrerinnen stets der der Lehrer gleichwertig gestalten und weniger Wert auf das Wissen als auf das Können legen. Er hofft, daß gerade unter den im Volksschullehrerinnenseminar ausgebildeten Lehrerinnen sich recht viele finden werden, die sich zur Anstellung auf dem Lande eignen. Sein Bestreben werde stets dahin gehen, wo die örtlichen Verhältnisse auf dem Lande es irgend gestatten, eine Volksschullehrerin in der zweiten oder dritten Stelle anzustellen, weil das Land für sie ein sehr geeignetes Arbeitsfeld zu ihrer Eigenart entsprechender Betätigung biete, und sie dort eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfalten könne. Auch die Minderbemittelten alle in einem vierjährigen Einheitsseminar auszubilden, dazu fehle es dem Staate an den nötigen Mitteln.

Der Herr Minister entließ die Abgeordneten des Vorstandes mit der Versicherung, daß er jederzeit gern bereit sei, Wünsche und Vorschläge aus Lehrerinnenkreisen entgegenzunehmen."

Die 4. Weltkonferenz des internationalen Verbandes »Worlds Young Women's Christian Association«

Sitz London — wird vom 18.—26. Mai d. J. in Berlin stattfinden. Das Programm erstreckt sich der ausländischen Gepflogenheit nach über eine längere Reihe von Tagen, als es bei uns zu geschehen pflegt. Es soll dadurch den vielen ausländischen Gästen, die erwartet werden, Gelegenheit zu persönlichem Austausch neben den Konferenzverhandlungen geboten werden. Letztere umfassen folgende 3 Hauptthemata: „Die Stellung der Jungfrauenvereine zur sozialen Bewegung", Ref. Miß Simms (Amerika), „Die Jungfrauenvereine und die evangelistische Bewegung", Ref. Freiin von Woellwarth-Lauterburg, „Die Jungfrauenvereine und die Missionsbewegung". Ref. Miß Kawai (Japan). — Wie wir hören, ist die Teilnahme gegen Lösung einer Konferenzkarte (für alle Veranstaltungen 8 ℳ — Tageskarte 1 ℳ) Gästen gestattet. Das ausführliche Programm liegt bereits im Druck vor und ist durch das Bureau des Verbandes der evangelischen Jungfrauenvereine Deutschlands Berlin N. 4, Tieckstraße 17 zu beziehen.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Mitteilungen des Zentralverbands zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform.** Der Vorstand stellt uns folgende Notizen zur Verfügung:

1. Die Zulassung von Gasthörerinnen an preußischen Universitäten. Seitdem die Frauen an den preußischen Universitäten immatrikuliert werden dürfen, stehen sie auch als Gasthörerinnen unter denselben Bedingungen wie die Männer. (Ministerialerlaß vom 23. September 1908 Zentralbl. vom Nov 1908.) Demnach werden solche Frauen als Gasthörerinnen zugelassen, die sich über eine Vorbildung ausweisen können, welche der zum Einjährig-Freiwilligendienst geforderten mindestens gleichkommt, die aber ein Amt bekleiden und infolgedessen nicht immatrikuliert werden können. Dafür kommen in erster Linie amtierende Lehrerinnen höherer Mädchenschulen in Betracht. Damit bei Überleitung in den neuen Zustand Härten vermieden werden, bestimmt der genannte Erlaß weiter, daß Frauen, die im Sommer 1908 Hörerinnen waren, auf gleichem Wege ihr Studium fortführen dürfen.

Der Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform hat bei den Rektoren der preußischen Universitäten eine Umfrage gemacht, aus deren Resultaten hervorgeht, daß die Bestimmungen dieses Erlasses in verschiedener Weise gehandhabt werden. Eine Anzahl Universitäten gibt dem Rektor die Entscheidung anheim, ob die Vorbildung der Frauen, welche gastweise Vorlesungen hören wollen, genüge und verlangt außerdem noch die Zustimmung der betreffenden Dozenten.

Die Universität Breslau gestattet den bisher als Gasthörerinnen zugelassenen Frauen, längstens bis 1. Oktober 1910, weiter zu hospitieren, und auch dies nur, wenn sie durch Zeugnisse der Dozenten nachweisen können, daß sie ihr Studium mit Erfolg betrieben und höchstens für ein Semester unterbrochen haben. Bei Volksschullehrerinnen und Sprachlehrerinnen entscheidet der Rektor von Fall zu Fall, im allgemeinen wird ihre Vorbildung nicht für genügend gehalten.

Die Universität Marburg verlangt, daß diejenigen Frauen, welche hospitieren wollen, die Zeugnisse über ihre Vorbildung und die Einwilligung derjenigen Dozenten, welche sie hören wollen, dem Rektor vorlegen und verwahrt sich im Hinblick auf die bestehenden Traditionen ausdrücklich dagegen, daß außer dem Lehrerinnenzeugnis, welches nach dem Erlaß vom 26. Februar 1901 für Zulassung der Hospitantinnen als genügend befunden wurde, auch das bloße Entlassungszeugnis einer höheren Töchterschule zur Zulassung genügen könne.

Dagegen läßt die Universität Münster i. W. „um Härten bei Überleitung in den neuen Zustand zu vermeiden", auch solche Frauen bis auf weiteres als Hospitantinnen zu, die eine höhere Mädchenschule absolviert haben und die Zustimmung eines der Dozenten zu dem Besuch seiner Vorlesungen beibringen.

Die Universität Bonn macht günstige Ausnahmen für weibliche Angehörige ihrer Dozenten und solche Frauen, die durch literarische Tätigkeit oder auf anderem Wege eine genügende Vorbildung nachzuweisen vermögen und sich für einen bestimmten Beruf, z. B. als technische Hilfsarbeiterinnen bei naturwissenschaftlichen Instituten, Polizeiassistentinnen usw. auszubilden suchen. Diese Frauen werden zum Teil nur zum Hören bestimmter Vorlesungen in beschränkter Zahl zugelassen.

Die Universität Greifswald teilt mit, daß „grundsätzlich" nur solche Frauen als Hörerinnen zugelassen werden, welche das Zeugnis der Reife von einem Gymnasium oder Realgymnasium oder einer Oberrealschule, mindestens aber das Zeugnis über die bestandene Lehrerinnenprüfung besitzen.

Nicht nur die Zulassungsbedingungen für Hospitantinnen, sondern auch die Immatrikulationsbedingungen für Frauen, die der Erlaß vom 3. April 1909 gibt, scheinen von der Universität Göttingen als bloße Übergangsbestimmungen aufgefaßt zu werden. Wir lesen in den gedruckten Bestimmungen: „Bis auf weiteres werden auch die Frauen, welche eine höhere Töchterschule absolviert haben und den Befähigungsnachweis zum Lehramt für mittlere und höhere Mädchenschulen beibringen und mindestens zwei Jahre als Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen gewirkt haben, rite immatrikuliert."

2. Zur Statistik des höheren Mädchenschulwesens in Preußen. Bis Mitte März stellt sich die Zahl der anerkannten höheren Lehranstalten für Mädchen wie folgt:

126 öffentliche und 184 private anerkannte höhere Mädchenschulen, 50 private und 25 öffentliche anerkannte Frauenschulen, 65 öffentliche

und 31 private anerkannte Lehrerinnen-Seminarien. Von den über 30 bestehenden Studienanstalten haben 23, die fast ausnahmslos erst im Entstehen begriffen sind, bereits die Anerkennung erhalten. Sie verteilen sich folgendermaßen auf die preußischen Provinzen: Ostpreußen 1 (Königsberg), Westpreußen 1 (Danzig), Brandenburg 6 (Berlin und Vororte), Posen 1 (Posen), Schlesien 2 (Breslau, Liegnitz), Hannover 1 (Hannover), Westfalen 3 (Bielefeld 2, Münster), Hessen-Nassau 2 (Wiesbaden, Frankfurt a. M.), Rheinprovinz 7 (Aachen 2, Cöln, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Trier). Von diesen Schulen zeigen gymnasialen Typus 1, Oberrealschultypus 1, alle anderen sind realgymnasiale Anstalten.

23 öffentliche und 8 private anerkannte höhere Mädchenschulen sind mit Frauenschule und Lehrerinnenseminar verbunden, 6 anerkannte höhere Mädchenschulen, und zwar vorwiegend königliche, sind mit Frauenschule, Lehrerinnenseminar und Studienanstalt unter einer Leitung. Von den privaten anerkannten Mädchenschulen stehen 172 unter weiblicher, 12 unter männlicher Leitung, von den öffentlichen anerkannten höheren Mädchenschulen stehen zurzeit 117 unter männlicher und 9 unter weiblicher Leitung.

3. Weibliche Oberlehrer mit voller akademischer Bildung sind gegenwärtig 18 in Preußen angestellt, 3 Kandidatinnen sind mit dem Recht auf Anstellung versehen, 9 sind zurzeit Seminarmitglieder, 4 Probandinnen, dazu kommen 12 zurzeit nicht angestellte. Es können also schon in der nächsten Zeit über 30 weibliche Oberlehrer zum Unterricht in den höheren Klassen der höheren Mädchenschulen und in den Studienanstalten zugezogen werden.

* **Die sächsische Mädchenschulreform.** Der Entwurf der sächsischen Regierung zur Reform des Mädchenschulwesens ist an dieser Stelle, wie auch in den Fachkreisen der höheren Mädchenschule, freudig begrüßt worden. Auch der engere Ausschuß des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen hat anerkannt, daß dieser Entwurf als ein bedeutender Fortschritt gegenüber der preußischen Neuordnung anzusehen sei. Es scheint aber nun einmal über der Mädchenschulreform ein Verhängnis zu schweben. Wenn die Fachkreise das Gute wollen, so will es die Regierung nicht; und wenn die Regierung das Gute will, so trifft es sich gerade so, daß ihr Interessenten gegenüberstehen, die anderer Meinung sind. Und so ist denn in der Tat der Entwurf der sächsischen Mädchenschulreform an seinen erfreulichsten Punkten rückwärts revidiert worden. Als solche waren allgemein die folgenden anerkannt: 1. die Besetzung der höheren Mädchenschule mit akademischen Lehrkräften; 2. die Zulassung der Frauen zur Leitung; 3. die Angleichung der höheren Mädchenschule an die Realschule und die entsprechende Gestaltung des Aufbaus nach Oberrealschultypus; 4. die Zulassung der Gemeinschaftserziehung; 5. die Trennung der Frauenschule in Haushaltungsschule und allgemeine Frauenschule.

Gegen alle diese Punkte hat sich nun von verschiedenen Seiten lebhafte Agitation erhoben. Diejenigen Fachkreise, die sich um die Meinung des Herrn Direktors Gaudig in Leipzig gruppieren, wollen einen Aufbau mit realgymnasialem Charakter, trotzdem bei der Zahl von nur drei Jahreskursen dabei nur ein uneinheitlicher und bezüglich des Latein unzulänglicher Schultypus herauskommen kann. Die Oberlehrer haben es sich natürlich nicht nehmen lassen, gegen die weibliche Leitung zu protestieren. Privatschulen wendeten sich gegen die Bedingung der akademischen Lehrkräfte, und aus überall verbreiteten Stimmungen, deren Belebung sich der bereits rühmlichst bekannte Männerrechtler Herr Justizrat Schnauß in Leipzig in einem Zeitungsaufsatz angelegen sein ließ, „verdichtete" sich eine Gegnerschaft gegen das Zugeständnis des gemeinsamen Unterrichts. Die Deputation des sächsischen Landtags, die den Entwurf für die Kammerverhandlungen vorzuberaten hatte, lieh, wie ihr Bericht zeigt, allen diesen Einflüssen ein williges Ohr. Sie strich die weibliche Leitung, sie schränkte die Gemeinschaftserziehung auf Fälle ein, in denen die besondere Genehmigung des Ministers eingeholt ist, sie zeigte sich Konzessionen hinsichtlich der akademischen Lehrkräfte geneigt und sie übernahm die Forderung eines realgymnasialen Oberbaues. Am 11. März kam das Gesetz in der ersten Kammer des Landtags zur Verhandlung. Hier wurde nur der § 19, der die Gemeinschaftserziehung regelt, von der Regierung noch entschieden verteidigt, mit dem Erfolg, daß der § 19 nicht in der Fassung der Regierung, sondern in der der Deputation angenommen wurde, durch welche der gemeinsame Unterricht auf Einzelfälle eingeschränkt wird. Im übrigen wurden die Beschlüsse der Deputation angenommen. Es bleibt nun abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen der Deputation in der zweiten Kammer haben werden, deren Verhandlung noch aussteht.

* **Gemeinsamer Unterricht in Baden.** Über die Zulassung der Mädchen zu den Knabenmittelschulen und die bekannte Enquete des badischen Philologenvereins über diese Frage hat sich in der zweiten badischen Kammer jetzt auch der Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch geäußert. Er sagt: „Ich glaube, auch das, was auf dieser Versammlung gesprochen worden ist, kann für die Schulverwaltung keinen Grund

abgeben, von der Einrichtung abzugehen, wie sie unseres Erachtens in durchaus zweckmäßiger und für die Mädchen förderlicher Weise bei uns eingeführt worden ist und nun bezüglich der höheren Lehranstalten seit dem Jahre 1900 besteht. Es ist ja dem hohen Hause bekannt, daß schon früher Mädchen zu den Realschulen zugelassen wurden, und daß seit dem Jahre 1900 auch einzelne Mädchen zu höheren Lehranstalten zugelassen werden dürfen. Ich betone das Wort „dürfen", was auch in der neuen Verordnung über das höhere Schulwesen enthalten ist, denn ein Zwang zur Aufnahme besteht nicht. Es hat nun der Oberschulrat in der Beilage zu Nr. 9 des Verordnungsblattes vom Jahre 1908 das Urteil über die bis dahin, in 8 Jahren, gesammelten Erfahrungen dahin zusammengefaßt, daß diese Erfahrungen im allgemeinen gute seien, daß das gelte sowohl für die unteren wie für die oberen Klassen, daß übereinstimmend die Fähigkeit der Mädchen bestätigt werde, daß in vielen Fällen — das haben wir ja heute auch gehört — sogar der größere Fleiß und das regere Interesse der Mädchen an einzelnen Unterrichtsgegenständen hervorgehoben worden sei. Auch werde ihrer Anwesenheit vielfach ein fördernder Einfluß auf die Knaben zugeschrieben. Ich glaube, dieses Urteil wird auch heute aufrechterhalten und jedenfalls kein Grund gegeben sein, abzugehen von den Maßregeln, die getroffen worden sind, und die nunmehr ihre Formulierung auch in der vorhin von mir angeführten Verordnung gefunden haben."

* **Stipendien für studierende Frauen.** Der Allgemeine Deutsche Frauenverein macht folgendes bekannt:

Da immer wieder Stipendiengesuche von Lehrerinnen einlaufen, die auf dem sogenannten vierten Wege, d. h. auf Grund bloßer seminaristischer Vorbildung in das Studium zum Examen pro fac. doc. eintreten, so machen wir nochmals darauf aufmerksam, daß Stipendien ausschließlich auf Grund der Maturitätsprüfung gewährt werden.

J. A.: Helene Lange,
Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Pauline Voigtländer,
Vorsitzende des Verwaltungsrats der Ferdinand- und Luise-Lenz-Stiftung des A. D. Fr.-V's.

* **Zehn Abiturientinnen** der Gymnasialkurse des Vereins Frauenwohl in Königsberg haben die Prüfung erfolgreich bestanden. Die Kurse des Vereins werden infolge der Begründung einer Studienanstalt in Königsberg im Herbst dieses Jahres geschlossen werden.

* **Als erster weiblicher Schulinspektor in Mähren** wurde vom Ministerium für öffentliche Arbeiten die Direktorin El. Kozlová zur Inspektion der Mädchengewerbeschulen ernannt.

Berufliches.

* **Besoldete Waisenpflegerinnen.** Der Magistrat in Charlottenburg hat beschlossen, vom 1. April zwei besoldete Waisenpflegerinnen mit besonderer Vorbildung und Erfahrung in der Säuglingspflege anzustellen. Ihre Aufgabe soll die Beaufsichtigung aller der städtischen Aufsicht unterstehenden Kinder unter zwei Jahren bilden. Berufswaisenpflegerinnen dieser Art sind schon in den meisten Großstädten tätig, auch in Berlin, in Rixdorf und als polizeiliche Aufsichtsdamen in Schöneberg. Es wird erhofft, durch die Tätigkeit solcher besonders vorgebildeten Berufs-Waisenpflegerinnen die Säuglingssterblichkeit der unehelichen Kinder, die in Charlottenburg trotz der allgemeinen niedrigen Säuglingssterblichkeit immer noch 20 % beträgt, weiter herabzumindern.

* **Eine besoldete Armenpflegerin** hat der Magistrat Osnabrück bei der Stadtverwaltung angestellt. Außerdem sind noch 20 Damen als Armenpflegerinnen ehrenamtlich tätig.

* **Über die Leistungen der weiblichen Gewerbeaufsichtsbeamten** äußerte in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses der Handelsminister, daß die weiblichen Beamten im wesentlichen dasselbe leisteten wie die Männer. In Berlin beabsichtige man die Anstellung zweier neuer Assistentinnen. Die etatsmäßige Anstellung der weiblichen Aufsichtsbeamten sei in Erwägung gezogen.

* **Frauen als Nahrungsmittelchemiker.** Die Auskunftsstelle für Fraueninteressen des Bundes deutscher Frauenvereine hatte vor einiger Zeit an das preußische Kultusministerium die Anfrage gerichtet, ob Frauen zu den Prüfungen der Nahrungsmittelchemiker zugelassen werden können. Der Minister hat jetzt dahin entschieden, daß eine Zulassung erfolgen kann, wenn die durch die Prüfungsvorschriften vom 22. Februar 1894 geforderten Nachweise erbracht werden. Danach ist die Vorbedingung für die Zulassung zu den

beiden Staatsprüfungen der Besitz des Reifezeugnisses einer neunstufigen Vollanstalt. Das Studium selbst dauert sechs Semester, nach deren Ablauf die Vorprüfung abzulegen ist. Nach der Vorprüfung sind ein halbes Jahr Mikroskopierübungen, mindestens drei Halbjahre praktische Übungen an staatlichen Anstalten zur technischen Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln zu absolvieren.

* **Eine Lehrzeit für weibliche Handwerkslehrlinge** einzurichten hat die Düsseldorfer Handwerkskammer beschlossen. Diese Lehre soll grundsätzlich der männlichen gleichgestaltet werden.

* **Gleicher Lohn für gleiche Leistung.** Der Landtag der Bukowina hat folgenden Antrag angenommen: „Der Landtag wird beauftragt, zu dem Lehrergehaltsgesetze vom 1. Februar 1910 eine Novelle zu schaffen, in der die Lehrerinnen den Lehrern gleichgestellt werden. Bis zur Sanktionierung dieser Novelle ist den Lehrerinnen der Unterschied zwischen ihren jetzigen und den für die Lehrer systemisierten Bezügen vom 1. Januar 1910 rückwirkend in Form einer Unterstützung aus Landesmitteln auszuzahlen."

* **Das norwegische Storthing** hat eine Vorlage, die eine von der männlichen Besoldung abweichende Gehaltsskala für weibliche Postbeamte zum Gegenstande hatte, abgelehnt.

* **Das Zölibat der Lehrerinnen,** das der Wiener Gemeinderat aufheben wollte, muß laut Beschluß des niederösterreichischen Landtags aufrecht erhalten werden. Trotzdem Stadtrat, Landesausschuß und Schulausschuß des Landtags die Aufhebung des Eheverbots befürworteten, fiel der Antrag im Plenum durch die Opposition der bäuerlichen Abgeordneten.

Arbeiterinnenfrage.

* **Ein Gesetzentwurf, betreffend das Verbot der Nachtarbeit der Frauen** in industriellen Unternehmungen ist im österreichischen Abgeordnetenhause eingebracht worden. Mit dem Gesetz soll für Österreich das bereits im Jahre 1906 beschlossene Berner internationale Übereinkommen ausgeführt werden. Das Gesetz bestimmt, daß Frauen zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr morgens nicht beschäftigt werden dürfen, gilt aber nur für industrielle Betriebe mit mehr als 10 Arbeitskräften, also nicht für Kleinbetriebe, nicht für die Landwirtschaft und nicht für das Gastgewerbe. Dabei sind Ausnahmsbestimmungen für unvorhergesehene Fälle, für die Verarbeitung von Stoffen, die raschem Verderben ausgesetzt sind und bei Saisonindustrien vorgesehen, es ist also wahrlich kein zu weitgehender Schutz. Günstigerweise gelten die Ausnahmsfälle aber wenigstens nicht für Arbeiterinnen unter 16 Jahren. Das Gesetz soll ab 1. Januar 1911 in Kraft treten, nur für die Rohzuckerfabriken besteht abermals eine Ausnahme, daß es dort erst 1918 in Kraft zu treten habe.

(Neues Frauenleben.)

Soziale Fürsorge.

* **Frauen als Waisenräte** zuzulassen bezweckt ein Antrag, der in der Charlottenburger Stadtverordnetenversammlung eingebracht ist. Der Magistrat wird ersucht, bei der Königlich Preußischen Staatsregierung dahin vorstellig zu werden, daß die geltenden Vorschriften über den Ausschluß der Frauen vom Amt der Waisenräte im Sinne einer Gleichstellung der in der Waisenverwaltung tätigen Männer und Frauen abgeändert werde.

* **Ein Fürsorgeamt** für die aus den Irrenanstalten als geheilt entlassenen Geisteskranken will die Deputation für städtische Irrenpflege in Berlin einrichten. Es soll zunächst an einer Stelle ein Beirat organisiert werden, zu dem man auch Frauen heranziehen wird.

Sittlichkeitsfrage.

* **Der Bund für Mutterschutz.** Daß wir an dieser Stelle über die in der Presse genugsam erörterten Vorgänge im Bund für Mutterschutz berichten, wird niemand erwarten. Diese Vorgänge sind für uns nur die Bestätigung eines längst gewonnenen Eindrucks. Gerade in den Kreisen der Frauenbewegung ist wohl nichts so peinlich empfunden worden, wie die Art der ganzen „kaufmännischen" Inszenierung der Propaganda, die der Bund getrieben hat. Wesentlicher für die Geschichte der deutschen Frauenbewegung als diese lediglich Personen betreffenden Vorgänge ist die Tatsache, daß der Gesamtvorstand des Bundes deutscher Frauenvereine in seiner Sitzung vom 11. März die Aufnahme des Bundes für Mutterschutz abgelehnt hat, und zwar mit allen gegen zwei Stimmen. Der Grund dieser Ablehnung hat selbstverständlich mit der gegenwärtigen Desorganisation des Bundes für Mutterschutz nichts zu tun. Es war dafür vielmehr ausschließlich sein Programm maßgebend, sofern es die Gedanken

der neuen Ethik vertritt. Die Ablehnung erfolgte auf Grund des § 1 der Satzungen des Bundes deutscher Frauenvereine, nach welchem seine Aufgabe die Förderung des Allgemeinwohles ist. Nach der Anschauung des Gesamtvorstandes ist den Ideen der neuen Ethik diese Wirkung nicht zuzusprechen. Dabei wurde ausdrücklich betont, daß man der praktischen Arbeit des Mutterschutzes volle Sympathie entgegenbringe. Die Ablehnung gilt also lediglich der theoretischen Grundlage des Bundes für Mutterschutz und steht und fällt mit dieser.

Politik.

* **In den Zentralausschuß der neuen fortschrittlichen Volkspartei** sind zwei Frauen gewählt: als Mitglied Dr. Gertrud Bäumer, als Stellvertreterin für den Vertreter der bayrischen Nationalsozialen Frl. Ika Freudenberg.

* **Einen Antrag auf Gewährung des Gemeindewahlrechts für die Frauen** will, wie verlautet, die freisinnige Fraktion im preußischen Landtag einbringen.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Um die Teilnahme der Lehrerin an der Schulverwaltung** kämpfen momentan die Hamburger Volksschullehrerinen. Die Oberschulbehörde, in welche die Lehrer bisher das Recht hatten, zwei Delegierte zu entsenden, soll neu geordnet werden. Bei dieser Gelegenheit sprechen die Lehrerinnen die begründete Bitte um Gewährung des gleichen Rechtes aus. Sie wird, wie hervorgehoben zu werden verdient, von den Lehrern unterstützt.

* **Kommunales Frauenwahlrecht.** Die neue Wahlordnung für die Stadt Laibach gibt eigenberechtigten Frauen ein kommunales Wahlrecht, das persönlich, aber nur zu einer bestimmten, für die Frauen festgesetzten Stunde ausgeübt werden soll. Die Wahlordnung bedarf noch der Annahme durch den Landtag.

* **Frauenwahlrecht in Dänemark.** Eine Verfassungsreform steht in Dänemark bevor, durch welche — wie der Minister des Innern kürzlich in einem Vortrag ausführte — Frauen das aktive und passive politische Wahlrecht gewährt werden soll.

* **Frauenstimmrecht im italienischen Parlament.** Der Deputierte Gallini brachte den Antrag ein, den Frauen das kommunale und provinziale Stimmrecht zu geben und sie zur Bewerbung um alle öffentlichen Ämter zuzulassen. Der Ministerpräsident Sonnino erkannte die Berechtigung der Forderung an und empfahl der Kammer ihre Berücksichtigung.

* **Aus der englischen Stimmrechtsbewegung.** Die Führerin des nationalen Verbandes für Frauenstimmrecht in England, Mrs. Fawcett, hat sich kürzlich wie schon früher einmal mit Entschiedenheit gegen die ungesetzliche Kampfesweise der Suffragettes ausgesprochen. Bekanntlich haben auch die Suffragettes selbst bis auf weiteres diese Methode aufgegeben und sind in einen Waffenstillstand getreten, bis die Regierung zur Frage des Frauenstimmrechts eine entschiedene Stellung genommen hat.

Bücherschau.

„Aus der Kinderzeit." Erinnerungen von Hans Arnold. Adolf Bonz & Co. Stuttgart 1909. Die liebenswürdige Verfasserin der vielen kleinen Humoresken aus dem Familienleben, die seit Jahrzenten der feste Bestand gelesenster Familienzeitschriften sind, wendet als alternde Frau ihre Lust zu fabulieren dem Stoffe der eigenen Jugend zu. Und gerade wie Ganghofer uns in seinen Kindererinnerungen lieber wird wie in seinen Romanen, weil das Leben darin echter und unmittelbarer und ohne literarische Aufmachung erscheint, wird das Buch von Hans Arnold auch bei denen Sympathie erregen, denen der Humor ihrer Erzählungen nicht mehr recht schmackhaft und ihr Inhalt konventionell und flach erscheint. Eine gute deutsche Kinderstube ersteht mit der ganzen Fülle ihrer gesunden Lebendigkeit vor unseren Augen. Hier sind alle einzelnen Typen ganz charakteristisch und bestimmt, jedes Milieu in seiner besonderen Farbigkeit unretouchiert und kräftig hingestellt. Die ersten Erzählungen bieten auch der Kinderpsychologie interessantes Material.

Ihr bedeutend überlegen sind die Jugenderinnerungen Ganghofers, die als erster Band eines Werkes **„Lebenslauf eines Optimisten"** im Cottaschen Verlag erschienen sind. Nicht nur die reichere künstlerische Natur des Verfassers, auch die kräftigere Ursprünglichkeit des Lebenskreises, dem er entstammt, sind Ursache dieser Überlegenheit. Unwillkürlich stellt sich einem das Kinderleben dieses durch und durch süddeutschen Mannes als Parallele neben die Jugendgeschichte Friedrich Paulsens. Auf dem friesischen Bauernhof wie in dem bayrischen

Forsthaus die gleiche nahe und warme Berührung mit der Natur und allem, was sie zu geben hat. Wundervoll konkret sind alle Eindrücke, alles steht unmittelbar in voller, lebendiger Wirklichkeit dem Kinde offen. Kaum das Spielzeug drängt sich als bloßes Symbol und Abbild des Wirklichen zwischen das Kind und die Dinge selbst. Das gibt dieser Kindheit ihre unvergleichliche Farbigkeit und ihren starken Lebensreichtum. Sie verläuft nicht in einer „Kinderstube", einer von Erwachsenen pädagogisch zurecht gemachten künstlichen Atmosphäre. Das Kind schafft sich seine Beziehungen zur Umwelt selbständig und unmittelbar. In den einfachen Verhältnissen des bayrischen Dorfes steht es im Volksleben mitten drin. Auch das Derbe und Unschöne dringt zu ihm hin, aber es fällt von ihm ab, ohne zu schaden. In der gesunden Luft dieser Wirklichkeit gedeihen gefährliche Einflüsse nicht, sie werden von der Energie des Lebens überwunden. Ganghofers Jugenderinnerungen sind zweifellos eine der wertvollsten, psychologisch interessantesten Jugendbiographien, die wir haben.

„Amalie Fürstin von Gallitzin" von Hanny Brentano. Herdersche Verlagshandlung. Freiburg im Breisgau. Die Biographie, die wir von dieser merkwürdigen und problematischen Frau haben müßten, bietet auch das Buch von Hanny Brentano nicht. Es ist dazu zu einfach. Wenn auch der tendenzlöse Charakter, der den bisherigen, ausschließlich katholischen Kreisen entstammenden Lebensbildern der Fürstin Gallitzin eignete, hier in etwas abgestreift und eine objektivere historische Würdigung gegeben wird, so stellt sie doch die einzigartige Seelengeschichte der Fürstin noch viel zu sehr in das Schema einer typischen sittlich-religiösen Entwickelung. Die vielen psychologischen Probleme, die in der besonderen Form ihres Wesens liegen, werden nicht erschöpft, die besondere Stellung dieses Seelenschicksals in der geistesgeschichtlichen Entwickelung überhaupt nicht genügend hervorgehoben. So bleibt das Bild bei aller äußeren Abrundung und Klarheit der Linien doch zu wenig individualisiert, und alle Formeln, die für ihren Charakter gefunden werden, um eine Nuance zu einfach. Vielleicht findet sich doch noch einmal ein Biograph, der in die Tiefe und die Kompliziertheit dieses Frauenlebens mit kongenialem Verständnis einzudringen vermag. Bis dahin bietet das Buch von Hanny Brentano jedenfalls einen brauchbaren und lesenswerten Ersatz.

„Nur ein Gleichnis." Novellen von Helene Voigt-Diederichs. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1909. Die Novellensammlung trägt ihren Titel nicht, wie das sonst üblich ist, nach irgendeiner einzelnen zu ihr gehörigen Erzählung, sondern um etwas über ihr Wesen selbst auszusagen. Er deutet hin auf den Symbolismus, den Helene Voigt-Diederichs als Merkmal ihrer dichterischen Anschauung erkennt. Kein Symbolismus in der Art der Neuromantik, sondern etwas Innerlicheres, Unwillkürlicheres und Diskreteres. An den einfachen Erlebnissen eines Kindes oder eines einfältigen Menschen, wie sie der Alltag zu Tausenden vor uns hinstellt, wird die tiefe Bedeutsamkeit der menschlichen Dinge erkenntlich, Traum und Leben, Schicksal und Wille, das große Rätsel des Todes, die schwere menschliche Aufgabe, zu entsagen ohne sich selbst zu verlieren. Am schönsten sind in dieser Sammlung die Kinderskizzen; ein Beispiel feinster lyrischer Kunst ist die Folge von Bildern aus dem Leben des Landkindes, wo in all den einfachen, so schlicht realen Erlebnissen mit Tier und Menschen die Stimmung träumerischer Kindesseligkeit, wehmütiger Erinnerung und tiefer Liebe zum Leben so kräftig und eindringlich sich ausspricht.

„Die Frauenfrage im Mittelalter" von Karl Bücher. Zweite verbesserte Auflage. Tübingen, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 1910. (Preis 1,50 Mark.) Die bekannte vorzügliche Studie hat in ihrer zweiten Auflage kleine Berichtigungen und Zusätze erhalten, außerdem aber einen längeren Zusatz am Schluß, über dem leider nicht dieselbe Objektivität gewaltet hat wie über der Studie selbst. Das wird viele unserer Leserinnen nicht wundern, wenn sie hören, daß es sich um die moderne Frauenbewegung handelt. Von dem Verfasser einer Studie freilich, die ein so tiefes Eindringen in das Frauenleben vergangener Zeiten verlangt, hätte man billig erwarten dürfen, daß er auch der modernen Frauenbewegung ein intensiveres Studium widmete. Wenn er von dieser sagt, sie wolle „auf der Grundlage selbsteigenen Erwerbes von Mann und Weib eine Neuordnung der geschlechtlichen Beziehungen", so ist das so mißverständlich ausgedrückt, wie es eben nur auf Grund eines eigenen Mißverständnisses ausgedrückt werden kann. Gewiß sind viele der auf Grund der letzten Erwerbsstatistik angestellten Betrachtungen beherzigenswert; ein so guter Kenner des wirtschaftlichen Lebens sollte sich aber doch nicht darüber täuschen, daß diese Verhältnisse sich nicht durch Wünsche der Frauenrechtlerinnen regeln lassen; ebensowenig freilich auch durch Wünsche ihrer Gegner.

„Schillers philosophische Gedichte." Eine Einführung in ihre Grundgedanken von Helene Lange, Berlin SW. 68, L. Oehmigkes Verlag, R. Appelius (Preis Mark 1,60; elegant gebunden Mark 2,50) erschien soeben in dritter Auflage. Das Vorwort dazu lautet: „Wenn die neue Auflage dieses Buches innerhalb eines so viel kürzeren Zeitraumes notwendig wurde als die zweite, so scheint es mir, als ob die überraschend eingetretene Welle eines neuen Verständnisses für Schiller auch diesen kleinen Kommentar mit emporgetragen hat. Das Bedürfnis nach einer Zusammenfassung und inneren Festigung des Lebens, seiner Aufgaben und Ziele durch eine sinnvolle Form ist doch wohl in den Menschen unserer Tage wieder lebendiger geworden, und die zur zweiten Auflage ausgesprochene Ansicht, auch Schiller möge noch manche Antwort auf Weltanschauungsfragen unsrer Zeit zu geben haben, scheint nicht unberechtigt zu sein. Die Änderungen und Zusätze der neuen Auflage sollen zum Teil dem Versuch dienen, die Beziehungen zwischen Schillers Gedankenwelt und den geistigen Interessen und Lebensfragen der Gegenwart noch deutlicher hervortreten zu lassen."

Kurze Anzeigen.

„Grundzüge der Physiologie." Von Thomas H. Huxley. Neubearbeitet von Dr. J. Rosenthal, Professor an der Universität zu Erlangen. Vierte verbesserte Auflage. Mit 101 Abbildungen im Text und einem Titelbilde. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1910. (Preis 9 *M.*, geb. 10,50 *M.*) Das gut eingeführte Werk ist bei uns schon in früheren Auflagen gewürdigt worden; es ist zur Anschaffung für Schulbibliotheken ganz besonders zu empfehlen.

„Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in Deutschland." Von Dr. Wilhelm Liese. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). gr. 8°. 160 Seiten. Preis elegant gebunden 2 *M*, postfrei 2,20 *M*.

Inhalt: Die Bedeutung der häuslichen Tätigkeit der Frau; 1. Hauswirtschaftliche Ausbildung im Anschluß an die Familie: Bei der Mutter, als Dienstbote, Lehr- und Schulhaushaltungen. 2. In der Volksschule: Handarbeitsunterricht, Haushaltungsunterricht, Schulküchen. 3. In den Fortbildungsschulen: Bedeutung, Entwicklung, Ausgestaltung. 4. In den höhern Mädchenschulen: Heutiger Stand und Wünsche. 5. Spezialschulen: Geschichtliche Entwicklung, Frauenarbeitsschulen, Handarbeitsschulen, Näh- und Flickschulen, Haushaltungsschulen und Pensionate, Ländliche Haushaltungsschulen, Wirtschaftliche Frauenschulen, Molkerei- und Gartenbauschulen für Mädchen. 6. Hauswirtschaftliche Kurse: Stehende, Wanderkurse. 7. Lehrerinnen und Unterricht: Stellung der hauswirtschaftlichen Lehrerinnen, Ausbildungsanstalten. Der Unterricht, Methode und Hilfsmittel. 33 Anlagen.

Aus der bekannten, bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens: **„Aus Natur und Geisteswelt"** machen wir auf folgende Neuerscheinungen und Neuauflagen aufmerksam:

„Finanzwissenschaft." Von Dr. S. P. Altmann, hauptamtlicher Dozent der Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft an der Handelshochschule zu Mannheim.

„Heldenleben." (Mittelalterliche Kulturideale I.) Von Dr. Vald. Vedel, ordentl. Dozent an der Universität Kopenhagen.

„Die deutschen Personennamen." Von Prof. Alfred Bähnisch, Direktor d. Kgl. Gymnasiums in Kreuzburg O.-Schl.

„Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart." Von Dr. Karl Knabe. Direktor der Oberrealschule zu Marburg a. d. Lahn.

„Das Drama." I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. Mit 3 Abb. im Text.

„Luther im Lichte der neueren Forschung." Ein kritischer Bericht von Heinrich Boehmer, Prof. in Bonn. 2. völlig umgearbeitete Auflage.

„Die Mechanik des Geisteslebens." Von Max Verworn, Professor an der Universität Göttingen. 2. Auflage. Mit 18 Figuren.

„Grundzüge der Verfassung des deutschen Reiches." Von Dr. Edgar Löning, Prof. in Halle. 3. Aufl.

Preis jedes Bändchens geh. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Buckeley, August, Dr. jur. et rer. pol. „Zur Frage der Mutterschaftsversicherung." Regensburg 1908. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Burghaller, Rudolf. „Phryne". Drama. Gose u. Tetzlaff, G. m. b. H., Berlin W. 30.

Calker, Dr. Fritz van. Professor der Rechte an der Universität Straßburg i. E. „Frauenheilkunde und Strafrecht". Verlag von Schlesier u. Schweikhardt 1908.

Danziger Verkehrszentrale, eingetragener Verein Danzig 1908. „Danzig als Wohnstadt". Herausgeber und Verlag: Danziger Verkehrszentrale.

Dunger, Hermann. „Engländerei in der deutschen Sprache." 2. umgearbeitete und stark vermehrte Auflage des Vortrags: Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold). Preis 1,20 Mark.

Eulenberg, Herbert. „Du darfst ehebrechen." Eine moralische Geschichte allen guten Ehemännern gewidmet. 1909. Erich Reiß Verlag Berlin-Westend. Preis brosch. 0,75 Mark.

Eysell-Kilburger, E. (Frau Victor Blüthgen). „Zwischen zwei Ehen." Roman. Chemnitz, Alwin Beckers Verlag.

Fleck, Albert, Arzt in Berlin. „Kinderschutz gegen Unfälle." 300 Regeln für Eltern, Erzieher und Kinder. Berlin, Verlag von Julius Springer. Preis steif brosch. 0,80 Mark.

France, R. „Das Liebesleben der Pflanzen." Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart. Preis 1 Mark.

François, Kurt von. „Ästhetik". 1. Teil. Ästhetische Psychologie 1. Der Funktionzweck und die allgemeine Form der ästhetischen Auffassungweise. Verlag von Kahlenberg u. Günther, Groß-Lichterfelde. Preis 2 Mark.

Franke, Ilse. „Lebenskunst". 800 Apherismen mit Anhang. Theosophisches Verlagshaus Dr. Hugo Vollrath, Leipzig.

Gesell, Silvio, Buenos Aires, **Frankfurth, Ernst,** Arosa. „Aktive Währungspolitik". Eine neue Orientierung auf dem Gebiet der Notenemission. Physiokratischer Verlag (Georg Blumenthal). Berlin-Großlichterfelde W., Ringstr. 49. Leipzig, Bernhard Hermann. Preis 1,50 Mark.

Grigensohn, Mag. Karl. Professor in Dorpat. „Seele und Leib". Eine philosophische Vorstudie zur christlichen Weltanschauung. 3. Tausend. IV. Serie, 10. Heft der biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von D. Friedrich Kropatschek, Professor in Breslau. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. Preis 50 Pfg.

Hinze, Adolf. „Erscheinung und Wirklichkeit." Eine Kritik der reinen Empfindung. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig.

Hügli, Emil. „Die Jungfrau". Eine Dichtung. Verlag H. Schäfer, Schleusingen. Preis brosch. 2 Mark, in eleg. Leinbd. 3 Mark.

Klob, Auguste. „Der einsame Weg." Ein Wiener Künstler-Roman. Verlag und Druck von C. Heinrich-Dresden.

Krause, Otto. „Das hohe Lied des Weibes". Gedichte. Dresden. Verlag von Rudolf Kraut. Preis 2 Mark.

Lette-Verein

u. d. Protekt. J. M. d. Kais. u. Kön.

Berlin W., Viktoria-Luisepl. 6.

Sommersemester 1910.

1. **Gewerbe- u. Kochschule:** Ausbildung in allen wirtschaftlich. Fäch. u. weibl. Handarbeiten f. Beruf u. Haus. (Einzelkurse, monatl. Aufn.) ½ jährige u. Jahreskurse in der Wirtschaftsschule.
2. **Seminare f. Handarbeits-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen.**
3. Kurse für Ausbildung zur **gewerblichen Schneiderin.**
4. **Handelsschule:** Kurse für alle Handelswissenschaften.
5. Vorbereitungskurse für die Ausbildung zur **Bibliothekarin.**
6. Lehranstalten f. **Photographie, Buchbinderei u. gewerbl. Kunststickerinnen.**
7. **Haushaltungsschule** f. schulentlassene junge Mädchen. **Pension** zu mäßigen Preisen im Hause.

Der Lette-Verein besitzt eine eigene **Stellenvermittlung.** Anmeld. u. nähere Ausk. durch d. Verwaltungsbureau. Prospekte gratis u. franko.

PENSION

Schmidt - Fischer

Potsdamer Strasse 27b, I. u. II.

nahe Potsdamer Bahnhof u. Tiergarten.

Gut möblierte Zimmer

mit u. ohne Pension nach Vereinbarung.

Mässige Preise. — Vorzügliche Verpflegung. — Beste Referenzen.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim,

BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,

dicht am Anhalter Bahnhof.

Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Städtisches Lyzeum zu Hildesheim.

Abteilung A. Zweijährige Frauenschule. Ziel: Vertiefung der Allgemeinbildung u. Einführ. in d. erzieherische, hauswirtsch. u. soziale Arbeit d. deutsch. Frau. Verbindl. ist d. Teilnahme an mind. 12 Wochenstdn. (inkl. 2 Std. Pädagogik). Aufnahmebedingung: Reifezeugn. ein. höh. Mädch.-schule od. gleichwert. Vorbild. Das Belegen ein. Kurs. verpflicht. für ½ Jahr.

Abteilung B. 1. Kurse für Sprachlehrerinnen; 2. Zweijährige technische Kurse (technisches Seminar) zur Ausbildung von **Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde u. d. weibl. Handarbeiten,** sowie von **Turnlehrerinnen.** Vorbedingung: Erfolgreicher einjähr. Besuch d. Frauenschule mit besonderer Berücksichtig. d. späteren Fachausbildung.

Mit d. Anstalt ist ausser ein. **Kindergarten** u. ein. **Kinderbewahranstalt** eine besond. **Haushaltungsschule** verbund. **Hospitantinnen** können an einzeln. Fächern teiln. Ausführl. Ausk. erteilt d. Unterzeichn., d. auch gute Familienpensionen nachweist. **Schulgeld:** 180 M. jährl. Mündliche oder schriftliche **Anmeldungen** werden täglich entgegengenommen. Sprechstunde 11½—1 Uhr.

Der Direktor: **H. Freymark.**

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Kurse für Lehrerinnen zur Vorbereitung u. Ergänzung des Universitäts-Studiums.

Latein, Griechisch,
Mathematik, Naturwissenschaften.

▪ ▪ Beginn Ostern. ▪ ▪

Näheres durch die Direktorin der Gymnasialkurse,
Frl. M. Strinz, **BERLIN, Dessauer Strasse 24.**

Kunstschule des Westens. Für Zeichnen u. Malen.

Berlin-Charlbg., Kantstr. 154a. Sprz. 12—1½ Uhr. Prosp. fr.

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Godesberg,

gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2 jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin

Frl. **M. Erdmann.**

Berliner Fröbel-Verein (Corp.)

Kindergärtnerinnen-Seminar: Leitung **Anna Wiener-Pappenheim**

SW. Städt. Schulhaus: Wilms- und Bärwaldstr. Ecke

Kinderpflegerinnen-Schule: Leitung **Anna Zehrfeld**

S. Städt. Schulhaus: Stallschreiberstr. 54

Prospekte im Vereinsbureau: SW. Johanniterstr. 19 (3—5 Uhr)

Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnenseminar des Frauenbildungsvereins. Frankfurt a. M.

Ziele:
1. Lehrerin am Seminar.
2. Leiterin eines Kindergartens oder Hortes.
3. Familienkindergärtnerin.
4. Kinderpflegerin.
5. Einführung in die Fröbelschen Ideen und Beschäftigungen für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Ella Schwarz.** Sprechstunden: Montag, Donnerstag und Samstag von 11—12 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessionierte Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M.

Ausbildung auf allen Gebieten der Hauswirtschaft für das eigne Haus und als Hausbeamtin.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Sophie Hoppe.** Sprechstunden: Mittwoch von 10—12 Uhr, Samstag von 11—1 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessioniertes Seminar für Koch- und Haushaltungskunde des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M., Hochstr. 22.

Ausbildung von hauswirtschaftlichen Lehrerinnen.

Anmeldungen bei **Agnes Herbst,** Sprechstunden tägl. von 9—12 Uhr, Hochstr. 22.

Kleine Mitteilungen.

Zu Beginn des Sommersemesters wird auf das **Berliner Studentinnenheim,** NW. 23, Siegmundshof 6, 3 Minuten von der Stadtbahn entfernt, aufmerksam gemacht. Studentinnen finden dort behaglichen Aufenthalt von 85 Mark monatlicher Pension an. Als besonders angenehm werden die hellen, freundlichen Räume und die Nähe des Tiergartens, durch welchen der Weg zur Universität führt, empfunden.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Zu sofortigem Antritt wird an eine Privatschule in der Mark eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin für die Mittel- und Unterstufe gesucht. Befähigung zur Erteilung des Handarbeits- und Zeichenunterrichtes sehr erwünscht. Gehalt 1200 Mark.

2. Zu sofort wird nach Norddeutschland an eine höhere Privatschule eine evangelische für höhere Schulen geprüfte, erfahrene Lehrerin mit im Ausland vertieften französischen Sprachkenntnissen gesucht. Bewerberinnen über 30 Jahre alt erhalten den Vorzug. Anfangsgehalt 1400 Mark, steigend alle drei Jahre um 100 Mark. Nach dreijähriger Bewährung erfolgt Eintauf in Pensionskasse.

3. Gesucht für den Unterricht zweier Mädchen von 13 und 11 Jahren zu sofort in die Familie eines Berawerksdirektors in Schlesien eine erfahrene,

Hesslingsche höhere Mädchenschule
(anerkannt nach den Bestimmungen f. d. höh. Mädchenschulwes. v. 8. Aug. 08)
und Lyceum
(höheres Lehrerinnenseminar und Frauenschule)
Seminarübungsschule u. Kindergarten
für Kinder besserer Stände
Direktorin: Hedwig Köster, Berlin SW.
Dessauer Strasse 24, dicht am Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhof.
Sprechzeit: Mont., Dienst., Donnerst., Freit. 12—1, Mittw. 3—4½ Uhr.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung V der Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.
Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

PENSION SIMLA.
Erstklassiges Familienpensionat
der Schwestern Gaudian in Dresden-A.,
35, Johann-Georgen-Allee,
dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber,
in gesundester Lage.
Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

wissenschaftlich geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit guten Sprachkenntnissen. Befähigung zur Erteilung des Zeichen- und Malunterrichts Bedingung. Gehalt 1000 Mark und freie Station.

4. An eine anerkannte höhere Privatmädchenschule in größerer Stadt Norddeutschlands wird zu sofort oder später eine Oberlehrerin für Mathematik und Naturwissenschaften oder Deutsch und Französisch gesucht. Gehalt 2400 Mark und Einkauf in Pensionskasse. Meldungen umgehend erbeten.

5. Für die Oberstufe einer Privatschule im Rheinland wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, katholische Lehrerin gesucht. Das Anfangsgehalt beträgt 1200 Mark bei freier möblierter Wohnung.

6. Nach Schlesien wird zu sofort in die Familie eines Fabrikbesitzers eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin zu zwei Mädchen von 12 und 10 Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

7. Für Mitte September wird an ein Töchterpensionat in Württemberg eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, evangelische Lehrkraft mit guten Sprachkenntnissen gesucht. Befähigung zur Erteilung des Mathematik-, Turn- und Gesangunterrichts sehr erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Gesucht zu sofort in eine adlige Familie in der Mark eine jüngere für höhere Schulen geprüfte, evangelische Erzieherin zu einem 7jährigen Knaben. Musik erwünscht. Gehalt zirka 800 Mark bei freier Station.

9. In eine Familie in Westfalen wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit guten Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 10 Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, **Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt.**, dagegen **Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren** an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag Zimmerstr. 94. (R. Appelius).

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.

Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Mütter!

gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft-** und **Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton"** für mein 1½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton"** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2.— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

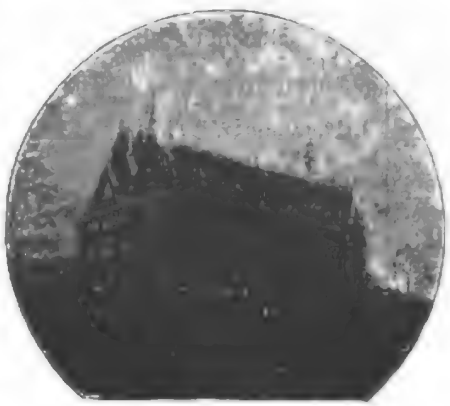
Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
- a) für die Familie,
- b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.



Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr.

Haushaltungsschule.

1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften**, die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner**, Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell**, Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50** M., broschiert **5.50** M.

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34 35. **W. Moeser Buchhandlung.**

In unserem Verlage ist erschienen:

Schellfisch-Kochbuch

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte zur Zubereitung des Schellfisches, Kabliaus und verwandter Fische

von

Elise Hannemann

Vorsteherin der Kochschule des Lettevereins in Berlin.

Preis 0,60 Mark

(mit Porto 0,65 Mark).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. W. Moeser Buchhandlung.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

!! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !!

Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Summer Term in Norham Hall
begins April 13th, ends June 22nd 1910.

An Examination on the result of which Certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to **Mrs. BURCH.** Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hildas Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.
Subject "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: ***Die Frauen und das politische Leben.*** *Pr. 50 Pf.*

Gertrud Bäumer: ***Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur.*** *Pr. 50 Pf.*

Neuordnung ***des höheren Mädchenschulwesens in Preussen.*** *Pr. 50 Pf.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchhdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S

ARCHIVE 1776

Mai 1910

DIE FRAU

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES DEC 1969

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

	Seite
Friedrich Naumann. Von Gertrud Bäumer	449
Die ersten zehn Jahre weiblicher Vormundschaft in Deutschland. Von Dora Möbius	456
Meta. Erzählung von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). Schluss	464
Englische Gartenstädte. Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt	480
Die Frau in Fichtes Leben und Denken. Von Richard Wagner. (Schluss)	485
Der Naturalismus in der Vokalmusik. Von S. D. Gallwitz	492
Zur Frauenbewegung. — Versammlungen und Vereine. — Bücherschau. — Anzeigen	500 512

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Soeben ist die **zweite vermehrte** und **verbesserte Auflage** erschienen von:

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

Preis 3,50 Mark.

Das Werk ist das **genaueste** und auf **wissenschaftlicher** Grundlage beruhende **Auskunftsbuch über die Erwerbsmöglichkeiten** für Frauen, sowie über deren Aussichten in den Berufen.

Alle Verordnungen und Verfügungen, die **neuesten Errungenschaften** auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbstätigkeit sind berücksichtigt. Es ist ferner das **einzige Werk,** welches eine **genaue Zusammenstellung der öffentlichen und gemeinnützigen Ausbildungsanstalten** enthält unter Angabe der Dauer des Bildungsganges sowie der Preise für Schulgeld bezw. Pension.

Berlin S. 14
Stallschreiber-Straße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

Digitized by Google

17. Jahrg. Heft 8 Mai 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Friedrich Naumann.

Von

Gertrud Bäumer.[1])

Nachdruck verboten.

Die Geſchichte der ſozialen Idee im 19. Jahrhundert bewegt ſich um vier Ideale, die von allen Seiten her, durch Philoſophie, Literatur und Kunſt, durch Sozialwiſſenſchaft und Politik herausgearbeitet, geſtützt und begründet werden und von denen man ſagen kann, daß die deutſche Kultur auf ihnen beruht. Das eine iſt die Idee der Perſönlichkeit, wie ſie von unſerer klaſſiſchen Literatur entdeckt, in der geiſtigen Bewegung des 19. Jahrhunderts mannigfach gewandelt, vertieft und verfeinert, aber doch als ein unverlierbares Kulturgut feſtgehalten worden iſt. Alle Kultur haftet an der kräftigen Entwicklung der Individualität, an der Steigerung geiſtiger Sonderart, nach der doppelten Seite ihrer Kraft und ihrer Form. Als dieſe Erkenntnis einer künſtleriſch überſchwänglich reichen Periode des deutſchen Geiſtes zuerſt bewußt wurde, trat ſie als ein ganz perſönliches Lebensprogramm auf. Es war ſo, wie Wilhelm von Humboldt das einmal von ſich ſagt, daß alles geiſtige Leben als individuelles Leben empfunden wurde, daß ſich der Menſch mit der ganzen Summe ſeiner Werte und Anſprüche gewiſſermaßen in der Individualität barg und aus ihrem Weſen heraus die objektive Welt betrachtete. Aber es zeigte ſich, daß die Kräfte der Kultur ſich nicht widerſtandslos den Zwecken der Individualität fügten, weil über ihnen der Zwang anderer, größerer Formen waltete. Es iſt richtig, daß ein Geſetz perſönlicher

[1]) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers Eugen Salzer, Heilbronn, bringen wir hiermit das Schlußkapitel des in dieſen Tagen erſcheinenden Buches von Dr. Gertrud Bäumer **„Die ſoziale Idee in den Weltanſchauungen des 19. Jahrhunderts,** die Grundzüge der modernen Sozialphiloſophie". D. Red.

Digitized by Google

Einheit das Wesen des Einzelnen umfaßt, aber diese Einheit ist wiederum nur ein Teil. So entsteht aus dem humanistischen Ideal der Persönlichkeit die Idee der Kulturgemeinschaft. Den Vertretern des humanen Idealismus selbst klärt sich die Wahrheit, die schon in der Idee der Persönlichkeit dunkel geahnt wurde: daß eben die Kulturwerte, die im Begriff der Persönlichkeit entdeckt waren, nicht von ihr allein geschaffen werden können, sondern ihr zum Teil kraft ihrer Zugehörigkeit zu einem Ganzen eigen sind. Das gleiche Lebensgefühl, die gleiche Anschauungskraft, welche die Persönlichkeit entdeckten, erfaßten darüber hinaus die Individualität der Gesellschaft. Man erkannte, daß Stil und Form ebensowohl eine Schöpfung der Kulturgemeinschaft seien, daß der Einzelne, um dieses Gut: Persönlichkeit, zu erwerben, angewiesen sei auf die Bedingungen, die ihm die Gesellschaft darbietet, daß er sich eingliedern müsse in das Wesen ihrer Lebensformen. So erhebt sich über der Forderung nach Eigentümlichkeit für den Einzelnen die Forderung, daß auch eine Nation, eine Zeit Charakter erwerbe, eine Einheit ihrer Kräfte herstelle, sich Form zu geben verstehe. Und die Möglichkeit für die Individualität, in freier Wahl aus einer Unendlichkeit von Stoff und Aufgaben sich zu bilden, wird eingeschränkt durch das Gesetz dieses größeren Rhythmus, den auch das Einzelleben mit verstehen und schaffen muß, wenn es nicht maßlos werden oder sich in unfruchtbarem Widerstand verzehren will. In einem unaufhörlichen Auf und Ab werden diese beiden Möglichkeiten, die Kultur der Persönlichkeit und die Kultur der Gesellschaft, gegeneinander abgewogen. Und in diesem Auf und Ab, bei dem einmal der Wert der Persönlichkeit und dann wieder der der Gesellschaft stärker betont wird, stellt sich doch immer wieder heraus, daß sie beide aufeinander angewiesen sind.

Eine gleiche Entwicklung schafft auf dem Boden der ethischen Lebensbetrachtung zwei entsprechende Ideale: das der Freiheit als des Gutes der sittlichen Persönlichkeit und das der Gleichheit als des Gutes der sittlichen Gemeinschaft. Als ein unveräußerlicher und unverlierbarer Maßstab steht seit Kant das Ideal der Autonomie, der sittlichen Selbstbestimmung und mit ihm das soziale Ideal einer Gemeinschaft, in der jeder Mensch als Selbstzweck zu gelten hat, über der modernen Kultur.

Diese vier Kulturideale zu behaupten und miteinander ins Gleichgewicht zu setzen, ist die Aufgabe sowohl jeder persönlichen Lebensgestaltung wie auch jeder Kulturpolitik. Daß es dabei vor allem auf die Bewältigung der Widerstände ankommt, die aus den wirtschaftlichen Bedingungen stammen, ist durch Marx zur allgemeinen Weisheit erhoben. Sie bestimmt die Wege, auf denen die Verwirklichung dieser Ideale gesucht, das Terrain, auf dem der Kampf um sie gekämpft werden muß.

Wenn dies in der Tat die Konstellation für die soziale Idee in der Gegenwart ist, so findet ein Versuch, die Bildungsgeschichte dieser Idee zu zeigen — sie als ein Ringen um praktische Lebensfragen zu zeigen — einen ihm entsprechenden Abschluß in der Persönlichkeit und dem Werk Friedrich Naumanns.

Denn hier werden in der Tat diese großen Tendenzen unserer Kultur zusammengefaßt zu einem praktischen Programm, umgewandelt in kulturpolitische Leitmotive und in Beziehung gesetzt zu den wirtschaftlichen Grundbedingungen, von denen die Verwirklichung sozialer Ideale abhängt.

Die Persönlichkeitsidee des humanen Idealismus — man kann auch sagen, die germanische Idee der Individualität — ist in diesem zugleich tief religiösen

und künstlerisch empfindenden Mann mit besonderer Kraft lebendig. Sie gibt ihm die Fühlung dafür, daß Freiheit nicht nur ein formaler Begriff, sondern ein Kulturwert ist. Daß Freiheit darin besteht, persönlich sein zu dürfen, sich selbst zu verkörpern und zu besitzen in seinem Werk, in dem leibhaftigen Leben seiner Ideen. Kultur besteht in der Summe der Möglichkeiten, leblose Dinge zum Ausdruck persönlichen Lebens zu machen, sie reden zu lassen von dem Innern einer Seele, von ihrer Weise zu sehen, zusammenzufügen, von ihrer Schönheitssehnsucht, ihrem Wissen um sich, ihren stillen oder stürmischen Ansprüchen und Forderungen an die Welt. Der Wert der sozialen Organisation beruht darin, daß sie dem Menschen gestattet, persönlich zu sein. Dieses Ideal aber weist über den Einzelnen hinaus auf ein „großes Willensziel für das deutsche Menschentum" überhaupt, auf die gemeinsame Schöpfung eines deutschen Stils, auf das wirtschaftliche Ideal „vollkommener Materialverwertung". Auch das, was die Gesellschaft schafft, muß diesem Ideal unterstehen, denn sie teilt ja heute mehr als je dem Einzelnen seinen Lebensinhalt zu. Die Sphäre, die sie ihm gibt, müßte Aufgaben für persönliche Auffassung und persönliche Leistung enthalten. Die Ziele, die sie setzt, müßten persönliches Leben wecken können; bei den Einrichtungen, die sie schafft, müßte an das Glück und die Würde persönlichen Daseins gedacht sein. Das ist die große Verpflichtung, die das deutsche Volk als Erbe seiner Klassiker übernommen hat: die Behauptung des Kulturgutes der Individualität gegenüber aller Unpersönlichkeit, allem flachen und seelenlosen Dasein, das die bloße äußere Zivilisation mit sich bringen kann. Seine Blutwärme und kräftige Lebendigkeit bekommt dieses Ideal persönlichen Daseins ebenso wie aus der künstlerischen aus der religiösen Sphäre. „Der Untergrund aller Freiheiten ist mit Religion sehr verwandt, denn er ist ein Seelenzustand, der voll von Glauben und Hingabe ist. Man streiche alle Menschen aus der Welt, die diesen Zustand haben, und die Freiheiten werden nur wie naß geregnete Fahnen von den Dächern herabhängen."

Auf dieser Grundlage einer Innerlichkeit, in der alle Möglichkeiten eines reichen individuellen Daseins lebendig empfunden werden, gewinnt der sittliche Freiheitsbegriff, der so leicht etwas bloß Formales bleibt, seine schöpferische Bedeutung. Er enthält die Bedingung und das lebendige Prinzip aller persönlichen Entfaltung. Er gibt den Boden des Vertrauens und der menschlichen Anerkennung, auf dem allein alle freudige, fruchtbare Arbeit geleistet werden kann. Er schafft das Klima, in dem alle frischen Kräfte, alle Initiative und ursprüngliche Regsamkeit eines Volkes zur Blüte kommt.

Die unvergleichbare ethische und kulturpolitische Bedeutung Naumanns liegt nun darin, daß ein durch Kulturideale innerlich bestimmter und erfüllter Geist illusionslos und mit einem fast asketisch disziplinierten Tatsachensinn die Möglichkeiten für das Gedeihen dieser Werte im modernen Wirtschaftsleben festzustellen sucht. Diese Arbeit ist zunächst eine Befreiung der sozialen Ideen aus programmatischer Befangenheit und theoretischer Blässe. Die Weisheit, daß ein Volk zu stark „am Brunnen der Ethik trinken" und zu viel sittlichen Idealismus in sich haben kann, gibt die Grundlage. Das Gewicht dieser Kritik liegt aber nicht auf der Kraft sittlichen Wollens, sondern auf der Weltfremdheit der sittlichen Ideen. Die Kulturpolitik, die sich am Ideal berauscht und in der Misere sitzen bleibt, soll damit

getroffen werden. Nicht daß das Ideal preisgegeben würde an die unwiderstehliche und unbezwingliche Macht der wirtschaftlichen Tatsachen. Umgekehrt, es wird mit schöpferischem Weitblick, mit immer neu orientiertem Wirklichkeitssinn die ganze Welt der wirtschaftlichen Kräfte hineingestellt in den Horizont, den die Ideale bis dahin zu beherrschen glaubten. Hineingestellt als unvermeidliche Bedingung, als Hemmung oder Förderung, jedenfalls als etwas, über das in keinem Fall hinweggegangen werden kann. In diesem mächtigen und genialen Griff liegt eine ethische Kraft, die der verwandt ist, mit der einst Fichte im geschlossenen Handelsstaat die Wirtschaft als ideale Aufgabe erfaßt hatte. Es liegt darin ein Bedürfnis der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit nach Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit aller Werte, dem ein kleines Stück greifbaren und verkörperten Ideals mehr dünkt als ein ganzes Programm voll erhabener Ziele.

Noch nach anderer Seite hin hat die Zucht dieses Tatsachensinns auf die deutsche Kulturpolitik gewirkt. Sie hat speziell dem Programm des Liberalismus gegenüber das besiegt, was man mit Nietzsche „den theoretischen Menschen" nennen kann. Sie hat die Starrheit von wirtschaftlichen und sozialen Ideen aufgelöst und gesprengt durch eine neue schöpferische Kraft, die Wirklichkeit unbefangen und vorurteilslos zu sehen. Die Revision des wirtschaftlichen Liberalismus als eines Gedankensystems, von dem die Auffassung des wirtschaftlichen Lebens, seiner Tatsachen und Wandlungen beherrscht war, konnte nicht allein aus der Wissenschaft kommen. Sie konnte nur ausgehen von der schöpferischen Anschauung eines Mannes, der als Politiker, Denker, Volkserzieher im Mittelpunkt der praktischen Lebensfragen stand. Erst durch Naumann ist die individualistische Auffassung der sozialen Frage endgültig und nachdrücklich besiegt, weil seine Kritik sich nicht an irgendwelche nationalökonomische Einzelfragen heftete, sondern aus einer Intuition für den neuen Geist hervorging, den die gestaltenden Kräfte der neuen Kultur in ihrem Zusammenhang schaffen. In unermüdlicher Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen Tatsachen wird so das deutsche Kulturideal als ein soziales, ein wirtschaftliches Ideal ausgeprägt auf dem Boden der Politik, der Produktion, der Kulturtätigkeiten. In diesen mächtigen, ganz aus der Praxis heraus gestaltenden Synthesen gewinnt jede Seite des modernen sozialen Daseins ihre eigentümliche Lebendigkeit. Die wirtschaftlichen Interessenkämpfe werden vermenschlicht, weil um ihre Träger die Luft all der seelischen Elemente weht, die sie in den Kampf mit hineinbringen — und alle geistigen Dinge gewinnen greifbare Wirklichkeit, gleichsam einen sozialen Leib, indem sie in fester Verkettung mit der wirtschaftlichen Substanz und den sozialen Daseinsformen erscheinen: Wie Paris das Wohnungselend der Großstadt hinaufatmet zu dem Beschauer, der von der Höhe des Eiffelturms in das Zickzack der Gassen hinuntersieht — während zugleich der Urwald eiserner Äste ihm die Eisenproduktion als eine der größten Erzieherinnen des Menschenvolkes verkündet. Wie bei dem Worte Arbeit zahllose Köpfe auftauchen, „Männer mit harten Knochen und solche mit feinen weichen Fingern, stumpfe Gesichter, müde Pyramidenbauer, helle Köpfe, Spekulanten, Erfinder, tapfere Kapitäne, treue Diener, wilde Wagehälse, stille Arbeitsfrauen, Dulderinnen, Lastträgerinnen, orientalische Weberinnen, Berliner Verkäuferinnen, friesische Bäuerinnen, Mütter vieler Kinder, kleine Mädchen, die Semmeln tragen, Knaben, die Garn spulen, alte Menschen, die im Walde Holz lesen, Fabrikanten, Handwerker, Zufallsarbeiter, Naturmenschen,

Kulturmenschen, Dachdecker, Bergarbeiter: es quillt aus der Tiefe des Lebens, es schreitet daher wie eine Karawane der Ewigkeit, es kommt die Arbeit!" — Wie die Fahrt durch die deutschen Provinzen erzählt von der Geschichte der Bodenverwertung — wie in der Viehausstellung die wirtschaftlichen Schicksale und Zustände der deutschen Landwirtschaft mit all ihren sozialen Konsequenzen lebendig werden — wie hinter den Ramschwaren der Bazare die handelspolitische Lage Deutschlands erscheint, der deutsche Auslandsmarkt mit seinen bedauerlich zahlreichen Massenfabrikaten, die Not der deutschen Heimarbeiterin, die Unbildung, Abhängigkeit und Kleinlichkeit der deutschen Hausfrau, die ein Stück ihres Lebensinhalts verloren hat, und den Rest deshalb um so viel wichtiger zu nehmen pflegt: in solchen und immer neuen Verknüpfungen wirtschaftlicher und seelischer Tatsachen wird die Wirklichkeit, in der wir leben, in einer einzigartigen Weise anschaulich und lebendig gemacht. Das, was bei Marx eine bloße Theorie war — die materialistische Gesellschaftsauffassung — ist hier zu einem Lebensgefühl, einer Anschauungsweise, einem Sehvermögen geworden, einem neuen Organ, die moderne Wirklichkeit zu erfassen.

Die entscheidende Frage also, die den beiden größeren politischen Werken Naumanns, „Demokratie und Kaisertum" und „Neudeutsche Wirtschaftspolitik", sowie all den zahlreichen kleineren Flugschriften und Abhandlungen in irgendeiner Form zugrunde liegt, ist die Frage nach der Bedingtheit der Kultur durch die Wirtschaft. Die Grundstimmung, die Naumann dem modernen Kapitalismus entgegenbringt, ist optimistisch — ein Optimismus künstlerischer Herkunft, sofern er aus der Freude an der Energieentfaltung in der neudeutschen Wirtschaft quillt — ein sozialer und politischer Optimismus, insofern er auf ihrer Ausweitung, der gesteigerten Produktivität und Zweckmäßigkeit beruht — vor allem aber schließlich der pflichtgemäße Optimismus des Realisten, der sich auf gegebenen Boden stellt, ihn erforscht und bearbeitet.

Die bedeutsamste und wichtigste Harmonie zwischen wirtschaftlichen Interessen und Kulturidealen, die auf dem Felde der neudeutschen Volkswirtschaft zu finden ist, betrifft die Tatsache, daß auch der Stand und die Aussichten der deutschen Industrie auf die Qualitätsware, die Fertigfabrikation hinweisen. Die Kulturidee, einem möglichst großen Teil unseres Volkes die Möglichkeit qualifizierter, d. h. im Persönlichen wurzelnder Arbeit zu gewähren, fällt zusammen mit dem wirtschaftlichen Interesse Deutschlands, in der internationalen Konkurrenz durch Qualitätsware zu siegen. Darum ist die Hoffnung berechtigt, daß das wirtschaftliche Interesse die Kräfte der Industrie in den Dienst dieser Kulturidee persönlichen Daseins, erhöhter seelischer Arbeit für die Masse des Volkes stellen wird. Für dieses wirtschaftliche Ideal muß freilich Deutschland erst erzogen werden. Die erhöhte Qualität der Waren setzt ein erhöhtes Niveau des Geschmacks und der Leistungen voraus. Von hier aus sind auch die Fragen der Schulbildung, der Berufsbildung, der Sozialpolitik zu betrachten.

Hier also stützt Naumann alle theoretisch an Ruskin, praktisch an das moderne Kunstgewerbe anknüpfenden Bestrebungen nach künstlerischer Durcharbeitung der industriellen Herstellungsweisen, wie sie im „deutschen Werkbund" konzentriert sind. Hier wird Ruskin zugleich verwirklicht und überwunden. Überwunden, sofern er das Heil in einer Rückkehr zum handwerklichen Betrieb suchte, die der Groß-

industrie gegenüber kein weitreichendes und erschöpfendes Programm mehr sein kann. Drei Gesichtspunkte kommen in dieser Stellung Naumanns zur modernen Kunst, wie sie in den Ausstellungsbriefen, in den Kritiken von „Form und Farbe" und in einzelnen Abhandlungen dargelegt ist, zum Ausdruck: Erstens die Auffassung der Kunst und vor allem des Kunstgewerbes als einer sozialen Schöpfung. „Kein Einzelmensch verkörpert in sich die neue Gewerbekunst und kein Diktator kann die tausend Verbindungen überschauen, die hier angeknüpft und erhalten werden müssen. Es liegt von Haus aus etwas Demokratisches in dieser Gewerbekunst. Sie ist nicht Hofkunst, ist nicht von Autoritäten gerufen." Damit hängt das zweite zusammen, daß auch die sozialen Grundlagen des Kunstbetriebes wichtig und wesentlich sind, die Lehrlings- und Bildungsfrage, die Stellung des Arbeiters. „Die Kunstfertigkeit jedes kunstgewerblichen Arbeiters, er sei Künstler, Geschäftsleiter, Zeichner, Tischler, Gießer, Glasbläser oder sonst etwas, hängt von seinem Seelenzustande ab. Das ist ja eben das Eigentümliche aller Kunst, daß sie gern getan werden will. Zur Kunst gehört Freude am Können, Freude am Material, an der Form, an der Originalität, an der besonderen Schwierigkeit. Ohne diese Freude entsteht nichts wahrhaft Gutes. Eine Arbeit voll Seufzen ist zwar auch Arbeit, aber keine Kunst, eine gleichgültige, interesselose Arbeit ist tot in sich selber. Woher kommt es denn, daß von tausend Dingen, die zum Verkauf ausgestellt werden, uns kaum zehn oder zwanzig persönlich erfassen und nicht wieder loslassen? Woher? Weil in neunhundert von tausend Sachen kein Funke von persönlicher Wärme drin ist! Das fühlt der Beschauer. Er sagt, daß die Sache korrekt gemacht ist, aber ihn kalt läßt. Es ist also die Freude an der Arbeit für die feineren Gewerbe geradezu eine geschäftliche Angelegenheit." — —

„Freude an der Arbeit?! Gibt es so etwas im modernen Industrieverhältnis?! Gibt es so etwas nicht nur bei Jubiläumsfesten und in Leitartikeln, sondern bei den Hunderten von Angestellten, Werkmeistern und Arbeitern, bei denen die Ausführung der Raumkunst liegt? Das ist keine kleine Frage, denn in dieser Frage liegt geradezu die Zukunftsaussicht der nationalen Gewerbekunst. Die Nation, die im Industriezeitalter die meiste Freude an der Arbeit bei sich zu erzeugen imstande ist, hat die beste Hoffnung, die Kunstführung zu erlangen." Dieser Ausblick leitet zu dem dritten Gesichtspunkt über: der wirtschaftlichen Bedeutung des Kunstgewerbes, die es politisch auszunutzen gilt — in ständiger Orientierung am Großbetrieb als dem wirtschaftlichen Führer und dem Schöpfer des Auslandmarktes.

Die enge Verknüpfung Naumanns mit dem deutschen Werkbund deutet darauf hin, daß die kunstgewerbliche Bewegung in Deutschland politisch bei ihm in die Schule geht.

In einer zweiten Frage ist das Kulturideal der Freiheit der Wirtschaft abzuringen. Der Großbetrieb mit seiner wachsenden Tendenz zu mächtigen Zusammenschlüssen vermindert in wachsender Progression die Summe persönlicher Unabhängigkeit. In mächtigem Tempo schreitet die Vergesellschaftung der Wirtschaft im Zeichen des Privatkapitalismus fort. Immer mehr kleinbürgerliche Selbständigkeit wird aufgesogen, und im Großbetrieb selbst wird der Einzelne immer mehr Rad und Maschinenteil, immer mehr ein bloßes Glied des über ihm waltenden Systems. Hier, wo die wirtschaftliche Entwicklung der sozialen Idee nicht entgegen-

kommt, sondern vielmehr ihr Terrain abgewinnt, muß der Versuch gemacht werden, zu „liberalisieren" — Ideal gegen Interesse zu setzen. Zwei Wege gibt es dorthin. Der eine führt zum konstitutionellen Fabriksystem — einer Demokratisierung des monarchischen Großbetriebs. Der Ausbau der Arbeiterausschüsse zu wirklich kompetenten verantwortlichen Körperschaften, die durch Tarifverträge hergestellte Rechtsgemeinschaft, durch den Arbeiterschutz gewährleistete moralische und körperliche Sicherheit soll den Gemeinschaftsgeist herstellen, von dem schon Schmoller in den siebziger Jahren sagte, daß er die Bedingung für das Arbeitssystem im Großbetrieb sei. Durch die Arbeitskammern sollte politische Freiheit und Verantwortlichkeit an diese wirtschaftlich-berufliche angeknüpft werden.

Der zweite Weg wäre der, daß der wachsenden Festigung des wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisses die politische Demokratie als Gegengewicht an die Seite gestellt würde. An einer Stelle der modernen Machtgestaltungen muß der Einzelne wieder zur Geltung gebracht werden, eben als Einzelner. Hier liegt die große und wichtige Aufgabe des politischen Liberalismus: die Persönlichkeit zu retten gegen die Gefahr der Bureaukratie und eines neuen, mit dem Großkapitalismus verbundenen Feudalsystems, das durch größere Macht und geringere Verantwortlichkeit gegen alle früheren ausgezeichnet sein wird. „Der Liberalismus sieht sich einer Gesellschaftsgestaltung gegenüber, die aus ihm erwachsen ist und doch nicht einfach seines Blutes, einer Wirtschaftsordnung, deren Möglichkeit er früher überhaupt leugnete, und deren Dasein sich ihm nun mit hundertfältiger Gewalt aufdrängt. Was soll er in dieser Gesellschaft tun? Soll er einfach sagen: das ist es, was ich gewollt habe? Wenn der Liberalismus das tut, dann verletzt er nachträglich die Ideale seiner Jugend, denn diese Jugend war voll von Protest gegen den Zwang des Einzelmenschen gegenüber den Vielen. Solcher Zwang aber ist ein Wesensfaktor der jetzigen Ordnung der Wirtschaft. Will der Liberalismus überhaupt noch etwas sein, will er eine moralische und kulturelle Bedeutung haben, so muß er bei aller Anerkennung der Technik in der neuen Wirtschaftsweise doch eine Kampfbewegung sein und werden gegen alle Unterdrückung der Einzelmenschen im neuen System. Er muß es vor aller Welt verkündigen und vertreten, daß wir kein neues Feudalalter unseren Kindern hinterlassen wollen, sondern eine Organisation der Arbeit freier Männer und Frauen."

„Unser ganzes Buch hat den Zweck zu zeigen, daß es möglich ist, die sich streitenden Einzelinteressen in den Gedanken einer gemeinsamen vorwärtsschreitenden neudeutschen Kultur einzuordnen. Diese Kultur muß eine Methode der Mitbeteiligung aller an Leitung und Ertrag der Produktion zum Ziel haben. Das ist neuer Liberalismus ebenso wie die Beteiligung aller am Staat das Ziel des älteren rein politischen Liberalismus war." In diesen Schlußworten der neudeutschen Wirtschaftspolitik sind die vier großen Themen, die über der Geschichte der sozialen Idee im 19. Jahrhundert stehen, noch einmal angeschlagen: Die Kultur der Persönlichkeit als Maßstab und Prinzip für die Kultur der Gesellschaft — die Kultur der Gesellschaft als die Zusammenfassung alles persönlichen seelischen Schaffens und Daseins zu neuen selbständigen Formen, zugleich als Klima für das Wesen und Wachsen beseelten persönlichen Daseins. Das Prinzip der sittlichen Freiheit als der Quelle aller Kraft, Würde und Freudigkeit und der Gerechtigkeit als des höchsten unveräußerlichen Maßstabes aller sozialen Organisation. Die

Form für die Vereinigung dieser Ideale, die Gestalt der sozialen Idee der Gegenwart und der Zukunft wird in steter Anpassung an die ganze Welt der Wirklichkeit und ihrer Kräfte ausgeprägt werden müssen. Fest steht nur das eine, daß diese vier geistigen Güter behauptet werden müssen, wenn nicht ein ganzes Jahrhundert deutscher Geistesentwicklung umsonst gedacht, gestrebt, gekämpft und gelitten haben soll.

Die ersten zehn Jahre weiblicher Vormundschaft in Deutschland.

Von

Dora Möbius.

Nachdruck verboten.

Am 1. Januar 1910 waren zehn Jahre verflossen, seit mit dem Inkrafttreten des BGB. für das Deutsche Reich in Deutschland Frauen allgemein als Vormünder bestellt werden können, und es ist wohl an der Zeit sich umzuschauen, wie die weibliche Vormundschaft sich im Laufe dieses ersten Dezenniums entwickelt hat und die Erfahrungen, die mit weiblichen Vormündern gemacht worden sind, zusammenzustellen.

Die Tatsache, daß Frauen als Vormünder bestellt werden können, war ein bedeutsamer Schritt vorwärts in der Geschichte der Frauenbewegung. Schwer war um dieses Recht gekämpft worden, und es wäre dementsprechend zu erwarten gewesen, daß nun mindestens die fortschrittliche Frauenwelt schleunigst versuchen würde, Frauen in größerer Zahl in die Vormundschaft hineinzubringen. Es wäre auch begreiflich gewesen, wenn die Waisenräte sogleich angefangen hätten, das weite Feld, das sich nun erschloß, zu bebauen, indem sie die Frauen in ihren Bezirken zur Vormundschaft heranzogen, zumal es ihnen schon lange große Schwierigkeiten machte, ausreichend gute Vormünder zu finden; schließlich hätte es auch nahegelegen, daß die Vormundschaftsrichter Frauen angeregt hätten, sich zur Übernahme des Amtes zu melden; spricht doch ein großer Teil der alten Vormundschaftsakten von schlecht — um nicht zu sagen gar nicht — erfüllten Vormundschaftspflichten.

Aber zunächst ging das Ereignis, das den Frauen ein schönes Recht brachte und ihnen eine Pflicht auferlegte, die vielen armen Kindern eine Quelle des Segens zu werden vermag, spurlos vorüber, und erst ganz allmählich im Lauf der zehn Jahre wurde zur Aufnahme der Arbeit hier und dort angeregt, ohne daß in bezug auf die Zahl der weiblichen Vormünder überhaupt nennenswerte Erfolge erzielt worden wären.

Um einen Anhalt zu gewinnen für die Zahl der als Vormünder tätigen Frauen wie auch über die Erfahrungen, die mit der weiblichen Vormundschaft gemacht worden sind, hat der Verband für weibliche Vormundschaft E. V. in Berlin im verflossenen Jahr Fragebogen an Vereinsvorstände in 134 Orten verschickt. Von diesen kamen 70 ausgefüllt zurück; aus einigen weiteren Orten wurde in negativem Sinne geantwortet.

Danach ist die Zahl der bisher als Vormund bestellten Frauen sehr gering; am höchsten kommt Berlin, wo der Verband für weibliche Vormundschaft

zurzeit 250 tätige Mitglieder zählt. Außer dieser Stelle haben einige Frauenvereine, Wöchnerinnen- und Säuglingsheime in Berlin und seinen Vororten Frauen zur Übernahme von Vormundschaften geworben, und es sind auch gelegentlich sonst Frauen als Vormund bestellt worden, die sich dem Verband nicht angeschlossen haben, doch dürfte ihre Zahl nicht allzu groß sein. In Hamburg werden 140 Vormünderinnen angegeben. Sonst wird die Zahl 100 nur noch in Dessau und Weißensee bei Berlin erreicht. Weiter werden angegeben in Koblenz und München-Gladbach gegen 90, Düsseldorf 70, Altona, Görlitz, Kiel etwa 60; auf 40 bis 50 kommen noch Aachen, Bielefeld, Hamm, Münster, Oldenburg, Stettin; bis 30 Hildesheim, Königsberg, Magdeburg, Mannheim, Tilsit, Witten; bis 20 Bonn, Darmstadt, Düren, Essen, Frankfurt am Main, Glogau, Godesberg, Göttingen, Hagen, Halle, Itzehoe, Karlsruhe, Krefeld, Leipzig, Liegnitz, Lüneburg, Paderborn. Weniger als 10 geben an: Augsburg, Braunschweig, Celle, Detmold, Durlach, Eisenach, Frankfurt a. O., Fürth, Gleiwitz, Hameln, Hannover, Harburg, Kassel, Kattowitz, Marburg, Naumburg, Neisse, Oppeln, Rostock, Saarbrücken, Schleswig, Soest, Stuttgart, Wiesbaden, Zweibrücken.[1]) — Aus Bochum, Dresden, Hirschberg, Köln, Potsdam und Weimar werden keine Zahlen angegeben.

Die Zahl der übernommenen Vormundschaften ist überall höher als die der Vormünderinnen, woraus hervorgeht, daß viele Frauen mehrere Vormundschaften übernommen haben. Obenan steht hier Münster, wo von einer Frau 30 Vormundschaften geführt werden, dann folgt Berlin mit 23 Vormundschaften in der Hand eines Mitglieds des V. f. w. V. An diesen beiden Orten führen außerdem mehrere Frauen bis zu 12 Vormundschaften.

Was das Verhältnis der verschiedenen Konfessionen zueinander anbetrifft, so wird dasselbe im allgemeinen als gut bezeichnet; an vielen Orten allerdings arbeitet jede Konfession grundsätzlich für sich, gewöhnlich im Anschluß an einen konfessionellen Verein. Im Verband für weibliche Vormundschaft in Berlin arbeiten alle Konfessionen einmütig zusammen.

Die vorstehenden Angaben beziehen sich natürlich nur auf Frauen, die für ihnen verwandtschaftlich fernstehende Kinder als Vormund bestellt sind. Außer diesen sind überall Frauen — besonders ledige Mütter — als Vormund oder Pfleger für ihre Kinder oder andere Familienangehörige bestellt worden. So wird z. B. aus Augsburg berichtet: „Die Zahl der anverwandten Frauen, die als Vormund bestellt wurden, ist sehr groß; solche finden sich fast immer, und nur in Fällen, wo Kinder ganz verlassen sind, werden fernstehende Frauen herbeigezogen." Und aus Kassel wird berichtet, daß dort vielfach Frauen als Vormund oder Pfleger ihrer Ehemänner und Geschwister bestellt werden. — In Durlach werden grundsätzlich uneheliche Mütter als Vormund für ihr Kind bestellt und ebenso wird dort in der Regel wiederverheirateten Frauen die Vormundschaft über ihre Kinder übertragen.

Hierzu möchte ich bemerken, daß nach den vom V. f. w. V. gemachten Erfahrungen es nicht empfehlenswert ist, die ledige Mündelmutter als Vormund ihres Kindes zu bestellen; ganz abgesehen davon, daß sie so als Zeuge bei einem etwaigen Alimentenprozeß verloren geht und den Schwierigkeiten der Alimenteneintreibung noch ratloser gegenübersteht als eine ältere gebildete Frau, kann sie oft auch nicht ihr Interesse und das ihres Kindes genügend auseinanderhalten; sie läßt sich leicht von dem Vater des Kindes bestimmen, von gerichtlicher Regelung der Alimentenzahlung abzusehen oder verwendet die etwa gezahlten Alimente mehr in ihrem Interesse als in dem des Kindes. Ähnlich urteilt die Leiterin der Rechtsschutzstelle in Dessau, die uns schreibt: „Bei meiner Arbeit in der Rechtsauskunftstelle habe ich leider die Erfahrung gemacht, daß ungebildete Mütter sich oft schlecht als Vormund ihrer eigenen Kinder eignen."

[1]) Die Zahlen dürften seit Ausfüllung der Fragebogen sich überall etwas verändert haben.

Die Anregung zur praktischen Einführung weiblicher Vormundschaft ging von allen drei an der Sache interessierten Stellen: den Frauen, Richtern oder Waisenräten, bezw. städtischen Behörden aus. An den meisten Orten suchten Frauenvereine die beteiligten Kreise für die Vormundschaft der Frau zu gewinnen. An 15 Orten regten städtische Behörden (Waisenamt, Armenamt) die Frauenvereine an, die Arbeit aufzunehmen und an 10 von den 70 Orten ging die Anregung von den Vormundschaftsrichtern aus. — Die Frauenvereine, die es in die Hand genommen haben, für Einführung der weiblichen Vormundschaft einzutreten, gehören den verschiedensten Richtungen an und dienen außer dem allen gemeinsamen Ziel, die Stellung der Frau im allgemeinen zu heben, den verschiedensten Zwecken. Es kommen in Betracht: der Deutsch Evangelische Frauenbund, Verein Frauenwohl, Frauenrechtschutzstellen, Rheinisch-Westphälischer Frauenbund, Allgemeine Frauenvereine, Katholische Fürsorgevereine, Lehrerinnenvereine, Soziale Hilfsgruppen u. a.

Die Frauen fanden fast überall bei den Vormundschaftsrichtern freundliches Entgegenkommen; nur an 2 Orten verhielten sich die Richter ganz ablehnend. An einem Ort steht der Richter der weiblichen Vormundschaft gleichgültig gegenüber, und aus 3 Orten wird berichtet, daß die Richter anfangs von weiblichen Vormündern nichts wissen wollten, jetzt aber bekehrt sind. An allen übrigen Orten begünstigen die Richter die weibliche Vormundschaft durchaus, ja an vielen Orten helfen sie den Frauen, indem sie zu ihrer Belehrung Vorträge halten und ihnen beratend zur Seite stehen. — Ebenso wird von den Waisenräten zumeist berichtet, daß sie der Vormundschaft der Frau wohl gesinnt sind. Sie zeigen sich oft sehr erfreut über das Eintreten der Frau, weil ihnen die Beschaffung geeigneter männlicher Vormünder große Schwierigkeiten macht. Manche Waisenräte ziehen die Frau zur Bevormundung, besonders kleiner Kinder, dem Manne vor. Von 5 Orten wird berichtet, daß sich die Waisenräte anfangs ablehnend verhielten, jetzt aber gern Frauen als Vormünder empfehlen, und nur an 6 Orten verhalten sich die Waisenräte gleichgültig bezw. ablehnend.

Fast überall, wo Frauen die Arbeit aufgenommen haben, wird für Belehrung und Beratung der Vormünderinnen gesorgt. Nur an 5 von den 70 Orten geschieht in dieser Richtung nichts; an allen übrigen werden Vorträge über die Rechte und Pflichten des Vormundes gehalten; Rechtsanwälte, Rechtsschutzstellen, Auskunftstellen erteilen unentgeltlich Rat und Auskunft. An 3 Orten sind besondere Belehrungskurse eingerichtet, 21mal werden die Richter, 7mal Beamte der Waisenverwaltung als Berater genannt. An vielen Orten gibt es verschiedene Möglichkeiten der Beratung und Belehrung nebeneinander. Außerdem werden oft noch gedruckte Anweisungen, Flugblätter oder Broschüren verteilt oder empfohlen, übrigens auch zum Teil von seiten des Amtsgerichts an alle Vormünder. So ist in Durlach und Zweibrücken dem Bestallungsformular eine gedruckte Anweisung für den Vormund angefügt. In Oldenburg wird jedem neubestellten Vormund ein Auszug aus dem BGB. mitgegeben, und in Hamburg erhalten alle Vormünder besondere Verhaltungsvorschriften seitens des Amtsgerichts. — In Hamm werden den Vormünderinnen sieben, von einem Juristen verfaßte Musterformulare für die bei Führung einer Vormundschaft etwa vorkommenden Schreiben zur Verfügung gestellt. — Vom Stettiner Frauenverein wird eine Anweisung verteilt, wie man sich in allen eventuell vorkommenden Fällen zu verhalten hat. — Die Zentrale für Jugendfürsorge in Dresden hat ein Merkblatt für Vormünder und Pfleger herausgegeben und der Rechtsschutzverband für Frauen ein Flugblatt „Was man als Vormund wissen muß", welch letzteres an vielen Orten zur Verteilung gelangt.

Zur Anschaffung werden empfohlen: Agahd, „Jugendwohl und Jugendrecht". Halle a. S., Hermann Schroedel, 1907. — Baum, Dr. Marie, „Vormundschaft und Pflegschaft über vermögenslose Minderjährige". Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1909. — „Rechte und Pflichten des Vormundes mit besonderer Berücksichtigung der Vormundschaft für uneheliche Kinder", Deutsch-Evang. Frauen-

bund, Hannover. — „Über die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes", zwei Vorträge, herausgegeben vom Deutsch-Evang. Frauenbund. Erhältlich bei Fräulein Dittmer, Berlin W. 30, Nollendorfstraße 31/32. — Halbauer und Thieme-Garman, „Das deutsche Vormundschaftsrecht". Leipzig 1909, Roßbergsche Verlagsbuchhandlung. — Thiesing, Dr. jur., „Das Vormundschaftsrecht". Verlag von H. A. Müller, München und Leipzig. — Weißweiler, Landgerichtsrat, „Leitfaden zur Führung der Vormundschaft, Gegenvormundschaft und Pflegschaft". Verlag von Carl Meyer, Berlin und Hannover. — Zu erwähnen sind ferner die Veröffentlichungen der Zentrale für private Fürsorge, Frankfurt a. M., Stiftstraße 30, und schließlich die Berichte der Tagungen deutscher Berufsvormünder, die den Mitgliedern des Archivs deutscher Berufsvormünder, ebenso wie das im Jahre 1909 begründete „Zentralblatt für Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Fürsorgeerziehung", Carl Heymanns Verlag, Berlin, unentgeltlich zugehen. — Der Beitritt zum Archiv deutscher Berufsvormünder, Frankfurt a. M., Stiftstraße 30, ist allen Vereinen, die auf dem Gebiete der Vormundschaft arbeiten, dringend zu empfehlen.

Was nun die Leistungen der Frau als Vormund anbetrifft, so finden diese fast überall Anerkennung, wie die folgenden Mitteilungen aus verschiedenen Orten bekunden: „Nach Ansicht der Richter erreichen Frauen bei Mädchen und kleinen Kindern mehr als Männer." — „Die Richter bestellen, soweit solche vorhanden, zunächst weibliche Vormünder, nachdem sie sich überzeugt haben, daß die Frau es sehr ernst mit ihren Pflichten nimmt und sich sehr eingehend um ihre Mündel kümmert." — „Frauen werden oft als Vormund bestellt für Kinder, die in Zwangserziehung waren, meist Mädchen von 16 bis 20 Jahren." — „Die Richter haben sich höchst günstig über die Erfahrung mit weiblichen Vormündern ausgesprochen; sie bitten oft um Adressen von Frauen, wenn es gilt, für besonders schwierige und verwickelte Fälle einen Vormund zu schaffen." — „Die Richter waren zuerst sehr mißtrauisch, sind aber bald bekehrt worden und sagen jetzt, sie wüßten erst, was Mündelpflege sei, seit Frauen dabei wären."

Daß schließlich die weibliche Vormundschaft im allgemeinen Interesse vielfach freudig begrüßt wird, bezeugen die folgenden Äußerungen: „Die Städtische Waisenverwaltung hat wiederholt die Waisenräte angewiesen, bei Vorschlägen von Vormündern auf weibliche Personen Bezug zu nehmen." — „Die Richter sind sehr zufrieden, daß durch die Mitarbeit der Frau die Vormündernot verringert wird." — „Die Waisenräte sind sehr erfreut, daß sie nicht mehr so nach Vormündern zu suchen brauchen." — „Der Richter hält die weibliche Vormundschaft für zweckmäßig bezw. für notwendig im Interesse der Mündel." — „Die Vormundschaftsrichter erbitten mehr Frauen als gestellt werden können." — „Der Vormundschaftsrichter hält die Beteiligung der Frau an der Führung von Vormundschaften für einen unbedingten Fortschritt und eine Notwendigkeit."

So weit im großen ganzen das Ergebnis unserer Fragebogen, dem ich nun einiges über den Verband für weibliche Vormundschaft in Berlin E. V.[1]) und seine Erfahrungen anschließen möchte. — Der Verband wurde im März 1905 gegründet von einigen Frauen, die zu Vormündern bestellt waren, und nun das Bedürfnis empfanden, über ihre Rechte und Pflichten im besonderen, wie über das Vormundschaftswesen im allgemeinen belehrt zu werden, und die auch wünschten, eine Stelle zu haben, an die sie sich immer um Rat und Auskunft wenden konnten. Es wurden Belehrungskurse über die gesetzlichen Rechte und Pflichten des Vormundes und Pflegers sowie über Armenpflege eingerichtet, und in der Auskunftstelle, die anfangs einmal wöchentlich, jetzt täglich von 6—7 geöffnet ist, Gelegenheit geboten, sich in allen zweifelhaften Fällen fachmännisch beraten zu lassen. Die Auskunftstelle ist öffentlich und dient zugleich als Beratungsstelle für Mütter, die durch kurze Notizen in den Tagesblättern darauf hingewiesen werden. —

[1]) W. 8, Französischer Dom, Gendarmenmarkt.

Besonders beliebt sind bei den Mitgliedern des Verbandes zwanglose Vereinigungen, die etwa sechsmal im Jahr in den Räumen eines Berliner Frauenklubs stattfinden. Hier wird den Vormünderinnen Gelegenheit geboten ihre Erfahrungen auszutauschen. Ein kurzer Vortrag aus dem Gebiet des Vormundschaftswesens oder über Einrichtungen der Kinderfürsorge gibt Anregung zur Diskussion. Hin und wieder finden gemeinsame Besichtigungen von Wöchnerinnen-, Säuglings-Heimen und ähnlichen Anstalten statt.

Natürlich bemüht sich die Verbandsleitung, dauernd ihrer Sache in den Kreisen der Frauen sowohl wie unter Richtern, Waisenräten und Mündelmüttern neue Freunde zu gewinnen, und so ist der Verband zu einer Propaganda- und Vermittlungsstelle für weibliche Vormundschaft geworden. — Der Verband sucht Frauen aller Kreise für seine Arbeit zu interessieren und zählt Frauen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen zu seinen Mitgliedern.

Im ganzen hat es sich als recht schwierig erwiesen, Frauen zur Übernahme von Vormundschaften zu gewinnen. Die meisten Frauen fürchten sich, Verpflichtungen zu übernehmen, die sie möglicherweise mit häuslichen oder Berufspflichten in Konflikt bringen könnten, und häufig kommt es auch vor, daß die Gatten oder andere männliche Angehörige den Frauen die Übernahme von Vormundschaften nicht gestatten bezw. davon abraten. Diejenigen Frauen aber, die Vormundschaften übernehmen, sind meist außerordentlich gewissenhaft bei Ausübung ihres Amtes und nehmen sich ihrer Mündel wie auch der Mündelmütter sorglich an. Sie haben für den pflegerischen Teil des Amtes eines Vormundes durchweg eine natürliche Begabung, die durch Erfahrung in der eigenen Familie noch gefördert wird.

Anders verhält es sich nach unseren Erfahrungen mit den übrigen Verpflichtungen des Vormundes: Regelung der Alimentenzahlung und der ev. Beschaffung von Unterstützung, anderer Unterbringung des Mündels u. dgl. Freilich hat der Verband unter seinen Mitgliedern auch eine ganze Anzahl, die, mit Klugheit und Energie begabt, schwierigere Aufgaben ausgezeichnet bewältigt haben. Wäre dies nicht der Fall, so würden nicht gerade für die schwierigsten Pflegschaftsfälle von manchen Richtern Frauen erbeten werden. Es gibt aber nicht viele Frauen, denen man jeden Fall anvertrauen kann, und wir haben leider öfter erlebt, daß die Regelung der Alimentenangelegenheit durch die Unbeholfenheit und Unerfahrenheit der Vormünderinnen sehr in die Länge gezogen worden ist, weil die Frauen auf diesem Gebiet nicht genug orientiert waren.

Es ist auch nicht selten vorgekommen, daß Vormünderinnen wünschten, aus ihrem Amt entlassen zu werden, sobald sich ihnen Schwierigkeiten boten, und es ist zweifellos, daß viele Frauen, die sonst recht gut zum Vormund qualifiziert wären, sich gar nicht zu diesem Amt melden, weil sie fürchten, den möglichen Schwierigkeiten, besonders der Alimentationsangelegenheit, nicht gewachsen zu sein. Wir sind dadurch zu der Überzeugung gelangt, daß die alte, ganz auf sich selbst gestellte Einzelvormundschaft unhaltbar ist. Der Alimentenprozeß in seiner jetzigen Gestalt stellt an den Durchschnittsvormund entschieden zu hohe Anforderungen und müßte ihm deshalb unbedingt abgenommen werden. Die persönliche Sorge für das Wohl des Mündels und auch der Mündelmutter ist dagegen bei dem Einzelvormund, und ganz besonders bei dem weiblichen Vormund, in besten Händen, unter der Voraussetzung allerdings, daß ihm eine Auskunftstelle zur Verfügung steht, wo er sich zwecks besonderer Maßnahmen in pflegerischer Hinsicht Rats holen kann, denn es ist unmöglich, daß ein Laie so über Waisen- und Armenamtsverhältnisse wie auch über Vereine orientiert ist, daß er selbständig in allen Lagen gleich die rechte Hilfe finden kann. — Gesetzliche Pflegschaften sind nach unserer Ansicht überhaupt von Vormundschaften getrennt zu behandeln. Während zur Übernahme der pflegerischen Aufgabe der Vormundschaft jede verständige Frau geeignet erscheint, gehört zur guten Durchführung von Pflegschaften in der Regel so viel besondere Energie, Sachkenntnis und Erfahrung, daß man diese nur

beruflich arbeitenden Personen übertragen sollte. Der V. f. w. V. hat demnach beschlossen, seine Mitglieder fortan nur für Vormundschaften in Anspruch zu nehmen und hat jetzt eine als Helferin der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge bewährte Frau als Berufspflegerin gewonnen. Der Verband hofft es zu erreichen, daß nach und nach eine größere Zahl solcher Pflegerinnen in den verschiedenen Stadtgegenden eingeführt werden kann.

Auch an anderen Orten sind den unseren ähnliche Erfahrungen in bezug auf den geschäftlichen Teil der Vormundschaftsführung gemacht worden, und zwar sowohl mit männlichen wie weiblichen Vormündern, und es bestehen bereits an verschiedenen Orten Einrichtungen, die dem Rechnung tragen. So hat in Münster ein Rechtsanwalt, Gatte der Leiterin der Abteilung für Vormundschaften des katholischen Fürsorgevereins, es übernommen, sämtliche Klagen der Mitglieder des Vereins zu führen, und ein Angestellter seines Bureaus ist angewiesen, den Vormünderinnen zu jeder Zeit Rat und Auskunft zu erteilen. — In Straßburg hat sich eine ähnliche Einrichtung ganz von selbst entwickelt, wie aus dem Bericht der dortigen Generalvormundschaft vom Jahre 1906 hervorgeht, wo es heißt: „Immer erheblicher wird die Zahl der Vormünder, die in ihrer Hilflosigkeit vertrauensvoll den Generalvormund um Rat und Tat angehen. Insbesondere führen die außerordentlichen Schwierigkeiten, auf welche die zeitraubende Verfolgung der Unterhaltsansprüche, vor allem auch im Stadium der Zwangsvollstreckung nur zu häufig stößt, eine stattliche Reihe von Einzelvormündern dem Generalvormund zu, sei es um sich Rat zu holen oder gar, um ihn um eine unmittelbare Vornahme der nötigen Schritte zu ersuchen. Die Tätigkeit, welche der Generalvormund so im Dienst der Einzelvormünder zu entfalten hat, übertrifft die in eigenen Sachen nahezu um das Doppelte."

Wo bereits General- oder sonstige Berufsvormundschaften bestehen, sind diese die gegebenen Stellen, eine Regelung der Sache in die Hand zu nehmen. In nachahmenswerter Weise ist dies in Bochum geschehen, und es ist interessant zu verfolgen, wie sich die Sache dort entwickelt hat. Der Bochumer Zentralwaisenrat wurde im Jahre 1906 von seiten des Vormundschaftsrichters zur Einrichtung einer Generalvormundschaft angeregt. Obgleich der Z. W. R. den Vorteil einer Generalvormundschaft anerkannte, so berechnete er sich doch, daß bei jährlich 300 in Bochum zur Welt kommenden unehelichen Kindern schließlich 6000 Mündel zu bevormunden wären, und daß, wenn für je 100 ein Pfleger mit je 1000 Mark Gehalt angestellt würde, die Beaufsichtigung der Mündel allein jährlich 60000 Mark erfordern würde. Es wurde deshalb zunächst von der Einrichtung einer Generalvormundschaft abgesehen und die Einrichtung getroffen, daß alle unehelichen Geburten seitens des Standesamts nicht dem Amtsgericht, sondern dem Waisenrat gemeldet wurden, und daß dieser die Meldungen an das Amtsgericht zu geben hatte, zugleich mit Vorschlag eines Vormundes und unter Beilegung eines von den Beamten des Waisenrats ausgefüllten Fragebogens, aus dem die näheren Verhältnisse des Mündels hervorgehen. Hierauf wurde der Erzeuger vom Amtsgericht vorgeladen und das Resultat des Termins dem Waisenrat mitgeteilt. Erkannte der Vater nicht an, so ließ der Sekretär des Waisenbureaus sich von dem Vormund Vollmacht geben, falls dieser nicht selbst klagen wollte. Klagte der Vormund selbst, so erhielt er alle nötigen Informationen auf dem Waisenbureau. Zwangsvollstreckungen wurden ebenfalls vom Bureau besorgt, und so wurde die Regelung der Vormundschaftsangelegenheit auf das möglichste beschleunigt. Man kam aber doch bald zu der Einsicht, daß diese Einrichtung noch verbesserungsbedürftig sei, denn schon am Schluß des Jahresberichts 1906/07 wird bemerkt: „Ob aber nicht doch aus dem bisherigen Wirken des Waisenbureaus auf Grund der gemachten Erfahrungen eine Berufsvormundschaft sich zweckmäßigerweise entwickeln muß, die dann jedoch berufen ist, nur mit und neben dem, unter allen Umständen unumgänglich notwendigen Einzelvormund zu arbeiten, wird für die Zukunft ernstlich zu prüfen sein." Schon im folgenden Jahr wird berichtet, daß die Prüfung stattgefunden

habe und eine zweckentsprechende Änderung der Fürsorgeeinrichtungen vorgenommen worden sei. Als größter Mangel hatte sich herausgestellt, daß das geübte Verfahren doch noch zu viel Zeitverlust mit sich brachte, und es wurde nun mit den Vormundschaftsrichtern das Abkommen getroffen, daß zunächst der Vorsteher des Waisenbureaus für jedes neugeborene uneheliche Kind als Vormund verpflichtet werde. Es werden nun dauernd alle Meldungen unehelicher Geburten durch das Waisenamt dem Amtsgericht übermittelt, der Vorsteher des Waisenamts wird als Vormund verpflichtet und ein Einzelvormund wird bestellt, sobald die Rechtsansprüche des Kindes sichergestellt sind. Jedoch bleibt der Berufsvormund Berater der Einzelvormünder, worauf diese bei ihrer Verpflichtung besonders hingewiesen werden. Auch die die Überwachung der unehelichen Kinder betreffenden regelmäßigen Aufsichtsberichte fordert sich das Vormundschaftsgericht künftig nicht direkt von den Vormündern ein, sondern er beschafft sich die erforderlichen Nachrichten durch die Vermittlung des Gemeindewaisenrates, um das Ansehen und den Einfluß desselben zu heben.

Ich halte diese Einrichtung für besonders wertvoll, da so der Einzelvormund genötigt wird, mit einer Stelle in Verbindung zu bleiben, die dank ihrer reichen Erfahrung immer in der Lage ist, ihn gut zu beraten. Der V. f. w. V. hat ja in seiner Auskunftsstelle eine solche Beratungsstelle geschaffen; er hat aber leider die Erfahrung gemacht, daß dieselbe nicht von allen Mitgliedern und von vielen nicht ausreichend in Anspruch genommen wird, und es fehlen ihm natürlich die Mittel, einen engeren Anschluß an sein Bureau zu erzwingen. Mir scheint, daß die Bochumer Einrichtung nicht viel zu wünschen übrig läßt. Sie vereinigt in vollkommenster Weise die Vorzüge der Einzel- und Berufsvormundschaft miteinander und ist für die Mündel wie für die Gesamtheit ideell sowohl wie pekuniär vorteilhaft, da die verschiedenen Kräfte so am vollkommensten ausgenutzt werden. Wollte man die Einzelvormünder ganz ausschalten, so würde dem Mündel viel sorgliche Liebe und der Gesamtheit viel Arbeitskraft verloren gehen. Ich zweifle auch nicht, daß ähnliche Einrichtungen mit der Zeit überall aufkommen werden, ist doch die Zeit vorbei, wo es schien, als wenn die Berufsvormundschaft alle Mündel an sich reißen und die Einzelvormundschaft völlig an die Wand drücken würde. Wer die Entwicklung des Vormundschaftswesens in den letzten Jahren verfolgt hat, weiß, daß die Aussichten der Einzelvormundschaft jetzt wieder im Steigen sind, und daß manche Generalvormundschaft, die früher alle zu bevormundenden Kinder umfassen wollte, dahin gekommen ist, jetzt gern Mündel an Einzelvormünder abzugeben. Der Einwand, der als Antwort auf unsere Fragebogen von verschiedenen Orten gemacht wurde, daß es sich nicht lohne, Frauen zur Übernahme von Vormundschaften zu werben, da am Ort Generalvormundschaft eingeführt werden solle, ist also hinfällig, ganz abgesehen davon, daß von einer Generalvormundschaft meist nur uneheliche oder gar nur von der Armenverwaltung unterstützte Kinder bevormundet werden, und daß es also immer noch Kinder gibt, die sowieso der Einzelvormundschaft zufallen.

Es werden also an allen Orten Personen gebraucht, die Vormundschaften übernehmen, und da es erwiesenermaßen an Männern fehlt, die dies Amt gern übernehmen und gut verwalten, dürfen die Frauen sich dieser Pflicht nicht länger entziehen, um so mehr als erwiesen ist, daß sie sich für die pflegerischen Aufgaben des Vormunds durchweg gut eignen und auch mehr Zeit haben als die Männer. Es wäre sehr zu wünschen, daß seitens der interessierten Frauenwelt jetzt endlich eine lebhaftere Propaganda ins Werk gesetzt würde. Wesentlich scheint mir dabei, daß die Arbeit nicht weiter wie bisher als gelegentliche Nebenarbeit eines Vereins betrieben wird, der außerdem und hauptsächlich andere Zwecke verfolgt, sondern es müßten überall Frauen gesucht werden, die sich ganz dieser einen Aufgabe widmen, und die die weiblichen Vormünder zu einer selbständigen Organisation zusammenfassen. Seitens dieser Vormünderinnenorganisation müßte immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, wie nötig die Mitarbeit der Frau in der

Vormundschaft ist, und wie auch an maßgebender Stelle auf sie gerechnet wird. Hat doch der Justizminister selbst in einem Erlaß vom 25. Januar 1906, der Minister des Innern in einer Verfügung vom 15. November 1909 auf die sehr günstigen Erfahrungen hingewiesen, die überall da gemacht wurden, wo weibliche Personen zu Vormündern bestellt worden sind, und den Richtern empfohlen, die Waisenräte auf die Möglichkeit hinzuweisen, weibliche Personen zur Übernahme von Vormundschaften in Vorschlag zu bringen. — Im Abgeordnetenhaus ist der Abgeordnete Schiffer im Februar 1909, als er über das Vormundschaftswesen sprach, auch besonders auf die Berufung weiblicher Vormünder seitens der Amtsgerichte eingegangen; er hält die Zulassung der Frauen zur Vormundschaft für einen außerordentlichen Fortschritt und bemerkt dazu: „Auf der einen Seite dürfte der Weg, der hier den Frauen zur Betätigung eröffnet ist, ihnen selbst eine viel tiefere und viel größere Befriedigung gewähren als manche andere Art der Wohltätigkeit, die sie in Vereinen und anderen Veranstaltungen, oft mit unverhältnismäßig mehr Mühe, Geld- und Zeitaufwand als Nutzen, entfalten. Auf der anderen Seite ist dieses Wirken der Frau als unterstützende Tätigkeit der Vormundschaftsgerichte von geradezu unschätzbarem Wert. Wir müssen uns vorstellen, daß viele Dinge von Frauen besorgt werden können, die ein Mann als Vormund und Pfleger kaum jemals leisten kann. Die gesundheitliche und erziehliche Beeinflussung der Mündel, der gute Rat, der den Müttern gegeben werden kann, die Förderung in materieller und ideeller Beziehung sind Aufgaben, die von Frauen vielfach in einer besseren Weise als von Männern, selbst wenn diese von dem besten Willen durchdrungen sind, geleistet werden können. Wenn vor allen Dingen Frauen der höheren Stände, die über Zeit und Geld verfügen, sich diesem Amt mehr zuwenden würden, so würden wir damit außerordentliche Erfolge auf dem gesamten sozialen Gebiet erzielen." Und weiter: „Dazu kommt, daß die Frau den Müttern, zumal den ledigen Müttern, ganz anders zur Hand gehen kann, als der Mann es vermag. Sie wird in Zeiten der Not, die natürlich auch das Kind mit zu empfinden hat, der Mutter Arbeit verschaffen, ihr eine Stellung als Arbeiterin, Näherin, Wäscherin, Dienstmädchen zuweisen können, sie wird sich für die Familie interessieren, sie wird sie praktisch unterstützen und nicht selten der rettende Engel für eine Familie sein, die nur zu oft sonst zugrunde gehen würde. Dazu gehört aber, daß weit mehr als es bis jetzt der Fall zu sein scheint, auch die Frau, vor allen Dingen die gebildete, begüterte Frau, sich dieser vormundschaftlichen Tätigkeit zuwendet."

Auf dem Charitastag in Erfurt im Oktober 1909 erklärte Dr. Saltzgeber die Übernahme von Vormundschaften für eine charitativ-soziale Pflicht der gebildeten Stände. Bei dem dringenden Mangel an geeigneten Vormündern und bei ihrer natürlichen Anlage hält er die Frauenwelt für dieses Amt in hervorragender Weise mit berufen.

Ähnliche Äußerungen kompetenter Persönlichkeiten ließen sich noch eine ganze Reihe anführen; aus allen geht hervor, daß die Frau für besonders geeignet zur Vormundschaft gehalten wird und daß durchaus darauf gerechnet wird, daß sie den auf sie gesetzten Erwartungen entspricht.

Es wäre also sehr zu wünschen, daß unsere Frauen sich endlich ihrer Pflicht bewußt würden und sorgten, daß wir am Schluß des zweiten Dezenniums des Rechtes weiblicher Vormundschaft in unserem Vaterlande besser abschließen, als im Jahre 1910. Das Verständnis für soziale Arbeit steigt von Jahr zu Jahr, und besonders wächst die Erkenntnis, daß man sich der Jugend annehmen muß um ihrer selbst willen, weil sie hilflos ist, und im Interesse des Gesamtwohls, weil in der Jugend unsere Zukunft liegt. Die im vorigen Jahr erfolgte Einführung der Jugendgerichte in Deutschland hat in allen Kreisen lebhaftes Interesse erweckt. Ein großer Prozentsatz der Kinder, die dem Jugendgericht verfallen, ist unehelich geboren, verwaist, verlassen. Hätten sie alle einen guten Vormund gehabt, der dafür sorgte, daß sie unter gesunden Verhältnissen aufwuchsen, so wäre wohl manches von ihnen vor einem Fehltritt bewahrt geblieben. Ein hervorragender

Jugendrichter Amerikas ſagt: „Die Jugendgerichte ſollen das Kind vor Strafe — vor dem Gefängnis ſchützen — wir müſſen nun auch die Kinder vor dem Jugendgericht zu bewahren ſuchen.“

Wollten doch recht viele Frauen ſich finden, die dazu helfen! Welch ein Segen könnte daraus unſerem Vaterlande erwachſen, und welche Befriedigung würde es den Frauen ſelbſt gewähren, zu helfen, arme Kinder zu glücklichen Menſchen zu machen und zugleich dem Vaterland tüchtige Bürger zu gewinnen.

Meta.

Von

Adalbert Meinhardt (Marie Hirſch).

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 413.)

XV.

In der Woche vor Weihnachten pflegte Madame Destournelles eine kleine Fête zu geben. Es war eine billige Art von Reklame für die Penſion, man amüſierte ſich vortrefflich und die Bewirtung koſtete nichts. Daß jeder Mitbewohner ſein Beſtes dazugab, war ſelbſtverſtändlich, die Maler pflegten den Schmuck der Wände zu beſorgen, der Muſiker ſchrieb ein heiteres Tiſchlied, Mademoiſelle Hanſen, die alte Lehrerin brachte einige ihrer kleinen Zöglinge mit, etwas vorzuſingen oder zu tanzen. Im vorigen Jahre hatte Meta ſich den Tiſch reſerviert, zwiſchen Weinflaſchen und Speiſen kränzetragende Genien, klaſſiſch feierliche Geſtalten, aufgeſtellt. Und dann hatte ſie eine Rede gehalten, in der Wein und Genien und Blumen zu einem begeiſterten Dithyrambus auf Kunſt und Schönheit zuſammenklangen. So ſehr hatten ihre Worte gezündet, daß ſie ſeitdem nicht nur in der Penſion, ſondern überhaupt in Bildhauerkreiſen bei allen Gelegenheiten gebeten wurde, zu ſprechen. —

Nun erklärte ſie dieſes Jahr, für Tiſchreden ſei ſie nicht in der Stimmung. Auch die Tafelſchmückung wollte ſie lieber den Malern überlaſſen, die könnten das Tiſchtuch ja mit gemalten Blumen anſtatt der lebenden beſtreuen, die Teller verſilbern, die Schüſſeln vergolden, ſie ließe ihnen freien Spielraum. Aber die Wände, die wollt' ſie für ſich. Die andern waren damit höchſt einverſtanden, ſie behielt ſo die größere Arbeit.

„Wie Sie ſich nur ſo abplacken mögen, zum Vergnügen von all die Leuten!“ ſagte Frau Ingeborg.

Es war am Feſtabend ſelbſt. Das Diner fiel aus an dem Tage, da mochte ein jeder ſehen, wie er ſatt ward, um 9 Uhr war die Geſellſchaft geladen, um 10 gab's ein Souper. Jetzt, kurz vor dem Beginn der Feier, ſtand Meta noch hoch auf der Leiter, um die Überraſchung vorzubereiten, die ſie geplant. Mit einem grauen, ſteinfarbenen Stoff verhing ſie die Wände mitſamt den Photographien, Stichen und ſchlechten Oldrucken. Sie hatte im Munde ein halb Dutzend Nägel und hämmerte mit einem Eifer, als ob es um ihr Leben ginge. Als Ingeborg ſo fragte, ſtieg ſie gerade herunter, ſchüttelte nur den Kopf, ſtieg wieder hinauf und ſchlug noch einen Nagel ein, um eine Falte anders zu raffen.

„Geben Sie raſch eine Nähnadel her,“ — das war ihre ganze Antwort.

Die Dänin hatte erklärt, ſie ſelber verſtünde keine ſolchen Künſte, könne nicht beitragen zum Feſte und war deshalb Meta als Gehilfin beigeordnet worden, daß ſie ſich doch etwas nützlich mache. Aber die Hilfe,

die ſie bot, war nicht von beſonderem Wert. So müde lehnte ſie in dem Seſſel, ſo gelangweilt erhob ſie ſich, ſo langſam griff ſie nach Nadel und Faden. Meta war längſt von ihrem Tritt vorſichtig wieder heruntergeklettert, hatte ſich geholt, was ſie brauchte, ſtieg raſch abermals hinauf. Im Vorübergehen ſtrich ſie der jungen Frau über den blonden, weichen Scheitel.

„Armes Kind," ſagte ſie, „das verſtehen Sie nicht. Für fremde Menſchen, meinen Sie, tu' ich's? Nein, das tu' ich für mich."

Und Frau Ingeborg zuckte die Achſeln: „Wenn es Sie freut . . .!"

„Ja," rief Meta, „ja, ich bin eitel. Will ich einen Nagel einſchlagen, ſo ſchlage ich ihn lieber gut als ſchlecht ein. Und wenn es mir gut gelang — ja, dann freut mich ſo ein Nagel."

„Eben das wundert mich," ſeufzte jene, „mich freut gar nichts. Hier für die Penſionsgenoſſen ſo ſzu arbeiten, es wär' mir unmöglich. Aber freilich Szie ſzind glücklich, ohne Sorgen, ohne Schmerzen . . ."

Meta ſah vor ſich nieder.

„Ich vergeſſe immer, wenn mir meine armen Nerven zucken, vergehen wollen, wie anders ſzo ein normaler Menſch denkt," fuhr Frau Ingeborg fort. „Ich, wenn ich nur lebe, macht mich das ſchon ſzo müde, ſzo müde!"

„Gehen Sie doch ſchlafen," rief Meta, „ich brauch' keine Hilfe, daß Sie nachher mindeſtens friſch ſind."

„Friſch!" ſagte die Frau.

„Nun ja, oder nicht friſch. Sie trinken ja Champagner gern, der wird Sie beleben. Jetzt mag ich keine Hilfe mehr. Machen Sie, daß Sie fortkommen, ins Bett! —"

Das klang nicht ſehr freundlich. Ingeborg ſchien es nicht zu empfinden; ſie ging hinaus mit ihren ſchleppenden, gleichgültigen Schritten.

Als ſie gegangen war, ſtand Meta und biß ſich auf die Lippe. Sie war ſchlecht gegen ihre Freundin. Seit einiger Zeit ſchon. Seit . . . ſie wußte es genau. Alſo ſie, Meta, ließ ſich von Doktor Körber lenken in ihrem Urteil, ſie, die ſo ſtolz war auf ihre Freiheit. Wie durfte ſie ſich beeinfluſſen laſſen! Der Doktor wußte nichts von Frau Mortenſens Leben, ſie wußte alles. Vielleicht zuviel. Jede kleine Bequemlichkeitslüge, jedes Vorſchieben der Nerven, wenn etwas ſie langweilte, ſie ſich für andere bemühen ſollte. Der Kummer war echt, die Lebensſorgen drohend genug, die Nervenzufälle der blaſſen Dänin wahrlich keine Affektationen. Aber doch . . . Sie denkt, ich wüßte nichts von Schmerzen. Ich, an ihrer Stelle, ich würde . . . Bah, dachte Meta, immer vergleichen, immer ſich beſſer dünken als andere, dabei kommt nichts heraus als Hochmut. Wie ich handeln würde, hätte ich den Mann verloren, wär' von einem andern, den ich ſehr liebte, im Stiche gelaſſen, hätte mein Kind von mir geben müſſen und beſäße es zu ernähren kein Talent, nicht einmal das des Schreibens ſo recht . . . Wie ich dann wohl handeln würde . . .? Anders gewiß. Aber ob beſſer? . . .

Die Prüfung ſtand ihr noch bevor. Ob ſie gut bleiben würde, wenn ſie erſt in Not, — das heißt, wenn ſie blind war?

Sie bückte ſich raſch. Nicht vorher denken! — Da aus dem Korb, den ſie vom Atelier mitgebracht, nahm ſie eine nach der anderen, die Masken, die ſie zum heutigen Feſte vorbereitet. Sie mußte ſie, um nur zu erkennen, wen jede darſtellte, einzeln ſich nah vor die Augen halten, in einem ganz beſtimmten Winkel, ſo eng umſchränkt war in dieſen Wochen ihr Sehfeld geworden. Einen Kopf nach dem andern befeſtigte ſie in der grauen Drapierung. Es war, was ſie ſelber „Gſchnasbildhauerei" nannte. Durch etwas Plaſtolina, ein wenig Farbe und Zeugfetzen hatte ſie die gleichgültigen Fratzen der fertig gekauften Karnevalsmasken in bekannte Geſichter umgewandelt. Neulich bei dem Rückerinnern an jene mittelalterliche Köpfe der Domfaſſade von Carrara war ihr der Einfall plötzlich gekommen. Und nun ſtand ſie inmitten der wunderlichen Verſammlung und ſah ſich um und erkannte keinen mehr recht, ſo hoch hingen ſie. Alle ihre guten Freunde, die ſonſt hier im ſelben Zimmer bei Tiſche ſaßen, blickten, ſo ſchien ihr es, mit ihren karikierten Zügen ſpottend, verachtungsvoll auf ſie nieder. Sie hatte ſich gerühmt, die Schönheit in der Welt verbreiten zu wollen! Und das war alles, was ſie gekonnt.

Es klopfte. Sie zögerte. Sah's denn auch gut aus? Würden die Fratzen den Gästen gefallen wie voriges Jahr ihre Blumenträger? Sie blickte ſich noch einmal um, ehe ſie Herein rufen mußte. Da ging ſchon die Tür.

„Darf ich?“ fragte Doktor Körber vom Eingang zu ſeinem Zimmer her.

„Oh,“ rief Meta, „Sie!“ —

Mit der Hand noch am Drücker, war er ſtehengeblieben. „Was iſt denn hier, eine Schreckenskammer?“

„Nein,“ verſetzte ſie haſtig, „nein, ich wollte ... es iſt ein Scherz. So gothiſche Köpfe, Ornamentfratzen, Waſſerſpeier, wie ſie an Notredame ja auch ſind, Sie wiſſen wohl . . .“

Er machte mit der Hand eine Bewegung, als ob ſie ihn nicht ſtören ſolle in ſeiner Betrachtung. Von Kopf zu Kopf ging er. „Das iſt Madame. Und der da Labroſſe. Und das ſind Sie ſelber. Meta, wie können Sie! Als ein Dämon mit wutverzerrtem finſtern Ausdruck und Schlangenhaaren. Sie behaupten, Sie lieben nur das Schöne? Und nun ſo ſich ſelber ... Ah, auch Freund Eilert — iſt der aber ähnlich! Und da Frau Siſſys Engelsköpfchen. Wer iſt denn der Blinde mit dem gemein ſinnlichen Ausdruck? — den kenn' ich nicht. Oho — im Waſſerroſenkranz eine Nixe, der die phosphoreſzierenden Tränen über die zarten Wangen rinnen. Sind Sie plötzlich umgewandelt? Ich denke, Sie ſehen an ihrem Schützling gar keinen Fehl und nun als Halbgeſchöpf mit den Fiſchſchuppen am Halſe, — ſo ſind Sie klarſichtiger, als Sie ſelber es zugeſtehen wollen. Meta, was haben Sie da gemacht, das iſt ja ganz prachtvoll!“

Sie ſah ihn dankbar an. „Ich bin wohl eitel,“ wiederholte ſie nur in einem etwas andern Ton als vorhin zu Frau Ingeborg.

„Nein, Sie ſind . . . Oh, Meta, Sie ſind ein Genie!“

Sie ſtanden in dem langen Zimmer, an den Tiſch gelehnt, allein. Er hatte die Worte mit einer ſo leiſen Stimme geſprochen. Sie ſah von ihm fort. Und er, als habe er, wie ſie, mit Tränen zu kämpfen, die ihm die Rede erſticken wollten, verhielt ſich ſchweigend. Von den grauen vier Wänden ſahen die lächelnden, grinſenden, zürnenden Fratzen auch wie in heimlichem Schmerz auf ſie nieder. So blieben ſie eine ganze Weile. Sie fragte ſich nicht, was geht wohl hinter der trennenden Wand vor, die jeden inneren Menſchen vom anderen ſcheidet. Wie er ſo daſtand neben ihr, war ihr's, als ſähe er ihr Denken und dächte es mit ihr, ſo gut wie ſie ſeines mitfühlte und dachte. Nun rührte er leiſe ihre Hand an.

„Meta,“ begann er mit einer faſt heiſeren, ſtockenden Stimme, „Genie iſt Reichtum. Ein Menſch, wie Sie, trägt in ſich einen Brunnen, der nie verſiegt, an dem ſich viel andere erlaben können. Das liegt nicht in den Fingerſpitzen, wie Sie die Köpfe da auffaßten und machen konnten, noch in den ... nein. Und wenn Sie morgen Ihrer . . . Ihrer Hände oder Arme Kraft verlören und könnten nicht mehr modellieren und könnten keine Kunſt mehr üben, der Reichtum bleibt.“

Sprach er das? Oder waren es ihre eigenen, heimlichſten Gedanken, die er ſo zugleich mit ihr dachte? Sie hatte ihre Augen geſchloſſen und ſah ihn nicht. Seine tiefe, halblaute Stimme war ihr wie ein Fächeln, das ihr Stirn und Lider kühlte.

„Denn das Bleibende,“ ſagte er leiſe, „und das Große, das iſt die Liebe! Der Künſtler kann ohne Mitempfinden nichts Wahres ſchaffen. Und der Denker und der Dichter kann Menſchenſchickſale nicht erfaſſen ohne Liebe zu den Menſchen. Meta, Sie lieben, die Sie verſpotten. Sie lieben jeden Kopf, den Sie da modellierten und haben Freude an ſeinen Formen, auch an den eckigen, den grotesken, weil's eben eine beſondere Art iſt und Sie für jede, ja für jede, in ihrer Beſonderheit fühlen können.“

Wie das wohl tut, wenn ein Menſch alles, was man dumpf empfunden, unklar gewollt hat, zuſammenfaßt und es in ſo verklärtem Lichte uns als Tugend zeigt! Sie hatte ſich manchmal ihres Entzückens über eine gute Linie an ſonſt gleichgültigen Menſchen geſchämt. Sie wußte, daß er über Gebühr lobte. Aber wie er lobte, das machte ſie ſtolz.

„Dieſe meiſterhaft ähnlichen Köpfe,“ fuhr er fort, „bezeugen, wie ſcharf Sie beobachten.

Ihr Spott ist oft beißend. Und ist doch nicht lieblos. Ich glaube, da ist in der ganzen Reihe nicht einer, dem es weh tun könnte, wie Sie ihn auffaßten, wirklich nicht einer!"

Und er drehte sich um, die Maskengalerie rings um das Speisezimmer her noch einmal gründlicher zu mustern.

Sie hatte ihm gerade danken wollen, die Hand schon ausgestreckt, wollte schon sprechen. Nun aber erschrak sie. Hatte er denn noch nicht gesehen? . . .

„Oh!" sagte er nur.

Und sie mit einem hastigen Aufblick starrte hinauf, wo über der Tür die einzige ganze lange Figur hing. In der grauen Drapierung erkannte sie aus dieser Entfernung nur einen weißlichen unruhigen Flecken. Aber sie wußte ja, was sie gemacht, den Hampelmann als Gigerl. Und er stand da neben ihr, genau so überlang, so mager, mit der schlotterigen Haltung, den baumelnden Gliedern, die lose in ihren Gelenken hingen und in korrekt elegantester Kleidung.

„So also bin ich in Ihren Augen?" fragte er.

Was sollte sie antworten? Es war so, sie hatte es so gesehen und gemacht. Also schwieg sie.

„Dann freilich . . . dann ist es doch etwas anders. Das da . . . Das da tut weh." —

Es klopfte abermals. Madame kam. Dann andere Gäste. Und so nahm das Fest seinen Anfang.

XVI.

„Folge Eurer Weihnachtseinladung. Ankomme heute nachmittag, Schnellzug. Meta."

Diese telegraphische Depesche war am 25. Dezember früh morgens zu Klenz in Mecklenburg von Baron Wrankenhoff am Frühstückstisch geöffnet und vorgelesen worden. Mit einem gewissen Erstaunen. Er hatte zwar beim Abschied an der Bahn in Paris vor zweieinhalb Monaten seine Schwägerin zu dem Besuch hier aufgefordert, seitdem aber nichts wieder von ihr gehört. Auch auf Marie-Louisens Briefe war nie eine Zeile der Antwort erfolgt.

Am Nachmittag pünktlich zur rechten Stunde traf Baron Eilert an der Station ein und stapfte in seinen Pelzstiefeln etwas ungeduldig hin und her.

„Sie hier?" fragte ein Gutsnachbar, der sich zur Abreise rüstete, „wußte nicht, daß Sie Gäste erwarten."

„Ich auch nicht," brummte Wrankenhoff.

Der Schnellzug ward schon signalisiert.

„Wer ist's denn?" forschte der Neugierige weiter, „Ihre Schwägerin, so? hübsch wie die Baronin?"

Wrankenhoff lachte. „Nein, sehr anders. Reinstes Paris. So was haben Sie hier nie gesehen. Na, Sie werden Augen machen!" — Und er ging auf den Zug zu.

Aus den Kupees erster und zweiter Klasse stieg niemand aus. Da hinten aus dem Wagen der dritten eine Frau, in einen schweren Filzhängemantel ganz vermummt. Der Gutsnachbar reckte seinen halben Oberkörper aus dem Kupeefenster heraus, da der Zug schon weiterfuhr, spähte suchend über den langen Perron hin, an der ärmlichen Frau vorüber und zog sich dann enttäuscht zurück.

„Meta?" fragte Wrankenhoff halb zweifelnd.

Sie reichte ihm aus der Mantelhülle eine Hand hin, griff an seiner vorbei in die Luft, bis er sie festhielt. „Verzeihen Sie nur," murmelte sie, „daß ich Sie so plötzlich überfalle. Nur ich . . . ich mußte Sissy noch sehen. Es ist auch nur für ein paar Tage. Ich will nicht lang Ihre Ruhe stören."

Er wußte nicht, was er antworten sollte. So bot er ihr den Arm, sie zum Ausgang zu führen. Sie stolperte über eine Stufe. „Der Schnee blendet so," sagte er wie zur Entschuldigung. Sie sagte nichts. Draußen wartete der Diener mit dem leichten Jagdwagen, Wrankenhoff half ihr auf den Vordersitz, setzte sich zu ihr und nahm die Zügel.

„Es friert Sie doch nicht?" fragte er, als sie schon eine ganze Strecke gefahren waren.

Sie schüttelte den Kopf. In sich geduckt saß sie, kaum kenntlich unter dem dichten Schleier vor ihrem Gesicht. Der schwere Filzmantel — wie ihn in Bercq in der Normandie die Bauerfrauen tragen, — umgab formlos grau ihre Schultern, der Schnee

legte ſich in die Krauſe am Hals, in die Büge und Falten. Sie ſchien's nicht zu merken, ſo ſtill blieb ſie beim Jagen der Pferde, als wär' ſie nicht ein lebend Weſen. Und die Flocken tanzten und tanzten um ſie her. Und vom grauen Himmel wehte ein haarſcharfer Wind, mit ſchneidender Kälte blies er den Fahrenden ins Geſicht. — Die Bäume längs der Straße bogen ſich knackend und ächzend. Auf einer Seite des kahlen Gezweiges blieben weiße Schneepolſter liegen, von der andern hatte der Sturm ſie fortgefegt, der Stamm halbweiß bedeckt, ſtarrte zur Hälfte ſchwarzgrünlich feucht und traurig kahl. Die Acker links und rechts beſchneit, mit großen, häßlich bräunlichen Flecken, mitten im Weiß, wo ein Windſtoß die kaum niedergefallene Decke gleich fortgeweht hatte. Fern Häuſer, ein Kirchturm, unſicher die Formen, grau, verſchwommen, nur dem kenntlich, der ihn kennt. Und nun ein Läuten von Sonntagsglocken irgendwo und ein Wagen, der an dem ihren mit Peitſchenknall vorüberrattert, die Inſaſſen ſchattenhaft aus dem Nebel und Schneegeſtöber auftauchend und irgendwo gleich wieder verſchwindend, bevor man ſie recht geſehen hatte. Dazu dunkelte es ſchon. Wie ein Vorhang ſchwer und grau und immer ſchwerer, immer grauer legte es ſich über die Landſchaft.

„Es gefällt Ihnen hier nicht?“ fragte der Baron, als er ſie zuſammenſchauernd ſich feſter in ihren Mantel einhüllen ſah. „Ich kann's mir denken. Paris iſt luſtiger. Und nicht ſo kalt. Aber im Sommer, wenn alle Felder golden-gelb ſind und die Luft geht ſo friſch und der weite reine Himmel — ja, dann iſt's hübſch. Nun, Sie werden's, denke ich, auch einmal ſo ſehen.“

„Sehen?“ fragte ſie.

Nichts weiter. Nur der kurze Ton. Es war wie ein Aufſchrei. Gerade fuhr ein großer Hund mit tollem Gekläff den Pferden zwiſchen die Vorderfüße, ſie bäumten, Wrankenhoff riß ſie zurück. Kinder liefen ſchreiend über den Weg. Die Dorfſtraße. Ein hohes Hoftor. In ſchlankem Trabe noch um den runden Raſenfleck mit der verſchneiten Fontäne inmitten. Und da hielten ſie vor der Rampe. Der Diener war ſchon vom Rückſitz herunter, half ihr vom Wagen. Eilert grüßte mit der Peitſche, bevor er ſeine dampfenden Tiere zum Stalle lenkte. Die Stufen hinauf. Sie ſchwankte. Hätte ſie der junge Bediente nicht geſtützt, ſie wäre gefallen. Die Haustür war ſchon von drinnen geöffnet, nur eine Spalte, Wind und Schneetreiben und Kälte drangen mit ihr hinein. Wie ein Windſtoß ſie ſelber, ziellos, beinahe willenlos, kam ſie durch die Tür . . . Und dann lag ſie in Siſſys Armen ſekundenlang ſtill, wie ohne Leben, ſprach nicht, lag nur mit geſchloſſenen Augen.

Die junge Frau war zu Tode erſchrocken.

„Wie ſiehſt du aus! Meta, was iſt, was haſt du?“

Die große Schweſter gab keine Antwort, den Kopf auf Siſſys Schulter hinabgeneigt, lehnte ſie an ihr, von einem tonloſen Schluchzen geſchüttelt.

„Meta, Meta, biſt du krank? Sag mir, was fehlt dir? Und hier iſt Mama. Und — nun müſſen wir zu ihr.“

Da fuhr jene in die Höhe. „Wer, ſagſt du? Wer? Unſere Mama? So, du haſt alſo andern Beſuch . . . . Ich habe dich weiter nicht ſtören wollen. Es iſt gut. Ich gehe ſchon wieder . . .“

„Aber, Meta, was fällt dir ein! Wieder fort! Das iſt ja nicht möglich! Mama iſt da drinnen. Komm, ſie wartet. Und du biſt einmal ihre Tochter, ſo gut wie ich. Was willſt du, Meta? Ich wußte ja nicht, daß du uns jetzt gerade beſuchen würdeſt. Du ſchriebſt mir nie. — Nun läßt ſich's nicht ändern. Komm zu ihr.“

„Ich will es nicht!“ rief Meta heftig.

„So tu', was du willſt,“ Frau Marie Louiſe ließ ihre Hand los, „ich darf dich nicht zwingen. Du biſt mein Gaſt. Nur — ſie iſt's auch. Ich kann auch ſie nicht beleidigen laſſen, das wirſt du verſtehen.“ — In der zitternden jungen Stimme klang es wie verhaltenes Weinen und war doch eine ſtille Würde.

„Du biſt ſtärker als ich,“ verſetzte Meta ſeufzend. „Und weil ich hier ungebeten eindrang, — was forderſt du alſo? was muß ich tun?“

„Nur hineinkommen, Mama guten Tag

ſagen. Weiter nichts. Ich habe ſie ſehr lieb, das weißt du, mit all ihren Schwächen. Soll eine Mutter denn nicht gekränkt ſein, wenn ihr Kind ihren Willen in den Wind ſchlägt, auf und davon geht, all ihren Wünſchen, ihren Gewohnheiten zuwiderhandelt? Wenn ich das einmal an meiner Tochter erleben ſollte! . . . Und meinſt du, ſie hätte nicht darunter gelitten? Komm jetzt, ſei gut!“ —

So gingen ſie Hand in Hand in das Zimmer. Frau von Karſtein ſaß auf dem Sofa am Tiſch in der Mitte. Sie wartete, bis ihre Töchter vor ihr ſtanden, wartete eine Sekunde noch länger auf ein Wort von Meta. Aber es kam keins. Da erhob ſie ſich:

„So kehrſt du mir endlich in meine Arme! Ja, nun ſiehſt du's, wie bitter und troſtlos das Leben iſt, ohne ſchützende Mutterhände! — Ich will nicht fragen, wie du gelebt haſt, will dir auch ein Reuebekenntnis erſparen, ſei mir willkommen, meine arme, verlorene Tochter!“

Sie war immer eine ſtattliche Dame geweſen, Meta nicht ähnlich. Und ſie liebte volltönende Reden und ſchöne Poſen. So legte ſie ihre wohlgepflegte weiße Hand wie ſegnend auf Metas geneigten Scheitel. Die ſchwieg. Daß ſie die Zähne feſt zuſammenbiß, um nicht heftig zu widerſprechen, ſah jene wohl nicht. Siſſy fühlte das Zittern der eiskalten Finger. Sie unterbrach die Szene, indem ſie raſch etwas von der Reiſe ſagte, von Schnee und Kälte. Sie müſſe die Angekommene gleich auf ihr Zimmer führen, daß ſie ſich ordentlich ausruhen könne.

Dann alſo oben, in dem hübſchen Fremdenzimmer. Das Dienſtmädchen war hinausgegangen, nachdem ſie Meta die feuchten Kleider abgenommen, Siſſy brachte ihren eigenen warmen Schlafrock, ihren Gaſt darin einzuhüllen. Meta hatte alles ſchweigend mit ſich geſchehen laſſen. Nun wanderte ſie von der Tür zum Fenſter, vom Ofen zum Bett, ruhelos, wie ein Tier im Käfig. Ihre Lippen blieben feſt in einer harten Linie aufeinandergepreßt, ihre Brauen finſter geſenkt. Draußen hatte ſich das Schneegeſtöber inzwiſchen gelegt. Es war Nacht geworden und der Mond ſtand am Himmel, der Vollmond, rein und groß. Er verſilberte die dicken Schneekiſſen vor dem Fenſter, die weißen Bäume mit den weißen Laſten auf allen Zweigen, die weich umhüllten niedrigen Dächer der Stallungen an den Seiten des Hofes, den Taubenſchlag, die Hundehütte. Wie ein ſtiller, flüſſiger Strom lag das milde Licht auf der weiten Landſchaft.

Sah ſie das nicht? Wenn ſie ſo nah zum Fenſter kam, wie eben jetzt, den Griff zum Öffnen mit allen Fingern umklammerte, wie im Zorn ihn rüttelnd, das Kinn auf die Hände, ihre Stirn an die Scheibe gelehnt und hinausſtarrte? Oder war der Sturm in ihr ſo laut, daß er ihr die Fähigkeit nahm, dieſe Stille und Schönheit zu fühlen?

Frau Siſſy verhielt ſich ſtumm wie die Schweſter. Ihr ahnte, was dies bewußtloſe, ſtiere Hinausſtarren zu bedeuten hatte. Und die müden, ſchweren Lider, das totblaſſe Geſicht! Das Herz tat ihr weh vor brennendem Mitleid. Denn ſie wußte auch — woher, das hätte ſie nicht ſagen können —, ſie fühlte es, was es für die ſtolze, die erfolgreiche Künſtlerin heißen mußte, ſo als reuig heimgekehrte, brave Tochter ſich von oben herab verzeihen zu laſſen. Und ſie fand kein Wort, um ihr Mitfühlen auszuſprechen. Denn ein jedes Wort, jeder Ton, wäre nur noch eine Kränkung mehr geweſen.

In den wenigen Monaten war Marie-Louiſe viel weiſer geworden. Durch das Glück, durch eine Hoffnung auf Neueres, Größeres, durch alles. Was für ein Kind war ſie in Paris noch geweſen, ſo unwiſſend, ſchüchtern, ungeſchickt, das wußte ſie ſelbſt erſt jetzt. Nun ſtand ſie nicht mehr ſo ängſtlich fragend draußen vor der Tür von Metas Herzen. Sie war ſehend geworden. Aus ihrem Reichtum, dem Schatz von Liebe, den ſie noch unverbraucht in ſich fühlte, konnte ſie der Schweſter ſpenden. Und ſo ging ſie zu Meta hin, legte ihr leicht die Hand auf den Arm, und ſagte mit ihrer jungen Stimme nur ein paar Worte, nichts was ſie fühlte, nur ſo Gleichgültiges, Hausfrauenhaftes:

„Ich laß dich allein jetzt. Willſt du Tee? Ich bring' ihn dir nachher. Vielleicht legſt du dich ein bißchen ins Bett. Es wär' ganz vernünftig, um dich zu erwärmen.“

Wie ſo nichtsſagende Worte manchmal wohltun! Die ſchönſten Troſtreden über Mitgefühl und Ergebung in das Schickſal können ſo nicht rühren, ergreifen, ſo nicht Herzensnöte löſen, wie oft ſolch ein einfaches: „Ich laſſ' dich allein, ich bringe dir Tee.“

Meta hörte die leiſen Worte, hielt ein in ihrem unruhigen Wandern, ſtand mit zu Boden geneigtem Kopfe. Marie-Louiſe war zur Tür gegangen, ſie hatte ſchon die Hand an der Klinke.

„Siſſy!“ rief ſie.

Die junge Frau drehte raſch den Kopf um.

„Siſſy“, ſagte jene leiſe, „Kind, verzeih' mir! Ich hätte dir meinen Schmerz und meine Verzweiflung nicht in dein glückliches Haus bringen ſollen. Aber . . . aber . . . C'était plus fort que moi! Was willſt du, man mag ſich noch ſo lange ſchulen, das Leben philoſophiſch zu tragen und auch das Unglück. Iſt es dann plötzlich da und wirklich, dann . . . Wenigſtens mein Stoizismus reichte nicht aus. Du an meiner Stelle vielleicht, ich glaube, du Kleine, wärſt tapferer geweſen. Ich lief davon. Ganz feige, ganz kläglich. Vor dem Arzt, der Klinik, dem Mitleid der guten Bekannten. Und vor — noch was anderem. Lach' mich nur aus. Ich mag's dir nicht ſagen. Vor mir hätt' ich davonlaufen ſollen, vor mir ſelber. Wenn man das könnte! Post equitem sedet atra cura. Kennſt du das Wort von Horaz? — Mir hat es Herr Doktor Körber einmal vorgeleſen — wer noch ſo weit reiten möchte, entgeht ihr doch nicht, der ſchwarzen Sorge, ſchlimmer — der Reue — die auf ſeines Pferdes Rücken hinter ihm hockt . . .“

Sie ſaßen auf dem kleinen Sofa des Fremdenzimmers nahe nebeneinander. Frau Marie-Louiſe ſtreichelte leiſe der Schweſter die Hände. Meta ſprach in kurzen abgeriſſenen Sätzen. Das Wiederſehen mit der Mutter war ihr wie ein Tropfen mehr geweſen, der letzte Tropfen, der die hochgefüllte Schale ihrer Herzensnot überfließen machte.

„Wenn Mama wüßte, wenn ſie das ahnte, wie ſehr wenig ich bereue!“ rief ſie ein paarmal. Und dann leidenſchaftlich, mit ausbrechender Verzweiflung: „Wie ſah ſie denn aber aus, als ſie's ſagte? So wie früher? Daß ihr Haar noch ſo glatt geſcheitelt iſt, daß ſie ſich noch ſo gerade hält in ihrem ſchwarzſeidenen engen Kleid mit der großen Diamantbroche, das konnt' ich erkennen, mehr aber nicht, nicht ihren Ausdruck. Dich ſehe ich auch nicht. Der letzte, den ich deutlich ſah, der war — ein Menſch, den ich gekränkt hatte. . . . Hierher kam ich, um deine Züge mir noch einmal einzuprägen. Das Relief iſt fertig gegoſſen, aber ich muß es ja mit der Feile noch übergehen. Und nun kann ich das nicht. Wer weiß, ob es ähnlich, wer weiß, ob es gut iſt, wenn ich es nicht ſehe! — Du, denke es dir, ich ſehe nur Nebel, Lichter, Schatten, aber keinen deutlichen Zug mehr, keinen! Ob einer ſchön iſt oder häßlich, ob er weint oder lacht, mich liebt oder haßt, ich kanns nicht mehr unterſcheiden. Und ich werd's nicht mehr machen können, nie mehr, nie, nie mehr!“ —

Sie ſtrich ſich das Haar von den Schläfen, ſprang auf, ging fort, als ſchäme ſie ſich, daß ihr der Schmerzensſchrei entfahren.

Wie verſchieden die Menſchen doch ſind, dachte Marie-Louiſe. Sie ſelbſt, wenn ihr ſo etwas geſchähe! Wie ſie geſchluchzt, geweint hätte, wie ſie ſich an ihre Schweſter, ihre Mutter, ihren Gatten anklammern, wie ſie alle Menſchen, alle Ärzte, wie ſie Gott um Troſt anflehen würde! Meta hatte den einen Klagruf mit heiſerer Stimme hervorgeſtoßen. Die Angſt, daß ſie nicht mehr arbeiten könne! Nicht die Schmerzen, nicht die Entbehrung, nicht die Sorge um ihre ungewiſſe Zukunft — nichts Schönes mehr ſchaffen, das war ihres Schmerzes Kernpunkt. Mit ihren tränenerfüllten Augen blickte die junge Frau zu der Schweſter hinauf.

„Meta, hör — ich weiß einen Troſt,“ — flüſterte ſie.

Sie aber ſchüttelte den Kopf. „Welchen? Gebete? Daß du mich lieb haſt? Daß ich an deinem Kind, wenn es erſt da iſt, — mich mitfreuen werde? Oder — vielleicht denkſt du das wohl, daß ich zu Mama zurück ſoll, mich nützlich machen, Strümpfe ſtricken für heidniſche Hottentottenkinder, damit ſie gute Chriſten werden? Man kann glaub ich ſtricken, auch ohne zu ſehen. Am Ende meinſt

du, ich übertreibe, es iſt nicht ſo ſchlimm? Heute früh in Berlin, — mein Pariſer Arzt will mich doch immer ſchonen, ſagt mir nie die volle Wahrheit — bin ich zu dem erſten Augenarzt, zu Profeſſor Hirſchfeld gegangen."

„Nun, und er ſagt?"

„Was ich fürchtete und was ich wußte. Oder findeſt du das beſſer, daß er meint, eine Operation wär doch noch möglich, ich könnte wahrſcheinlich nachher wieder etwas ſehen? . . . Etwas! was iſt das? Etwas iſt nichts. — Ich hatte in Berlin bleiben wollen, mich dort ausruhen, Euch ſchreiben, ob ich zu Euch kommen dürfe. Aber nach der Konſultation . . . Nur ein Etwas für all mein Leben! — Ich fragte nicht an, ich fuhr eben her. Was alſo denkſt du nun, ſollte mich tröſten?"

Siſſy ſchlang ihre weichen Arme ihr um den Hals: „Es gibt nur eins," flüſterte ſie ihr ins Ohr, „nur dies eine! Auch wenn du blind wirſt. O Meta, Meta, wenn dich einer lieb hat! . . . Meta tu es, nur das, das iſt Glück!"

Meta hob den Kopf hoch und ſchwieg.

„Du — Doktor Körber?" fragte Marie-Louiſe leiſe. Und da Meta fortſah, keine Antwort gab, nur noch blaſſer, finſterer vor ſich hinblickte als vorher, ging ſie lautlos hinaus.

Meta blieb mitten im Zimmer ſtehen. Nein, ſagte ſie für ſich, das iſt nichts. Es iſt vorbei. — „Das da tut weh!" Es waren die letzten Worte geweſen, die ſie von ihm gehört. Und wie er dann geſchwiegen hatte und wie er die Geſellſchaft verlaſſen an jenem Abend und die Nacht darauf und den Tag dann und ſeitdem auf der Reiſe . . . Sie hatte die Worte wieder gehört, den Klang ſeiner Stimme, die Kränkung empfunden, die ſie ihm angetan, ihre Härte begriffen. So ſind andere Frauen, dachte ſie, bin ich alſo auch ſo? Erſt im Überfluß und im Glück den verſpotten, der uns nicht Märchenprinz genug dünkt für unſern Stolz. Und dann, wenn das Dunkel kommt und das Leid, begehren, was man nicht mehr hat, zu ſpät erkennen, was man achtlos von ſich geworfen. Es iſt niedrig und weibiſch. Und ich möcht' nicht niedrig ſein. Und ich bin doch ein Weib. Meine Dummheiten wollt' ich machen, ſo ſtolz, ſo frech, ſo reulos kaltherzig. Und nun muß ich ſie bereuen, wie bitterlich! —

Als am nächſten Morgen Frau von Karſtein ins Frühſtückzimmer herabkam, ſaß Meta ſchon an dem gedeckten Tiſch. Die Mutter ſah ihre fremdgewordene Tochter mit forſchendem Blick an. Das blaſſe Geſicht war mit einem ſtrengen Ausdruck grade vor ſich hin gerichtet, die Hände ſpielten mit den Brotkrumen auf ihrem Teller, Kügelchen, kleine Formen bildend, ohne daß ihre Augen dies Tun begleiteten. Frau von Karſtein muſterte auch Metas Kleidung.

„Wovon lebſt du denn eigentlich?" fragte ſie in ihrem bedauernd herablaſſenden Ton. „Sie erzählen mir ja, daß du eine hochbegabte Künſtlerin biſt. Aber trotzdem geht's dir nicht glänzend, das kann man ſehen. Lebſt du von deines Vaters Erbſchaft? — hm —, als ich ſelbſt noch Frau Lüdtke hieß, hab' ich mich eng genug einſchränken müſſen."

„Nein, davon nicht. Das gab ich aus für einen einzigen Marmorblock."

Aber ſie ſprach den Satz nicht laut. Baron Wrankenhoff kam ihr zuvor mit ſeiner ſonoren Männerſtimme: „Mimi," rief er ſeine Frau an, „ſo ſieh doch hin, wie die zwei ſich ähnlich ſind! grade jetzt in dieſer Stellung. Dieſelbe Stirn, die grade Naſe, die ſtraffe, abweiſende Haltung. Nur mit dem kleinen Unterſchied —, nein, Schwiegermama, ich ſpiele auf die Jahre nicht an —, nur die Verſchiedenheit bleibt, daß die eine in Holſtein lebt und die andere in Paris. Wie Sie ſich bewegen, Schwägerin Meta, das macht Ihnen hier bei uns auf dem Lande doch ſo leicht keine nach."

Frau Siſſy lächelte befriedigt. Es war ein Gewitter abgewendet, von deſſen Nahen ihr Gatte ſelber wohl nichts gewußt.

Die ältere Dame bog den Kopf vor, ſie hörte nicht ſcharf mehr. — „Was ſagſt du? Pariſeriſch? Mir ſcheint es eher unordentlich, wie ſie geht. So als ob — — als ob die Kleider nur an ihr hingen."

Meta ſtand auf. Wie jede Linie ihrer Geſtalt ſich in dem ſchlichten Kleid zeichnete, das wußte ſie genau. Nun auch das nie

mehr ſehen, niemals mehr es beurteilen zu können, ob ihre Erſcheinung und ihre Kleidung ſchön und harmoniſch zuſammenſtimmten! — Es iſt lächerlich, das zu bedauern. Und doch war ihr's ein Schmerz mehr, ja vielleicht der bitterſten einer, wenn ſie ſich häßlich, ſich ungeſchickt dachte.

„Mit dem Pariſertum wird's wohl vorbei ſein," ſagte ſie. „Wer weiß auch, ob ich überhaupt noch dorthin zurückkann."

„So bleibſt du hier?" rief Siſſy ſtrahlend.

„Wenn du dich nicht mehr erhalten kannſt — ich ſehe es als Pflicht an, meiner Tochter, was ſie auch gegen meinen Willen getan haben mag, eine Zuflucht anzubieten . . ." ſagte die Mutter, „Haus Karſtein ſteht dir alſo offen, du wirſt dich auch nützlich dort machen können, deinen jüngeren Geſchwiſtern Unterricht im Franzöſiſchen geben . . ."

„Aber nein!" unterbrach ſie der Freiherr, „das iſt ja unmöglich, das klingt ja wie Hohn, Meta, dann noch lieber zu uns. Beſte Schwägerin, viel Zerſtreuung werden Sie hier auf unſerm alten Gutshof nicht finden, nicht große Welt und gar keine Kunſt. Aber doch — wenn Sie wollten — Ich glaube, Marie-Louiſe wär' glücklich. Sie könnten auch ganz unabhängig, ganz für ſich ſein. Es iſt da im Garten noch ſo ein kleines Sommerhäuschen, das richten wir ein, wir ſehen Sie täglich. Und Sie wären doch frei."

Meta hatte ganz ſtill gehalten zu den Worten ihrer Mutter, mit etwas vorgebeugtem Kopf, wie man wohl einen Schloſſenhagel von Schmerzſchlägen zähneknirſchend hinnimmt. Bei ſeinen Worten zitterte ſie: „Ja, wenn ich in Not bin, dann komm' ich zu Ihnen, Siſſy, zu dir. Jetzt geht es noch ſo. Ich danke Ihnen!" damit ging ſie hinaus.

„Und mir gibt ſie gar keine Antwort," rief Frau von Karſtein, „wirklich, 's iſt ſtark! Nachdem ich mich ſo weit überwunden, ihr zu verzeihen, ihr in meinem Hauſe eine Freiſtatt anzubieten. Mir ähnlich, ſagen Sie, lieber Eilert? Nun, innerlich iſt ſie mir ſo unähnlich, wie ein Menſch dem andern nur ſein kann. Sie iſt formlos, pflichtlos, undankbar, hochmütig. Und ich weiß nicht einmal, auf was ſie ſich ſo viel einbildet, und weshalb Sie und Marie-Louiſe ſie wie eine Prinzeſſin behandeln, — nein, wahrhaftig, das weiß ich nicht!" — Und die Dame holte aus dem Arbeitsſäckchen, das ſie immer und überall begleitete, ihr Taſchentuch hervor, ſich die Augen zu trocknen. „Mein erſter Mann, der Muſiker iſt auch ſo geweſen. Dagegen der zweite, ſo ein feiner, fügſamer Menſch, ſo beſcheiden, ganz ähnlich wie Eilert. Und mußt' ſo früh ſterben! Ja, das Leben hat mich mit harten Prüfungen wahrlich nicht verſchont. Aber dieſe, durch die trotzig-eigenmächtige Tochter, die iſt und bleibt doch die ſchlimmſte von allen."

Siſſy ſtahl ſich aus dem Zimmer. Wenn ihre Mutter ſo von den beiden Männern ſprach, das klang der jungen, glücklichen Gattin immer verletzend. Ihren Vater hatte ſie nur als Kind gekannt, der Vergleich mit ihrem Mann kränkte ſie auch; Eilert, meinte ſie, der ſei denn doch etwas mehr als nur eben beſcheiden und fügſam. —

Im Fremdenzimmer oben fand ſie Meta am Fenſter ſtehend, ſo wie geſtern. Sie zog ſie auf einen Stuhl und hockte ſich zu ihr. Den Kopf im Schoß der Schweſter bat ſie, wie ſie es wohl als Kind getan hatte: „Meta, erzähl mir!"

„Was denn, Kleine?"

„Wie alles war, wie alles ſo wurde. Mama und Papa, — ich weiß ja ſo gar nichts." —

Meta nickte vor ſich hin. „Du haſt recht. Manchmal erſchrickt man förmlich und beſinnt ſich: ja, wie kam es denn ſo? woher ſtammt das alles? wie waren ſie im Innern, die Eltern? Man wuchs ſich ſo hinein in ſie, ohne ihre Wurzeln zu kennen, ihre Anfänge. Wieſo kamen ſie zuſammen, weshalb gerade dieſe? Und was ließen ſie mir Gutes zum Erbe, das ich weitergeben könnte? Ja, wenn man ein Kind erhofft, wie du, dem man von ſeinen Erfahrungen mitteilen könnte, dann iſt 's auch recht, von dem Früheren zu wiſſen, daß man nicht ſo zuſammenhanglos in der Welt daſteht. Viel iſt's ja nicht, was ich dir zu erzählen habe. So ein Dunkel, ähnlich wie das, das jetzt mir vor dem Blick ſich ausdehnt, ſo iſt mein

Erinnern. Hier und da ein Riß in dem grauen Wolkenvorhang, ein Lichtblitz, ein Bild. Und dann wieder das Dunkel.“

„Sag es mir,“ wiederholte die Kleine, „Alles, bitte! —“

Meta ſtützte die Stirn nachdenklich in die Hand. „Wie mein Vater mich auf den Arm hob, mein eigener Vater, das weiß ich noch. Ich legte die Backe auf ſein kurzgeſchnittenes Haar. Das ſtach mich ein bißchen. Als er ſtarb, bin ich kaum drei Jahre alt geweſen. Und doch — dies Bild weiß ich ſo deutlich, daß ich ſein Geſicht noch zu ſehen glaube, ſeine Stimme, ſein Lachen zu hören. Wieſo prägt ſich eines uns ſo tief ein und anderes verliſcht? Ich kann es nicht ſagen. Von ſeiner Krankheit, ſeinem Tode iſt mir kein Schimmer mehr im Gedächtnis. Auch davon nicht, wie meine Mutter fortging, um Erzieherin auf einem Gute zu werden. Ich ward bei alten Verwandten in Berlin aufgezogen. Mein Vater war Künſtler, ſagte ich den Leuten, wenn ſie mich fragten. Was das hieß und was es ihm bedeutet hatte, — ich wußte ſo wenig davon, wie ich's verſtand, weshalb Mama nicht bei mir bleiben konnte. Im Sommer kam ſie jedes Jahr, holte mich ab, ging mit mir ſpazieren und fragte mich aus, was ich inzwiſchen gelernt hatte. Sie war ſehr ſchön, das ſah ich ſchon damals. Und ich war ſtolz, neben ihr durch die Straßen zu gehen. Wenn ſie kam, küßte ſie mich immer und noch einmal, bevor ſie fortging. Daß ich mehr brauchte, wußte ich ſelbſt nicht. Und dann, ich war noch ein rechtes Kind, aber über zehn Jahre alt, da heißt's eines Tages: Du mußt zu ihr, ſchnell, ſie iſt ſchwer krank und will dich noch ſehen.

Daß meine Mutter ſeit einem Jahr verheiratet war, irgendwo in der Fremde und mit einem Fremden, — ich hatte es gehört, aber es hatte mir nur wenig Eindruck gemacht. Ich hatte im Kopf nur meine Spiele. Und dann beſonders ein Bilderbuch, das ſie mir geſchickt hatte. Das ſchöne Buch durfte ich mit auf die Reiſe nehmen, das war mir die Hauptſache. Alles andere, — Abſchied, Fahrt, Ankunft — alles ein Dunkel!

Und plötzlich finde ich mich wieder in einem kleinen, hellen Zimmer, alle gehen auf den Zehenſpitzen, alle ſprechen flüſternd, leiſe. Aber ſie lächeln dabei und nicken und ſtreicheln mich. Mama? — Nein, hier iſt ſie nicht, du darfſt ſie jetzt noch nicht ſehen. Aber es ſteht gut und war nicht ſo ſchlimm, wie ſie vorher gefürchtet hatte. — Und dabei führen ſie mich vorwärts zu der Wiege mitten im Zimmer und heben den Spitzenvorhang auf. Da liegt auf den himmelblau ſeidenen Kiſſen mit blauen Schleifen ein Puppenkind, roſig, wunderklein, atmend.

Mir klopfte das Herz: Soll ich die haben? denke ich und wage nur nicht, es zu fragen.

Das iſt deine kleine Schweſter, ſagen ſie mir, freuſt du dich nicht?

Ich ſehe die Frauen an, eine nach der andern und ſchüttele den Kopf. Ich habe ja gar keine kleine Schweſter, rufe ich. Aber dabei —, ich fühle es noch, — ſteigt's mir heiß in die Kehle, heiß und würgend: wenn ich eine Schweſter hätte, ſo eine kleine, ſüße Schweſter!

Sie haben mir nachher erzählt, ich hätte ſo laut geweint und geſchluchzt, daß ſie befürchteten, der Lärm könnte ins Nebenzimmer dringen, bis zu Mama, und ſie fanden kein Mittel, mich zu beruhigen.

Da hörte ich eine Stimme: Still. Eine Männerſtimme. Er kam herzu, zog mich in in die Höhe, ſetzte ſich neben die Wiege und ſtellte mich vor ſich hin. Alſo du biſt Meta Lüdtke. Komm her und ſieh mir in die Augen. So groß biſt du ſchon? Weshalb haſt du geweint? Du biſt doch wohl nicht eiferſüchtig auf das Schweſterchen?

Aber ſie iſt doch gar nicht meine Schweſter! und wieder die Tränen, ich habe ja keine! ich habe ja niemand!

Da zieht er mich an ſich, der große, ſchöne, ernſte Mann, legt den Arm um mich und ich fühle ſein Seufzen, wie er den Kopf an meinen Kopf lehnt. Sein kurzes Haar ſtach mich ein bißchen, ſo wie das von Papa. Arme Kleine, arme einſame Kleine! ſagte er flüſternd.

Als Mama wohl genug war, ließ ſie mich zu ſich kommen.

Hör, Meta — ich ſtand vor ihrem Bett —, es kommt darauf an, wie du dich benimmſt, ob wir dich hier behalten können.

Red' dir nicht ein, es sei für immer. Du bist ohne Vermögen, du wirst dir einmal deinen Unterhalt verdienen müssen, so wie ich es mußte. Ich hatte mir fest vorgenommen, ihm nicht das Stiefkind ins Haus zu bringen. Für dich wär's auch wohl besser gewesen, in anderer Umgebung aufzuwachsen. Nun aber fühlt er solches Mitleid! Die Männer sind so. Weil du ein blasses Gesichtchen hast und große Augen. Also sieh, daß du immer gehorchst. —

Wie ich gehorchte! Ich glaube, mit solcher Angst, solchem herzklopfenden Bangen haben nicht viele Kinder sich gemüht, gehorsam zu sein. Widerstand gegen Mamas Befehle war etwas, woran ich nicht einmal dachte. Nur ihre Wünsche zu erraten, strebte ich, nur es gut zu machen, daß sie mich nicht wieder fortschicken sollte."

„Und er, mein Vater?" fragte Frau Sissy.

„Er! Kam er herein, so stand ich wartend in der Ecke, bis er mich bemerkte. Dann nickte er mir zu, fuhr mir auch wohl mit der Hand über Haar und Gesicht: Na, kleine Schwarze, noch immer so schüchtern? — Ich sollt' ihn Papa nennen. Aber ich brachte es nicht heraus. Manchmal, wenn er nicht da war, schlich ich mich in seine Bibliothek, legte den Kopf auf seinen Schreibtisch und küßte das Löschblatt, auf dem seine Hand gelegen hatte. Wenn ich seinen Schritt draußen hörte, floh ich wie gehetzt. Mama fand mich einmal dort. Das sei sehr unrecht, unschicklich, schlecht. Ich mußte ihr geloben, nie wieder allein in sein Zimmer zu gehen. Und ich habe mein Wort gehalten und gehorcht, wie ich immer gehorchte. So flossen die Jahre hin. Ich saß in eurer Kinderstube, spielte mit dir, wartete die kleinen Brüder und wußte nicht anders, als daß dies mein Leben und daß es immer so bleiben würde. Und dann einmal . . . Es war, als unser Jüngster geboren worden, Mama lag noch krank. Ich war allein bei euch, die Kleinen schon in ihren Betten, du neben mir auf deinem Schemel, beinah so wie heute. Ich erzählte dir ein Märchen. Da kommt er herein: Allein hier, Meta? Wo ist die Kinderfrau?

Ich weiß nicht.

Ist überhaupt noch eine im Hause? mir scheint, du bist jetzt allein angestellt zur Wartung aller vier?

Ich kann nicht sagen, ob ich ihm eine Antwort gegeben. Er hat auch wohl nicht drauf gehört. Er geht auf und nieder, bleibt stehen, sieht mich an und geht dann weiter. So schön ist er, sein Kopf so edelgeformt, die Augen sehr tief liegend. Jede Linie kenne ich, jede Falte auf seiner Stirn. Nur wie das Haar an seinen Schläfen grau geworden, das sah ich sonst nicht so. Ich war doch noch ein Kind, trotz meiner sechzehn Jahre, ich wußte nichts von ihm, nichts vom Leben, hatte nie so weit nachgedacht, um zu begreifen, was ihn mehr als mich bedrücken konnte.

Und da bleibt er abermals neben mir stehen, ganz lang, die Hand auf meiner Schulter. Du, kleine Sissy, warst mir im Schoße eingeschlafen. Draußen dämmert es, die Sonne ist schon hinab und nur so rosa, lila Streifen, Sehnsuchtswolken, am östlichen Himmel, den Sonnenuntergang widerstrahlend. Und in den Baumwipfeln in unserem Garten ein goldfarbener Schein. Dahinter die weite, unabsehbar weite Ferne, Kornfelder und Wiesen, immer weiter in einem blauen, verschwiegenen Schatten.

Ich sah so hinaus, wie jeden Abend, unbestimmte Neugier im Herzen: was wohl dort ist, da weit, weit hinten? ob ich noch einmal dort hinkommen werde? Und ob da Menschen sind, so wie hier, die sich was wünschen, irgendwas und wissen nicht was?

Sehnst du dich nach Freiheit? fragte er leise, möchtest du fort, du auch?

Ich, ich? Und fort? o nein, nicht fort, nicht von hier weg aus dem Hause! Oder — oder — darf ich nicht mehr hier bei Euch bleiben?

Die alte Angst! Ich hatte sie nie vor ihm ausgesprochen. Und nun sah er mich mit so seltsamen Augen an . . . er verstand mich nicht, ich ihn nicht.

Wenn ich nur ein Jahr noch hier bleiben dürfte! bat ich, später will ich ja auch Gouvernante werden, wenn es sein muß.

Und du bist zufrieden hier und hältst

das aus ſo und rebellierſt nicht? Glückliches Kind!

Ja, aber . . . Muß ich denn nicht glücklich ſein hier zu Hauſe? frage ich. Und biſt du es denn nicht — Papa? Woher mir der Mut plötzlich kam, ihn ſo zu nennen, woher die Frage, ich ahne es nicht. Und er hebt ſeine beiden Arme über ſein Haupt hoch: Ich! — ein Stöhnen: Meta, er packt mich bei der Schulter, Meta, Kind, verſprich mir eines: wenn du erſt ſo weit biſt, daß du meinſt, hier erſticken zu müſſen, dann zwing dich nicht, mach dir nicht eine Pflicht aus deinem Elend, geh hinaus, fort, in die Welt; du, du darfſt es; flieh, irgendwohin, wo du du ſelbſt biſt und atmen kannſt. Laß dich nicht knechten! Jetzt, ein Kind, was kannſt du wiſſen von deines Herzens und Lebens Notdurft. Du meinſt wohl, erſticken wär etwas Schönes. Und atmen ein Unrecht . . . Aber nachher! — — —

Das iſt alles. Das habe ich erlebt. — Wie er daſteht, der Abendſchimmer von draußen berührt ihn. Und er ſpricht: So ein Kind! Das meint, Atmen wär Unrecht! — Ich hör ihn noch, ſehe ihn noch heute mit blinden Augen. Nie vorher, nie nachher hat er vor mir ein Wort von ſich ſelber laut werden laſſen. Und doch hat er mir die Pforte aufgeſchloſſen zu der Kammer ſeiner Sehnſucht, mir, der Fremden, ſeinem Stiefkind. Und doch habe ich ihn beſſer gekannt und beſſer verſtanden als ſeine Freunde, ſein Weib und alle!

Als er dann ſtarb, ein Jahr etwa ſpäter, ſetzte ich mich neben ſeine Leiche und ſuchte ungeſchickt genug mir aus Ton ſein Bild zu formen. Nur bei ihm bleiben, nur nicht mich von dem Toten trennen! Und die Leute kamen und gingen, ſprachen von ihm mit ganz lauter Stimme, daß er ein guter Landwirt geweſen, ein braver Menſch. Obwohl er doch als junger Mann es etwas toll getrieben hatte, obwohl die Heirat mit der armen Erzieherin bei ſeiner Tante ihm damals von vielen verübelt wurde. Es ſei ihm wahrhaftig zum Glück ausgeſchlagen. Man hätt's nicht erwartet. So ein zahmer Ehegatte.

Ob Mama das hörte? Ich glaube, es hätte ſie gefreut, daß die Leute fanden, ſie habe ihn zu ſeinem Beſten umgewandelt. Aber ich . . .

Von dem Tag an bin ich kein Kind mehr geweſen und nicht mehr Mamas Sklavin. Als ſie mich, ohne viel zu fragen, verlobt hatte mit unſerm Nachbarn, da hörte ich die Worte wieder: Laß dich nicht knechten! Und ich dachte: Lieber ſterben! Und anſtatt mich in die Ehelüge einzwingen zu laſſen, deren Schmerzen er mir gewieſen — lief ich davon. Er aber, hätt' er noch gelebt, er würde es gebilligt haben. So war dein Vater."

Siſſy ſeufzte. Sie mochte nicht gleich darüber ſprechen. Erſt mußte ſie in ihren Gedanken ſich das veränderte Bild zurechtſchieben. Daß ihrer Mutter altmodiſch-kleinliche Enge und Herrſchſucht die Tochter bedrückt hatte, das konnte ſie allenfalls verſtehen, konnte es verſtehen, wie das ſtille Leid des Kindes den edelmütigen Stiefvater gedauert, daß er ſie ſelber zum Widerſtande aufgeſtachelt hatte. Aber er, der Mann dieſer Frau, trotz alledem . . .

„Weißt du," ſagte ſie, „du hatteſt nun einmal in dir ſelbſt den Freiheitsdrang. Papa ahnte es wohl gar nicht, wie ſehr du ſeinem Rat folgen würdeſt. Sonſt hätte er das nicht ausgeſprochen. Denn er hatte ſie lieb, natürlich. Du weißt ja doch nicht, wie's iſt in der Ehe. Du meinſt, der eine leidet immer? Freilich, jeder Menſch hat Minuten, die Männer beſonders, wo ſie ſich nach Veränderung ſehnen. Aber im Grunde, in einer guten Ehe . . . glaub' mir, wie Mama ſie mit ihm geführt hat . . ."

„Liebe, ſüße, kleine Siſſy!" ſagte Meta nur und küßte die junge Frau. — Nun geht ſie alſo ihrem Eilert raſch alles erzählen, dachte ſie, als jene fort war, und die beiden ſind dann überzeugt, daß ich übertreibe, daß alles nicht ſo war, wie es war.

XVIII.

An dem Abend ſprach die Mutter — Marie-Louiſe hatte ſie durch behutſames Fragen dahin gebracht — von ihrem Mann, von ſeiner Heiterkeit, ſeinen Scherzen, davon, wie glücklich er mit ihr geweſen.

Meta ſaß ein wenig abſeits von dem

Tisch mit der Lampe. Sie hörte das an, als wär's ein Märchen. Ist es nicht eines? Die Jahre wandeln jedes Geschehnis, so wie des Erzählers Mund Tatsachen leicht zur Sage umschafft. Und es mildern sich die Kontraste, die Konflikte gleichen sich aus. Einst hatte sie gelobt, die Mutter nie wiederzusehen. Nun saß sie ganz traulich in Sissys Boudoir mit ihr. Aber alles Frühere vergessen, wieder das alte Leben beginnen? — Ja, es gibt Menschen, die auch das können. Ich aber —, und wenn ich auch sterbenseinsam werde, das kann ich nicht.

Ruhig erhebt sie sich, tritt zum Tisch hin, die Hand auf ihrer Schwester Schulter, beugt sie sich vor. „Schwager Eilert, für morgen früh bestellen Sie mir wohl die Pferde? Drei Tage bin ich nun geblieben. Jetzt ist es Zeit, ich muß wieder fort. —"

XIX.

Sie saß in der Bahn, im Damenkupee. Frau von Karstein hatte noch zuletzt dem Schwiegersohn auf die Seele gebunden, dafür müßte er sorgen, daß Meta nicht wieder dritter Klasse, sondern anständig reise. Sie hatte dazu nur gelächelt. Warum denn nicht, wenn der Mama das Freude machte? Früher hätte sie in solchen Dingen um ihr gutes Recht gerungen. Jetzt kam ihr alles sehr unwichtig vor. Ein Fräulein Lüdtke hatte sich ihrer Frau Mutter und deren Gesellschaftssitten zu fügen. Und hier blieb sie immer Fräulein Lüdtke. Ob sie je wieder sie selbst werden konnte?

Die beiden jungen Eheleute hatten sie dabehalten wollen; mit Tränen und Küssen hatte Marie-Louise sie beschworen, nicht in die Fremde wieder so blind hinauszuziehen. Sie ließ sich nicht halten.

Aber es war ihr doch schwer gefallen, davonzugehen. In dem überheizten Kupee mit den roten Sammetpolstern fröstelte es sie. Sie lehnte ihren Kopf an das Kissen —, es roch nach Staub und Feuchtigkeit. Eine der Mitreisenden gegenüber sprach mit dem Schaffner in einem harten, oh, so harten Berlinisch. Sie sehnte sich nach Sissys leise zwitscherndem Plaudern neben ihr in dem hellen Morgenzimmer, dem Feuer im Kamin, dem Duft der Maiglöckchen auf dem breiten Fensterbrette. Dafür hatten ihre Sinne noch genügt, die Wärme zu fühlen, die Stimme zu hören, den Blumengeruch aufatmend in sich einzuziehen, zu schmecken, was ihr das gastliche Haus an guten Dingen vorgesetzt hatte. Vier Sinne blieben. Aber der eine, der ihr entschwand, war er nicht der heiligste, höchste? Sie suchte es sich vorzustellen, wie das wäre, müßte sie das Gehör verlieren, anstatt zu erblinden . . . Wär's nicht vielleicht noch härter? Könnte man im Gedächtnis sich einen Ton so deutlich wachrufen, wie man ein einst gesehenes Bild sich Zug um Zug vorstellt?

Unwillkürlich strengte sie ihre Augen an, durch die beschlagenen Fenster die Landschaft draußen zu erkennen. Grau, alles grau, die vorübereilende Gegend ein schattenhaft verschwimmender Nebel. Eilert hatte von den reichen mecklenburgischen Äckern erzählt. Jetzt lagen sie wohl schneebedeckt. Wenn aber der Roggen im Sommer so dicht steht, daß man sich in der schmalen Furche dazwischen verstecken kann —, sie hatte es oft getan, vor Zeiten als Kind auf dem Gute des Stiefvaters, wenn sie mit ihm über Feld ging —, dann ist's wie ein Meer. Weithin gelb, die reifenden Halme, der Wind streicht darüber, beugt sie wie Wellen, sie neigen sich und heben sich wieder, die Fläche scheint zu steigen, zu steigen bis zu dem fernen Horizont, den ein dunkler Waldsaum zeichnet. Da und dort hebt sich ein Kopf aus den goldnen Fluten, blitzt eine Sichel. Da gehen die Schnitter, die großen Strohhutkiepen der Mädchen bilden eine lange Reihe, heben sich, neigen sich, so wie das Korn wogt, als wären auch sie Naturgebilde, Teile des reifenden Sommersegens. Hier aber, ganz nah, sieht man das Feld nicht mehr als ein Ganzes. Jeder Halm führt sein eigenes Leben, ist ein „Ich" wie ein Mensch. Der da ragt vor, viel höher als andere, seine gelbe, spitze Granne weist strack in die Luft. Der nächste dort birgt in seiner vierfach gefüllten Ähre wohl reichere Frucht, so tief von ihrer Schwere neigt sich die Spitze. Dann einer welk, geknickt, schleift am Boden. Zwischen den nächsten drängt sich roter Mohn vor,

glühendrot, und lichtblauer Wegwart und violetter und weißer Klee. Da ſind die Ähren niedergetrampelt von Blumenpflückern. Die nahrungverheißende Frucht iſt verloren, liegt tot, beſchmutzt. Das Unkraut ſiegt, in doppelter Fülle lacht die bunte Farbenpracht in der Sonne und lockt den Blick von den goldigen Weiten hinein in das Dunkel zwiſchen den Halmen. Da unten auf dem riſſigen Boden kribbelt und wimmelt es von andern beweglichen Leben, Käfer, Mücken, naſchende Bienen, Ameiſen, Würmer, eine Schwalbe trippelt hüpfend im Schatten, ein Haſe ſchlüpft geduckt durch das Korn. Und nun ſchießt der Hund ihm nach und rennt und rennt hinein in das gelbe Dickicht, über ihm ſchlagen die Wogen zuſammen, erzitterndes Schwanken furcht die Fläche, wie hier ſich die Halme auseinandergebogen haben und wieder vereinigt, ſo ſieht man fernhin über dem Goldfeld in Wind und Sonne mit leiſem Rauſchen wieder das Heben, Neigen, Senken, bis weit dort hinten, wo in anderen Wellen die Welle verſchwindet, ſchweigt und verſiegt . . .

Und das alles ſah ſie vor ſich, ſog die Luft ein, den warmen Felduft, ſah es ſo deutlich mit ihren blinden geſchloſſenen Augen.

Auf einer kleinen Station ſtieg eine junge Frau ein, ein Kind auf dem Arm. Vom Perron rief der Mann ihr nach. Und ſchon halb auf dem Wagentritt, drehte ſie ſich um, ihn zu küſſen, hielt ihm das Kind hin, daß er's auch noch küſſen ſollte.

Da kam der Schaffner. Die Tür ſchlug zu und der Zug fuhr weiter.

Meta hatte die Augen geſchloſſen. Die Neueingeſtiegene auf der Bank gegenüber hatte ihr Kind auf den Schoß gehoben, beugte ſich zu ſeinem Ohr und ſchien ihm ganz leiſe eine Geſchichte zu erzählen. Das Kleine lachte, krähte, jauchzte vor Vergnügen.

Und wieder ſah ſie ein Bildwerk vor ſich, plaſtiſch, greifbar deutlich: das Glück! — Ein junges Ehepaar aus dem Volk, der Mann etwas derb, ſtarkknochig, breitſchultrig. Er bückt ſich nieder zu dem Kinde, das er mit zärtlich ängſtlicher Sorge am Zipfel ſeines Röckchens feſthält. Gegenüber die Mutter, eben wie er mit gewöhnlichen Zügen. Aber ihr Geſicht ſtrahlt verklärt. In jedem Muskel ihres vornübergebeugten Körpers, jedem Fingerglied ihrer ausgeſtreckten, großen, arbeitsharten Hände zittert die Wonne, zittert der Stolz über des Kleinen erſte Schritte. Das kugelrunde, weiche Ding, das weiß noch nichts von Arbeit und Sorge. Es trippelt, torkelt, läuft von dem Vater in die winkenden, wartenden Mutterhände, gerade hinüber. — Das hatte ſie einmal flüchtig geſehen und machen wollen. Und würde es nun niemals, niemals mehr können! . . . .

Da ſah ſie ſich ſelber. Nicht Künſtlerin mehr. Es umgab ſie ein Kreis von Kindern, von Mädchen, von Müttern, ſie erzählte ihnen etwas. Nichts, was ſie beſſern, ſie zu einem beſtimmten Zweck bekehren ſollte. Etwas, das ſie freute, ſie für Sekunden über ſich ſelbſt, über die Tagesmiſère hinaushob. Und die armen Mädchen, die konnten lächeln, und in die abgehärmten, blaſſen Geſichter der Frauen und Mütter kam ein ungewohnter Frieden. Und all' die kleinen Kinder jauchzten mit roten Bäckchen, mit glänzenden Zähnchen, wie das da drüben. All die Augen hingen an ihr, waren auf ihre Lippen gerichtet. Sie freilich, ſie würde es nicht ſehen können. Aber fühlen würde ſie es!

XX.

Bei der Ankunft am Friedrichſtraßen-Bahnhof in Berlin kam ein Hotelbedienſteter auf Meta zu: ob ſie die Dame ſei, für welche Baron Wrankenhoff ein Zimmer beſtellte? Wie eindringlich die Depeſche geweſen, die Eilert auf den Wunſch ſeiner Schwiegermutter abgeſandt, erkannte ſie daran, daß dieſer Menſch ſofort ſie beim Arm nahm, zwiſchen den Leuten ſie durchführte, ſchob, ganz geſchäftsmäßig, ganz ruhig, auf der Treppe ſie auf jede Stufe aufmerkſam machte, unten ſie in die Droſchke hineinhob, — ſo, wie man eben mit Blinden umgeht. Und die allzu große Rückſichtnahme, ſtatt ſie zu rühren, beleidigte ſie. So weit am Ende war ſie doch noch nicht.

Als die Droſchke vor dem Hotel hielt, ſprang ſie heraus, raſcher als der Mann vom Bock kam, ſchritt in ihrer alten Haltung, Kopf aufrecht, mit der leichten Bewegung

ihre Röcke zuſammenraffend, in die geöffnete Tür hinein:

„Ich wünſche ein Zimmer.“

„Das gnädigſte Fräulein von Wrankenhoff?“ Der geſchniegelte Direktor mit dem hohen Zylinderhut in der Hand, verneigte ſich tief: „Es iſt ſchon geheizt, wie Herr Baron es ſtets beliebt“. . . .

Sie runzelte etwas ungeduldig die Brauen: „Ich weiß nicht, was mein Schwager liebt. Ich kann überheizte Zimmer nicht leiden. Ich heiße auch nicht Wrankenhoff, ſondern . . .“

„Meta! —“

Hinter ihr hatte die Glasdrehtür in den Angeln gekarrt. Sie fuhr mit dem Kopf herum. Wer rief ſie denn hier bei Namen?

„Meta!“ Ganz atemlos kam Doktor Körber durch das Rieſentourniquet. „Meta, endlich! Ich ſah Sie aus dem Wagen ſteigen, zehn Häuſer weit war ich. Aber ſo geht, ſo hält ſich nur eine! Dieſer glückliche, glückliche Zufall! Denken Sie nur, in Paris, als Sie fort waren, da hab' ich es auf dem Bahnhof erkundet, Sie hätten ein Billett nach Berlin genommen. Hier nun von Hotel zu Hotel, all' die Tage vergebliche Suche. Jetzt unter den Linden, verſtimmt, zweck- und ziellos. Und da, ſo unerwartet plötzlich. . . .“

Ungeſchickt iſt er doch, dachte ſie, mir vor all den Hotelleuten hier dieſe Wiederſehensſzene zu ſpielen! Und laut:

„Ich wußte gar nicht, daß Sie in Berlin ſind. Nun, wir ſehen uns wohl noch, Herr Doktor!“

Aber er vertrat ihr den Weg. „Bitte, nicht! — Die Dame geht nachher auf ihr Zimmer,“ ſagte er zu dem Direktor, „jetzt fürs erſte . . . . wir haben verſchiedenes zu beſprechen. Kommen Sie.“ — Und hatte ihr den Arm geboten und führte ſie einfach aus dem Flur fort. Ganz ſo ungeſchickt war er nicht.

„Was wollen Sie eigentlich, was haben wir denn ſo notwendig zu ſprechen, eh' ich noch Hut und Mantel ablege?“ rief ſie.

Er hielt ihren Arm mit ſeinem feſt und geleitete ſie, ohne Antwort, durch den dunklen Korridor an Treppenaufgang und Lift vorüber, in einen halbrunden Warteraum. Den Lederſeſſel vor dem Kamin zog er näher zum offenen Feuer. „Setzen Sie ſich!“ und nahm ihr den Mantel von den Schultern.

„Was Sie für ein Tyrann ſind,“ ſagte ſie.

Er hatte eins der orientaliſchen Rauchtiſchchen mit einem Ruck aus dem Wege geſchoben, ſetzte ſich rittlings auf einen Strohſeſſel ihr gegenüber und atmete tief auf.

„Werden Sie nur nicht zu ungeduldig,“ hörte ſie ihn leiſe ſagen, mit einer ſo ſonderbaren Stimme, daß es ſie ergriff. „Es fällt mir ſchwer. Und iſt ein komiſch gewählter Schauplatz. Ein Hotelrauchſalon und ein Lebensſchickſal! Denn es muß einmal ſein. Alſo — Sie ſind ja ſelbſt für Kürze — alſo, ich liebe Sie, Meta. — Daß Sie mich neulich karikiert haben, das tat mir weh — weil ich eitel bin. Ich bin nämlich eitel, da haben Sie recht. Vielleicht verliebte ich mich zuerſt auch aus purer Eitelkeit in Sie. Und als ich verſuchte . . . na, reden wir davon nicht mehr. Es war gut ſo, wie Sie mich behandelt haben. Und ich glaube, es hat mir genützt. Aber ganz kann ich mich nur beſſern, wenn Sie mir weiter zur Seite ſtehen. Ich will — nein, das darf ich nicht ſagen. Ich möchte, daß Sie . . . Geben Sie mir jetzt keine Antwort, hören Sie erſt. Ich weiß von dem, was Ihnen bevorſteht, von . . . . von Ihren Augen, ſeit ſechs Monaten ſchon.“

„Und deshalb — —?“

„Ja, deshalb zog ich damals fort aus der Penſion. Ich zog aus demſelben Grund wieder ein. Nämlich, weil ich merkte, Sie vermeiden, das in mir bekämpfen —, es geht doch nicht. Und ich verachtete mich ſelber, daß ich es gewollt. Es iſt ſo und bleibt ſo. Ein Stück von mir. Wenn Sie leiden, leide ich auch. Es gibt da kein Fliehen, kein Verleugnen. Mein Ich iſt nur halb mehr, die andere, die Herzenshälfte, die mein Blut richtig und erſt lebensvoll kreiſen läßt, die . . . Finden Sie das weibiſch und ſchwächlich, daß ich mich ſo verloren habe an eine, die von mir nichts wiſſen will? Nun gut, ſo iſt's ſo, iſt weibiſch und ſchwächlich. Ich kann nicht anders, Meta — und ich will auch nicht anders. Das aber, was zwiſchen uns ſteht, was Sie hindert, mit mir zu fühlen, mir ‚Ja‘ zu ſagen, mein Weib, meine Ehefrau zu werden, — es iſt nicht Ihre Verachtung für

mein Handeln. Daß ich erſt Ihrem Bann mich entziehen wollte, erſt davonging, mich ſträubte, nun zurückkam, um ganz beſcheiden Sie um Ihre Hand zu bitten, als Ihr Sklave — das iſt es nicht. Es iſt — Ihr Schönheitsſinn. Sie leugnen es doch nicht?"

Sie ſaß, die Hand über ihren Augen, hörte ihm zu und regte ſich nicht.

„Meta!" rief er in herriſchem Tone.

Da erhob ſie ſich. Langſam, taſtend, kam ſie von ihrem Sitz bis zu ſeinem. Er war gleichfalls aufgeſprungen und ſtand, ſie erwartend, ſtand da, mit aufgeriſſenen Augen, atemlos, mit klopfendem Herzen, vom tollſten Hoffnungsfieber zitternd.

Denn ſie zögerte nicht, ſie kam zu ihm, hob beide Arme, legte ſie ihm auf die Schultern, faßte ſeinen Kopf an den Schläfen und bog ihn zu ſich. Und dann küßte ſie ihn.

„Meta!" ſtöhnte er.

Ihre Fingerſpitzen hatten ſeine Stirn, ſeinen Schädel, den Nacken berührt, den langen Hals, die ſchmalen Schultern. Er fühlte förmlich ſein Urteil in den leiſen Fingern.

„Ich bin nicht ſchön," ſtieß er hervor, „daß weiß ich, aber . . ."

„Ich bin blind," ſagte ſie traurig, — ſie hatte ihn ſchon wieder losgelaſſen. „Das iſt's ja eben, lieber Freund. Ich wollte Ihnen nur danken, Sie haben mir ſehr wohlgetan. Daß Sie mich lieb haben, daß Sie ſo einen blinden Krüppel in Ihr Haus und Ihr Herz zu nehmen dachten, das iſt ſchön! Es gibt mir Mut, macht mich ſtolz, zu denken, auch ich kann noch wohltun." Und ſie griff plötzlich nach ſeiner Hand und küßte die, ehe er's hindern konnte, „und ich hab' Sie auch lieb. Sehr lieb, ſehr lieb —, da, iſt das nun genug? Sie ſollen wiſſen, daß ich all' die Zeit her, ſeit der dummen Hampelmanngeſchichte, mich gequält, geſchämt, geärgert habe und daß ich von Paris davonlief — nicht nur aus Verzweiflung über mein Elend, ſondern weil — ja, weil ich Sie, meinen beſten Freund, beleidigt hatte. Ich weiß, was Sie mir waren. Und weiß auch ſehr gut, was Sie mir, der Blinden, bieten: Liebe, Schutz, Heimat, Kinder und Glück. Das alles winkt mir aus Ihren Händen. Das alles lockt mich. Ich möcht', oh, ich möchte wohl zugreifen können . . ."

„Meta, Meta, bin ich denn ſo abſchreckend häßlich?" Sie ſchüttelte den Kopf. Mit ihrem alten humoriſtiſchen Lächeln ſah ſie ihn zärtlich an: „Schön ſind Sie! Ich ſeh' ja keinen Ihrer Fehler mehr, nicht einen. Nur noch das Gute. Und ich wär' glücklich, wär' ſehr vernünftig, wenn ich ‚Ja' ſagte. Aber . . . Ich bin eben nicht vernünftig."

Er ſtieß den Stuhl um, daß es krachte, und ging zum Ausgang. Sie kam ihm nach.

„Mein Freund," ſagte ſie leiſe, „Sie müſſen mir die Hand noch geben, zum Zeichen, daß Sie mir verzeihen. Die Meta, die Sie lieb gehabt haben, die bin ich ja eben. Die kann ſich, ſelbſt als Blinde, nicht ein Almoſen ſchenken laſſen. Und wär's ein Almoſen der Liebe! Ob ich hungern werde? Vielleicht. Vielleicht aber findet mein Kopf noch etwas, womit ich mich durchs Leben bringe, ohne die Augen. Und wenn's mir ſchwer fällt, — ich kann einmal nicht anders."

Er bückte ſich und nahm ihre Hand und drückte ſie, ſo daß es ſie ſchmerzte: „Sie ſind mich nicht los, ich komme wieder, immer wieder!"

Sie, als er fort war, ſtand da im Halbdunkeln, allein, in dem fremden Hotelflur, ſtand und ſeufzte und lächelte faſt ein wenig dazu. Vor ihr lag es ſchwarz. Sie mußte ſich an den Wänden hintappen, um die Treppe zu ſuchen. Aber dabei hob ſie die Stirn in ihrer alten Weiſe hoch:

Ich werde meinen Weg doch finden! . . .

Englische Gartenstädte.

Von

Dr. Paul Ferdinand Schmidt.

Nachdruck verboten.

Zu der großen künstlerisch-sozialen Umwandlung, in der die germanischen Völker augenscheinlich begriffen sind, führen letzten Endes die wesentlichsten Fragen der modernen Kunst. Wir sind der antikischen Form müde, die uns auf dem Umweg über die Renaissance Italiens so lange beengt hat; in dem mächtigen Rhythmus der Entwicklung ist nach langer klassizistischer Periode zum erstenmal wieder seit dem Rokoko das national germanische Element hervorgetreten. Und zu gleicher Zeit mit diesem Umschlag in der Kunstauffassung und in engstem ideellem Zusammenhang mit ihm erhebt sich die soziale und ethische Forderung nach stärkerem Einswerden mit der Natur in der Gestalt der Wohnungsreform, die letzten Endes ausklingt in die Reorganisation des ganzen modernen Lebens, die ihre Kämpferscharen aus allen Gebieten gesammelt hat zum siegreichen Vorwärtsschreiten unter dem alles umfassenden Zeichen der Gartenstadt.

Hier finden wir ein Gegenstück zu dem antiken Einssein mit der Natur, in der Harmonie aller Lebensäußerungen. Denn das moderne Naturempfinden, unfruchtbar in der bloßen Schwärmerei des Wanderns, der „Sommerfrische", der verdrossenen Negierung des Städtischen auf ein paar Wochen, hat sich auf den ewigen Zusammenhang des Menschen mit der ganzen Welt besonnen und mit Macht die Schranken tausendjähriger Unnatur durchbrochen. Der Großstadt, diesem Exzeß jener Unnatur, setzt er das praktische Ideal des Wohnens auf dem Lande entgegen: nicht das des Ackerbauern, sondern den Exodus des Städters selber in die freie Natur. Man bleibt mit seiner Arbeit Großstädter, aber man wohnt und lebt im Freien, bearbeitet seinen Garten und richtet sein eigen Haus so ganz nach seinem Sinne ein, daß es nicht einmal mehr den Namen gemein hat mit jenen Steinhöhlen, die man bis dahin in dem Riesenkäfig der Stadt bewohnt hat.

Kein Zweifel, daß das Naturgefühl der Alten von anderer Gestalt war, pantheistischer, weltumspannend: aber dafür war auch ihre Natur freier und höher geartet. Wir würden das Ideal ihrer Natur schlecht verstehen, wenn wir es kopierten und nicht vielmehr nach unserem Klima, unseren Bedürfnissen umwandelten. Des Griechen Aufenthalt bildete die Agora und das Gymnasion: den unsrigen verlegen wir in das wohlgeschützte Heim. Darum war es auch das Volk, das die gleichmäßige Ausbildung von Körper und Geist der Alten noch am stärksten seinem Leben eingefügt hat, waren es die Engländer, die frühzeitig schon mit der allseitigen Durchführung des Lebens auf dem Lande begonnen haben, und die uns nun, im Verfolgen dieses Gedankens, mit der Idee und dem Vorbilde der modernen Gartenstadt beschenkt haben. Das Ideal des Einfamilienhauses, dem Engländer in Fleisch und Blut übergegangen, ist darin zum sozial wie ästhetisch gleich vollkommenen Wohnsystem verwertet worden.

Dieses Wohnideal finden wir bei allen Schichten des Volkes; künstlerisch am stärksten durchgebildet seit alter Zeit im Landhaus.

Ganz England ist übersät mit Landsitzen. Die ältesten stammen noch aus dem 14. Jahrhundert und enthalten jene berühmten riesigen Hallen mit kunstvollem Dachstuhl, die noch heute die geheime Sehnsucht vieler Hauseigentümer in England bilden. Aber erst das elisabethanische Haus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte den grundlegenden Typ eines Landsitzes, der völlig dem

Klima und den Sitten Altenglands angepaßt war und darum auf unbeschränkte Zeit Geltung behielt. Ein stattlicher, in die Breite sich dehnender Bau mit zwei vorspringenden Flügeln, dessen vornehmste Eigenschaft die Behaglichkeit ist, mit bequemen, prächtigen Treppen, langen Galerien und getäfelten Zimmern, bei einer oft ins Maßlose gehenden Vorliebe für viele und große Fenster: das ist der Typus dieses Hauses. Seine Erwähnung entspringt keiner müßigen Geschichtsaufwärmung: noch heute wirken die elisabethanischen Bauten und die auf ihnen basierenden Häuser des 17. und 18. Jahrhunderts mit lebhaften Anregungen nach. Und zwar knüpfen oft gerade da, wo es sich um hoffnungsvolles Neuland der Wohnarchitektur handelt, die Künstler an die altheimische Tradition an.

Ein Beispiel in großem Stil liefert dafür die Gartenstadt Port Sunlight. Als Arbeiterkolonie des human gesinnten Seifenfabrikanten Lever 1889 auf wüstem Terrain gegenüber Liverpool begonnen, bildet sie heute die architektonisch reichste Anlage dieser Art. Die Mittel waren wenig beschränkt, da es dem Eigentümer darauf ankam, seine Arbeiter durch möglichste Anmut der Häuschen zu ihrem Beziehen zu veranlassen. Und dieser Absicht haben die Architekten so glänzend entsprochen, daß niemals eins der 7- bis 800 Häuser leer steht.

Die Erinnerung an die alten Muster hat hier nichts von der leidigen Stilnachahmung an sich, die in Deutschland bei solchen Gelegenheiten oft verstimmte. Die anheimelnd poetische Erscheinung und die erprobten Techniken alter Muster wirken form- und lebenspendend in Port Sunlight. Da gibt es namentlich den Fachwerkbau mit den parallelen engstehenden Hölzern, grundverschieden von den deutschen; man muß bei ihm die oft rein dekorative Verwendung von der konstruktiven unterscheiden. Die letzte gibt unstreitig den reineren Eindruck. Daneben findet man am meisten Putz- und Rohziegelbau, kombiniert oder Backstein allein mit Formsteindekoration: in dieser Art sind einige der reichsten und stark gotisierenden Bauten gehalten, die kaum mehr den Eindruck von Arbeiterhäusern machen, vielmehr den von feinen stillen Landsitzen. Das einzelne Haus steht nämlich fast nie allein, sondern es ist eine größere Anzahl zu schönen Gruppen zusammengefaßt, deren Wirkung durch vorgelegte Anpflanzungen (nicht Vorgärten, sondern zusammenhängende „greens“) und üppige Berankung wesentlich gesteigert wird. Auch die aus Wohnbedürfnissen selber entwickelten Motive, wie Fenstergruppen, ausgebaute Erker, Giebel und Mansardfenster, überkragende Geschosse, Kaminbauten, bilden ein Konzert architektonischer Formen, das zum ländlichen und idyllischen Gesamteindruck sehr glücklich gestimmt ist. Rechnet man dazu die eingestreuten Sport-, Spiel- und Badeplätze, die Gartenparzellen, die durchweg schönen öffentlichen Bauten (unter denen nur der traditionelle Perpendikularstil der Kirche weniger angenehm auffällt) und die ebenso behandelte Fabrik, das überall, nicht nur in den Parkanlagen, wuchernde Grün von Bäumen und Rasen, so erhält man einen Begriff von der Ausnahmestellung, die dieses Kleinod unter den Ansiedlungen Englands — und der ganzen Welt — einnimmt.

Port Sunlight ist aber nicht die einzige, wenn auch die älteste Gartenstadt Englands auf der Basis der Arbeiterkolonie. Unabhängig von Lever hat der Schokoladefabrikant Cadbury 1895 Bournville vor den Toren Birminghams begründet, und 1904 ist ihm Rowntree bei York mit New Earswick gefolgt. Ja Bournville entspricht unzweifelhaft noch mehr den eigensten Gedanken der Gartenstadt (wie Howard sie in England, Fritsch in Deutschland entwickelt haben); nicht nur in sozialpolitischer Hinsicht, die uns hier weniger interessiert, sondern auch in ästhetischer. Ist auf Reichtum und Originalität der Architektur auch weniger Gewicht gelegt worden, weil die gesunde wirtschaftliche Basis der Siedlung keinen so reichen Aufwand erlaubte, so ist hier doch das wichtige Moment der Eigengärten stärker betont und damit „die Erziehung zur Natur“ durch Selbstbetätigung mehr herausgearbeitet. Schon dadurch, daß die meisten Häuschen nur zu zweit, seltener zu vier, gruppiert wurden, war einer prächtigeren Architektonik aus dem Wege gegangen. Die Doppelwohnungen sind durchweg einfach, aber mit

der geschmackvollen Schlichtheit der modernen Engländer und mit ihrer Vorliebe für einladende Wohnlichkeit gebaut und trotz ihrer Anspruchslosigkeit voller Abwechslung. Nur macht das Ganze durch die immer wiederholten Zwischenräume und die breiten Abmessungen von Straße und Vorgärten keinen stadt- sondern eher einen dorfartigen Eindruck. Indessen ist das kein Unglück. Man vermißt nicht die Stadt in diesem glücklichen Ort, der einen einzigen blühenden Garten von flammender Farbenpracht darstellt. Die sorgfältige Pflege der Vor- und Hausgärten, die jedem Bewohner Bournvilles in reichem Maße zugeteilt sind, ist selbst in dem blütenfreudigen England ohne Beispiel. Zur Illustrierung der praktischen Wichtigkeit dieser Arbeit von Mußestunden sei erwähnt, daß den Arbeitern ihre 550 qm Boden jährlich durchschnittlich 100 Mark eintragen, und daß sich der Ertrag der gesamten Grundfläche gegenüber ihrer früheren (landwirtschaftlichen) Ausnutzung um das Sechsfache gesteigert hat. Das alles aber ist nur gleichsam als Nebenprodukt des hohen ethischen Gewinnes anzusehen, den das Wohnen in schöner Umgebung, fern von den Lastern der Stadt, in gesunder Luft und mit der Nebenbeschäftigung der Gartenarbeit diesen Arbeitern bringt. Man braucht nur einmal die Abwechslung zu studieren, mit der sie ihre Hauseingänge poetisch ausgestaltet haben. Dazu wird in jeder Weise für ihre körperliche Erholung gesorgt. Die Parkanlagen und Sportplätze haben für die kleine (jetzt 3500 Einwohner fassende) Siedlung einen erstaunlichen Umfang; ein Bild, auf dem der Glanz antiker Schönheit lag, entfalteten hier die rhythmischen Übungen der Jugend beiderlei Geschlechts und die altenglischen Tänze der Kleinsten um den Maibaum, die holdeste Poesie atmeten. Und das auf den großen, leuchtend grünen Rasenflächen, die unter dem feuchten Himmel der Insel üppig gedeihen.

Die aufblühenden und immer wachsenden Siedlungen von Bournville und Port Sunlight haben bewiesen, daß eine Verwirklichung der Utopie möglich ist, die auf ein Leben in naturgemäßer Gesundheit und Schönheit ausgeht. Dieser Gedanke und seine Durchführung sind nicht ausschließlich englisch; aber nirgends sind sie früher und energischer betätigt worden als jenseits des Kanals. 1898 erschien Howards Buch „Gartenstädte in Sicht", in welchem die neue Idee konsequent entwickelt wurde; 1899 wurde auf seiner Grundlage die englische Gartenstadtgesellschaft gegründet, und 1903 begann bereits der Aufbau der ersten Stadt nach Howards Ideen, Letchworth, 50 km im Norden von London gelegen. Wie groß mußte die Not und die Sehnsucht der Menschen sein, wenn sie so rasch zu dem kühnen Unternehmen schreiten konnten, inmitten eines dichtbevölkerten Landes eine völlig neue Stadt zu gründen!

Aber dieser Ort vereinigt dafür auch die Vorteile des ländlichen und des städtischen Lebens. Keineswegs ist Letchworth lediglich als ein entfernterer Vorort Londons gedacht (das man immerhin in 55 Minuten erreicht): es trägt seine städtischen Möglichkeiten völlig in sich beschlossen, hat seine Fabriken, seine Schulen, eigene Verwaltung und seine Landwirtschaft. Ein breiter Gürtel, zwei Drittel des erworbenen Landes, umgibt die Stadt, der städtischen Bebauung für alle Zeiten entzogen und zu Kleingütern bestimmt. 30 000 Einwohner wird Letchworth umfassen, nicht mehr. Denn die Stadt der Zukunft hat zwar von der heutigen Großstadt gelernt, ihre Bewohner mit allem Wohnkomfort zu versehen, dessen ein moderner Mensch bedarf, aber sie vermeidet ihre ungeheure Ausdehnung und die Gefahr der trostlosen Steinöde, indem sie ihrem Wachsen ein festes mittelstädtisches Ziel setzt und jedem Bewohner die Wohltat ländlich guter Luft verschafft. In den Gärten jedes Hauses — es gibt selbstverständlich keine Etagenhäuser —, in den öffentlichen Parks und in dem landwirtschaftlichen Gürtel ist ein dreifaches Reservoir immer verjüngter Luft geschaffen; die Fabriken sind auf einen bestimmten Teil im Osten der Stadt beschränkt. Sie können gesundheitlich der Stadt nicht schaden, und auch ästhetisch bilden sie fast eine Zierde für Letchworth, wenn sie auch nicht die grünumsponnene Schönheit der Bournviller Schokoladefabrik besitzen. Wie groß der ästhetische Gewinn auch hier überall in den Gartenstädten ist, erkennt man bei dem

Vergleich mit den Industriestädten; so trostlos wie deren Fabrikanlagen sind, kennt man bei uns kaum solche. Wir dürfen bei dem Vergleich mit England sagen, daß unsere Architektur auch auf diesem Gebiete Bedeutungsvolleres und Moderneres leistet; dem Entwurf Peter Behrens etwa für die A. E. G. läßt sich in England schlechterdings nichts an die Seite stellen.

Einen bedeutenden Vorteil haben die englischen Gartenstädte an der anmutigen Hügellandschaft und ihrem alten Baumbestande. An sich birgt diese Landschaft wenig Reize, weil sie sehr gleichförmig ist und ihr mit seltenen Ausnahmen das belebende Element der bebauten Felder, großer Wälder und der Dörfer mangelt. Durchsetzt mit den hellen und freundlichen Wohnhäusern der Siedlungen, gewinnt sie die Reize der Abwechslung und des poetischen Kontrastes, wodurch sich eigentlich erst ihr Charakter enthüllt. Sehr deutlich wird das in Letchworth, wo gegenwärtig etwa ein Fünftel der zukünftigen Stadt bebaut ist und zwar in einzelnen zerstreut liegenden Komplexen um die leere Mitte herum. In der weiten, welligen Landschaft schimmern die weißen Gruppen und Örtchen lieblich zwischen Baumreihen, Hecken und Parkstreifen hervor; ein Hauch jugendfrischen Werdens und Gedeihens liegt darüber ausgebreitet wie ein dunkles Glücksahnen und wie die Erfüllung eines längst den Menschen gegebenen Versprechens.

Letchworth zeigt die offene Bebauungsweise in weit überwiegendem Maße. Die Neigung des Engländers zur Isolierung seines Heims hat diese breiten Vorgärten und Zwischenräume zwischen den Häusern geschaffen, die oft mit hohen grünen oder blühenden Hecken umzäunt sind. Bisweilen ist ein Haus so zwischen den alten Bäumen versteckt, die man sorgfältig geschont hat, daß man erst beim Hineintreten seine Anwesenheit bemerkt. Man versteht hier den unvergleichlichen Vorteil glücklicher Situation, wodurch auch ganz schmucklose Heimstätten anheimelnd und freundlich wirken. Denn die Häuser sind meist die Einfachheit selber; sie sehen so gar nicht „architektonisch", gar nicht „malerisch" aus und erfreuen jeden, der in einem Haus nicht Fassaden für das Publikum, sondern Räume zum Bewohnen erblickt. Ihre Schmucklosigkeit ist ein Zeichen ihres guten und vornehmen Geschmacks: sie bauen offensichtlich von innen heraus und kümmern sich um die Außenseite erst, wenn die Raumfragen alle befriedigend gelöst sind. Daß ihre Häuser darum doch nicht provisorisch und wild aussehen, liegt an der langen, trefflichen Schulung ihrer Architekten seit Webb und Norman Shaw. Zweckmäßige Raumgestaltung ergibt hier auch fast durchweg gute kubische Lösungen. Die Verschiedenartigkeit des Materials tut das ihre dazu; kommen doch z. B. neben der üblichen Ziegeldeckung auch Strohdächer mit schönster Wirkung vor. Die Unregelmäßigkeit der Häuschen ist nicht Regellosigkeit, und ihre großen Wand- und Dachflächen beruhigen wohltätig das Auge, das sich an deutscher Landhausunruhe — ach, wie oft noch selbst bei modernsten Bauten — müde gesehen hat.

Auch die öffentlichen Bauten zeigen sich hier endlich einmal vom Geist der Sachlichkeit beseelt. Das ließen Bournville und Port Sunlight vermissen. Die Kirchen, die „Howard-Gedächtnis-Halle", die Schulgebäude von Letchworth sind schlicht bis zur bäuerlichen Primitivität. Aber die Einfachheit steht ihnen in so ländlicher Umgebung gut an, und das Innere der Kirchen und Hallen überrascht durch eine weihevolle Schönheit, deren Wirkung auf dem monumentalen Ernst ihrer Linien beruht.

Von dem zukünftigen Bild der Binnenstadt geben ein oder zwei Straßen am Bahnhof Kunde, die geschlossene Bauweise für Geschäftsläden usw. bevorzugen. Die in fortlaufender Flucht teils mit Giebeln, teils mit der Breitseite ausgerichteten Häuschen erinnern lebhaft an schlichte Kleinstadtstraßen um 1800 in Deutschland, nicht im „Stil", wohl aber in der Stimmung.

Einen ganz anderen Maßstab verlangt die Gartenvorstadt Hampstead, die zweite Gründung der Gesellschaft, an der Peripherie Londons, im Nordwesten gelegen. Die Nähe der Weltstadt, von der sie einen Teil bildet, und die Lage in der landschaftlich bedeutenden Hampsteadheide, die von Constable so gern gemalt

wurde, ermöglichten den Fortfall der Parks und des landwirtschaftlichen Gürtels. Dafür konnten sich die leitenden Architekten, Unwin und zeitweise Lutyens, der Lösung städtebaulicher Fragen mit vollem Eifer hingeben und Hampstead den Charakter einer Vorstadt in architektonischer Vollkommenheit aufprägen. Bis dahin waren Bebauungspläne die schwache Seite auch der Gartenstädte in England gewesen; dafür hat man in Hampstead, wo ein solches Problem zum erstenmal in Frage kam, etwas Mustergültiges geschaffen. Mit schöner Liberalität bekennen diese Künstler offen, wieviel sie dabei der deutschen Kunst alter und jüngster Zeit verdanken, da bei ihnen gar keine Vorbilder für den Städtebau vorlagen. An der Stelle, wo die Siedlung mit einer Senkung und in gerader Linie gegen die Heide abschneidet, hat man als Begrenzung der Hintergärten eine Mauer mit turmartigen Gartenhäuschen und Pforten errichtet, die man auf den Namen Rothenburgs getauft hat. Die liebenswürdige Bescheidenheit, die den Ruhm eines durchaus selbständig empfundenen Motivs dem deutschen Vorbilde lassen will, ist ein höchst sympathischer Zug der englischen Baukünstler.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob eine von Architektenhand so einheitlich durchgeführte Stadtanlage für 10 000 Einwohner unserer deutschen Eigenbrödelei glücken könnte; Tatsache ist, daß trotz der starken englischen Vorliebe für das abgeschlossene Heim sich Gartenstadtgesellschaft, Bewohner und ausführende Architekten in Einmütigkeit zu einer Schöpfung von gewaltiger Geschlossenheit zusammengefunden haben. Der Bebauungsplan und der Generalentwurf, nicht die Sonderwünsche des einzelnen führen das Regiment und haben aus Hampstead-suburb die künstlerisch reifste Siedlung Englands gemacht.

Nur in dem teuersten Viertel (das Häuser bis zu 80 000 Mark Wert enthält) ist Einzelbau zugelassen; sonst herrscht durchweg geschlossene Bauweise. Sie ermöglicht erst echte Straßen- und Plätzegebilde, wenn auch die geringe Höhe der Häuser das Letzte, Köstlichste alter Städteansichten nicht erreichen läßt. Die meisten Wirkungen sind bei gerader Straßenführung erzielt; perspektivisches Zusammenrücken der beiden Seiten, Unterbrechung der Fluchten durch Einrücken oder Wohnhöfe, die sehr reizvolle Motive enthalten, Knickungen, Blickpunkte, Terrassen mit weiten Ausblicken, zierliche Straßengabelungen auf ansteigendem Terrain: das sind einige der wesentlichsten Formen, in denen die Wohnlichkeit der Stadt beredten Ausdruck findet.

Daneben fällt die Bildung der Häuser selber weniger ins Auge, weil sie bei aller Klarheit des Aufbaus schließlich nur Mittel zum Zweck sind. Und so soll es auch in einer richtigen Stadt sein, wo die Straße dem Ganzen und das Haus der Straße sich unterordnet zur Ehre der gemeinsamen Schönheit. Selbst ein Motiv wie das der Markthäuser mit höheren Stockwerken und Laubenhallen, hinter denen sich die Läden hinziehen, wird nur im Zusammenhang, als Betonung des geschäftlichen Mittelpunktes seine Berechtigung finden, nicht als einzelne, etwas archaisierende Architektur. Freilich harrt auch dieser schön ersonnene Mittelpunkt noch seiner Verwirklichung, gleich dem Terrassenplatz mit den zwei korrespondierenden Kirchen.

Von einer Lehre darf man nicht sprechen, die uns die englischen Gartenstädte geben können; es sei denn die, daß auch wir mit frischer Tatkraft anpacken müssen, was uns so dringend not tut. Aber diese Lehre ist zum Glück nicht mehr nötig, da überall im Reiche umfassende Gründungen in rascher Folge entstehen. Und in der Architektur sind wir ja längst mündig geworden und haben unsere Lehrmeister weit überflügelt. Es bleiben noch die Gartenstädte zu bauen; wohlan: auch darin werden wir uns in nächster Stunde schon mit England messen.

Die Frau in Fichtes Leben und Denken.

Von

Richard Wagner, Bildstock.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 126.)

Damit ist die Ehe deduziert. Fichte unternimmt nun die Untersuchung des Eherechts[55]), der Folgerungen auf das gegenseitige Rechtsverhältnis beider Geschlechter überhaupt im Staate[56]) und schließlich des gegenseitigen Rechtsverhältnisses zwischen Eltern und Kindern.[57]) Es würde zu weit führen, auf die Behandlung einzelner Fragen, etwa des Ehebruchs, unehelicher Verbindungen, der Prostitution näher einzugehen. Es genügt, noch einmal den leitenden Grundgedanken herauszuheben: des verheirateten Weibes Würde hängt daran, daß sie ihrem Manne ganz unterworfen sei und scheine. „Man bemerke wohl — es geht zwar dies aus meiner ganzen Theorie hervor, und ist mehrmals ausdrücklich angemerkt, aber es ist vielleicht nicht überflüssig, es wiederholt einzuschärfen — das Weib ist nicht unterworfen, so daß der Mann ein Zwangsrecht auf sie hätte, sie ist unterworfen durch ihren eigenen, fortdauernden, notwendigen und ihre Moralität bedingenden Wunsch, unterworfen zu sein. Sie dürfte wohl ihre Freiheit zurücknehmen, wenn sie wollte; aber gerade hier liegt es; sie kann es vernünftigerweise nicht wollen.“[58]) Als Beweis dafür, daß manche seiner Forderungen auch die heutige Zeit sehr radikal anmuten, mag angeführt sein, wie er die Frage der Ehescheidung geregelt wissen will. Die wahre Ehe ist untrennbar und ewig. Aber dennoch sind die Fälle nicht einmal selten, wo das Verhältnis, das zwischen Eheleuten sein soll, und das das Wesen der Ehe ausmacht, nämlich unbegrenzte Liebe auf seiten des Weibes, unbegrenzte Großmut auf des Mannes Seite, vernichtet und somit die Ehe zwischen ihnen aufgehoben ist. Dann gilt der Rechtsgrundsatz: „Eheleute scheiden sich selbst mit freiem Willen, sowie sie sich mit freiem Willen verbunden haben.“[59]) Daraus geht dann hervor, daß der Staat bei Trennungen der Ehen gar nichts zu tun hat, als daß er verordnet: die geschehene Trennung soll ihm, der die Verbindung anerkannt hat, angezeigt werden.[60]) „Die Einwilligung beider Teile trennt die Ehe juridisch, ohne weitere Untersuchung.“[61]) Will nur der eine Teil die Scheidung, während der andere sie nicht will, so entscheidet das Gesetz nach der Gültigkeit der Klage und nach der Beschaffenheit der Schuld.[62]) Für die Erziehung und Unterhaltung der vorhandenen Kinder müssen genügend sichere Maßregeln getroffen werden. Hierbei ergeben sich für Fichte die nachstehenden Grundsätze: „Zwischen dem Vater und dem Kinde ist kein natürlicher, von Freiheit geleiteter und mit Bewußtsein verknüpfter Zusammenhang; der besteht allein zwischen Mutter und Kind. Die besondere Liebe des Vaters zu seinem Kinde ist nur eine mittelbare Liebe; sie entspringt aus seiner Liebe zur Mutter. Seine eheliche Zärtlichkeit macht alle Wünsche und Zwecke der Mutter zu den seinigen, sie macht es ihm zur Freude und zur Pflicht, die Empfindungen seiner Gattin zu teilen.“[63]) Daraus ergibt sich, daß im Falle einer Ehescheidung die Pflicht, für die Kinder zu sorgen, für die Mutter unmittelbar, für den Vater dagegen nur mittelbar ist und abgeleitet aus seiner Liebe zur Mutter. Diese fällt aber hier weg, somit auch der natürliche Grund der väterlichen Zärtlichkeit. Deshalb sind bei der Trennung die Kinder der persönlichen Sorgfalt und Pflege der Mutter zu übergeben. Aber der Vater hat unter Aufsicht und Garantie des Staates die Kosten der Unterhaltung herzugeben, worüber

---

[55]) W. W. III, 318 bis 343. — [56]) W. W. III, 343 bis 353. — [57]) W. W. III, 353—368. [58]) W. W. III, 345. — [59]) W. W. III, 336. — [60]) Ebenda. — [61]) W. W. III, 337. — [62]) W. W. III, 338 ff. — [63]) W. W. IV, 333 f.; III, 354 ff.

nach den Vermögensumständen der Eltern etwas Bestimmtes festzusetzen ist. Erhebt jedoch der Mann Anspruch auf die Kinder, dann erhält die Mutter die Töchter zugesprochen, weil sie der Regel nach deren zweckmäßigste Erzieherin ist, und dem Vater als dem zweckmäßigsten Erzieher der Söhne sind diese zu übergeben.[64])

Die Frage nach den öffentlichen Rechten der Frau entscheidet sich ohne weiteres zufolge des richtigen Begriffes der Ehe. Daß sich für Fichte die Gleichheit der Rechte beider Geschlechter von selbst versteht, wurde schon angemerkt. „Nun aber scheint es doch allgemein, seitdem Menschen gewesen sind, anders gehalten, und das weibliche Geschlecht in der Ausübung seiner Rechte dem männlichen nachgesetzt worden zu sein."[65]) Das muß einen tieferliegenden Grund haben, meint Fichte, und es ginge nicht an, etwa geringere geistige und körperliche Kräfte des Weibes als Grund anzuführen. Namentlich gegen das erstere könnten die Frauen mit Recht einwenden, daß sie ja gar nicht entsprechend ausgebildet worden seien, ja, daß das männliche Geschlecht sie geflissentlich von den Quellen der Bildung entfernt gehalten habe. Aber trotzdem sei jener Vorwand der Männer nicht richtig; denn gegen die meisten berühmten Männer könnten gar wohl Weiber gehalten werden, die nach einer gerechten Schätzung ihnen nichts nachgeben würden. Aber selbst wenn jene angebliche Ungleichheit wohl gegründet wäre, nun, unter den Männern bestehe doch wahrhaftig auch eine große Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Kräfte, ohne daß daraus eine Ungleichheit der Rechte folgere. Also ist daran festzuhalten, daß beiden Geschlechtern dieselben Menschen- und Bürgerrechte zukommen.[66]) Aber das weibliche Geschlecht kann alle seine Rechte ausüben gar nicht wollen. Und warum nicht? Das Weib ist entweder noch Jungfrau; und dann steht sie ebensogut wie der unverheiratete junge Mann auch unter der väterlichen Gewalt. Oder das Weib ist verheiratet; dann aber ist sie ihrem Manne gänzlich unterworfen und zufolge ihres eigenen, notwendigen Willens ist der Mann der Verwalter aller ihrer Rechte; diese durch sich selbst auszuüben, kann ihr gar nicht in den Sinn kommen. Der Mann wird ihre Rechte nicht unvertreten sein lassen; denn sie sind seine eigenen Rechte. Er würde ja dadurch sich selbst schaden und sich und sein Weib vor der Gesellschaft entehren. Es ist darum die Schuldigkeit jedes Mannes, seine Stimme über öffentliche Angelegenheiten nur nach vorhergehender Unterredung und im Einvernehmen mit seiner Gattin abzugeben und sonach nur das Resultat ihres gemeinsamen Willens vor das Volk zu bringen. Deshalb soll ein Familienvater größeren Einfluß und eine entscheidendere Stimme im Gemeinwesen haben als der unverheiratete Mann. Die Weiber üben also ihr Stimmrecht über öffentliche Angelegenheiten wirklich aus; nur nicht durch sich selbst, weil sie dies nicht wollen können, ohne ihrer weiblichen Würde Eintrag zu tun, sondern durch den natürlichen und wirksamen Einfluß, den sie auf ihre Männer haben. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Prinzipien sieht Fichte in der Geschichte aller großen Staatsveränderungen, die entweder von Weibern ausgegangen oder von ihnen gelenkt und beträchtlich modifiziert worden seien.[67]) Kann oder will der Mann vor der Volksversammlung nicht erscheinen, so hindert nichts, daß seine Gattin die gemeinschaftliche Stimme abgebe, aber wohlgemerkt, doch immer als die Stimme ihres Mannes. Anders steht es um die Witwe, die geschiedene Frau und die, die sich überhaupt nicht verheiratet hat, ohne doch unter der väterlichen Gewalt zu stehen; sie alle sind nicht einem Manne unterworfen und haben somit das Recht, durch sich und unmittelbar ihre Stimme abzugeben, überhaupt alle ihre Rechte unmittelbar auszuüben. Die Frauen können auch beruflich tätig sein; sie können Acker besitzen und Ackerbau treiben, sie können andere Produkte sammeln, eine Kunst oder ein Handwerk treiben, in die Kaufmannschaft eintreten, nur öffentliche Staatsämter können sie nicht verwalten. Denn weil der öffentliche Beamte dem Staate ganz und durchgängig verantwortlich ist, so muß er ganz frei sein und immer vom eigenen Entschlusse

[64]) W. W. III, 368. — [65]) W. W. III, 343. — [66]) W. W. III, 344. — [67]) W. W. III, 345 f.

abhängen. Das Weib ist dies aber nur, solange sie unverheiratet ist. Wollte also der Staat einem Weibe ein Amt übertragen, so könnte er es nur, wenn er ihr Versprechen zur Bedingung machte, sich nie zu verheiraten. Ein solches Versprechen aber kann weder eine Frau vernünftigerweise geben, noch kann es der Staat von ihr annehmen. „Denn sie ist bestimmt zu lieben, und die Liebe kommt ihr von selbst und hängt nicht von ihrem freien Willen ab." Eine verheiratete Frau aber hat sich ihrem Manne unterworfen und ist somit nicht mehr imstande, ein öffentliches Amt zu führen.[68])

Aus diesem Grunde werden die Frauen auch nicht zur Verwaltung öffentlicher Ämter erzogen, d. h., sie werden nicht auf hohe Schulen und Universitäten geschickt. Aber es ist ein unberechtigter Vorwurf, den sie von hier aus erheben, indem sie behaupten, man vernachlässige ihren Geist und erhalte sie in Unwissenheit. Das Studium ist nicht Selbstzweck; der Gelehrte studiert, der Form nach, gar nicht für sich, sondern für andere, indem er später das Erlernte als Kirchendiener oder Staatsbeamter oder Arzt unmittelbar ausübt; deswegen lernt er die Form, wie es auszuüben ist, mit hinzu, und lernt es gleich auf die Weise, daß sie mit dabei sei. Oder er wird ein Lehrer; so ist sein Zweck, das Erlernte wieder mitzuteilen und durch eigene Erfindungen zu vermehren. Alles dieses aber können die Weiber nicht brauchen. Zum eigenen Gebrauch für den Menschen gehören von der Geisteskultur nur die Resultate; und diese erhalten die Weiber in der Gesellschaft und zwar in jedem Stande das Resultat der ganzen Kultur dieses Standes. Der Mann müht sich obendrein noch um das Äußere, Unwesentliche, Formelle, um die Schale. Mit Unrecht werden sie dieserhalb von den Frauen beneidet, denen ihre besondere Lage und der Umgang mit Männern jenes Unwesentliche erspart und ihnen unmittelbar das Wesen der Sache gibt. Was sollten sie auch mit der Form anfangen? Sie als Mittel anzusehen, lernt man nur durch den Gebrauch; deswegen kommt sie meist für die Frau nicht in Betracht, und sie nun gar als Zweck an sich zu betrachten, als etwas an sich Herrliches und Vortreffliches, ist vollends ungereimt und pedantisch. Es kann nicht behauptet werden, daß das Weib an Geistestalenten unter dem Manne stehe, aber der Geist beider hat von Natur einen anderen Charakter;[69]) das Weib ist durch ihre Weiblichkeit vorzüglich praktisch, keineswegs aber spekulativ. „In das Innere, über die Grenze ihres Gefühls hinaus eindringen kann sie nicht und soll sie nicht." Fichte meint, daraus erkläre sich die Beobachtung, daß sich manche Frauen in Sachen des Gedächtnisses, z. B. in Sprachen, auch in der Mathematik, soweit sie erlernt werden kann, andere in Sachen der Erfindung, in der sanfteren Dichtkunst, im Romane, auch in der Geschichtsschreibung ausgezeichnet haben, daß es aber Philosophinnen und Erfinderinnen neuer Theorien in der Mathematik nicht gegeben habe.[70])

„Noch ein paar Worte über die Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben, die sich unter ihnen immer weiter verbreitet."[71]) Nach Fichte lassen sich nur zwei Zwecke der Schriftstellerei denken: entweder der, neue Entdeckungen in den Wissenschaften der Prüfung der Gelehrten vorzulegen; oder der, das schon Bekannte und Ausgemachte durch populäre Darstellung weiter zu verbreiten. Für den ersten kommen die Weiber aus den angeführten Gründen nicht in Betracht. Dagegen werden populäre Schriften für Weiber, Schriften über die weibliche Erziehung, Sittenlehren für das weibliche Geschlecht am zweckmäßigsten von den Weibern geschrieben; denn sie kennen ihr Geschlecht besser, als es je ein Mann kennen lernen wird, und außerdem finden sie der Regel nach bei diesem am leichtesten Eingang. „Selbst der gebildete Mann kann aus dergleichen Schriften seine Kenntnis des weiblichen Charakters gar sehr vermehren."[72])

War Fichte ein Gegner der Frauenbildung, der Mädchenerziehung? Nur der leicht darüberhin Lesende wird aus dem obigen Gedankengange heraus, in dem sich Fichte gegen das besondere, fachwissenschaftliche Studium ausspricht, diese Frage

[68]) W. W. III, 348 ff. — [69]) Vergl. oben. — [70]) W. W. III, 350 ff. — [71]) W. W. III, 352 f. — [72]) W. W. III, 353.

stellen, ohne sie alsbald zu verneinen. Fichte war der geborene Erzieher, und sein ganzes Leben, Lehren und Wirken war pädagogischer Natur. Der ausgesprochen praktisch-ethische Grundzug nahm mit Notwendigkeit und ungesucht eine pädagogische Richtung. „Alle Wissenschaft ist tatbegründend“ [73]), oder, wie es an einer anderen Stelle [74]) heißt: „Der edle Mensch möchte, daß alle ihm gleichen, und er tut, soviel an ihm ist, um es dahin zu bringen.“ Das ist der Kern von Fichtes Denken und Tun. Und es kam mit dem Sturze und der fast völligen Vernichtung Preußens im Jahre 1806 und 1807 die Zeit, die ihm den Gedanken an eine völlig neue Erziehung des deutschen Volkes brennend heiß auf die Seele legte. Da tat er, „was in dieser Lage nur ich so recht eigentlich tun konnte“ [75]), er hielt seine kühnen und denkwürdigen „Reden an die deutsche Nation,“ die der Erneuerung des Volkes auf dem Boden einer neuen Erziehung galten. Fichte hatte in dem Zusammenbruche des Vaterlands die notwendige Folge „der intellektuellen und moralischen Verdorbenheit der Generation“ [76]) gesehen. Nur eine völlig neue Erziehung, die Nationalerziehung ist imstande, die Herrschaft des Guten wieder heraufzuführen und die Fremdherrschaft abzuschütteln. Das Ziel dieser Erziehung ist die nationale, sittliche Selbstständigkeit des Individuums, Lauterkeit der Gesinnung, Reinheit des Willens. Dem dient im letzten Grunde auch Fichtes ganze Wissenschaftslehre, als deren Frucht die Selbstanschauung, d. i. die Selbsterkenntnis erwächst, und die der verbildeten und dem Wesen des Ich entfremdeten Denk- und Empfindungsweise seines Zeitalters entgegentritt. Selbsterkenntnis aber verbürgt allein Klarheit der Erkenntnis überhaupt und öffnet den Weg, Verstand und Wille zugleich, und den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden. Wie hätte Fichte bei dieser ernsten und schweren Aufgabe die Erziehung des Weibes unberücksichtigt lassen können? Wie hätte er daran denken können, die Grundlagen einer neuen, edleren Zeit zu legen, ohne die Frauen in seine neue Erziehung mit hinein zu ziehen? Zwar gibt er in den Reden keine besonderen Anweisungen zur Erziehung der Mädchen, aber deren bedurfte er auch gar nicht; denn „es versteht sich ohne unser besonderes Bemerken, daß beiden Geschlechtern diese Erziehung auf dieselbe Weise zuteil werden müsse. Eine Absonderung dieser Geschlechter in besondere Anstalten für Knaben und Mädchen würde zweckwidrig sein und mehrere Hauptstücke der Erziehung zum vollkommenen Menschen aufheben. Die Gegenstände des Unterrichts sind für beide Geschlechter gleich.“ [77]) Mit wirksameren und überzeugenderen Gründen kann man auch heute nicht für die Gesamtschule eintreten, als es Fichte im folgenden tut: „Die kleinere Gesellschaft, in der sie (die beiden Geschlechter) zu Menschen gebildet werden, muß ebenso wie die größere, in die sie einst als vollendete Menschen eintreten sollen, aus einer Vereinigung beider Geschlechter bestehen; beide müssen erst gegenseitig ineinander die gemeinsame Menschheit anerkennen und lieben lernen, und Freunde haben und Freundinnen, ehe sich ihre Aufmerksamkeit auf den Geschlechtsunterschied richtet, und sie Gatten und Gattinnen werden. Auch muß das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander im Ganzen, starkmütiger Schutz auf der einen, liebevoller Beistand auf der anderen Seite, in der Erziehungsanstalt dargestellt und in den Zöglingen gebildet werden.“ [78]) Schon im Jahre vorher, 1806, hatte Fichte in seinen Vorträgen über „die Anweisung zum seligen Leben“ die bisherige Erziehungsweise des weiblichen Geschlechts mit herben Worten getadelt, „welchem Geschlechte die menschliche Einrichtung zunächst die Sorgfalt für die äußerlichen kleinen Bedürfnisse oder auch die Dekorationen des menschlichen Lebens anheimgab; — eine Sorgfalt, welche mehr zerstreut und vom klaren und ernsten Denken mehr abzieht als irgend etwas anderes; indes ihnen zum Ersatze die vernünftige Natur ein heißeres Sehnen nach dem Ewigen und einen feineren Sinn dafür erteilte.“ [79]) Und in einem Briefe vom Jahre 1812 faßt er seine Ansicht über die weibliche Erziehung kurz mit folgenden Worten noch einmal zusammen: „Er-

[73]) W. W. IV, 394. — [74]) W. W. VIII, 293. — [75]) Leben usw. II, 568. — [76]) Nachgelassene Werke III, 254. — [77]) Reden, W. W. VII, 422. — [78]) ebenda. — [79]) W. W. V, 414 f.

ziehe man nur im Mädchen den Menschen, der ja ohne Abbruch in ihr ruht. Als Weib wird dieser vollkommen ausgebildete Mensch sich schon von selbst und ohne weiteres Zutun der Kunst finden." [80]) In der Erziehung aber zum Menschen, darin gipfelte sein ganzes Erziehungssystem.

Die gewaltigen Fichteschen Reden gingen nicht wirkungslos über seine Zeit dahin. Zwar unterließ man es, eine staatliche Zwangserziehung nach Fichtes Vorschlägen einzurichten, aber der Gedanke, daß der Nation nur mit einer neuen Erziehung zu helfen sei, drang bis zum König hindurch und setzte sich im Bewußtsein der Edelsten seiner Zeitgenossen fest. Auf Fichte und seine Reden geht nachweisbar die bestimmende Anregung zurück, das Pestalozzische Erziehungssystem in Preußen durchgreifend einzuführen. Dort in der neunten der Reden [81]) hatte Fichte von der neuen Erziehung gesagt: „An den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang soll sie sich anschließen." Es ist bekannt, wie daraufhin die preußische Regierung durch Entsendung einer ganzen Reihe von Zöglingen nach Iferten an Pestalozzis Anstalt dessen Unterrichtsgang nach Preußen übertrug. Damit zog auch ein neuer Geist in die Mädchenschulen ein, der vor allem mit dem nüchternen Nützlichkeitsbetrieb aufräumte und den Boden für eine tiefere und allgemeinere Bildung auch der Mädchen bereitete. Die Gedanken Pestalozzis, der in seinem klassischen Erziehungsroman „Lienhard und Gertrud" ein so eindringliches Vorbild weiblicher, mütterlicher Erziehung aufgestellt hatte, halfen lebendig daran mitwirken, der Ausbildung weiblicher Erzieherinnen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der wie ein nationales Unglück empfundene Tod der Königin Luise, die den Erziehungsfragen, insbesondere auch Pestalozzi, ein großes Interesse gewidmet hatte, trug ebenfalls viel dazu bei, die Sorge für eine bessere Erziehung der weiblichen Jugend rege zu erhalten.

Fichte war der Philosoph der Romantik; zu Fichtes Philosophie stand besonders die Frühromantik in engster Beziehung. Es ist somit natürlich, daß sich Fichtes Auffassung von dem Verhältnis der Geschlechter, von Liebe und Ehe auch bei den Romantikern geltend machte. Allen voran trat Friedrich Schlegel gegen die bestehende Ehe und für die Emanzipation der Frauen auf. Man zitiert so oft sein Wort aus den Athenaeumsfragmenten [82]): „Es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden könnte." Aber es ist falsch, darin das Wesen des romantischen Eheideals sehen zu wollen. Prüft man erst den Sinn dieses Wortes genauer, so wie er durch den Zusammenhang der ganzen Stelle bedingt ist, dann ergibt sich, daß der Vorwurf der Frivolität in der Auffassung der Ehe gegen Friedrich Schlegel unberechtigt ist, ein Vorwurf, der ihn als begeisterten Schüler Fichtes um so härter treffen müßte. Denn die „Fichtesche Lehre" hatte von Anfang an „eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn" ausgeübt [83]). Nur selten hat er sich über einen Menschen mit so rückhaltloser Bewunderung geäußert wie über Fichte, und Fichte ist der Mann gewesen, vor dem er, abgesehen vielleicht allein von Goethe, den größten Respekt hatte. In dem erwähnten Fragmente nun zieht Schlegel mit eifernder Sittenstrenge gegen die bestehenden Ehen zu Felde; denn „fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen .... darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen." Vernehmbar klingen Fichtes Gedanken hindurch, wenn Schlegel im Anschluß hieran dem Staat das Recht abspricht, „mißglückte Eheversuche mit Gewalt zusammenzuhalten"; denn er hindere „dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte." Als einen solchen neuen Versuch betrachtet Schlegel die Ehe à quatre,

[80]) Leben II, 568. — [81]) W. W. VII, 401. — [82]) Fragment 34 bei J. Minor: Friedrich Schlegel; prosaische Jugendschriften. Wien 1882. Band II, 308 f. — [83]) Haym, die romantische Schule; Berlin 1870. S. 219.

die beiden Teilen des gesetzlich verbundenen, aber innerlich nicht übereins gekommenen Ehepaares gestattet, sich außerhalb der Ehe den Menschen zu suchen, mit dem sie wahrhaft eine Person werden können. Fichtes Vorbild ist deutlich in den folgenden Sätzen aus Schlegels philosophischen Vorlesungen zu erkennen: „Die Ehescheidung ist eigentlich nicht möglich; die Ehe scheiden, heißt nur — erklären, es sei keine Ehe gewesen; denn die Ehe ist unauflöslich, das versteht sich von selbst." — „Auch maßt sich der Staat zu viel an, wenn er sich in die häuslichen Verhältnisse mischt, die er eben nicht versteht und nicht zu beurteilen vermag." Häufig stößt man in Friedrich Schlegels „Lucinde" auf Äußerungen über die Liebe in demselben Sinne, wie ihn Fichte so scharf formuliert und in den Vordergrund seiner Betrachtungen gestellt hatte. So besteht nach Friedrich Schlegel die Weiblichkeit darin, daß Leben und Liebe für sie gleich viel bedeutet.[84]) „Jede Frau hat die Liebe schon ganz in sich, von deren unerschöpflichem Wesen wir Jünglinge nur immer ein wenig mehr lernen und begreifen."[85]) „Von Natur ist in dem Manne zwar ein Bedürfnis, aber kein Vorgefühl der Liebe."[86]) „Ein Mann, der das innere Verlangen seiner Geliebten nicht ganz füllen und befriedigen kann, versteht es gar nicht zu sein, was er doch ist und sein soll. Er ist eigentlich unvermögend und kann keine gültige Ehe schließen."[87]) Auch in der Anschauung vom Charakter der geistigen Veranlagung des Weibes begegnen sich Fichte und Friedrich Schlegel, wenn dieser im Athenaeum das Fragment schreibt: „Die Frauen haben keine Anlage zur Wissenschaft, wohl aber zur Philosophie. An Spekulation, innerer Anschauung des Unendlichen fehlt's ihnen nicht; nur an Abstraktion, die sich weit eher lernen läßt."[88]) In dieselbe Richtung zielt auch das Fragment Wilhelm Schlegels: „Es ist, als wenn die Weiber alles mit eigenen Händen machen, die Männer mit dem Handwerksgerät."[89])

Fichteschen Radikalismus atmet das vierte Gebot in Schleiermachers Frauenkatechismus, der „Verkörperung der edelsten Seite dieser die Romantiker beherrschenden Anschauung von den Beziehungen der Geschlechter"[90]): „Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde."[91]) Jedoch enthält das 7. Gebot die Warnung: „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte." Und wenn im 3. Gebot gesagt wird: „Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden", so finden sich auch diese Gedanken in Fichtes Naturrecht[92]) bereits ausgeführt. In den „vertrauten Briefen über die Lucinde"[93]) kommt Schleiermacher auf Schlegels Ausführungen über die männliche und weibliche Liebe zu sprechen, wobei es fast mit Fichtes eigenen Worten heißt: „Das könnte ich mir wohl gefallen lassen, lieber Friedrich, daß bei uns Frauen die Liebe ursprünglich und bei euch nur abgeleitet sein sollte", oder an einer anderen Stelle[94]): „Auf wen sollen sie denn achten als auf edle Frauen, deren Beruf doch einmal die Liebe ist?" In dem Aufsatz über die Geschlechtsdifferenz in der „Psychologie"[95]) bringt Schleiermacher das eigentliche Verhältnis zwischen Mann und Weib auf den Ausdruck, daß es im allgemeinen dem zwischen Öffentlichkeit und Haus entspräche. Auch darin spricht sich eine grundsätzliche Übereinstimmung mit Fichte aus; dessen ganze Darlegungen laufen ja immer wieder darauf hinaus, daß das natürliche Betätigungsgebiet der Frau die Familie sei; denn alles geht „von der Mutter, als dem Mittelpunkt der Familie, aus"[95a]) oder, wie Friedrich Schlegel in seinen „Ideen" im Athenaeum sagt: „Nur um eine liebende Frau her kann sich eine Familie bilden"[96]), daß dem Manne dagegen die Öffentlichkeit gehöre. „Er lebt in allem ihr öffentliches Leben; und sie behält

---

[84]) Lucinde, Originalausgabe 1799, S. 20. — [85]) S. 65. — [86]) S. 62. — [87]) S. 118. — [88]) Bei Minor II, 218. — [89]) Bei Minor II, 224. — [90]) Handbuch der Frauenbewegung, herausgeg. von Helene Lange und Gertrud Bäumer, Berlin 1901. Band I, 19. — [91]) Athenaeumsfragment 361, bei Minor II, 267 f. — [92]) W. W. III, 308. — [93]) Schleiermachers Werke, 3. Abt., 1, 487 f. — [94]) Ebenda, S. 436. — [95]) Aus Schleiermachers Nachlaß, herausgeg. von George 1862. — [95a]) Siehe Fichtes Werke VII, 598. — [96]) Bei Minor II, 303.

lediglich ein häusliches Leben übrig.“[97]) Fast scheint es, als habe Karoline Schlegel, die bedeutendste und geistvollste Frau ihrer Zeit, Fichtes Tadel über die immer mehr überhandnehmende „Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben“, durch ihr Verhalten als berechtigt anerkannt. Obgleich sie an ihres Mannes, A. W. Schlegels, Arbeiten, insbesondere an seiner Shakespeare-Übersetzung eifrig mitwirkte, so daß sie oft den ganzen Tag nicht vom Schreibtisch kam, vermied sie dennoch, vor der Öffentlichkeit als Schriftstellerin zu erscheinen; sie hatte nämlich, wie Friedrich sagt, das Vorurteil, sich vor dem Scheine der Unweiblichkeit zu fürchten.

Auch Novalis war ein eifriger Anhänger der Fichteschen Philosophie. Es läßt sich darum erwarten, daß sich auch seine Anschauungen von Liebe und Ehe von Fichte beeinflußt zeigen. Es sei hier, wo es sich nicht darum handeln kann, die Ausstrahlungen Fichtescher Gedanken auch nur annähernd vollständig zu sammeln, nur das eine Wort des Novalis herangezogen: „Eine Ehe sollte eigentlich eine langsame, kontinuierliche Umarmung, Generation, wahre Nutrition, Bildung eines gemeinsamen, harmonischen Wesens sein.“ Es ist die Idee der Androgyne, die sich darin ausspricht, und die die Romantiker immer wieder aufzustellen nicht müde werden. Der Ganzmensch, der über den Geschlechtern stand, war ein gemeinsames Idealbild der Romantik, und das Wort „Mannweib“, das heute einen etwas verächtlichen Beigeschmack hat, hatte damals einen edlen Inhalt und bezeichnete eben die vollkommenste Form, in der der Mensch sich darstellen kann, eine Form, die vom Philosophen Baader sogar wissenschaftlich begründet wurde. Auch hierfür geht die wirkende Anregung auf Fichte zurück, der sich häufig darüber ausgesprochen hatte, wie erst in der liebenden Vereinigung von Mann und Weib der vollkommene Mensch entstehe, wie in der wahren Ehe aus zwei Menschen eine Seele, eine Persönlichkeit werde. In diesem Sinne äußert sich denn auch Friedrich Schlegel in dem oben angeführten 34. Fragmente und schrieb er in seinem Aufsatz „über die Philosophie, an Dorothea“[98]): „Die Geschlechtsverschiedenheit ist nur eine Äußerlichkeit des menschlichen Daseins.“ An einer anderen Stelle läßt er sich, wieder in unverkennbarem Anklang an Fichte, vernehmen: „Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit ist das Rechte, Wahre und Schöne.“ Schleiermacher läßt im ersten Glaubensartikel seiner „Ideen zu einem Katechismus für edle Frauen“[99]) die Frau bekennen: „Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm.“

Es ist hier nicht der Ort, sich mit den dargelegten Ansichten Fichtes von der Frau und ihrer Stellung in Familie und Staat kritisch auseinanderzusetzen; sie hängen so eng mit seinem ganzen philosophischen Systeme zusammen, daß eine Kritik dieser Einzelfrage notwendig zu einer kritischen Betrachtung der Grundprinzipien Fichteschen Denkens führte. Eduard Zeller hat einmal in einem berühmten Aufsatz über „Fichte als Politiker“[100]) gesagt: „Eben dies ist es ja, was den geistreichen Menschen vom gewöhnlichen unterscheidet, daß wir aus den Irrtümern des einen in der Regel mehr lernen als aus den Wahrheiten des anderen; weil diese Irrtümer eben nicht aus willkürlichen Einfällen, sondern aus der Wahrnehmung wirklicher Schwierigkeiten entspringen, die der Scharfsichtige entdeckt, während die meisten an ihnen vorübergehen, und weil uns auch ein verfehlter Lösungsversuch, von einem denkenden Kopf angestellt und folgerichtig durchgeführt, mittelbar, durch Aufdeckung eines falschen Wegs, zum richtigen führt.“ Das gelte als Maßstab jeglicher kritischen Stellungnahme zu Fichte als Denker über die Frauenfrage, zusammen mit dem feinen Worte Pestalozzis aus „Lienhard und Gertrud“: „Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unseres Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein; sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken, werden.“

[97]) Fichtes Werke III, 326. — [98]) Athenaeum, Band II, 1799, S. 8. — [99]) bei Minor II, 268. — [100]) In Sybels „Historischer Zeitschrift“, Bd. IV, S. 1 ff.

Der Naturalismus in der Vokalmusik.

Von

H. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

In den Lorscher Annalen findet sich vom Jahre 787 die folgende, musikästhetisch interessante Aufzeichnung. Es heißt daselbst:

„Nach seiner Rückkehr feierte der fromme König Karl Ostern zu Rom mit den apostolischen Herren zusammen. Und siehe, es entstand während der Osterfeiertage ein Streit zwischen den Sängern der Römer und der Gallier. Die Gallier sagten: sie singen besser und schöner als die Römer. Die Römer sagten, sie tragen durchaus in der richtigen Weise die Kirchengesänge vor, wie sie es gelehrt worden vom heiligen Papst Gregor; die Gallier aber singen verdorben und zerstören den Fluß der Melodie. Dieser Streit kam vor den König Karl, und die Gallier schalten die Römer sehr aus im Vertrauen auf König Karl. Die Römer aber stützten sich auf ihre hohe Lehre und nannten jene dumm, bäurisch und ungebildet wie die unvernünftigen Tiere, und gaben der Lehre des heiligen Gregor den Vorzug vor ihrer ungebildeten Weise. Und als der Streit in keiner Weise ein Ende nehmen wollte, sprach der fromme Herr König Karl zu seinen Sängern: ‚Sprechet offen, was ist reiner und was besser, der lebendige Quell oder die ihm entsprungenen, weit abfließenden Bäche?' Da antworteten alle mit Einer Stimme, der Quell als der Anfang und Ursprung sei reiner; seine Bäche aber seien um so trüber und von Schmutz und Unrat verdorben, je weiter sie davon abfließen. Und es sprach der König Karl: ‚Kehret zurück zum Quell des heiligen Gregorius; denn es ist offenbar, daß ihr den Kirchengesang verdorben habt.'"

Wir haben hier den historisch verbürgten Anfang eines Streites, der in ähnlicher Form bald heftiger, bald gemäßigter den Entwicklungsgang der Tonkunst bis in die Gegenwart hinein kennzeichnet, — die Äußerungen eines ewig wiederkehrenden Zerfallens ihrer Ideale und letzten Ziele und eines immer wieder sich Zusammenschließens zu neuen Einheiten.

Das kategorische Urteil des frommen Königs Karl, das alles, was Tradition in der Kunst heißt, in sich verkörpert, gibt uns einen Begriff davon, wo wir in der Musik stehen geblieben wären, wenn es keinen Naturalismus gäbe, der die überkommenen Formen zertrümmert und so sie zwingt, sich immer wieder neu zu bilden.

Die absolute Musik, in welcher die naiv gestaltende Phantasie den ihr gemäßen bestimmten sinnlichen Ausdruck fand, — eine Tonkunst, die ihr Gegenstück in der rein formalen Gestaltung der bildenden Kunst Griechenlands hat, — das Urbild dieser Musik wurde vernichtet, als gallische Einflüsse in die Art der Römer eindrangen und dort, wie es der Chronist berichtet, den Gesang verdarben, das heißt den reinen Fluß der Melodie zerstörten. Die den Römern an geistiger Lebhaftigkeit und an Temperament überlegenen Gallier trugen der Tonkunst neue Ausdrucksmöglichkeiten zu, vor allem kräftigere, dramatischere Akzente. Sie vergrößerten einesteils das Gebiet der musikalischen Gestaltung, erschütterten aber zu gleicher Zeit die Souveränität und Geschlossenheit der Musik als Kunstform und waren die ersten, die sie in ihrem Verhältnis zum Wort zu dem stempelten, was man „angewandte Kunst" nennen könnte. Das zweiseitige Wesen der Vokalmusik, der Umstand, daß sie darauf angewiesen ist, mit einer feststehenden Wortdichtung eine enge Verbindung einzugehen, macht es, daß auf ihrem Gebiet seltener als

auf irgendeinem andern Werke erstehen, bei welchem Inhalt und Form sich zu einer nicht zu lösenden Einheit zusammenschließen, mit andern Worten, die ein Kunstwerk sind und einen Stil repräsentieren.

Schmutz und Unrat nennt in aller Derbheit der Bericht der Chronik die musikalischen Bereicherungen, die von den Galliern des achten Jahrhunderts der Tonkunst der Römer zugeführt werden sollten. Naturalistische Einflüsse würden wir in der kultivierteren Sprache des zwanzigsten Jahrhunderts dafür sagen. Jede Vergrößerung des Gebietes, welche die künstlerische Gestaltung vornimmt, besteht in der Heranziehung roher Elemente, die erst unter dem Zwange ästhetischer Gesetze die Umwandlung durchmachen müssen, die sie als Neubildung für das Kunstwerk geeignet machen. Auf diesen in ziemlicher Regelmäßigkeit sich ablösenden Eroberungen neuer Elemente und ihren kunstgemäßen Verfeinerungen, — auf diesem ewig sich geltend machenden Dualismus, der seine neue Einheit sucht, beruht wie in jeder Kunst so auch in der Vokalmusik alle Entwicklung und aller Fortschritt. Dieselben treten durchaus unterschiedlich in Erscheinung, im engen Anschluß an Art und Eigentümlichkeit der jeweiligen Rasse und Nation.

Wir blicken in die Musikgeschichte hinein und erkennen, daß alles, was in der Tonkunst der Italiener zu voller Reife gekommen ist, ein Erbteil von den Römern des achten Jahrhunderts in sich trug, die den Schwerpunkt des Gestaltens auf die „richtige Weise" legten. Sieht man von den Ungebärdigkeiten des modernen Verismus ab, den man kaum als national italienisch bezeichnen kann, so gewährt uns ihre Musik auf jeder Entwicklungsstufe das gleiche Bild: Form und Harmonie werden mit der Sicherheit eines Instinktes getroffen, ein unfehlbar treffender Sinn verarbeitet in Kürze alle Naturalismen und Musikwidrigkeiten, die die Tonkunst als neue Probleme sich setzt, und was alsdann von letzteren in Erscheinung tritt, trägt bereits den Stempel des reifen und kaum noch zu verfeinernden musikalischen Ausdrucks an sich. Geborene Musiker sind die Italiener, nicht in animalisch musikalischem Sinne, sondern als Formenkünstler, und begabt mit einer Fülle von reichem und reinem vokalen und instrumentalen Gesang. Sie sind immer Musiker, das heißt ihr Schaffen steht unentwegt fest auf dem Boden der der Musik innewohnenden architektonischen Gesetze und sie beugen dieselben um keines Haares Breite zugunsten des Wortes, das der Vertonung zugrunde liegt.

Die Franzosen, denen von alters her die Eigenschaft, den Fluß der Melodie zu zerstören im Blute sitzt, haben in ihrer stärkeren geistigen Intelligenz sehr viel mehr Anpassungsvermögen an die speziellen Forderungen des Textes in der Vokalmusik an den Tag gelegt, und sind dabei vor allem zu Repräsentanten der Kunst des musikalischen Charakterisierens geworden. Die reine Melodie wurde zur Deklamation, die Harmonie zur losen Akkordfolge. Glänzende temperamentvolle Rhythmik und vielartige lebensvolle Gesangsnummern, das sind die formalen Merkmale, die ihren Stil kennzeichnen.

Wir Deutschen haben auch auf musikalischem Gebiet zu keiner Zeit unsere angeborene Tiefgründigkeit verleugnet, — wir tun es auch heute noch nicht. Man nennt uns das musikbegabteste Volk, — ein Charakteristikum, das wir nur sehr bedingt berechtigt sind in Anspruch zu nehmen, denn unsere Auffassung und unser Verständnis für die feinsten musikalischen Elemente, für alles, was Linie ist, wird von den Romanen überholt, und der Umstand, daß ein musikgenügsamer Dilettantismus als eine Art von romantischem Gemütssport bei uns floriert, wird nicht den positiven Werten zugerechnet werden dürfen. Wir müssen in die Musikgeschichte hineinblicken, wenn wir von der sieghaften Überlegenheit des germanischen Geistes in der Tonkunst überzeugt werden wollen. Lang ist die Reihe der Namen dieser großen Genien, die es uns zeigen, wie hier die Vergrößerung des Stoffes Hand in Hand ging mit einer bis in das Innerste des Wesens eindringenden Vertiefung desselben. Und immer wieder wurden diese Äußerungen des Genies im Rahmen des Bestehenden als Unkunst, als Naturalismus empfunden, bis die neuen Gesetzmäßigkeiten des Ausdrucks erkannt wurden. Aber wohlverstanden: Gesetzmäßig-

keiten waren vorhanden; sie lagen nur tiefer unter der Oberfläche als die bis dahin gültigen.

Im Kunstleben der Gegenwart liegen die Dinge so, daß der Naturalismus das Urteil der öffentlichen Meinung beherrscht. Wer heute ihm gegenüber im Namen der Ästhetik etwas vorzubringen hat, der muß gewärtig sein, als abgelebt und rückständig eingeschätzt zu werden. Aber ist nicht auch die Ästhetik, obwohl einesteils das stabile Element in der Kunst, andererseits, und als Ziel betrachtet, das ewig Fortschrittliche?

Kein Wunder, daß der Naturalismus in unseren Tagen die erste Stimme hat: wir überblicken die verschiedenen Kunstgebiete und sehen allenthalben das Leben auf seinen Spuren gehen. Vor allem in der bildenden Kunst und im Kunstgewerbe. Dem Zerschmettern alter Gesetzestafeln und dem Einreißen morsch gewordener Schranken sind hier bald die starken Äußerungen einer neuen Ästhetik gefolgt, die das Ungebundene und Zerflatternde zu künstlerischer Einheit und zu neuem Stil festigen. Von Frankreich aus ist die revolutionierende Bewegung des Naturalismus und Impressionismus ausgegangen und von dorther kam uns auch sein ästhetisches Gesetz. Aus französischem Geist geboren, ist der Begriff dieses Gesetzes keiner klaren und erschöpfenden Übertragung in unsere Sprache zugänglich: ich meine das Wort „l'art pour l'art". Elementar einfach ist sein Sinn. Es besagt nicht mehr und weniger als daß (wenn wir noch im Beispiel der bildenden Kunst bleiben wollen) ein Gemälde gemalt sein müsse, d. h. daß seine Ausführung, die man auch seine Vortragsform nennen kann, dem Material, in welchem es hergestellt ist, wie dem Objekt, das es darstellt, entspreche. Das unvergleichlich Heilsame des Kunstprinzipes l'art pour l'art besteht darin, daß es dem Naturalismus gegenüber ein Regulativ bildet. Es trennt, es sichtet, es gliedert neu, wenn eine Kunst in ihrer Vorwärtsentwicklung und ihrem Streben, ihre Gebiete zu vergrößern, die Grenzen und Unterschiede, die ihre eigenen Ausdrucksmöglichkeiten von denen anderer Künste trennen, ignoriert, und damit Verwischungen und Nivellierungen vornimmt. Dem Naturalismus in der bildenden Kunst ist auch bei uns die Herrschaft des l'art pour l'art und damit die Heranreifung eines neuen Stiles gefolgt. Materialgemäß und stoffgemäß arbeiten, — das wurde die Basis, von der aus der Aufschwung, dessen wir uns heute auf ihrem Gebiet erfreuen, seinen Anfang nahm.

Wenden wir uns nun, versehen mit dem ästhetischen Maßstab, den uns diese Erkenntnis an die Hand gibt, der Vokalmusik zu und ihrer Schwesterkunst, deren Los es ist, in treuester Gefolgschaft in ihren Fußstapfen zu gehen: der Kunst des Gesanges. Auch hier weist alles, was wir als modern einschätzen, d. h. alles, was irgendwie auf das Dreigestirn Berlioz, Liszt, Wagner zurückführt, in dem Ringen nach neuartigen Gestaltungen, naturalistische Tendenzen auf. Und doch sind gerade diese drei der gültige Beweis dafür, daß Umsturz und Stillosigkeit nicht aufeinander angewiesen sind. Richard Wagner hat in einer Stelle des Meistersingertextes dieser Wahrheit ein sehr feines Denkmal gesetzt. Der Meistersinger Hans Sachs, der Vertreter der traditionell gewordenen Kunst, und der naturalistische Tondichter Herr Walther Stolzing, der nur so singen mag und kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, stehen einander gegenüber. „Wie fang ich nach der Regel an?" fragt dieser den in aller Schulweisheit wohl erfahrenen Poeten; und „Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann", lautet von jenem die ästhetisch maßgebende Antwort.

Richard Wagner hat vor allem das vokalmusikalische Gebiet im Rahmen der dramatischen Tonkunst erweitert, indem er das Wort aus seiner untergeordneten Stellung der Musik gegenüber zu deren Beherrscherin machte, zu ihrem essentiellen Teil. Seine Ausführungen über die Art seiner Konzeption, die er unter dem Bilde eines Gattenverhältnisses verdeutlicht, bei welchem der Text das männliche, die Musik das weibliche Element ist, zeigen die Verschiebung, die dabei vor sich gegangen ist, und wie schwach die Stimme des vokalmusikalischen Instinktes in dem

Meister des Musikdramas redete. Das war nicht immer der Fall so. Der Einundzwanzigjährige hat sich in folgender Weise über den Gesangsstil geäußert: „Was uns bei Bellini entzückte, war die klare Melodie, der einfach edle und schöne Gesang; dies zu bewahren und daran zu glauben, ist doch wahrlich keine Sünde; es ist vielleicht selbst keine Sünde, wenn man vorm Schlafengehen noch ein Gebet zum Himmel schickt, daß den deutschen Komponisten doch endlich einmal solche Melodien und eine solche Art, den Gesang zu behandeln, einfallen möchten. — — Ich werde nie den Eindruck vergessen, den in neuester Zeit eine Bellinische Oper auf mich machte, nachdem ich des ewig allegorisierenden Orchestergewühls herzlich satt war und sich endlich wieder ein einfach edler Gesang zeigte." Und im Jahre 1843 verurteilte er in einer seiner „Autobiographischen Skizzen" seine „Feen": „In den einzelnen Gesangsstücken fehlte die selbständige, freie Melodie, in welcher der Sänger einzig wirken kann, während er durch kleinliche, detaillierte Deklamation von dem Komponisten aller freien Wirksamkeit beraubt wird. Übelstand der meisten Deutschen, welche Opern schreiben."

Als achtundzwanzig Jahre später Richard Wagner diese Skizzen in Buchform herausgab, hat er die obigen Sätze vorher gestrichen, da sie eine Verurteilung der Art, zu der er selbst sich entwickelt hatte, enthalten. Im Musikdrama trat eine Vertonung in Erscheinung, die die aus sich heraus geborene freie und selbständige Melodie konsequent aufgab. Damit ging ein beträchtlicher Teil der Wirkungen, die sonst der Musik selbst innewohnten, auf den Vortrag der Sänger über, und zwar einen Vortrag, der nicht darin bestand, daß musikalische Linien und Formen möglichst rein und vollkommen herausgearbeitet wurden, sondern darin, daß das Dramatische, das Deklamatorische die höchste Steigerung erreichte. In dieser Richtung hat sich die Vokalmusik der letzten fünfzig Jahre entwickelt. Man zog aus, um eine neue Welt zu erobern; man begann, wie immer in solchen Fällen, beim Naturalismus und damit, daß man die Schranken, die die Tonkunst von der Wortkunst trennen, niederriß. In diesem Stadium befinden wir uns heute und diesen Tag noch: der Respekt vor dem Text, der bis dahin in der Vokalmusik eine nur untergeordnete Rolle gespielt hatte, wuchs riesengroß und drängte die legitimen ästhetischen Forderungen der Tonkunst hart an die Wand. Jeder Satz, ja jedes Wort will in der Vertonung beachtet und erschöpfend in musikalischer Analyse behandelt sein!

Es ist erstaunlich, und doch im Zusammenhang mit den eben fixierten Beobachtungen auch wiederum nicht erstaunlich, was für einen literarischen Wert die Textprogramme unserer modern gehaltenen Liederkonzerte heute repräsentieren. Nicht, daß das an und für sich zu beklagen wäre — im Gegenteil, die Besucher dieser künstlerischen Veranstaltungen haben häufig Gelegenheit, dieses Umstandes froh zu werden, denn die Lektüre der Liedertexte während der Pausen ist oft der einzige und alleinige Genuß bei der Sache. Eine prachtvolle Auswahl von Dichtungen aller Arten und Sorten findet sich da zusammen. Beim Lesen wird man in alle erdenklichen Stimmungen und Gedankensphären entführt: heroische, dionysische, idyllische, philosophische, soziale — je nachdem; man fragt sich wohl und ist gespannt: wie wird hier die Vertonung steigernd und verfeinernd eingreifen? Dann erklingt das Lied, aber nichts wird erhöht und nichts vertieft, und man muß sich mit gewissen äußerlich illustrativen musikalischen Schilderungen zufrieden geben. In diesem Streben nach möglichst erschöpfenden und künstlerisch geschlossenen Dichtungen zur textlichen Grundlage für die Komposition kommt ein Mangel an Erkenntnis davon zum Ausdruck, daß die Sprache Schönheiten und plastische Eigenschaften besitzt, die die Musik weder wiederzugeben noch zu ersetzen vermag, durch die sie selbst aber auch nicht bereichert werden kann.

Die ästhetische Sorglosigkeit in dieser Beziehung liegt in der Gegenwart klar am Tage; ich glaube sogar, wir tun uns noch etwas darauf zugute. Siehe Richard Strauß und die triumphale Einschätzung, die seine „Salome" gefunden hat!

Richard Strauß nahm als Textbuch für seine Oper ein Schauspiel, das mehr Musik der Wortkunst in sich hat, als irgendein anderes, und das damit naturgemäß am allerwenigsten in seinem Wesen für eine Tonmusik — es sei denn, daß diese ihm nur rein äußerlich übergehängt werden sollte — zugänglich ist. In dem Wildeschen Einakter vereinigt sich die farbige Plastik der Sprache und der gestraffte Rhythmus aller Vorgänge zu der prachtvollen Geschlossenheit des Kunstwerkes. So hat denn die Musik von Richard Strauß auch nichts anderes bewerkstelligen können als eine Zertrümmerung dieses fugenlosen Schauspiels und eine tonmalerische Bearbeitung der Einzelstücke. Wobei denn schöne und wirkungsvolle einzelne Teile herausgekommen sind, aber kein gesteigertes Kunstwerk.

Wie nimmt sich daneben die Unbekümmertheit aus, mit welcher ein Mozart, ein Beethoven, ja auch noch ein Schubert sich zu der Frage des Eigenwertes ihrer Opern- und Liedertexte stellten?! Weil diese Komponisten in Musik dachten und aus den jeweiligen Texten nur Anregungen empfingen, waren sie sich dessen bewußt, daß erst durch den Sinn ihrer Vertonung dem Inhaltlichen die tiefste und wesentlichste Bedeutung gegeben würde. Und aus diesem Grunde auch hielten sie ihre Musik für zu hoch, als daß sie in eine absolute Abhängigkeit vom Wort sich stellen konnte.

Mit Verwunderung pflegt man wohl des Umstandes zu gedenken, daß Goethe, dem ein Beethoven und ein Schubert Zeitgenossen waren, an der Musik eines so anspruchslosen und unselbständigen Talentes, wie Zelter es war, das höchste Wohlgefallen fand, und daß er seinen eigenen Dichtungen am liebsten in den Vertonungen dieses Komponisten begegnete (während er bekanntlich Schuberts „Erlkönig" durchaus nicht schätzte). Goethes universelles Kunstempfinden war sich klar darüber, daß eine Vertonung um so mehr auf Zurückhaltung des eigenen Ausdruckes angewiesen ist, je stärker der Eigenwert der Dichtung ist — wenn anders nicht der Charakter der künstlerischen Einheitlichkeit und Geschlossenheit verloren gehen soll. Das ästhetische Empfinden unserer Zeit steht solchen Erkenntnissen ziemlich fern. Ein Beispiel dafür: daß man in der Gegenwart es als eine künstlerische Aufgabe anzusehen scheint, Richard Wagners Texte zu den Musikdramen in Rezitationen im Lande herumzuführen, und sie damit als selbständige Dichtungen sanktioniert, mag alles mögliche Schätzenswerte bedeuten an Pietät, an einem Streben, das Verständnis für diesen Großen noch immer weiter auszubauen — ein Zeichen von ästhetischer Urteilsfähigkeit ist es jedenfalls nicht.

Die Befruchtungen, welche der Vokalmusik der letzten 50 Jahre durch die Vergrößerung ihres stofflichen Gebietes empfangen hat, sind bis dahin noch nicht zu voller Reife gebracht, weil kein sicheres Gefühl dafür vorhanden ist, wo die Grenzen der Vertonung, d. h. der musikalisch zu lösenden Ausdrucksmöglichkeiten dieser Kunst liegen. Die Erreichung dieses Zieles wird sich aus einem Besinnen auf das ästhetische Gesetz des l'art pour l'art herleiten, und auf einer Erfüllung seiner Forderung der Stoff- und Materialgemäßheit.

Um uns die Notwendigkeit der letzteren klar zu veranschaulichen, streifen wir zunächst noch einmal wieder flüchtig das Gebiet der bildenden Kunst. Dort begegnen wir auf Schritt und Tritt, und zwar im Zusammenhang mit dem besten, was heute in Erscheinung tritt, dem Respekt vor dem Material, d. h. die Technik in der jeweiligen Kunst ist vor allem bestrebt, seine Möglichkeiten restlos herauszulocken und zu steigern. So hat die moderne Malerei den Reiz der Ölfarbe zu erhöhter Bedeutung gebracht, die Bildhauerei das individuelle Leben des verschiedenartigen edlen Gesteins, die angewandte Kunst die vornehmen Eigenschaften des Holzes, der Metalle, usw. usw. Alles in der Gefolgschaft des l'art pour l'art! Müßten also, wenn anders die Vokalmusik auf diesem künstlerischen Boden stünde, die modernen Kompositionen auch das Material der menschlichen Singstimme zu der ihr eigensten und höchsten Bedeutung zu bringen vermögen. Ist das der Fall so?

Die Einstimmigkeit aller Urteilsfähigen darüber, daß wir uns in der Gesangskunst seit Jahren und Jahrzehnten in einem Zustand erklärten Verfalls befinden, steht als einmütige ästhetische Erkenntnis in der öffentlichen Meinung da.

Auch hier ist die Kunst durch die Künstler gesunken.

Um zu verstehen, wie das geschehen konnte, muß man die Entwicklung der Vokalmusik der letzten 50 bis 60 Jahre, oder sagen wir — seit Richard Wagner, überschauen. Die landläufige Rede, der man wohl begegnet: Richard Wagners Musik verderbe die Stimmen, ist in dieser Fassung eine laienhafte und oberflächliche Ansicht. Aus allen den zahlreichen Ausführungen anregender und pädagogisierender Art des Meisters von Bayreuth über Gesang und Gesangsvortrag hat die Zeit gerade nur das herausgehört und herausgenommen, was ihre eigene naturalistische Tendenz zu formulieren und zu unterstützen geeignet war: als könnte das Musikdrama zu seiner Gestaltung durch den Sänger auf jenes Maß von Technik und stimmlicher Kultur verzichten, das eine weiter zurückliegende Vokalmusik als selbstverständliche Grundlage voraussetzt. Anstatt zu erkennen, daß der musikdramatische Vortragsstil ein Darüberhinausführen der Gesangskunst über ihre bis dahin üblichen Grenzen ist, in dem Sinne, daß man den neuen Errungenschaften erst nachzugeben hat, nachdem man die alten ästhetischen Forderungen erfüllt hat.

Das solistische Material, das Richard Wagner für die ersten Bayreuther Spiele zu Gebote stand, waren Sänger, die durchweg den edelsten Kunstgesang repräsentierten; ihnen konnten die auf stärkste dramatische Wortdeklamation und eine ungeheure, man möchte fast sagen animalische Steigerung aller Affekte hinzielenden Anleitungen Wagners keinen Schaden tun. Diese Sänger waren eben tüchtige Techniker in der Kunst des Gesanges, bevor sie an die Aufgaben des Musikdramas kamen, und so lösten sie dieselben mit der Unwillkürlichkeit, die eine wirkliche Sicherheit des Könnens kennzeichnet, mit gesangsgemäßen Mitteln. Diese Generation ging dahin; alte Leute sprechen jetzt noch manchmal mit Tränen in den Augen von den Eindrücken und Erhebungen, die sie von ihr empfangen haben.

Die musikalische Nachwelt aber sah das Große, das sie geleistet haben, nicht in der Verbindung von Gesangskunst und musikdramatischem Stil, sondern in dem letzteren allein, und es begann die öffentliche Verhöhnung dieser Kunst, die, je nachdem, auch wohl in Verpöbelung ausartete. Gesang war jetzt nur noch insoweit Kunst, als er — wohlverstanden nicht musikalischer und ästhetisch geläuterter, sondern naturalistischer Temperamentsausdruck war (analog dem Wort Wagners von dem großen persönlichen Affekt, aus welchem heraus einzig seine Musik zugestalten sei).

Das war die Zeit, in welcher Hans v. Bülows geistvolle, aber höchst einseitige Ausfälle gegen die Gesangskunst, wie sie beispielsweise eine Henriette Sontag repräsentierte, zum Programm erhoben wurden, und wo Richard Wagners durchaus bedingt aufzufassender Spott über die Sänger, „die nur darauf bedacht, uns von der Geschmeidigkeit ihrer Stimmbänder zu überzeugen", jubelnden Anklang fand im Namen der Kunst. Das Wörtchen „nur", auf dem hier der Schwerpunkt liegt, übersah man dabei geflissentlich, und so wurde denn eine Richtung groß (und herrscht heute noch), deren Ergebnis es ist, daß die Sänger von Bühnen und Konzertpodien herab uns in erster Linie von der Ungeschmeidigkeit ihrer Stimmbänder einen Begriff beibringen. Was so viel heißt, als daß sie nicht singen können, daß sie ihr Handwerk nicht verstehen — jene materialgemäße Handhabung des technischen Apparats, die zu größtem Teil mit der mißachteten Geschmeidigkeit der Stimmbänder identisch ist. Diese allein nur vermag die gesangliche Willfährigkeit zu erzeugen, die jede Nuance des Stimmungsgehalts der Komposition musikalisch herausstellt.

Unsere besten Sänger und Sängerinnen der Gegenwart haben vor allem Qualitäten der Auffassung und des Vortrags in Verbindung mit mehr oder weniger naturalistisch schönen und ausdauernden Stimmen. Und daneben gibt es denn auch noch Sänger (sehr berühmte sogar), mit unschönen Stimmen, die die Tonsprache nur zur Unterstützung maßloser Steigerungen in der Deklamation des Textes benötigten, welchen die klangärmere Wortsprache nicht nachzukommen

vermochte. Eine Zeit, die einer Erscheinung, wie sie der intelligente Ludwig Wüllner darstellt, einen höchsten Rang als Sänger zuerteilt, mag für alles mögliche Verständnis haben — für die Gesangskunst hat sie es nicht; nicht für das nackte Wesen derselben, das schließlich doch immer das einzig echte und dauernde Wesen bleibt.

Man kann eine Probe auf das Verständnis für das Innerste in dieser Kunst machen in Anlehnung an das vielzitierte Wort eines Führers der modernen Malerei und Vertreters des l'art pour l'art: Max Liebermann. Dieses Wort macht das Verständnis für die Malerei abhängig von der ästhetischen Erkenntnis davon, daß eine gut gemalte Rübe künstlerisch mehr bedeute als eine mäßig oder schlecht gemalte Himmelfahrt. Auf die Gesangskunst übertragen heißt das so viel als: die musikalisch schöne Wiedergabe einer minderwertigen Komposition steht über der gesanglich unschönen Interpretierung einer bedeutenden Vertonung.

Wo bleibt angesichts dieser primitiven ästhetischen Feststellung das Kunstverständnis unserer Zeit? Ja auch das der Kritik im großen und ganzen? Hemmt diese letztere nicht, anstatt zu fördern, wenn sie in mißverstandener Vertretung der Moderne, d. h. dessen, was Richard Wagner für seinen besonderen Fall formuliert hat, in typisch deutscher Art (negativen Sinnes) überall da Oberflächlichkeit und leere Technik wittert, wo die Gesangskunst als Interpretin einer Musik, die wir überholt haben, erscheint? Man pflegt bei der Bewertung der Leistungen unserer Sänger und Sängerinnen zwischen der technischen Wiedergabe und der des geistigen Gehaltes zu unterscheiden, wobei als letzteres das gilt, was als subjektive — und oftmals höchst unkultivierte Temperaments- und Gefühlsäußerung des Vortragenden in Erscheinung tritt. Das Geistige und Gedankliche wird ausschließlich in Beziehung zum Text gesetzt, und so sind denn grade unsere intelligenten Konzertsänger und -sängerinnen in erster Linie Rezitatoren ausspruchsvoller Dichtungen im Gewande dürftiger Vertonungen.

Es greift hier das Gesetz der Anpassung ein, die Folge davon, daß der Gesang als reproduktive Kunst in den Fußstapfen der Musik zu gehen hat: es sind durchaus nicht die schönen Stimmen, die die spitzwinkligen und gebrochenen Linien gewisser moderner Kompositionen am besten wiedergeben. Will man aber einen Sänger beurteilen, so muß man sich vorher darüber klar werden, daß alle Aufgaben, die diesem gestellt sind, musikalisch gelöst werden müssen, und daß in der als belanglose Äußerlichkeit eingeschätzten Technik schließlich doch das einzige Mittel ihm an die Hand gegeben ist, um eine geistige Auffassung zu Gestalt zu bringen. Denn es ist der Geist der Komposition, der Leben gewinnen soll — der des Textes nur insoweit, als der Komponist ihm in seiner Vertonung musikalisches Leben verliehen hat.

Von diesem ästhetisch zuverlässigen Standpunkt aus wird man zu gegenteiligen Einschätzungen kommen müssen, wie die der breiten Landläufigkeit, die sich mit dem Nimbus künstlerischer Vertiefung umkleidet: eine gesanglich vollkommene Wiedergabe der Musik, die folgerichtig auch den jeweiligen Stil dieser Musik im Kern treffen muß, ist die Auffassung des Geistigen in der Komposition, während ein Herausstellen des Textes mit kunstgesanglich unwertigen Mitteln als das musikalisch Oberflächliche sich darstellt.

Was für einen schier unübersehbar langen und gewundenen Weg der Entwicklung hat die Vokalmusik zurückgelegt seit jenem Osterfest, wo unter König Karl in einem ersten musikalischen Kunststreit Tradition und Naturalismus einander gegenüberstanden! Das damalige Ideal der Römer, die ungebrochene melodische und gesangliche Linie, die die Italiener in ihren Kompositionsstil übernommen haben, wurde von andern Idealen anderer Völker verdrängt. Unsere vokale Tonkunst weiß heute gar wenig anzufangen mit des „Gesanges Gabe", die als der „Lieder süßer Mund" in Erscheinung tritt. Ein Sänger wie Enrico Caruso ist im Zusammenhang mit derartigen Erwägungen ein höchst interessantes musikalisches Kulturobjekt. Unmöglich ist es, die beispiellosen Triumphe, die dieser Tenor sich auf deutschen Bühnen holt, mit der bekannten Modewilligkeit des Publikums und mit seiner obligaten Anbetung alles Fremdländischen zu begründen. Carusos ideal schöne

und keiner geringsten klanglichen Disharmonie zugängliche Tongebung und seine Meisterschaft in der Führung ruhig geschlossener musikalischer Linien wirkt in unserer gesangsnaturalistischen Zeit wie eine ausgestorbene Kunstform, wie ein Museumsstück, das neben seinem in ihm selbst ruhenden ja auch immer noch einen Liebhaberwert zu repräsentieren pflegt. Die Fäden, die von der Gesangskunst Carusos zu der Musik unserer Zeit überleiten, sind außerordentlich lose geknüpft. Sich diesen Sänger im Zusammenhang mit dem Namen Richard Wagner zu denken, ist unmöglich, aber auch der neuitalienische Verismus und das Temperament der französischen Oper wird von Bühnensängern, die abgrundtief unter ihm stehen, echter und wirkungsvoller gestaltet. Diese Begrenztheit vermehrt eher die Stärke der Erscheinung Carusos, als daß sie ihr Abbruch tut: sie verleiht ihr Stil. Das Reich dieses Gesangskünstlers hört da auf, wo der ursprünglich reine Fluß der italienischen Musik versiegt — jenseits von Bellini, Donizetti und dem frühen Verdi.

Das sollte uns zu denken geben.

Es wäre Torheit, die Kunst eines Caruso als Ganzes vorbildlich hinstellen zu wollen für die Gegenwart, denn unsere Vokalmusik erhebt sich weit über die hinaus, in welcher er groß ist. Aber wie in der Welt der Erscheinungen jedes Ding das Leben aller seiner Vorstufen bis hinunter zum ersten Entwicklungskeim in sich trägt und von ihnen zehrt und Kraft nimmt, so sollte auch die deutsche Vokalmusik jene Teile ihres Wesens, die mit der Herrschaft der italienischen Tonkunst in sie eingedrungen und die demnach ihr natürliches Erbe sind, nicht in sich verkümmern und absterben lassen. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben es uns gezeigt, daß ohne die Nutzung und Unverwertung dieses Erbes es keine vokale Kunst für uns geben kann.

Sie schreiben alle ungesanglich, unsere Modernen, und so, als hätten sie nie die Bezauberungen kennen gelernt, die von der ideal schönen menschlichen Stimme auszugehen vermögen. Soll man bei derartigen kulturellen Erscheinungen von Zufälligkeiten reden? Ein Händel, ein Gluck, ein Mozart, die Altmeister des für uns gültigen vokalen Stiles, empfingen für ihre Kompositionen Anregungen von Primadonnen und Kastraten — d. h. von dem jeweiligen Stück Gesangskunst, das diese repräsentierten. Es ist das eine einfache und naturgemäße Erscheinung: in demselben Maße, wie der Maler von den Linien und Farben, auf denen sein Auge ruht, beeinflußt wird, wird es der Komponist von den Klängen, die sein Ohr treffen. Vokalmusik und Gesangskunst schließen ihre wechselseitigen Wirkungen aufeinander zu festem Ring zusammen.

Die Musik, als die übersinnlichste und ungreifbarste unter den Künsten, wird immer am spätesten von den großen geistigen Strömungen erfaßt werden. Dem Strom des schrankenlosen Naturalismus hat sie sich angeschlossen und Bereicherungen aus ihnen empfangen. Noch aber fehlen ihr die aus seinem Wesen herausgewachsenen ästhetischen Erkenntnisse und Fortschritte, zu denen die anderen Künste vorgedrungen sind.

Unsere künstlerische Kultur der letzten zehn Jahre ist hoffnungsschwer geworden durch den Ernst, mit dem man aller Halbheit, man möchte fast sagen, aller Verlogenheit ein Ende machte. Man führte jede Kunst zu ihren ureigenen, innersten Gesetzen zurück, man grenzte ab und verbannte das Schielen nach den Wirkungen anderer Kunstgebiete und das Heranziehen derselben als ästhetisch unzulässig. Man gab dem Stein, was des Steines, und dem Holze, was des Holzes ist, und erkannte, daß nur auf dem Boden solcher einfachen Sachgemäßheit der Naturalismus zur Kunst sich zu entwickeln vermag.

In der Vokalmusik der Gegenwart machen sich derartige Erkenntnisse noch nicht bemerkbar. Sie müssen in der Erfüllung jener einfachen ästhetischen Forderung sich zeigen, wonach für die vokale Komposition das Stimmgemäße, für den Gesang das Musikalische als Grundlage des Gestaltens sich darstellt.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Das Frauenstudium** an den preußischen Universitäten hat wiederum eine erhebliche Zunahme aufzuweisen. Nach einer Zusammenstellung vom Geheimen Oberregierungsrat Illmann studierten im Wintersemester 1909/10 2324 Frauen gegen 1680 im Wintersemester 1908/09; es ist mithin ein Zugang von 644 studierenden Frauen zu verzeichnen. Von den vier Fakultäten ist naturgemäß die philosophische am Frauenstudium am stärksten beteiligt, weil dort überwiegend die Frauen mit Lehrerinbildung studieren, welche die Oberlehrerinprüfung abzulegen beabsichtigen. Ihre Zahl belief sich auf 2004 gegen 1453 im Jahre vorher. Die medizinische Fakultät zählte 266 Studentinnen, gegen 188 im Wintersemester 1908/09. Auch die Theologie hat einen Zuwachs aufzuweisen, indem die Zahl der studierenden Frauen von 22 auf 39 anstieg. Dagegen verminderte sich die Zahl in der juristischen Fakultät von 17 auf 15 Studentinnen. Die neuen Bestimmungen des letzten Jahres über die Immatrikulation der Frauen haben in dem Zahlenverhältnis der Immatrikulierten zu den Gastzuhörerinnen eine weitere Umgestaltung herbeigeführt. Denn die immatrikulierten Frauen befinden sich jetzt in der Mehrheit, 1250 gegen 1074 Gastzuhörerinnen.

* **Zu dem Aufsatz: Die erwerbstätige Frau und ihre Ritter** teilt uns Herr Direktor Engwer mit, daß er in seinem Vortrag im Verein für Schulgesundheitspflege über die Überbürdung der Schülerinnen höherer Lehranstalten ungefähr das Gegenteil von dem gesagt habe, was in der Tagespresse berichtet sei. (Das Zitat in dem genannten Aufsatz — vor. Heft — war dem Berliner Tageblatt entnommen.) Er sei davon ausgegangen, daß die Mitarbeit der Frau auf allen Kulturgebieten geradezu Notwendigkeit sei, daß für diese Arbeit ihr nach allen Richtungen hin die allerbesten Bildungsmittel geboten werden müßten, unbedingt freie Bahn auch für jede Begabung und Neigung. Nach sorgfältiger Abwägung der heutigen Schulansprüche sei er zu dem Ergebnis gekommen, daß, wenn Schule und Elternhaus ihre Pflicht täten, von Überbürdung nicht die Rede sein könne.

Wir freuen uns aufrichtig, die Zeitungsberichte auf diese Weise korrigieren zu können. Sowohl die Vossische Zeitung wie das Berliner Tageblatt haben von den Ausführungen des Herrn Referenten den Eindruck gegeben, daß eine Überbürdung infolge der Neuordnung vorhanden sei, die schon in den mittleren Altersstufen einsetze, daß die Reform einseitig das Erwerbsleben berücksichtigt habe und insofern mitschuldig sei an einem Verfall, dem unser Volk infolge des Zudranges der Frauen zu ungeeigneten Berufen entgegengehe. Der Vorfall zeigt einmal wieder, daß die Tageszeitungen die Berichterstattung über Frauenangelegenheiten nicht nur ungeeigneten Reportern anzuvertrauen pflegen, sondern daß diese auch ein ganz besonderes Talent haben, immer gerade das herauszuhören, was der Frauensache ungünstig ist, und infolgedessen das Publikum in bedauerlicher Weise über die Anschauungen der sachkundigen Persönlichkeiten getäuscht wird.

* **Das System der Lehrerinnenhetze.** Die Tochter eines Schulaufsichtsbeamten hat Schwierigkeiten, in der Schule mitzukommen. Natürlich ist nicht die subjektive Veranlagung dieses Mädchens — wie könnte sie bei dem Rang und den Qualitäten ihres Vaters auch unbegabt sein! — daran schuld, sondern die Anforderungen in der Schule sind zu hoch. Das liegt zum Teil an den Lehrplänen, die eben auf unbegabte Mädchen hätten Rücksicht nehmen und infolgedessen wahrscheinlich den begabten keine ihnen entsprechenden Aufgaben und Aussichten hätten stellen dürfen. Das liegt aber — man höre

und ſtaune die ſcharfſinnige Logik dieſes Herrn an — vor allem an den unverheirateten Lehrerinnen, die „überhaupt keine Möglichkeit haben, darüber zu befinden, ob das Maß der häuslichen Arbeit zu groß war oder nicht“. „Deshalb muß es als bedenklich bezeichnet werden, wenn an einer höheren Töchterſchule Lehrerinnen in zu großer Anzahl unterrichten.“ So folgert in einem Aufſatz, der durch die Berliner Zeitungen gegangen iſt und den verſchiedene auswärtige Zeitungen mit dem Ausdruck hoher Befriedigung nachgedruckt haben, Herr Schulrat Dr. Kaute.

Was die erſte Behauptung anlangt, ſo wird jede Neuordnung im Schulweſen in den erſten Jahren eine ſtärkere Anſpannung der Kräfte nach ſich ziehen als ſpäter, wenn die Wege ausprobiert, der Übergang zu der neuen Arbeitsweiſe vermittelt iſt. Ferner werden auch zweifellos eine Anzahl der Mädchen, die bei dem bisherigen Betrieb der Mädchenbildung leicht mitgekommen ſind, nun Schwierigkeiten haben. Daraus iſt weiter keine Folgerung zu ziehen, als die, daß eben nicht für jeden alles paßt, und daß es ſehr weiſe wäre, wenn die Eltern der Mädchen nicht denſelben Fehler machten wie die Eltern der Knaben, indem ſie ihre Kinder ohne Rückſicht auf ihre Veranlagung à tout prix durch eine höhere Schule durchbringen wollen.

Was den zweiten Punkt anlangt, ſo müßten nach der Logik des Herrn Schulrat Kaute die Lehrer der höheren Mädchenſchulen nur unter der Bedingung angeſtellt werden, daß ſie ſchulpflichtige Töchter haben. Sie dürften dann ferner nur auf den Stufen unterrichten, auf denen auch ihre Töchter als Schülerinnen ſich befinden, denn es iſt doch ganz ſelbſtverſtändlich, daß der Vater einer ſechsjährigen Tochter nicht beurteilen kann, ob er einer vierzehnjährigen Schülerin zu viel aufgibt. Die Sache aber würde dann immer noch nicht ſtimmen, denn es müßte ja auch feſtgeſtellt werden, ob die Begabung dieſer als Normalkind geltenden Tochter auch wirklich normal iſt. Vor allen Dingen dürfte ſie nicht übernormal ſein, denn das würde ſelbſtverſtändlich die allerſchlimmſten Folgen für die Klaſſe ihres Vaters haben, ſo daß man die Behauptung aufſtellen könnte, daß eine begabte Tochter ihren Vater unfähig macht, an der Mädchenſchule zu unterrichten. Die Logik des Herrn Schulrats iſt alſo durch den augenblicklich in der Luft liegenden Wunſch, etwas gegen die Lehrerinnen ſagen zu können, auf einen ſehr bedenklichen Weg geraten. Es braucht kaum noch geſagt zu werden, daß natürlich unter keinen Umſtänden die Erfahrungen, die an einigen wenigen Kindern gemacht ſind, irgendwelche Maßſtäbe für die Beurteilung von Leiſtungen der Schulkinder im allgemeinen hergeben. Auch der verheiratete Lehrer wird ſo gut wie die Lehrerin darauf angewieſen ſein, durch genaue Beobachtung an ſeinen Schulkindern ſelbſt und durch genügende Fühlung mit den Eltern ſich einen Maßſtab für die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Klaſſe zu verſchaffen.

* **Überproduktion an Lehrerinnen.** Der Kölniſchen Zeitung wird von dem Direktor eines rheiniſchen Lehrerinnenſeminars geſchrieben, daß ſich in Köln Oſtern 120 junge Mädchen den Kommiſſionsprüfungen für Lehrerinnen an höheren Mädchenſchulen unterzogen haben, in Koblenz gleichzeitig etwa ebenſoviele. Der Berichterſtatter macht darauf aufmerkſam, daß die Gründung neuer höherer Lehrerinnenſeminare in der Rheinprovinz in Ausſicht ſtehe, und warnt vor der Überproduktion von Lehrerinnen. Merkwürdigerweiſe betrachtet er aber dieſe als eine Folge der Frauenbewegung, während ſie ſich in der Tat daraus erklärt, daß der Lehrerinnenberuf bis vor kurzer Zeit der einzige Beruf war, zu dem man Frauen zuzulaſſen für richtig hielt. Im Augenblick muß die Überproduktion an Lehrerinnen als eine Folge der verkehrten Politik der Regierung bezeichnet werden, die das höhere Lehrerinnenſeminar fördert und der Gründung von Studienanſtalten Hemmniſſe in den Weg legt. Es iſt ſehr zu begrüßen, daß dieſe Einſicht jetzt in den Fachkreiſen ſich verbreitet. Wir haben bereits ſeit der Veröffentlichung der Neuordnung auf dieſe Gefahr der Überproduktion von Lehrerinnen durch das höhere Lehrerinnenſeminar hingewieſen. Nur um *dieſe*, d. h. um die ſogenannte *höhere* Lehrerin, handelt es ſich dabei. Volksſchullehrerinnenſeminare haben wir im Verhältnis zum Bedarf viel zu wenige. Eine unbedingte Forderung wäre, daß ſich eine Reihe höherer Lehrerinnenſeminare in Studienanſtalten, am beſten mit Oberrealſchultypus, umwandelten.

* **Zum Kampf gegen die ſächſiſche Mädchenſchulreform.** Es wurde von uns ſchon berichtet, daß die Vorlage der ſächſiſchen Regierung zur Mädchenſchulreform weiten Kreiſen des aufgeklärten Königreichs zu weit ging. Unter der Führung des bekannten Juſtizrat Schnauß in Leipzig, der eine „Männerbewegung“ gegen den Feminismus begründen möchte, äußern ſich in der Preſſe fortwährend mehr oder weniger kompetente Leute über die Gefahren der Mädchen-

ſchulreform. So bringt das Leipz. Tgbl. vom 27. März folgende, durch ihre Sachkenntnis, Logik und Beſcheidenheit gleichmäßig ausgezeichnete Äußerung eines Studenten.

Dem Aufſatze des Herrn Bergdirektors P. über Mädchenſchulgeſetz und Feminismus muß ich mich voll anſchließen. Als Student, der erſt vor zwei Jahren das Gymnaſium verlaſſen hat, kenne ich die jetzigen Verhältniſſe noch recht gut. Bei uns — davon bin ich überzeugt — wären die Folgen eines gemeinſamen Unterrichts nur nachteilig geweſen. Daß es auch im allgemeinen ſo zu ſein ſcheint, habe ich durch den Verkehr mit jungen Studenten aller Fakultäten erkannt. Blaſiertheit und Nervoſität haben unter den jungen Leuten derartig Platz gegriffen, daß man den eigentlichen Typ des fröhlichen deutſchen Studenten meiſt vergeblich ſucht. Die beſte Gelegenheit, dieſe Verweichlichung zu beobachten, hatten die Couleur-Studenten der letzten 6—8 Jahre. Vor dieſer Zeit ſchloſſen ſich noch die meiſten muli mit Begeiſterung irgendeiner „Verehrlichen“ an; heute geht man ihnen ängſtlich aus dem Wege, weil man den Zwang der Couleur fürchtet und um ſeine perſönliche Freiheit beſorgt iſt. Anſtatt ſich einen Freundeskreis zu ſuchen, in dem deutſcher Sinn und Vaterlandsliebe gepflegt werden, iſt man heute womöglich ſtolz darauf, wenn man mit einigen Ausländern verkehren darf und etwas von deren Nimbus mit erhaſcht.

Dieſen Zug der Verweichlichung würde ein gemeinſamer Unterricht von Gymnaſiaſten und jungen Mädchen nur fördern. Stud. F. G.

* **Frauenſtudium in Spanien.** Die Zulaſſung der Frauen zum Univerſitätsſtudium beruhte in Spanien bisher auf einem Erlaß vom 11. Juli 1888, demzufolge die Unterrichtsverwaltung auf ein Geſuch einer Frau die Rektoren ermächtigen konnte, ſie zuzulaſſen. Es war aber die Bedingung daran geknüpft, daß die betreffenden Profeſſoren vorher erklärten, „eine Gefährdung der Ordnung und guten Sitte ſei nicht zu befürchten“. Dieſe Beſtimmung iſt jetzt aufgehoben und durch einen königlichen Erlaß erſetzt, der die Frauen generell unter den gleichen Bedingungen zur Univerſität zuläßt wie die Männer.

* **Ein weiblicher Apothekergehilfe** hat vor kurzem ſein Examen gemacht. Es iſt die Tochter eines Apothekenbeſitzers in Berlin, Fräulein von Gusnar. Sie widmete ſich nach Erlangung der Primareife dem Apothekerberuf und nach mehrjähriger Lehrzeit machte ſie kürzlich das Gehilfenexamen mit Nr. 1.

* **Zur Frage der verheirateten Lehrerin.** Die Frkf. Ztg. berichtet folgendes Vorkommnis: In Gotha hat ſich dieſer Tage eine Lehrerin verheiratet. Weil Lehrerinnen zwiſchen Amt und Mann zu wählen haben, ſo wurde die angehende junge Frau aus dem Schuldienſt entlaſſen. Da das kleine Land nicht über allzu große pädagogiſche Reſerven verfügt, hat man interimiſtiſch die Frau eines Lehrers, die ſelbſt Lehrerin war, herangezogen. Woraus hervorgeht, daß man in Gotha weniger der Ehe als den Flitterwochen einer Lehrerin den Krieg erklärt.

* **Aus der Welt des „beleidigten Mannesgefühls“.** Der Petitionsausſchuß der Berliner Stadtverordnetenverſammlung hat ſich ſcharf gegen eine Eingabe ausgeſprochen, in der ein Bureaugehilfe a. D. Lehmann Einſpruch gegen die weitere Vermehrung der weiblichen Beamtenſtellen im ſtädtiſchen Dienſt erhob. Es ward darin behauptet, daß im Dienſt ſtundenlang Kaffee gekocht werde. Von den Damen werde mit den männlichen Beamten „angebändelt“ und ſogar „Zeck“ und „Verſteck“ geſpielt. Die Tochter eines beſtimmten höheren ſtädtiſchen Beamten ſei nach kurzer Zeit Buchhalterin im ſtädtiſchen Dienſt geworden und während des Dienſtes mit „gnädiges Fräulein“ angeredet worden. Weibliche Perſonen ſeien für Beamtenſtellen im ſtädtiſchen Dienſt völlig ungeeignet. — Oberbürgermeiſter Kirſchner nahm ſich im Ausſchuß ſeiner Beamtinnen an. Der Magiſtrat habe mit der Einſtellung weiblicher Kräfte ſehr gute Erfahrungen gemacht. Alle Behauptungen ſeien halb oder ganz unwahr. Das letztere gelte beſonders für den angeführten Fall mit dem „gnädigen Fräulein“. Eine Tochter des beſagten höheren Beamten habe nie in ſtädtiſchen Dienſten geſtanden. Der Petitionsausſchuß beſchloß denn auch einſtimmig Übergang zur Tagesordnung.

* **Sozialpolitik im Gaſtwirtgewerbe.** Die Soziale Praxis bringt unter dieſem Titel einen Aufſatz von Dr. Gerhard Keßler, der ſich mit Entſchiedenheit gegen die Abſchaffung des Kellnerinnenſtandes ausſpricht. Zu der Petition von Frau Jellinek, die vor kurzem mit 125 000 Unterſchriften an den Reichstag gegangen iſt, hat der Hauptverband der bayeriſchen Frauenvereine eine Gegenpetition eingereicht, in der um Nichtberückſichtigung der von Frau Jellinek vertretenen Forderungen gebeten wird.

* **Reichsverſicherungsordnung und Wöchnerinnenſchutz.** Die Soziale Praxis macht darauf aufmerkſam, daß eine Härte für die Arbeiterinnen dadurch entſteht, daß durch die große Gewerbenovelle, die ſchon in Kraft iſt, eine achtwöchentliche Ruhezeit für Wöchnerinnen obligatoriſch gemacht iſt, während die neue Reichsverſicherungsordnung noch nicht in Kraft iſt und

infolgedessen die Krankenkassen nur für sechs Wochen Entschädigung zahlen.

* **Eine neue Arbeiterinnenschutzbestimmung** ist vom französischen Arbeitsminister erlassen. Sie bezieht sich auf das Tragen von schweren Lasten durch Frauen und Jugendliche unter 18 Jahren. Es sind außerordentlich spezialisierte Vorschriften, die unter anderem verbieten, daß Frauen bis drei Wochen nach ihrer Niederkunft überhaupt zum Tragen von Lasten benutzt werden. Die Verordnung bezieht sich auf sämtliche Fabriken, Bergwerke, Werkstätten, auf alle Gastwirtschaften, kaufmännischen Betriebe, Bureaus usw., kurz, sie umfaßt eigentlich das ganze Gebiet der Frauenarbeit innerhalb der Industrie.

Soziale Fürsorge.

* **Ein Prinzipienkampf betreffend die kommunale Frauenarbeit** wird in Charlottenburg ausgefochten. Die Stadt Charlottenburg beabsichtigt zwei besoldete Aufsichtsdamen für die Säuglingspflege anzustellen. Diese Bestimmung hat den lebhaften Widerspruch der ehrenamtlichen Pflegerinnen hervorgerufen, die so weit gegangen sind, zu erklären, daß sie ihr Amt sämtlich niederlegen würden, falls die besoldeten Beamtinnen eingestellt werden. Die ehrenamtlichen Pflegerinnen wünschen vielmehr eine organisatorische Zusammenfassung ihrer eigenen Tätigkeit und befürchten, daß durch die Anstellung zweier Beamtinnen eine Doppelinstanz geschaffen werden würde. Die beiden Beamtinnen würden der Aufgabe einer geeigneten Beaufsichtigung sämtlicher Pfleglinge doch nicht genügen können, sie würden aber den ehrenamtlichen Pflegerinnen gegenüber die offizielle Autorität haben. Andrerseits wird von seiten des Magistrats die Arbeit beruflich geschulter Kräfte gerade für die Säuglingspflege für unbedingt notwendig gehalten. Sachlich ist darin der Magistrat auch zweifellos im Recht. Wie der Konflikt ausgehen wird, ist noch nicht abzusehen.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Einen Gesetzentwurf über die Errichtung von Kaufmannskammern** bringt im Reichstag die wirtschaftliche Vereinigung ein. Der Entwurf ist vom deutschnationalen Handlungsgehilfenverband ausgearbeitet und schließt infolgedessen die Frauen von der Wahlberechtigung zu den Kaufmannskammern aus. Der § 10 sagt, daß die Wahlberechtigung an die Berechtigung zum Schöffenamt geknüpft werden solle. Mit dieser Ausschließung dürften die deutschnationalen Handlungsgehilfen kein Glück haben, denn es wäre ja ungeheuerlich, in einer Zeit, wo das Arbeitskammergesetz die Arbeiterinnen zum Wahlrecht zuläßt, eine Kaufmannskammer zu schaffen, bei der die weiblichen Angestellten ausgeschlossen sein sollen.

* **Weibliche Kandidaturen für die französischen Wahlen.** Bei den bevorstehenden Deputiertenwahlen kandidieren in Paris eine Reihe von weiblichen Kandidatinnen, unter anderen Mme. Durand. Natürlich haben diese Kandidaturen nur agitatorische Bedeutung, da es selbstverständlich ist, daß sie nicht angenommen werden können. Die Frauen benutzen die allgemeine politische Erregung, um das Volk von Paris an das Frauenwahlrecht zu gewöhnen.

* **Frauen im finnischen Landtage.** In dem finnländischen Landtage, der am 1. März eröffnet wurde, befinden sich diesmal 15 Frauen, von denen 9 Sozialistinnen sind, 3 der schwedischen Volkspartei, 2 den Surmetarianern und 1 der Partei der Jungfinnen angehören. Vier weibliche Abgeordnete, die bereits mehrere Male zum Landtage gehört haben, wurden auch diesmal wiedergewählt.

* **Die Suffragettes,** d. h. die Women's Political League, haben soeben einen Jahresbericht veröffentlicht, aus welchem hervorgeht, daß ihnen im Laufe des Jahres 1909 nicht weniger als 31 686 Pfund Sterling zur Verfügung gestellt wurden. Es wurden im ganzen 20 000 Versammlungen von ihnen abgehalten. Mit Gehalt sind von der Leitung der Partei zurzeit 99 Frauen angestellt. Im ganzen wurden 294 verhaftet und 163 mußten in das Gefängnis wandern. In 110 Fällen wurde von ihnen der Hungerstreik ausgeführt, und 36 mal wurden in den Gefängnissen die Frauen gewaltsam gefüttert.

* **Einen Rechtsanspruch der Ehefrau** auf einen Teil des Einkommens ihres Mannes will Sir Charles McLaren durch eine Bill begründen, die er im englischen Unterhaus einbringt. Danach soll die Frau sowohl durch ihre Tätigkeit als Hausfrau den Anspruch auf gewisse Bezüge erwerben, als auch für den Fall, daß sie im Geschäft des Mannes arbeitet, als Partnerin die Hälfte des Reingewinns erhalten.

* **Als Stadtverordnete** sind in Stockholm zwei Frauen gewählt worden: Dr. phil. Walfried Palmgren, die Tochter des Leiters der großen coedukativen Schule in Stockholm, und Gertrud Mansson, eine Geschäftsinhaberin.

Wissenschaftliche Frauenarbeit.

* **Eine Zoologin bei den Indianern Südamerikas.** Ein bisher ganz unbekanntes Stück Südamerikas hat jetzt Fräulein Dr. E. Snethlage auf einer Landreise vom unteren Schingu zum unteren Tapajos unserer Kenntnis erschlossen. Fräulein Snethlage, die als Zoologin dem Goeldi-Museum in Para angehört, ging, wie der Globus berichtet, erst den Schingu, dann einen Nebenfluß aufwärts und nahm in Maloka Manoel Sinko einige Indianer und Indianerinnen der Stämme Curuae und Chipaya in ihren Dienst, dann wanderte sie in neun Tagen über Land, einen 400 bis 500 m hohen Granitgebirgszug kreuzend, zum Oberlauf des Jananischim, der darauf bis zu seiner Einmündung in den Tapajos befahren wurde. Von da reiste Fräulein Dr. Snethlage den Tapajos und Amazonas abwärts nach Para zurück. Außer zoologischen und botanischen Sammlungen umfaßt das heimgebrachte Material eine Routenaufnahme und Vokabularien der Sprache der erwähnten Indianerstämme, der einzigen, die in diesem Gebiete angetroffen wurden, und die bisher auf unseren Karten fehlten. — Dem Leserkreis der „Frau" ist diese mutige Gelehrte bekannt durch die Briefe einer Naturforscherin aus Brasilien, die wir seinerzeit veröffentlichten.

Totenschau.

Bei Schluß der Redaktion erreicht uns die Nachricht des Todes von Frau **Hanna Bieber-Böhm.** Wir werden ihrer tapferen Lebensarbeit im nächsten Heft eingehend gedenken.

Versammlungen und Vereine.

Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform.

Am 5. April veranstaltete der Zentralverband in Berlin vor geladenen Gästen eine Besprechung über die Lage der Privatschule. Die Schulvorsteherinnen Frl. Schmidt-Düsseldorf und Frl. Landmann-Danzig berichteten über den Stand der Privatschule mit Rücksicht auf ihre Fähigkeit, die Mädchenschulreform durchzuführen. Herr Direktor Dr. Hafa, Direktor der höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars der Brüdergemeinde in Gnadau, sprach in Vertretung des Herrn Abgeordneten Justizrat Gyßling über die Rechtslage der Privatschule. Er sah die Grundlage für einen großen Teil der Schwierigkeiten, unter denen die Privatschule heute leidet, in dem unsicheren Rechtsboden, auf dem sie steht. Das Privatschulwesen ruht heute noch rechtlich auf der Grundlage einer Verfügung aus dem Jahre 1839, die vollkommen unzulänglich und in jeder Hinsicht überlebt ist. Eine Neuordnung der Rechtslage des Privatschulwesens hätte vor allen Dingen die folgenden Mißstände zu beseitigen: 1. Die Tatsache, daß die Privatschule bis jetzt auf keinen Fall einen Konflikt mit den ihr vorgesetzten Behörden im Wege der Verwaltungsrechtsprechung zum Austrag bringen kann. Sie hat den bestehenden Rechtszuständen nach sich einer Entziehung der Konzession ohne weiteres zu unterwerfen; 2. müßte die Möglichkeit von Dauerkonzessionen gegeben werden, in der Form, daß etwa ein Konsortium das Recht bekäme, den Leiter oder die Leiterin, vorausgesetzt die vom Staate gestellten Anforderungen, zu präsentieren, und daß die Konzession von diesen nicht neu erworben zu werden brauchte, sondern an der Anstalt als solcher haftete. Damit im Zusammenhang forderte der Referent, daß die Privatschule in Verbindung mit dieser Konzession ein gewisses Recht auf Entschädigung erwürbe für den Fall, daß sie durch Kommunalanstalten in ihrem Bestand gefährdet würde, ebenso, daß die Gewährung einer Konzession eine gewisse Sicherheit dafür gäbe, daß nicht über das Bedürfnis hinaus andere Privatschulen konzessioniert werden. Der Referent wies darauf hin, daß die Privatschulen anderen gewerblichen Unternehmungen privaten Charakters nicht ohne weiteres gleichgestellt werden könnten, insofern sie einerseits staatlich festgesetzte Aufgaben erfüllen, dabei aber auch gewisse staatlicherseits an die höhere Mädchenschule geknüpfte Berechtigungen erlangen, Prüfungen abnehmen dürfen usw. Angesichts dieser wichtigen öffentlichen Funktionen, die der Staat der Privatschule anvertraut, ist es unerläßlich, daß ihr auch die Sicherheit eines Rechtsbodens gegeben wird, auf dem sie diese Anforderungen erfüllen kann. Es liegt im eigenen Interesse des Staates, durch diese Sicherung der Rechtsgrundlage sich gewisse Garantien dafür zu verschaffen, daß die Privatschule die ihr anvertraute Aufgabe auch erfüllen kann. Solange diese Garantien nicht bestehen, wird auch eine Sicherstellung der Lehrkräfte in wünschenswertem Umfange nicht möglich sein, denn der Inhaber einer Privatschule ist außerstande, Verpflichtungen über seine eigene Sicherheit hinaus zu übernehmen.

Die beiden Referenten, die den Stand des Privatschulwesens angesichts der Neuordnung der Mädchenschule in Preußen beleuchteten, wiesen nach, daß ein sehr ungleichmäßiges Ver-

fahren hinsichtlich der Anerkennung herrsche. Während in einzelnen Provinzen die Anerkennung streng nach Maßgabe der von der Regierung aufgestellten Bedingungen erfolgt, werden in anderen Anerkennungen ausgesprochen, ohne daß diese Bedingungen erfüllt werden. Große Schwierigkeiten bereitet den Privatschulen die Bestimmung, daß ein Drittel der Stunden von männlichen Lehrkräften erteilt werden müssen. Infolge dieser Bestimmung haben die meisten Privatschulen ihren Bestand von stundenweise beschäftigten Lehrern bis auf 10 und 12 vermehren müssen. Daß bei einer solchen Zersplitterung der ganzen Unterrichtstätigkeit in lauter Fachstunden die Einheit sowohl des Unterrichtsbetriebes wie der Erziehungsarbeit kaum gewahrt werden kann, liegt auf der Hand. Es wurde ferner aus dem Material, das die beiden Referentinnen beibrachten, ohne weiteres deutlich, daß die Privatschule den Anforderungen der Neuordnung hinsichtlich der Lehrkräfte nur in ganz seltenen Fällen ohne öffentliche Subventionen genügen kann. In der Tat konnte auch berichtet werden, daß in allen preußischen Provinzen seitens der Gemeinde bestimmte Subventionen gezahlt werden, doch sind diese bis jetzt noch nicht häufig und in den allermeisten Fällen unzureichend. Trotzdem meinten die beiden Referentinnen, daß es einer großen Zahl von Privatschulen gelingen würde, die durch die Neuordnung gestellten Aufgaben zu erfüllen.

In der anschließenden Diskussion bemerkte Herr Kammergerichtsrat Abgeordneter Dr. Schiffer, daß ihm von den Vorschlägen zur Sicherung der Rechtsgrundlage nur der eine durchführbar erscheine, daß die Privatschulen auch der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichtes unterstellt würden. Irgendeine Rechtsgrundlage für das Konzessionswesen zu schaffen, in der Form, daß einer konzessionierten Privatschule eine Art Monopol für den Bezirk, aus dem ihre Schülerinnen kommen, zugesprochen wird, hält er für unmöglich. Die Hauptforderung scheint ihm die einer ausreichenden Subventionierung der Privatschulen durch Gemeinde und Staat zu sein. Die Verdienste der Privatschulen um die Erziehung des weiblichen Geschlechtes in einer Zeit, wo von Staat und Gemeinden nicht ausreichend gesorgt wurde, begründen für ihn eine moralische Verpflichtung der öffentlichen Körperschaften, den Privatschulen den Übergang in die durch die Neuordnung geschaffenen Zustände zu erleichtern.

Auch der Abgeordnete Dr. Arendt war der Meinung, daß sich ein Rechtsanspruch der Privatschule auf einen Schutz gegen Konkurrenz nicht begründen lasse, und er sah wie sein Vorredner den Ausweg in der freiwilligen Unterstützung der Schule durch die öffentlichen Körperschaften. Es wurde weiterhin in der Diskussion betont, daß eine Sicherstellung der Lehrkräfte durch Einkauf in eine Pensionsversicherung schon heute durch die Privatschule geleistet werden könnte. Im übrigen wurde aber auf die Schwierigkeit hingewiesen, die sich ergibt, falls die Sicherstellung der Lehrkräfte an die einzelne Anstalt geknüpft wird. Der beste Ausweg, eine solche Sicherheit zu schaffen, bietet die bevorstehende Privatbeamtenversicherung.

Die Vorsitzende faßte die Stellung des Zentralverbandes zur Frage der Privatschule dahin zusammen, daß der Zentralverband an sich selbstverständlich die Vermehrung der öffentlichen höheren Mädchenschulen wünschen müsse, da ihre relativ geringe Zahl vielfach nur eine Unterlassungssünde von Staat und Gemeinde bedeutet. Soweit aber die Privatschule ihre besonderen erziehlichen Vorzüge habe, sei ihre Erhaltung in einem gewissen Prozentsatz wünschenswert. Ebenso wünschenswert seien Maßnahmen, durch welche die Härten des Übergangs der Mädchenerziehung aus dem privaten in den öffentlichen Betrieb vermieden werden.

Der »Verein Münsterscher Studentinnen«

ist vor Schluß des Wintersemesters vom Rektor bestätigt worden. Aus dringendem Bedürfnis hervorgegangen, wurde der Verein in den beteiligten Kreisen mit großer Freude begrüßt. Seine Bestrebungen decken sich im allgemeinen mit denen der gemäßigten Frauenbewegung und sind naturgemäß in erster Linie auf die Interessen des Frauenstudiums und der studierenden Frauen gerichtet. Neben den idealen Zielen hat der Verein auch praktische Zwecke ins Auge gefaßt und eine Auskunftstelle für Studien- und Wohnungsangelegenheiten errichtet. Die Benutzung der Auskunftstelle verpflichtet jedoch nicht zum Eintritt in den Verein. Sie ist bestimmt, vor allem denjenigen Studentinnen Erleichterungen zu gewähren, die fremd in unsere Stadt kommen. Die Ferienadresse des Vereins ist: Fräulein stud. phil. Sophie Hoeltzenbein, Münster i. W., Erphostr. 19.

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium

hält seine Generalversammlung am 6. und 7. Mai in Rudolstadt. Die beiden Hauptvorträge halten Dr. jur. Alix Westerkamp über Jugendgerichte und Schulrat Professor Dr. Wychgram „Von dem, was noch fehlt."

Der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen

tagt zu Pfingsten in Berlin (Reichstagsgebäude). Folgende Themen stehen auf der Tagesordnung: Nach welchen Grundsätzen ist die Volksschule umzugestalten? Fräulein Eva Kulke, Berlin; Die verheiratete Lehrerin, Fräulein Bertha Wallroth, Fräulein Anna Hermann, Berlin; Die gewerbliche Pflichtfortbildungsschule, Fräulein Gerta Günther, Charlottenburg; Jugendgerichtshöfe und Jugendfürsorgevereine, Fräulein Sophie Lübcke, Berlin.

Bücherschau.

Neue Literatur zur Frauenfrage.

Auf dem Gebiet der Frauenbildung ist die Flut, die durch die Mädchenschulreform veranlaßt wurde, etwas zurückgetreten. Nur die eigentlichen Lehrbücher füllen noch immer den Büchertisch.

Die Besprechung von Schulbüchern liegt im allgemeinen nicht im Rahmen dieser Zeitschrift, doch werden wir eine Ausnahme machen, soweit es sich um Bücher handelt, die bestimmt sind, neuen Gedanken in Bezug auf die Frauenbildung Ausdruck zu geben. Wir werden unseren Leserkreis wenigstens kurz darauf hinweisen, natürlich ohne in das eigentlich Fachliche einzugehen.

„Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre." Zum Gebrauch an Lyzeen sowie zum Selbststudium. Von Arnold Knoke, Oberlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule mit Lyzeum und Studienanstalt in Duisburg am Rhein. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. (Preis brosch. 2,40 Mark.)

„Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre." Leitfaden für Frauenschulen und verwandte Anstalten. Von Elly Heuß-Knapp. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. (Preis gebunden 1,60 Mark.)

Vielleicht ist es nicht uninteressant, die Ausgangspunkte der beiden Bücher zu vergleichen. Für den Mann, den Verfasser des ersten Buches, ist es das Wort aus der Einleitung zur Neuordnung, daß die Frau „die verständnisvolle Gefährtin eines gebildeten Mannes und einsichtsvolle Erzieherin bildungsbedürftiger Kinder" sein soll; dazu aber gehören die Kenntnis der Umwelt, das Verständnis der gesamten unser Leben beeinflussenden rechtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Ausgangspunkt für die Frau, die Verfasserin des zweiten Buchs, ist die Erziehung zum Staatsbürgertum. „Die Vaterlandsliebe der Frau soll aus dem primitiven Untertanenpatriotismus zum Staatsbürgerpatriotismus erhoben werden." Obwohl nun durchaus anzuerkennen ist, daß die Frau auch als Gattin und Mutter der volkswirtschaftlichen Kenntnisse bedarf, wenn sie den in dieser Tätigkeitssphäre an sie herantretenden Anforderungen voll genügen soll, erscheint es doch nicht unbedenklich, wenn auch in diesem Fach, wie bei der Frauenbildung so oft, ein außer der Sache liegender Beweggrund zum leitenden gemacht wird. Merkwürdigerweise aber fehlt nun in dem Buch von Knoke die Berücksichtigung der spezifisch weiblichen Sphäre auch in dem Maße, in dem sie notwendig und wünschenswert ist — z. B. wird in der Volkswirtschaftslehre keine Darstellung der weiblichen Erwerbstätigkeit gegeben. Dadurch, daß überdies die Versicherungsgesetzgebung wunderlicherweise unter „Armenwesen" und der Arbeiterinnenschutz unter „öffentliche Gesundheit" behandelt wird, kommt ein einheitliches Bild der wirtschaftlichen Lage der Frau und ihrer Probleme gar nicht heraus. Wie denn überhaupt das Buch eine wenig geschickte und zweckentsprechende Kompilation aus volkswirtschaftlichen Leitfäden ist, der man es anmerkt, daß der Verfasser seinem Stoff noch nicht so frei gegenübersteht wie zur pädagogischen Verarbeitung notwendig ist.

Das Buch von Frau Elly Heuß-Knapp zeichnet sich demgegenüber vor allem durch seine pädagogische Zweckmäßigkeit aus. Es trifft eine sicherere Auswahl zwischen Notwendigem und Unwichtigerem, gruppiert sowohl pädagogisch geschickt, als sachlich eindrucksvoll, und macht durch klare und dabei frische Darstellung auch die Aufnahme schwieriger Stoffe leicht.

Nur eines der beiden Gebiete, die in den beiden genannten Büchern zusammen behandelt werden, stellt das Buch von Magarete Treuge dar: **Einführung in die Bürgerkunde**, Lehrbuch für Frauenschulen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Das Buch ist aus einer reichen Unterrichtserfahrung herausgewachsen und auf eine gründliche historische Bildung und eine genaue Kenntnis des speziell bürgerkundlichen Stoffes aufgebaut. Ganz besonders wertvoll für den Schulgebrauch sowohl als für die Privatlektüre macht das Buch seine dauernde Beziehung zur Geschichte. Es wird immer angedeutet und gezeigt, wie die einzelnen Gebiete aus der allgemeinen geschichtlichen Bewegung heraus Gestalt gewinnen, und das gibt ihnen ihre spezifische Bedeutung und Lebendigkeit.

Aus einem besonderen Grunde mag auch das folgende Buch hier eingereiht werden:

„Ruths Lehrjahre". Von Dr. Hugo Gruber. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 2. Aufl. Wenn man ein Beispiel für den Geist sucht, in dem die Durchführung der preußischen Mädchenschulreform seitens der verantwortlichen ausführenden Kräfte in Angriff genommen wird, so läßt sich nichts finden, das charakteristischer wäre, als dieses Buch. Der Verlag weist auf einem Reklamestreifband auf das Urteil eines Kollegen

hin, der in diesem Buch die Schrift aus dem Mädchenschulwesen sieht, die mit den Schülerinnen des Seminars laut Lehrplan gelesen werden sollen. Dadurch wird man von vornherein veranlaßt, das Buch mit dem Gedanken zu lesen, daß es der pädagogischen Bildung von erwachsenen 19jährigen Mädchen dienen soll. Es sind gar nicht einmal die Anschauungen, die unter diesem Gesichtspunkt Anstoß erregen, — warum sollen die jungen Mädchen im Seminar nicht auch einmal ein wenig rückständige Anschauungen kennen lernen, wenn sie geistreich und gut vertreten werden? — Es ist vielmehr die außerordentliche Trivialität und Plattheit der Gedanken, die geradezu deprimierend ist. Man könnte gerade so gut im Seminar etwa das Frauendaheim oder sonst eine Zeitschrift fürs Haus lesen; sie würde ungefähr den gleichen Bildungswert haben. Man kann danach ungefähr beurteilen, auf welches Niveau die kostbareren und gehaltvolleren Pensen des Seminars heruntergezogen werden müssen, um mit dieser Lektüre in Konkurrenz treten zu können.

Im Verlag von B. G. Teubner erschien der **„Lehrplan der höheren Mädchenschule,"** herausgegeben von Dr. O. Kästner (Preis geh. 2,80 Mark, geb. 3,40 Mark). Durch seinen Untertitel „ein praktisch-methodischer Arbeitsentwurf auf Grund der Reformbestimmungen" kennzeichnet sich das Buch als ein Führer für die Gestaltung und Verwirklichung der leitenden pädagogischen Gedanken, die in dem neuen Plan enthalten sind. Die Beiträge, die von verschiedenen Verfassern herrühren, sind nicht gleichwertig. Über einzelne Abschnitte, z. B. über Kunstgeschichte, wird man abweichende Meinungen haben können. Im ganzen kann das Buch als ein erster Versuch gelten, in dem Prinzipielles und Praktisches, Allgemeines und Einzelnes noch nicht durchaus klar und scharf disponiert, zusammengefaßt sind, das aber als Wegweiser in die neubeginnende Arbeit wohl in Betracht kommt.

Unter dem Titel **„Frauenschule"** (Preis 1 Mark) erschienen bei B. G. Teubner, Leipzig, eine Sammlung von kurzen Referaten, über die bestehenden Versuche auf dem Gebiete, sowohl die den Plänen entsprechenden allgemeinen Frauenschulen wie auch über die sozialen wirtschaftlichen und der Ausbildung für die innere Mission bestimmten. Der wertvollste Beitrag in dem kleinen Heft ist der von Lili Droescher über die soziale Frauenschule des Pestalozzi-Fröbelhauses.

Ein Lesebuch zum Religionsunterricht und zwar insbesondere für das Pensum der ersten Klasse der höheren Mädchenschule gibt Johannes Paust: **„Zur Religion,"** gleichfalls im Verlag von Teubner in der Sammlung „aus deutscher Wissenschaft und Kunst" heraus. (Preis 1,20 Mark.) Die Sammlung, die auch außerhalb der Schule einen gewissen Wert hat, will durch Mitteilung von Proben zur eingehenderen Beschäftigung mit bedeutsamen religiösen Werken der älteren und neueren Zeit anregen. Sie bringt Stücke aus Luther, Lessing, Herder, Schleiermacher, sowie kurze Abschnitte aus neueren Schriftstellern, z. B. Harnack, Naumann, Eucken, Dryander, Paulsen, Luthardt. Schon diese Aufzählung zeigt, daß dabei alle Richtungen gleichmäßig berücksichtigt sind.

„Die neue Nadelarbeit". Lehrbuch für Schule und Haus, auf Grund der neuen Lehrpläne für höhere Mädchen- und Mittelschulen unter Mitwirkung von Hildegard Gierke, Helene Hasse, Elisabeth Kölling und Gertrud Willms bearbeitet von Margot Grupe. Verlag Albrecht Dürer-Haus, Berlin W 8. 1910. In höchst geschmackvoller Ausstattung, mit vielen instruktiven Illustrationen, wird hier den Lehrerinnen, die die schwierige Aufgabe haben, „den an sich guten, aber durch unrationelle Methoden ausgesogenen Boden der Mädchenhandarbeit gründlich umzuarbeiten", ein vorzügliches Hilfsmittel dazu geboten. In 6 Kapiteln behandelt das Buch: I. Wert und Aufgabe der neuen Nadelarbeit; II. Die Weiterführung der Kindergartenarbeiten; III. Die Handarbeit; IV. Das Puppenschneidern; V. Das Maschinennähen; VI. Gestalten und Verzieren. Aus dieser kurzen Inhaltsangabe ergibt sich schon, daß das Buch nicht nur für Lehrerinnen, sondern auch für Mütter und Erzieherinnen ein sehr willkommenes Hilfsmittel sein wird.

Die Frage der gemeinsamen Erziehung behandelt in einem objektiv darstellenden und wertenden Vortrag, der als Broschüre im Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig erschienen ist, Paul Ziertmann unter dem Titel **„Die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen in Deutschland und Amerika".** Die Broschüre dient der Begründung der folgenden Thesen:

1. Höhere Frauenbildung ist für unsere Mädchen und ihre Eltern, ist auch für Gemeinde und Staat wirtschaftlich und geistig notwendig; wenn aber die Knabenschulen nicht geöffnet werden, so ist sie nur für die großen, nicht aber für die mittleren und kleineren Orte möglich.
2. Gegen die Möglichkeit der gemeinsamen Erziehung läßt sich theoretisch weder vom psychologischen noch vom physiologischen Standpunkt viel ausmachen; was etwa bleibt, wird durch die Notwendigkeit und das Beispiel des Lebens niedergeschlagen.
3. Die gemeinsame Erziehung hat sich in deutschen und außerdeutschen Ländern im Wesentlichen bewährt.

Auf Grund dessen komme ich zu folgenden Forderungen:

1. Alle Orte, die groß und wohlhabend genug sind, mögen, wenn sich ein Bedürfnis herausstellt, die Mädchen in getrennten Studienanstalten unterrichten.
2. Alle Orte, die so klein sind, daß sie weder eine sechsklassige Knabenschule noch eine Mädchenschule füllen können, wo aber eine Realschule möglich wäre, wenn Knaben und Mädchen sie gemeinschaftlich besuchen, sollen die gemeinsame Erziehung allgemein durchführen, falls ein Bedürfnis sich herausstellt.
3. Alle Gemeinden, wo ein Bedürfnis nach höherer Mädchenbildung herrscht, das aber nicht groß genug ist, um eine besondere Studienanstalt zu rechtfertigen, sollen die Knabenschulen den Mädchen öffnen.

Sie begründet diese Forderungen durch eine sachkundige Darstellung sowohl der sozialen Notwendigkeit des gemeinsamen Unterrichts, als auch der bereits vorliegenden praktischen Erfahrungen. Da das vorhandene literarische Material zur Frage des gemeinsamen Unterrichts durchaus nicht zahlreich ist, wird diese Broschüre gerade für die augenblicklich notwendige Propaganda, die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen betreffend, die allerbesten Dienste leisten können.

In der von Cornelius Gurlitt herausgegebenen Sammlung (Verlag von Marquardt & Co., Berlin) erschien ein Bändchen von Tews über **„Die deutsche Volksschule".** So sehr dem kulturpolitischen und pädagogischen Standpunkt

des Verfassers zuzustimmen ist, so bedauerlich ist die anmaßende, unsachliche und ungerechte Beurteilung der Arbeit der Lehrerin. Wenn Tews sich bis zu dem Ausdruck versteigt, daß die Pädagogik, die man bei der Anstellung von Lehrerinnen in der Volksschule nicht gefragt habe, sich hüten sollte, nachträglich ihren ehrlichen Namen zu dieser Institution herzugeben, so ist damit deutlich ausgesprochen, wo der liberale Geist, der das Buch im übrigen kennzeichnet, seine bedauerlichen Grenzen hat und in einen Klassen- und Interessengeist umschlägt, der sich wenig von dem unterscheidet, was durch das ganze Buch hindurch bekämpft wird.

Aus dem Gebiet der weiteren Frauenbewegung erwähnen wir eine als Propagandamittel vorzüglich geeignete Broschüre von Ika Freudenberg: **„Was die Frauenbewegung erreicht hat"** (Buchhandlung Nationalverein München 1910, Preis 0,30 Mark). Die Broschüre gibt aus lebendiger Ausschauung und in populärer, aber doch persönlicher und durchgebildeter Form einen Überblick über das ganze Gebiet der Frauenbewegung, besonders in ihren Beziehungen zur allgemeinen geistigen, politischen und sozialen Kultur.

Zur modernen Ehekritik erschien als neuer Beitrag im Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn: **„Zur großen Frage: Mann und Weib"** von Toni Harten-Hoencke. Das Buch unterzieht in warmherziger und zugleich ethisch durchdachter Form die modernen Vorschläge zur Sexualreform einer knappen und treffenden Kritik. Es ist dabei durch ein feines weibliches Empfinden und einen sicheren ethischen Instinkt gekennzeichnet, und kann all denen, die sich in die mehr wissenschaftliche Kritik nicht einarbeiten können, oder mögen, ein guter Wegweiser zur Bildung eines eigenen Urteils werden.

„Was Frauen erdulden." Berichte aus dem Leben von Star. Mit einem Geleitwort von Dr. Alice Salomon und mit einer Umschlagzeichnung von Käthe Kollwitz. Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H. Berlin-Schöneberg, 1910. Eine Reihe ergreifender Vorkommnisse, wie sie sich den Helferinnen an einer Rechts- oder Auskunftsstelle gezeigt haben, sind hier in kleinen Skizzen zusammengestellt. Sie zeigen, wie A. Salomon in ihrem Vorwort bemerkt, „wie mangelhafte Erziehung, Dummheit, Unwissenheit und Unkenntnis der einfachsten Naturgesetze, den Armen schuldig werden lassen; daß es Fäulnis und Vergehen gibt, die einzig und allein aus einem traurigen, schadhaften Milieu zu erklären sind." Sie sind wohl geeignet, die Frauen energisch aufzurufen zur Teilnahme an der Hilfstätigkeit, auf die gerade die Frauen, von denen hier die Rede ist, in so vielen Fällen ausschließlich angewiesen sind.

Romane, Novellen.

„Die alte Herrenhofallee." Roman von Gustaf af Geijerstam. Autorisierte Übertragung von Gertrud Ingeborg Klett. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.) Über diesem letzten Werk aus Gustaf af Geijerstams Nachlaß liegt noch einmal der ganze schwermütige Reiz ausgegossen, der uns von jeher in Fesseln schlug, und der es uns schwer macht, Abschied zu nehmen. „Die alte Herrenhofallee" ist ein Symbol für die zwingende Macht, die den Menschen forttreibt, wenn das geheimnisvolle Spiel der Wahlverwandtschaft, des Anziehens und Abstoßens zwischen Mensch und Mensch seinen Zauber vollendet hat. Ein schönes Weib verließ auf dieser Allee Haus und Hof, und der betrogene Gatte ließ die Bäume fällen und die Allee unwegsam machen. Eine Frau aus demselben Geschlecht flüchtet sich aus unhaltbar gewordenen Verhältnissen in die Ehe mit einem ungeliebten Mann. Nach Jahren erst rettet sie sich wieder heraus; sie fühlt, daß sie es muß, um weiterleben zu können. „Aber dennoch ist ihr zumute, als wüchse hinter ihr der Weg zu; und sie wagt nicht zurückzublicken." — Mit einem versöhnenden Zug schließt diese letzte Dichtung af Geijerstams ab. In ein paar knappen Tagebuchseiten erfahren wir von einem späten Glück, das Mann und Frau, die schuldlos Schiffbruch gelitten, noch gefunden haben. Eine rechte Plastik ist in diesen Seiten nicht mehr; sie sind eine Art Zugeständnis. Die eigentliche Kraft des Buches liegt auch hier wieder in der Hellsichtigkeit des Dichters dem Leid gegenüber, in der Feinheit der Analyse, mit der er die verborgensten seelischen Zusammenhänge bloßzulegen weiß.

„Am Wege." Roman von Hermann Bang. S. Fischer Verlag, Berlin. Auf einer kleinen Bahnstation in Dänemark, wo der Rhythmus des Lebens durch den Morgen-, Mittags-, Abend- und Nachtzug bestimmt wird, spielt sich eine unendlich schlichte Alltagsgeschichte ab. Die einfache Geschichte einer „unglücklichen Liebe" zwischen einfachen, durchaus gewöhnlichen und uninteressanten Menschen. Und was versteht Hermann Bang aus diesem Motiv zu machen! Alle schmerzliche Ironie und Wehmut des Lebens spielt um die Gestalten dieser Geschichte. Jeder kleine Zug ist erfüllt von dem ganzen Strom eines Lebensgefühls, das sich aus allen Tiefen gesättigt und von allen Höhen her geklärt hat. In der Beleuchtung dieses schmerzlichen und zugleich der letzten Werte des Daseins vollbewußten Lebensgefühls stehen die Zustände und Personen der Erzählung. Der Bahnhofsvorsteher in seiner ganzen trivialen Selbstzufriedenheit und seinem gemütvollen Egoismus, die Witwe mit den beiden heiratswütigen Töchtern in ihrer unwahrhaftigen Sentimentalität, das gutmütige Philisterium des Pfarrhauses. In diesem Licht stehen aber vor allem auch die Zuständlichkeiten, in deren Darstellung Hermann Bang Meister ist: dieser ganze Kreis banaler Interessen, die unerschütterliche Kleinlichkeit und Schwunglosigkeit aller dieser Existenzen, die ganze Summe wichtigtuerischer Äußerlichkeiten, durch welche das Gewebe all der kleinen Egoismen durchschimmert. In dem Naturalismus, der schonungslos alle diese Dinge hinstellt, lebt als sein eigentliches Pathos das Bewußtsein von einem höheren Dasein und der Unangemessenheit der Welt an seine Verwirklichung.

„Die Rehbächle“. Roman von Hermine Villinger. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig. Es sind eine Reihe von Mädchenschicksalen, von denen Hermine Villinger erzählt. In dem verwahrlosten Stammschloß, als Kinder eines degenerierten Vaters, aber einer aus kräftigem Stamm entsprossenen Mutter aufgewachsen, suchen sich die „Rehbächle“ ihren Weg ins Leben. Als die eigentliche Spenderin der eigenartigen Kraft, die in der verschiedensten Art sich in den Mädchen ihren Ausdruck sucht, steht die Großmutter im Mittelpunkt des Romans. Sie ist eine Gestalt, die an Goethes Mutter erinnert, in der Kraft und Genialität ihrer Lebensauffassung, der Kunst, immer den Sonnenschein zu finden, und der Fähigkeit, ohne alle Theorien auszukommen, und das Leben von Augenblick zu Augenblick gewissermaßen neu zu schaffen. Diese Gestalt, eingehüllt in den Lokalton der badischen Heimat, ist die kräftigste und überzeugendste des ganzen Romans. Neben ihr verlieren selbst die besten der geschilderten Mädchencharaktere. Trotzdem steckt in jeder von ihnen ein Stück Lebenswahrheit — moderner Lebenswahrheit, denn für sie alle ist es selbstverständlich, daß sie ihr Schicksal in eigene Hand nehmen. In der Einsamkeit ihrer Heimat erzeugen sie doch von sich aus den Geist, der das Wesen der Frau im 19. Jahrhundert beherrscht.

Kurze Anzeigen.

„Deutsche Dome des Mittelalters.“ Herausgegeben von Wilhelm Pinder. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. 1. — 30. Tausend. Verlag: Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig. (Preis: vornehm kartonniert 1,80 Mark. In den guten Buchhandlungen gern zur Ansicht.) Zu den „blauen Bänden“ aus der „Welt des Schönen“, die sich so rasch in der deutschen Familie eingebürgert haben, gesellt sich hiermit ein würdiger neuer. Ein fein gewähltes Abbildungsmaterial, das nichts Wesentliches vermissen läßt und nichts Überflüssiges umschließt, ist durch die vollendetste Technik in geradezu überraschender Weise herausgebracht. Ein klarer, einfacher Einführungstext und eine Fülle von Einzelerläuterungen helfen zum tieferen Eindringen in das Gebotene. Die ganze Sammlung kann als eine Reihe edelster Geschenkwerke bezeichnet werden.

„Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten.“ Herausgegeben von Lili Droescher. I. **Das Kind im Hause.** Von Lili Droescher, kart. 0,80 Mark. II. **Was schenkt die Natur dem Kinde.** Von M. Blanckertz, kart. 1 Mark. III. **Kinderspiel und Spielzeug.** Von El. Zinn, kart. 1 Mark. IV. **Geschenke von Kinderhand.** Von E. Humser, kart. 1 Mark. V. **Allerlei Papierarbeiten.** Von H. Gierke und A. Davidsohn, kart. 1,20 Mark. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1910. Die kleinen Bücher sind im Pestalozzi-Fröbelhause I Berlin entstanden und wollen durch Wort und Bild dazu beitragen, daß die Erfindungsgabe und produktive Fähigkeit der Kinder gesteigert und Anregung zur gemeinsamen Beschäftigung in der Familie gegeben werde; auch für die Arbeit in Kindergärten und Frauenschulen werden sie gute Dienste tun. Band I zeigt die Bildungs- und Beschäftigungsmittel des häuslichen Lebens, Band II diejenigen, die das Naturleben den Kindern darreicht. Der III. Band leitet zur Selbstanfertigung von beliebtem Kinderspielzeug an, der IV. bringt Vorschläge und Muster für zweckmäßige und hübsche Geschenke, die Kinderhände anfertigen können, und der V. lehrt das Papier auf vielseitige und anregende Weise verwenden.

„Die Wohlfahrtseinrichtungen von Groß-Berlin“ nebst einem Wegweiser für die praktische Ausübung der Armenpflege in Berlin. Ein Auskunfts- und Handbuch, herausgegeben von der Zentrale für private Fürsorge, vormals Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Vierte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Julius Springer. (Preis geb. 3 Mark.) Das schon längst unentbehrlich gewordene Handbuch ist in der neuen Auflage wieder bedeutend erweitert. Der bisherige Anhang erscheint als selbständiger zweiter Teil. Er enthält einen wertvollen Aufsatz: „Grundsätzliches zur Armenpflege“, sowie eine kurze Darstellung der öffentlichen Armen- und Waisenpflege, der Arbeiterversicherung, sowie für solche Stiftungen, deren Zinsen zu bestimmten Zeiten ausgezahlt werden.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Hagen, Hildegard. „Und jene sinds, die leidend büßen!" Leiden und Lieder einer Verstoßenen. 2. Auflage. A. Steins Verlagsbuchhandlung, Berlin und Potsdam. Preis 1 Mark.

Hoffmann, Karl. „Zur Literatur und Ideen-Geschichte". Zwölf Studien. Verlegt bei der Güntherschen Buchhandlung, Charlottenburg 4 — 1908. Preis 4,50 Mark.

Hübner, Otto R. „Vom Tasten zum Denken". Ein Versuch, die großen Rätsel des Lebens in einer neuen Anschauung zu deuten. Dresden, Verlag von Holze u. Pahl. Preis 1 Mark.

Hunzinger, Lic. Dr. A. W. Professor der Theologie in Leipzig. „Die religionsgeschichtliche Methode". 4. Tausend. IV. Serie, 11. Heft der biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von D. Friedrich Kropatschek, Professor in Breslau. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. Einzelpreis 50 Pfg.

Jester, Kurt Dr. med., Kinderarzt in Königsberg i. Pr. „Die Ursachen und die Verhütung der hohen Säuglings-Sterblichkeit und die Ernährung und Pflege des Säuglings." Ein volkstümlicher Vortrag. Würzburg Curt Kabitzsch (A. Stubers Verlag) 1909. Preis 1,50 Mark.

Kron, Dr. R. „Italienische Taschengrammatik des Nötigsten." J. Bielefelds Verlag, Freiburg. Preis geb. 1,25 Mark.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Gesucht zum 1. Juli oder 1. August in eine Rittergutsbesitzersfamilie in Schlesien eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Erzieherin mit guten Latein- und Mathematik-Kenntnissen zu zwei Knaben von 7 und 9 Jahren. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

2. Zu sofort wird in eine Rittergutsbesitzersfamilie in Westfalen, eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische evangelische Erzieherin zu zwei Mädchen von 13 und 14 Jahren gesucht. Gehalt 720—800 Mark und freie Station.

3. In eine Familie in Pommern wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische evangelische Erzieherin zu zwei Mädchen von 13 und 14 Jahren gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Für zwei Knaben von 10 und 8, und ein Mädchen von 7 Jahren wird in eine adlige Familie in Rußland zum 1. August d. J. eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Erzieherin gesucht. Latein erwünscht, doch nicht Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zu sofort wird in eine adlige Familie in der Provinz Hannover eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische katholische Erzieherin mit guten Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 12 Jahren gesucht. Außerdem sind die Schularbeiten eines 13jährigen Knaben zu beaufsichtigen. Gehalt 1000 Mark und freie Station.

PENSION SIMLA.

Erstklassiges Familienpensionat

der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**

35, Johann-Georgen-Allee,

dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.

Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, **Godesberg,**

gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2 jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin

Frl. **M. Erdmann.**

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Alleinstehende Dame,
in sozialem Beruf tätig, sucht Anschluss für Sommeraufenthalt in Thüringen oder Harz, im Juni oder Aug. Briefe unter **S. R.** befördert die Exp. d. Bl., Berlin S. 14.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel.

Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag Zimmerstr. 91. (R. Appelius).

Damen-Pensionat.

Internationales Heim,

BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,
dicht am Anhalter Bahnhof.

Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen**

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

6. Zu Mitte September wird an ein Töchterpensionat in Braunschweig eine im Unterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin gesucht. Gehalt 800 Mark und freie Station, steigend jährlich um 50 Mark bis zum Höchstgehalt von 1400 Mark.

7. Für eine höhere Mädchenschule in Norddeutschland wird zu sofort eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin für die 2. Klasse gesucht. Gutes Englisch Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Gesucht zum 1. Oktober an eine Privatmädchenschule in der Mark eine tüchtige, erfahrene, geprüfte Schulvorsteherin. Gehalt bei 21 Stunden wöchentlich 1500 Mark und freie Wohnung.

9. Zum 1. Juni wird in die Familie eines Majors in Sachsen eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin zu zwei Mädchen von 13 und 16 Jahren gesucht. Musik erwünscht. Gehalt zirka 1000 Mark und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Dieser Nummer liegen Prospekte der

Verlagsbuchhandlung

Ernst Wunderlich, Leipzig

und des

Modenhauses

A. Renner, Dresden

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Kunstschule des Westens. Für Zeichnen u. Malen.
Berlin-Charlbg., Kantstr. 154a. Sprz. 12—1½ Uhr. Prosp. fr.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.

Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Mütter!

gebt Euren Kindern das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton"**, welches auch magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen Personen, ebenso Rekonvaleszenten sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver „Rooton" für mein ½ Jahre altes schwächliches Kind vorzüglich bewährt hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen herzlichsten Dank auszusprechen und kann Ihr „Rooton" jeder Mutter aufs wärmste empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2,— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
a) für die Familie,
b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen:
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften**, die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner**, Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell**, Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50** M., broschiert **5.50** M.

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34 35. **W. Moeser Buchhandlung.**

In unserem Verlage ist erschienen:

Schellfisch-Kochbuch

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte zur Zubereitung des Schellfisches, Kabliaus und verwandter Fische

von

Elise Hannemann

Vorsteherin der Kochschule des Lettevereins in Berlin.

Preis 0,60 Mark

(mit Porto 0,65 Mark).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. W. Moeser Buchhandlung.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet. für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

!! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !!

Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hilda's Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.

Subjects: "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

In **L. Oehmigke's** Verlag (R. Appelius), BERLIN SW., Zimmerstrasse 94, erschien:

Précis de l'Histoire de la Littérature francaise.

Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der französischen Literatur.

Von Helene Lange.

28. Auflage. (Preis gebunden M. 1,60.)

Schillers philosophische Gedichte.

Eine Einführung in ihre Grundgedanken.

Von Helene Lange.

Dritte durchgearbeitete Auflage. (Preis M. 1,60; fein gebunden M. 2,50.)

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. Stallschreiber-Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

HQ1103 .F19

Juni 1910

DIE FRAU

UNIV. LIBRARIES OCT 1 6 1980

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

Seite

Die Umbildungen des Frauentypus in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Von Margarete Treuge 513

Schumannlieder. Zu seinem 100. Geburtstag. Von Dr. James Simon 523

Hanna Bieber-Böhm. Von Alice Salomon 526

Über Giorgione. Von Dr. Rosa Schapire, Hamburg 529

Milchmann Knull. Aus einer Kleinstadt. Von Ina Rex 533

Die Frau im Handwerk. Von Rat Dr. Hampke, Hamburg 539

Annette von Droste und Levin Schücking. Von Dr. M. Schwab 545

Die Friedensbewegung in Deutschland. Von Mathilde Planck 554

Zur Frauenbewegung. — Versammlungen und Vereine. — Bücherschau. — Anzeigen 560–576

Was unsere Töchter als Beruf

ergreifen sollen, darüber orientiert in zuverlässigster Weise der in zweiter Auflage erschienene V. Teil des Handbuchs der Frauenbewegung:

Die deutsche Frau im Beruf

Praktische Ratschläge zur Berufswahl

von

Josephine Levy-Rathenau

Preis 3,50 Mark

Das Werk ist das **genaueste** und auf **wissenschaftlicher** Grundlage beruhende **Auskunftsbuch über die Erwerbsmöglichkeiten** für Frauen, sowie über deren Aussichten in den Berufen.

Alle Verordnungen und Verfügungen, die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbstätigkeit sind berücksichtigt. Es ist ferner das **einzige Werk**, welches eine **genaue Zusammenstellung der öffentlichen und gemeinnützigen Ausbildungsanstalten** enthält unter Angabe der Dauer des Bildungsganges sowie der Preise für Schulgeld bezw. Pension.

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14.

In **L. Oehmigke's** Verlag (R. Appelius), BERLIN SW., Zimmerstrasse 94, erschien:

Précis de l'Histoire de la Littérature francaise.

Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der französischen Literatur.

Von Helene Lange.

28. Auflage. (Preis gebunden M. 1,60.)

Schillers philosophische Gedichte.

Eine Einführung in ihre Grundgedanken.

Von Helene Lange.

Dritte durchgearbeitete Auflage. (Preis M. 1,60; fein gebunden M. 2,50.)

17. Jahrg. Heft 9 Juni 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Umbildungen des Frauentypus in der Literatur des 19. Jahrhunderts.

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten.

III.[1])

Die Romantik, die vor allem das individualiſtiſche Ideal herausarbeitete, geſtaltete auch den Frauentypus in ihrer Dichtung derart, daß er Ausdruck der Sehnſucht, des Suchens nach romantiſcher Steigerung und Lebensvollendung wurde. Der Geiſt, der verherrlicht, die unbedingte Freiheit, die gefordert wurde, waren nur die beiden Gipfelpunkte einer ariſtokratiſchen, die Allgemeinheit unberückſichtigt laſſenden Lebensführung. Das junge Deutſchland betonte zuerſt die „bürgerliche" Abhängigkeit von der Umwelt. Dieſe Literaturepoche nahm den einzelnen als Glied der Gemeinſchaft, gliederte auch die Frauen in den Kreis ein, deſſen Sphäre beſtimmt war durch die nach bürgerlichen Prinzipien geordneten Grundregeln eines Seins, das nicht in der Individualexiſtenz, ſondern gerade im Nebeneinander, mit den andern, ſeine Kräfte entfaltete.

Die Moderne gibt uns vielleicht eine Syntheſe dieſer beiden Pole, dieſer Gegenſätze, zwiſchen denen ſich die Pendelſchwingungen des Lebens bewegen. Ja, der Sinn für dieſes Gegenſätzliche der Lebensmöglichkeiten, die Empfindung des Dualismus von Eigenleben und Leben in der Geſamtheit iſt vielleicht das Gefühl, das überhaupt der Gegenwart ihren beſonderen Stempel aufdrückt. Es iſt ſo, wie Simmel es ausdrückt: „Die ganze Geſchichte der Geſellſchaft läßt ſich an dem Kampf, dem

[1]) Siehe Oktoberheft und Januarheft dieſes Jahrgangs.

Kompromiß, den langsam gewonnenen und schnell verlorenen Versöhnungen, abrollen, die zwischen der Verschmelzung mit unserer sozialen Gruppe und der individuellen Heraushebung aus ihr auftreten." Mit dem Aufheben des Absoluten in Wissenschaft und Kunst, mit Verzicht auf Gesetzmäßigkeit der geistigen Vorgänge ist doch ein Ersatz gegeben durch das Aufdecken des Reichtums all der Beziehungen, die zwischen den einzelnen Vorgängen vermitteln. Es erwacht erst so recht der Sinn für die Nuance, für die Differenz. So tritt an Stelle des einheitlichen Bildes, an Stelle der Vorführung eines „Charakters" im Roman das Farbenspiel der wechselreichen Psyche, an Stelle jeder Einheitlichkeit und Ungebrochenheit das Problem an sich: nicht als Aufgabe, deren Endzweck die Lösung in irgendeiner Form ist, sondern als Selbstzweck, als Befriedigung an der Vielgestaltigkeit der Seinsbeziehungen. Damit hängt zusammen die Freude am Absonderlichen, am Eigengerichteten, das sich bisweilen ins Abnorme hinein steigert.

Aber — entsprechend der doppelten Blickrichtung, die überhaupt erst das Verständnis für die Kontraste eröffnet — werden auch die sich daraus erhebenden Konflikte gleichzeitig als individuelles und soziales Problem gesehen. Bisweilen ist es erst diese Fragestellung, die einen an sich natürlichen Vorgang zum Phänomen gestaltet. Erst aus seiner Doppelstellung als individuelles und soziales Wesen erwachsen dem modernen Menschen die Antinomien seines Lebens. Daraus erklärt sich die vielfache Behandlung solcher Themen in der Literatur, die zu verschiedener Beantwortung hinlenken, je nachdem diese Antwort von der eigenen Seele oder von der Gesellschaftsmoral erteilt wird: das Problem der Ehe, der Mutterschaft, die in vollständig neuer Beleuchtung gesehen werden.

Daneben ist es das individuelle Ringen der Frau, es sind die neuen, aus ihrem Gemeinschaftsempfinden herauswachsenden Aufgaben und die Forderungen ihres erwachten Geistes, die gestellt werden. All die Kämpfe und auch die Entsagungen, die unlöslich damit verknüpft sind, denn nur den wenigsten und begnadetsten Frauen wird beides gewährt: höchste Selbstbefriedigung und ein der gesteigerten, anspruchsvollen Hellsichtigkeit genügendes Glück durch andere. Mit einer früher nicht geahnten grausamen Konsequenz, in einer oft durch höchste Sprachkultur noch gesteigerten Feinheit werden im modernen Roman alle Schwingungen und Erregungen der Seele bloßgelegt.

Die Schwierigkeit, hier ein einheitliches oder auch nur übersichtliches Bild zu geben, ist doppelter Art. Die verwirrendste Mannigfaltigkeit bietet sich dem Blick, da noch keineswegs durch die Zeit selbst eine Auslese der überdauernden Werte geschaffen ist. Das gesteigerte analytische Vermögen in unserer Zeit bringt es ferner mit sich, daß jede Typisierung leicht als Konstruktion erscheint, daß es wie ein Eingriff in die Sonderart des Künstlers wirken kann, will man Einzelerscheinungen als Symbole eines allgemein Wirkenden herausheben. Nur Ausschnitte können darum gegeben werden, dort, wo einzelne der weiblichen Trägerinnen einer Dichtung sich zu Typen verdichten lassen.

* * *

Als Ersten dieser Epoche nennen wir vielleicht Fontane, den Schriftsteller, der zunächst am wenigsten einer Richtung die Wege zu weisen scheint, welche aus aller Erkenntnis die letzten Konsequenzen zu ziehen trachtet. Bisweilen wird gerade er

als der Dichter der Konzilianz, der Versöhnlichkeit angesehen; tatsächlich vermeidet er den Eklat, er verharrt scheinbar ganz in der relativen Betrachtung der Dinge und Menschen. Aber gerade dadurch werden seine Werke der Ausdruck des sich durchringenden Zeitbewußtseins, das die Relation an Stelle des Absoluten setzt. Fontane besitzt die romantische Ironie, durch berlinische Skepsis spezifisch gefärbt; sie wird damit zum Ausfluß der Lebensansicht, die der alte Briest vertritt: „Das ist ein zu weites Feld," oder der anderen: „es geht überhaupt nicht ohne Hilfskonstruktionen". Darum sind seine heimlichen Gegner, Männer wie Frauen, eigentlich nur die Korrekten, die Selbstsicheren, und auch ihnen ist je nach dem Grade des Wohlwollens, das sie bei Fontane genießen, etwas von der geheimen abwartenden Haltung dem Leben gegenüber beigemischt. Sie sind nicht so ganz intakt: „denn wenn man's nicht mehr ist und selber so was an den Fingerspitzen hat," .... Denn in die scheinbar behagliche Welt mit ihrer gutartigen Lebensphilosophie sind Menschen mit ihrer dämonischen Anlage gestellt, einer Dämonie, die sich unter gesellschaftlichem Schliff und der glatten Lebensführung birgt und nur darin zum Ausdruck kommt, daß sie sich in den Konsequenzen des Eigenwesens durchsetzt und wohlerrichtete Schranken der Erziehung und Gewöhnung durchbricht. Diese Töne aus der Tiefe klingen stets neben aller Liebenswürdigkeit und anmutsvollen Heiterkeit nebenher; sie klingen bei den Frauen Fontanes am deutlichsten, und sie versetzen uns in die Stimmung des Landrathauses von Kessin, von dem Effi Briest nach Hause berichtet, daß es „gemütlich und unheimlich zugleich" sei. Diese Wirkung seiner Dichtung, diese bei aller Behaglichkeit doch vorhandene innere Spannung macht Fontane zum eigentlichen Dichter des Adultera-Problems. Der Roman, dessen Titel „L'Adultera" direkt auf das Thema hinweist und in dem das gleichnamige Bild des Tintoretto als Symbol der Handlung genommen wird, wirkt doch nur wie eine Skizze zu dem Werk, in welchem das eigentliche Problem der Ehe, — diese als Institution der Gesellschaft in ihrer Unsicherheit und doch ihrer Berechtigung — beleuchtet wird: zu Effi Briest. Gemeinsam hat Melanie mit Effi den Zug zum Wagnis und zur Gefahr. Beiden ist gleich „die Sehnsucht zu steigen und zu fallen und dann wieder zu steigen". Aber für Melanie wird dieses ihr neues Gefühl auch der Wegweiser zu einem neuen Lebensabschnitt. Es ist hier mehr der Gegensatz äußerer Treue und Treue gegen sich selbst, der gestaltet wird. „Treue und Redlichkeit! Danach drängt es jeden, jeden, der nicht ganz schlecht ist. Aber weißt du, man kann auch treu sein, wenn man untreu ist, treuer als in der Treue." Das Problem des Ehebruchs als solches ist erst in Effi Briest gestellt: die latente Gefahr einer scheinbar „glücklichen Ehe", in der es „an Huldigungen, Anregungen, kleinen Aufmerksamkeiten fehlt". In dieser viel zu umfriedeten, gesicherten und etwas gelangweilten Existenz lebt die kapriziöse, scharmante, sehr junge und sehr bezaubernde Effi Briest, sie, „die mitteilsam und verschlossen zugleich ist, beinahe versteckt, überhaupt ein ganz eigenes Gemisch," der ein Zug innewohnt, „sich nach links hintreiben zu lassen". Dieser Zug ist vor allem ein innerlicher und unkontrollierbarer Freiheitsdrang. „Sie liebt die Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und sie selbst niederstürzen könnte." Sie ist trotz Erziehung und trotz der sie umgebenden Musterbeispiele ohne rechte Ehrfurcht vor den gesetzmäßig bestehenden Einrichtungen. „Aber kannst du dir vorstellen, und ich schäme mich fast es zu sagen, ich bin nicht

so sehr für das, was man eine Musterehe nennt." So ist ihr Verfehlen ohne innere Notwendigkeit, ohne starke Leidenschaft, der kindhaften Lust vergleichbar, ein Spielzeug zu zerstören, nur in der stillschweigenden Erwartung neuer sensationeller Offenbarung. Dieses merkwürdige Schuldhaft-Unschuldige ihres Wesens, das von gutem Willen sich treiben läßt, und dessen Sache nicht Kampf und Widerstand ist, setzt sich durch in der kindlichen und ganz naiven Auffassung ihrer Angst, ihrer ständigen Furcht vor der Entdeckung und der fatalistischen Unbekümmertheit, in der sie selbst schließlich die Hand dazu reicht, als sollte es so kommen. Nun aber, mit dieser Entdeckung, da setzt das soziale Problem ein. Es ist peinlich und erschütternd zugleich, wie der Mann sich dem Dogma der Gesellschaft fügt: dem Etwas, „das nun mal da ist, und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns selbst," dieses „uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das nicht fragt nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung."

Ganz anders als hier, nicht von der Gesellschaft, sondern vom Individuum aus, wird ein ähnliches Problem von Ricarda Huch behandelt. Bei ihr wird jedes Zerbrechen einer Ehe, jede Lebensgestaltung außerhalb der üblichen Moral zu einem Problem rein persönlichster Art: rein romantisch ist es eine Frage der Menschen, der Leidenschaften, der Affinität. Es sind lediglich psychische Vorgänge, die hier die Menschen zusammenbringen und auseinander treiben; und über dem, was die Allgemeinheit bindet, steht doch immer der königliche Einzelwille. Darum verdienen die Frauen, die von der Dichterin geschaffen und Trägerinnen dieses Kampfes sind, an anderer Stelle ihre Berücksichtigung; dort, wo es sich um die innere Berechtigungsfrage der Frau handelt.

Die Ungerechtigkeit, die über Gebühr grausame Strafe, die Effi Briest an sich erfährt, kommt am ergreifendsten zum Ausdruck in der Wiedersehensszene mit ihrem Kind. In l'Adultera, in der ein ähnlicher Vorgang dargestellt wird, sagt das Kind fast programmatisch: „Wir haben keine Mutter mehr". Das gleiche Erlebnis wird aus der bewußten Tendenz heraus zur höchsten Kunst sublimiert, wenn den warmen liebevollen Worten der Mutter gegenüber Effis Kind nur immer die gleiche reservierte Antwort hat: „O gewiß, wenn ich darf". Der scharfe Schmerz, der Effi Briest danach beherrscht, das Gefühl hilfloser Einsamkeit, dem sie erst jetzt preisgegeben ist, deckt neue Zusammenhänge auf, lenkt hin auf ein Thema, das gleichfalls die moderne Literatur beherrscht: das Thema Mutter und Kind.

* * *

Hier ist von selbst der Gegensatz gegeben zwischen einem ganz naturgewollten Zusammenhang und der oft grausamen allgemeinen Moral. So drängt gerade die Behandlung dieser Frage darauf hin, sie als Gesellschaftsproblem zu fassen. Mit stärkster, eindringlichster Intensität geschieht das in Helene Böhlau's „Recht der Mutter". Gerade wie ihre Kristine dargestellt ist, zuerst spröde und doch lieblich, von einem Zauber der Jugend, Reinheit und Unwissenheit, ist sie prädestiniert dazu, alle Schmach, alles Elend aufs peinvollste zu empfinden, das ihr, der unverehelichten Mutter, zuteil wird. Die Dichterin hat es verstanden, mit der ganzen Kraft ihres großen Könnens die wilde Seelenangst, die Verzweiflung, die Auflehnung und schließlich das sich steigernde und die Qual

überwachsende Selbgefühl zu gestalten. Nicht ohne scharfe Ironie wird die „staatlich konzessionierte Unsittlichkeit" als Kontrast vorgeführt, die Gewissenlosigkeit der Mutter, die kein Schuld- oder Verantwortungsgefühl ihren schwächlichen, lebensunfähigen, für den Lebenskampf unausgerüsteten Kindern gegenüber empfindet. Von besonderer Feinheit ist es, daß diese Kristine unschuldig leidet, unschuldig in dem Sinne, daß sie tatsächlich keinen Sündenfall getan hat, weil sie nicht gedemütigt ist vor sich selbst, sondern nur vor den andern, weil sie sich in ihrem inneren Gefühl nicht täuschte. Sie verdiente — zwar nie die gesellschaftliche Achtung, aber etwas, was herber, peinigender noch für den vornehmen Menschen sein kann — das Gefühl einer Abwendung von ihrer Art, wenn das Kind, dem sie das Leben gibt, tatsächlich nur die Frucht eines kurzen Rausches, einer vorübergehenden Sinneslust wäre. Das wird von der Böhlau mit solcher Schärfe und psychologischen Feinheit herausgearbeitet, daß die eigentlichen Probleme, Konflikte, Kämpfe sich im Innern vollziehen, daß jeder Mensch sich selbst sein Schuldig oder Nichtschuldig zu sprechen hat, daß aus diesem Grunde, wegen der mangelnden Einsicht in die Beweggründe, das entscheidende Urteil den andern nicht zusteht. Darum aber ist auch das Problem von ihr zu der Höhe emporgehoben, daß alle anderen Nachgestaltungen als blasse und etwas verzerrte Abbilder wirken, so die Typen im „Tränenhaus" von Gabriele Reuter. Das sind alles tatsächlich gefallene Mädchen, und darum auch ihr Leiden mehr das der gequälten Kreatur und letzten Endes physischer Art.

In der Weise, wie die Kristine ihr Mutterrecht durchsetzt, überwindet sie den ihr entgegenstehenden Geist der Gesamtheit, gestaltet sie dieses Recht zum psychologischen Erlebnis. Dasselbe führt zu der Frage: Wie stehen in geordneten Verhältnissen, ohne Anfechtung von außen, Mutter und Kind zueinander? Sie beantwortet sich nicht überall so leicht, wie in dem Roman Emmy von Egidys, die in ihrer „Ilse Bleibers" den Muttertyp schlechthin gestaltet hat. Diesem Mädchen, das von dem einzigen Wunsch, Mutter zu werden, seit frühester Jugend beseelt ist, wird darum in der Ehe mit der Erfüllung dieses Wunsches auch jede weitere Fragestellung dem Leben gegenüber erspart. Sie bekennt: „Blind bin ich an allem vorübergegangen und habe der Liebe nicht geachtet, die mir geboten war, und habe nur nach meinem Kinde ausgeschaut, dem meine erste, meine einzige Liebe galt. Alles war mir Vorbereitung, alles Weg. Mit allem meinte ich nur mein Kind. . . . Das Kind ist mehr als ich, es hat mich beherrscht und geführt, es hat mich so gemacht, wie ich nun geworden bin." Dieser Wunsch des Sich-Auslöschens, um alle eigene Kraft zu konzentrieren, weist auch bereits den Weg zu der Schwierigkeit, welche die Mütter, die zugleich selbständige Frauen sind, an sich zu erleben vermögen. In ihrem Roman „Mütter" hält uns Anselma Heine vor, wie dieses innerliche Aufgehen im Kinde der Preis ist, mit dem das Glück der Mutterschaft bezahlt wird. Sie zeigt, wie die Mutter unlöslich an das Kind und damit an die Welt gebunden ist, wie sie kein Recht mehr hat, über ihr eigenes Leben selbständig zu verfügen, wie der Zusammenhang mit einem anderen Wesen da ist, das nun die Entscheidung in die kleinen schwachen Hände bekommt. Besonders tief wird sich das Herbe und Schmerzhafte einer solchen Lage zeigen, wenn die Kinder über die Mütter hinaus gehen und ihre Selbstaufopferung als den ihnen gebührenden selbstverständlichen Tribut hinnehmen. Diese Tragik des

Mutterſeins führt uns Lou Andreas-Salome in ihrem Roman „Ma“ vor. Am entſcheidendſten muß dieſe naturgewollte Abhängigkeit als Gegenſatz zu dem eigenen Weſen empfunden werden, wenn ſie ſich als das Problem darſtellt von „Mutterſchaft und geiſtiger Arbeit“. Helene Böhlau, die kaum an einem Typus modernen Frauenlebens vorübergegangen iſt, hat uns dieſes leidvolle Erleben vorgeführt in ihrem „Rangierbahnhof“. Das Grundproblem, das oft im Mittelpunkt ihrer Dichtungen ſteht, daß herrliche Anlagen durch das Leben verpfuſcht werden, iſt hier ſpezialiſiert auf Olly, die feine Künſtlerin, der die Mutterſchaft zum vernichtenden Schickſal wird. Aber gerade an dieſer Frau wird auch gezeigt, wie das Verhältnis zum Manne mitbeſtimmend iſt für ihre geiſtigen Leiſtungen, ihre Produktion, die von ihr ausgehende Bereicherung der Lebenswerte. Es gibt die neue Beleuchtung in der Behandlung des Themas Mann und Frau.

* * *

Aus der geſteigerten geiſtigen Verfeinerung, dem Erwachen aus einem dumpfen Halbſchlaf mußte es ſich ergeben, daß die Frau ſchärfer als in früheren Zeiten den Kontraſt zwiſchen ihren Forderungen und dem herausfühlte, was ihr das Leben ſtatt deſſen bot. So wird das Streben charakteriſiert, den Mann den eigenen Forderungen anzupaſſen, emporzuſteigern, (Marie Eliſa) und ſo bildet ſich bei dem Verſagen des Mannes der Typus der unverſtandenen Frau, dem unter anderen Marie Ebner-Eſchenbach in ihrer Novelle „Paula Komteſſe“ zum Ausdruck verholfen hat. Als die korrekten Angehörigen zurückſchrecken vor einem ſcharfen Ausdruck, den die ſonſt gemäßigte Frau braucht, da erwidert ſie: „Kein Ausdruck, keiner iſt ſtark genug, für die Erniedrigung, in einer Nullität ſeine höchſte Inſtanz anerkennen zu ſollen, und was für eine Heuchelei das iſt, ſich ſcheinbar zu beugen vor einem Kleineren, als man ſich ſelber fühlt.“ Aber wie der Name „unverſtandene Frau“ bereits eines Beiklangs von unfreiwilliger Komik nicht entbehrt, weil ſich jede kleine und eitle Seele damit herausputzt, ſo hat auch der eben zitierte Ausſpruch ſeinen Wert vorwiegend durch ſeine typiſche Bedeutſamkeit, die keine Wiederholung, keine Herabzerrung in das Alltagsgetriebe verträgt. „So etwas iſt kein Konverſationsſtoff, von ſo etwas ſpricht eine anſtändige Frau, wenn es ſein muß, einmal und nicht wieder.“

Der ſtändig fordernden, Anſprüche erhebenden wird die neue Frau entgegengeſtellt in ihrem Selbſtändigkeitsdrang, dem gegenüber gerade die Liebe als neuer Konflikt, als neue Bindung, ja als Druck gefühlt wird. Es iſt der Wunſch, der die Romanheldinnen früherer Epochen kennzeichnete, nicht mehr bemerkbar, ſich aufzulöſen, in dem Geliebten aufzugehen, oder zum mindeſten wird dieſer Wunſch, wo er ſich einſtellt, als Zwieſpalt und Qual empfunden. Die beiden Erſcheinungsformen weiblichen Erlebens, entweder dieſe Hingabe faſt als Peinigung zu empfinden, oder der eigenen Sicherheit, auch in der Liebe froh zu werden, ſind geſtaltet in den Hauptfiguren des Romans von Ricarda Huch: „Vita somnium breve.“ Der Verena mit ihrer Sehnſucht nach Erlöſung, ihrem heißen Drang, das Umhüllende ihrer Seele abzuwälzen, einem Drang, der doch ſtets vergeblich nach Erfüllung ſchreit, weil in ihren Augen „die Sonne des Nordens brennt und man fühlt, daß ſie ſelber an dieſer Glut nie warm werden und nie ſchmelzen kann“ ſteht Roſe gegenüber, die in Verena die Frage wachruft: „Liebteſt du

denn niemals? Wie haſt du die furchtbare Gottheit beſchwichtigt, daß ſie dir frei zu wirken und zu ſchaffen ließ." Dieſelbe Roſe kann ſagen: „die armen Frauen," als wäre ſie von einem anderen Geſchlecht. Die Dichterin legt den Ausdruck dieſes Gegenſatzes in Verenas Mund, wenn ſie dieſelbe von Roſe ſagen läßt: „Sie ruht in ſich ſelber und faßt die ganze Welt in ihrer bildenden Seele. Sie iſt reich und bedarf der Götter und Menſchen nicht. Was mit ſtillem Atem ihr Herz ernährt, reißt mich mit unbekannten Trieben und widerſpruchsvollen Wünſchen zerſtörend auseinander, ich verſchwende mich in nutzloſen Qualen und behalte nicht Kraft, weder zu ſchaffen, noch zu dulden, noch zu genießen."

Die Selbſtſicherheit, die bei Roſe in der liebenswerteſten Geſtalt erſcheint, findet einen anderen Ausdruck, wird zu Glätte und Härte und innerer Unnahbarkeit in der Heldin des Romans von Emil Strauß „Kreuzungen". Dieſe Elfride, die den Achill zu ihrem Lieblingshelden erklärt hat, „weil er nicht in der Eroberung einer Stadt aufgehen kann, ſondern nur in ſich ſelbſt", wollte ſich auch lediglich auf die Geſetze ihres eigenen Weſens ſtellen und nach denen ihr Leben einrichten. Sie wirkt in der Art, läſtige und unangenehme Dinge von ſich abzuſchieben, in dem Mangel jeglicher dauernden Hingabe, in dem beherrſchten Egoismus ihres Weſens, wie ein Mann. Immer wieder wird ihr auf ſich ſelbſt ruhendes Weſen hervorgehoben, ihre Glätte, die nichts Fremdes anzunehmen ſchien, ihre Kühle, die jeden Gegenſatz unbefangen konſtatierte und beſtehen ließ. So glaubt ſie auch, konſequenzlos und nur durch den Augenblick beſtimmt, ihrem Verlangen nachgehen, die Freude ſich dienſtbar machen und den Folgen ausweichen zu können. Gerade darum aber muß ihr die Mutterſchaft lächerlich und verhaßt vorkommen; doch als vollkommen eingepaßt in die Gegenwart erweiſt ſich dieſes ſcheinbar ſo rein perſönliche Erlebnis, da es ihr nach Zwang und Auflehnung und innerem Widerſtreben doch die früher nicht vorhandenen ſozialen Regungen weckt. Hatte ſie bisher gelegentlich jemandem beigeſtanden, „ſo war es mit der kühlen Selbſtverſtändlichkeit geſchehen, mit der man auf der Straße einem Strauchelnden die Hand reicht, ohne ſich darum zu kümmern, ob man ihn vor einem zerſchmetterten Schädel oder nur vor einem beſtaubten Kleid behütet hat." Dieſem Handeln nur aus Selbſtachtung, einem ebenſo kühlen und abſtrakten Genießen der Kunſt und der Natur wird durch ihr Erlebnis, das ihr die Folgerichtigkeit und den Zuſammenhang alles Beſtehenden offenbart, ein Mitempfinden beigemiſcht, das ihrem Tun neue Kräfte verleiht, da es ſich mit der eigenen innerlichen Energie verbindet. „Sie brauchte eine Tätigkeit, die als das freie Spiel eigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in ſich begriff." So ſtudiert Elfriede Medizin, um in ihrem ſpäteren Beruf dieſe Wechſelwirkung eigener Betätigung und Hingabe an andere in ſich zu verſpüren.

Auf einen neuen Vorgang im Herzen der Frau iſt damit bereits hingewieſen, auf den *intellektuellen Drang*, den Wunſch nach Erkenntnis, der ſich zur intellektuellen Leidenſchaft ſteigern kann, zu dem heißen Ringen um die Geheimniſſe des abſtrakten Wiſſens, zu den Annäherungsverſuchen an den objektiven Geiſt. Aber dieſes Streben iſt bei den Frauen faſt immer verbunden mit dem Wunſch, der Wiſſenserkenntnis die Welterkenntnis hinzuzufügen. So ſpricht Ruth in dem gleichnamigen Roman der Lou Andreas-Salome von „der großen Mauer, hinter der es das Leben gibt". Wie kommt man denn über die Mauer, fragte die unter-

nehmende Wjera. „Man klettert eben hinüber," sagte Ruth, „und dann geht man geradeaus und nach rechts und nach links rings herum und nach allen Seiten, bis man alt ist." Dieselbe Ruth sagt zu Klare Bel, als diese das Glück preist, das in dem Dienen liegt, weil es schöner ist „als derjenige zu sein, dem es gilt": „Ach nein, es kann ja gar nicht möglich sein, daß es das Schönere ist. Der, dem es gilt, hat es besser, sonst hätte doch Gott es ja schlechter als die Menschen." Dieses Gefühl, selbst etwas sein zu wollen, ist bei ihr nun wieder vermischt mit einer leisen Schwärmerei, einem Anbetungsbedürfnis, das sich wie bei den meisten weiblichen Figuren der Lou Andreas-Salome zum Ausdruck bringt in einer bisweilen grausamen Idealisierung des Nebenmenschen, dem das Realwesen nicht gleichen kann. In Ruth, in einem Teil der von der Schriftstellerin vorgeführten „Menschenkinder" in der jugendlichen Arabell (Vita somnium) ist — allen gemeinsam — der Hauptzug ihres Wesens die innere Opferbereitschaft für ein Werk oder eine Idee.

Bisweilen wird dieses Wesensmerkmal in anderen Werken des gleichen Gedankeninhalts gesteigert bis zum leisen Irrsinn, der sich vorwiegend offenbart in der angespannten, komprimierten Richtung aller Geisteskräfte auf ein Ziel. Ein Reigen von „Schwestern" reicht sich hier die Hände: angefangen bei Moerikes „Agnes" aus dem Maler Nolten zu den „Schwestern" von Wassermann bis zu der „Schwester Euphemia" in der Novelle von Emil Strauß. Ihnen allen gemeinsam ist die Einheitlichkeit des Gefühls bei scheinbarer Gefühlsverwirrung. So ist „Johanna von Kastilien" nur eigentlich krank, weil das reine Verlangen in ihr intensiver, leuchtkräftiger, verzehrender brennt als sonst in Menschen. Was sie sucht, ist zugleich das, was sie mit allen anderen „Schwestern" verbindet: sie träumte „von einem Auge, nicht getrübt, sondern verklärt durch das Verlangen; von einer Gebärde, vertrauenswürdiger als Eide; von einem Laut aus dem innersten Innern des Herzens". Das ist das Äquivalent, nachdem die äußeren Sicherungen eines dauernden Gefühls erschüttert sind: diese ganze Hingabe der Persönlichkeit von seiten der Frau und das Verlangen einer inneren Treue, die heiliger ist als ein gegebener Eid.

Wie sich hier aber das Gefühl an einem, seiner nicht würdigen Gegenstand verirrt, wie sich bei der unglücklichen Johanna der Wahnsinnigen alle Verwirrungen daraus erklären, daß sie mit zähem Festhalten in diesem Gefühl verharrt, so ist es andern Frauen gegeben, ihre suchende Sehnsucht endlich zum Ziele zu führen. Als Typus könnte hier die junge Renate Fuchs gelten mit ihrem Leitmotiv: „Ich suche". Indessen kann wohl der Einwand berechtigt erscheinen, daß es so weiter Umwege nicht bedürfen sollte, um das Ziel zu erreichen. Der Verlust ihrer Instinktsicherheit, dem nur ein schwaches Gefühl der Beschämung noch beigemischt ist, der führt uns bereits hin zu den Darstellungen weiblicher Entgleisungen überhaupt, die gleichfalls in der modernen Literatur einen großen Raum einnehmen. Da ist der Typus des „Nixchen", der demi-vierge, der Erotikerin ohne eigentlichen sonstigen Lebensinhalt. In einer kleinen Novelle „Solche, die geliebt werden" führt uns Gabriele Reuter diesen letzten Typus in seiner verführerischen Grazie vor. Interessanter, ausgereifter tritt uns eine ähnliche Erscheinung entgegen in Hardts Novelle „An den Toren des Lebens". Es wird uns die eigentümliche Wirkung eines Mädchens gezeigt, das „scheinbar ganz ohne es zu wissen, auf eine heimliche und gewissermassen quälende Weise alle Menschen beschäftigt". Diese Erotik

ist nicht auf das Alleinsein zweier Menschen angewiesen, sie bedarf der Gesellschaft. An einer table d'hôte kann sich diese Wirkung zeigen, ja, es ist so, als ob sich hier das Persönlichkeitsempfinden mit dem sozialen Empfinden assimiliert, als wenn eine Steigerung dadurch hervorgerufen wird, daß in allen die gleichen Vibrationen sich vollziehen. Stets aber zeigt sich diese Nervenspannung nur in einem verfeinerten Milieu, weil hier die Schwingungskraft, das Assoziationsvermögen feiner entwickelt ist, und weil hier der neurasthenische Zug eines verantwortungslosen Ästhetentums seinen Sammelpunkt hat, der sich an solchen Reizungen und Spannungen genügen läßt. Es ist kein Zufall, daß es eine Schauspielerin ist, von der Hardt diese Wirkung ausgehen läßt. Es ist das Problem der Schauspielerin an sich, die Beunruhigungen, die von der Bühne durch sie ausgehen, im Leben fortgesetzt zu sehen, wenn sie sich den Bedingungen der Konvention wieder unterworfen hat. Darum ist es gerade die Schauspielerin (die Kött, von Bartsch, die Rahl, von Bahr) die so oft im Mittelpunkt moderner Romane steht.

Gegenüber der Mannigfaltigkeit solcher schattenhaften und dabei doch auf höchste Spannung deutenden Erlebnisse stehen die seelischen Vorgänge, die sich erheben aus einer Gefühlseinheit. Diese schafft die einheitlichen Maßstäbe, an denen sämtliche Lebenserscheinungen gemessen werden. Oft ist ein derartiger Lebensgang mit Enttäuschungen und Entsagungen erfüllt. Oft sind es die innerlich wertvollen, die schaffenden Menschen, denen der Verzicht und die Einsamkeit winkt. Der Ansicht, wie sie bisweilen vertreten wird, als ob eine sozial bedeutungsvolle Leistung den Liebeswert der Frau zu heben vermöchte, so wie etwa Frau Gnauck-Kühne den Frauenkultus im Mittelalter auf ihre „wirtschaftliche Unentbehrlichkeit" zurückführen möchte, scheint das Leben zu widersprechen; eine gewisse Unfähigkeit, erotisch zu wirken, scheint der Tribut, den die arbeitende und selbständige Frau in vielen Fällen an das Leben zahlt. Daneben ist es ihr durch ständige Beobachtung gestärktes Sehvermögen, das sie zu jedem naiven Lebensgenuß unfähig macht. Bisweilen wird sich das Gefühl, „soziales Gewissen" sein zu müssen, die Ganzheitsforderung in jedem Falle zu vertreten, zu einer pathetischen und sittlich großen Leistung aufschwingen. Der Typus dieser Frau, die das Leid der andern mit gesteigerter Leidenschaft empfindet, ist Isolde im „Halbtier". Nachdem sie ihr großes Rachewerk vollendet hat, da empfindet sie sich „wieder als der Begriff des ewig bedrückten Weibes, des geistberaubten Weibes, der Sklavin aller Völker, und da brach ein Jubel in ihr auf. Und habt ihr eine Welt auf mich geworfen, ich breche durch, und habt ihr mich verschüttet im Schutt von Jahrtausenden, ich breche durch. Da mußte sie aufschreien im Kraftgefühl."

Aber nicht immer bedarf es einer solchen übermenschlichen Steigerung, die mit der Selbsterhöhung gleichzeitig zur Selbstvernichtung treibt. Helene Böhlau hat uns auch in ihrer Marianne im „Haus zur Flamm" eine Natur vorgeführt, die in edelster, vollendetster und harmonischer Selbstsicherheit keinen Schritt vom Wege gegangen ist, d. h. niemals den Werbungen und Lockungen folgte, die sie von ihrem eigenen inneren Gesetz abbringen wollten. Darum vermag sie nicht nur Mutter, Freundin und Helferin zu sein, sondern ihr wird die höchste Erfüllung ihres weiblichen Glücksverlangens, weil dieses Verlangen nicht früher da war als seine Erfüllung und sich darum nicht in schweifender Phantastik zu verausgaben brauchte.

* * *

Ist es möglich, ein einheitliches Bild zu geben, eine Verbindung zwischen all den Gestalten, die die moderne Dichtung beleben, herzustellen? den dazwischen stehenden reizvollen Frauen und jungen Mädchen Keyserlincks, Hesses, der Schwaben überhaupt, Ausdruck zu verleihen? Scheinbar sind ihre Lebenswege nur alle Zwischenstationen zwischen dem „Erkenne dich selbst" und „diene den andern", mit mehr oder weniger Hinneigung nach der einen Seite und mit verschiedener Sicherheit und Gradlinigkeit ihres Wesens. Und dennoch ist vielleicht eine Synthese in der weiblichen Hauptfigur des letzten Romans von Thomas Mann „Königliche Hoheit" zu erblicken. Aller Reiz des kultivierten und gepflegten Kindes des Reichtums ist hier mit dem Zauber der Fremdartigkeit gemischt; es zerstört Immas Charme nicht, daß sie in der Welt des scharfen Denkens sich bewegt und in den mathematischen Formen und Abstraktionen zu Hause ist, die dem guten Prinz Heinrich ein Rätsel bedeuten; ja, sie selbst befindet sich wie von einer kristallklaren, sehr dünnen und dabei undurchdringlichen Luftschicht umgeben. Alles, was den Menschen zur Vereinsamung treiben könnte, gehört ihr zu: eine Sonderstellung durch ihren sensationellen Reichtum, eine Verachtung der Masse durch ihren scharfen Geist, eine Selbstsicherheit durch ihren Witz und ihre Unvergleichlichkeit. Aber sie bleibt nicht auf ihrer einsamen Höhe, sie steigt auch nicht herab — wie sollte sie — sie gelangt zu einer andern Höhe. Indem sie ihre Hand in die des Prinzen legt, indem die kleine Dollarprinzessin eine andere, eine Königliche Hoheit wird, stellt sie sich mit Unbedingtheit und der ihr eigenen deutlichen Bewußtheit in den Dienst der Menschen; sie wirkt sozial: im ganz schlichten und direkten Sinne des Wortes, sie liest mit dem Prinzen nationalökonomische Bücher, die ihr Einsicht in die Finanzlage des Landes verschaffen, und dann hilft sie mit ihrem Gelde dem fast bankerotten Lande wieder auf. Aber ihre Tat ist keine Selbstvergeudung, sondern sie leistet damit ein allerpersönlichstes Werk. Sie, die den Prinzen aus seiner Erstarrung befreit, in der er fast zu gefrieren drohte, gibt der tiefsten Erkenntnis der Gegenwart Ausdruck: sie wird zu einer Vertreterin der werdenden Zeitidee, der, daß höchste Selbsterlösung, die zu finden ist in der Hingabe an einen Menschen, eine Idee oder ein Werk, nicht entweiht werden darf durch innere Kompromisse und Einschläferung, und daß durch die Hingabe an das Allgemeine sich die eigenen Licht- und Wärmequellen öffnen, die alle Taten in der Gemeinsamkeit mit dem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit durchleuchten.

Schumannlieder.

Zu seinem 100. Geburtstag.

Von

Dr. James Simon.

Nachdruck verboten.

Bis zum dreißigsten Jahre schrieb Robert Schumann fast ausschließlich Klavierwerke. Da bricht plötzlich ein wahrer Liederfrühling an, gegen 150 Lieder entstehen innerhalb eines Jahres. Derselbe Mann, der bis dahin der Vokalmusik eine untergeordnete Geltung eingeräumt hatte, erfährt jetzt an sich die Macht des Gesanges. „Ich könnte ganz darin untergehn, so singt und wogt es in mir," lautet eine Äußerung in seinen Schriften. Wie erklärt sich diese Wandlung, die dem Künstler selbst so wundersam vorkam? Erklären läßt sie sich nicht; wir können sie aber zu verstehen suchen im Hinblick auf Schumanns persönliches Erleben, mit dem ja sein Schaffen jederzeit eng verknüpft war.

„Wie eigen sieht mich doch die 40 an, nun ist es ja endlich da, das langersehnte Jahr, das uns verbinden soll auf ewig! Also in vier Monaten soll ich Dein sein? im Mai willst Du, das ist ja der schönste Monat, und ist es Dir der liebste, so doch auch mir", schreibt ihm seine Braut, die große Pianistin Klara Wieck am Neujahrstage. Doch erst der Herbst sollte ihnen die Erfüllung ihres Herzenswunsches bringen — ein Aufschub, den sie natürlich Klaras Vater, Friedrich Wieck, zu verdanken hatten. Welche Schikanen dieser dem jungen Paar noch bis ans Ende des langen Brautstandes bereitete, so daß Schumann sogar einen Prozeß gegen Wieck anstrengen mußte, das möge man bei Litzmann nachlesen.[1]) Das psychologisch Wichtige für uns liegt darin, daß sich der Künstler inmitten aller äußeren Widerwärtigkeiten die heilige Glut seines Empfindens rettet, daß er sich in unbeirrtem Vertrauen auf die Zukunft seinen Enthusiasmus, seine Hochstimmungen bewahrt. Und die ersten Monate seiner jungen Ehe bringen ihm neue Erhebungen der Seele. Berücksichtigt man diese Momente mit, so begreift man, weshalb gerade das Jahr 1840 sein Liederjahr werden mußte. Klara hat ihn zum Sänger gemacht. Für die Wiedergabe der Empfindungen, die jetzt seine Seele überfluten, genügt das instrumentale Gewand nicht mehr: dem Klavier muß sich das gesungene Wort hinzugesellen.

Solange Schumann das Leben seiner Seele in Klavierstücken gestaltete, hatte außer seiner Neigung zu Klara namentlich Jean Paul seine Phantasie beschwingt. Nun findet er den Widerhall für seine Empfindungen in den Gedichten Eichendorffs und Heines. „Weshalb nach mittelmäßigen Gedichten greifen, was sich immer an der Musik rächen muß. Einen Kranz von Musik um ein wahres Dichterhaupt schlingen — nichts Schöneres. Aber ihn an ein Alltagsgesicht verschwenden, wozu die Mühe?" In der Tat hat Schumann, ein paar Ausnahmen abgerechnet, in

[1]) Klara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen von Berthold Litzmann. I. Band: Mädchenjahre.

der Wahl seiner Texte einen erlesenen Geschmack bekundet. In Eichendorffs Geleit träumt er sich in den Wald, wo's heimlich durch die Wipfel rauscht und muntere Quellen rieseln. Alte Märchen und Sagen werden lebendig, es umfängt ihn der Zauber der schimmernden Mondnacht, und „Überm Garten durch die Lüfte" löst in ihm eine zitternde Ekstase, bis es sich zuletzt wie ein Segen niedersenkt. Im Mai 1840 erscheint seine erste gedruckte Liederfolge: Acht Gedichte aus Heines „Jungen Leiden". „Wie ich sie komponierte, war ich ganz in Dir. Du romantisches Mädchen verfolgst mich doch mit Deinen Augen überall hin, und ich denke mir oft, ohne solche kann man auch keine solche Musik machen, womit ich aber Dich besonders loben will." Am Vorabend ihrer Trauung überreicht er ihr als Brautgeschenk den Zyklus Myrten, der mit der hinreißenden Widmung Rückerts anhebt. Bei der Vertonung Rückertscher Gedichte hielt sich Schumann im ganzen wohlweislich an die weniger gekünstelten, in denen echte Herzenstöne angeschlagen werden wie in den beiden Liedern der Braut. Bekunden diese schon eine seltene Fähigkeit, die geheimen Regungen weiblichen Gemütslebens wiederzugeben, so offenbart der Zyklus Frauenliebe und -leben ein Einfühlungsvermögen in die Frauenseele, wie es in der gesamten Liedmusik beispiellos dasteht. Er überragt hier Chamisso, dessen eigentliche Stärke doch im politischen und sozialen Zeitgedicht lag, und vollbringt noch Höheres, als er selbst einmal theoretisch postuliert: der Liederkomponist solle den Sinn des Gedichts voll erfassen, in sein inneres Leben eindringen, in der Begleitung die feineren Züge des Gedichts hervorheben. Der Meister läßt nämlich den Zyklus mit der Eingangsmelodie „Seit ich ihn gesehen" ausklingen: im Herzen der am Grabe stehenden Witwe steigt mild tröstend die Erinnerung an erstes Liebesglück auf. So verleiht er zugleich dem Nachspiel eine bis dahin ungeahnte Bedeutung. Ein anderer, tiefer Sinn seiner Nachspiele steckt darin, daß sie die Schlußwendung einer Strophe ausdeuten.

Wißt ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Wo sich so weite Perspektiven öffnen wie mit diesen Worten Heines, da drängt es ihn weiterzudichten in Tönen, und er improvisiert noch einen besonderen Epilog des Klaviers. Mit gleichem Feinsinn versteht er durch kurze Vorspiele ein Stimmungselement für das Lied zu schaffen. Die stille Wonne eines Maitages lebt schon in den präludierenden Tönen des die „Dichterliebe" eröffnenden Liedes. Unter diesem Titel hat Schumann 16 Gedichte aus Heines Lyrischem Intermezzo zu einem herrlichen Zyklus vereinigt, aus dem besonders „Ich grolle nicht" in weiteste Kreise drang. Auch sonst hat er die Lyrik Heines in ihren mannigfachen Nuancen in Töne gebannt. Ich erinnere an die tragikomische Romanze vom armen Peter, an Belsazar, das grausige Nachtstück, in dem das Nahen der Geisterhand erschreckend deutlich wiedergegeben ist, an die allbeliebte Ballade von den beiden Grenadieren, die in die Marseillaise mündet, und an die „Tragödie" mit dem rührenden Volkslied in der Mitte. Die hohe Schätzung des Volkstümlichen, die in der Entwicklung des deutschen Kunstliedes zuletzt auf Herders Anregungen zurückgeht, gehört mit zu den Merkmalen des Schumannschen Wesens. Solcher

Hinneigung entsprangen das Wanderlied „Wohlauf, noch getrunken . . .“ oder anmutige Weisen wie „O Sonnenschein!“ Gilt es gar, den Rhein zu preisen, so findet er warme patriotische Töne. Während in den volkstümlich gehaltenen Liedern das Klavier nur eine harmonische Stütze für die Singstimme abgibt, erhebt es sich in den übrigen gern zu einem ebenbürtigen Faktor neben ihr. Von einer bloßen Begleitung kann man dann kaum sprechen, eher von Zwiegesängen. So richten im „Nußbaum“ Motive des Klaviers unsere Aufmerksamkeit immer wieder auf die Lieblichkeit des Baumes, unter dem das Mägdlein von künftigem Glück träumt; in Eichendorffs „Schatzgräber“ ist dem Instrument eine Figur übertragen, die das Graben und Wühlen drastisch ausdrückt. Ja bisweilen erzählt uns das Klavier das Wesentliche, während sich die Stimme in einer Art melodischer Deklamation dazugesellt wie im neunten Stück der Dichterliebe: „Das ist ein Flöten und Geigen“. Indem sich so instrumentaler und vokaler Part durchdringen, entsteht neben dem unvergleichbaren Liede Schuberts ein neues, in seiner Art ebenso bedeutsames Produkt.

Das Liederjahr vertönt, Schumann wird universeller, es drängt ihn zu den großen Formen der Tonkunst. In so verschwenderischer Fülle streut er seine Lieder nun nicht mehr aus, ungleich an Wert ordnen sie sich dem Gesamtprozeß seines Schaffens ein. Die Fähigkeit sich kraft einer unerschöpflichen Phantasie in eine höhere Lebenssphäre zu versetzen, die das Tagebuch der Gattin bewundernd erwähnt, verbleibt ihm; doch fehlt der Mehrzahl der späteren Lieder das, was die frühen ewig liebenswert machen wird: die elementare Ursprünglichkeit. Der ernsteren Lebensstimmung entspricht nun die Bevorzugung Lenaus und Kerners, für deren Schwermut er ergreifende Töne findet. Goethes hundertjähriger Geburtstag (1849) bietet den äußeren Anlaß zu neuer Versenkung in die Gesänge aus Wilhelm Meister. Hier steht er gegen Schubert zurück, der wie kein anderer in genialer Intuition den Gedichten Goethes gerecht wurde. Doch heben sich Mignons Lied „Kennst du das Land“ und ein inniges Suleikalied als würdige Interpretationen heraus.

Wie in Schumanns späterer Klaviermusik, so beobachten wir auch hier, wie aus den gegensätzlichen Elementen seines Wesens allmählich das meditative zur Herrschaft gelangt, wie Eusebius den Florestan, der Träumer den Choleriker verdrängt. Wir stehen an der Schwelle der düsteren Epoche seines Daseins.

Hanna Bieber-Boehm.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Menschen, die etwas Großes wollen, werden ihr Leben fast nie von einer gewissen Tragik freihalten können — und das Einzige, was ihnen als Ausgleich gegeben werden kann, ist das Bewußtsein eines reinen Herzens, selbstlosen Wollens. Hanna Bieber-Boehm, die am 15. April von ihrer Arbeit abberufen worden ist, hat die Tragik derer, die etwas Großes, Umstürzendes, Unerhörtes wollen, voll auskosten müssen. Oft ist sie verkannt worden, und der Gegner hat sie viele gehabt. Aber wenn wir uns nun, da sie für immer dem Kampf entrückt ist, nach dem Gehalt ihres Lebens fragen, so liegt etwas Versöhnendes in dem Bewußtsein, daß die Reinheit und Selbstlosigkeit ihres Strebens sie stark für den Kampf gemacht hat, ihr über alle Anfeindungen hinweg das Gefühl, recht zu handeln, und deshalb auch die Zuversicht auf Sieg geben mußte. Sie war bis in die letzte Faser ihres Herzens frei von jedem persönlichen Ehrgeiz; eine jener Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, die einer großen Sache dienen, die ihre Überzeugung verbreiten wollen, wenn es sie auch Glück und Leben kosten sollte. In dieser Beziehung kann man sie der älteren Generation der Frauenbewegung zurechnen, die ihre Arbeit aufnahm in dem vollen Bewußtsein des Martyriums, das ihr daraus entstehen würde. Sie war eine Vorkämpferin; denn in den Forderungen, die sie aufstellte, war sie zunächst allein.

Die Bedeutung Hanna Bieber-Boehms für die Frauenbewegung liegt vor allem in ihrem Wirken auf dem Gebiet der Sittlichkeitsfrage. Sie nahm Aufgaben in Angriff, denen man bis dahin nicht ins Auge gesehen hatte. Die heutige Generation kann es kaum noch ermessen, was die öffentliche Behandlung der Sittlichkeitsfrage vor zwanzig Jahren bedeutete; wie verständnislos selbst die große Masse der Frauen noch der Bekämpfung der doppelten Moral gegenüberstand; wie viele die Augen vor den Übeln schließen wollten, gegen die Frau Bieber sich wendete. Damals galt noch das Vertuschungssystem. Damals sprachen noch anständige Frauen nicht von den Dingen, die zu tun „anständige Männer" für ihr Recht hielten. Frau Bieber hat den Kampf aufgenommen; einmal um die Aufklärung ihres eigenen Geschlechts, dann auch um den Männern das Gewissen zu schärfen. Schon der erste Teil der Aufgabe mag viel Nervenkraft gekostet haben, und auf dem Weg, den sie gehen mußte, hat sie viel Herzblut gelassen. Wohl hatten vor ihr Frauen in anderen Ländern, wie Josefine Butler, denselben Kreuzzug unternommen, und auch in Deutschland hatte Frau Guillaume-Schack schon einmal die Frage in Angriff genommen. Aber was sie damals aussprach, löste keine dauernde Bewegung aus; jedenfalls war es nicht gelungen, die Menge der

Frauen mitzureißen. Frau Bieber hat um eine ſolche Maſſenbewegung gerungen. Sie erreichte ſie, indem ſie die Aufnahme der Sittlichkeitsfrage in das Programm des Bundes deutſcher Frauenvereine durchſetzte.

Frau Bieber, die mit Jeannette Schwerin in enger Verbindung ſtand, hatte in der erſten Zeit ihrer Tätigkeit dem Vorſtand des Berliner Vereins Frauenwohl angehört, löſte aber ſpäter die Verbindung mit dieſem Verein. Sie war ferner

Hanna Bieber-Boehm.

Nach einer Photographie aus dem Atelier von Becker & Maaß, Berlin

ein eifriges Mitglied der Geſellſchaft für ethiſche Kultur und leitete als Vorſitzende den von ihr gegründeten Verein Jugendſchutz, der nicht nur durch propagandiſtiſche Tätigkeit für eine höhere Sittlichkeit eintrat, ſondern durch praktiſche ſoziale Einrichtungen die Jugend vor Gefahren und Verſuchungen zu ſchützen ſuchte.

Durch die Aufnahme der Sittlichkeitsfrage in das Programm des Bundes deutſcher Frauenvereine war für ihre Beſtrebungen ein guter Reſonanzboden gewonnen. So breit und ſo tragkräftig, daß ihr bald genug aus den Reihen der

Mitarbeiterinnen auf ihrem eigensten Gebiet Opposition erwuchs. Es waren die Gedanken, die von der Internationalen Abolitionistischen Föderation vertreten werden, die am Ende der neunziger Jahre in Deutschland schnell Anhänger gewannen und zur Gründung von zahlreichen Zweigvereinen der Föderation führten, in denen Frau Bieber einen Gegensatz zu ihren Idealen zu erblicken glaubte. Der Konflikt, der damals begann, in dem Frau Bieber auf der einen, Fräulein Pappritz auf der anderen Seite die leitende Stellung einnahm, führte innerhalb des Bundes zu einem Sieg der Föderationsgedanken, mit denen Frau Bieber sich nicht abfinden konnte. Wohl stimmten beide Richtungen darin überein, daß die staatliche Reglementierung der Prostitution zu bekämpfen sei. Der prinzipielle Unterschied aber lag darin, daß Frau Bieber Bestrafung der gewerbsmäßigen Unzucht und Anzeigepflicht der Ärzte forderte, während die Föderation nur Bestrafung solcher Manifestationen der Unzucht fordert, welche die Sittlichkeit anderer gefährden oder beeinträchtigen (also öffentliche Aufforderung zur Ausschweifung, Kuppelei, Mißbrauch Minderjähriger usw.). Frau Bieber hielt diese Richtung für verderblich; denn sie war überzeugt, daß sie nicht der Sittlichkeit, sondern einer größeren Laxheit dienen würde. Wer ihr damals nahe stand und zu vermitteln versuchte, weiß, wie schwer sie an diesem Gegensatz getragen hat. Sie war überzeugt davon, daß das Übel nicht ohne Strafandrohung und Strafe zu beseitigen sei, und die Aufhebung der Reglementierung, wie sie von der Föderation gefordert wurde, erschien ihr nur als eine negative Maßregel, der positive zur Seite gesetzt werden müßten. Daß diese ihre positiven Vorschläge wenig Zustimmung fanden, hat sie tief geschmerzt und es ist wohl die Ursache dafür gewesen, daß sie sich in den letzten zehn Jahren mehr und mehr von aller öffentlichen Agitation zurückzog und sich fast ausschließlich praktischer sozialer Hilfsarbeit im Rahmen des Vereins Jugendschutz zuwandte.

Durch ihre Jugendschutzheime, durch die Errichtung eines Kinderhortes im Zentrum Berlins, durch ein alkoholfreies Erholungsheim in Neu-Zelle hat sie versucht, die Gefahren und Versuchungen zu verringern, die die großstädtische Jugend bedrohen. Mit großer Energie hat sie auch an der Bekämpfung der Trinksitten mitgearbeitet. Der Alkoholgenuß bedeutete ihr nicht nur eine Gefahr für die besitzlosen Schichten des Volkes, die dadurch zu Trunkenheit und Trunksucht verleitet werden. Auch der Zügellosigkeit, die in den besitzenden Schichten durch diese Unsitten entwickelt wird, und die wie nichts anderes die Sittlichkeit bedroht, galt ihr Kampf. Aber so wertvoll auch diese ihre praktische und propagandistische Tätigkeit war, so lag der Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit doch in den großen Ideen, die sie verbreitete. Sie war es auch, die die Gründung des Bundes „Ethos" veranlaßte, einer Organisation, die die neuen Sittlichkeitsideale durch die männliche Jugend verwirklichen wollte.

Die deutsche Frauenbewegung aber verdankt Frau Bieber noch, abgesehen von ihrem Eintreten für die Sittlichkeitsbewegung, eine andere bedeutende Tat: nämlich die Gründung des Bundes deutscher Frauenvereine, an der Frau Bieber in erster Linie mit beteiligt war. Hanna Bieber-Boehm war es neben Auguste Förster und Anna Simson, die von der Weltausstellung in Chikago, wo sie zuerst den International Council of Women und den National Council of Women of the United States kennen lernten, die Idee eines Zusammenschlusses der gesamten deutschen Frauenbewegung zurückbrachte und die Gründung des Bundes Deutscher

Frauenvereine im März 1894 herbeiführte. Wer sich darüber klar ist, welchen außerordentlichen Fortschritt die deutsche Frauenbewegung durch diesen Zusammenschluß genommen hat, wie viel jede Einzelne persönlich dem Zusammenarbeiten mit den Gesinnungsgenossinnen verdankt und wie dieser Zusammenschluß die Initiative jedes einzelnen Vereins belebt hat, wird der Frau, die so stark an dieser Bewegung mitgearbeitet hat, und dem Bund jahrelang als Vorstandsmitglied und Schriftführerin angehörte, ein dankbares Gedenken bewahren.

Bei Persönlichkeiten, deren ganzes Leben mit der Arbeit, mit dem Wirken für eine Idee identifiziert ist, bedeutet jede Würdigung ihrer Lebensarbeit auch eine Würdigung der Persönlichkeit. Und doch würde ein ganz charakteristischer Zug in dieser Skizze fehlen, wenn nicht ein Wort über das persönliche Leben, über die persönlich-menschlichen Beziehungen Hanna Bieber-Boehms gesagt würde: über ihre Ehe. Als ich mich vor fast zwei Jahrzehnten der Frauenbewegung anschloß, war noch in weiten Kreisen die Anschauung verbreitet, daß die Führerinnen jener Emanzipationsbewegung Haus- und Familienpflichten aufs gröblichste vernachlässigten, daß sie einen Kampf „gegen den Mann" führten. Daß sie statt dessen eine reine, höhere Form des Zusammenlebens von Mann und Frau anstrebten, daß die Frauenbewegung auch für das Familienleben eine Kulturbewegung werden sollte, das trat mir zum erstenmal in jenem Kreis entgegen, der sowohl in der ethischen Bewegung wie in der Frauenbewegung eine führende Rolle spielte. In dem Bieberschen Hause fanden wir Jüngeren ein Eheideal verwirklicht. Hier arbeiteten Mann und Frau gemeinsam für große Aufgaben. Hier bedeutete Liebe zugleich Kameradschaft, Vertrauen und gegenseitige Schätzung. Hier wurde uns ein Ziel gezeigt, dem wir für unser ganzes Geschlecht zustreben wollten. Dieser große und reine Eindruck hat vielen von uns Jüngeren damals die Kraft und den Mut gegeben, in der Frauenbewegung mitzuarbeiten. Das werden wir niemals vergessen!

Über Giorgione.

Von

Dr. Rosa Schapire, Hamburg.

Nachdruck verboten.

Unsere Kenntnis vom Leben Giorgiones beruht auf ganz wenig Daten. 1477 oder 78 ist der Künstler, der hauptsächlich in Venedig gelebt hat, geboren, 1510 war er nicht mehr am Leben. Einer Pestepidemie ist er zum Opfer gefallen. Nimmt man dazu die urkundlich gesicherten Entstehungsdaten seiner Fresken am Fondaco degli Tedeschi in Venedig 1508 und des im Staatsauftrag entstandenen Gemäldes im Dogenpalast — Giorgione erhielt dafür Zahlungen im August 1507 und im Januar 1508 —, so ist alles genannt, was sich dokumentarisch belegen läßt. Schon die Jahreszahl 1504 für den Altar von Castelfranco beruht nur auf einem Wahrscheinlichkeitsschluß. — Es ist denn auch kein Wunder, daß die Phantasie dieses dürftige Gerippe mit einem üppigen Rankenwerk im Laufe der Jahrhunderte übersponnen hat. Schon der Name gab Anlaß dazu. Vasari leitet den Namen „Giorgione" (den Großen, Starken) ab einmal aus der „grandezza

dell' animo", dann aus der „fattezza della persona". Die Annahme, daß Giorgione seiner übermäßigen Leibesfülle diesen Spitznamen verdankt, paßt schlecht zu unserer Vorstellung vom verwöhnten Liebling der venezianischen Gesellschaft, vom Maler stimmungsvoller Bilder. Sie ist aber gar nicht zwingend. Bei Marc Antonio Michiel, einem vornehmen Venezianer, der um 1530 Aufzeichnungen über Kunstwerke im Privatbesitz in Venedig und auf der Terra ferma gemacht hat, heißt der Künstler Giorgio, d. h. in venezianischer Dialektform Zorzo oder Zorzi. In einer Urkunde, die heute verschollen ist und vielleicht nicht einmal echt war, unterschreibt er sich selbst Zorzon. Bei späteren Schriftstellern heißt er Giorgione, wird sich also wohl selbst so genannt haben. In einer Urkunde aus dem Jahre 1460 wird ein „Johannes dictus Zorzonus de Vitellaco cive et habitatore Castri Franchi" genannt. Durch diesen Bürger aus Castelfranco, namens Giorgione, der aus Vedelago, einem Flecken bei Castelfranco, stammt, ist der Beweis erbracht, da auch unser Maler nach einer von Ridolfi überlieferten Tradition aus Vedelago gebürtig ist, daß er seinen Namen einer in seiner Heimat üblichen Namensform dankt.

Nicht stichhaltiger ist die auf einer falschen Lesart beruhende Annahme, daß Giorgione ein Kind der Liebe sei, gezeugt von einem vornehmen Herrn aus der Familie Barbarella und einem Bauernmädchen aus Vedelago. Es läßt sich nachweisen, daß Giorgione Beziehungen zu den Barbarellas nicht hatte; jener um 1460 erwähnte Giorgione aus Vedelago wird vielleicht sein Vater oder Großvater gewesen sein. Der luftige Bau der Hypothesen stürzt zusammen, übrig bleibt eine Persönlichkeit, deren Bild nur aus ihrem Werk zu rekonstruieren möglich ist. Zum äußeren Rahmen wäre zu ergänzen die von Vasari betonte musikalische Begabung Giorgiones, seine gesellschaftlichen Talente, seine Erfolge bei schönen Frauen: „dilettossi continuamente delle cose d'amore."

Und wie verhält es sich, wenn wir sein Werk prüfen? Was ist hier gesicherte Überlieferung, was Hypothese? Die Zahl der sicheren Arbeiten Giorgiones, die von zeitgenössischen Schriftstellern genannt werden und sich identifizieren lassen, ist nicht eben groß:

der Altar in Castelfranco,
die Venus in Dresden,
die sogenannten drei Philosophen in Wien,
die sogenannte Familie des Giorgione im Palazzo Giovanelli in Venedig.

Dazu gesellt sich das urkundlich gesicherte Werk Giorgiones am Fondaco degli Tedeschi in Venedig. Dieses Fresko ist untergegangen, doch können wir es an Hand von Beschreibungen rekonstruieren und uns dank dreier Kupferstiche von Zanetti eine Vorstellung von einzelnen Figuren machen.

Um diesen festen Kern baut Ludwig Justi[1]) das Werk des Künstlers auf und entwirft ein Bild der Tendenzen der venezianischen Malerei um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Durch Stilkritik und Interpretation der Dokumente ist es ihm gelungen, Giorgiones Oeuvre aufzubauen von frühen stammelnden Versuchen bis zu jener reifen Meisterschaft, die der allzufrüh Verstorbene erreicht hat. Justi verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er darauf ausgegangen sei, Giorgione zu entdecken. „Ich bin nicht herumgereist, um möglichst viel Giorgiones zu finden, sondern um mir über die Kunst Tizians und ihre Grundlagen klar zu werden. Dabei kam gegen mein Erwarten Giorgiones Figur so heraus, daß ich beschloß, dies Buch zu schreiben."

Das Buch ist nicht so revolutionär, wie es im ersten Augenblick den Anschein hat. Der Verfasser prüft die überlieferten Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit, operiert vielleicht etwas stark mit der Überlieferung des 17. Jahrhunderts — erhaltenen Inventarbenennungen —, obgleich er betont, daß sie ihm nicht als „Beweis", sondern nur als „Bestätigung" seiner Attributionen dienen und kommt dazu, das Werturteil, das Vasari über Giorgione gefällt hat, zu bestätigen.

[1]) Giorgione von Ludwig Justi. 2 Bde. 1908. Verlegt bei Julius Bard, Berlin.

Von den neueren Forschern, die sich mit Giorgione beschäftigt haben, seien nur genannt: Crowe und Cavalcaselle, Morelli, Berenson und Herbert Cook. Mußten Crowe und Cavalcaselle und Morelli Giorgiones Bild von der Fülle falscher Zuweisungen reinigen — Crowe und Cavalcaselle hatten nicht weniger als etwa 130 Bilder an seine Schüler, Nachahmer und ihm ganz fernstehende Maler aufzuteilen —, und gingen sie in der Säuberung so weit, daß sie dem Künstler manches wertvolle, durch Stilkritik und Tradition verbürgte Bild genommen haben, so war Berensons und Cooks Arbeit aufbauender Art. Den von Cook geschaffenen Giorgione akzeptiert Justi im wesentlichen, weiß aber seine Zuschreibungen überzeugender als Cook zu stützen. Haben Crowe und Cavalcaselle nur 11 Giorgiones als echt anerkannt und 4 als fraglich, so weist Justis Liste die stattliche Zahl von 33 Nummern auf. Darunter stimmen 14 mit Morelli überein und werden im allgemeinen kaum angezweifelt.

Es würde den Rahmen dieser Abhandlung weit überschreiten, wenn auf die Zuschreibung jedes einzelnen Bildes eingegangen würde. Es mögen sich manche Fremdlinge unter den Früh- und Spätarbeiten ins Oeuvre eingeschlichen haben, doch ist dies nicht von fundamentaler Bedeutung. Im großen ganzen ist Justis Aufbau fest in sich gefügt. Die Auffindung von Giorgiones Selbstbildnis in Braunschweig, die Zuweisung der Adultera vor Christus in Glasgow, der Nachweis, daß das Urteil Salomos in Kingston Lacy identisch ist mit dem als verschollen beklagten Bilde, das Giorgione im Staatsauftrag geschaffen hat, sind wohl die glücklichsten Ergebnisse des Buches.

Justi unterscheidet sich in der Auffassung Giorgiones von Morelli in der Hauptsache darin, daß, während für Morelli Giorgione der befangene Quattrocentist bleibt, Justi an den letzten Werken Giorgiones, an den im Stich erhaltenen Fresken vom Fondaco degli Tedeschi, den Umschwung in die reife Kunst des 16. Jahrhunderts nachweisen kann. Nicht allein verträumte, musikalische Stimmung, ein nur scheues Besitzergreifen der Erde — auch volles, sonores Pathos, der große Gestus des Cinquecento, die weit ausladende, feierliche Geberde, die Freude am Kontrapost, das Arbeiten in Massen, die reiche Bildfüllung sind für Giorgione charakteristisch. Er bildet den Übergang zwischen der Kunst Giovanni Bellinis, aus dessen Schule er hervorgeht, und dem reifen Können Tizians, der sich an ihm geschult hat. Übersieht man Giorgiones cinquecentistische Note, so verschließt man sich den Zugang zu Tizian; er wird zu einer losgelösten Erscheinung, während er ein fest verankertes Glied ist in der Entwicklung der venezianischen Malerei.

Justis Buch umfaßt zwei Bände. Der erste Band enthält den Text, der zweite die auf Giorgione bezüglichen Dokumente, das gesamte Abbildungsmaterial, das fast lückenlos ist und Notizen über Farben und Zustand der Bilder. Die Reproduktionen — 70 — präsentieren sich mit einem leisen Stich ins Grünliche auf bräunlichem Karton aufgeklebt sehr geschmackvoll. Sie sind aber wenig scharf und für wissenschaftliche Beurteilung und Vergleichung oft durchaus unzulänglich. Auch ist nicht zu begreifen, weshalb sie um so viel kleiner sind als das Format des Bandes (21 × 27 cm).

Justi gliedert seinen Stoff in drei Hauptkapitel. Im ersten untersucht er die bereits genannten gesicherten Werke Giorgiones. Das Wiener Bild und der Castelfranco Altar, um 1503 oder 04, sind in ihrer Auffassung und Formensprache dem Quattrocento, auf dessen Boden sie erwachsen sind, noch ziemlich nahe. Sie leiten über zum Giovanelli-Bild, das in der Freiheit der Bewegung florentinische Tendenzen zeigt. Die schlafende Venus in Dresden, die schönste unter den vielen ruhenden Venus-Darstellungen auf venezianischem und außervenezianischem Gebiet, hat den Boden des 15. Jahrhunderts verlassen. Sie zeigt den Künstler im Vollbesitz seiner Mittel und Schaffenskraft. Etwa im gleichen Jahre die Fresken am Fondaco degli Tedeschi. Hier der cinquecentistisch freie Reichtum der Bewegungen. Das schüchtern Befangene, das Herbgeschlossene des 15. Jahrhunderts ist überwunden, Freude am Kontrapost, an reichen Überschneidungen herrscht vor. Die

gleichen Tendenzen sind am Werke, die die Kunst der Florentiner beherrschen, aber nicht als ein willkürlich übernommener Fremdkörper, nicht als etwas Gemachtes, als etwas Gewordenes. Lionardo da Vinci, Perugino, Fra Bartolommeo vermitteln Giorgione die neuen Florentiner Bestrebungen.

Um diesen sichern Kern schließt sich das durch Stilkritik und zum Teil durch Überlieferung aufgebaute Werk des Künstlers. Fäden weisen von hier aus zu den Jugendwerken, der befangenen, aber so reizvollen Feuerprobe des Moses in den Uffizien und dem als Gegenstück dazu komponierten, viel schwächeren Urteil Salomonis ebendort. In der Zuweisung dieser Bilder stimmt Justi mit Morelli überein. Diese beiden Kompositionen gehören zu einer Gruppe von 9 kleinen Bildern, die nach Justi so fest geschlossen ist, daß sie nur von einem Künstler — Giorgione — herrühren kann. Sehr glücklich ist Justis Nachweis, daß die Petersburger Judith, die gleichfalls dieser Gruppe angehört, keine Kopie ist, wie bisher angenommen wurde (Berenson), sondern ein Original Giorgiones, in beschnittenem Zustand auf uns gekommen. Der reproduzierte Stich Toinette Larcher's (1729) zeigt das Bild in seiner ursprünglichen Größe und Anordnung. In der Deutung des Wiener und des Giovanelli-Bildes, die mythologische Themen behandeln, schließt sich Justi an Wickhoff an und zeigt bei der Gegenüberstellung früher venezianischer Holzschnitte und mythologischer Bilder Giorgiones: Apoll und Daphne (Venedig, Seminario), Geburt des Adonis und Erisychtons Frevel und Bestrafung (Padua, Museo Civico), wie frei Giorgione mit seinem Stoff verfahren ist, wie er trotz Beibehaltens der wesentlichen vom Mythus fixierten Momente das Thema dichterisch umgestaltet hat, ohne bloßer Illustrator des Textes zu sein. — Justi unterscheidet zwischen Bildern, die von Giorgione geschaffen wurden und solchen, bei denen infolge ihres heutigen verdorbenen Zustandes die Frage der eigenhändigen Ausführung Giorgiones nicht mit absoluter Sicherheit zu bejahen ist. Diese Bilder zeigen aber so deutliche Ausstrahlungen seines Wesens, daß sie, selbst wenn die Frage Giorgione oder nicht offen bleiben muß, ein nicht zu unterschätzender Beitrag sind. In der Antike sind wir gewohnt, mit solchen Abstraktionen und Übersetzungen zu arbeiten, für die neuere Kunstgeschichte hat namentlich Berenson diese Methode mit Glück angewandt. Ein gleiches tut Justi. Selbst wenn die schönen Budapester, Münchener, Braunschweiger Bildnisse, der Hirtenknabe in Hampton Court u. a. nicht von Giorgione geschaffen sein sollten — sie sind ohne ihn nicht denkbar, sie enthalten die Essenz seines Wesens.

Die Bevorzugung des Quattrocento dem Cinquecento gegenüber gehört zur Signatur unserer Kunstbetrachtung. Wölfflin hat Bresche in diese Auffassung geschlagen. Justi mag sich an dieser Methode geschult haben. Doch an Stelle der scharf umrissenen, prägnanten Bildanalysen Wölfflins gibt es bei Justi oft Weitschweifigkeiten, ein Spiel mit Worten, die nicht eben glücklich gewählt sind. Ein gewisses forciertes Sichgehenlassen im Stil. Aber gegenüber jenem Bewerten der Kunst vergangener Perioden nach dem, was sie uns heute bedeutet, wird hier klipp und klar ausgesprochen, daß ihr Wert darin nicht besteht:

„Die Kunstgeschichte hütet einen wunderbaren Schatz feinster Werte, und sie soll nach Möglichkeit nicht etwa ihn popularisieren, aber vor den Augen, die es verdienen, die Schleier wegnehmen: zeigen, wie die Dinge gesehen werden wollen .... Gewiß sind die großen alten Meister so reich in ihrer Kunst, daß man von den verschiedensten Seiten zu ihren Schätzen vordringen kann, auch von irgendwelchen Tendenzen der Gegenwart her, aber man muß sich doch klar halten, daß man damit auf das Wesentliche nur bei den wenigen Meistern trifft, deren Haupttendenzen eben den gegenwärtigen verwandt sind: in den meisten Fällen aber trifft man so nur auf einen kleinen Teil der Werte und findet vielleicht gar nicht das, woran dem Meister selbst lag, worauf er all seine Feinheit und Energie wandte. Der Neoimpressionist etwa studiert an Rubens mit höchstem Interesse alles, was auf den Neoimpressionismus hinzuweisen scheint — sehr wohl, aber was für herrliche Schätze liegen noch daneben! Gewiß kann sich die lebende Kunst nicht mit

ihnen ſchmücken, aber ſoll man ſie deswegen verſtauben laſſen? Es iſt ein plebejiſcher Zug unſerer Zeit, das Studium der alten Kunſt nach der Nutzanwendung auf die Produktion der Gegenwart einzurichten und zu bewerten ...“

Juſtis Buch über Giorgione iſt ſicherlich das wertvollſte, das über den Künſtler bis jetzt geſchrieben wurde, aber das Giorgione-Buch in dem Sinne etwa wie Paul Kriſteller das Mantegna-Buch geſchrieben, iſt es nicht. Ihm fehlt das Zwingende des Erlebten.

Milchmann Knull.

Aus einer Kleinſtadt.

Von

Ina Rex.[1])

Nachdruck verboten.

Er war dazu da, in der Stadt von zwanzigtauſend Einwohnern mit ſeinen Milchkannen ſämtliche Neuigkeiten auszutragen. Das war kein leichtes Amt. Zwei Treppen hoch wohnten auch noch Kundinnen, die Kannen hielten ſo „präta propta“ zwanzig Pott, und es war nicht mehr wie früher, wo man ein Gefäß unten auf der Straße ſtehen laſſen konnte, während man aus dem andern die Kundſchaft im Hauſe verſorgte. Die Menſchen ſtahlen ja jetzt wie die Raben. Wer kein Rad hatte und es gebrauchen konnte, nahm ſich's von der Hausmauer, wo es ſeines Beſitzers harrte. Wer Durſt verſpürte, zog vom Bierwagen eine Kiſte mit Flaſchen, ſchwang ſie ſich auf die Schulter und trabte damit ab. Wer kümmerte ſich darum, ob er das Recht dazu hatte. Die Polizei konnte doch nicht überall ſein, glaubte auch an ſo viel Schlechtigkeit noch nicht. Das und noch viel, viel mehr kam davon, weil die Stadt Großſtadt geworden war, ihre Tore aufgetan hatte und dem Fremdling einen Bückling gemacht: Ziehe ein! — Alle alten, guten Vorrechte klappten zuſammen wie roſtige Taſchenmeſſer, die keiner wieder aufbringt. Die Neuzeit lief plötzlich mit einer langen Peitſche durch die winkligen Straßen und knallte alles hoch: Den Schuſter in der Biberunterjacke vom Schemel: Du! — mach mal Schnäbel an die Schuhe! wer, denkſt du, wird deine Klumpen noch tragen? — Den Schneider vom Tiſch: Weg mit der Schnupftabaksdoſe! Du ſtinkſt ja — und Schick in den Schnitt!! ſonſt gehen wir zum Juden, der bekommt die Anzüge aus Berlin — all die neuſte Mode — und gießt Odekolong darauf, wenn ſie zufällig ſchon getragen ſind. Den Schloſſer, den Schmied, den Tiſchler aus ihren Werkſtätten: Aber, mein Lieber, ich bitte Sie! das dauert ja ewig. Ich habe neulich den Puttutwoskowsky hiergehabt, das ging wie der Wind. — Den Schlächtermeiſter vom Hofe: Männeken! ziehen Sie gefälligſt mit Hammel, Kalb und Schwein nach dem Schlachthofe, hier hinter den Häuſern hört die Metzelei auf. Gehen Sie mal in die und die Straße und ſehen ſich den Laden an: Marmorplatten auf dem Verkaufstiſch, eine blitzblanke Tafelwage, weiße Schürzen und reine Hände. — Und dann laſſen Sie ruhig die Schalterfenſter herunter vor Ihrem

[1]) Dieſe Skizze iſt die letzte Arbeit, die uns die kürzlich verſtorbene Verfaſſerin übergab. Wir wiſſen aus zahlreichen Äußerungen unſerer Leſer, daß ſie ihre Beiträge künftig ſchmerzlich vermiſſen werden. Die Redaktion.

Schmierkram, wir ſehen jetzt Beſſeres. Den Maurer —: Nein. Der pfiff gelaſſen weiter. Die Arbeit wird nicht für heute und morgen gemacht — ümmer ewing — man blots kein Uppregung — drögen möt dat jo doch. — Aber den Bäcker: Wie weggeblaſen vor den Haustüren, wo er ſich, nur in Hemd und Hoſe, auskühlte, nachmittags, ehe er ſchlafen ging. Die Peitſche war ihm direkt in den Nacken gefahren, daß ihm der Kopf hoch ſchnellte, als er ſeinen Kollegen, der das dwallſche Hochdeutſch ſprach, mitten in der Woche in Stiefeln und berockt über die Straße gehen ſah: „Sowas kann ich auch. Bin ebenſogut ein forſcher Kerl.“ — Und nun erſt den Konditor, der ſonſt eigentlich Kuchenbäcker hieß und ſich das nun verbat. Ach, du Allmächtiger! — was hing alles an dem kleinen Wort! — Kuchen, mein Lieber, müſſen appetitlich ſein. Nehmen Sie doch die Nachtmütze ab, beſte Frau, wenn Sie hier verkaufen wollen, binden eine weiße Schürze um und ſtellen reine Gläſer um eine klargeſpülte Waſſerflaſche. So nach und nach können Sie die wegnehmen und bunte Liköre dafür hinſetzen. Wie wäre es, wenn Sie mal die Krümel auffegten und für die durchgeſeſſene Rohrbank ein Sofa hinſtellten. Mit der Zeit fortſchreiten, das iſt die Hauptſache. Da hinter dem Rathauſe hat ſich einer hingeſetzt — alle Achtung! — Glasſcheiben über dem Gebäck, Divan an Divan rund um an den Wänden, einen Kronleuchter mitten darin und darunter kleine, weiße, runde Tiſche . . .

„Un ſien Woar?“ — (Ware)

„Na, es geht.“

„So. Von dei beſt Bodder ward hei woll nich nähmen un ock nich alltauwäl.“ —

Den Kaufmann . . . je ja, je ja! — Immer noch dieſe Muſter? — Werfen Sie doch die ganze Kollektion auf den Auktionstiſch und richten ſich neu ein. Wer ſoll dies noch tragen!? — Ich kaufe nun ſeit mindeſtens zwanzig Jahren bei Ihnen und bin nicht für Veränderung, aber immer bordeauxrot, marineblau und kaffeebraun — — das iſt ja unmöglich. Sehen Sie ſich doch das Schaufenſter am neuen Markte an: entzückende Muſter und reizende Beſätze! alles gleich zueinander paſſend hingelegt. Wie bequem! nich? — Dies Kleid habe ich nun fünf Sommer getragen, es hat prachtvoll gehalten, aber wenn ich mir nun was Neues anſchaffe, muß es modern ſein. Wo komme ich ſonſt im Lauf der Jahre hin! —

Es war ein ungemütliches Geſchäftsleben.

Mancher erinnerte ſich ſeiner „Stadtbuchſchriften“ (Hypotheken) und warf den Kram hin. „Ick ſpäl nich mihr mit.“ Das gab Platz für die Neuen, die in Scharen anrückten. Die Mieten gingen hoch, die Hausbeſitzer rieben ſich die Hände. Die Maurer und Zimmerleute aber warfen Kelle und Beil von ſich, kauften alte Häuſer, riſſen ſie herunter und wurden Bauunternehmer. Die Maurer- und Zimmer*meiſter* aber ſagten: „Schön! denn ſind wir aber *Baumeiſter*.“ Und die Stadt wußte nicht aus noch ein. Sonſt hatte ſie einen Stadt- und einen Landbaumeiſter gehabt mit Studium und Diplom, der zu den „Spitzen“ gehörte, nun konnte man ſchlecht dazwiſchen durchfinden. Alles fiel überhaupt bunt durcheinander. Hausmauern wurden eingeriſſen, und niemand hatte zu fragen, ob er dafür ein Schaufenſter einſetzen dürfe. Dahinter lag dann alles Mögliche, dem Auge lieblich vorgeführt. Die Würſtchen zuſammengebunden mit roſa und blauen Bändchen; wenn aber der Darm geſchloſſen war, ſchwieg man über ſeinen Inhalt. Dem Schwein verging der Hochmut, man behalf ſich auch ohne es. Und das Butterfaß ſprach zur Kuh: Ob wir dich noch viel gebrauchen werden, meine Beſte? — dat boddert ock ſo, un wenn't farig is, heit dat Magarin.

Milchmann Knull hatte ſeine liebe Not. Die Neuigkeiten praſſelten nur ſo auf ihn herab, und er ſtand mit ſeinen Kannen mitten darin, zu bewältigen vermochte er ſie nicht. Und doch war es notwendig. Jede Hausfrau und jede Köchin hielt morgens ihren Topf hin mit der Frage: „Wat giwt't Niegs, Knull?“ — Er maß dann ein und erzählte. Und es kam nicht ſo genau darauf an — beſonders in den großen Häuſern, wo ſo vier, fünf Pott gebraucht wurden — ob das halbe Pottmaß ſo oft gefüllt wurde, bis die Zahl herauskam. Neuigkeiten hatten auch

Wert und Geſchäftskniffe ihre Berechtigung. Wenn er leben ſollte von ſeinem Handel, mußte alles beim alten bleiben: die Freude an den Stadtneuigkeiten und das ſtinke Ein meſſen. Alſo immer forſch auf dem Poſten; ſonſt gingen die Kundinnen an die weiß lackierten Wagen mit den prahleriſchen Auf ſchriften, die die ganze Stadt jetzt durch klingelten: „Separatorenbetrieb“ — Phhh! — aber Frauen ſind wetterwendiſch.

Er hatte auch eine Frau. Eine hübſche Frau. Forſch gebaut, forſch im Weſen, ſauber und appetitlich. Nun war ſie krank mit einem Male, als wenn es ihr angeflogen wäre. Sie ließ den haubengeſchmückten Kopf hängen, die Arbeit wurde ihr ſchwer, das Eſſen ſchmeckte ihr nicht. Zum Dokter gehn? — Bloß nich. Wenn der einen erſt in die Finger kriegt! . . Es gibt ja Haus mittel und 'n büſchen Sympathie. Man erſt abwarten.

Endlich ging es nicht länger. „Sie ver geht mich as die Tage“, ſeufzte Knull Haus bei Haus.

Im ſtädtiſchen Krankenhauſe waren Sprechſtunden für ganz umſonſt, morgens zwiſchen acht und neun Uhr. Knull ging mit ſeiner Frau hin.

In den Küchen der großen Häuſer, wo ſo fünf bis ſechs Pott und noch mehr ge braucht wurden, berichtete er: „Da waren mehrere junge Menſchen, die beſahen un be fühlten ihr un redten mit'nanner. Ein' kam denn achter mich an un grient un ſagt: Ihr Frau hat'n ganz vornehme Krankheit, die Zuckerkrankheit . . . Ich ſag: Nu bitt ich Ihnen, Herr Dokter, wir ſünd einfache Leut un haben uns in'n Läbend nich aufgeſpielt, wie komm'n wir bei ſowas? — Da lacht er aus vollem Half' un ſagt: Da geht's nich nach. Aber mich war nich nach lachen zumut und will nu wiſſen, ob das gefährlich is. In'n Milchgeſchäft muß die Frau auf'n Poſten ſein mit Scheuern un Spülen, denn Reinlichkeit is da die Hauptſach. Das mach ich ihm nu begreiflich, un er ſetzt'n ganz anner Geſicht auf un ſchreibt was auf'n Zettel für die Aptheik, un denn ſoll ſie ſich plegen un ruhen. Un ſo ſitz ich da nu mit an. — Vör'n kleinen Mann is das 'ne ſlimme Sak.“

Er hakte ſeine großen Kannen an die Tracht, ſeufzte und ging.

Die Wochen reihten ſich aneinander zu Monaten, Frau Knull erholte ſich nicht.

„Nu liegt ſie all ins Bett,“ berichtete er. „Kein Kräfte mehr un kein Luſt zu'n Läbend un zu'n Sterbend. Ich hab ihr lieb gehabt nu über dreißig Joahr; aber wenn der liebe Gott meint, daß das nu lang genug is, wozu nu die Quälerei! Mein Geſchäft geht dabei zugrund un ich auch. Un mein Kinner haben kein Langmut mehr un gehn aus un verluſtieren ſich, un ich ſitz vor'n Reſt. Nu ſoll ich immer bei ihr bleiben! Ich ſag: Wieſing, mein Liebing, das geht jo nich. Ich muß mir in der Welt umſehn, ich komm jo unter allens raus un weiß von nichs ab, wenn ich immer Leut geh. Un das ſüht ſie nu nich ein.“

Hier und da tröſtete man ihn, es könne ja noch beſſer werden; aber das paßte ihm nicht. „Nee, nee. Wourlang ſollt das woll dauern, eh die wieder orrig auf die Bein käm, ſie is jo as Hut un Knaken — un halw un halw, das kann nix nutzen.“

Sie kam auch nicht wieder hoch. Sie ſtarb.

Nun weinte Knull in allen Küchen. Er war ein außergewöhnlich großer und breiter Mann, mit vielen fuchsroten Haaren auf dem dicken Kopfe und einem kugelrunden, ſommer ſproſſigen Geſichte. Jeder Küchenſtuhl, den ihm das Mitleid hinſchob, krachte unter ihm. Er ſaß dann zwiſchen ſeinen beiden Kannen, die Tracht auf dem Rücken, ſchneuzte ſich viel und jammerte: „Wie hab ich ihr geliebt! — ſie war mein ein un mein allens. Ob ich ſo ein wiederkrieg — das is die Frag. — Nu bün ich allein — un denn die Koſten! — hunnert Dahler hab ich bei die Geſchicht beigebackt. Von'n beſten ſollt allens ſein, das bün ich ihr ſchullig — bloß kein Klocken (Glockengeläute), das wären noch zehn Dahler mehr geworden, un was hat ſie groß davon.“

Eines guten Tages hatte Knull den Sonntagsrock an und einen Begleiter mit ſich, der die Kannen ſchleppte.

„Na nu, Knulling, wat is los?“ —

„Je, ich hab mein Geſchäft verköfft. Ich will von mein Geld leben. Mein Kinner ſünd all ſo weit, un ich kann un kann das nich

mit anſehn, wo mein Frau ümmer geſtanden hat unter die Pump un die Milcheimers geſcheuert un was ſonſt noch vorfiel, un da ſteht nu 'ne frömde Dirn un veraaſt mich das Geſchirr."

„Aber Knull! Ihre Frau iſt ja ſchon ſeit Jahren tot . . . ."

„Schoadt ihm nich. Ich hab ihr nich vergeſſen. Sie war 'ne hübſche Perßohn bis an ihr geſeligtes Ende, das vergeßt ein Mann nich. Ich will nu bloß mein Nachfolger die Kundſchaft zeigen, damit daß er Beſcheid lernt. . . . Kamen 'S 'n beting näger ran! —" Er ſchob den Begleiter vor, entnahm ihm das blecherne Maß und füllte die Flüſſigkeit mit einer Fixigkeit aus der Kanne, daß den Zuſchauern das Zählen verging. Dazwiſchen redete er weiter: „Das is nu all nich mehr as ſonſt. Mit die Litermeſſerei komm ich nich übereins, un denn Mark und Pfennige . . . je, was ſoll das! Da gehört nu ſo viel Berechnung zu; ich bin das mit Pott un Schilling un Witten gewöhnt. Aber da kann jo keiner nich gegen an. Die Welt dreiht ſick, un wir Menſchen müſſen mit. Na, Adſchüs ock. Ick kam nu nich wedder."

Keine ſechs Wochen ſpäter iſt Knull wieder da, diesmal als Rentier und im Bürgermeiſterhauſe.

„Gu'en Morren! — Is die Frau Burmeiſtern woll bei die Hand?"

„Herr Gott! Knulling!? — —"

„Je, wenn Frau Burmeiſtern 'n Momang Zeit vor mir hätten . . ."

„Gewiß. Treten Sie hier nur ein und ſetzen ſich."

Von der Stuhlkante kommt die große Neuigkeit: „Ich will mich wieder verheuraten."

„Waaaas? —"

„Je, das is as 'n Roman — ſagt mein Braut, ich kenn' die Dinger nich —. Ich geh nu mit mein Nachfolger in ein Haus, wo ich all über zwanzig Jahr die Milch hinbring, un will ihm da Beſcheid zeigen. Die Madam is nu rein aus der Tüt, daß ich nu nich mehr kommen will, un lad mir zu's Frühſtück ein. Wir erzählen uns nu was, un ich komm auf mein verſtorben Frau un krieg nu das Weinend, und ihr wird das jammern. Ich ſagt: wenn ich ſo ein wüßt, ich heurat't noch eins wieder. Sie fragt: wo old ſünd Sie. Ich ſag: jößtig in wenige Tage, da is nichs nich von ab zu machen. Das is kein Hinnernis, meint ſie, und ſie wüßt auch ein un wär bei ihr zu'n Beſuch. Un, as wenn der liebe Gott es ſo haben wollt — die Tür geht auf, un ſie kommt. Mit Hut un Mantel un 'ne Markttaſch in 'ner Hand. Ne forſche Perßohn — in meine Joahren, mit griſe Hoar, aber 'n lieblichen Geſichtsausdruck. Wir kommen nu ſo in 'n Snack, un ich krieg zu wiſſen, daß ſie ein Wittfru is, kein Kinner hat, aber 'n büſchen was unter die Füß, un nich abgeneigt is. Ich erbitt mir nu höflich Bidenkzeit wegen dem ſweren Schritt, der das doch ümmer is. Sie is ganz meine Anſicht; meint aber: nich zu ſehr auf die lange Bank ſchieben von wegen unſere Joahren. Ich freu mir nu, daß ſie ſo vernünftig is, un wir beraten uns, daß ſie kommen will un ſich mein Möbels anſehen un ich, um ihr Sachen in Augenſchein zu nehmen. Un denn auch die Geldangelegenheiten vornehmen, was doch die Hauptſach is.

Fru Burmeiſtern! da hätt ich Ihnen mit bei haben mögen: Grünen Plüſch auf's Soffa und Korblehnſtühl mit geſtickte Kiſſens — ein Spiegel von oben bis unten — ein Fartiko un noch 'n Spieltiſch mit geſchweifte Bein un ſülwerne Lüchters daauf, un allens blitzeblank, as neu. Wenn mein Möbels erſt dagegen kommen, ich ſag Sie" — er nimmt mit einem Rundblick Inventar auf — „es wird nich viel anners as hier. Wir haben uns nu geeinigt über den Hochzeitstag, un der is denn auf morgen angeſetzt. Aber ſo in die Eh' gehen, das wär mir nich möglich. Ich hab hier dreißig Joahr die Milch gebracht un hab die jungen Herren hier in 'ner Küch auf 'n Arm gehabt un hopſen laſſen, ich mußt das doch wenigſtens anmellen."

„Das iſt recht, Knulling, ich gratuliere Ihnen von Herzen."

„Schöndank. Ich will nu noch nach Konſel Buttermann gehn, nach Medcinalrat Brümmer, Dokter Haſelberg, Kopmann Bierow, Bankdirekter Wegner, Awkat Blie-

meiſter, Kopmann Schulz un Schramm un Weinhändler Genßen, un ſie das mitteilen. Das ſünd ſo die beſten Häuſer — ümmer vier bis fünf Pott morrens un Rohm wegen die Bradens — bei die annern mit ein un zwei Pott verlohnt ſich das nich. Na, denn Adſchühs, Fru Burmeiſtern, un bleiben Sie geſund.“

„Wollen Sie denn ſchon gehen?“ —

„Je, es wird woll ſo eben Zeit.“

Er ſtand auf und zog den Rock herunter. „Was ich noch ſagen wollt': Ein Teil war mich noch bieſtrig bei 's Ganze: die Grabſtädt. As mein Wieſing ſtarb, hab ich eingekauft auf 'n Friedhoff, zwei Leichen breit. Wenn ich nu zwei Frauens hab, wie mach ich das nu nachher? — Es güng mich in'n Kopp herum, un ich wüßt mir keinen Rat un güng nach 'n Herrn Paſter. Er war nich zu Hauſ'. Aber Frau Paſtern meint, ſie wär doch nu auch all virrzig Joahr ümmer mitten damang, ich ſollt ihr man ſagen, was ich auf dem Herzen hätt. Da haben wir uns beid darüber beraten: Das ſind't ſich nachher auch. Wenn das nich anners geht, denn ſo kommt mein Leich auf meine Wieſing, was mein erſt Frau is, un mein Linning, was die zweit is, kommt auf die anner Städt, denn is ſie jo auch dichting bei uns. Denn werden wir jowoll nich aus'nannerkomm'n. Ich bün nich ſehr für ausgrabend un obenaufſetzend — es ſtört den Frieden un drückt auch ſo — aber Umſtände ändern die Sache. Böſer Wille is hier nich bei. Je ja, je ja! da is viel bei zu bedenken . . Aber nu muß ich weiter.“ Er zieht die mächtige ſilberne Uhr: „Zſüh, zſüh! — wie die Zeit vergeht, halw zehn. — Vormittags will ich das noch ablaufen un nammittags is noch ſo allerhand zu biſorgen. 'n büſchen Polterabend muß doch ſein. Das heitert'n Menſchen auf. Un wen ſoll das, was da ſo bei vorbereit't werden muß, weiter machen as ich. Mein Kinner haben mir rausgeſmiſſen, als ich mit der Botſchaft käm. Ich hab was anhören müſſen von ollen grieſen Kirl un ſowas, un hab ihnen doch all was lernen laſſen un ſie eingeſetzt. Das paßt mir nich. Nu werden uns frömd jung Leut 'n büſchen Jux vormachen.“

„Und Ihre Kinder kommen gar nicht zur Hochzeit?“

„Nee, Fru Burmeiſterin. Auch der Wurm krümmt ſich, wenn er getreten wird. Wenn ſie ſich beſonnen haben, können ſie wieder mein Schwell betreten; aber ümmer mit Achtung vor mein Frau. Die hat an fünftauſend Mark Bargeld un denn die feinen Sachen, als ich ſchon bemerkte; die braucht ſich nich über den Achſeln anſehen laſſen.“

Und er ſtolperte über die Schwelle.

Sein ſchwarzer Rock hatte tiefe Rillen geworfen auf dem breiten gewölbten Rücken, ſein fuchſiger Kopf ſaß verſunken im abſtehenden Kragen. Die weißen Manſchetten ſtachen breit und feiertäglich ab vom behaarten Handrücken — ein wackerer Bräutigam vom Scheitel bis zur Sohle.

Von Frauen und über Frauen.

Die moderne Geſellſchaft iſt keine menſchliche Geſellſchaft; ſie iſt einzig eine Geſellſchaft des Mannsvolkes.

Wenn die Männer der Freiheit die ſoziale Stellung der Frau heben wollen, dann kundſchaften ſie erſt aus, ob die öffentliche Meinung — die Männer — damit einverſtanden iſt. Das iſt dasſelbe, als ob man die Wölfe fragt, ob ſie mit neuen Schutzmitteln für die Schafe einverſtanden ſind.

Henrik Ibſen. Nachgelaſſene Schriften Bd. I S. 206.
Berlin, S. Fiſcher Verlag.

Die Frau im Handwerk.

Von

Rat Dr. Hampke, Hamburg.

Nachdruck verboten.

Die Frage der Frau im Handwerk oder die Frage der Ausbildung und Erziehung des weiblichen Geschlechts im Handwerksberufe ist eine Angelegenheit, die neuerdings weite Kreise interessiert und die überall tatkräftig in Angriff genommen werden muß, wenn nicht die sozialen Schäden, die sich bereits auf diesem Gebiete zeigen, schlimme Folgen für unsere Volkswirtschaft nach sich ziehen sollen.

Es ist bekannt, daß in Deutschland die Gewerbefreiheit durch die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 eingeführt worden ist. Das Wesen dieser heute noch geltenden Gewerbeverfassung besteht darin, daß jeder, ohne Rücksicht auf seine etwaige Vorbildung und auf sein Geschlecht, an jedem beliebigen Orte jedes Gewerbe anmelden und betreiben kann. Etwaige Beschränkungen dieser Freiheit sind bei Gewerben, deren Ausübung das Leben, die Gesundheit oder die Sittlichkeit gefährden, mehrfach vorgesehen; sie sind jedoch nur Ausnahmen von der Regel, welche das Prinzip der Freiheit keineswegs durchbrechen. Die Beschränkungen in der Gewerbeordnung sind also nur dazu da, um die Freiheit nicht zur Zügellosigkeit werden zu lassen. Um gleiche Rechte für alle zu schaffen und jedem die Möglichkeit zu geben, jedes Handwerk zu ergreifen und in ihm, wo und wie er will, bestmöglichst seine Kräfte zu verwerten, war eine Beseitigung der früheren Zunftschranken nötig geworden. Es steht aber heute zweifellos fest, daß man bei Wegräumung dieser Schranken beim Erlaß der neuen Gewerbeordnung vom Jahre 1869 leider vielfach zu weit ging und die Grenzlinien der Beschränkungen der Freiheit nicht richtig steckte. Es sind daher recht zahlreiche Gewerbeordnungsnovellen seit dem Jahre 1869 notwendig geworden, um diese Mißgriffe zu beseitigen und die Gewerbefreiheit, die beinahe zur Zügellosigkeit geworden war, etwas wieder in geordnete Bahnen zu lenken. Die Schattenseiten einer zu weitgehenden Gewerbefreiheit machten sich besonders geltend im Handwerk. Man hatte die Handwerkerorganisationen — die Innungen — ihres öffentlich-rechtlichen Charakters beraubt. Sie lösten sich daher mehr und mehr auf und das Lehrlingswesen, das an der Zunft oder Innung früher einen sicheren Halt gehabt hatte, verwahrloste, da Organisationen nicht mehr vorhanden waren, die sich um dasselbe kümmerten. Das familiäre Verhältnis zwischen Meister und Lehrling war nicht mehr vorhanden. Schriftliche Lehrverträge wurden kaum noch geschlossen und der Lehrlingsvertragsbruch war an der Tagesordnung. Da der Lehrmeister keine Garantie mehr hatte, daß der Lehrling bei ihm aushielt und er daher im zweiten Teile der Lehrzeit für das entschädigt wurde, was ihm der Lehrling im ersten Teile durch Verderben der Arbeiten gekostet hatte, so wurden die Lehrlinge nunmehr als jugendliche Arbeiter angesehen, die man nicht ausbilden wollte, sondern deren Kräfte man nach Möglichkeit auszunutzen suchte. Die Gesellen- und Meisterprüfungen schliefen fast vollständig ein oder sanken zu absolut zwecklosen Scheinvorstellungen herab. Die Zustände wurden so unhaltbar, daß die Regierung bald einsah, daß man energisch dagegen vorgehen müsse. So wurde vor allem durch die Novelle vom 17. Juli 1878 angestrebt, das Lehrlings- und Gesellenwesen zu verbessern und durch das Innungsgesetz vom 18. Juli 1881 mit seinen drei Zusatznovellen vom 8. Dezember 1884, vom 23. April 1886 und vom 6. Juli 1887 versucht, das Innungswesen zu stärken. Schließlich wurden die ganzen Bestrebungen, die Handwerkerorganisationen zu festigen, gekrönt durch das sogenannte Handwerkerorganisations-Gesetz vom 26. Juli 1897, unter dessen Wirkungen wir zurzeit leben und von dem man ohne weiteres sagen muß, daß es vermocht hat, eine Hebung der Organisationen des Handwerkerstandes wie dieses Standes selbst herbeizuführen.

Dieses Handwerkerorganisations-Gesetz hat zunächst die Handwerkerorganisationen gestärkt dadurch, daß es neben den freien Innungen auch Zwangsinnungen zuließ und als Krönung der Organisation die Handwerkskammern schuf, die die Aufgabe haben, als Interessenvertretung des Handwerks zu dienen, ferner aber die Regelung des Lehrlingswesens im Handwerk in die Hand zu nehmen und die Durchführung der für das Lehrlingswesen bestehenden Vorschriften zu überwachen. Durch dieses Gesetz ist aber auch das Lehrlingswesen neu geregelt worden. Neben allgemeinen Bestimmungnn für das Lehrlingswesen sind besondere Bestimmungen für Handwerkslehrlinge erlassen worden, die namentlich darauf hinzielten, eine ordentliche Erziehung des jugendlichen Nachwuchses im Handwerkerstande herbeizuführen und eine Kontrolle über den Erfolg dieser Erziehung durch Gesellenprüfungen zu ermöglichen. An die Ablegung der Gesellenprüfung wurde — um einen Reiz für diese herbeizuführen — das Recht zur Anleitung von Lehrlingen geknüpft und schließlich wurde, um die Standesehre im Handwerk zu heben, eine Sicherung des Meistertitels in § 133 der GO. eingeführt, indem nur derjenige den Titel eines Handwerksmeisters führen durfte, der eine Meisterprüfung bestanden hatte. Dieses Handwerkerorganisations-Gesetz ist neuerdings noch erweitert worden durch die sehr wichtige Novelle über den sogenannten kleinen Befähigungsnachweis vom 30. Mai 1908, welche am 1. Oktober 1908 in Kraft getreten ist und bestimmt, daß nur derjenige in Zukunft Lehrlinge anleiten darf, der eine Meisterprüfung bestanden hat. Die segensreichen Wirkungen dieser Gesetzgebung machen sich im Handwerkerstande je länger je mehr geltend. Es muß zugegeben werden, daß es gelungen ist, durch die jetzt geltenden Bestimmungen wieder Ordnung im Handwerk, namentlich in der Lehrlingsausbildung zu schaffen. Wenn man die Resultate dieser Lehrlingsausbildung vergleicht mit den Zuständen, wie sie vor der Novelle des Jahres 1897 noch vorhanden waren, so muß man einen recht erheblichen Fortschritt anerkennen.

Obgleich nun der § 11 der Gewerbeordnung bestimmt: „Das Geschlecht begründet in Beziehung auf die Befugnis zum selbständigen Betrieb eines Gewerbes keinen Unterschied," und obgleich also alle Bestimmungen in der Gewerbeordnung, die im Lehrlingswesen erlassen worden sind, auch für das weibliche Geschlecht Geltung haben müßten, sind die Segnungen dieser Gesetzgebung bisher vollkommen an der Frau im Handwerk vorübergegangen. Für die weiblichen Handwerker gelten ungefähr noch die Zustände, die von mir für die männlichen nach der Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1869 dargelegt worden sind. Obgleich nach § 126b der Gewerbeordnung vorgeschrieben ist: „Der Lehrvertrag ist binnen vier Wochen nach Beginn der Lehre schriftlich abzuschließen," werden trotzdem mit weiblichen Lehrlingen Lehrverträge so gut wie nicht abgeschlossen. Obgleich weiter in der Gewerbeordnung bestimmt worden ist, die Lehrzeit soll in der Regel 3 Jahre dauern, darf aber den Zeitraum von 4 Jahren nicht überschreiten, beträgt die Lehrzeit für die weiblichen Handwerker nicht 3 resp. 4 Jahre, sondern höchstens ein halbes Jahr oder ein Jahr, in vielen Fällen aber nur 4—6 Wochen. Da Lehrverträge nicht abgeschlossen werden, halten die weiblichen Lehrlinge auch bei ihrem Lehrmeister nicht einmal die verkürzten Lehrzeiten aus, sondern, da sie nicht kontraktlich gebunden sind, wechseln sie fortwährend mit ihren Lehrstellen, und das Resultat der Ausbildung ist dann auch ein so mangelhaftes, daß die betreffenden Personen, wenn sie später als Gehilfen in ihrem Gewerbe tätig sein wollen, nur noch Beschäftigung finden, wenn sie zu den billigsten Löhnen arbeiten.

Leider blüht auch die Lehrlingszüchterei gerade bei den weiblichen Lehrlingen. Von Lehrlingszüchterei spricht man, wenn ein Lehrherr eine im Mißverhältnisse zu dem Umfang oder der Art seines Gewerbebetriebes stehende Zahl von Lehrlingen hält und dadurch die Ausbildung der Lehrlinge gefährdet erscheint. Auch gegen diese Lehrlingszüchterei hat die Gewerbeordnung in § 128 eine Schutzbestimmung erlassen, in der bestimmt worden ist, daß dem Lehrherrn von der unteren

Verwaltungsbehörde die Entlassung eines entsprechenden Teiles der Lehrlinge auferlegt und die Annahme von Lehrlingen über eine bestimmte Zahl hinaus untersagt werden kann. Auch durch den Bundesrat und die Landeszentralbehörde können für einzelne Gewerbezweige Vorschriften über die höchste Zahl der Lehrlinge erlassen werden, welche in Betrieben dieser Gewerbszweige gehalten werden darf. Das gleiche Recht ist der Handwerkskammer und den Innungen zugestanden worden. Es haben daher fast alle Kammern Bestimmungen über die Zahl von Lehrlingen, die gehalten werden darf, erlassen, und auch die Innungen haben vielfach bestimmt, daß nur so und so viele Lehrlinge gehalten werden dürfen oder entsprechend der Zahl der Gehilfen die Zahl der Lehrlinge steigen darf. Auch diese sehr segensreichen Bestimmungen sind bisher auf das weibliche Geschlecht so gut wie nicht angewandt worden, weil man eben nie wußte, ob man Lehrlinge im wahren Sinne des Wortes vor sich hatte. Besonders aus diesem Grunde blüht die Lehrlingszüchterei leider noch unter den weiblichen Lehrlingen. Es gibt Betriebe, die fast nur mit weiblichen Lehrlingen arbeiten und dadurch, daß sie diese Lehrlinge ausnutzen, natürlich sehr billige Arbeitskräfte haben. Manche Gewerbebetriebe sind dann noch so schlau, daß sie sich Lehranstalten nennen. Sie haben dann nicht nur billige Arbeitskräfte, sondern sie bekommen von den Lehrlingen noch ein anständiges Schulgeld dafür, daß die Lehrlinge umsonst arbeiten dürfen, obenauf bezahlt. Daß diese Betriebe dann ihren Konkurrenten die allergefährlichste Schmutzkonkurrenz durch billige Preise bereiten können, liegt klar auf der Hand.

Eine Enquete, die der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag früher — und zwar im Jahre 1905 — veranstaltet hat, über den Ausbildungsgang weiblicher Personen im Damenschneider-, Friseur- und Photographengewerbe, hat festgestellt, daß die Ausbildung weiblicher Handwerker in den drei genannten Berufen nur in ganz seltenen Fällen als genügend erachtet werden konnte.

> „Von allen Seiten wurde geklagt, daß die Ausbildung junger Mädchen in einzelnen handwerksmäßigen Fertigkeiten in unzureichender Lehrzeit erfolge — oft handelte es sich nur um wenige Unterrichtsstunden —, daß sie von den Inhabern der Lehrbetriebe meist nicht, um dem Handwerk einen tüchtigen Nachwuchs zu erziehen, sondern lediglich aus egoistischem Interesse zur ungerechtfertigten Bereicherung an dem unverhältnismäßig hoch bemessenen Lehrgeld betrieben werde. Nichtsdestoweniger übten so mangelhaft ausgebildete Personen später unbehelligt neben ordnungsmäßig vorgebildeten Personen als Gehilfinnen oder u. a. als selbständige Gewerbetreibende das Lehrgewerbe, wenigstens einzelne Zweige desselben, zu niedrigen Löhnen oder geringen Preisen aus, ja es sei der Fall nicht selten, daß solche schlecht ausgebildeten Personen, wenn sie zur Selbständigkeit gelangt seien, was bei den Schneiderinnen und Friseusen keinen Schwierigkeiten begegne, wiederum Lehrlinge ausbildeten und damit das unzureichend vorgebildete Personal noch vermehrten.
>
> Ganz besondere Aufmerksamkeit wurde bei der damaligen Enquete nach dem Bericht der Handwerkskammer Stuttgart auch den Privatlehranstalten gezollt, unter denen ein Teil dem Bestreben nach durchaus Anerkennenswertes, jedoch sofern durch diese Ausbildung die Befähigung zur selbständigen Ausübung eines Handwerksberufs oder sogar die Befähigung zur Anleitung von Lehrlingen erzielt werden, vom Standpunkte des Handwerks aus, nicht Genügendes leiste. Wenn dies aber bereits ... von den strebsamen Lehranstalten ... gesagt werden mußte, so galt das um so mehr für die zahlreichen sogenannten Schnellbleichen, in denen die Ausbildung oftmals nicht einmal in fachkundigen Händen liegt."

Diese damals festgestellten Tatsachen für die drei genannten Gewerbe treffen heute noch zu und zwar nicht nur für diese Gewerbe, sondern ungefähr für alle handwerksmäßigen Gewerbe, in denen junge Mädchen eine Ausbildung suchen und sie treffen leider in ganz Deutschland zu und ganz besonders auch in Hamburg.

Hier hat es sich leider so entwickelt, daß die jungen Mädchen nicht etwa in eine ordentliche 3—4 jährige Lehre eintreten, um ein Handwerk zu erlernen, sondern daß sie, weil das angeblich schneller geht, meist Lehranstalten aufsuchen, sogenannte Schneiderinnen-Akademien, Frisier-Schulen, Wiener Damen-Frisier-Akademien, Unterrichtsanstalten für Krawattennäherinnen, Unterrichtsakademie für Putzarbeit ꝛc. Die Gewerbekammer hat früher Veranlassung gehabt, einmal die Damen-Frisierschulen und die Schneider-Akademien einer Untersuchung zu unter-

ziehen, und sie hat gefunden, daß in diesen Akademien im allgemeinen recht traurige Zustände herrschen. Vielfach sind die betreffenden Damen oder Herren, die diese Akademie eingerichtet haben, nicht befähigt, eine derartige Anstalt zu leiten. Die Prospekte und zahlreichen Annoncen versprechen in hochtönenden Worten in kürzester Zeit die vollständige Erlernung des betreffenden Gewerbes, und wenn man die Sache bei Licht besieht, müssen die jungen Mädchen recht hohe Schulgelder zahlen. Das Erlernte ist aber meist so mangelhaft und die Betreffenden werden so verbildet, daß, wenn sie nachher in den praktischen Beruf übertreten sollen, sie häufig unbrauchbarer sind, als wenn sie diese Vorbildung gar nicht genossen hätten. Es ist namentlich im Damenschneider- und Friseur-Gewerbe darüber geklagt worden, daß durch derartige Kurse die jungen Mädchen so in der Ausbildung verdorben werden, daß eine viel größere Zeit dazu gehöre, sie wieder auf die richtigen Bahnen zu bringen, als wenn man sie ohne Vorbildung in die Betriebe hineinnehmen würde. Es ist daher kein Wunder, wenn die Handwerkskammern sich anfänglich auf den Standpunkt stellten, daß, wer mit einem weiblichen Lehrling einen Lehrvertrag abschließen wollte, und wer als Frau die Gehilfenprüfung oder Meisterprüfung machen wollte, sich an die Handwerkskammer zu wenden hätte. Es wurden dort die Meldungen entgegengenommen und die Prüfungen auch abgehalten. Man dehnte aber die gesamten gesetzlichen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln der Kammer nicht auf die weiblichen Handwerker prinzipiell aus. Im allgemeinen unterschied man vielfach zwischen weiblichen und männlichen Berufen. Unter den weiblichen Berufen verstand man diejenigen, wo die Ausübung durch Frauen im allgemeinen üblich war, z. B. Stickerei, Wäschenäherei, Putzarbeit ꝛc., und unter männlichen Berufen verstand man solche, deren Ausübung auch durch Männer gebräuchlich war, wie Photographie, Schneiderei, Buchbinderei ꝛc.

Leider läßt sich gegen diese Akademien schwer etwas unternehmen. Es ist versucht worden, die Staatsanwaltschaft auf dergleichen Einrichtungen aufmerksam zu machen. Es ist aber schwer nachzuweisen, daß wirklich ein Betrug vorliegt. Die Staatsanwaltschaft hat die Betreffenden, die sich durch derartige Institute geschädigt glaubten, auf den Weg der Zivilklage verwiesen. Auf diesem Wege wird sich natürlich kaum eine Besserung der Mißstände herbeiführen lassen. Eine staatliche Kontrolle über diese Lehranstalten gibt es in Hamburg nicht. Wir haben es noch nicht dahin gebracht wie in Preußen, Bestimmungen zu erlassen, welche diese Lehranstalten unter eine staatliche Kontrolle stellen. In Preußen ist man in der Beziehung glücklicher daran. Dort hat der Minister für Handel und Gewerbe unter dem 15. Februar 1908 einen Erlaß betreffend die gewerblichen Privatschulen publiziert, welcher besagt:

I. „Wer eine Privatschule errichten oder unterhalten will, bedarf dazu der Erlaubnis.

II. Die Erlaubnis ist zu versagen:

1. wenn Tatsachen vorliegen, die die Annahme begründen, daß der Schulunternehmer oder -leiter der erforderlichen sittlichen Zuverlässigkeit ermangelt;

2. wenn der Schulleiter nicht imstande ist, die zur Leitung der Privatschule erforderlichen Fähigkeiten nachzuweisen;

3. wenn die Lehrkräfte der erforderlichen sittlichen Zuverlässigkeit oder der wissenschaftlichen und technischen Befähigung entbehren;

4. wenn der Schulunternehmer nicht imstande ist, den Besitz der zum einwandfreien Betriebe der Privatschule erforderlichen Geldmittel nachzuweisen;

5. wenn dem Schulunternehmer ausreichende Räume zur Unterbringung der Schule nicht zur Verfügung stehen.

III. Außerdem kann die Erlaubnis versagt werden:

1. wenn für die Errichtung der Privatschule kein Bedürfnis vorliegt;

2. wenn der Schulunternehmer oder -leiter die Staatsangehörigkeit in einem deutschen Bundesstaate nicht besitzt.

IV. Die Erlaubnis wird widerruflich erteilt, sie kann unter Vorbehalten und Bedingungen erteilt werden.

V. Die Privatschulen unterstehen der Aufsicht des Regierungspräsidenten nach Maßgabe des Schulaufsichtsgesetzes vom 11. März 1872....."

Wenn derartige Bestimmungen auch in Hamburg beständen, so müßten die meisten dieser sogenannten Schneiderinnen-Akademien usw. von der Bildfläche verschwinden. Es wäre dringend nötig, daß auch hier Vorschriften über solche Privatschulen erlassen würden, um derartigen Anstalten das Handwerk zu legen. Die Gewerbekammer hat versucht, auf anderem Wege diesen Akademien beizukommen, indem sie annahm, daß die jungen Mädchen, die diese Akademien besuchen, doch Lehrlinge seien und daher nach dem Gesetz Lehrverträge mit ihnen abgeschlossen sein müßten, und auf Grund dieser Lehrverträge eine gewisse Kontrolle über ihre Ausbildung durch Beauftragte möglich sei. Leider hat die Damenfrisierschule, bei der der Fall gerichtlich ausgetragen werden sollte, Recht bekommen, denn der Richter hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß die jungen Mädchen, die sich in dieser Schule ihre Köpfe gegenseitig frisierten, nicht als gewerbliche Lehrlinge angesehen werden könnten.

Da liegt überhaupt der wunde Punkt in der ganzen Angelegenheit. Wenn man sich die Frage vorlegt, wie war es möglich, daß, wenn ein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Lehrlingen gesetzlich nicht gemacht wird, sich die Handwerkskammern, denen die Regelung der Lehrlingsverhältnisse obliegt, gar nicht um die weiblichen Lehrlinge gekümmert haben, so ist dies nicht etwa aus Nichtachtung gegenüber dem weiblichen Geschlecht geschehen; es ist vielmehr der Fall gewesen, weil die Handwerkskammern zunächst alle Hände voll zu tun hatten, um die Bestimmungen für das männliche Geschlecht durchzuführen. Für die männliche Jugend waren diese auch viel leichter durchzuführen, da die Kammern überall Innungen und sonstige Organisationen vorfanden, die ihnen als Hilfsorgane dienten, während die weiblichen Handwerker ja leider so gut wie nicht organisiert sind. Es war für die Handwerkskammern auch leichter, weil der Begriff Lehrling sich für den männlichen Handwerker viel eher feststellen läßt als für den weiblichen. Eine Definition für den Begriff „Lehrling" gibt es in der Gewerbeordnung nicht, und die Frage, ob ein Lehrverhältnis vorliegt, muß also seitens der Gerichte im Zweifelsfalle von Fall zu Fall entschieden werden. Wenn jemand einen männlichen Lehrling als Arbeitsburschen bezeichnet, um dadurch den lästigen Bestimmungen der Gewerbeordnung über das Lehrlingswesen zu entgehen, so ist es verhältnismäßig leicht, nachzuweisen, daß dieser sogenannte Arbeitsbursche doch ein Lehrling ist und sich sein Lehrherr daher ohne Weigern den Anordnungen der Behörden fügen muß.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei dem weiblichen Geschlecht, denn die jungen Mädchen ergreifen meist nicht, wie der junge Mann, sofort nach Absolvierung der Schule den Beruf, sondern sie bleiben zunächst nach der Schulentlassung bei ihren Eltern. Erst nach mehreren Jahren kommen sie vielleicht auf die Idee, sich irgendeinem handwerksmäßigen Berufe zu widmen, häufig nicht, um nun diesen Beruf für alle Zeiten als Lebenszweck zu ergreifen, sondern, um sich zunächst zu beschäftigen, meist in der Hoffnung, ihn später wieder zu verlassen und eine Ehe zu schließen, die jede gewerbliche Tätigkeit überflüssig macht. Deshalb ist es so leicht für ein junges Mädchen, sich den Lehrlingsbestimmungen zu entziehen. Sie braucht nur zu erklären, daß sie den Beruf nicht lernt, um ihn später als Erwerb auszuüben, sondern daß sie ihn — bei den Schneiderinnen und Friseurinnen ist das meistens der Fall —, erlernt, um ihn später bei sich selbst oder im Haus bei ihren Angehörigen anzuwenden.

Mit dieser Erklärung haben sich die jungen Mädchen häufig zu ihrem eigenen Schaden den Lehrlingsbestimmungen, die zu ihrem Schutz erlassen sind, entzogen. Die Eltern, die die Tragweite dieser Handlungsweise nicht übersahen, haben ihre Kinder leider in diesem Vorgehen meist unterstützt, indem sie die gleiche Aussage machten. Gerade wegen dieser soeben kurz charakterisierten Schwierigkeiten haben sich die Handwerkskammern bisher nur so zögernd und allmählich an die Frage der Frau im Handwerk herangewagt, denn dadurch, daß die Handwerkskammern bestimmen, unsere Lehrlingsvorschriften gelten auch für weibliche Lehrlinge, ist noch nichts gewonnen, wenn es nicht gleichzeitig gelingt, durch eine weitgehende, aufklärende Tätigkeit dahin zu wirken, daß sich die weiblichen Lehrlinge sowie auch deren Eltern über die Konsequenzen dieser Vorschriften klar werden und daher

dahin streben, daß sie ebenso wie das männliche Geschlecht in drei- resp. vierjähriger Lehrzeit vorgebildet werden und alle Anforderungen, die an den männlichen Lehrling gestellt werden, ebenfalls erfüllen, um als vollwertiger Handwerker neben diesen in Konkurrenz treten zu können. Wenn alle die Vorschriften, die bezüglich des Lehrlingswesens erlassen sind, günstig zur Heranbildung eines tüchtigen männlichen Nachwuchses gewirkt haben, warum soll es dann nicht richtig sein, diese Vorschriften auch auf das weibliche Geschlecht anzuwenden, und warum sollen denn beim weiblichen Geschlecht nicht gleich günstige Resultate erzielt werden können? Was für den männlichen Arbeiter für dessen Ausbildung notwendig und wünschenswert erscheint, muß auch für den weiblichen Arbeiter zutreffen, und deshalb ist es jetzt an der Zeit, endlich der Frage der Heranbildung des weiblichen Geschlechts im Handwerk energisch näherzutreten.

Der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag hat sich bereits zweimal eingehend mit der Frage der Frau im Handwerk beschäftigt. Zum erstenmal ist das geschehen auf dem Kammertage zu Nürnberg, der vom 3. bis 5. September 1906 stattfand. Damals war seitens des Kammertages eine Enquete bei sämtlichen Handwerkskammern veranstaltet worden, und diese ergab, daß 4 süddeutsche Kammern die Lehrlingsverhältnisse der Frau geregelt hatten, 44 Kammern sich im Prinzip für eine derartige Regelung aussprachen, und 6 meinten, die Sache habe noch Zeit, man könne sie noch etwas vertagen. An wirklichen Gegnern fanden sich nur 8 Kammern. Damals wurde in eingehenden Referaten die Bedeutung der Frage der Frau im Handwerk dargelegt. Es wurde aber ein bindender Beschluß nicht gefaßt, sondern die Verhandlungen sollten nur als Anregung dienen, damit sich die Handwerkskammern mehr und mehr der Frage der Frau im Handwerk zuwendeten.

Auf dem vorjährigen Kammertage zu Königsberg, der vom 9. bis 11. August 1909 stattfand, wurde diese Angelegenheit wiederum zur Diskussion gestellt, und hier zeigte sich, welche große Entwicklung in dieser Frage in den Anschauungen der Handwerkskammern inzwischen, in den wenigen Jahren von 1906 bis 1909, vor sich gegangen war. Eine im November des Jahres 1908 veranstaltete Umfrage ergab nämlich das überraschende Resultat, daß von 72 befragten Handwerks- und Gewerbekammern 69 antworteten und nicht eine einzige dieser antwortenden Kammern sprach sich gegen eine Regelung der Lehrverhältnisse weiblicher Personen im Handwerk aus. Die diese Angelegenheit befürwortenden Schreiben der Handwerkskammern stellten sich ungefähr auf folgenden Standpunkt, der im Protokoll des Königsberger Kammertages festgelegt ist:

„Die Tatsache, daß ein nicht geringer Teil praktisch und theoretisch mangelhaft vorgebildeter weiblicher Personen sich später in dem Berufe nicht halten bezw. sich aus den Erträgnissen des Berufs nicht ernähren kann, legt es unserem sozialpolitischen und ethischen Empfinden nahe, hier helfend einzugreifen.

Die Erwägung, daß bei dem immer stärker werdenden Eindringen der Frau in handwerksmäßige Berufe, die durch unsachgemäße Ausbildung eintretende Verschlechterung der Qualität des arbeitenden Personals ein Sinken der Leistungsfähigkeit der Betriebe zur Folge haben muß, macht es uns in wirtschaftspolitischer Beziehung zur Pflicht, durch geeignete Maßnahmen Besserung der Verhältnisse zu schaffen.

Bedenkt man, daß die infolge unvollkommener Ausbildung qualitativ nur geringen Leistungen auch nur geringe Löhne erzielen, die drückend auf das Lohnniveau des ordnungsmäßig vorgebildeten Gesellen- und Gehilfenstandes wirken, bedenkt man ferner, daß diese niedrigen Löhne, die unverhältnismäßig große Zahl weiblicher Lehrlinge in den Betrieben und die Heranziehung der Lernenden zur Zahlung von unverhältnismäßig hohen Lehrgeldern im einzelnen wie in ihrer Zusammenwirkung die Konkurrenz der qualitativ hochstehenden Handwerksbetriebe gegenüber den lehrlingszüchtenden, pfuschenden und mit Leistung und Ware schleudernden Betrieben unbillig erschweren, so erscheint es als unabweisbare Aufgabe der Interessenvertretungen des vorwärtsstrebenden Handwerks, insbesondere der Handwerkskammern, dem soliden Meisterstand zugleich mit dem zur Selbständigkeit strebenden tüchtigen Gesellen- und Gehilfenstand darin zu dienen, daß die gekennzeichneten bisherigen vom volkswirtschaftlich-ethischen, gewerbepolitischen und wirtschaftlichen Interessenstandpunkte beklagenswerten Übelstände abgestellt werden, und durch Herbeiführung einer mit der männlichen Jugend gleichstehenden korrekten Ausbildung weiblicher Personen für das Handwerk endlich allgemein und gründlich begonnen wird."

Im einzelnen wurden folgende drei Vorschläge gemacht:

1. Regelung der Materie durch Bundesratsvorschrift auf Grund des letzten Absatzes des § 129 der Gewerbeordnung.
2. Allgemeine Annahme der für gewisse, in hervorragendem Maße von Frauen ergriffene Berufe in einzelnen Kammerbezirken bereits erlassenen Vorschriften nach dem Grundsatze: Gleiche Behandlung bei den sogenannten Männerberufen, Sondervorschriften in den Frauenberufen.
3. Völlig gleiche Behandlung männlicher und weiblicher Handwerker.

Der Kammertag stellte sich auf den Boden des 3. Vorschlages, indem er das Prinzip aufstellte, daß die weiblichen Lehrlinge genau den männlichen gleich zu behandeln sind und zwar nach dem Grundsatze: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Ich glaube mit dieser Regelung der Angelegenheit kann man auch vom weiblichen Standpunkt aus durchaus einverstanden sein und diesen Standpunkt will auch die Gewerbekammer zu Hamburg, wenn sie an die Frage herantritt, sich als Richtschnur dienen lassen.

Die Verhandlungen zeigten weiter, daß eine Anzahl Kammern schon recht weit in dieser Angelegenheit vorgegangen ist: z. B. die Handwerkskammern Kassel, Kaiserslautern, Liegnitz und Magdeburg. Um Ihnen ein Beispiel zu zeigen, wie man diese Regelung dort durchführt, will ich Ihnen die Vorschriften mitteilen, die die Handwerkskammer Kassel mit Genehmigung des Herrn Ministers für Handel und Gewerbe zur Regelung des Lehrlingswesens für weibliche Lehrlinge erlassen hat:

„1. Annahme eines Lehrmädchens darf nur durch Abschluß eines schriftlichen Lehrvertrages erfolgen.

Der Lehrvertrag muß in den wesentlichen Punkten dem von der Handwerkskammer aufgestellten Formular entsprechen.

2. Der Lehrvertrag ist in drei Exemplaren auszufertigen und von der Lehrherrin, von dem gesetzlichen Vertreter (Vater, Mutter oder Vormund) des Lehrmädchens und vom Lehrmädchen selbst zu unterschreiben. Je ein Exemplar des Lehrvertrages erhält der gesetzliche Vertreter des Lehrmädchens und die Lehrherrin zur Aufbewahrung. Das dritte Exemplar hat die Lehrherrin dem Vorstand der Handwerkskammer portofrei binnen 14 Tagen nach Abschluß des Lehrvertrages zur Eintragung in die Lehrlingsrolle zu übersenden. Die Gebühr für die Einschreibung in die Lehrlingsrolle der Kammer beträgt 3 Mark für jedes Lehrmädchen.

3. Die Mindestdauer der Lehrzeit für die weiblichen Lehrlinge im Damenschneider-, Putzmacher- und Damenfriseurhandwerk wird gemäß § 130a, Abs. 2 der Reichsgewerbeordnung auf 2 Jahre festgesetzt.

4. In einem Betriebe ohne volljährige Gehilfinnen dürfen bis zu 3 gewerbliche Lehrmädchen gehalten werden. Auf je eine volljährige Gehilfin kann ein weiteres Lehrmädchen gehalten werden. Die Höchstzahl darf aber 6 nicht übersteigen.

Durch die vorstehenden Bestimmungen wird die Befugnis der Lehrherrin, nicht gewerbliche Lehrmädchen zu beschäftigen, nicht berührt.

Sofern die Lehrherrin jedoch eine die absolute Höchstzahl der gewerblichen Lehrmädchen übersteigende Anzahl nicht gewerblicher Lehrmädchen beschäftigt, verringert sich die Zahl der zu beschäftigenden gewerblichen Lehrmädchen um die die absolute Höchstzahl überschreitende Anzahl der nicht gewerblichen Lehrmädchen.

Als nicht gewerbliches Lehrmädchen ist ein solches anzusehen, welches das Gewerbe nur für seinen Hausgebrauch erlernen will, und dessen Lehrzeit 6 Monate nicht übersteigt.

5. Bei Beendigung der Lehrzeit, vor Entlassung aus der Lehre, hat sich das Lehrmädchen der Gehilfinnenprüfung vor dem zuständigen Prüfungsausschuß zu unterziehen. Das Verfahren bei der Prüfung wird durch die Prüfungsordnung geregelt.

6. Gewinnt der Prüfungsausschuß die Überzeugung, daß die mangelhafte Ausbildung des Lehrmädchens durch die Lehrherrin verschuldet ist, so hat der Vorstand der Handwerkskammer für die Unterbringung des Lehrmädchens in einem anderen Handwerksbetriebe während der verlängerten Lehrzeit Sorge zu tragen.

Wird durch Verschulden der Lehrherrin die vertragsmäßige Lehrzeit überschritten, so hat die Lehrherrin dem Lehrmädchen den ihm hierdurch entstehenden Schaden zu ersetzen.

7. Verstöße gegen die oben stehenden Bestimmungen werden gemäß § 103n, Abs. 2 der Gewerbeordnung mit einer Geldstrafe bis zu 20 Mark geahndet, soweit nicht andere gesetzliche Strafen vorgesehen sind.

Hier haben wir also eine bereits ins Detail gehende Sonderregelung des weiblichen Lehrverhältnisses. (Schluß folgt.)

Annette von Droste und Levin Schücking.

Von

Dr. W. Schwab.

Nachdruck verboten.

Im April vergangenen Jahres ist in den Süddeutschen Monatsheften ein Essay veröffentlicht worden, der die Beziehungen Annettens zu Levin Schücking zum Gegenstand hat.[1]) Der Enkel Schückings: Levin L. Schücking-Göttingen unternimmt es dort, seinen Großvater zu rechtfertigen, ihn gegen die Vorwürfe, die sich mit mehr oder weniger Recht gegen ihn erhoben haben, zu verteidigen. Er wirft zu diesem Zweck einen kurzen Rückblick auf die Drosteforschung, soweit sie für die Beurteilung Schückings in Betracht kommt, und zwar sind es hauptsächlich zwei Bücher, zu denen er Stellung nimmt: die 1887 erschienene Drostebiographie von Wilhelm Kreiten[2]) und die 1903 herausgegebene von Karl Busse,[3]) auf welcher Levin L. Schückings Aufsatz fußt. Als „Randglossen" bezeichnet er seine Arbeit.

Die Biographie Annettens von Kreiten ist ein für die Drosteforschung grundlegendes, mit großem Fleiß zusammengetragenes Buch, dessen Autor aber einen engen konfessionellen Standpunkt einnimmt. Daß er Schücking nicht gerecht werden konnte, ist klar; mußte doch dieser mit seiner liberalen Gesinnung dem kleinlichen, einseitigen Verfasser der „Charakteristik" ein Dorn im Auge sein. Er sucht in jeder Weise die Verdienste, die sich Schücking um die Droste erworben hat, zu schmälern. Damals waren die im Besitz der Familie Schücking befindlichen Briefe der Dichterin an Levin noch nicht veröffentlicht, und so konnte sich Kreiten zu Äußerungen versteigen, wie: „Auch die Briefe Schückings werden nie etwas anderes klarlegen als eine, bei der Unmöglichkeit jedes Mißverständnisses in Auffassung des Verhältnisses von Annette geduldete vertrauliche Dankbarkeit des Schützlings gegen die Freundin seiner Mutter. An das innig edle Verhältnis zu Schlüter reicht dasjenige zu Schücking auch nicht im entferntesten hinan." Solche Behauptungen weist der Verfasser des Aufsatzes in den Süddeutschen Monatsheften an Hand von Briefstellen entrüstet zurück und tut dar, wie gerade Schücking derjenige gewesen war, der Annette den Weg in die Literatur gebahnt und unermüdlich ihr Lob gesungen hatte. Er berichtet uns, wie seinerzeit die Familie Schücking auf die Auslassungen Kreitens hin sich bewogen gefühlt, die Briefe der Droste an Schücking zu veröffentlichen, und wie sich dann Kreiten im 47. Band der „Stimmen aus Maria Laach" empört über die Herausgabe dieser Briefe geäußert habe.

Nachdem der Verfasser der „Randglossen" mit Kreiten abgerechnet hat, wendet er sich der zweiten schon erwähnten Drostebiographie, von Karl Busse, zu. Diese zeigt ein ganz anderes Gepräge als diejenige Kreitens. Ist die letztere eine gründliche Quellensammlung, so ist Busses Arbeit eher ein Kunstwerk zu nennen: Vor unseren Augen wird ein farbiges Bild von Annettens Wesen und Werdegang entrollt; Altes sieht uns darin auf ganz neue Weise an. Geistreich und fesselnd ist diese Charakteristik vom Anfang bis zum Schluß, aber auch, wie ich noch versuchen werde zu zeigen, da und dort subjektiv, willkürlich den Tatsachen gegenüber.

---

[1]) Annette von Droste und Levin Schücking. Randglossen zu einigen neueren Drosteforschungen mit Benutzung von ungedrucktem Briefmaterial. (6. Jahrgang, 4. Heft.) — [2]) Kreiten, Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Paderborn 1887, Schöningh. — [3]) Busse, Annette von Droste-Hülshoff. Frauenleben, IV. Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen und Klasing.

Levin L. Schückings Ansicht nach ist Busse der erste, der Schücking Gerechtigkeit widerfahren ließ, derjenige, der erst die eigentliche Bedeutung jener Epoche in Annettens Leben aufgeklärt hat, die sie, zusammen mit Schücking, auf der Meersburg zubrachte. Dann kommt er auf die Basis dieser Freundschaft zu sprechen, tadelt es, daß frühere Biographen auf eine zufällige äußerliche Ähnlichkeit Annettens mit Schücking Wert gelegt hätten, und betont demgegenüber die innere Verwandtschaft der Dichterin und Schückings, eine Verwandtschaft, die hauptsächlich durch die gemeinsame Stammesart bedingt war, worauf Schücking selbst in seinen „Lebenserinnerungen" hingewiesen hat. Der Autor der „Randglossen" ist bemüht, das Gemeinsame an beider Lebens- und Weltanschauung, das Konservative auch in Schückings Natur aufzufinden, an einigen bisher nicht veröffentlichten Bruchstücken Schückingscher Briefe von verhältnismäßig geringer Bedeutung zu zeigen, daß Interessen und Neigungen der beiden sich schon früh getroffen hätten. Während er zugibt, daß ihre Beziehungen in dieser Zeit durchaus harmlos waren, ist er der Ansicht, daß sie das später, in Meersburg, nicht mehr gewesen seien, wenn auch Annette nicht gewagt habe, sich ihre Gefühle und Gedanken vollständig klar zu machen. Zum Beweis führt er — außer einer Stelle aus einem Brief Freiligraths an Schücking — Busse folgend an, daß die Droste ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Schücking den Ihrigen gegenüber von Anfang an ein paar Grade kühler dargestellt habe, als sie in der Tat waren, daß sie zu diesem Zweck selbst eine kleine Lüge nicht gescheut habe.

Endlich erörtert Levin L. Schücking die vielumstrittene Entfremdung der beiden und spendet hier dem Bussescheu Deutungsversuch, von dem noch die Rede sein wird, hohes Lob. Wenn er auch zugibt, daß Annette den Freund sicher mit keinem Wort, vielleicht mit keinem Gedanken zu hindern versucht habe, als er die Meersburg verließ, spricht er doch unmittelbar darauf von ihrem verhängnisvollen Irrtum, zu glauben, einem achtundzwanzigjährigen Mann müsse ihr Verhältnis so wie ihr selbst als die Krone des Lebens erscheinen. Die Besorgnisse der Droste, die sie nach dessen Verlobung für Schücking hegt, werden im Anschluß an Busse auf Eifersucht zurückgeführt. Die alten Erklärungen der Trennung werden verworfen. Annette hatte über Schückings 1846 erschienene Gedichte an eine ihrer Freundinnen, Elise von Hohenhausen, geschrieben: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! — alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreier." Diese Äußerung, die früheren Biographen ein Anzeichen dafür gewesen war, daß die Ideen und Bestrebungen der Droste und Schückings auseinandergingen, nennt der Verfasser des Aufsatzes „schlechthin aus der Luft gegriffen". Selbst das, was bis jetzt als Hauptgrund der Trennung galt, nämlich das Erscheinen von Schückings Roman „Die Ritterbürtigen", in welchem der Autor Mitteilungen, die ihm die Droste gemacht hatte, in indiskreter Weise verwendet haben soll, kommt für ihn nicht in Betracht. Eine wirkliche Freundschaft, meint Schückings Enkel, die eben nur Freundschaft war, hätte diese Belastungsprobe vertragen.

Dies in Kürze die ungefähre Inhaltsangabe der „Randglossen", die durch den losen, impressionistischen Stil erschwert wird. Verschiedene Punkte darin fordern eine genauere Prüfung. Leider bekam ich die betreffende Nummer der Süddeutschen Monatshefte erst geraume Zeit nach dem Erscheinen zu Gesicht und konnte auch dann nur langsam und mit Unterbrechungen die Literatur, die dem Aufsatz zugrunde liegt, durcharbeiten. So mußte ich mir sagen, daß meine Studie verspätet eintreffe. Trotzdem habe ich sie hinausgehen lassen, gilt es doch, für Annette einzutreten; denn während bisher bloß ein Kampf um ihre Ansichten, besonders auf religiösem Gebiet, gefochten worden ist, wird jetzt ihre sittliche Persönlichkeit selber angegriffen.

Zunächst möchte ich die Behauptung bestreiten, daß die Beziehungen der Droste und Schückings in der Spätzeit nicht mehr harmlos gewesen, sondern etwas schwül geworden seien. In zarterer Weise als Schückings Enkel hat dessen Tochter

Theo das Verhältnis der Dichterin zu dem Freunde beurteilt. Sie nennt es „so eigentümlicher Art, daß es nicht leicht wird, es mit einem gangbaren Worte zu bezeichnen, geschweige denn zu erschöpfen".[4]) Busse hat hieraus ohne weiteres den willkürlichen Schluß gezogen, daß es kein natürliches gewesen sei, sondern notgedrungen Schiefes und Ungesundes mit sich gebracht habe.[5]) Theo Schücking selbst hat, wie mir eine Freundin von ihr mitteilt, gegen eine solche Auffassung protestiert. Man ist neuerdings zu sehr geneigt, diese Freundschaft der Droste von einem allgemeinen Standpunkt aus zu betrachten, sie nach gewissen modernen Anschauungen unterzubringen und einzureihen. Sie ist aber außergewöhnlich wie die Droste selber und paßt in kein Schema hinein. Die Resignation wird zu wenig beachtet, die Annette von Anfang an beseelt, keine gezwungene, kraftlose, sondern eine aktive, fest gewillte, die den Tatsachen ins Auge schaut und den Verzicht ergreift. Schücking macht der Droste den Abschied von der Jugend sichtbar und fühlbar. Sie beweint in ihm, was entschwand und was noch entschwinden wird.[6]) Levin gehört die Zukunft; ihr geziemt es, „in Räumen, schwer und grau, zu grübeln über dunkler Taten Rest".[7]) Zu wenig wird auch die erzieherische Aufgabe betont, die Annette sich stellt. Echt Drostisch ist die Freundschaft für Schücking aus der Pietät gegen eine Verstorbene heraus entstanden. Jene äußere Ähnlichkeit Schückings und der Droste, die der Verfasser der „Randglossen" andeutet, führt tiefer, als es diese Stelle des Essays vermuten läßt. Sie betrifft nicht sowohl Schücking selbst als vielmehr dessen Mutter und weist damit auf eine von Annette geliebte und verehrte Frau hin. In seinem schlichten, anmutigen Büchlein: „Annette von Droste. Ein Lebensbild" erzählt der Sohn, wie gerade der Tod seiner Mutter es war, der ihn der Dichterin in eigenartiger Weise näherbrachte. Er kommt ihr fortan wie ein Vermächtnis der Toten vor. Ihre Freundschaft für deren Sohn ist auf der Treue aufgebaut. Es ist viel Pflichtgefühl darin, das sich in Ermahnungen, Bitten und Ratschlägen äußert. Sie will ihm nicht nur zu seinem äußeren Fortkommen helfen, sondern ihn auch innerlich fördern.[8]) Lieber will sie ihm mal lästig und langweilig erscheinen, als sich durch Schweigen an der Treue versündigen.[9]) Der Verfasser des Aufsatzes in den Süddeutschen Monatsheften führt als Beweis für seine Auffassung des Verhältnisses an, daß die Droste ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Schücking den Ihrigen gegenüber von Anfang an ein paar Grade kühler dargestellt habe, als sie in der Tat waren. Dieser Beweis ist hinfällig. Hier gab nicht ihr eigenes Empfinden den Ausschlag. Busse hätte keinen Grund gehabt, den Zwang zu betonen, in dem Annette aufgewachsen ist, einen Zwang, der die Enge der Zeit und der Verhältnisse wenn nicht übertrumpft, so doch kraß hervorhebt — wurden doch der längst Erwachsenen noch Briefe aufgebrochen[10]) —, wenn sie nur das hätte unterdrücken müssen, was ihr nicht als harmlos erschien. Aus der Dichtung „Walther" muß die jugendliche Dichterin zwei Strophen herausnehmen und zwei andere dafür einflicken, weil die Mutter es anstößig findet, daß der alte Ritter sich selber vergiftet, nachdem er seinen Pflichten durch Versorgung seiner Tochter glaubt genug getan zu haben.[11]) Annette scheut sich, eine neue Bekannte zu Hause einzuführen, weil die Mutter sich das erstemal „geniert mit ihr" finden könnte und wohl keinen zweiten Versuch machen würde. Die Tochter leidet darunter, im Umgang mit Menschen gehindert zu sein, die, wenn sie von sich selbst schließen darf, ihr „bereits unentbehrlich geworden sind".[12]) Auch ihrem Schwager, dem um so viel älteren, ganz anders

[4]) Theo Schücking, Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Neue Ausgabe. Leipzig, Grunow. S. VIII Z. 23 ff. — [5]) Busse, A. v. D.-H., S. 126 Z. 12 ff. — [6]) Annette Freiin von Droste-Hülshoffs ges. Schriften. Mit Einleitung von Levin Schücking. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, I. Bd. „Spiegelung", S. 147 V. 19 f. — [7]) A. a. O. „Die Schenke am See." S. 102 f. V. 37 ff. — [8]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 128 Z. 28 ff. — [9]) A. a. O. S. 107 Z. 29 ff. — [10]) A. a. O. S. 97 Z. 24 f. — [11]) Hüffer, Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke, Gotha 1887, Perthes, S. 59 Z. 10 ff. — [12]) Schlüter, Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff, 2. Aufl., Münster, Russel, 1880, S. 170 Z. 19 ff.

gearteten gegenüber hat sie mancherlei Rücksicht zu nehmen. Den aus dieser Verschiedenheit der Charaktere entspringenden Konflikten weicht sie aus, so gut es geht. Wie wenig Ursache aber dazu da ist, ihren offiziell geschriebenen Briefen eine zu verbergende Leidenschaft zugrunde zu legen, geht aus einer dieser Notlügen, mit denen Levin L. Schücking seine Hypothese stützen will, just aus der Meersburger Zeit hervor. Sie betrifft Schückings Gedicht: Die Meersburg. Dieses enthielt ursprünglich zwei Teile, erstens eine Schilderung der Burg und der Landschaft mit einem Rückblick in die Geschichte des Schlosses, und zweitens die Verherrlichung des damaligen Besitzers und seines größten Besuchers: Uhlands. So ist es auch in Schückings Gedichten von 1846 gedruckt. Im Einverständnis mit Annette hatte aber Schücking den zweiten Teil gestrichen und das Gedicht in dieser Form dem Morgenblatt eingesandt. Annette hält sich nun in einem Brief an Levin darüber auf, daß ihrem Schwager von allen Seiten Glück gewünscht werde zu dem im Morgenblatt erschienenen Gedicht auf seine Burg, in welchem er nicht einmal erwähnt sei. Es habe ihr so auszusehen geschienen, als ob Levin sich seiner geschämt hätte als zu unbedeutend für ein Gedicht, und so habe sie vorgegeben, das Gedicht, das sie kenne, von der Redaktion gekürzt gefunden zu haben.[13]) Solche Notlügen, die zuweilen ganz unbedeutende Dinge betreffen, lassen an Schückings Wort von ihrer ganz verkehrten, ganz aristokratischen Erziehung denken. So sehen wir sie in Kleinigkeiten unwahr, die im Großen so Wahre und Offene, wie sie Gedichte und Briefe zeigen. Angeborenes weibliches Zartgefühl ist bei ihr ins Übertriebene gesteigert worden. Ihre Rücksicht, ihre Anpassungsfähigkeit im täglichen Verkehr müssen außerordentlich gewesen sein. Dieses ihr Wesen erläutert am besten eine Stelle aus einem Brief an Schlüter vom 4. August 1837, wo sie erzählt, wie sie, trotzdem sie an Gesichtsschmerzen litt und gedrückter Stimmung war, sich abgemüht habe, einen ihr anscheinend nicht sehr wohlwollenden Besuch zu unterhalten, leider vergeblich, und beifügt: ich glaube immer, Offenheit ist das beste, fast immer.[14])

Der Verfasser des Aufsatzes führt sodann folgende Worte Freiligraths aus einem Brief an Schücking zum Beweis an: „Übrigens mag es gut sein, daß Ihr beide durch mich und den Fürsten Wrede getrennt wurdet. Ihr triebt Idolatrie miteinander und hattet, glaub ich, keine Kritik mehr Eins fürs Andere. Nun steht Jedes wieder auf eigenen Füßen und wird freier und selbständiger dadurch.“[15]) Diese Briefstelle braucht nun durchaus nicht in dem Sinn gedeutet zu werden, den Levin L. Schücking ihr gibt. Freiligrath mit seinem raschen, impulsiven Wesen, der zudem Annette nicht näher kannte, mag überhaupt nicht geeignet sein, zum Zeugen aufgerufen zu werden. Ich erinnere nur an die bei Hüffer zitierte Stelle aus einem Brief an Schücking: „Was macht die Droste denn jetzt für Gedichte? Schweizerische oder westfälische? Alle Tage eins? Das ist starker Tubac, auf Ehre! Non multa sed multum, meine Gnädige!“[16])

Eher scheinen die in dem Aufsatz an einem andern Ort zitierten Briefstellen dem Autor der „Randglossen“ hier Recht zu geben: „Guten Morgen, Levin. Ich habe schon zwei Stunden wachend gelegen und in einem fort an dich gedacht, ach, ich denke immer an dich, immer. — Schreibe mir, daß du mich lieb hast, ich habe es so lange nicht ordentlich gehört und ich bin so hungrig darauf —“[17]) usw. usw. Die betreffenden Stellen, die schon Busse angeführt hatte, stammen jedoch alle aus einem und demselben Briefe vom 4. Mai 1842, dem einzigen in seiner Art, der wärmer und inniger ist als die übrigen. Schon der nächste vom 13. Juni bildet in seiner größeren Ruhe und Sachlichkeit einen Kontrast dazu. Jenes war der erste Brief, den die Dichterin Schücking nach seiner Abreise von Meersburg schrieb. Der Schmerz der Trennung von dem Freunde, der für sie das Publikum schlecht-

[13]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch., S. 48 Z. 27 ff., vgl. S. 251 Z. 6 ff. — [14]) Schlüter, Br. der Fr. A. v. D.-H., S. 93 Z. 6 ff. — [15]) S. 462 Z. 21 ff. — [16]) S. 260 Z. 11 ff. — [17]) S. 449, Z. 18 ff.

weg gewesen war,[18]) ja, mehr als das, der ihr die Verbindung mit der Welt, mit allem, was lebendig, was jugendlich strebsam und hoffnungsfreudig war, bedeutet hatte, zittert durch ihn hindurch. Von allem, woran sie sich vier Jahre erfrischt und geistig ernährt habe, klagt sie, seien ihr nun nur Elise Rüdiger (von Hohenhausen) und Schlüters geblieben. Aber sie macht sich selbst Courage. Der lange Brief enthält auch anderes als jene Ausdrücke rührend offener Zuneigung. Nachdem sie ihm eine Chronik ihrer Erlebnisse seit seinem Weggang gegeben hat, berichtet sie ihm aus Briefen ihrer Freundin Elise mancherlei, was ihn interessieren konnte: von einem jungen Mann, den die Rüdiger gern zu Schückings Nachfolger beim Freiherrn von Laßberg gemacht hätte, von den gemeinsamen Bekannten in Westfalen usw. Sie beurteilt ihren Prosastil bei Anlaß des Erscheinens der Judenbuche im Morgenblatt. Sie zeigt dem Freund eine Rezension seines „Dom" an und gibt Auszüge daraus. Sie schildert ausführlich einen Ausflug in das sie hoch entzückende Langenargen. Die Unbefangenheit der um siebzehn Jahre ältern ist auch in diesem Brief gewahrt. Abgesehen von den Stellen, wo sie sich über ihre Weichheit ihm gegenüber und die Trauer um ihn in drolliger Weise zu ärgern scheint, z. B.: „und du nachlässiger Schlingel bist es wirklich gar nicht werth, wie wir uns um Dich geängstigt haben", befiehlt sie ihm wie eine gestrenge Lehrerin, unverzüglich an ihren Schwager zu schreiben: „und sage Dir hiermit an, daß Du Dich nur auf der Stelle hinsetzen und das Versäumte nachholen magst; denn Du darfst nicht undankbar scheinen für die seltene Anhänglichkeit und wahrhaft väterliche Liebe, die dieser alte Mann Dir zugewendet hat. Deine Entschuldigung im vorigen Schreiben, wo Du Dich für simpel erklärst, hat er nur für den Augenblick gelten lassen, und wirklich kann Dich auch nichts von der Verpflichtung, ihm wenigstens einmal zu schreiben, lossprechen; also nur frisch und gleich ans Werk."

Die Behauptung, daß Annette es nie gewagt habe, sich ihre Gefühle und Gedanken in dieser Hinsicht klar zu machen, daß sie sich ihrer nie ganz bewußt geworden sei, dürfte bei einem jungen Mädchen Geltung haben, nicht aber bei der Fünfundvierzigjährigen, deren scharfer, den Dingen mutig auf den Grund gehender Verstand von den Biographen als eines ihrer Hauptcharakteristika hervorgehoben wird. Sollte diejenige, die in dem Fragment: Bei uns zu Lande auf dem Lande, wie Schücking sich ausdrückt: mit einer fast schonungslosen Klarheit über sich ihr treues Spiegelbild zeichnet,[19]) hier so im Dunkeln getappt sein? Das hieße eine Natur wie die Droste doch gewaltig unterschätzen. Übrigens hat sie sich der Braut Levins gegenüber offen über ihre Zuneigung ausgesprochen. Sie schreibt an Luise von Gall über deren Bräutigam: „ich habe ihn außerordentlich lieb, außerordentlich".[20])

In der Folge widerspricht sich der Verfasser der „Randglossen". Er gibt mit Recht zu, daß Annette Schücking mit keinem Wort, vielleicht mit keinem Gedanken zu hindern, d. h. zurückzuhalten versucht habe. Bald darauf fährt er aber fort: „es war ein Irrtum, der für ihr Verhältnis verhängnisvoll werden mußte, daß sie glaubte, einem achtundzwanzigjährigen Mann, dem der Himmel voller Geigen hing, müsse es gleichfalls als die Krone seines Lebens erscheinen".[21]) Um den Passus aus einem Brief Annettens an Schücking vom 15. November 1842 recht zu verstehen, den der Verfasser des Aufsatzes zum Beweis anführt: „Es waren die schönen Tage von Aranjuez, habe ich Ihnen nicht immer gesagt, Sie seien sich des traumartigen Glückes Ihrer Lage nicht halb bewußt",[22]) muß man sich die ungeordneten Familienverhältnisse im Wredeschen Hause vergegenwärtigen, wo Schücking damals Erzieher war, Verhältnisse, unter denen, wie aus den „Lebenserinnerungen" erhellt, auch der junge Hauslehrer litt. Die Briefe an Schücking gehören zu den unbefangensten, natürlichsten, ihre Gedichte an ihn zu den klarsten,

---

[18]) Siehe Kreiten, Anna El. Fr. v. D.-H., II. Aufl. 1900, S. 440, Z. 8 ff. — [19]) Levin Schücking, Annette v. Droste. Ein Lebensbild, Hannover, 1862. Rümpler S. 39 Z. 14 ff. — [20]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 289 Z. 23 f. — [21]) S. 462 Z. 38 ff. — [22]) S. 463 Z. 1 ff.

die Annette geschrieben hat. Wer aber die Droste kennt, weiß, daß sie, wenn sie den geringsten Verdacht gegen sich selber gehabt hätte, nicht mehr so offen und rückhaltlos hätte schreiben können.[23]) Gerade diese Tatsache bezeugt die Wunschlosigkeit und Selbstlosigkeit ihrer Zuneigung, die da am unbefangensten war, wo sie am wenigsten forderte. Was sie vielleicht dem gleichaltrigen verborgen hätte, daraus macht sie dem jüngern gegenüber kein Hehl. Im Zusammenhang mit ihrer ganzen warmen Persönlichkeit betrachtet, sehen sich die einzelnen Briefstellen auch anders an. So beginnt z. B. das junge Mädchen einen Brief an den um Jahrzehnte ältern befreundeten Regierungsrat Sprickmann: „Daß ich Ihren mir so teuren Brief nicht eher beantwortet habe, mein lieber einziger Sprickmann, daran ist gewiß mein für Sie so warmes Herz nicht schuld.“[24]) Diejenige, die uns in ihren Dichtungen durch ihr kraft- und temperamentvolles Wesen anzieht, konnte auch im Leben, wo sie auf Verständnis rechnete, nicht farblos und konventionell sein.

Immerhin lassen die bisherigen Ausführungen Levin L. Schückings verschiedene Urteile zu, nicht aber die nun folgenden Angriffe. Hier wird die Droste, wenn auch nur in Andeutungen, so doch deutlich genug, als die Eifersüchtige dargestellt, die dem jungen Freund doch gern mehr gewesen wäre und ihn keiner andern gönnen mochte. Aber nichts, auch gar nichts, was von der Droste und über sie vorliegt, berechtigt zu solchen Schlüssen, welche die große Dichterin zu einem ungenerösen, kleinlichen Menschen stempeln. Uneigennützigkeit wird als ein Grundzug ihres Charakters hervorgehoben. Schlüter sagt von ihr, daß ein Herz von unbegrenzter Güte, Opferwilligkeit, Selbstvergessenheit und Großmut ihr eigen gewesen seien.[25]) Ähnliches bezeugt Schücking. Wir haben also keinen Grund, zu bezweifeln, daß ihre Besorgnisse, das Wohl des jungen Bräutigams betreffend, aufrichtig gemeint seien. Sie fing ja nicht erst dann an, sich um ihn zu sorgen. Sie war immer ängstlich, fast pedantisch ängstlich, will uns dünken, um ihn bemüht und bekümmert gewesen. Zufällig aufgegriffene Stellen aus ihren Briefen mögen das beweisen: Seite 84 ff., 110, 116, 126 ff., 167 ff. Sie habe ja nur den einen Jungen, meint sie einmal, auf den sie alles, was von Mutterliebe in ihr sei, konzentrieren müsse.[26]) Nun ist es ihr vor der Entscheidung so ängstlich und ernst zumute, als sollte sie selbst heiraten.[27]) Da Luise von Gall protestantisch war, wurde Annette noch im besonderen von religiösen Skrupeln beunruhigt. Krankheit und körperliche Schwäche, über die sie in den zwei speziell in Betracht kommenden Briefen vom 24. April und vom 11. Mai 1843 mehr als sonst klagt, mochten sie überdies manches schwärzer sehen lassen. Diese ihre Besorgnisse erklären auch zur Genüge die Worte der Elise von Hohenhausen, die gegen Annette sprechen sollen: „Geben Sie der Wahrheit die Ehre, mein lieb Engelchen, habe ich mich nicht viel lebhafter gefreut als Sie?“ usw. Auch auf Schückings Gattin erstreckt sich ja in der Folge Annettens mütterliche Sorge, wie ihr Brief vom 29. September 1844 beweist. Wenn man Stellen wie die folgenden aus Briefen an Luise als falsch und unwahr annehmen will, so fällt damit die ganze sittliche Persönlichkeit der Droste: „Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, wie viel Gutes ich Ihnen wünsche und anthun möchte, dafür, daß Sie meinem armen Jungen, dems oft schlecht und nie vollkommen gut gegangen ist, ein so ächtes, friedliches Glück bereiten“,[28]) oder: „Nur Eins steht fest, liebe Louise, daß ich den wärmsten Wunsch und Willen habe, ein möglichst nahes, liebes Verhältniß unter uns zu begründen; Sie haben dies ja auch, — was wollen wir mehr für den Anfang?“[29]) Ihr Bekenntnis in demselben Brief, daß es ihr anfangs schwer

[23]) Vgl. Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 127 Z. 21 ff. — [24]) Die Droste. Annette, Freiin v. Droste Hülshoff. Briefe, Gedichte, Erzählungen. München-Ebenhausen u. Leipzig, 1909. Langewiesche-Brandt S. 12 Z. 1 ff. — [25]) Kreiten, Anna El. Fr. v. Dr. S. 203 Z. 17 ff. Vgl. Kreiten, Anna El. Fr. v. D.-H., 11. Aufl. 1900. S. 435 Z. 26. — [26]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 137 Z. 9 ff. — [27]) A. a. O. S. 189, Z. 25 ff. — [28]) A. a. O. S. 267 Z. 17 ff. — [29]) A. a. O. S. 276 Z. 18 ff; vgl. S. 243 Z. 2, Z. 11 ff. u. Z. 18 ff., sowie S. 244 Z. 8 ff.

geworden sei, die rechte Linie zwischen vertraut und doch wieder fremd zu treffen, ist natürlich und macht ihr Ehre. Selbst der Ausruf: „Gottlob, das Eis ist gebrochen, ich habe Ihnen vertraut geschrieben wie einer Tochter", können wir der jungen Unbekannten gegenüber wohl verstehen, gerade wie wir es begreifen, wenn Schücking seine Braut freundlich ermahnt, der Droste doch über ihre Gedichte ein paar Zeilen der Anerkennung zu schreiben.[30]) Daß einem so herzlichen Verhältnis, wie dasjenige zwischen Annette und Schücking es war, durch jedes Dritte eine Störung drohte, darf niemand wundern. Wer hat es nicht schon erlebt, wie schwer es ist, zwei Menschen, die man beide herzlich liebt, einander näherzubringen? Müssen da ohne zwingenden Grund Unliebenswürdigkeit, Eifersucht auf irgendeiner Seite, oder wie die häßlichen Eigenschaften alle heißen, zur Erklärung herangezogen werden?

Es ist klar, worauf Levin L. Schücking hinaus will. Der Bruch zwischen den beiden Freunden soll motiviert werden. Doch ein Bruch auch zwischen zwei bedeutenden, edeln Menschen ist ja leider nichts Unerklärliches, noch nie Dagewesenes. Der Gegensatz zwischen Schückings leichterer und leichter beeinflußbarer, allem Neuen zugänglicheren Art und Annettens schwererem, starrerem Wesen, ihrem Mißtrauen gegen das Neue, barg ihn schon im Keim. Schückings Enkel hat das Bindende trefflich hervorgehoben; man darf aber auch das Trennende nicht übersehen. Sie waren so verschieden nach Natur, Alter und Stand! Sollte das alles nichts ausmachen? In dem stillen Meersburg, das heute noch so weltabgewandt daliegt wie im Mittelalter, mochten die Gegensätze noch nicht so fühlbar geworden sein. Aber die Entwicklung zweier Menschen läuft doch nicht parallel! Der junge Mann zog in die Welt und kam in die Strömung der Zeit hinein, Annette blieb in Meersburg zurück, wo sie „in ihrem Turm wie begraben ist",[31]) oder sie lebt in Rüschhaus, „einem der unveränderlichsten Orte, wo man den Flug der Zeit am wenigsten gewahr wird."[32]) Eifersucht einer der beiden Frauen kann es nicht erklären, warum der Briefwechsel noch zwei Jahre nach Schückings Trauung fortdauert, dann aber nicht, wie man es nach Levin L. Schückings Auffassung voraussetzen sollte, im Sande verläuft, sondern plötzlich abbricht.[33]) Man könnte einwenden, daß es in Annettens Natur gelegen habe, lieber einen unangenehmen Briefwechsel weiterzuführen, als frühere Freunde zu verletzen. Um so unbegreiflicher ist aber dann der jähe Abbruch der Beziehungen. Wir müssen also doch wohl auf die Gründe zurückgehen, welche frühere Biographen anführten, und die Levin L. Schücking als bloße Symptome der Entfremdung betrachtet, und sie untersuchen.

Er erwähnt zuerst seines Großvaters Gedichte, die im Jahre 1846 erschienen. Sie mögen für Annette eine Enttäuschung bedeutet haben. Hatte sie einst an Levin geschrieben, sie wisse, daß er, wenn er auch nicht halb so orthodox und loyal sei, wie Laßberg meine, doch weder Demagog noch Freigeist sei,[34]) so schreibt sie jetzt an ihre Freundin Elise von Hohenhausen über seine Gedichte: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! — Alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreier." Zu diesen Worten bemerkt der Verfasser der „Randglossen": „Merkwürdigerweise scheint niemand von den Biographen, die diese Stelle zitieren, die Gedichte Schückings jemals zur Hand genommen zu haben, sonst müßte ihm die höchst erstaunliche Tatsache aufgefallen

[30]) Kreiten, Anna El. v. D.-H., II. Aufl. S. 435 Z. 9 ff. — [31]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 229 Z. 1. — [32]) Kreiten, Anna El. Fr. v. D.-H., II. Aufl. S. 448 Z. 13 f. — [33]) Allerdings sagt Annette in dem bekannten Brief an Schlüter vom Ostermontag 1846 von ihrer Korrespondenz mit Schücking, sie sei ohnedies fast entschlafen (Cardauns, Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, Forschungen und Funde, hg. v. Prof. Franz Costes, Bd. II, Heft 1–2, Münster i. W. 1909, Aschendorff S. 339 Z. 10 f.); aber wie aus der Hüfferschen Biographie erhellt (S. 305 Z. 18 ff.), machte Schücking selbst oft lange Pausen, so einmal, wie er schreibt, aus allerlei Gründen, die er hier unangedeutet lasse (Briefe S. 215). — [34]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 84 Z. 11 ff.

sein, daß diese Behauptung der Droste schlechthin aus der Luft gegriffen ist." [35]) Mit mindestens demselben Recht kann man das von dem eben Gesagten behaupten. Allerdings ist das politische Element in Schückings Gedichten bei weitem nicht so extrem wie manches Erzeugnis der Zeit; es tritt zudem hinter den Liebesgedichten, den romantisch-historischen usw durchaus zurück. Ich würde auch nicht daran denken, es hervorzuheben, wenn der Verfasser des Aufsatzes nicht geneigt wäre, es zu bestreiten. Es ist aber da und deutlich zu verfolgen. Sätze Levin L. Schückings wie: „Der politische Einschlag in den erwähnten Gedichten ist so gut wie nicht wahrnehmbar! Es handelt sich nur um den Schluß des Gedichtes an seinen Erstgebornen: Meinem Lothar" [36]) beruhen auf einem Irrtum. Man lese z. B. „Schildzeichen", [37]) den Schluß des Freiligrath gewidmeten „Friedenssaal zu Münster", [38]) „Zu Unkel. In der Nacht vor der Huldigung in Berlin, 14. Oktober 1840", [39]) die letzten Strophen von „In Mondsee", [40]) „Befürchtungen in der Einsamkeit, bei dem Gerücht einer Invasion", [41]) Strophe 5 und 6 des Gedichts, in dem er seine Sturm- und Drangzeit mit ihren wilden, maßlosen Wünschen schildert. Da möchte er der ewige Jude sein, um sich unerschrocken im Sturm der Zeiten tummeln zu können, „wenn Völker sich um ihre Freiheit wehren, wenn man mit Blut die alten Fesseln sprengt, die aus den Nächten der Geschichte stammen" [42]) u. a.; oder zu welcher Gattung soll man „Die politischen Dichter" rechnen? Der erste Teil dieses Gedichts mag als Beispiel zur Orientierung des Lesers hier stehen:

Die politischen Dichter.

I.

Ihr schlugt sie auseinander, die Standarten,
Die schweren Faltenwurfs, mit schwarzen Aaren,
Bestäubte Zierden unsrer Dome waren
Und träumend auf ein frisches Flattern harrten.

Der aufgezäumten Rosse Hufe scharrten,
Und schlachtendurstig tönten die Fanfaren:
Des alten heil'gen Reiches Heerbannscharen,
Sie kamen waffenschwer und stehn — und warten.

Wer führt und lenkt? wen hebt ihr in den Bügel,
In wessen Hand gehört der Purpurzügel,
Wer will der König sein von diesen Rittern?

Freiheit das Wort auf seines Schildes Hügel,
Als Helmeszierde des Gedankens Flügel,
Im blauen Aug ein Himmel voll Gewittern? — [43])

Die Droste rechnet dieses sogar zu den Gedichten von „überraschender Schönheit". Überhaupt ist nicht die von Levin L. Schücking zitierte Stelle in dem Brief an Elise von Hohenhausen vom 30. Januar 1846 der Punkt, wo eine Anklage gegen Annette einsetzen könnte, vielmehr, wie auch Busse bemerkt, im Vergleich hierzu das weit günstigere Urteil, das sie in ihrem Brief an den Autor selbst vom 7. Februar 1846 über die Gedichte niederlegt. [44]) Sie nennt sie hier ein liebes Geschenk, das sie sehr gefreut habe, ein schönes Buch, in dem kein einziges schlechtes oder auch nur mittelmäßiges Gedicht sei. Wie reimt sich das mit den Worten an Elise? Der Gegensatz der beiden Briefstellen macht beim ersten Lesen den Eindruck der Unwahrheit. Bei näherem Zusehen urteilt man schon billiger. Konnte es Annette von Droste mit den Gedichten ihres Freundes nicht ähnlich gegangen sein? Sie schreibt in dem Brief an Schücking, daß sie die Gedichte „unter Umständen,

[35]) S. 464 Z. 18 ff. — [36]) A. a. O. Z. 22 ff. — [37]) Levin Schücking, Gedichte, 1846, S. 172. — [38]) A. a. O. S. 113 Vers 13 ff. — [39]) A. a. O. S. 119 ff. — [40]) A. a. O. S. 147 Vers 5 ff. — [41]) A. a. O. S. 267 Vers 13 ff. — [42]) A. a. O. S. 150 Vers 4 ff. — [43]) A. a. O. S. 173. — [44]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 355 Z. 9 ff.

die wohl geeignet waren, mich allen Interessen, außer den allernächsten, zu entrücken", bereits dreimal gelesen habe. Die beiden Briefe liegen 8 Tage auseinander. Es läßt sich doch wohl denken, daß ihr zuerst bloß das ihr Unangenehme darin auffiel. Es entspricht dies ja einer allgemein menschlichen Eigenschaft. Daß gewisse Stellen die Dichterin nicht freuten, daß sie, die aufgefordert hatte, vor des Blutes gnadenreicher Spende zu knien, es nicht gerne hörte, wenn Schücking um die Menschheit trauert:

Doch ob sie zürn', geknechtet ist sie doch
Des Glaubens Fordrung blindlings zu verrichten,
Und sich leibeigen in ein eisern Joch
Zu schmiegen unbegriffnen düstren Pflichten;[45])

ist selbstverständlich. Allerdings erwähnt sie in ihrem Brief an die Freundin das religiöse Moment nicht; aber man beachte in den Ausrufen: Völkerfreiheit! Preßfreiheit! alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreier das „alle", das auf weitere, nicht genannte hindeutet. Dann mochte sie das Buch doch wieder vorgenommen haben, um ihren ersten ungünstigen Eindruck zu prüfen, bevor sie an den Freund schrieb, und siehe da, sie erlebte eine angenehme Enttäuschung. Sie las jetzt die Gedichte auch auf ihren künstlerischen Gehalt hin durch und mochte wirklich über manche erstaunt sein, die sie jetzt von überraschender Schönheit nennt. Ihr erstes in zwei Sätze zusammengedrängtes Urteil mit den Ausrufen ist vag und übereilt. Man darf es ebensowenig wie dergleichen rasche Urteile ihres in seiner drastischen Art ihr ähnlichen Landsmanns Freiligrath auf die Goldwage legen.[46]) Daß es aber nicht nur der Dichterin, sondern auch dem Mann der Wissenschaft begegnen kann, daß er etwas übersieht, beweist eine Behauptung am Schluß von Levin L. Schückings Aufsatz. Der Autor sagt hier, daß Busse in seiner Biographie aus Sympathie mit der großen Dichterin die letzten Worte verschweige, die sie über den Freund geäußert habe. Dabei sind sie auf Seite 150 Zeile 23 ff. des Busseschen Buches zitiert. (Schluß folgt.)

[45]) Levin Schücking, Ged., S. 159 Vers 15 ff. (Kirchenmusik). Vers 17 steht: Uebeigen statt leibeigen. — [46]) Vgl. Cardauns, Die Br. der Dicht. A. v. D.-H., S. 337 Anm. Z. 16 ff.

An die Weltverbesserer.

Pochest du an — poch nicht zu laut,
Eh' du geprüft des Nachhalls Dauer.
Drückst du die Hand, drück nicht zu traut,
Eh' du gefragt des Herzens Schauer.
Wirfst du den Stein — bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand wird treiben.
Oft schreckt ein Echo dumpf und hohl,
Reicht goldne Hand dir den Obol,
Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.
— — — — — — — — — — —
Drum poche sacht, du weißt es nicht,
Was dir mag übern Haupte schwanken;
Drum drücke sacht, der Augen Licht
Wohl siehst du, doch nicht der Gedanken.
Wirf nicht den Stein zu jener Höh',
Wo dir gestaltlos Form und Wege,
Und schnellest du ihn einmal je,
So fall auf deine Knie und fleh',
Daß ihn ein Gott berühren möge.

Annette von Droste.

Die Friedensbewegung in Deutschland.

Von

Mathilde Planck.

Nachdruck verboten.

Zu der Zeit, da es noch einen starken deutschen Idealismus gab, war es ein selbstverständlicher Gedanke, daß das Ziel der völkerrechtlichen Entwicklung ein dauernder Friedenszustand sein müsse. Nicht nur die Dichter und Denker, die von ihrer einsamen Höhe die Welt mit einem andern Augenmaß betrachten als der gewöhnliche Sterbliche, beschäftigen sich mit dieser Idee. Auch denen ist sie geläufig, die nach naheliegenden praktischen Zielen streben, sofern sie allerdings solche Gegenwartsarbeit in ihrer Verkettung mit Vergangenem und Zukünftigem zu sehen vermögen. Wenn beispielsweise der Nationalökonom Friedrich List seine Vorgänger bekämpft, die in ihren Voraussetzungen schon auf den Völkerfrieden rechnen und dadurch zu falschen Schlüssen gelangen, so ist er nichtsdestoweniger davon überzeugt, die weitere wirtschaftliche Entwicklung werde den Frieden herbeiführen helfen. Es wäre natürlich verkehrt, Idealismus und Friedensbewegung einander gleichzusetzen. Doch stehen sie in einem nahen Zusammenhang.

Lange Zeit hat der deutsche Geist vorwiegend der näheren Erforschung der Natur, der immer vollkommeneren Beherrschung der Elemente sich zugewandt. Nach einem mehrfach beobachteten geistigen Gesetz erleben wir nun als Rückschlag gegen jenes äußerliche Streben die Vorzeichen eines Wiederaufflammens der innerlichen sittlichen Kräfte. In anderen Formen, an den Realitäten des heutigen Lebens, an manchen neu gewonnenen Werten orientiert, erhebt der Idealismus sich wieder. In den rücksichtslosen Kampf egoistischer Interessen, der das ganze öffentliche Leben zu beherrschen schien, schiebt sich da und dort ein Keil; ethische Forderungen, rechtliche Gesichtspunkte machen sich geltend. Wie bei den uns stammverwandten Völkern, so hat auch in Deutschland die Nüchternheitsbewegung den Kampf gegen die ungeheure Macht des Alkoholkapitals aufgenommen. Und die Frauen sind an die Riesenarbeit gegangen, von der gewaltigen Mauer jahrtausendealter Vorurteile ein Stück ums andere abzutragen.

Bei diesen Bestrebungen und manchen andern, die hier noch zu nennen wären, handelt es sich regelmäßig um eine Reaktion unserer geistig-sittlichen Natur gegen Unvernünftiges und Verkehrtes in unseren Zuständen, Sitten, Gewohnheiten und Meinungen. Neu erschlossene Wege der Entwicklung, die fernab führen von den bisher gewohnten, möchten beschritten werden. Sie sind nur neu im Gegensatz zu den Tatsachen der heutigen Zeit. Alte Sehnsucht und alte Wünsche sind in uns lebendig geworden und treten in Beziehung zu unserem eigenen Leben. Denn die Möglichkeit ihrer Durchführung wird vor allem ins Auge gefaßt, und neben den ethischen Vorteilen werden die praktischen ins hellste Licht gerückt. An der Durchführung idealer Forderungen wird gearbeitet, ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlassen. Viel lieber wird nur auf den allerlangsamsten Fortschritt gerechnet, als daß in irgendeiner Beziehung die engste Fühlung mit den gegenwärtigen Verhältnissen aufgegeben würde.

Läßt sich auch der Friedensbewegung, die in Deutschland noch so wenig beachtet, die gemeinhin für bloße Schwärmerei gehalten wird, eine solche Doppelseitigkeit nachrühmen? Wer sich die Mühe genommen hat, sie kennen zu lernen, wird die Frage unbedingt bejahen. Die wichtigsten Momente für ihre Beurteilung seien im folgenden kurz zusammengefaßt.

Um gleich eines der häufigsten Mißverständnisse auszuschalten: die Friedensbewegung ist nicht gleichbedeutend mit Antimilitarismus. Im Gegenteil. Auch der Friedensfreund greift zu den Waffen, wenn das Vaterland ihn ruft. Zugleich aber arbeitet er daran, „auf dem geschichtlich gegebenen Wege" die Gewalt aus der Welt zu schaffen. Damit ist zugleich ein anderer, gegen die Friedensbewegung erhobener Vorwurf zurückgewiesen. Sie übersieht durchaus nicht, daß noch ein Weg — und vielleicht ein langer — sie von ihren Zielen trennt.

Soweit unsere Überlieferungen zurückreichen, schon in den ältesten Zeiten zeigt sich das Bestreben, in das Verhalten und Zusammenleben der Menschen eine Ordnung zu bringen, die in Sitte und Recht ausgedrückt wird und durch diese aufrecht erhalten werden soll. Friedliche und kriegerische Geister, Religionsstifter und Welteroberer arbeiten an solcher Regelung der menschlichen Beziehungen. Kleine Volksgemeinschaften wie die großen, zahlreiche Nationen umfassenden Reiche der alten Welt werden durch das allen ihren Gliedern gemeinsame Gesetz zusammengehalten. Wenn auch das Streben einzelner Kulturvölker, der ganzen bekannten Welt den Stempel ihres Geistes aufzudrücken, nur auf einen gewissen Zeitraum zu gelingen scheint, so finden sich doch immer wieder Erben ihres Besitzstandes, die ihn hüten und weitergeben. Nicht die kleinste Rolle spielen dabei die ethischen und rechtlichen Grundanschauungen. Walther Schücking, Professor der Rechte in Marburg, schildert in seiner Schrift über „Die Organisation der Welt" die Versuche alter und neuerer Zeiten, die Kulturvölker auch äußerlich zu vereinen. Hier müssen wir uns mit dem Hinweis auf solche begnügen und uns nun die Grundlagen der heutigen Verhältnisse ansehen.

Als nach den großen Wanderzügen die Völker seßhaft geworden waren, da lernt es zuerst der Einzelne, wenn auch nur langsam, seine Sache dem Gericht zur Entscheidung vorzulegen, statt mit eigener Faust sein Recht sich zu verschaffen. Jahrhundertelang bestehen aber die Fehden der vielen kleinen Herren fort, zeitweilig unterdrückt durch eine starke, den Frieden schirmende Hand, doch stets wieder neu aufflammend, sobald die oberste Gewalt schwach geworden war. Was endlich auch die Fürsten, Bischöfe und Städte veranlaßt, ihre Händel nicht mehr mit den Waffen auszufechten, sondern sie einem Richterspruch zu unterbreiten, das ist die Erkenntnis, daß die kriegerische Entscheidung ebenso gut zugunsten des Unrechts wie des Rechts geschehen kann. Vor allem aber wurde das Verderbenbringende des Kriegs viel schärfer als früher empfunden. So lange die Klosterhöfe und Burgen mit ihrer Einzelwirtschaft unabhängig von einander bestanden, waren auch nur die Interessen dieser kleinen Herrschaften bei Streitigkeiten maßgebend. Ihr blutiger Zwist reichte in seinen Wirkungen nicht über das eigene kleine Gebiet hinaus. Anders wurde das, als die Gewerbe sich entwickelten, die Märkte sich bildeten, der Handel über immer weitere Gebiete sich erstreckte. Die Unsicherheit in einem Teile des Reichs machte sich auch in anderen fühlbar, als sie immer mehr zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammenwuchsen. In der treuga dei am Ende des 11. Jahrhunderts hatte die Friedenssehnsucht der mittelalterlichen Christenheit ihren Ausdruck gefunden. Der allgemeine Landfriede zu Worms, 1495, an der Schwelle einer neuen Zeit verkündet, wollte den auf wirtschaftliche Bedürfnisse gegründeten Friedenswünschen Rechnung tragen. So zeigt schon die mittelalterliche Entwicklung, wenn auch unter allerlei Störungen, eine beständige Erweiterung der rechtlichen Einflüsse, ein Zurückdrängen des Gewaltprinzips.

In den folgenden Jahrhunderten mit ihren endlosen blutigen Kriegen scheint diese Entwicklung stillzustehen. Und doch bilden sich allmählich die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse heraus, die zu einem Ausbau des Völkerrechts, zu einer Regelung der internationalen Beziehungen hinführen. Wohl ist Hugo Grotius mit seinem die Völkerrechtswissenschaft begründenden Werk „De iure belli ac pacis" im Jahre 1625 noch fern der Zeit, die seine Gedanken in die Tat umzusetzen vermag. Und den deutschen Fürsten, die demselben Jahrhundert ihre Schiedsgerichtsprojekte unterbreiten, ergeht es nicht besser. Doch noch ehe des

Königsberger Philosophen Vorschläge „zum ewigen Frieden“ erscheinen, ist schon 1794 der Jay-Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und England abgeschlossen, durch den eine Reihe Streitfälle der schiedsgerichtlichen Erledigung überwiesen wird. 1798 wird der erste Schiedsspruch zwischen beiden Staaten gefällt. In den Jahren 1794 bis 1903 zählt A. H. Fried („Die moderne Friedensbewegung“ S. 17) 241 internationale Streitfälle, die durch schiedsgerichtliche Entscheidung erledigt wurden. Die Zahl der seit 1899 abgeschlossenen ständigen Schiedsverträge war (ebenfalls nach Fried) bis 1906 auf 64 angewachsen. Aus diesen Zahlen ist immerhin ersichtlich, daß die Neigung zum Kriegführen erheblich abgenommen hat. Eine ganze Reihe internationaler Fragen, die in früheren Zeiten zu kriegerischen Verwicklungen geführt hätten, wird jetzt vertragsmäßig geregelt.

Wichtiger noch als die große Zahl der friedlichen Vereinbarungen ist für die Beurteilung der heutigen Lage deren Inhalt. Es zeigt sich, daß eine ganz bedeutende Verschiebung auf dem Gebiete des Völkerrechts stattgefunden hat. Der Berner Rechtsgelehrte Otfried Nippold, der in seinem umfangreichen Werke über „Die Fortbildung des Verfahrens in völkerrechtlichen Streitigkeiten“ in streng wissenschaftlicher Weise alle Tatsachen in Betracht zieht, sagt über diese Verschiebung: „Die heute zum Abschluß gelangenden internationalen Verträge haben meist den Schutz des Verkehrs und der Rechtsordnung zum Gegenstand. Für unsere moderne Rechtsentwicklung sind die Verkehrsverträge ebenso charakteristisch, wie es die politischen Verträge (die Defensiv- und Offensiv-Allianzen) für die früheren Zeiten waren. Und dabei sind diese modernen Verkehrsverträge keineswegs etwa nur von untergeordneter Bedeutung. Durch nichts wird ihre hervorragende Bedeutung vielleicht so schlagend bewiesen wie durch die Tatsache, daß sie zum Teil sogar universellen Charakter tragen, daß sie zum Teil europäische Verträge, ja Weltverträge im wahren Sinn des Wortes sind . . . Was die neuere Entwicklung vor der älteren Zeit auszeichnet, ist das, daß wir heute Gebiete des internationalen Rechts haben, die von der Politik völlig unabhängig sind oder sein können, weil sie eben mit der Politik an und für sich garnichts zu tun haben. Der Weg der Entwicklung des neuen internationalen Rechts führt gewissermassen immer weiter fort von der Politik, was man vom Rechtsstandpunkte aus sicherlich nur warm begrüßen kann.“

Der Grund für diese weitgehenden Veränderungen liegt darin, daß die Menschen neue Interessen gewonnen haben, Interessen und Beziehungen, die weit über die Grenzen des einzelnen Staates hinausreichen, die allen gemeinsam sind. Infolge des starken Anwachsens der internationalen Beziehungen treten die Sonderinteressen allmählich zurück. Auch die Staaten können sich diesem auf der wirtschaftlichen Entwicklung beruhenden Vorgang nicht entziehen. Sie gehen heute normalerweise nicht mehr auf Landeroberung aus. Auf friedlichem Wege suchen sie von neuen Verkehrsstraßen, Märkten und Absatzgebieten Besitz zu ergreifen.

Wie die Glieder des einzelnen Staates sich in die rechtliche Ordnung einfügen, da sie nun einmal aufeinander angewiesen sind und ohne solche Ordnung unser heutiges Leben garnicht möglich wäre, so sind die Völker durch die stetig wachsende Ausdehnung des Weltverkehrs immer stärker dazu gedrängt, ihre gegenseitigen Beziehungen zu regeln. Auf allen Märkten der Welt sammeln sich die Produkte der entlegensten Gegenden. Das eine Volk gibt dem andern die Erzeugnisse seines Bodens; dieses verarbeitet sie und überliefert sie einem Dritten und Vierten als Gebrauchsartikel. Die unendlichen, die ganze Welt überflutenden Wogen des Handels und Gewerbefleißes sind nicht denkbar ohne friedliche Zustände. Und durch dieses immerwährende Miteinanderarbeiten sind die Menschen auch innerlich sich näher gekommen. Es hat sich das herausgebildet, was wir das Solidaritätsgefühl der Menschheit nennen, ein Mitempfinden der Kulturvölker, wenn eines unter ihnen Not oder Unrecht leidet.

Damit kommen wir zugleich auf die inneren Gründe, die eine friedliche Verständigung der Völker verlangen. Unser Empfinden ist in den letzten Jahrhunderten einem beständigen Humanisierungsprozeß unterworfen gewesen. Die Folter wurde

abgeschafft und selbst die Sklaverei, die sich gewiß auf ein ehrwürdiges Alter berufen konnte. Der Krieg erscheint uns als ein anderer Rest barbarischer Zeiten, im schroffsten Widerspruch stehend mit der als allgemein gültig anerkannten Moral. Ob er einmal ganz aufhören wird oder nicht, kommt für seine Bekämpfung nicht in Betracht. Wehren wir uns doch auch gegen Pest und Prostitution, wie gegen viele andere physische und moralische Übel, ohne sicher zu sein, daß sie völlig verschwinden.

Unter den Kulturvölkern, die wirtschaftlich und geistig etwa auf gleicher Höhe stehen, die sich in ihrer Entwicklung gegenseitig fortwährend beeinflußt und unberechenbaren Gewinn voneinander gehabt haben, sollte der Krieg nicht mehr als internationales Prozeßrecht gelten. Die sich fernerhin ergebenden Konflikte wären durch friedliche Verständigung oder schiedsgerichtliche Entscheidung beizulegen. Es handelt sich dabei um nichts Neues und Unerprobtes mehr. Im letzten Jahrzehnt, seit der ersten Friedenskonferenz, ist die Entwicklung der völkerrechtlichen Beziehungen überraschend schnell fortgeschritten. Der Schiedshof im Haag hat sich manchen schwierigen Fragen gewachsen gezeigt. Die ständigen Schiedsverträge zwischen einzelnen Staaten sind teilweise ohne jede Beschränkung (ohne Vorbehalt der Lebens- und Ehrenfragen) abgeschlossen worden, z. B. der zwischen Dänemark und Holland 1904. Chile und Argentinien haben sogar 1902 einen Schieds- und Abrüstungsvertrag beider Staaten zustande gebracht.

Gewiß können Kolonialreiche, die nicht mit traditionellen Feindschaften und Eifersüchteleien belastet sind, sich leichter gegenseitig vertrauen als die Völker Europas, und unter diesen ist es für die Großstaaten am schwersten, die rechtliche Entscheidung internationaler Verwicklungen uneingeschränkt gelten zu lassen. Dennoch werden die Bemühungen der Friedensfreunde von den meisten europäischen Regierungen durchaus gewürdigt, wie die Geschichte der Friedenskongresse zeigt. Anders steht es in Deutschland. Hier hat die Bewegung wohl einige bedeutende Vertreter, ist aber an Umfang und Einfluß nicht zu vergleichen mit den französischen Friedensgesellschaften, die mehrere hunderttausend Anhänger, darunter selbst Staatsminister zählen, ebensowenig mit den englischen, denen die gesamte Geistlichkeit der verschiedenen Konfessionen zur Seite steht. Die interparlamentarische Union, die ebenfalls an dem Ausbau der völkerrechtlichen Beziehungen arbeitet, hat in Deutschland nur wenige Mitglieder, während die Mehrheit der englischen und französischen Parlamentarier sich ihr angeschlossen hat. In Deutschland wird die Friedensbewegung von den Regierungen gleichgültig, ja beinahe feindselig betrachtet und dementsprechend gründlich mißverstanden. Konservative und andere Tagesblätter bringen nicht einmal Berichte über die Friedenskongresse oder absichtlich entstellte; nur wenige Zeitungen stellen sich freundlicher. Und doch versichert die deutsche Regierung bei jeder Gelegenheit, daß sie nichts anderes als den Frieden wolle. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Die Unfähigkeit der Deutschen, die neuzeitliche Entwicklung auch nur soweit zu verstehen als unsere Nachbarn es tun, hängt mit der Gefühls- und Gedankenrichtung zusammen, die mit der Reichsgründung fast allgemein unter uns wurde und die heute noch die herrschende ist. Vor allem zwei Dinge sind es, die der Weiterentwicklung des Völkerrechts von deutscher Seite sich geradezu hemmend in den Weg stellen.

Da ist einmal die Überspannung des Nationalbewußtseins, die uns den Sinn für die allgemeinen, allen Kulturvölkern nahe liegenden Aufgaben verdunkelt. Professor Dr. Rade hat in seinem auf dem ersten deutschen Friedenskongreß 1908 zu Jena gehaltenen Vortrag über „Machtstaat, Rechtsstaat, Kulturstaat" ausgeführt, wie in diese Entwicklungsreihe hinein ein merkwürdiges Hindernis sich geschoben hat: der Nationalstaat. Er brauchte kein Hindernis zu sein. Er ist im Gegenteil die glücklichste Naturgrundlage für den Rechts- und Kulturstaat. Von dem Streben nach nationaler Einheit sind vor 1871 belebende Kräfte ausgegangen. „Aber als das Ziel erreicht war, war es ein törichtes Unterfangen, den Idealismus

der Nation bei diesem erreichten Ziel künstlich festhalten zu wollen. Der Idealismus lebt nicht von dem Erreichten, sondern von dem noch nicht Erreichten." Die nationalen Kulturaufgaben hätten nun das Ideal werden müssen. In ihrer Erfüllung liegt nichts Feindseliges und nichts Aufreizendes den anderen Nationen gegenüber. Werden wir von der Überschätzung des bloßen Nationalstaats befreit, so können die tieferen nationalen Kräfte wirksam werden. Mit Rades Worten: „Darum in Gottes Namen Wille zur Macht, Wille zum Machtstaat! Aber dieser Wille schlechterdings nur im Dienste der Gesamtkultur, der Humanität, der Völkerfamilie, die wir unsrer Bestimmung nach sind und zu der wir an der Hand der Weltgeschichte immer mehr werden müssen."

Wir sind mit unserer nationalen Einigung so spät daran gewesen, daß es historisch durchaus begreiflich ist, wenn wir es noch nicht verstehen, das nationale Ideal mit dem internationalen zu vereinen, also auch hierin hinter England und Frankreich noch zurück sind. Die Art unserer Einigung hat uns aber auch zu einer Verherrlichung des Gewaltprinzips und zu einer Überspannung des Souveränitätsbegriffs geführt. Daß die Friedensbewegung nicht etwa wie Tolstoi alle Anwendung der Gewalt verwirft, sondern die Macht als unentbehrliche Schützerin des Rechts auffaßt, geht aus dem bisher Gesagten genugsam hervor. Sie kann aber nicht, wie die konsequenten Nationalisten es tun, das Unrecht, das etwa angeblich zum Wohle der eigenen Nation geschieht, gutheißen. Sie will hingegen, daß wie innerhalb eines Volkes die Streitigkeiten der einzelnen Glieder durch Richterspruch erledigt werden, auch von den Staaten das Recht geachtet werde. Dies soll nun, nach der Meinung der Nationalisten, mit der Souveränität des Staates unvereinbar sein. Die sittlichen Imperative sollen hier keine Geltung haben, das Staatsinteresse mit äußerster Rücksichtslosigkeit vertreten werden. So die Theorie eines H. von Treitschke und mancher andern. Praktisch war die Sache selten so schlimm, da auch im Verkehr der Regierungen ohne Treu und Glauben nun einmal nicht auszukommen ist und da auch sie dem Gang der Zeit sich nicht entziehen können. Ist aber wirklich die staatliche Selbständigkeit durch Verträge und Bündnisse bedroht? Bis jetzt wurde dies nicht beobachtet. Zu einer gegenseitigen Anerkennung haben sich die europäischen Staaten schon seit lange verstanden. Keine der Großmächte würde es heute wagen, eine der andern vernichten zu wollen. Die Bündnisse unter ihnen sind vor allem zu gemeinsamer Verteidigung geschlossen. Die Friedensfreunde schlagen nur eine Erweiterung dieser Bündnisse vor. Warum vereinigen sich nicht alle europäischen Mächte? Wenn sie sich zugleich gegenseitig ihren Besitzstand garantieren, so könnte aus diesem Zugeständnis das weitere Vertrauen erwachsen und die Rüstungen, deren beständige Steigerung auf den Völkern lastet, könnten wenigstens zum Stillstand gelangen. Wenn der Wille zum Frieden einmal stark genug geworden ist, so lassen sich auch die Garantien zu seiner Erhaltung schaffen. Von den Mächten selbst gegeben, wären solche Garantien nicht im mindesten demütigend für sie. Wie wir doch auch unter den einzelnen Menschen den, der sich selbst aus eigenem Willen Gesetze gibt, für wahrhaft frei erklären. Die ganz unbeschränkte Machtbefugnis eines Staates auch nach außen hin existiert schon heute nicht mehr. Die Friedensfreunde sehen hier viel nüchterner und klarer als ihre Gegner, die Nationalisten; sie ziehen die Konsequenz aus jener Tatsache, indem sie eine dauernde Verständigung der Gleichstehenden vorschlagen.

Die landläufige Meinung in Deutschland ist, die fortgesetzt sich steigernde Rüstung sei die beste Bürgschaft für den Frieden. Wenn wir nichts als grimmige Feinde um uns her hätten, so wäre daran nichts auszusetzen. Stimmt es aber schon damit nicht ganz, so hat dieser in Waffen starrende Friede auch sonst seine sehr fatale Kehrseite. Ein Teil des Volks, das sonst durchaus friedliebend ist, ist direkt am Krieg interessiert, wünscht ihn herbei, und da es ein sehr einflußreicher Teil ist, kann er einmal zu gewalttätigem Eingreifen drängen, wo es recht wohl zu vermeiden wäre. Ferner trägt uns das unaufhörliche Steigern unserer Wehrkraft das Mißtrauen anderer Staaten ein. Daß wir als die stärkste Landmacht

auch zur See nicht genug Streitkräfte bekommen können, läßt sich kaum aus unserer bloßen Friedensliebe erklären. Damit soll den gewissenlosen Hetzereien, die Deutsche und Engländer einander entfremden wollen, keineswegs recht gegeben werden. Wir müssen aber zugeben, daß die Rüstungen, sobald sie einen gewissen Grad erreicht haben, ebensogut die Veranlassung des Krieges werden können.

Auch in Beziehung zu unserem kulturellen und geistigen Leben hat die Sache ihre zwei Seiten. Der Friede in Waffen kostet uns so viel, daß die Mittel für die nächstliegenden Aufgaben, z. B. die der Volkserziehung nicht genügend zu beschaffen sind, daß unsere innere Entwicklung tatsächlich Not leidet. Wer kann wissen, ob es nicht besser für uns wäre, äußerlich etwas weniger stark, dafür im Innern einheitlicher und kräftiger entwickelt zu sein? Es sprechen neuerdings manche Anzeichen dafür, daß die Steigerung der Rüstungen doch zu einem Stillstand kommen muß, da eben die Völker der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit nahe sind. Der Vorschlag des Königs von England, über den Flottenbau sich zu verständigen, wird nun auch von deutschen Politikern diskutiert. Eine der „Utopien" der Friedensfreunde rückt damit in den Bereich der Möglichkeit.

Die deutsche Friedensbewegung hat übrigens stets das meiste Gewicht auf die Bündnisse der Staaten und den Ausbau des Völkerrechts gelegt. Es wird ihr oft zum Vorwurf gemacht, daß diese Dinge, wenn sie notwendig geworden seien, doch von selbst kämen, daß daher ihre Bemühung recht überflüssig sei. Dies könnte ja gelten, wenn nicht die rechtliche Entwicklung durch die vorhin angeführten Hindernisse gefährdet wäre. Als Gegengewicht gegen eine chauvinistische Presse hat sie eine sehr große und wichtige Aufgabe. Ist auch die wirtschaftliche Entwicklung, das ganze internationale Leben, das immer gewaltiger heraufwächst, die feste Grundlage, auf der einst der Friedenszustand sich aufbauen wird, so ist es doch in unserer Zeit des Übergangs notwendig, solche Veränderungen immer wieder festzustellen und auf ihre Bedeutung hinzuweisen. Sie können ja auch nur im Zusammenklang mit der moralischen Entwicklung, mit dem stärker gewordenen Verantwortlichkeits- und Rechtsgefühl die neuen Normen für das Völkerleben herbeiführen. Zum mindesten sorgt die Friedensbewegung dafür, daß das Bild, das die Völker sich von den Anschauungen und Bestrebungen ihrer Nachbarn machen, immer wieder korrigiert wird. Zu einer objektiven Beurteilung der jeweiligen politischen Lage liefert sie dem, der es wünscht, das nötige Material. Da auch der Volkswille bei der Entscheidung über Krieg und Frieden in manchen Staaten ein mitbestimmender Faktor ist, so ist diese ausgleichende Arbeit nicht zu unterschätzen.

Auch die Friedensfreunde sind Patrioten. Im Gegensatz zu der Vaterlandsliebe der Nationalisten ist aber die ihrige mehr innerlicher Art. Auch sie wünschen ihrem Volke die erste Stelle in der Welt, die Führerschaft im geistigen und sittlichen Leben. So sind es im letzten Grunde Weltanschauungsfragen, die unsere Stellung zur Friedensbewegung entscheiden. Für die nächste Zeit haben daher die Friedensfreunde noch wenig zu hoffen, umsomehr aber für später. Oder, wie O. Umfrid, der unermüdliche Vorkämpfer der Bewegung sich ausdrückt: „Das deutsche Volk wird nie ganz in die unmoralische, einseitig nationale Interessenpolitik hineingezogen werden. Es hat dafür zu viel universalistische und kosmopolitische Anlage."

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Die Mädchenschulreform im preußischen Abgeordnetenhause.** In einer Abendsitzung bei leerem Hause verhandelte das preußische Abgeordnetenhaus über den Titel „höhere Mädchenschulen". Der freikonservative Abgeordnete Graf Moltke konstatierte mit einer gewissen heiteren Befriedigung, daß von seiner Partei (sie hat 59 Mitglieder) nur ein einziger anwesend sei, und er daher den Vorteil habe, „sehr frei von der Leber weg sprechen zu können". Dies war ihm deshalb angenehm, weil er gestehen mußte, zum ersten Male über dieses Gebiet zu sprechen und sich in der Beurteilung noch ziemlich unsicher zu fühlen. Dieser ausdrücklichen Versicherung hätte es freilich kaum bedurft. Die harmlosen Vorstellungen, die der Vertreter der freikonservativen Partei in der Frage der weiblichen Leitung dartat, machen jeden Kommentar über seine persönliche Sachkenntnis überflüssig. Daß der Standpunkt der Oberlehrer gegen die weibliche Leitung bei der freikonservativen Partei verteidigt werden würde, war bei der vorhergehenden Erörterung in der Presse anzunehmen. Vom Standpunkt der Frauen kann es nur erfreulich sein, daß diese einzige Partei, von der die Petition der Oberlehrer nicht abgelehnt wird, keine bessere Verteidigung dieses Standpunktes finden konnte. Der Herr Abgeordnete erkannte an, „daß die Leitung der Anstalten, die für die Ausbildung der weiblichen Jugend bestimmt sind, sehr wohl mit großem Vorteil in die Hände von Frauen gelegt werden darf". Aber — diese Leiterin sollte besser nicht „Direktorin" heißen. Dieser Titel erweckt dem Herrn Abgeordneten „ein leises Grauen", das er bis heute noch nicht ganz überwunden habe. Er wolle sich aber bescheiden, da wohl nichts mehr zu machen sei. „Aber wenn man dazu übergehen sollte, mit diesem Titel Direktorin zugleich Aufsichtsbefugnisse oder gar Disziplinarbefugnisse den männlichen Mitgliedern des Schulkollegiums gegenüber, die an der betreffenden Anstalt wirken, zu verleihen, so würde ich das denn doch für überaus falsch halten. Ich glaube nicht ganz unrecht zu haben, wenn ich sage: gerade die besten, verständigsten, ihrer Würde und ihrer Stellung bewußtesten Lehrer würden sich einen derartigen Eingriff wohl verbitten; sie würden sich das einfach nicht gefallen lassen. Ich kann mir ja allenfalls ein Einspruchsrecht vorstellen, das nützlich sein könnte, eine Art Einspruchsrecht, will ich mal sagen, der Schulleiterin auch dem männlichen Personal gegenüber, vielleicht auch das Recht, dem Unterricht beizuwohnen, wo sie es für angemessen hält. Aber, meine Herren, ich glaube, alle solche Rechte müssen mit sehr viel Takt, mit sehr viel Reserve ausgeübt werden, wenn darin nicht die Gefahr von Verwicklungen oder doch unangenehmen Entwicklungen liegen soll." Wundervoll! Was sich der Herr Abgeordnete wohl unter der „Leitung" einer Schule vorstellt? Ein Direktorat mit einem vorsichtig zu handhabenden Einspruchsrecht und einer nur mit Reserve zu benutzenden Befugnis, den Stunden beizuwohnen — dieses lucus a non lucendi soll „sehr wohl und mit großem Vorteil" den Frauen in die Hand gegeben werden. Es entsteht dann ein Lehrkörper von zweierlei Art, der weiblichen unteren Hälfte, die beaufsichtigt werden muß, und den über solche Notwendigkeiten erhabenen Herren, die „frei im Äther wohnen". Es ist wahrhaft lehrreich, zu welchen Unhaltbarkeiten die Ablehnung der weiblichen Leitung das „Mannesgefühl" führt.

Im übrigen drehten sich die Verhandlungen um die Frage des „vierten Wegs", der Koedukation und der Privatschule. In der Beurteilung der Koedukation zeigte sich auch bei den sonst einigermaßen orientierten Rednern eine sehr mangelhafte Sachkenntnis. Vor allem die soziale Tragweite der Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen wurde vollkommen unter-

schätzt. Die Meinung ist, daß es sich nur um ein Prinzip handelt. Aus den Erfahrungen des Auslandes und der deutschen Bundesstaaten wird auf Grund ungenügender und oberflächlicher Information immer nur für die Ablehnung Kapital geschlagen. Das zeigte sich in den Äußerungen der Abgeordneten Kaufmann und Graf d'Haussonville sehr deutlich. Orientiert war nur der nationalliberale Abgeordnete Dr. Maurer, der für die Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen eintrat und auf Grund eingehender Literatur- und Sachkenntnis die Gegner widerlegte.

Für den „vierten Weg" setzte sich der Abgeordnete Dr. Kaufmann (Zentrum) ein. D. h. er gab zu, daß dieser Weg nur ein Nebenweg sein könne, aber er wünschte, daß er als solcher beibehalten würde. Allerdings konnte er dafür nur ein Interesse anführen: die Tatsache, daß viele Lehrerinnen der höheren Seminare nachher an die Volksschule gingen und dort eine erfreuliche Mischung der Stände im Lehrkörper schüfen. Dazu ist zu sagen, daß erstens diese Mischung nichts mit dem Recht der Seminare, zur Universität vorzubilden, zu tun hat, und daß zweitens die „gute Familie", aus der die Schülerin des höheren Seminars stammt, ohne Zweifel nicht die Mängel ersetzen kann, die sie hinsichtlich der Volksschulpraxis aus dem jetzt ganz auf die höhere Mädchenschule zugeschnittenen Seminar mitbringt. Auf keinen Fall also würde dieser Grund ausreichen, den „vierten Weg" in irgendeiner Weise zu stützen, und es ist nur dringend zu wünschen, daß noch recht viele Professoren die von dem Abgeordneten Kaufmann gerügte Praxis befolgen und die Schülerinnen des Lehrerinnenseminars vom Besuch ihrer wissenschaftlichen Übungen in allen Fällen ausschließen, in denen ihre Vorbildung nicht genügt.

Die schwierige Frage der Privatschule zeigten die diesjährigen Verhandlungen etwa in der gleichen Beleuchtung wie die vorjährigen. Interesse und Sympathie auf allen Seiten, aber keine Aussicht auf praktische Schritte.

Der Kultusminister hat sich kurz gefaßt und so gut wie nichts gesagt, außer einer strikten Ablehnung des gemeinsamen Unterrichts in jeder Form.

Im ganzen ist der Eindruck der Verhandlungen der gleiche wie stets: ein ganz allgemeines Wohlwollen, ein vages Interesse und eine recht primitive Sachkenntnis — alles so, wie es naturgemäß immer sein wird bei denen, die nicht eigne Angelegenheiten wahrnehmen.

* **Die Entscheidung über die sächsische Mädchenhochschulreform** ist gefallen. Die zweite Kammer des sächsischen Landtags hat über die Vorlage abgestimmt. Der ihr vorgelegte Bericht der Gesetzgebungsdeputation steht im wesentlichen auf dem gleichen Boden wie der der ersten Kammer. Er gibt in weit ausgreifenden pädagogischen Exkursen eine Theorie der spezifischen Frauenbildung, die den Geist des sächsischen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen atmet, und teilt in folgenden einzelnen Punkten die Meinung der ersten Kammer: 1. Die Ziele der Realschule werden abgelehnt; 2. als Normalform der Studienanstalt gilt die zehnjährige höhere Mädchenschule mit dreijährigem Aufbau; 3. die Zulassung zu den Knabenschulen wird durch sehr starke Kautelen eingeschränkt. Hinsichtlich des zweiten Punktes ist der Beschluß der zweiten Kammer sogar noch bedenklicher als der der ersten, weil der dreijährige Aufbau noch stärker den Charakter eines „vierten Weges" erhält — denn es kommt neben dem wahlfreien Latein obligatorisch Psychologie hinzu. In drei Punkten wich die Deputation der zweiten Kammer von der der ersten ab: sie will keine Vorschulklassen, sie beschränkt die Anstellungsberechtigung seminaristischer Lehrkräfte in der höheren Mädchenschule, sie will das weibliche Direktorat wieder zugelassen wissen. Im Einigungsverfahren mit der ersten Kammer ist aber die weibliche Leitung wieder gefallen. Das einzige, was also für die Wiederherstellung der Vorzüge der Regierungsvorlage durch den Entscheid der zweiten Kammer gewonnen ist, ist die Sicherung eines vorwiegend akademischen Lehrkörpers für die höhere Mädchenschule. Im übrigen hat sich gerade wie bei der Verhandlung über den gemeinsamen Unterricht in Preußen gezeigt, daß die Volksvertretung in Fragen der Frauenbildung den Forderungen des Tages oft befangener gegenübersteht als die Regierung selbst, die vor ihr wenigstens die Sachkenntnis voraus hat. Die sächsische Mädchenschulreform geht aus den Kammerverhandlungen in einer Form hervor, in der sie an Halbheit der preußischen um nicht viel nachsteht.

* **Die Immatrikulationsklausel in Preußen.** Frau Ottilie von Hansemann hat im Jahre 1907 der Berliner Universität ein Kapital von 200 000 Mark bzw. dessen Zinsen für Stipendien an studierende Frauen für den Fall in Aussicht gestellt, daß studierende Frauen, wenn sie dieselben Bedingungen erfüllen wie

die Männer, immatrikuliert werden. Am 8. September 1908 schrieb der Rektor der Universität, daß diese Bedingung erfüllt sei, daß also der Überweisung der Stiftung nichts mehr im Wege stehe. Diese Auffassung deckte sich nicht mit derjenigen der Stifterin, denn § 3 des Erlasses des Kultusministers vom 18. August 1908 lautet: „Aus besonderen Gründen können mit Genehmigung des Ministers Frauen von der Teilnahme an einzelnen Vorlesungen ausgeschlossen werden." Frau von Hansemann stellte nun die Bedingung, daß das Kultusministerium diesen Paragraphen entweder fallen lasse oder ihn dergestalt abändere, daß es den neu zu berufenden Professoren nicht mehr freistehen soll, Frauen als Hörerinnen von ihren Vorlesungen auszuschließen, so daß nicht nur dem Namen nach, sondern tatsächlich, wie in Baden, Württemberg und Bayern, auch in Preußen Frauen unter denselben Bedingungen immatrikuliert werden wie Männer. Auch nach anderer Richtung schafft der Paragraph die größten Schwierigkeiten. Die Berliner Studentinnen haben sich kürzlich zu einer Eingabe an den Kultusminister veranlaßt gesehen, in der sie darlegen, daß in der Tat das germanistische Studium an der Berliner Universität den Frauen ganz unmöglich gemacht ist, da Professor Roethe sie nicht zuläßt. Es ist sehr richtig, daß die Stifterin des Stipendiums durch ihre Bedingung der Öffentlichkeit nachdrücklich deutlich macht, daß die Frauen tatsächlich in Preußen keineswegs „zur Universität zugelassen sind".

* **Zur Überbürdung.** Die Angabe des Herrn Stadtschulrats Kaute, daß infolge der Reform der höheren Mädchenschule die Versetzungsergebnisse an den Berliner städtischen Mädchenschulen ungünstig waren, wird durch folgende Notiz offiziell dementiert: „Die Reform des höheren Mädchenschulwesens soll angeblich den Prozentsatz der nichtversetzten Schülerinnen erheblich gesteigert haben. Die Behauptung trifft für die städtischen höheren Mädchenschulen erfreulicherweise keineswegs zu. Wie eine amtliche Gegenüberstellung der Versetzungsergebnisse aus dem Jahre vor Einführung der Reform und aus dem Jahre 1910 ergibt, ist irgendwelche nennenswerte Verschiebung zuungunsten der Versetzungsverhältnisse nicht eingetreten; im Gegenteil stellen sich die Versetzungsergebnisse, die überhaupt als günstige zu bezeichnen sind, im Jahre 1910 hier sogar günstiger als 1909."

* **Zur Frage der weiblichen Schulleitung** hat der Schleswig-Holsteinische Oberlehrerverein einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die am 8. Mai 1910 in Neumünster tagende Jahresversammlung des Schleswig-Holsteinischen Philologenvereins erklärt, daß sie die Zulassung von Frauen zur Leitung öffentlicher höherer Mädchenschulen, welche die Möglichkeit einer amtlichen Unterstellung von wissenschaftlich gebildeten Männern unter Frauen einschließt, entschieden mißbilligt. Sie spricht die Erwartung aus, daß die Bestimmung über die weibliche Schulleitung, die sowohl die öffentliche höhere Mädchenschule selbst als auch das Ansehen des ganzen Oberlehrerstandes schwer zu schädigen geeignet ist und von bedenklichen Folgen für das Allgemeinwohl begleitet sein wird, aufgehoben werde."

Diesem schönen Beispiel folgte der Kieler Lehrerverein und nahm einstimmig eine Resolution an, in der er Einspruch erhebt gegen die Bestimmungen der neuen Verordnungen für das höhere Mädchen- und das Mittelschulwesen, welche den Einfluß der weiblichen Erziehung in diesen Schulen noch mehr erweitern und verstärken, insbesondere gegen die in diesen Bestimmungen für preußische öffentliche Unterrichtsanstalten geschaffene Möglichkeit einer Unterstellung von Männern unter die Leitung von Frauen. Er wünscht die Aufhebung dieser Bestimmungen und gibt der Erwartung Ausdruck, daß sie nicht auf die Volksschulen ausgedehnt werden.

Sehr optimistisch berührt solchen Resolutionen gegenüber die folgende Notiz der Frankfurter Zeitung aus Hessen:

„Die Lehrerinnen des Großherzogtums, die in Stadt und Land, an Volks- und höheren Schulen tätig sind, beabsichtigen die Gründung eines hessischen Landeslehrerinnenvereins. Zu diesem Zwecke soll am 28. d. M. in Frankfurt a. M. die konstituierende Versammlung stattfinden. Die Gründung dieses neuen Vereins bedeutet Zersplitterung insofern, als bereits eine große Anzahl von Lehrerinnen dem hessischen Landeslehrerverein angehört und dieser sicher keine Gelegenheit versäumt hat, für die berechtigten Interessen der Lehrerinnen einzutreten."

Gerade die letzten Jahre haben ja zur Genüge gezeigt — siehe München! —, daß die Meinungen über das, was „berechtigte" Interessen der Lehrerinnen sind, in den Kreisen der Männer und der Frauen noch zu geteilt sind, um spezifische Frauenorganisationen entbehrlich zu machen.

* **Einen unfreiwilligen Beweis für die Notwendigkeit weiblicher Leitung** gibt der Direktor des städtischen höheren Lehrerinnenseminars zu Erfurt in einem Aufsatz „Die Religion der Frau“ (Frauenbildung 4. Heft), in dem sich folgende Ausführungen finden:

„Verfasser hat als Ordinarius einer Großstadtselekta (1. Klasse), deren volles Vertrauen er genoß, über das religiöse Seelenleben unserer oft so frühreifen Sechzehn- und Siebzehnjährigen Beobachtungen gesammelt, wie sie weder von den Eltern selber noch von den Geistlichen gemacht werden konnten, weil sich eben diese jungen Menschen davor scheuten, ihnen ihre wirklichen Gedankengänge preiszugeben. Verwies er die nach Lösbarem und Unlösbarem Fragenden bisweilen an eine dieser beiden Parteien, bekam er wohl zu hören: „Ja, dann wissen wir schon die Antwort!“ Also — wohl eigenes Nachdenken und ehrliches Suchen, aber geringes Vertrauen zu der Unparteilichkeit der Eltern oder Seelsorger. Diese allgemeine, an sich noch nicht ganz indifferente religiöse Lage wird nun gewöhnlich durch einige (oft nur eine!) Mitschülerinnen sehr verschlimmert, die durch erotische Lektüre, sexuell erregende Bilder, oft auch direkt durch schlechten Umgang mit jungen Männern verdorben, auf eine ganze Gruppe unheilvollen Einfluß ausüben. Durch manche in der Tat bei uns vorhandenen gesellschaftlichen Verlogenheiten sexueller Art verwirrt, bisweilen sogar von der eigenen Mutter bei den Entwicklungserscheinungen in völliger Ratlosigkeit gelassen, werfen diese armen jungen Menschen mit dem Kennenlernen dessen, was sie „Leben“ nennen, die ganze Religion über Bord. So kann man in der Großstadt bereits solche finden, die mit 17 Jahren infolge des Versagens mütterlicher Führung auf sexuellem Gebiete und unreiner Einflüsse von außen in ihrem Pfarrer oder Religionslehrer nichts als Heuchler sehen. Verfasser, der mit einer Schülerin dieser Art viel Sorge hatte, erhielt auf seine Mahnung, daß ihr Verhalten mit ihrer Teilnahme am „Töchterbibelkränzchen“ nicht im Einklang stände, die offene Antwort: „Das muß ich doch nur des guten Tons wegen meinen Eltern zuliebe tun!“

Um mit dem letzten gleich anzufangen, so erscheint uns diese Antwort nicht „offen“, sondern einfach schamlos, und es deutet ganz sicher nicht die richtige Stellung zwischen Lehrer und Schülerin an, wenn solche renommistischen Antworten gewagt und entgegengenommen werden. Ebensowenig wie die andere Verleugnung der Eltern durch das: „Dann wissen wir schon die Antwort“. Ein nur einigermaßen feinfühliges Kind wird, selbst wenn es in derartigen Fragen von den Eltern im Stich gelassen ist, sie niemals in dieser dreisten und rücksichtslosen Art vor seinem Lehrer bloßstellen und preisgeben.

Und nun gar eine Art Vertrauensverhältnis in sexuellen Fragen zwischen einem halbwüchsigen Mädchen und ihrem Ordinarius, der dann sozusagen die von der Mutter seiner Meinung nach versäumte „sexuelle Führung“ übernimmt! Es wäre wahrhaftig traurig, wenn die an Selekten und Seminaren gemachten Erfahrungen berechtigten, von sexuell verdorbenen Schülerinnen als einer „gewöhnlichen“ Erscheinung zu sprechen. Auf keinen Fall aber dürfte die Atmosphäre in solchen Klassen dadurch reiner werden, daß diese Schülerinnen nun von einem Mann in der Weise in Seelsorge genommen werden, wie der Verfasser das hier andeutet — selbst wenn das in bester Absicht geschieht. Eine Schülerin, die das erträgt — oder wohl gar genießt — fügt eben zur Verirrung die innere Preisgabe im eigentlichen Sinne des Wortes. Es kann nichts besser als diese Ausführungen die unbedingte Notwendigkeit des entscheidenden erziehlichen Einflusses der Frau an der höheren Mädchenschule beweisen, und man möchte sie zur Belehrung nicht nur der Mütter, sondern auch der Väter so tief wie nur möglich hängen.

* **Der Kampf um den „vierten Weg“ in Österreich.** Die Hochschulberechtigung der österreichischen Mädchen-Lyzeen, die bisher besteht, soll durch den Unterrichtsminister aufgehoben werden. Während die Vertreter der Lyzeen einen Ausbau nach Art des preußischen (bzw. sächsischen) vierten Wegs erstreben, will der Unterrichtsminister die Universitätsberechtigung künftig ausschließlich den den Knabenschulen gleichstehenden Anstalten gewähren. Nach einer Mitteilung der „Neuen freien Presse“ erwiderte er einer Deputation der Lyzealdirektorenkonferenz „daß er bei allem Wohlwollen gegen die Lyzeen nicht umhin könne — speziell was die Berechtigungsfrage anlange — eine baldige Abänderung der bestehenden Verhältnisse für notwendig zu erachten, weil der gegenwärtige Zustand an der Universität unhaltbar und das Lyzeum nun einmal die allgemeine Bildungsschule für Mädchen, nicht aber eine Vorbereitungsschule für das Hochschulstudium sei. Ein Mitglied der Deputation der Lyzealdirektoren-Konferenz habe zwar den Einwand versucht, daß die Lyzeen vielleicht an Zuspruch verlieren würden, wenn ihren Absolventinnen das Privilegium des Universitätsbesuches genommen werden sollte. Darauf aber habe der Minister geantwortet, er bedaure, allein die Universität habe nicht die Aufgabe, dem Lyzeum als Pepiniere zu dienen.“

* **Der Erlaß des k. k. österreichischen Arbeitsministeriums über die Zulassung der Mädchen zu den gewerblichen Lehranstalten** ist nunmehr den betr. Behörden zugegangen. Er ist ein Muster liberaler Betrachtung der Frauenberufsfrage. Nach einer Einleitung über die steigende Notwendigkeit einer solideren weiblichen Berufsbildung heißt es:

„Auf Grund dieser Erwägungen finde ich mich daher bestimmt, zu gestatten, daß vom Schuljahre 1910/11 angefangen, an sämtlichen staatlichen, gewerblichen Lehranstalten ohne Ausnahme, sowie an gewerblichen Fortbildungsschulen auch weibliche Schüler aufgenommen werden dürfen und zwar unter ganz denselben Bedingungen und gleichen Voraussetzungen, die derzeit für die Aufnahmen der männlichen Schüler gelten.

Der Unterricht ist an allen Anstalten und allen ihren Abteilungen an die männlichen und weiblichen Schüler gemeinsam zu erteilen. Es wird Sache einer streng zu handhabenden Disziplin und einer entsprechenden Vorsorge für kontinuierliche Aufsicht sein, Unzukömmlichkeiten zu vermeiden, im Falle solche dennoch vorkommen sollten, sind dieselben mit größter Strenge zu ahnden. Den Direktoren und Leitern der gewerblichen Lehranstalten wird es zur strengen Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß bei Beurteilung der Leistungen der Schülerinnen sowie überhaupt bei Behandlung derselben in keiner Weise irgendein Unterschied gegenüber den Schülern gemacht werde. In äußerlicher Hinsicht wird an den in Betracht kommenden Anstalten nur dasjenige vorzukehren sein, was sich durch den gemeinsamen Besuch von Knaben und Mädchen beziehungsweise von Männern und Frauen aus Schicklichkeitsrücksichten von selbst gebietet. Die entsprechenden Änderungen in den Anstaltsprogrammen werden sukzessive zu veranlassen sein.

Nach Ablauf des Schuljahres 1910/11 wird über die in diesem Gegenstande gemachten Erfahrungen zu berichten sein."

Der österreichische Arbeitsminister überläßt also die Sorge um ihre „Eigenart", die bei allen Erörterungen über die Frauenbildung in Deutschland das Wort führt, ruhig den Frauen selbst, und ist ebenso ruhig darüber, daß die Frauen bei freier Wahl von selbst die für sie passenden Berufe finden werden.

Freilich haben die Männerorganisationen sofort das ihrige getan, um dem Erlaß das Rückgrat zu brechen. Die Bautechnikerorganisationen haben dem Minister erklärt, sie hätten beschlossen, Frauen unter keinen Umständen in ihrem Beruf als Lehrlinge oder sonst zu beschäftigen (desto lieber zum Mörtel- und Steinetragen auf den Bauten!) und teilten dies mit, damit „ein unnötiges Studium dieser Kräfte hintangehalten werde".

Berufliches.

* **Den Titel Professor** erhielt Dr. Maria Gräfin von Linden, die Vorsteherin der parasitologischen Abteilung des hygienischen Universitätsinstituts in Bonn, in Rücksicht ihrer anerkennenswerten wissenschaftlichen Leistungen.

* **Lehrerinnenfragen im preußischen Abgeordnetenhaus.** Bei dem Titel „Elementarschulwesen" des Etats kam die Frage der Volksschullehrerinnenbildung auf Anregung des Abgeordneten von Brandenstein zur Sprache. Der Kultusminister entgegnete, daß er „eine mäßige Durchsetzung der Volksschullehrerschaft mit Lehrerinnen" für angezeigt hielte. Die Vermehrung der Volksschullehrerinnenseminare dürfe aber nicht zu schnell gehen, damit keine Überproduktion von Lehrerinnen entstünde. — Als ob diese Überproduktion nicht vor allem durch das bedenkliche Institut des „höheren Lehrerinnenseminars" erzielt würde.

* **Die verheiratete Lehrerin im württembergischen Beamtengesetz.** Am 6. Mai kam im württembergischen Landtag die Stellung der verheirateten Beamtin zur Sprache. Bekanntlich hatte der Finanzausschuß seinerzeit mit 10 gegen 5 Stimmen beschlossen, die verheiratete Beamtin der unverheirateten gesetzlich vollkommen gleichzustellen. Die Regierungsvorlage zum Beamtengesetz wollte sie dagegen zwar im Amt lassen, aber sie doch der dreimonatlichen Kündigung unterwerfen, selbst wenn sie bei ihrer Verheiratung schon die definitive Anstellung erlangt hätte. Im Plenum drang der Standpunkt der Regierung, wie zu erwarten war, durch. Doch läßt sowohl die entschiedene Haltung aller Parteiführer (mit Ausnahme des Bauernbündlers) zugunsten der Gleichstellung der verheirateten Beamtin wie auch die Stellung des Ministerpräsidenten hoffen, daß die Regierung von ihrem Kündigungsrecht in der Tat nur in äußersten Fällen Gebrauch machen wird. Die Lehrerin, der es in einer mit dem beruflichen Pflichtgefühl genügenden Weise gelingt, einem Doppelberuf zu entsprechen, hat selbst bei der tatsächlichen Rechtsunsicherheit ihrer Stellung kaum etwas zu fürchten.

* Über **Fabrikarbeit und Frauenleben** sprach Dr. Marie Baum auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Chemnitz. Sie behandelte etwa die gleichen Probleme wie in ihrem Vortrag auf der Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnenintereſſen. In der anſchließenden Diskuſſion

wurde in Übereinstimmung mit der Rednerin von allen Rednern das Interesse an der Aufgabe betont, die Frauen zu einem lebendigeren, selbständigeren persönlichen und beruflichen Leben zu führen, und es wurden gründlichere allgemeine und berufliche Bildung, verkürzte Arbeitszeit, Gleichberechtigung in allen beruflichen Rechten als Mittel gefordert.

* **Die Anstellung einer Kreiswohnungsinspektorin** für die Landgemeinden des Kreises Worms ist nunmehr definitiv geworden, ein Beweis, daß sich die Tätigkeit der angestellten Beamtinnen — zuerst Dr. Else Conrad, dann Dr. Marie Kröhne — bewährt hat.

* **Die erste Meisterprüfung für Damenschneiderinnen** bei der Handwerkskammer für Kurhessen und Waldeck fand am 9. April im Sitzungssaal der Handwerkskammer in Kassel im Beisein eines Vertreters der Regierung statt. Den Vorsitz der Prüfungskommission führte Herr Stadtrat Ruetz, als Beisitzerinnen wirkten vier der ersten Kasseler Damenschneiderinnen mit. Vier Schneiderinnen und ein Schneider unterzogen sich der Prüfung und bestanden sie. Durch diese Prüfung erhalten die Betroffenen die Befugnis, ihrerseits Lehrlinge halten zu dürfen. Gesellenprüfungen finden schon seit zwei Jahren statt. Die Lehrzeit für die Schneiderin ist seitens der Handwerkskammer auf zwei Jahre festgesetzt. Die Beisitzerinnen halten auch die Aufsicht der praktischen Arbeit der Meisterstücke zu führen.

Soziale Fürsorge.

* **Die Fürsorgestelle,** die die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge bei dem Berliner Polizeipräsidium im Zimmer 36 unterhält, hat auch im ersten Vierteljahr des laufenden Jahres wieder recht ersprießlich gewirkt. Die Fürsorgedame (der häßliche Name ist eine Erfindung des Polizeipräsidiums) befaßte sich in diesem Vierteljahr mit 489 Fällen. Unmittelbar überwiesen wurden ihr 37 Mädchen, 52 Knaben und 2 Frauen mit 2 Kindern. Davon kamen 8 Mädchen und 13 Knaben in die Fürsorgeerziehung. Für 20 Mädchen und 24 Knaben wurde die freie Hilfstätigkeit in Anspruch genommen. 9 Mädchen, 15 Knaben und die beiden Frauen mit den beiden Kindern wurden zu ihren Eltern oder Angehörigen nach verschiedenen Provinzstädten zurückgebracht. In 154 Fällen gaben die Akten des Polizeipräsidiums, darunter 116 Fürsorgeerziehungsberichte, Veranlassung zum Eingreifen. Davon führten 6 Fälle zur Fürsorgeerziehung. Unter den anderen betrafen 10 Kindermißhandlungen und 28 die sittliche Gefährdung schulentlassener Mädchen. In 242 Fällen wurden Auskünfte und Ermittlungen von Vereinsvertretern und Privatpersonen mit gutem Erfolg in die Wege geleitet.

* **Ein Kampf um die weibliche Armenpflege** wird in dem Berliner Vorort Wilmersdorf ausgefochten. Die „Vossische Zeitung" berichtet darüber:

Eine außerordentliche Zusammenkunft sämtlicher Armenpfleger der Stadt Wilmersdorf fand am Montag abend auf Anregung der Armendeputation statt zum Zweck einer Aussprache über die Beschäftigung der Frauen in der Armenpflege. Es geht in Wilmersdorf so wie in den meisten deutschen Städten: sämtliche Armenpfleger wehren sich zunächst gegen den Gedanken, mit Frauen gemeinsam ihr Ehrenamt zu verwalten, bis nach und nach die Einsichtigen nachgeben und nur die ganz Halsstarrigen, nicht zu Überzeugenden, bei ihrer Ablehnung verbleiben. Wilmersdorf steht noch am Anfang dieser Entwicklung. Die Armendeputation faßte am 15. Juni 1909 folgenden Beschluß: „Die Armendeputation würdigt den Standpunkt der Armenpfleger bezüglich der Frage, ob Frauen zur Armenpflege hinzugezogen werden sollen, daß die Armenpfleger ihre Selbständigkeit nach jeder Richtung wie bisher behalten. Deshalb nimmt die Deputation davon Abstand, selbständige Armenpflegerinnen anzustellen, und beschränkt sich darauf, jeder einzelnen Armenkommission eine Dame beizuordnen, die von Fall zu Fall von jedem der betreffenden Armenpfleger nach Wunsch in Anspruch genommen werden kann." Mehr als ein halbes Jahr nach diesem Beschluß, am 28. Januar d. J., wurden drei Damen als Helferinnen der Armenpfleger eingeführt mit dem Erfolg, daß bis zum heutigen Tag noch keine dieser Helferinnen irgendeine Tätigkeit zugewiesen erhalten hat. Über all diese Punkte sollte die Versammlung Klarheit schaffen. Es standen sich da Vertreter einer Anschauung gegenüber, die jede Mitarbeit der Frauen als unnötig zurückwies; „es ist bisher auch so gegangen, und zwar ganz gut", hieß es; solche, die den Beschluß vom 15. Juni als Beginn der Mitwirkung der Frauen begrüßten, und andere, denen dieser Beschluß als vollkommen unzulänglich erschien. Der Wortführer dieser ist der Vorsitzende der 3. Armenkommission, der Stadtverordnete Moll. Er hatte in seiner Kommission einen Beschluß erzielt, daß nicht die einzelnen Armenpfleger, sondern der Vorsteher der Kommission der betreffenden Dame die einzelnen Fälle zur selbständigen Bearbeitung zuweisen soll. Natürlich wurde das, als dem maßgebenden Beschluß der Armendeputation zuwiderlaufend, verworfen. Den längeren Ausführungen von Frau Deutsch, einer der eingeführten Helferinnen, gelang es jedoch, die Mehrheit davon zu überzeugen, daß sie und ihre Kolleginnen sich keinen Erfolg von ihrer Arbeit versprechen

könnten, wenn sie nicht wenigstens das Recht hätten, die von ihnen bearbeiteten Fälle selbst in der Kommission zu vertreten. Ein hierauf bezüglicher Beschluß wurde angenommen; mit einer Mahnung des Vorsitzenden, Stadtrat Brohm, nun auch tatsächlich die Frauen einzuführen in ihre Tätigkeit, schloß die Sitzung.

* **Zwei Frauen in die städtische Krankenhausdeputation** zu wählen beschloß die Stadtverordnetenversammlung in Königsberg.

* **Zur weiblichen Vormundschaft.** Der Schlesische Frauenverband hat die Übernahme von Vormundschaften allen seinen Verbandsvereinen besonders zur Pflicht gemacht. Es sind neben den angeführten Verbandsvereinen in Glogau, Liegnitz, Görlitz, Gleiwitz, Kattowitz, Hirschberg und Oppeln, daher auch zahlreiche Vormundschaften in Beuthen, Breslau, Brieg, Bunzlau, Glatz, Jauer, Königshütte, Neumarkt, Gube, Sorau, Schweidnitz übernommen worden. Außerdem in den von der Vorsitzenden größtenteils gegründeten oder dahin beeinflußten Vereinen in Lissa, Hohensalza, Staßfurt, Wernigerode, Saarburg, Plauen und Zittau. Bei einer erneuten Umfrage kämen auch Forst, Lauban, Sagan und Waldenburg in Betracht, die diese Arbeit bereits aufgenommen haben.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Frauen im Schulverwaltungsdienst.** Der Katholische Frauenbund in Cöln richtete an das Abgeordnetenhaus eine Bittschrift um Zulassung der Frauen als vollberechtigte Mitglieder von Schulkommissionen. Die Bittschrift wurde vom Unterrichtsausschuß beraten. Der Ausschuß kam zu der Anschauung: Die Grenzlinie für die Beteiligung der Frauen im Schulverwaltungsdienst (Schulkommissionen) bestehe nach dem klar zum Ausdruck gekommenen Willen der Mehrheitsparteien in der Richtung, daß den Frauen keine obrigkeitlichen Verwaltungs- und Aufsichtsfunktionen übertragen werden sollten, daß ihrer Beteiligung aber dann nichts im Wege stehen sollte, wenn es sich um interne Schulfragen, besonders um die Beziehungen zwischen Schule und Eltern handle. Es sei daher nicht ersichtlich, warum, was die Bittschrift beklage, von der Staatsregierung die Wahl von Frauen in die Aachener Schulkommissionen mit beratender und beschließender Stimme nicht genehmigt worden sei. Der Regierungsvertreter, Regierungsassessor Dr. Lezius, gab folgende Erklärung ab: Der Unterrichtsminister hat nach erneuter Erwägung sich nicht in der Lage befunden, eine Änderung in der im Falle Aachen getroffenen Entscheidung eintreten zu lassen, nach welcher gemäß dem Volksschulunterhaltungsgesetz Frauen nur mit beratender, nicht aber mit beschließender Stimme in die Schulkommission eintreten können. Alle Redner des Ausschusses betonten hingegen, daß nach der früheren Auffassung der Staatsregierung in die Kommissionen Frauen ohne Einschränkung gewählt werden sollten. Da das Gesetz einen Unterschied zwischen beratenden und beschließenden Mitgliedern der Kommission nicht mache, könne eine derartige Klassifizierung der Mitglieder nicht stattfinden; sie sei auch aus sachlichen Gründen nicht geboten. Es wurde schließlich beschlossen, die Bittschrift an die Königliche Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen.

* **Kommunalwahlrecht der Frauen.** Der Frauenstimmrechtsverband für Westdeutschland und der rheinisch-westfälische Frauenverband haben gemeinsam eine Eingabe an den preußischen Landtag gerichtet, worin die Forderung begründet wird, bei der Reform der Landgemeinde-Ordnungen den Frauen das Wahlrecht in demselben Umfange und unter denselben Bedingungen zu gewähren wie den Männern. Die Petition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins um die selbständige Ausübung des Wahlrechts durch die wahlberechtigten Frauen ist ebenso wie eine gleichlautende des Schlesischen Verbandes der Regierung als Material überwiesen. Die in beiden Petitionen angeführten Gründe wurden in der Kommission vollständig gewürdigt. Doch erklärte die Regierung, zurzeit keine Änderung der Landgemeindeordnungen wie der Städteordnungen zu beabsichtigen.

* **Kommunale Frauenämter in Baden.** In der Kommissionsberatung über den Gesetzentwurf betreffend die Reform der badischen Gemeinde- und Städteordnung wurde mit 8 gegen 7 Stimmen beschlossen, daß die in § 19a der badischen Gemeindeordnung vorgesehene Bestimmung, nach der Frauen zu den Kommissionen für das Armen-Unterstützungs- und Erziehungswesen hinzugezogen werden können, dahin abgeändert werde, daß Frauen hinzugezogen werden müssen. Dagegen wurde ein Antrag auf Gewährung des Frauenwahlrechtes für die Gemeinde abgelehnt.

* **In das Kuratorium der höheren Mädchenschulen** und des Lyzeums in Elberfeld sind zwei Frauen gewählt. Die Zugehörigkeit dieser zwei weiblichen Mitglieder ist statutarisch festgelegt.

* **Eine Eingabe für die Errichtung von Kaufmannskammern** haben auch die beiden großen Verbände der weiblichen kaufmännischen Angestellten an den Reichstag bezw. das Reichsamt des Innern und den Bundesrat gerichtet. Gegenüber der Eingabe der deutsch-nationalen Handelsgehilfen, durch welche die Frauen vom Wahlrecht zu diesen Kammern ausgeschlossen werden sollen, verlangen diese Petitionen selbstverständlich die Gleichberechtigung der weiblichen Angestellten.

* **Das aktive und passive Wahlrecht für die Landwirtschaftskammern** ist den Frauen in Württemberg durch eine Entscheidung des Abgeordnetenhauses vom 27. April gewährt worden.

* **Die vollberechtigte Beteiligung der Frauen an der öffentlichen Armenpflege** wurde von dem Anhalter Landtag zufolge eines von der Regierung eingebrachten Antrags beschlossen.

* **Die Wählbarkeit der Frauen für die Gewerbegerichte** ist in Genf eingeführt worden.

* **Das kirchliche Frauenstimmrecht** ist durch eine Abstimmung vom 27. April in den protestantischen Gemeinden von Genf eingeführt worden. Allerdings nur das aktive Wahlrecht. In einer Versammlung von 3500 Wählern stimmten mehr als drei Viertel dafür.

* **Das Kommunalwahlrecht für Frauen in Norwegen.** Nach einstimmigem Vorschlag des Konstitutionsausschusses hat das Odelsthing kürzlich mit 71 gegen 10 Stimmen beschlossen, das kommunale Wahlrecht auf sämtliche Frauen, die norwegische Staatsbürger, 25 Jahre alt und nicht bestraft sind, keine Armenunterstützung erhalten und zwei Jahre in der Gemeinde gewohnt haben, auszudehnen. Es gilt also demnach für Frauen dasselbe kommunale Wahlrecht wie für Männer. Bis jetzt war das Wahlrecht der Frauen noch an eine Steuerleistung geknüpft.

Verschiedenes.

„Das Männerrecht, Erste unparteiische deutsche Halb-Monatsschrift. Für Männerinteressen — gegen Frauenrechtelei" — — kein Witz, sondern der wirkliche Titel einer wirklichen Zeitschrift, die seit dem 15. März 1910 am 1. und 3. Dienstag jeden Monats im Verlag von Alwin Risse, Dresden, erscheint. Als „Verantwortlich für den Gesamtinhalt" zeichnet Oskar Klose. Im übrigen sind alle Beiträge — wie das übrigens eine auch sonst bemerkte Eigentümlichkeit der „Männerrechtelei" in der Tagespresse ist — anonym. Die Mitarbeiter dieser „unparteiischen" Zeitschrift „für Männerinteressen" scheinen ihre Namen an die edle Sache nicht zu riskieren.

* **In den Vorstand des bayrischen Landesausschusses** der fortschrittlichen Volkspartei ist Frl. Ika Freudenberg gewählt worden.

* **Die Hochschätzung der Frauen** bei der bayrischen Volksvertretung erhellt aus folgendem Pröbchen aus der Wahlrechtsdebatte im bayrischen Landtag, das wir dem „Fränkischen Kurier" vom 6. Mai (Nr. 228) entnehmen.

Abgeordneter Beckh (Freie Vereinigung): Sollen denn bei Einführung des Proporzes die Frauen auch das Stimmrecht erhalten, wie jetzt angestrebt wird? Nach unserer Meinung kann davon keine Rede sein. Wir wollen doch ein mündiges Volk sein. (Große Heiterkeit.) Die Frauen wollen nicht wählen, sondern sie wollen freien und sich freien lassen. (Erneute stürmische Heiterkeit.) Wenn aber die Frauen gewählt werden, wie sollen dann die Verhältniswahlen aussehen? (Abgeordneter Dr. Casselmann, lib.: „Jeder Wähler wählt sein eigenes Verhältnis!" Schallende Heiterkeit.)

* **Die Zulassung von Frauen zur Académie Française** ist in einer Begrüßungsrede beim Empfang René Doumics als neues Mitglied von Emilie Faguet empfohlen worden. Bei dieser Gelegenheit sprach er von Madame de Sévigné und bedauerte, daß diese große Meisterin des Stils nicht Mitglied der Akademie gewesen sei, „kraft einer meines Erachtens höchst bedauerlichen Vorschrift, die Personen weiblichen Geschlechts von den akademischen Ehren ausschließt."

* **Florence Nightingale** feierte am 19. Mai ihren 90. Geburtstag. Ihr soziales Werk — die Organisation der weiblichen Krankenpflege sowie die Arbeit auf mannigfachen Gebieten des öffentlichen Gesundheitswesens — ist auch in Deutschland bekannt genug. In England ist sie durch die höchsten Anerkennungen, die bisher an Frauen verliehen sind, ausgezeichnet: den Order of Merit, den ihr als der einzigen Frau König Eduard VII. 1907 verlieh, und das Ehrenbürgerrecht der Stadt London, das ihr 1908 gewährt wurde.

Im Mai sind eine große Anzahl von Kongressen der verschiedensten Organisationen gewesen. In den ersten Tagen des Mai hatte der **schlesische Frauenverband** seine Generalversammlung in Gleiwitz. Die Berichte zeigten, daß die ihm angehörenden Vereine eine rege Tätigkeit vor allem in den verschiedenen Gebieten sozialer und kommunaler Arbeit entfaltet haben. Die Vorträge behandelten vor allem Fragen der Kommunalpolitik: das Gemeindebestimmungsrecht, das Gemeindewahlrecht der Frauen, die Mitarbeit der Frauen in kommunalen Ehrenämtern. Bei einer anschließenden Tagung des schlesischen Vereins für Frauenstimmrecht wurde die Gleichberechtigung der Frauen in den beruflichen Interessenvertretungen als Hauptarbeit der kommenden Geschäftsperiode angenommen. Der schlesische Verband für Frauenstimmrecht hat in ähnlicher Weise wie die Ortsgruppe Frankfurt des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins Gemeindewahlrechtsarbeit auf dem Lande getrieben, d. h. in 300 Dörfern die Frauen zur Ausübung ihres Wahlrechtes angeregt. Wo diese Anregung durch persönliche Einwirkung unterstützt wurde, haben sich 80—100 Prozent der Frauen an der Wahl beteiligt.

Gleichzeitig tagte der **Frauenverband der Provinz Sachsen** in Magdeburg. Auch hier liegt die Hauptarbeit auf dem Gebiete der kommunalen und sozialen Wohlfahrtspflege: die Errichtung von Wanderkochkursen, Volks- und Kinderlesehallen soll in Angriff genommen, die gleichberechtigte Beteiligung der Frauen an Armen- und Waisenpflege erstrebt werden. Die Versammlung beschäftigte sich ferner mit der weiblichen Gewerbeinspektion, der Gesindeordnung, der Reichsversicherungsordnung.

Der **Rheinisch-Westfälische Frauenverband**, der in Essen am 6. und 7. Mai tagte, hatte die Berufsorganisation der Frauen in den Mittelpunkt seiner Verhandlungen gestellt. Vertreterinnen der verschiedenen Organisationen sprachen über ihre Vereine und deren Aufgaben. Den Schluß bildeten Vorträge von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner über die Frau und die gesetzliche Interessenvertretung und Dr. Alice Salomon über „Arbeiterinnen". Gemeindewahlrecht und Gemeindebestimmungsrecht bildeten einen zweiten Hauptteil der Tagung.

Der Verein **Frauenbildung-Frauenstudium** hielt seine Generalversammlung am 6. und 7. Mai in Rudolstadt. Es wurde die Frage der Fortbildungsschule und der Ausbildung der Handelslehrerin besprochen. Professor Wychgram unterzog in einer öffentlichen Versammlung die preußische und sächsische Mädchenschulreform einer Kritik und Dr. jur. Alix Westerkamp sprach über Jugendgerichte. Der Verein unterstützt verschiedene Mädchengymnasien sowie die Kolonialfrauenschule in Witzenhausen.

Die bedeutsamste Tagung war ohne Zweifel die des **Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen** vom 16. bis 18. Mai in Berlin. Von den zur Verhandlung kommenden Themen sind an dieser Stelle besonders „Die verheiratete Lehrerin", „Die gewerbliche Fortbildungsschule" und „Jugendgerichte und Jugendfürsorgevereine" hervorzuheben. Die Verhandlungen über das erste Thema führten nach lebhafter Diskussion zu folgendem Ergebnis:

> Der Landesverein Preußischer Volksschullehrerinnen hält die Verbindung von Lehrberuf und Mutterschaft im allgemeinen nicht für angängig. Er glaubt, daß nur wenige Frauen fähig sein werden, den daraus erwachsenden Pflichten zu genügen. Er sieht sich daher außerstande, für eine Beseitigung der Verheiratungsklausel in den Anstellungsurkunden der Lehrerinnen einzutreten, trotzdem er in dieser Klausel eine Beschränkung der persönlichen Freiheit erblickt.
>
> Der L. P. V. tritt dafür ein, daß Lehrerinnen, die wegen Verheiratung ihr Amt aufgeben, für den Verlust ihrer Ansprüche auf Ruhegehalt entschädigt werden. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daß, wenn die Behörde die Verwendung verheirateter Lehrerinnen in der Volksschule gestattet, sie diese verheirateten Lehrerinnen nicht, wie bisher, dem Vertreterinnenelend überantwortet, sondern ihnen den Charakter der pensionsberechtigten Beamtin läßt.

Die Diskussion über das zweite Thema konzentrierte sich vor allem auf die Frage des hauswirtschaftlichen Unterrichts in der gewerblichen Fortbildungsschule, der bei Annahme der Thesen abgelehnt wurde.

Der Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau

hat in den ersten 6 Monaten seines Bestehens eine überaus glückliche Entwicklung genommen. Etwa 50 Organisationen, Handels-, Handwerks- und Gewerbekammern, Gewerbeschulen, gewerkschaftliche Organisationen, sozialpolitische und pädagogische Verbände und Vereine haben sich ihm angeschlossen. Durch die stark angewachsene

Arbeit wurde eine Neuorganisation notwendig; Bureau und Lehrstellennachweis sind vereinigt und gemeinschaftlich nach Berlin W. 9, Linkstraße 11, verlegt worden.

Die erste Vorsitzende des Verbandes, Fräulein Maria Lischnewska, hat wegen Arbeitsüberlastung ihr Amt niedergelegt, gehört aber weiter dem Vorstande an. Die Geschäfte des Verbandes werden durch den stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Fortbildungsschuldirigenten Krüger und eine Kommission geführt. Bureaustunden sind Dienstag und Freitag von 10—1 Uhr und Freitag und Sonnabend von 5—7 Uhr.

Aufruf.

An die liberalen Frauen!

Die erste Einigung des bisher in sich zerrissenen deutschen Liberalismus ist am 6. März vollzogen worden.

Eine neue „fortschrittliche Volkspartei" umschließt durch ihr Programm die drei Gruppen, in die der entschiedene Liberalismus bisher zerfiel. Dieser bedeutsame Schritt wird aber nur dann einen kraftvollen Aufstieg des Liberalismus einleiten, wenn auf dem gewonnenen breiteren Boden auch neue lebendige Kräfte für die liberale Politik eingesetzt werden.

Nachdem durch das Reichsvereinsgesetz auch die Frauen zur politischen Mitarbeit gerufen sind, erwächst den liberalen Frauen mit der Möglichkeit zugleich die Pflicht, an der Entwickelung der liberalen Partei mitzuwirken.

Allerdings gestattet die Fassung des § 8 (zur Frauenfrage) uns nicht, diese Pflicht mit ungeteilter Freude zu übernehmen. Die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung als Staatsbürger ist den Frauen im Programm der neuen Partei versagt. Es ist aber auf dem letzten Parteitag der freisinnigen Volkspartei die erneute Erörterung der Frauenforderungen in der geeinigten fortschrittlichen Volkspartei durch eine Resolution in Aussicht gestellt, während die freisinnige Vereinigung sich gleichfalls in einer Resolution einstimmig auf den Boden der politischen Gleichberechtigung der Frauen gestellt hat. Deshalb haben die auf dem Parteitag anwesenden weiblichen Delegierten sich bereit erklärt, in den Reihen des Liberalismus zu arbeiten, in der bestimmten, auf die abgegebenen Erklärungen gegründeten Hoffnung, daß die fortschrittliche Volkspartei die politische Gleichberechtigung der Frauen in kürzester Zeit zu ihrem Programmpunkt machen wird.

Es gilt also in den Reihen der neuen Partei für ein doppeltes Ziel zu arbeiten:

Für die Stärkung des Liberalismus und für die Förderung der politischen Rechte der Frauen. Nur wenn die Frauen innerhalb des Liberalismus und in der Arbeit für seine Ziele eine Macht werden, haben sie Aussicht, zu erreichen, was für jede politisch tätige Frau eine selbstverständliche Forderung ist:

Die Anerkennung der staatsbürgerlichen Gleichheit der Frau durch das Parteiprogramm. Darum fordern wir alle liberalen Frauen dringend auf zum Eintritt in die liberale Parteiorganisation ihres Ortes und zur energischen Mitarbeit in den Kämpfen des Liberalismus.

Unsere politische Arbeit wird über unsere politische Zukunft entscheiden.

Zum Zweck einheitlichen Handelns halten wir eine gemeinsame Erörterung über die Stellung und die Aufgaben der Frauen in der neuen fortschrittlichen Volkspartei für geboten. Die Unterzeichneten berufen daher auf den 4. und 5. Oktober nach Frankfurt a. M. eine

Konferenz der liberalen Frauen

und laden alle in der fortschrittlichen Volkspartei organisierten Frauen zur Teilnahme aufs dringendste ein.

Vorläufige Tagesordnung:

1. Die Aufgaben der Frauen an der Zukunft des Liberalismus.
2. Unsere Arbeit für die nächste Reichstagswahl.
3. Errichtung einer Zentrale für die Organisation unserer Arbeit.

Anmeldungen und Zuschriften erbeten an Dr. Gertrud Bäumer, Grunewald bei Berlin, Gillstr. 9.

Der Arbeitsausschuß:

Dr. Gertrud Bäumer. Elly Heuß-Knapp. Rudolfine von Liszt. Anna Plothow. Elisabeth Töpfer. Dr. med. Agnes Bluhm. Maria Lischnewska. Marie Litten. Alwine Reinold. Dr. Alice Salomon. Martha Zietz.

Erweiterter Ausschuß:

Dr. Elisabeth Altmann-Gotthelner, Mannheim. Alice Bensheimer, Mannheim. Friederike Bröll, Frankfurt a. M., Eleonore Drenkhahn, Altona. Helene von Forster, Nürnberg. Ika Freudenberg, München. Margarete Friedenthal, Berlin. Elisabeth Hell, München. Ottilie Hoffmann, Bremen. Wally Krobiell, Stettin. Helene Lange, Grunewald-Berlin. Rose Meyer, Magdeburg. Anna Pappritz, Berlin. Martha Plewe, Stettin. Dr. med. Alice Profé, Charlottenburg. Klara Schleker, Marlow i. Mecklenburg. Marie Schloß, Karlsruhe. Marianne Weber, Heidelberg. Hedwig Weidemann, Hamburg. Luise Wetter, Dortmund. Selma Wolff-Jaffé, Mannheim. Martha Zietz, Eutin.

Bücherschau.

Dichtung, Romane usw.

„Maria Magdalena." Drama in drei Aufzügen von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlegt bei Eugen Diedrichs. Jena 1909. Ein Einzelschicksal löst sich aus dem größeren Rhythmus der mächtigsten geschichtlichen Begebenheit: die „Erlösung" der Maria von Magdala. Zwei geistige Welten stehen einander gegenüber: die antike Kultur, deren Weisheit und Lebensphilosophie in dem alten Stoiker Silanus, deren Schönheit, Kraft, Weltfreude und sinnlich geistige Leidenschaft in Verus, dem römischen Kriegstribun, verkörpert ist. Und der Nazarener: in einem barbarischen Lande, wo das äußere Leben häßlich und entstellt ist und die Kräfte des inneren Daseins seltsam und leidenschaftlich, steht er als Führer der Geringsten, der Bettler und Kranken, mit seiner Botschaft. Sie bringt eines, das mehr ist, als alle letzten Ergebnisse der antiken Weisheit: sie findet die Süßigkeit und den tiefen Lebensreichtum des Schmerzes. Antike Weisheit kann nicht trösten. Sie vermag über den Schmerz nicht mehr als das Alter, das ihn lindert, indem es zugleich die Kraft der lebendigen heißen ausschließlichen Hingabe an alles Einzelne des Lebens schwächt oder mäßigt, und nur eine weite, allgemeine, kühle Heiterkeit übrig läßt. Das ist die Stimmung des Silanus, die er in den ersten Szenen mit der breiten Redseligkeit des Alters ausspricht — und der Freude Maeterlincks, konzentrierte Prägungen des Wortes aufzulösen in weite, einfache und durchsichtige Sätze. Maria von Magdala gehört beiden Welten an. Sie ist Galiläerin — durch Schönheit, Geist und Geschmack der Typus der griechischen Hetäre. Aber in ihr lebt — in ihr als Mensch und Orientalin — eine Seele mit tieferen und stärkeren Ansprüchen. „Das hätte mich nicht getröstet," weiß sie, als Silanus dem Schmerz eines Freundes seine stoische Weisheit gegenüberstellt. So ist ihr Leben der Zynismus eines Menschen, der sein Schicksal nicht fand. Ihr Stolz verschanzt sich hinter diesen Zynismus gegen die Liebe zu Verus, dem sie zum zweitenmal in ihrem Leben im Garten des Silanus in Bethanien begegnet, und der sie begehrt. In diesem Moment höchster Spannung des Zwiespalts in ihrem Dasein trifft sie das Wort des Nazareners. Im Garten des Silanus wird sie Zeuge der Bergpredigt — der Seligpreisungen. Der Eindruck der göttlichen tiefsinnigen Paradoxie dieser Worte verbindet sich in Magdalena mit der Wirkung der Persönlichkeit Jesu — der nicht selbst auf der Bühne erscheint — zu einem Erlebnis, das ganz mystisch erfaßt ist: einem Zerbrechen, Vergehen und Aufgerichtet werden. Dramatisch wird es verkörpert durch den Vorgang, den die Bibel von der Ehebrecherin erzählt: Maria von Magdala, die sich, hingerissen von dem Wort Jesu, aus dem Garten des Silanus heraus in die Hörermenge wagt, wird erkannt, und als die doppelt Abtrünnige will der Haß der Menge sie steinigen, als das Wort: „Wer unter Euch ohne Sünde ist" die erhobenen Hände sinken läßt und ihr Geleit wird. Psychologisch fein ist die Nachwirkung des Ereignisses auf Maria von Magdala gezeichnet. Der Trotz ihrer zynischen Selbstbehauptung ist gebrochen und sie folgt — schutzsuchend, voll restloser, hinströmender Hingabe — der Liebe zu Verus. Aber die Erlösung des Menschlichen in ihr ist nicht alles. — Sie fühlt über sich das Walten einer Schicksalsmacht, vor der es kein Entrinnen gibt, die sie „führen wird, wo sie nicht hin will". Sie fühlt ihr Leben mit seinen Maßstäben und Verantwortlichkeiten in eine Sphäre erhoben, in der sie sich selbst nicht gehört, die ihr unheimlich, fremd und verhängnisvoll erscheint, weil hier das Glück kein Ziel und die Welt kein Gut ist. Wie dieses Wissen Wirklichkeit wird — das ist der Inhalt der übrigen Szenen des Dramas. Sie stellen Maria von Magdala vor die Wahl: Verus oder Jesus. Und dann vor die Wahl: Jesus, der Mensch, und Christus, der Gott. Doch ist diese dramatische Verleiblichung des letzten Aktes der „Erlösung" der Maria Magdalena bei weitem nicht der Höhe der Konzeption gleich. Die Einführung des auferweckten Lazarus — die ganze Szene, in der die Erweckung berichtet wird und das Auftreten des Erweckten als Bote, der Maria zum Herrn ruft, ist teils wie eine Wiederholung und teils eine unschöne Verstärkung, in der manches Feine der ersten Szenen überdeckt und manches menschlich Wahre und Ergreifende verzerrt wird. Und in der letzten Szene mit Verus, in der Maria von Magdala Jesus mit dem Lohn der Hingabe an den Geliebten retten kann — es ist das Motiv, das Maeterlinck Heyse entlehnt hat — wird zu viel geredet und explizlert. Es ist Maeterlinck hier nicht so wie in den ersten Szenen gelungen, einen irrationalen, ganz innerlichen Vorgang mit wenigen Worten zu artikulieren. Maria von Magdala erfühlt in der Hemmung, die sich in ihr der Bedingung des Verus ent-

gegensetzt, die Wahrheit, daß das von Jesu gebrachte Leben nicht an seiner Person haftet, sondern von jedem in Reinheit und Kraft neu geschaffen werden muß, daß nicht sein leiblicher Tod es tötet, sondern jede Verleugnung der Reinheit, die es gebietet. Aber die Worte, in die Maria diese Erfahrung kleidet, sind fast ein Räsonnement, ohne den Duft und die mystische Eindringlichkeit, die dem Inhalt seine Tiefe läßt, ohne sie zu ermessen und zu erhellen. Und so erkaltet das Drama an der Stelle, wo es hinreißen müßte.

„Trinacria." Roman von Max Burckhard. S. Fischer Verlag, Berlin. Der Frauentypus, der im Mittelpunkt dieses Romans steht, ist gerade in der letzten Zeit öfter dargestellt: von Ompteda in „Mime", von Lisbeth Dill in „Unverbrannte Briefe". In beiden Fällen mit bestimmten individuellen Modifikationen, aber doch gleich in der typischen menschlichen und sozialen Grundkonzeption. Es ist das Mädchen aus guter Familie, die nicht im sozialen Sinn emanzipiert ist, weil sie die Privilegien und die gesellschaftliche Sicherheit ihrer Stellung viel zu hoch schätzt, um sie aufgeben zu können. In diesem Rahmen aber treibt sie ein individualistischer Lebensdrang, sich ein Schicksal auf eigenen Wegen zu suchen: überlegt und genußsüchtig, leidenschaftlich und kühl zugleich mit keinem Schritt aus dem gesellschaftlichen Schutz hinausschreitend. Ihre Liebe trägt nichts von Selbstlosigkeit, Hingabe und Torheit in sich, sie begehrt und fordert, sie schenkt nur, um zu genießen. Ihr steht ein männlicher Typus gegenüber, wie ihn Burckhard selbst liebt: ein Dilettant des Lebens. Der sich um seinen Beruf durch einen Akt übersensitiver Gewissenhaftigkeit gebracht hat, und nun ohne Aufgabe und Ziel durch die Welt zieht. Ihn lockt es, das Rätsel dieser weiblichen Seele zu lösen. Sie entzieht sich ihm, als er sie eben zu ergreifen meint. So lösen sich ihm mit diesem Erlebnis die letzten lebendigen Wurzeln, mit denen seine Seele in der Welt haftet und er verläßt willenlos wollend das Leben. Die moderne Seelenschilderung lockt an diesem Motiv, daß die Leidenschaft sich in dem engen Rahmen rein gesellschaftlichen Verkehrens bewegt, daß über ihr die Dämpfung der Konvention oder des Relativismus liegt. So kann die Kunst diskreter Darstellung entfaltet werden, die Burckhard gut und geschmackvoll beherrscht.

„Rudolf und Camilla." Roman von Auguste Hauschner. Egon Fleischel & Co. Verlag, Berlin, 1910. Der neue Roman von Auguste Hauschner ist eine Fortsetzung der Familie Lowositz. Das Seelenschicksal zweier Kinder einer jüdischen Familie in Prag wurde im ersten Bande bis zu dem Punkte geführt, an dem sie sich, der Mann aus eignem Entschluß, das Mädchen willenlos aus ihrem Milieu trennen. Der neue Band zeigt sie im Strom des geistigen und sozialen Lebens der deutschen Reichshauptstadt, etwa am Anfang der achtziger Jahre. Wir sehen das Berlin dieser Zeit, wie es sich spiegelt nicht so sehr in der Welt der Eingesessenen, sondern vielmehr in der Welt derer, die Ada Christen einmal so schön „die Vagabunden des Lebens" genannt hat. Zu ihnen gehört als Fremder, als wurzelloser freier Schriftsteller Rudolf Lowositz. Der Kreis, in dem er sich bewegt, umschließt nicht sowohl diejenigen, welche die Geschichte machen, als vielmehr diejenigen, die sie kritisieren, die Enterbten, die Journalisten, die in irgendeiner Weise auf sich selbst Gestellten. Rudolf Lowositz findet seine Ziele weder im Anschluß an die Sozialdemokratie noch an den Anarchismus. Er rettet sich wieder auf einen neuen Boden, wo ihm der Sinn der Freiheit darin zu bestehen scheint, daß er sich selbst sein Schicksal schafft: in die neue Welt. Ganz anders seine Schwester. Sie, die einst widerstandslos und voller Illusionen sich der Familientradition gefügt hatte, kommt nun seelisch krank durch die Dumpfheit ihrer kleinbürgerlichen Existenz nach Berlin, um zu genesen. In einer Leidenschaft, der sie sich rückhaltlos hingibt, um dann einsam sich wieder zu finden, wächst sie über sich selbst hinaus zur freiwilligen Wahl des Pflichtenkreises, in den sie einst willenlos geschoben war. So vollzieht sich an dem Geschwisterpaar die typische Lebensüberwindung des Mannes auf der einen, der Frau auf der anderen Seite. Auguste Hauschner hat mit ihrem weiten kulturhistorischen Verständnis, ihrem intensiven sozialen Interesse, ihrer Fähigkeit geschichtlicher Auffassung wiederum das Milieu, in dem diese beiden individuellen Schicksale sich vollziehen, treffend und plastisch wiedergegeben.

„Arme und Reiche." Soziale Geschichten. Frei bearbeitete deutsche Ausgabe der Mémoires d'un petit homme des Paul Renaudin von Walther Eggert Windegg. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. München 1910. (Pr. geb. 2,80 Mark.) Das kleine Buch ist keine Übersetzung, sondern eine Umarbeitung, eine wirkliche „Verdeutschung" der „Erinnerungen" des Paul Renaudin. Seine Bedeutung liegt auf sozialpädagogischem Gebiet. Und da hat es Beachtenswertes zu sagen, ob es uns in die Kinderstube führt, ob Gespräche „von Bienen und Menschen", zwischen „Bauern und Herren" allerlei „Nachdenkliches" zutage fördern, ein wenig lehrhaft manchmal, aber gesund und stark. Denn der Zielpunkt des ganzen Buches läßt sich zusammenfassen als „das köstliche Gesetz der Arbeit", jener Arbeit, die uns die menschliche Zusammengehörigkeit, das „tiefe Gesetz der Brüderlichkeit" lehrt. Und so hat es besonders dem Erzieher mancherlei zu sagen und sei ihm in erster Linie warm empfohlen.

Kurze Anzeigen und Neuausgaben.

„Komet und Weltuntergang." Von Wilhelm Bölsche. Jena, Eugen Diederichs. (Preis 1 Mark.) Wenn Bölsche in seinem kleinen Vorwort meint, daß sein Büchlein „auch nach dem Weltuntergang noch mit Nutzen gelesen werden" könne, so können wir dem mit voller Überzeugung zustimmen. Es gibt eingehende Ausführungen über die historische Entwicklung und den heutigen Stand der Kometenforschung, von jenen Theorien an, die im Kometen ein Instrument „überweltlicher Pädagogik" sahen, bis zu unseren

Zeiten, für die er nur noch dem Gravitationsgesetz angehört; Ausführungen, die nach Bölsches Art in den tiefsten Zusammenhang der ganzen kosmischen Entwicklung hineingestellt werden.

„Die Königin." Ein Buch aus Preußens schwerer Zeit von Theodor Rehtwisch. Mit zwei farbigen Kunstbeilagen und dreizehn Einschaltbildern. (In Originaleinband 3 Mark.)

„Königin Luise." Erinnerungsblätter zur Jahrhundertfeier ihres Todesjahres von Theodor Rehtwisch. Mit einer farbigen Kunstbeilage, zwölf Vollbildern und zwölf Textbildern. Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Beide Bücher erscheinen ganz besonders geeignet als Festgabe für reifere Schüler und Schülerinnen zu der bevorstehenden Erinnerungsfeier am 100. Todestage der Königin Luise. Die sehr ausführliche Darstellung, die das erstere bietet, betont nicht nur das vorbildliche Wirken der Königin als Frau und Mutter, es schildert auch die Schwierigkeiten, die der lebhaften jungen, in Süddeutschland erzogenen Fürstin erwuchsen, ehe sie sich in die steife Förmlichkeit des Berliner Hoflebens hineinfand. Es betont ihr Verständnis für die politische Lage und zeigt, wie zum großen Teil ihrem Einfluß auf den stets zaudernden König alle jene Maßnahmen zuzuschreiben sind, die zu der späteren Erhebung führen sollten. Die zahlreichen zeitgeschichtlichen Bilder und die geschmackvolle äußere Ausstattung des Buches müssen ganz besonders hervorgehoben werden.

Das zweite Buch enthält eine wesentlich kürzere Darstellung desselben Gegenstandes und dürfte besonders als Erinnerungsgabe für Volksschüler geeignet sein.

„Henrik Ibsens Werke in Einzelausgaben." S. Fischer, Verlag, Berlin. 22 Bände, davon 17 zu 0,50 Mark, 5 zu 1 Mark pro Band. Der Verlag S. Fischer, Berlin, hat Einzelausgaben von Henrik Ibsens Dramen, mit einfachem Geschmack ausgestattet in vollständiger Reihe zu einem sehr billigen Preis erscheinen lassen. Den dramatischen Werken schließt sich eine volkstümliche Ausgabe der Gedichte an — in der Form, die Henrik Ibsen 1872 seinen lyrischen Schöpfungen selbst gegeben hat. Damit ist der Verlag einem lebhaften Wunsche nachgekommen, der aus der Öffentlichkeit vielfach an ihn gerichtet worden ist. Wer das Gesamtwerk in den großen Ausgaben nicht kaufen kann oder will, hat nunmehr Gelegenheit, die Dichtungen Henrik Ibsens, die er besonders schätzt, gesondert zu erwerben, in meisterhaften Texten, mit den Einleitungen Paul Schlenthers, Julius Elias' und Roman Woerners vermehrt. Für die Übersetzungen war die letzte revidierte Form maßgebend, die in der „Volksausgabe" enthalten ist. Die Einführungen derselben Volksausgabe sind für jedes einzelne Werk erweitert und mit Hinzuziehung der „Nachgelassenen Schriften" auf den jüngsten Stand der Forschung gebracht worden. — Die deutschen Bühnen sind jetzt in der Lage, sich das Material der besten Übersetzungen auf leichtere Art beschaffen und so ihre Ibsendarstellungen nach der Seite des sprachlichen Ausdrucks auf literarischer Höhe halten zu können. Da die Werke Henrik Ibsens allmählich auch in die Lektüre unserer höheren Schulen Eingang finden (zumal „Stützen der Gesellschaft", „Volksfeind" und „Klein Eyolf"), so hat man auf die Benutzung der einzelnen Bände als Schulausgaben gebührend Rücksicht genommen.

„Wielands Werke." Auswahl in zehn Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Bernhard von Jacobi. Goldene Klassiker-Bibliothek, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57. (Preis in 3 geb. Bänden 6 Mark.) Es ist nicht leicht, eine gute Auswahl aus Wieland zu treffen, eine Auswahl, die tatsächlich das Wesentliche und Charakteristische zusammenfaßt. Man darf sagen, daß der Herausgeber diese Aufgabe mit großem Geschick gelöst hat. Er bringt von Prosaromanen die „Geschichte des Agathon", die den ersten psychologischen Roman Deutschlands und den unmittelbaren Vorgänger von Goethes „Wilhelm Meister" darstellt; ferner die „Geschichte der Abderiten" und den bisher in kleineren Ausgaben noch nie abgedruckten „Nachlaß des Diogenes von Sinope"; von Versdichtungen den „Oberon" und eine große Zahl der für Wieland besonders bezeichnenden kleineren graziösen Erzählungen. Auch der Journalist Wieland gelangt mit einigen wichtigen literarischen und politischen Aufsätzen zu Worte. Dem Text kommen die Erklärungen des Herausgebers zu Hilfe: ein ausführliches Lebensbild, das uns den Dichter höchst lebendig vor Augen stellt, sowie Einleitungen und Anmerkungen, die alles zum Verständnis der Werke Nötige bieten.

„Chamissos Werke." Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Sydow. Goldene Klassiker-Bibliothek, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57. (Preis in 2 el. geb. Bänden 3,50 Mark.) Die schöne Ausgabe wird ein dankbares Publikum finden. Der Herausgeber hat zunächst durch ein umfangreiches Lebensbild uns den Dichter des Peter Schlemihl wieder in greifbare Nähe gerückt und uns zugleich zur Deutung jener „wundersamen Geschichte" mancherlei Material an die Hand gegeben. Dann folgt eine vollständige Sammlung der Gedichte, der noch einiges neu aus dem Nachlaß bekannt gewordene hinzugefügt ist, sowie die dramatischen Versuche und Übersetzungen. Den 4. und 5. Band füllt die Reise um die Welt auf dem Rurik. Das Ganze ist in zwei sehr geschmackvoll ausgestatteten handlichen Bänden vereinigt.

Erholungsbedürftige Damen,

sowie Familien finden angen. Landaufenthalt unter sehr soliden Bedingungen in neuer comfort. Villa in schöner Gegend Hessen-Nassaus. Damen auch dauernd. Off. unter R. S. 512 a. d. Exp. d. Bl., Berlin S. 14.

Two English ladies living in seaside village near Bournemouth take three ladies to board with them. English and housekeeping taught. Bathing, boating, beautiful Country. German references.

Miss Curtis.
West Lulworth.
Dorsetshire.
ENGLAND.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Keidel, John E. „Nacktes und Allzunacktes". Logische und satirische Beleuchtung der Nackt-Schönheits-Kultur und -Literatur. München 1909. Gustav Lammers. Geh. Preis 1,80 Mark.

Kruchen, Dr. E. Pfarrer in Hochneukirch. „Wie man eine Mädchenfortbildungsschule einrichtet". Vorschläge und Erfahrungen. Herausgegeben von Arbeiterwohl, Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. M.-Gladbach 1909. Preis 50 Pfg.

Kurz, Isolde. „Die Kinder der Lilith". Stuttgart und Berlin 1908. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Preis 3 Mark.

Langer, Felix. „Träumerei". Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Preis 2 Mark.

La Rosée. „Junge Heldinnen". Buch für Kinder. Verlag Eduard Maerter, Leipzig. Preis 2 Mark.

Lepel, Bolkrath von, ehemal. Mitglied des herzogl. Hoftheaters in Meiningen, zuletzt Mitglied des Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhauses in Berlin. „Prostitution beim Theater". Moderne Schriften-Folge. 3. Bändchen. Zürich, Verlag Volkswort. Preis 1 Mark.

Leslieu, Else. „Auf dem Wege". Gedichte. Heidelberg 1908. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Preis 1 Mark.

Levysohn, Lucy. „Mein Goethekalender". Erlesenes aus Goethes Schriften. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin W. 35.

Lewandowski, Dr. A. „Ausübung und Ergebnisse der Schulhygiene in den Volksschulen des Deutschen Reichs — nach dem Stande vom Sommer 1908 —. Im Auftrage der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge — Ausschuß für Gesundheitspflege — bearbeitet. Berlin

Lucka, Emil. „Isolde Weißhand". Ein Roman aus alter Zeit. Mit zehn Bildern von Emil Praetorius. S. Fischer-Verlag, Berlin 1909.

Lucka, Emil. „Eine Jungfrau". Roman. Egon Fleischel u. Co. Berlin. Preis 3,50 Mark.

Mann, Franziska. „Wege hinauf". Verse von Heinrich Hart. Verlag Bruno Cassirer, Berlin W. Preis 1,50 Mark.

Christlich-soziales Frauen-Seminar
(früher Frauenschule)
des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes
in HANNOVER

für gebild. Frauen u. Mädchen, verbunden mit Stellenvermittelung und Auskunftsstelle.

Kursusdauer 17 Monate von Anfang Januar bis Ende Mai. Theoretische und praktische Ausbildung für soziale Arbeit. Freistelle und Stipendien vorhanden. Prospekte und Auskunft durch die Schriftführerin:
Frl. J. v. Reden, Kirchrode b. Hannover, Kaiser Wilhelmstr. 1.
Mündliche Auskunft: Hannover, Bödekerstr. 75A. III.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Einmalige Anzeige.

Eine seltene Gelegenheit

zu billigem Bücherbezug bietet sich unsern Freunden auf kurze Zeit. Einige leicht beschädigte Remittenden-Exemplare geben wir zu wesentlich herabgesetzten Preisen ab:

Apel,	Kommentar zu Kants Prolegomena	(2,50)	Mark 1,50
Brentano,	Reaktion oder Reform	(0,50)	Mark 0,25
Damaschke,	Die Bodenreform	(2,50)	Mark 1,50
Fischer,	Arbeiterschicksale	(2,40)	Mark 1,20
v. Gerlach,	Geschichte des preußischen Wahlrechts	(3,00)	Mark 1,80
Gurlitt,	Schule und Gegenwartskunst	(1,50)	Mark 0,75
Heckscher,	König Karl I., Drama	(2,00)	Mark 1,20
Herwig,	Wunder der Welt, Roman	(4,00)	Mark 2,80
Janssen,	Liberale Bauernpolitik	(1,00)	Mark 0,60
Goldschmidt,	Der Wert des Lebens	(1,50)	Mark 0,90
Kappstein,	Rudolf Eucken	(1,50)	Mark 0,90
Kay,	Land und Freiheit	(0,50)	Mark 0,10
Naumann,	Das Volk der Denker	(0,25)	Mark 0,10
„	Form und Farbe	(3,00)	Mark 1,80
„	Ausstellungsbriefe	(3,00)	Mark 1,80
„	Sonnenfahrten	(3,00)	Mark 1,80
„	„Asia", Orientreise. 4. Aufl., brosch.	(3,00)	Mark 1,80
„	Erziehung zur Persönlichkeit	(0,50)	Mark 0,25
„	Das Ideal der Freiheit	(0,50)	Mark 0,25
„	Der Geist im Hausgefühl	(0,50)	Mark 0,30
„	Briefe über Religion	(1,50)	Mark 0,90
Pannwitz,	Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache	(2,00)	Mark 1,20
„	Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur	(3,00)	Mark 1,80
Pfäffle,	Erziehung zum Volksheer	(0,50)	Mark 0,25
Reinheimer,	Aus des Tannenwalds Kinderstube, Märchen	(3,00)	Mark 1,80
„	Von Sonne, Regen, Schnee und Wind. Märchen	(3,00)	Mark 1,20
Rohrbach,	Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen	(2,50)	Mark 1,70
Schücking,	Die Reaktion der inneren Verwaltung Preußens	(1,80)	Mark 0,90
Schückings	Verteidigung	(1,80)	Mark 0,60
v. Schulze-Gaevernitz,	England und Deutschland	(1,00)	Mark 0,60
Siegfried,	Die schwere Benachteiligung der volkreichsten Landesteile Preußens bei den Landtagswahlen	(1,00)	Mark 0,60
Spiro,	Arzt und Krankenkasse	(0,25)	Mark 0,15
Temme,	Die sozialen Ursachen der Säuglingssterblichkeit	(1,00)	Mark 0,50
Traub,	Aus suchender Seele	(3,50)	Mark 2,10
„	Gott und Welt (leicht. Einbd.)	(2,00)	Mark 1,20
Weinheimer,	Geschichte des Volkes Israel	(3,00)	Mark 1,80
Wenck,	Geschichte der Nationalsozialen	(2,50)	Mark 1,25

Bestellungen werden nur unter Berufung auf diese Anzeige gegen Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme ausgeführt. Bei Beträgen unter 5 Mark wird Porto mit berechnet.

Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Matuschka, Charlotte, Gräfin von. „Nach dem spanischen Amerika". Eindrücke und Erinnerungen. Berlin 1908. Puttkammer u. Mühlbrecht, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaft. Preis geh. 3,50 Mark.

Mey, Josefa. „Den König drückt der Schuh". Ein Spiel in vier Bildern. Verlag von Haupt u. Hammon. Leipzig 1908. Preis in diegl. Pappband 1,60 Mark, in Halbleder 2,30 Mark.

Neumann-Hofer, Otto, und **Oswald, Hans.** „Das Kultur-Parlament", Heft 2: „Landflucht und Leutenot". Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg.

Olshausen-Schöneberger, Käthe. „Beiträge zur Damen-Reitkunst". Nach eigenen Erfahrungen. Leipzig. Verlag von Friedrich Engelmann.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Zum 1. Juli oder später wird an eine private höhere Mädchenschule in Sachsen eine Oberlehrerin gesucht. Als Fächer werden Deutsch, Mathematik und Rechnen, oder Französisch und Naturwissenschaften bevorzugt. Gehalt 2500 Mark, steigend bis 3500 Mark, außerdem 100 Mark zur Pensionsversicherung.

2. Gesucht zum 1. Oktober in eine Rittergutsbesitzerfamilie in Mecklenburg eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten Sprach- und Mathematikkenntnissen zu zwei Mädchen von 11 und 13 Jahren. Gehalt 1000 bis 1400 Mark und freie Station.

3. Zu sofort wird an eine höhere Privatmädchenschule verbunden mit Lehrerinnenseminar in Schlesien, eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte katholische Lehrerin für Präparandie und Seminar gesucht. Gehalt je nach Erfahrung und Leistungen nach Übereinkunft.

4. Nach Schlesien wird in die Familie eines Rittergutsbesitzers eine im Knabenunterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Erzieherin mit Latein- und Mathematikkenntnissen bis Quarta für zwei Knaben von 7 und 9 Jahren gesucht. Später kommt noch ein dritter Knabe dazu. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

5. Nach Schlesien wird an eine höhere Privatmädchenschule zu sofort eine Oberlehrerin gesucht. Eventuell könnte auch eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin zur Vertretung bis Johanni in Betracht kommen. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Für eine höhere Privatmädchenschule in Norddeutschland wird zum 15. August eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin gesucht. Besondere Befähigung für Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie und Mathematik sehr erwünscht. Gehalt 14—1500 Mark.

7. Gesucht zum 1. Oktober in eine Rittergutsbesitzerfamilie in Mecklenburg eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, evangelische Erzieherin. Musik erwünscht. Bis Ostern 1911 sind drei Mädchen von 11, 13 und 14 Jahren zu unterrichten, danach ein Mädchen von 11 und ein Knabe von 8½ Jahren. Gehalt nach Übereinkunft.

8. In die Familie eines Majors in Sachsen wird zum 1. Juni eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte,

PENSION SIMLA.

Erstklassiges Familienpensionat

der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**

35, Johann-Georgen-Allee,

dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.

Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Godesberg,

gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2 jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin

Frl. **M. Erdmann.**

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Rednitzhoferstr. 16.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel.

Berlin SW., Zimmerstr. 94. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

Damen-Pensionat.

Internationales Heim,

BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof.

Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

evangelische musikalische Erzieherin mit perfekten Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 13 und 15 Jahren gesucht. Gehalt 1000 Mark und freie Station.

9. An ein Töchterpensionat in Sachsen-Altenburg wird zum 1. Oktober eine jüngere, für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin gesucht, die sich auch für Handarbeiten und Hauswirtschaft interessiert. Norddeutsche bevorzugt. Gehalt 600 Mark und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Dieser Nummer liegen Prospekte der

Verlagsbuchhandlungen

C. F. Amelang, Leipzig

betr.

Die Kulturaufgaben der Frau,

C. H. Beck, Oskar Beck, München

betr.

Schriften von Dr. M. Kronenberg und des

Xenien-Verlages, Leipzig

betr.

Von allen Menschenrechten

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung V der **Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.**
Abteilungen für **Architektur** und **Kunstgewerbe**, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.

Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Mütter!

gebt **Euren Kindern** das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver „Rooton" für mein ½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr „Rooton" jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2,— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
- a) für die Familie,
- b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen:
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein **Erholungsheim** für Kinder von 3–8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

In unserem Verlage ist erschienen:

Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag

nebst dem zugehörigen Einführungsgesetze und dem Gesetze, betreffend Änderung der Vorschriften des Handelsgesetzbuchs über die Seeversicherung

Bearbeitet von **Dr. C. Lindner**, Oberbeamter der „Allianz" Vers.-Akt.-Ges. in München und **Dr. H. Fell**, Beamter des Allgem. Deutschen Versicherungsvereins a. Geg. in Stuttgart.

Gebunden **6.50 M.**, broschiert **5.50 M.**

Das Werk ist durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage zu beziehen.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35. **W. Moeser Buchhandlung.**

In unserem Verlage ist erschienen:

Schellfisch-Kochbuch

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte zur Zubereitung des Schellfisches, Kabliaus und verwandter Fische

von

Elise Hannemann

Vorsteherin der Kochschule des Lettevereins in Berlin.

Preis 0,60 Mark

(mit Porto 0,65 Mark).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. W. Moeser Buchhandlung.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

‖ Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt ‖

Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Autumn Term in Norham Hall
begins in September 21st, ends December 13th 1910.

An Examination on the result of which certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to **Mrs. BURCH.** Norham Hall. Oxford.

The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hilda's Hall begins July 2nd, and ends July 30th, 1910. Lectures and classes daily.

Subjects: "Shakespeare." "Representative English Men of Letters." "Representative English Statesmen." "Notable English Women" etc.

Boating, Tennis, Shady Garden. Excursions etc.

Apply: Mrs. BURCH, Norham Hall. Oxford.

Helene Lange: ***Die Frauen und das politische Leben.*** *Pr. 50 Pf.*

Gertrud Bäumer: ***Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur.*** *Pr. 50 Pf.*

Neuordnung ***des höheren Mädchenschulwesens in Preussen.*** *Pr. 50 Pf.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. ***W. Moeser Buchhandlung.***

E. Berlin Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

Juli 1892

DIE FRAU

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

Anschütz und Hellpach. Von Gertrud Bäumer.
Vom Internationalen Frauenkongreß. Von Adelheid Steinthal.
Die Frauenfrage in Rußland. Von Anna Schapire.
Die Frauenfrage in Italien. Von Gina Lombroso.
Die Frauenfrage in Frankreich. Von Hedwig Dohm.
Die Frauenfrage in Amerika. Von Marie Stritt.
Die Frauenfrage in England. Von Lily Braun.
Die Frauenfrage in Deutschland. Von Helene Lange.
Die Frauenfrage in Schweden. Von Ellen Key.

W. Hoeppli, Buchhandlung, Berlin S.

Copyright © 1950 by James Thurber
Copyright © 1957 by Marc Simont
Published by Simon and Schuster, Inc.
1 West 39th Street
New York, New York 10018
Printed in the United States of America
Library of Congress Catalog Card Number: 50-5777
ISBN 0-671-73388-6
ISBN 0-671-73389-4 (Lib. Bdg.)

17. Jahrg. Heft 10 Juli 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

„Autorität und Freiheit."

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Schriften von Friedrich Wilhelm Förster haben in den letzten Jahren einen stets wachsenden Leserkreis gefunden. In einer Riesenauflage ist die Sammlung von sozialphilosophischen Aufsätzen „Christentum und Klassenkampf" über ein Publikum aller Parteien und Konfessionen verbreitet. Der Grund dieses Erfolges ist ohne Zweifel erfreulich. Er ist gleichbedeutend mit einem Sieg des Guten über das Minderwertige, der Tiefe über die Flachheit, der Ewigkeitswerte über Tagesschlagworte. Förster verbindet in einer einzigartigen Weise philosophisches Denken mit einer feinen und lebendigen Fühlung für das Leben, für die Schicksale und Kämpfe der Seele — die ewig gleichen und die ganz besonderen der Gegenwart. Und er findet als Ausdruck dieser zwiefachen Kraft seiner pädagogischen Mission eine Sprache, die zugleich klar, warm und schön ist.

Aber es sind alle diese qualitativen Momente nicht die einzigen Bedingungen der Wirkung, die Förster ausübt. Sie beruht nicht nur auf der Kraft seiner Persönlichkeit. Es kommt ihm ein Bedürfnis aus dem Publikum, eine Zeitstimmung entgegen: nämlich eine gewisse Ermüdung am Individualismus. Sie kommt einmal daher, daß man Meinungen ebenso wie Speisen satt kriegt, daß eine Weltanschauung, gerade so wie etwa eine künstlerische Form, unleidlich werden kann, wenn sich ihrer die Industrie bemächtigt. So abstoßend die modernen Möbelmotive sein können, wenn man ihnen in jedem Hotelzimmer und in jeder Konditorei begegnet, so schwer erträglich ist der „Individualismus" auf dem Speisezettel der literarischen Tagesproduktion. Und dieser Überdruß ist bei den geschmackvolleren Menschen heute schon ziemlich lebhaft — dank den Bemühungen der Nietzsche-Popularisation. Aber die Sehnsucht aus dem Individualismus heraus liegt noch

tiefer, — liegt in der Sache selbst bei allen denen, die Weltanschauungen ernst nehmen. Nicht nur das Bedürfnis, seelisch einmal wieder die Lage zu wechseln, kommt in dieser Ermüdung zum Ausdruck, sondern etwas Substanzielleres. Fraglos fordert jede auf einem Prinzip aufgebaute Lebensansicht ihre Ergänzung um so gebieterischer, je schärfer sie zu Ende gedacht, je mannigfaltiger sie auf die einzelnen Fragen des konkreten Lebens angewandt worden ist. Der Rest, der bleibt, wenn man „die Existenz durch die Vernunft" — oder richtiger durch diese oder jene allgemeine Vernunfterkenntnis dividiert, fordert zu einer neuen Aufstellung des Exempels direkt auf. Und es scheint, daß wir mit dem Individualismus einmal wieder so weit sind. Vielleicht wird mit der gleichen psychologischen Gesetzmäßigkeit, mit der in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts überall, wo es eine Philosophie gab, antiindividualistische Gedanken, Stimmungen, Systeme zur Herrschaft kamen, auch jetzt eine Reaktion erfolgen. Und vielleicht ist die Aufnahme der Förster'schen Bücher der Anfang, oder doch ein Symptom dafür.

Eben deshalb aber muß einmal mit aller Schärfe gesagt werden, daß diese Reaktion, wenn sie in der Tat im Sinne und unter der Führung der Förster'schen Gedanken erfolgt, uns ethisch und philosophisch zurückwerfen, uns um eine wertvollste Errungenschaft der geistigen Entwicklung mehrerer Jahrhunderte bringen würde. Die Darstellung, die Förster in seinem neuen Buch „Autorität und Freiheit"[1]) von seiner Weltanschauung gibt, macht deutlicher als irgendeine seiner bisher veröffentlichten Schriften, daß es vom Boden protestantischer Überzeugungen einen Weg zu seinen Grundsätzen und Zielen überhaupt nicht gibt. Wer auch nur in irgendeinem Sinne auf diesem Boden steht: wer den Begriff der „Freiheit" als der geschichtlichen Schöpfung des Protestantismus auch nur in irgendeiner seiner Konsequenzen in Religion, Wissenschaft, Ethik und Politik in sich aufgenommen hat und behaupten möchte, kann nicht anders, als das neue Förster'sche Buch unbedingt ablehnen.

Ich habe absichtlich diese Behauptung, die nur ein Endergebnis, nicht ein Vordersatz sein dürfte, vorangestellt. Nicht nur aus dem persönlichen Bedürfnis, einen stärksten Eindruck auch eindringlich und nachdrücklich auszusprechen, sondern auch, weil sich mir der philosophische Kern des Buches am besten in der Auseinandersetzung mit dem Freiheitsprinzip zu enthüllen scheint, das auf protestantischem Boden durch die Philosophie Kants und des deutschen Idealismus gewonnen und befestigt ist.

Zunächst freilich scheint es, als habe Förster einen anderen Individualismus im Auge, wenn er die Problemstellung seines Buches entwickelt. Er spricht da von dem „modernen Individualismus", dessen mangelhafte Begründung er darlegen und aus dessen Unhaltbarkeit er die Notwendigkeit einer Universal-Autorität in geistigen Dingen nachweisen will. Darunter könnte, dem Sprachgebrauch nach und auch auf Grund der Charakteristik, die Förster immer wieder in mannigfachen Wendungen gibt, der Individualismus der gegenwärtigen Modeströmung verstanden sein. Das heißt, die Form individualistischer Lebensansicht, die sich daraus ergeben hat, daß man aus Nietzsche eine bürgerliche Moral machen wollte: der Anspruch auf individuelle Lebensführung à tout prix und unabhängig von dem verhältnis-

[1]) Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. Verlag der Kösel'schen Buchhandlung. Kempten.

mäßigen Wert deſſen, der Freiheit von der Norm für ſich beanſprucht; der Kultus der „Perſönlichkeit", der individuellen Eigenart auf Koſten gemeinſamer Lebensformen; die eudämoniſtiſche Erhöhung deſſen, was man als „Lebenserfüllung" zu bezeichnen pflegt, über die Pflicht. Dies alles ſchwebt einem vor, wenn Förſter von ethiſchem Dilettantismus und Subjektivismus ſpricht, wenn er immer wieder die Anmaßung geißelt, die aus einem beſchränkten Erfahrungskreis heraus, mit den denkbar geringen Kompetenzen einer kleinen und engen Natur Geſetze ſchaffen zu dürfen meint.

Aber Förſter zieht den Umkreis ſeines Begriffs viel weiter, wenn er von dem unhaltbaren Individualismus ſpricht. Er verſteht darunter an vielen anderen Stellen auch die Forderung des intellektuellen Gewiſſens, ſich nur der begriffenen Wahrheit zu unterwerfen. Und noch mehr: wir finden auch die Worte „Autonomie", „individuelle Vernunft" in dem Sinne, wie ſie bei Kant auftreten, im Sinne des „ſelbſtändigen Gewiſſens", zur Bezeichnung des „unhaltbaren Individualismus" verwendet.

Darin liegt eine gewiſſe — ja, es kann nicht anders bezeichnet werden: Zweideutigkeit des Buches. Individualismus iſt einmal dieſes und einmal jenes — einmal Ellen Key und einmal Kant oder Spencer —, aber die Polemik richtet ſich ſtets gegen die anfechtbarſte, die minderwertigſte Form, gegen die ſubjektiviſtiſchen Auswüchſe. Und indem dieſe als Symptome des Individualismus an ſich gelten, wird in ihnen ſcheinbar auch die höchſte Form individualiſtiſcher Ethik getroffen. Noch unbeſtimmter wird die Sache dadurch, daß zuweilen ganz einfach der „individuelle Verſtand" — der „alltägliche Verſtand" heißt es einmal — mit ſeinen Nützlichkeitserwägungen als Träger des Individualismus eingeführt und damit individualiſtiſche und platt utilitariſche Betrachtung gleichgeſetzt werden.

Aus der Unzulänglichkeit des auf ſich ſelbſt, auf eigene fragmentariſche Lebenserfahrung geſtellten einzelnen Menſchen den letzten Lebensfragen gegenüber begründet Förſter die Notwendigkeit der Autorität, d. h. bei ihm: einer kirchlichen Inſtitution als Hüterin höchſter, der individuellen Kritik ein für allemal entzogener Wahrheiten. Das Wort Miltons: „Wer Autorität ſagt, ſagt Papſt" gilt auch für Förſter. Er will nichts anderes.

Förſter enthält ſich, um zu ſeiner Überzeugung hinzuleiten, mit Abſicht jeder Berufung auf Glaubensforderungen. Er ſpricht zu den Ungläubigen und verſucht daher, in ihrer Sprache die Notwendigkeit der kirchlichen Autorität zu beweiſen. Dazu dient ihm vor allem der ariſtokratiſche Gedanke, daß es eine Rangordnung der Seelen gibt. Nur die geniale Perſönlichkeit erſchließt die ganze Tiefe der Kräfte und Antriebe des geiſtigen Lebens, das Geſetz ſeines Gedeihens, die Wucht ſeiner Widerſtände, die Höhe ſeiner Beſtimmung; Genialität hier als ſittlich-religiöſe Kraft verſtanden. Nur wer in ſich alle Höhen und Tiefen des Menſchentums beſchließt, wer ſie kämpfend und leidend und ſiegend durchmeſſen hat, kann Führer ſein, kann Geſetze geben. Ihnen hat ſich der kleine Durchſchnittsmenſch zu beugen, kritiklos, denn er vermag ja doch nicht zu verſtehen und nachzuprüfen. Wagners Maße reichen nicht für Fauſt. Die höchſten Leitmotive des Lebens ſind nicht zu ergrübeln, ſie erſcheinen als Offenbarung in der Seele des religiös-ſittlichen Helden. Der ſich ſelbſt überlaſſene Durchſchnittsmenſch vermag ſie nicht einmal zu erkennen. „Zeigt nicht ſchon der Tod des Sokrates und über-

wältigender noch der Tod Christi" — diesen Hinweis hält Förster für sehr beweiskräftig —, „daß die große Masse der Menschen, wenn sie sich selbst überlassen ist, keineswegs aus sich heraus den Zugang zur Wahrheit findet, sondern die Wahrheit bespeit und ans Kreuz schlägt?"

Die Rangordnung der Seelen also soll der tiefste Grund aller Autorität sein. Gewiß — diese Rangordnung der Seelen ist vorhanden. Sie ergibt eine Rangordnung der sittlichen Erkenntnis. Aber stützt sie wirklich die Autorität in dem Sinne, wie Förster das meint? Ist Christus von der individualistisch bestimmten, sich selbst überlassenen Masse gekreuzigt? Ist er nicht vielmehr gerade der Autorität zum Opfer gefallen, die eine vermeintliche Wahrheit schützte und die individuelle Sehkraft der neuen Offenbarung gegenüber verblendete? Man wird sagen dürfen, daß sich die Rangordnung der Seelen im geschichtlichen Leben noch stets im tragischen, oft für die geniale Persönlichkeit verhängnisvollen Konflikt mit der jeweiligen Autorität durchgesetzt hat. Man kann die unerschwingliche Überlegenheit der sittlich-religiösen Genialität natürlich gegen die Unbescheidenheit des Durchschnittsphilisters geltend machen. Aber man kann mit ihr nicht die Notwendigkeit einer autoritativen geistigen Institution stützen, die prinzipiell jeder, auch der überragenden Persönlichkeit, übergeordnet ist. Wer garantiert, daß nicht diese Autorität, durch Wagner verwaltet, sich über Faust zum Richter aufwirft? Dafür hat nur der indiskutable religiöse Glaube an eine göttliche Offenbarung, die sich gerade diese Autorität und ihren jeweiligen Träger zum Werkzeug und Gefäß wählt, Garantien. Außerhalb dieses Glaubens, auf dem Wege rein wissenschaftlicher Erwägung, den Förster hier einschlägt, muß die Tatsache der aristokratischen Rangordnung der Seelen genau zu dem entgegengesetzten Ergebnis führen: zu der Forderung, auch hinsichtlich der jeweils letzten und höchsten Wahrheiten des sittlich-religiösen Lebens der genialen Persönlichkeit unbeschränkten Spielraum zu geben, ihr den Weg prinzipiell und durchaus frei zu halten. Um so mehr, als die Autorität ja doch, indem sie höchste Wahrheiten, tiefste Lebenserkenntnisse der individuellen Kritik entzieht, keineswegs den unbescheidenen Philister, die Wagner-Natur, unschädlich macht. Er kann sein Wesen mit der Autorität im Bunde gegen die Seelen feinerer und tieferer Art ganz ausgezeichnet zur Geltung bringen, und die Wahrheit auch dann in sein Phlegma herunterziehen, wenn er sie bekennt. Sieht man die Quelle der höchsten Leitmotive des sittlichen Lebens in der überragenden Persönlichkeit, so kann man folgerichtig ihre Erhaltung und Weiterbildung nicht ausschließlich oder doch im letzten Sinne entscheidend einer Institution anvertrauen, die unabhängig von den Persönlichkeiten ihrer Träger Autorität beansprucht. Die Begründung einer geistlichen Autorität auf den Gedanken der Rangordnung der Seelen ist verfehlt — oder vielmehr, sie gilt nur unter Voraussetzungen, von denen Förster hier ausdrücklich absehen zu können meint:[1]) der Annahme einer Inspiration, die an das Amt geknüpft ist.

Wenn in der Seele jedes einzelnen Menschen nicht eine Kraft angenommen wird, das sittlich Wertvolle in seiner Verbindlichkeit zu erkennen, unabhängig von jeder äußeren Sanktion, unter deren Schutz es ihm gegenübertritt,

[1]) D. h. Förster persönlich glaubt an diese Inspiration; er meint aber, auch solchen, die diesen Glauben nicht teilen können, die Autorität induktiv einleuchtend machen zu können.

so ist auch die Autorität ohne jede innere Stütze, ohne Notwendigkeit und Gewähr. Erst dann, wenn der einzelne diese Kraft *nicht* hätte, könnte die Frage aufgeworfen werden, die Förster dem Individualismus entgegenstellt: „Kann ich mich denn noch selbst erziehen, wenn alle sittlichen und religiösen Lehren nur individuelle Hypothesen sind? Warum soll ich diesen Hypothesen mehr trauen als meinen eigenen individuellen Einfällen?" Die Antwort wäre: weil ich sehr wohl zu unterscheiden vermag, was nur ein individueller Einfall, sei es mein eigener oder der eines anderen, ist, und was objektive Gültigkeit und allgemeine Verbindlichkeit beanspruchen darf. Weil — und ich möchte ganz einfach Förster selbst sprechen lassen, wie er an anderer Stelle in merkwürdigem Gegensatz zum Ziel und Ergebnis seiner Gedanken spricht, „wir im tiefsten Innern stets ahnen, was das Echte ist" (S. 62).

Auf *dieser* Kraft beruht die Kompetenz des Individuums zu selbständiger Lösung seiner Lebensfragen. Auf dieser Fähigkeit, das Objektive, Verbindliche zu *erkennen*, seine „Autonomie". „Herrschaft der Vernunft im Leben wird nie dadurch erzielt werden, daß wir die individuelle Vernunft jedes einzelnen zur letzten Instanz seiner Lebensanschauung und Lebensführung machen" — so meint Förster. Das Gegenteil ist richtig, sofern man nur in der Formel „individuelle Vernunft" den Ton auf das Wort „Vernunft" legt, als auf die Kraft des *objektiven* sittlichen Urteils, der überpersönlichen Pflichterfüllung. Und den Satz Försters, daß ohne die untrügliche Richtschnur ewiger Wahrheit dem individuellen Gewissen jede zuverlässige objektive Korrektur fehlt, müßte man umdrehen und sagen, daß nur das Gewissen entscheiden kann und entschieden hat, was als „untrügliche Richtschnur" und „ewige Wahrheit" gilt, daß das Gewissen die Autorität eingesetzt, die Überlegenheit der sittlichen Genialität empfunden hat, und daß die sittliche Rangordnung der Seelen nur im Gewissen, durch und für das Gewissen besteht. Darum beruht jede Kirche auf der „Laienvernunft", denn ihr Dogma würde nichts sein als eine geistige Tyrannei und Vergewaltigung, wenn es nicht appellierte an die Zustimmung, das bekennende „Ja" aus der Tiefe des selbständigen Gewissens jedes, auch des letzten ihrer Glieder. Jede Kirche beruht auf dem Vertrauen zum „objektiven Geist", der in jedem einzelnen als eine persönliche Lebenskraft lebendig ist. Wenn dem Laien die Kraft der Unterscheidung zwischen bloß subjektiven Antrieben und den ewig gültigen Imperativen abgesprochen wird, so nimmt man dem Leib der Kirche die lebendige Seele. Dann mag die Autorität äußerlich noch so stark befestigt, das Dogma noch so sorgfältig gefaßt sein, ein Lebenszusammenhang besteht doch nicht.

Zugegeben, daß eine Lebenslehre, die den einzelnen auf seine individuelle Vernunft als Instanz hinweist, ihn damit Irrungen, mannigfachem Mißverstehen, allen Arten von Selbstverblendung preisgibt. Aber sind nicht eben diese die Form, in der die „ewige Wahrheit" *erfahren* wird? Kann sie anders Leuchtkraft bekommen als dadurch, daß sie „Erlösung" von Zwiespalt und Zerrissenheit ist? Bedeutet sie überhaupt irgend etwas für den, der sie hinnimmt, ohne sie zu erleben? Kommt irgend etwas darauf an, daß eine sittliche Erkenntnis „der individuellen Kritik entzogen" und als eine unanfechtbare abgestempelt wird? hängt nicht vielmehr ihre Autorität an der Kraft, mit der sie immer wieder von neuem erlebt, an dem Stoff der menschlichen Irrungen erprobt wird?

Förster wendet demgegenüber ein, daß es eben sittliche Tatsachen gibt, die vom einzelnen nicht nachgeprüft werden *können*, weil erst die Erfahrung von Generationen sie festgestellt hat. Er bezieht sich zum Beispiel auf das Gebot „Du sollst nicht töten" und meint, daß die verheerende ethische Wirkung der Forderungen, die manche Rassenpolitiker stellen (Ausmerzung schwächlicher Existenzen) niemals wissenschaftlich demonstriert, sondern nur von der Intuition des sittlichen Genius unmittelbar erfaßt werden kann. Eben deshalb müsse das Gebot unbedingt gelten, ohne daß der ethischen Kritik gestattet wird, es auf seine Berechtigung zu prüfen. Das ist nun ohne Zweifel nicht richtig. Wenn überhaupt eine Kulturwissenschaft möglich ist, d. h. eine Wissenschaft von den Beziehungen der geistigen Werte zueinander, so muß ihr auch das Gebiet der sittlichen Erfahrungen zugänglich sein. Daß dazu eine bestimmte Fähigkeit des Einfühlens und Nacherlebens notwendig ist, ist selbstverständlich. Ohne sie kann von Wissenschaft überhaupt nicht die Rede sein. Und so kann zweifellos auch in anderer Hinsicht die soziale Bedeutung bestimmter ethischer Verhaltungsweisen erforscht und erkannt werden, z. B. die Bedeutung der Ehegesetze. Wenn die festere Verknüpfung unseres Handelns mit dem Gedeihen der Gesellschaft unter den modernen sozialen Verhältnissen neue Pflichten und neue Richtlinien schafft, so können diese nicht anders als durch eine wissenschaftliche Erforschung dieser soziologischen Zusammenhänge festgestellt werden. *Eins* kann aber diese Wissenschaft natürlich nicht begründen: die *Pflicht*, soziale Verantwortung zu übernehmen und die von der wissenschaftlichen Erkenntnis ins Bewußtsein erhobene soziale Tragweite unseres Verhaltens nun auch wirklich zu berücksichtigen. Hier wird wieder nur das Gewissen verpflichten.

Nun hat Förster ohne Zweifel darin recht, daß er einer dem *Prinzip* des ethischen Individualismus ganz fern liegenden modernen Selbstherrlichkeit des Subjekts gegenüber auf den Respekt vor dem sittlichen Genius und den Respekt vor der Geschichte wieder entschieden hinweist. Hinweist auch auf die *Hilfe*, die dem einzelnen für die Lösung seiner individuellen Lebensfragen aus dem großen Weisheitsschatz der Kirche kommen kann, wenn er nur Zutrauen zu ihm haben wollte. Daß die *Ehrfurcht* die Bedingung jedes Hinauswachsens des Menschen über sich selbst ist, daß nur in vertrauensvoller Hingabe an die Überlegenheit, die wir wohl empfinden, wir uns den Lebensgewinn der „großen Weisen und Heiligen" zu eigen machen können, daß den großen Gesetzen, von denen der Fortschritt und der sittliche Bestand der Gattung abhängig ist, oft das individuelle Glück und die Selbstentfaltung des einzelnen geopfert werden muß: alle diese Gedanken werden der modernen Überschätzung des „Persönlichen" — ich sage nicht der Persönlichkeit, die vielleicht gar nicht überschätzt werden kann — gegenüber einen hohen Wert und ihre volle Berechtigung haben. Nur daß die Heilung nicht erwartet werden kann von einer Entmutigung der individuellen Kraft, erwartet werden kann davon, daß man sie einer allmächtigen geistigen Vormundschaft unterstellt und ihr die Kompetenz zur sittlichen Objektivität bestreitet. Sondern im Gegenteil: es müßten — dem protestantischen Gedanken von der „Freiheit" entsprechend — die einzelnen wieder auf die Herrlichkeit jener Obhut über sich selbst gelenkt werden, die ihnen im selbständigen Gewissen gegeben ist.

Was wir brauchen, ist nicht die Universalkirche — sondern eine Erneuerung des Kantischen Geistes. Das traurige Lied, das man nur mit zitternder Stimme singen kann, wie Förster, — für meinen Geschmack etwas allzu sentimental — die Geschichte der Loslösung des Protestantismus aus der Kirche nennt, wäre ganz vergeblich erklungen, wenn die sittlich-religiöse Entwicklung der Zukunft den tiefen Sinn jener Befreiung so verleugnete, wie Förster das — trotz aller scheinbaren Konzessionen an den Protestantismus — im letzten Grunde tut.

Zum 100jährigen Todestag der Königin Luise.

(Gestorben 19. Juli 1810.)

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten.

Die Festschriften und Festartikel, die zur Erinnerung an den 100jährigen Todestag der Königin Luise erscheinen, bergen die Gefahr in sich, in einem allgemeinen Säkularton in ihr einen etwas schablonenhaften Typ von Größe, Vollendung, Vollkommenheit aufzustellen; vielleicht ist gerade bei der Rückerinnerung an diese Königin das Bedenkliche einer solchen einseitigen Stellungnahme besonders naheliegend, weil es ein bereits bestimmtes, adonisiertes und ins Süßlich-Sentimentale verschobenes Bild ist, das von der Schulzeit her seine Umrisse hat und nun leicht bei der Jahrhundertfeier wiedererstehn. Nur zu sehr sind wir geneigt, in ihr die „edle Dulderin", die „hehre Frauengestalt" zu sehen, — so die eigentliche Repräsentantin des Goethe-Wortes „Wer nie sein Brot mit Tränen aß ...." Und doch ist ihr Leben keineswegs von einer solchen Kontinuität, daß wir etwa nur einzelne Etappen der Verklärung darin feststellen könnten; es zeigt uns innere Umwandlungen und seelische Steigerungen, die nicht von Beginn in ihr zu vermuten waren; es zeigt uns neben der Aufwärtsentwicklung auch die wechselnden und sich ablösenden Stimmungen einer reich bewegten Psyche und vermag daher sehr wohl unserm Bedürfnis nach charakteristischen Merkmalen, die nicht nur Symbol und Typ sind, zu genügen.

Ein Zug, der ihr Wesen kennzeichnete und mit zur Erklärung ihrer starken Wirkungsfähigkeit beiträgt, war das starke Erfassen freudiger Situationen, das sich nicht nur als übermütige Lebensfülle in ihrer jugendlich glücklichen Zeit gab, sondern auch noch in ihren letzten Briefen überströmte.

Die Prinzessin Luise war keineswegs ein hervorragendes Kind, ihre Schwestern waren ihr an Begabung und Geist vielfach überlegen, sie selbst ist nie eigentlich geistvoll gewesen und hat auch darauf keinen Anspruch gemacht. Die Versuche, ihren Salon zur Teestunde geistig etwas zu beleben, die Unterhaltung in Gang

zu bringen, mißlangen. In derselben Zeit, da die Frauen der Romantik ihre Salons zum Mittelpunkt des Witzes und Geistes erhoben, „saßen in der Königin Teestunde die Damen über ihren Handarbeiten, während sich die Herren mit Schach oder Kriegsspiel beschäftigten.“ Was den hinreißenden Zauber von Luises Persönlichkeit ausmacht, waren neben der liebenswürdigen Anmut das lebens- und temperamentvolle Verhalten zu Menschen und Dingen. Das süddeutsche Pfälzerblut der Großmutter pulsierte vielleicht in ihr noch kräftiger als in den andern schönen und lebhaften Schwestern, und wir besitzen reizende Äußerungen dieser übermütigen Lebensstimmung; so wenn sie als siebzehnjährige Braut an die „Altesse royale de son coeur“ schreibt: „Ich thue nichts als singen und tanzen, sodaß alle Welt glaubt, daß mir die Hitze ein wenig zugesetzt hat. . . . Die alten Scharteken, nämlich die Wägen fahren vor, die alten metallenen Klocken läuten, und ich, ich habe keine Lust in die Kirche zu gehen, Gott verzeih' mirs,“ — dann aber doch fortfährt: „Ich muß fort in Kirch' gehn, sonst schlägt mich may alte Großmäme.“[1]) — Um ihrer ausgelassenen Stimmung Ausdruck zu geben, beginnt sie einen Brief an den Kronprinzen: „Grüne, grüne Petersilie und Krautsalat.“ Nachdem sie bereits verheiratet und Mutter mehrerer Kinder ist, berichtet der Bruder von ihr an die anderen Geschwister: „Die Luisch ist noch mehr ein Nari geworden seit ihren Wochen,“ und noch in dem letzten Brief an den Vater, in welchem sie ihren Besuch ankündigt, wenige Wochen vor ihrem Tode, finden sich die Worte: „Bester Päp! Ich bin Tull und Varucky. Eben in diesem Augenblick hat mir der gute liebevolle König die Erlaubniß gegeben, zu Ihnen zu kommen, bester Vater,“ — und gleichzeitig schreibt sie an den Bruder: „Halleluja! Gott sei Ehr in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch recht schön, wenn man in Demuth bittet und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten. . . . Hussasa, trallala, bald bin ich bei Euch.“ Aber neben dieser Freude am Gegenwärtigen, dem Impulsiven ihrer Gefühlsausdrücke finden wir eine tiefe Schlichtheit und Einfachheit, die Abwendung von jedem Schein, weshalb für sie bei aller Genußfreudigkeit doch der bisweilen erhobene Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht zutrifft. Wie natürlich und warmherzig klingt es, wenn sie dem Kronprinzen auf seine etwas verstiegenen Bräutigamskomplimente hin antwortet: „Aber nicht wahr, lieber Prinz, Sie sagen mir nichts mehr über meine Züge, ob sie fein sind oder grob. Sie haben mir nie so elegante Redensarten gemacht, und ich bin nicht daran gewöhnt, daß Sie mir schmeicheln. Sagen Sie mir lieber, daß Sie mich lieben und Sie mein guter Freund sind, das schätze ich viel höher.“

Dieses Farbenspiel ihres wechselnden Geistes, das durch eine Unterströmung von Gefühl und Herz etwas Stetiges erhält, läßt Interesse und Sympathie gleichzeitig erwachsen.

* * *

[1]) Die Briefe der Königin Luise sind wiederholt herausgegeben: Der Briefwechsel mit König Fr. Wilhelm III. von P. Bailleu (Deutsche Rundschau 110). Von demselben Herausgeber, Bailleu, sind auch mitgeteilt die ungemein charakteristischen Briefe der Königin an ihren Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz (Deutsche Rundschau 105). Briefe der Königin an verschiedene Personen hat herausgegeben A. Martin, Berlin 1887.

Die Erfüllung des Wunsches, den sie in dem eben erwähnten Brautbrief aussprach: Liebe und gute Freundschaft zu erhalten, war bestimmend für ihr Gefühlsleben von Beginn ihrer Ehe. Wir erblicken in ihr eine solche unbedingte Einheit ihres Denkens und Fühlens, eine solche von glücklichem Instinkt beherrschte Übereinstimmung von Wollen und Handeln, daß sie das Ideal der Zeit „Die schöne Seele" zu verwirklichen scheint; wir könnten glauben, Max Piccolomini oder Thekla zu hören, wenn sie schreibt: „Es ist nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen." Es ist ihr unmöglich, über Pflichten zu debattieren, und wiederholt spricht sie es aus, „daß im Herzen klar und deutlich das Wahre mit goldenen Buchstaben aus Gottes Hand steht."

Freilich war diese innere Zustimmung zu den Anforderungen, die an sie gestellt wurden, war dieses Einheitliche ihrer Persönlichkeit erwachsen aus einem Verzicht, aus der Aufopferung von „Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten", wenn sie damit „zum Glück eines guten, geliebten Gatten beitragen konnte". Diese Selbstverleugnung ist bewundernswert, soweit die Königin damit Heiterkeit um sich verbreitet, die Sonderbarkeiten des Königs umgeht, seine „humeurs" zerstreut; die gleiche Anlage zu Anpassung und Schmiegsamkeit wird zu einer Gefahr für ihre Charakterentwicklung, da der Gatte auch ihre geistige Regsamkeit aufzuhalten und aus der Hilflosigkeit des eigenen Unverständnisses auf künstlerischem Gebiet ihr gleichfalls jede derartige Beschäftigung zu verbieten trachtet. War schon hier ein lebhafter Gegensatz bemerkbar und gehörte die ganze Geschicklichkeit einer mit Fügsamkeit gemischten inneren Selbständigkeit dazu, um den König über die Sonderwege, die sie einschlug, nicht allzusehr zu verstimmen, so wurde ihre abweichende Auffassung der Dinge zu einem direkten inneren Konflikt in den politischen Fragen der Zeit.

* * *

Durch ihren Gegensatz zum König in den politischen Problemen erlebte die Königin, die Schiller stets als ihren Lieblingsdichter am höchsten gestellt hatte, nun an sich selbst den „Kampf zwischen Pflicht und Neigung", — im eigensten Sinne: denn es standen sich gegenüber die Pflicht, ihre innere Überzeugung, ihren politischen Glauben zu bekennen, für ihn einzutreten, und die Neigung, in der sich Liebe zu dem König, Furcht, durch Widerspruch seine Liebe einzubüßen, und eine gewisse Bequemlichkeit, eine Kampfscheu vereinigten. Die Anfänge dieses inneren Kampfes erkennen wir aus dem Wort, das sie an den König richtet: „Mein frohes Gemüt ist jetzt mit einem Nebel umzogen," aber sie hat die Verantwortung und bewußte Stellungnahme nicht umgangen. Nur selten hat sie aktiven Anteil an der Politik genommen, in den meisten Fällen beschränkte sich ihre Wirksamkeit auf Beeinflussung des Königs, auf leise und unmerkliche Umbiegung seines seltsam unzugänglichen und starren Sinnes, aber es ist — um das Jahr 1807 — doch auch die Zeit, in der sie bewußt in das Getriebe der Politik eingreift. Wie dadurch ihre eigene Persönlichkeit an Festigkeit gewinnt, sich vertieft und verfeinert, gibt der Brief Kleists an seine Schwester Ulrike wieder, in dem es heißt: „Sie (die Königin) hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle, sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich." ...

So erkennen wir in der bereits mit dem Jahre 1806 einsetzenden Epoche eine gegenseitige Durchdringung und Steigerung ihrer Persönlichkeit und ihrer Teilnahme am öffentlichen Leben.

* * *

Ganz entsprechend dem Ausgangspunkt, von dem ihr Interesse für die Angelegenheiten des Staats sich ableitet, dem pflichtvollen Verhalten zu der schwierigen Aufgabe, ist auch ihre Auffassung und Bewertung dieser Dinge eine vorwiegend moralische. Die Niederlagen des eigenen Landes erschüttern sie vorwiegend, weil „die Tugend verletzt", die „harmonische Weltordnung" gestört ist. Diese Ethisierung der Politik mag bedenklich erscheinen, wenn man sie gegenüberhält den gewaltigen Realmächten der damaligen Zeit. Die Auffassung einer durch moralische Kräfte bewegten Aktion wirkt als Schwäche in einer Epoche ringender Gewalten, die von politischen Leidenschaften getrieben sind und sich mit elementarer Sieghaftigkeit durchsetzen. Der Rückschluß auf eine spezifisch weibliche Betrachtungsweise, die von Gerechtigkeitsbedenken aus das öffentliche Leben entkräftet, seiner Machtinitiativen beraubt, scheint berechtigt — und fast wirkt das Zusammentreffen der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit wie ein Symbol der gegenübergestellten naiven Weltfremdheit und des überlegenen Eroberungsprinzips —, deshalb die peinlichste Szene aus dem Leben der Königin, weil sie gehofft hatte, durch Bitten und Überredung das rollende Weltenrad aufhalten zu können.

Aus demselben Instinkt ihres Wesens, die Politik als ethischen Faktor anzusehen, wird ihre kritiklose Bewunderung des Zaren Alexander verständlich, denn indem sie in ihm den „Einzigen" sieht, ihn mit den Alpen vergleicht, erblickt sie in ihm vor allem den ersehnten Überwinder des „Kolosses" Napoleon.

Dieser Mangel an psychologischer Einsicht wird verzeihlich, wenn man sich erinnert, daß Stein dieselben Erwartungen an die Persönlichkeit des Zaren knüpfte; und in der Feststellung dieser gleichen Zielrichtung der Gedanken, in der Parallelität politischer Gesinnung der Königin und des Staatsmanns, „des ersten modernen Ministers in Preußen, der eine Idee und ein Programm vertritt", (Hintze) liegt zugleich ihre, Luisens, bedeutsamste Rechtfertigung. Beide besaßen das gleiche sittliche Pathos, die Ableitung der öffentlichen Aufgaben aus einem inneren Pflichtgebot. Der Historiker Hintze schreibt der Königin denn auch den entscheidenden Einfluß zu, daß Stein zum zweitenmal ins Ministerium gerufen wird, daß er kommt und daß er trotz häufiger Reibungen mit Friedrich Wilhelm III. bleibt. Indem die Königin ebenso wie der Freiherr vom Stein den Staat auf ethische Prinzipien gestellt sehen will, damit er erstarke, ist sie nur eine Vertreterin der philosophischen Weltanschauung, die durch Fichte verkündet wurde, wenn er lehrte, daß nur „sittliche Umkehr und Erneuerung Rettung bringen kann", der Anschauung, die in der Begründung der Universität Berlin dem Gedanken zum Ausdruck verhalf, daß „der Staat an ideellen Kräften ersetzen muß, was ihm an materiellen fehlt". Und zuletzt hat sich auch Luisens Überzeugung von dem Sieg ethischer Kräfte im Staat als keine Ideologie erwiesen und ihr Wort sich in der Realität erfüllt: „Er (Napolon) ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind.... Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten."

* * *

Das Leben der Königin Luise ist ein Parallelverlauf zwischen ihrer steigenden politischen Einsicht und ihrer innerlichen sittlichen Reife, nicht ein geradliniger Verlauf; die schöne Seele wandelt sich im Kampf in die erhabene, — aber das Ziel ist doch wieder die aus dem Sieg der Pflicht gewonnene innere Freiheit. Immer deutlicher wird der Königin die Erkenntnis, daß alle Entscheidungen unseres Lebens aus unserm Innern kommen, — aus dieser Einsicht heraus schreibt sie an einen Freund (Süvern): „doppelt fühle ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zu innerer Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen."

So ist es letzten Endes doch ihre menschliche Entwicklung, die die Eigenart ihrer Persönlichkeit offenbart. Die Erwartungen an ihre politischen Leistungen hat sie nicht immer erfüllt. Die Reihenfolge ihrer Gefühle findet sich wiederholt — und sicher unbeabsichtigt — in ihren Aufzeichnungen: der Gatte, die Kinder, der Staat. Aber wiederum war sie durch ihre Stellung dazu befähigt, eins nicht ohne das andere denken zu können, sondern sie zu höherer Gefühlseinheit zu verschmelzen. In diesem Zusammenhang erhält ihr Wort höhere Bedeutung: „Die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen; aber möge sie von mir sagen, sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden, und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Die Frau im Handwerk.

Von

Rat Dr. Hampke, Hamburg.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 544.)

Die ganze Frage der Frau im Handwerk ist neuerdings in Deutschland in Fluß gekommen dadurch, daß sich am 10. Oktober 1909 in Charlottenburg ein Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau mit dem Sitz in Berlin gebildet hat. Zu dieser sehr zahlreich besuchten Versammlung waren auch mehrere Delegierte aus Hamburg entsandt worden. Es waren in dieser Berliner Tagung verschiedene Referenten bestellt, nämlich Fräulein Dr. Marie Baum, Herr Dr. Röhl, Herr Dr. Naumann — der aber leider durch Krankheit verhindert war, sein Referat zu halten — und Fräulein Clara Mleinek.

Herr Dr. Röhl, der besonders über die Fragen sprach, die uns heute interessieren, behandelte in sehr interessanten Ausführungen folgende Thesen:

„Gegenüber der Tatsache, daß im Handwerk Frauen als Lehrlinge, Gehilfen und Betriebsinhaber in ständig wachsender Zahl sich betätigen, ist dringend zu fordern, daß eine geordnete tüchtige Durchbildung des weiblichen Handwerkernachwuchses, grundsätzlich der des männlichen gleich, gesetzlich gewährleistet wird, um so mehr, als die Gewerbeordnung schon jetzt keinen Geschlechtsunterschied berücksichtigt.

Die ungelernte und schlechtbezahlte Frauenarbeit bereitet dem gelernten Handwerker und Gewerbetreibenden eine Schmutzkonkurrenz und schädigt den Nationalwohlstand schwer.

Daraus ergibt sich die soziale Pflicht des Staates und der Gesellschaft, den weiblichen wie den männlichen Handwerker und Gewerbetreibenden mit einer Ausbildung auszustatten, die ihm den Weg zu einem erfolgreichen Kampf ums Dasein möglichst ebnet."

Fräulein Clara Mleinek, die die praktischen Maßnahmen, die nunmehr ergriffen werden sollten, behandelte, kam in ihren Thesen zu folgendem Resultat:

„Soll eine grundsätzliche Reform der Berufsbildung der gewerblichen Arbeiterinnen herbeigeführt werden, so sind folgende Maßnahmen nötig:

1. Beeinflussung der Eltern unter Mitwirkung der Volksschule, daß sie ihre Töchter nicht einer ungenügenden Lehre oder wertlosen Kursen, sondern einer gründlichen Lehre zuführen.

2. Anregung der Meister durch Handwerkskammern und Innungen, damit sie weibliche Lehrlinge annehmen.

3. Strenge Innehaltung der Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung, welche schon jetzt für die gewerbliche Ausbildung einen Geschlechtsunterschied nicht kennt.

4. Errichtung weiblicher Lehrlingsnachweise.

5. Einbeziehung der Schneiderei, Wäschenäherei und des Putzmachens in die Organisation des Handwerkes.

6. Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule für gelernte und ungelernte Arbeiterinnen.

7. Zulassung der Mädchen zu den gewerblichen Fachschulen für Knaben.

Natürlich sind, wie das immer der Fall zu sein pflegt, nach Gründung des Verbandes auch die Gegner rege geworden. Es war in der Handwerkerpresse sofort zu lesen, daß man nun im Begriff sei, dem schon notleidenden Handwerker eine neue Konkurrenz zu schaffen dadurch, daß massenhaft die fachgewerbliche Ausbildung der Frau forciert werde und daher eine Frauenkonkurrenz dem Handwerker zugeführt würde, welche zu einer Vernichtung des Handwerkerstandes führen müsse. Die Frau gehöre ins Haus, sie solle sich aber nicht gewerblich betätigen.

Diese Stellungnahme, die man auch noch heute in der Presse vielfach finden kann, zeugt von einer vollkommenen Verkennung der wirklichen Sachlage. Es fällt niemandem ein, dafür zu plädieren, daß die Frauen mehr als bisher sich dem Handwerksberufe zuwenden möchten. Tatsächlich ist der Handwerkerstand nicht gerade in einer glänzenden Lage. Die Konkurrenz unter den einzelnen Handwerkern ist bereits so stark, daß es nicht wünschenswert ist, diese durch einen neuen Zustrom von Frauen besonders zu verschärfen. Tatsache ist aber, daß zurzeit eine große Zahl von weiblichen Wesen sich gewerblichen Berufen zuwendet. Wir wollen nun nicht das Handwerk den Frauen, wie die Gegner behaupten, öffnen, sondern wir wollen nur, wie das auch Herr Dr. Röhl in Charlottenburg ausführte, dafür sorgen, daß der breite, bereits ins Handwerk hineinflutende Strom weiblicher Handwerker nicht wirtschaftlich im Handwerk Unheil anrichtet, sondern daß er so vorbereitet und so gelenkt in das Handwerk eindringt, daß er nicht Schaden anrichtet und daß jede Frau, die in diesem Strom, durch ihre eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, mitschwimmen will, dazu das nötige Rüstzeug erhält und daher als vollwertige Konkurrentin in diesem Konkurrenzkampf auftritt. Gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Konkurrenz der Frau besonders gefährlich. Die schlecht ausgebildeten Frauen arbeiten wegen ihrer schlechten Ausbildung zu minderwertigen Löhnen und unterbieten daher den männlichen Handwerker durch eine Schundkonkurrenz. Wird dafür gesorgt, daß nur tüchtige und gut ausgebildete junge Mädchen in das Handwerk hineinkommen, und daß die jungen Mädchen, wenn sie die gleichen Rechte im Handwerk genießen wollen, auch vorher die gleichen Pflichten auf sich nehmen müssen, so kann die Konkurrenz dieser gut ausgebildeten jungen Mädchen nicht mehr dem Handwerk so gefährlich werden wie bisher; denn jeder, der sich seine Ausbildung hat etwas kosten lassen und der weiß, daß er vermöge seiner Ausbildung etwas leisten kann, bewertet seine Arbeit auch besser und arbeitet nachher nicht zu Schundlöhnen, die allerdings für den im Konkurrenzkampf stehenden Mann gefährlich werden müssen. Wenn die Handwerkerpresse vielfach einen so einseitigen Standpunkt der Frauenfrage gegenüber eingenommen hat, so liegt wohl der Grund auch mit darin, daß

gerade in den Kreisen des Handwerks man ganz besonders die Frau als Hausfrau nach guter, alter, deutscher Art hochschätzt. In vielen Handwerksbetrieben bildet die Frau sogar einen wichtigen Geschäftsfaktor. Bei den Bäckern und Schlächtern z. B. liegt häufig die ganze Geschäftslast des Ladens oder der Buchführung auf den Schultern der Frau. Ich glaube, daß gerade eine gute Vorbildung der Frau für den Handwerkerberuf sie vielfach noch zu einer besseren und brauchbareren Hausfrau für den Handwerker selbst machen wird. Daß dies der Fall ist, geht z. B. auch daraus hervor, daß Friseure sehr häufig Friseurinnen ehelichen, um auf die Weise das Geschäft in der Zukunft besser gemeinsam betreiben zu können. Wenn man in Handwerkerkreisen meint, daß durch diese neue Bewegung etwas ganz Neues für das Handwerk geschaffen werden soll, so ist man falsch orientiert. Zur Blütezeit der Zünfte waren vielfach die Frauen als vollwertige Konkurrentinnen im Handwerk anerkannt. Wie man Lehrbuben hatte, so hatte man auch Lehrdirnen, ebenso weibliche Gesellen und Meister. Die Ausbildung der weiblichen Lehrlinge war genau so eingehend geregelt, wie die der männlichen. Für einzelne Gewerbe gab es sogar fast ausschließlich weibliche Zünfte. Wer sich über diese Fragen etwas eingehender orientieren will, dem kann ich sehr warm die Schrift von Professor Dr. K. Bücher „Die Frauenfrage im Mittelalter" empfehlen, die in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft im Jahrgang 1882 erschienen ist, und die sehr eingehend die hervorragende Stellung, die die Frau damals im Erwerbsleben einnahm, schildert.

Aber auch aus kulturtechnischen Gründen ist es von großer Wichtigkeit, daß wir dahin streben, den Frauen, die eine gewerbliche Tätigkeit ergreifen müssen, Gelegenheit zu bieten, sich vollkommen für ihren Beruf auszubilden. Auf der letzten Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik hat Herr Professor Kammerer-Charlottenburg einen Vortrag über die Steigerung industrieller Leistungen gehalten. Zum Schluß seiner Ausführungen wies er darauf hin, daß es nicht mehr zutreffend sei, wenn man sage, die Maschine drücke den Menschen zum Handlanger herab, im Gegenteil ginge das Streben der Technik dahin, mit möglichst wenigen, aber hochwertigen und hochbezahlten Kräften zu arbeiten. Nicht dem Staat mit der höchsten Bevölkerungsziffer, sondern dem Staat mit der besten Auslese und der möglichsten Förderung der Begabten würde die industrielle Zukunft gehören. Man müsse daher danach streben, eine möglichst gut ausgebildete gewerbliche Bevölkerung heranzubilden. Das was dort von Herrn Professor Kammerer gesagt ist, trifft auch für die Frau zu. Das Überfluten des Arbeitsmarktes mit ungelernter oder schlecht gelernter Frauenarbeit bedeutet eine volkswirtschaftliche Gefahr, und daher sollten wir aus diesen Gründen ebenfalls danach streben, die Berufsbildung der Frau nach Möglichkeit in der Zukunft zu fördern.

Die abschließenden Zahlen der neuesten gewerblichen Zählung vom 12. Juli 1907 liegen noch nicht vor. Man kann aber doch aus dem Material, was bereits publiziert worden ist, ersehen, daß die Zahl der erwerbstätigen Frauen seit der letzten Zählung, also von 1895 bis 1907, recht erheblich gestiegen ist. Die Zahl der in der Industrie und dem Handwerk erwerbstätigen Frauen stieg um über eine halbe Million. Die Frau spielt also in der Entwicklung unserer Volkswirtschaft eine immer hervorragendere Rolle. Daß wir uns in Deutschland mehr und mehr zum Industriestaat entwickeln, zeigen folgende Zahlen:

	Erwerbstätige in Prozenten:		
	1882	1895	1907
Landwirtschaft	43,38	36,19	32,6
Industrie	33,69	36,14	37,2
Handel	8,27	10,22	11,5
Häusliche Dienste	2,10	1,89	1,5
Armee- und Staatsdienste	5,43	6,22	5,7
Ohne Beruf	7,13	9,34	11,2
	100,00	100,00	100,0

Ganz besonders ist die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten weiblichen Erwerbstätigen gestiegen.

1895	5 539 538	männliche und	2 753 154	weibliche
1907	5 284 271	" "	4 598 986	"
	— 255 267	männliche und	+ 1 845 832	weibliche.

Diese gewaltige Zunahme der weiblichen Erwerbstätigen kann nur darauf zurückzuführen sein, daß bei der letzten Zählung viele Angehörige, die noch zugleich in der Landwirtschaft mit tätig waren, den Erwerbstätigen zugerechnet sind, während bei der früheren Zählung sie unter die Angehörigen aufgenommen waren.

In der Industrie waren die Zahlen:

1895.... 1 500 000 Frauen = 23,1 % der erwerbstätigen Frauen und 18,3 % der in der Industrie Erwerbsuchenden.

1907.... 2 200 000 Frauen = 22,0 % der erwerbstätigen Frauen und 19,0 % der in der Industrie Erwerbsuchenden.

Im Handel:

1895.... 279 000 Frauen = 8,8 % der erwerbstätigen Frauen und 25,0 % der in dem Handel Erwerbsuchenden.

1907.... 932 000 Frauen = 8,3 % der erwerbstätigen Frauen und 27,0 % der in dem Handel Erwerbsuchenden.

Überhaupt:

1895.... 6 500 000 Frauen = 24,96 % der Frauen und 28,0 % der Erwerbstätigen überhaupt.

1907.... 10 030 000 Frauen = 31,0 % der Frauen und 33,4 % der Erwerbstätigen überhaupt.

Die Zunahme der Frauenarbeit tritt in allen Zahlen deutlich hervor, auch wenn man dabei Verschiebungen infolge der veränderten Erhebung annimmt. Es waren also 1907: 31 % der Frauen erwerbstätig und 33,4 % aller Erwerbstätigen waren Frauen, d. h. also der dritte Teil aller Frauen ist bereits auf Erwerb angewiesen.

Diese Zahlen hat Herr Geheimrat Conrad kürzlich in seinen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik publiziert. Er kommt in seinen Darlegungen zu folgendem beachtenswerten Schluß:

> „Das Endergebnis dieser Spezialuntersuchung konnte nur die frühere Aufstellung bestätigen und verschärfen. Eine Verdrängung des Handwerks in irgendeiner bedenklichen Weise tritt nirgends hervor; die Reduktion der Alleinbetriebe war nur mäßig, sicher den Verhältnissen entsprechend und ohne volkswirtschaftlichen Schaden. Der Klein- und Mittelbetrieb erlitt nur unbedeutende Einbuße und nur da, wo der Großbetrieb anderes oder mehr zu leisten vermochte als jener. Eine Unterstützung des bisherigen Pessimismus in der Mittelstandsfrage hat die neueste Erhebung unzweifelhaft nicht geboten. Weder ist für die Auffassung der Sozialdemokratie ein Anhalt geboten, daß der Handwerkerstand nicht zu halten sei, noch auch für die Mittelstandspolitiker in extremer Weise Zwangsmaßregeln zur Erhaltung des Handwerks für notwendig zu halten."

Diese Darlegungen sind meiner Ansicht nach ein Beweis dafür, daß die Theorie, die früher aufgestellt wurde, daß das Handwerk überlebt sei und sich nicht mehr halten könne, nicht aufrecht zu erhalten ist, sondern daß diejenigen recht haben, die behaupten, daß das Handwerk sehr wohl noch existenzfähig ist, wenn es nur gelingt, im Handwerk wieder einen jungen Nachwuchs heranzubilden, der allen Anforderungen der Zeit gewachsen ist. Und wie diese Zahlenergebnisse erweisen, hat zweifellos das Handwerkerorganisationsgesetz bereits dazu beigetragen, den Handwerkerstand zu stärken und einen Nachwuchs heranzubilden, der auch für die Zukunft im Handwerk noch konkurrenzfähig ist. Diese Ergebnisse ermutigen meiner Ansicht nach, die Segnungen der Handwerkerorganisation ebenfalls dem weiblichen Geschlecht zuteil werden zu lassen.

Herr Dr. Silbermann-Berlin hat über die neueste Berufszählung speziell über gelernte und ungelernte Arbeiter in den „Volkswirtschaftlichen Blättern" eine kurze Studie veröffentlicht, die ebenfalls einige interessante Zahlen über die Betätigung des weiblichen Geschlechts bringt.

Er gibt folgende Tabelle über die Betätigung weiblicher Personen:

	Technisches Personal		Aufsichts-Personal		Gelernte		Ungelernte	
	1895	1907	1895	1907	1895	1907	1895	1907
Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen	—	1	2	18	37	549	15 232	18 597
Industrie der Steine und Erden	2	5	17	41	6 850	11 219	30 703	56 841
Metallverarbeitung	1	16	30	135	8 885	17 880	22 208	44 505
Industrie der Maschinen, Instrumente und Apparate	5	46	12	108	1 705	4 981	8 229	28 011
Chemische Industrie	6	64	21	140	615	1 043	13 420	21 840
Forstwirtschaftliche Nebenprodukte, Leuchtstoffe usw.	—	9	11	65	274	202	3 518	7 461
Textilindustrie	24	125	737	1 975	173 625	189 913	171 118	266 993
Papierindustrie	—	5	85	198	8 485	3 472	31 337	58 444
Lederindustrie und lederartige Stoffe	—	7	28	89	2 171	2 434	6 125	14 312
Holz- und Schnitzstoffe	—	25	100	201	8 340	8 462	10 499	21 084
Nahrungs- und Genußmittel	5	60	297	491	63 415	67 013	60 884	105 603
Bekleidungsgewerbe	11	135	2 845	5 435	248 518	317 795	45 796	57 940
Reinigungsgewerbe		29		531		21 300		57 628
Baugewerbe	12	37	18	14	449	205	11 112	12 941
Polygraphische Gewerbe	4	29	17	66	2 775	3 848	11 068	29 524
Künstlerische Gewerbe	—	118	—	8	628	708	244	272
	70	711	4 220	9 515	526 272	651 024	441 493	801 996
	Zunahme 915 %		Zunahme 125 %		Zunahme 23 %		Zunahme 81 %	

Diese Statistik zeigt, daß die Zunahme des gelernten Aufsichtspersonals und der Ungelernten ganz besonders groß ist. „Die Frauenarbeit", sagt er, „ist auf allen Gebieten und bei jeder Berufskategorie über das Maß der Bevölkerungszunahme angewachsen. Daß die gelernten Arbeiter sehr viel weniger zugenommen haben als die ungelernten, beweist von neuem die Richtigkeit der Ansicht, daß der Großbetrieb die Tendenz hat, die Arbeit zu mechanisieren. Da die Zählung des Jahres 1895 eine Steigerung der Großbetriebe gegenüber 1882 zeigte, so können wir als Ergebnis aus den drei Zählungen den Schluß ziehen, daß zunehmender Großbetrieb die Tendenz hat, die höher qualifizierten Hilfskräfte und die ungelernten Kräfte stärker zu vermehren als die mittelqualifizierten, wenn man diesen Ausdruck anwenden darf."

Herr Dr. Silbermann führt weiter im einzelnen aus:

„Bei der Frauenarbeit im allgemeinen, deren Zunahme prozentual stärker ist als die der Männerarbeit, fällt zunächst auf, daß sie heute unter dem technischen Personal lückenlos vertreten ist, während sie 1895 noch in sechs Gruppen keine Vertretung hatte; es hat eine Vermehrung um das Zehnfache stattgefunden — allerdings ist die absolute Zahl noch immer sehr gering. Ein völlig zutreffender Vergleich zwischen Männer- und Frauenarbeit kann nur beim Aufsichtspersonal und bei den ungelernten Arbeitern gezogen werden, nicht aber beim technischen Personal und den gelernten Arbeitern. Denn die Art und Länge der theoretisch- und praktisch-fachlichen Ausbildung ist bei beiden Geschlechtern verschieden. Die sogenannte Chemikerin in der Zuckerfabrik, die mit der Allgemeinbildung einer höheren Mädchenschule versehen, nach noch nicht einjähriger Dressur für ein Spezialgebiet, in eine entlohnte Tätigkeit eintritt, kann nicht gut verglichen werden mit einem Chemiker, der das Abiturientenexamen gemacht und mindestens drei Jahre studiert hat, um sich erst später einem Spezialfach zuzuwenden. Die Schneiderin, die etwa ein halbes oder ganzes Jahr gelernt hat, kann auch nicht gut mit dem Schneider verglichen werden, der drei oder vier Jahre gelernt hat. Aber freilich, auch Männer sind vielfach halb

gelernt, d. h. ihre Arbeit erfordert eine Vorbildung, aber die gelernte Arbeit ist eben Teilarbeit. Das gilt namentlich von den Arbeitern, die ihre praktische Ausbildung in einer Fabrik erworben haben. — Auch eine Betrachtung der Frauenarbeit zeigt die Tendenz des Großbetriebes, die einfache gelernte Arbeit viel weniger zu vermehren als die höher qualifizierte einerseits, die ungelernte anderseits. Im Jahre 1895 überwog die gelernte Frauenarbeit die ungelernte, 1907 finden wir das Umgekehrte. Das ist ohne Zweifel auf das Anwachsen der Großbetriebe zurückzuführen."

Daß auch gerade in den handwerksmäßigen Berufen, in denen die Frauen jetzt mehr und mehr eindringen, z. B. bei den Buchbindern, Schneidern, Weißnähern, Putzmachern, Photographen, Uhrmachern, Schuhmachern usw. die Arbeiter ohne Vorbildung einen großen Prozentsatz ausmachen, beweist eben die Statistik, die im Vergleich die Zahlen vom Jahre 1882, 1895 und 1907 in nebenstehender Tabelle aufgestellt hat. Es ist zu dieser Statistik noch zu bemerken, daß unter den Arbeitern mit Vorbildung, soweit weibliche Personen in Betracht kommen, Arbeiter mitgezählt sind, die vielfach so gut wie keine Vorbildung bisher genossen haben.

Was ist zu tun, um die Möglichkeit zu bieten, die Frauen, die sich dem Handwerksberuf widmen wollen, gut vorgebildet dem Berufe zuzuführen?

Um dies erläutern zu können, will ich die Verhältnisse in Hamburg zugrunde legen und zeigen, welche Handhaben nach der Gewerbeordnung der Gewerbekammer zur Verfügung stehen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Die Gewerbekammer hat in Hamburg die Funktionen der Handwerkskammer mit wahrzunehmen. Was bestimmt die Gewerbeordnung bezüglich des Lehrlingswesens? Der Gesetzgeber nimmt solchen Personen, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, die Befugnis zum Halten oder Anleiten von Lehrlingen. Er gibt ferner die Möglichkeit, diese Befugnis solchen Personen ganz oder auf gewisse Zeit zu entziehen, die wiederholt ihre Ausbildungspflicht gegen den Lehrling vernachlässigt haben oder die körperliche, geistige und sittliche Qualifikation zur Lehrlingsausbildung nicht besitzen. Zur Ausbildungspflicht gehört der Abschluß eines ordnungsmäßigen Lehrvertrages und die Anmeldung des Lehrlings zur Lehrlingsrolle der betreffenden Innung oder der betreffenden Handwerks- oder Gewerbekammer, die dem Ausbildungszweck entsprechende technische Anweisung des Lehrlings, das Anhalten des Lehrlings zur Arbeitsamkeit und guten Sitten, zum Besuch von Fach- und Fortbildungsschulen usw. Die gesetzlichen Bestimmungen schützen den Lehrling vor Pflichtverletzungen des Lehrherrn und den Lehrherrn vor Pflichtverletzungen des Lehrlings. Außerdem sind Handhaben zur Bekämpfung der Lehrlingszüchterei geschaffen. Alle diese Vorschriften gelten in gleicher Weise für Handwerks- wie für Fabriklehrlinge. Den Innungen und den Handwerkskammern ist das Recht zugestanden worden, durch Beauftragte das Lehrlingswesen und die über das Lehrlingswesen erlassenen Vorschriften zu überwachen. Für die Fabriklehrlinge liegt die Überwachung in den Händen der Gewerbeinspektion. Außerdem gibt es in den §§ 129—133 der RGO. besondere Bestimmungen, die nur für Handwerkslehrlinge gelten. Nach diesen darf künftig nur der geprüfte Meister Lehrlinge anleiten. Nach Ablauf der Lehre muß sich der Lehrling einer Gesellenprüfung unterwerfen, um dadurch nachweisen zu können, daß er wirklich mit Erfolg in der Lehre war, und für die Ablegung der Meisterprüfung ist ein indirekter Zwang dadurch geschaffen worden, daß eben nur der geprüfte Meister in der Zukunft wieder Lehrlinge anleiten darf. Der Wert aller dieser Vorschriften ist nach meiner Überzeugung hoch anzuschlagen, denn er bietet die Möglichkeit, dem Handwerk wieder einen leistungsfähigen Nachwuchs heranzuerziehen.

Die Gewerbekammer ist nun entschlossen, sich auch der Frage der Frau im Handwerk zuzuwenden, und zwar unter dem Gesichtspunkte: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Es sollen zunächst ganz besonders die Gewerbe der Friseurinnen, Schneiderinnen, Buchbinderinnen und Photographinnen ins Auge gefaßt werden. Zur Durchführung dieser Bestimmungen bedürfen wir einer tatkräftigen Unterstützung der Frauen, am besten in Form einer Kommission, die entweder nur von Frauen oder gemischt von Männern und Frauen gebildet ist, und die der Gewerbe-

Beruf	1882				1895				1907				
	Eigentümer, Miteigentümer, Pächter, Betriebsleiter und sonstige leitende Beamte	Aufsichts- und Verwaltungspersonal (Kfm.)	Sonstige Arbeiter mit und ohne Vorbildung	Zusammen	Eigentümer, Miteigentümer, Pächter, Betriebsleiter und sonstige leitende Beamte	Aufsichts- und Verwaltungspersonal (Kfm.)	Sonstige Arbeiter mit und ohne Vorbildung	Zusammen	Eigentümer, Miteigentümer, Pächter, Betriebsleiter und sonstige leitende Beamte	Aufsichts- und Verwaltungspersonal (Kfm.)	Arbeiter mit Vorbildung, Lehrlinge usw.	Arbeiter ohne Vorbildung usw.	Zusammen
Buchbinder	819 *330*	18	7 461	8 298	1 042 *478*	169	15 010	16 221	1 626 *1 059*	928	2 035	27 795	32 384
Schneider	56 822 *11 640*	44	22 360	79 226	106 196 *13 362*	412	62 655	169 263	143 977 *22 180*	9 594	148 025	21 930	323 526
Kleider- und Wäschekonfektion	9 262 *4 510*	420	18 133	27 815	11 441 *8 736*	1 795	28 125	41 361	8 338 *6 632*	3 001	15 359	10 920	37 618
Putzmacher	16 809 *2 270*	280	16 801	33 890	17 138 *2 337*	1 009	25 273	43 420	13 287 *758*	4 354	32 555	4 074	54 270
Barbier, Friseur und Perückenmacher	2 572 *86*	1	522	3 095	2 980 *13*	2	727	3 709	5 282 *57*	43	1 999	1 292	8 616
Photograph	115 *6*	19	378	512	215 *7*	85	882	1 182	345 *18*	580	1 318	1 007	3 250
Goldarbeiter	706 *482*	18	6 332	7 056	658 *281*	117	9 737	10 574	532 *347*	1 299	10 205	4 974	17 010
Uhrmacher	316 *95*	4	744	1 064	381 *114*	18	1 641	2 040	300 *37*	115	2 048	1 919	4 382
Schuhmacher	3 552 *957*	30	4 938	8 520	3 561 *1 306*	111	11 537	15 209	4 362 *2 668*	890	10 922	13 357	29 531
Feinmechaniker	145 *23*	8	362	515	321 *38*	111	1 980	2 412	210 *57*	490	588	2 052	3 340
Gas- und Wassermechaniker usw.	9	—	5	14	49	14	28	91	101	254	11	142	508

Die schrägen Zahlen bedeuten Gewerbetreibende, die in der eigenen Wohnung für ein fremdes Geschäft arbeiten. Die schrägen Zahlen sind in den geraden mitenthalten.

kammer helfend zur Seite steht. Diese Kommission hätte meines Erachtens zunächst nachfolgende Aufgaben zu erfüllen.

Zuerst müßte eine Lehrlingsvermittlungsstelle für weibliche Lehrlinge eingerichtet werden, die aufklärend sowohl für die jungen Mädchen, die einen Handwerksberuf ergreifen wollen, wie für deren Eltern wirkt, und die ferner auch Lehrmeister für die Ausbildung von weiblichen Lehrlingen zu interessieren sucht. Die Patriotische Gesellschaft hat bereits für männliche Lehrlinge eine derartige Lehrlingsvermittlungsstelle eingerichtet. Es würde eine Aufgabe der Kommission sein, die Frage zu klären, ob man an die Patriotische Gesellschaft herantreten soll, damit diese ebenfalls für weibliche Lehrlinge eine derartige Vermittlungsstelle einrichtet, oder wie diese wichtige Frage sonst zu lösen ist. Ist diese Vermittlungsstelle eingerichtet, so muß man dieser Vermittlungsstelle Arbeit dadurch zu verschaffen suchen, daß vor allen Dingen, ähnlich wie das schon die Patriotische Gesellschaft für das männliche Geschlecht getan hat, Elternabende eingerichtet werden. Es werden die Eltern und die die Schule verlassenden Kinder aller einzelnen Volksschulen ein halbes Jahr vor der Schulentlassung zu Elternabenden vereinigt und ihnen über die Zukunftsaussichten der verschiedensten Gewerbe Vorträge gehalten. Diese Vorträge müssen darlegen, daß, wenn die jungen Mädchen etwas Ordentliches in gewerblichen Berufen erreichen wollen, sie dann in eine ordentliche Lehre eintreten, einen Lehrvertrag abschließen, mindestens 3 resp. 4 Jahre lernen müssen usw.

Abgesehen von diesen Elternabenden, müßten auch Merkblätter ausgearbeitet werden, die bei solchen Gelegenheiten zur Verteilung gelangen. Die Kommission müßte weiter ständig Artikel in die Presse lancieren, um die öffentliche Meinung auf diese Frage hinzulenken und um aufzuklären. Die wichtigste Unterstützung für diese Frage bietet aber neben solcher Vermittelungsstelle und Elternabenden ein Ratgeber für die Berufswahl. Ein derartiger Ratgeber für die Berufswahl der schulentlassenen Mädchen ist bereits von der Patriotischen Gesellschaft mit Hilfe der Auskunftstelle des allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Ortsgruppe Hamburg, herausgegeben worden. Er hat aber die Gesichtspunkte der handwerklichen Erziehung bisher nicht berücksichtigt. Es wäre also dringend notwendig, eine neue Auflage dieses Ratgebers vorzubereiten, in dem die gesetzlichen Bestimmungen enthalten sind, dem als Anhang ein Normallehrvertrag für weibliche Lehrlinge beigegeben ist, und der dann am besten allen Schülerbibliotheken der hiesigen weiblichen Volksschulen einverleibt werden müßte, um auf diese Weise die Kenntnisse über diese Fragen zu verbreiten. Treten dann weibliche Lehrlinge wirklich in ordnungsmäßige Lehren ein, so müssen sie die Gesellenprüfung bestehen. Bisher hat man diese Frauen an die Prüfungskommission der männlichen Lehrlinge verwiesen. Würde aber erst in größerer Zahl von dem weiblichen Geschlecht die Ablegung der Gesellenprüfung verlangt, so würde die Gewerbekammer, wie es auch in anderen Handwerkskammerbezirken geschehen ist, dazu übergehen, für die weiblichen Lehrlinge besondere Prüfungskommissionen einzurichten, zu denen als Beisitzer ebenfalls Frauen herangezogen würden. Nur zum Vorsitzenden würden wir immer den Vorsitzenden der männlichen Gesellenprüfungskommissionen ernennen, um dadurch herbeizuführen, daß beide Prüfungen sich auf dem gleichen Niveau bewegen. Ob es nachher erforderlich sein wird, auch besondere Meisterprüfungskommissionen für Frauen einzurichten, das ist eine Frage, die man der Zukunft überlassen kann. Ferner wird es notwendig sein, um den Ausbildungsgang dieser weiblichen Lehrlinge zu überwachen, Beauftragte zu ernennen, die sich von Zeit zu Zeit in den Werkstellen davon überzeugen, ob die Ausbildung eine ordnungsmäßige ist. Auch da könnte die Kommission sehr wirksam arbeiten, indem sie hierzu Vorschläge macht. Nun wird es zuerst sehr schwer sein, Frauen, sagen wir Friseurinnen, Schneiderinnen, Buchbinderinnen ꝛc. zu finden, die nach dem Gesetz das Recht haben, Lehrlinge auszubilden. Denn dieses Recht steht bekanntlich in der Zukunft nur solchen Frauen zu, die die Meisterprüfung bestanden haben, und solche gibt es zurzeit noch recht wenig. Die Gewerbekammer würde voraussichtlich von

jüngeren, die dieſes Recht für ſich in Anſpruch nehmen, verlangen, daß ſie noch die Meiſterprüfung, ehe ſie den Lehrling einſtellen, ablegen. Bei älteren, die ſchon lange im Erwerbsleben ſtehen, würde ſie befürworten, dieſen die Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen widerruflich zu verleihen. Beſteht der Lehrling die Geſellenprüfung, ſo würde man die verliehene Anleitungsbefugnis weiter beſtehen laſſen, fällt der Lehrling durch die Prüfung, ſo würde man den Antrag zu ſtellen haben, die Anleitungsbefugnis den Betreffenden wieder zu entziehen.

Eine weitere wichtige Aufgabe der Kommiſſion wäre, dafür zu wirken, daß wir für das weibliche Geſchlecht Fortbildungsſchulen erhalten, denn die jungen Mädchen müſſen bei der Geſellenprüfung theoretiſches Wiſſen aufweiſen, und das wird ihnen nur in Fach- und Fortbildungsſchulen vermittelt werden können, deren obligatoriſche Einrichtung daher das erſtrebenswerte Ziel iſt. Zunächſt müßten die Fachklaſſen auch dem weiblichen Geſchlecht zugänglich gemacht werden. Schließlich könnte auch die Kommiſſion eine Agitation nach der Richtung hin veranlaſſen, daß für das hamburgiſche Unterrichtsweſen Beſtimmungen erlaſſen werden, die eine Möglichkeit bieten, die gewerblichen Privatſchulen unter eine ſtaatliche Kontrolle zu ſtellen.

Es wird alſo, wenn eine ſolche Kommiſſion gebildet werden ſollte, nicht an Arbeit für dieſe Kommiſſion fehlen, um eine ordnungsmäßige Berufsbildung der Frau im Handwerk herbeizuführen. Die Gewerbekammer wird ſehr dankbar ſein, wenn ſie in einer ſolchen Kommiſſion eine Hilfstruppe erhält, die ihr die ſchwere Aufgabe erleichtert. Denn die Aufgabe iſt für die Gewerbekammer ganz beſonders ſchwer, weil das weibliche Geſchlecht nicht organiſiert iſt, und weil die Gewerbekammer keine Organiſation findet, auf die ſie ſich bei der Durchführung ihrer Pflichten ſtützen kann. Auch auf die Organiſation könnte die Kommiſſion anregend hinwirken.

Jedenfalls iſt es eine ſoziale Pflicht des Staates wie der Geſellſchaft dahin zu ſtreben, daß die Mißſtände, die zurzeit in der Ausbildung der weiblichen Jugend, die ſich dem Handwerk widmet, beſtehen, nach Möglichkeit beſeitigt werden, und ich glaube, die Frauen, die ſich vielfach in den Dienſt der verſchiedenen ſozialen Fragen geſtellt haben, werden auch auf dieſem Gebiete eine ſegensreiche Tätigkeit in der Zukunft entwickeln können.[1])

[1]) Im Anſchluß an dieſen Vortrag bildete ſich für Hamburg eine „Vereinigung für die handwerksmäßige Ausbildung der gewerbetreibenden Frau".

Reichtümer.

Von

Eliſabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Silubitzki kam auf das Landgut. Der war ein großer ſchwerer Herr, ein Edelmann, hieß Conſtantin Otter von Silubitzki und war garnicht Pole, ſondern ſeine Ahnen hatten ſchon in der Schlacht bei Tannenberg gegen die Polen gefochten. Er war umſtändlich in ſeinem Weſen, ein wenig monoton und pedantiſch. Das ſchob man darauf, daß er unverheiratet war; auf ſeinem fetten Rittergut aber hätte es ſich wohl geſchickt, daß da eine Familie hauſte und all das Gute genoß, was da zu haben war. Statt deſſen lebte ſeine böſe Mutter auf dem Gut, eine ganz ſonderbare, drachenartige Frau, von der ſich der hünenhafte Sohn tyranniſieren ließ. Sie verbot ihm ſich zu verheiraten, und er war

zu galant, um gegen eine Dame aufzutreten. Helle blitzblaue Augen hatte er, eine grade gedrückte Naſe und um den flachen angenehmen Mund einen krauſen kleinen Bart. Mit ſeinen großen Händen wußte er für gewöhnlich nicht recht was anzufangen, aber manchmal zeichnete er ganz, ganz feine Landſchäftchen auf ſteifes Papier; die Lichteffekte kratzte er haarfein mit einem winzigen Meſſerchen heraus. Und dann, er erzählte gerne vom Kriege 70, den er als junger Fant mitgemacht hatte, und zwar als Infanteriſt in den größten Schlachten, im gröbſten Kampf. Seine Lippenbewegung dabei war ſehr gemeſſen, ſeine Stimme klein und kühl, bei den Trümpfen, die er ausſpielte, wölbten ſich ſeine friſchroten Backen in beſonderer, beinahe kindlicher Weiſe.

Wilma und Luiſe, die kleinen Töchter von Silubitzkis Gaſtgeber, kamen um guten Tag zu ſagen, und der Fremde, der grade ſaß, erhob ſich eilig und ſchwerfällig zugleich, verbeugte ſich tief und reichte den beiden Naturkindern eine lockere, ungeſchickte Hand, die keinen Druck und keine Herzlichkeit hatte. Es war in der Eßſtube, die ganz kühl und ganz grün war, weil draußen die Lindenblätterdächer alle Sonne abſperrten.

Draußen war der erſte Herbſttag des Jahres. Aus hundert und einem Anzeichen ſpürten die Kinder den Herbſt. Das iſt ſehr ſonderbar: es iſt hintereinander Sommer, Tag und Nacht, es ſind Blumen da, die ſich ablöſen, das Obſt an den Sträuchern reift, ſogar die Äpfel und die frühen Erntebirnen kommen, und immer lebt man dahin, als müßte das ewig ſo weiter gehen. Und da, mit einemmal verändert ſich die Stimmung, und es iſt doch der nämliche blaue Himmel, der nämliche Sonnenſchein. Nein, doch nicht, der Himmel iſt in ſeinem Blau tiefer, ernſthafter geworden, der Sonnenſchein hat Erzfarbe angenommen, er iſt gewalttätiger geworden und dringt da ein, wo die Sommerſonne keinen Einlaß hatte. Aber wie kann das ſein? Sind der Blätter weniger geworden? Ja, die Ariſtolochia warf ein ſchlaffes, hellgoldfarbenes Blatt auf die Bank, ein Johannisbeerbuſch in der langen Reihe trocknet, die Fliederſträucher ſind lichter geworden. Hat man denn die Stoppeln nicht beachtet? Wo der Roggen eingefahren wurde, ſteht ſie von weißen Fäden überſponnen. Dieſe Fäden kann nur der Herbſt ſpinnen.

Der Wechſel draußen hatte die kleinen Mädchen gepackt, ſie aufmerken laſſen. Da hatten ſie ſo viel geſehen und gehört, daß ſie davon innerlich ein wenig zitterten, ein wenig wie berauſcht waren. Wenn Luiſe ſich nicht geſchämt hätte, ſo wäre ſie in das Haus geſtürzt, in jede Stube mit dem Ausruf: „Der Herbſt iſt da!“ Wahrſcheinlich hätte ſie naſſe Augen dabei bekommen und wäre über und über errötet, denn ein Schmerz iſt es doch, wenn ein Lieber, Schöner, an den man ſich ſo vertrauensvoll gewöhnt hat, unverſehens geſchieden iſt, dahin iſt, und an ſeiner Statt ein ernſthafterer, üppiger Herrſcher da iſt, der ſich in goldgoldenen und orangefarbenen und hundert roten Kleidern zeigen und ſchließlich düſter werden wird und dann verklärt.

Der Vater und ſein Gaſt tranken Danziger Alaſch, aßen Wurſt und kalten Entenbraten zu Butterbrod; eingezuckerte Himbeeren und Blumen fehlten nicht auf dem Tiſch.

Silubitzki ließ ſeine Mannſchaften auf einer Chauſſee in Feindesland exerzieren. Weil eine Kanonenkugel ein paar Schritt vor ihnen einen Baum zerſchmetterte und die Leute von der bleichen Todesfurcht gepackt wurden, darum: „Stillgeſtanden!“ Sie ſollten ſich die Furcht abgewöhnen, dazu war's gut, daß ſie auf der Stelle Griffe machten, Schwenkungen. Und ſie vergaßen darüber die Furcht. Wie ſie dann weiter marſchierten, war Mut, eigentlich Übermut unter ihnen. Sie ſangen. Und kamen gut über die Chauſſee, das Kartätſchenfeuer kam erſt ſpäter, das mörderiſche. . . .

Silubitzki erzählte in ſeiner ſteifen Art, während er grade und ſchwer auf ſeinem Stuhle ſaß. Seine Geſchichte mußte den kleinen Mädchen gefallen, ſie zog den Vorhang fort, hinter dem die Taten, die martialiſchen Taten getan wurden. So etwas hatte Silubitzki erlebt, ſo war er, er zwang andere zu Mut, den er reichlich hatte, zum Abgeben reichlich. Prachtvoll war er. Die kleinen Mädchen lehnten am Tiſch und ſahen ihn mit bewundernden Augen an, in denen ſich ihr eigenes Erleben in träumeriſche Tiefen zurück-

zog. Wie oft waren um dieſe nämlichen Ohren des Silubitzki Kugeln gepfiffen! Einmal hatte er gedacht, ſein Hauptmann riefe ihn, nein, ſein Major, denn der Hauptmann lag erſchoſſen auf dem Geſicht und er ſelber führte die Kompagnie; er hatte gedacht: Si — Silubitzki riefe man, und der Kopf war ihm herumgeflogen. Die Kugel, die jetzt haarſcharf an ſeinem Ohr vorbeiſauſte, hatte ſo gezischt. . . .

„Si — Silubitzki," probierten die Mädchen leiſe und ſeufzten. So Unausdenkbares hatte der erlebt; ſie erlebten nur, daß der Herbſt ſie umarmte, ſie mit einem neuen Kuß küßte und alles um und um verändert war bis zu dem ſchmalſten Grashalm und den geringſten Kamillenblümchen. Ach, trompeteten da nicht die Gänſe von den Feldern hinter den Hecken? Wie ſie es noch nie taten, ſo ſchrien ſie, ſie ſchrien es in die neue Luft heraus, in die verwandelte Weite, was geſchehen war, ſie ſchrien die Sehnſucht heraus, hinter den Herbſt zu kommen, in das Land hinter dem Herbſt.

Wilma und Luiſe wollten fort, ſie wollten den Herbſt hierlaſſen und weit fort reiſen, irgendwohin, wo ſie nichts ſtörte und hemmte, wo ſie vielleicht in der Luft knien konnten in dem Sonnenſtrahlenguß, der ſie ganz rein und ſelig machte wie die Stiefmütterchen, die ohne Hut im Sonnenlicht ſchaukelten, oder wie die einfachen grünen Blätter. Da wollten ſie endlich Genügen haben und lobpreiſen, da wollten ſie ganz ſchön ſein.

Indes erzählte Silubitzki weiter, doch das war nicht ſo, daß Wilma und Luiſe durchaus zuhören mußten. Sie hatten Zeit, mit der Beklemmung, die ſeine großartigen Geſchichten erregt hatten, fertig zu werden. Dann mußten ſie aber an ſeinen Trakehner Hengſt denken, den ſie nicht kannten, von dem ſie ſich aber einen großen Begriff machten. Sie nannten ihn „Ritter", zeichneten ihn und ließen ihn an paſſenden Stellen ihrer eingebildeten Erlebniſſe eine Rolle ſpielen. Nun, es war ſchon etwas, ſo einen Ausbund von einem Pferde reiten zu können. Es war etwas, mächtiger zu ſein als dies ſtolze, ſtarke Pferd, das den Vorſatz hatte, nur einem ganz tapferen, den Tod verachtenden Manne gehorſam zu ſein. Es war etwas, wenn Roß und Reiter ſtundenlang nur über eigene Felder zogen und von ferne auf einem Hügel, wie eine Feſtung anzuſehen, das Gehöft zu den Wolken ſtieg.

Wilma und Luiſe machten nachdenkliche Stirnen und nahmen den Silubitzki ſcharf aufs Korn. Sie wollten ihn nicht bis zur Pein in ſeiner Kraft und ſeinem Beſitz bewundern. Da ſaß er bei kaltem Entenbraten und Alaſch und erzählte umſtändlich von dem, was geweſen war. Er kehrte den Fenſtern den Rücken und wußte wohl nicht, welche große Veränderung draußen vor ſich gegangen war, ſie aber lebten mitten in der ſüßen ſchaurigen Gegenwart mit ihrer großen Veränderung. Und dann: ob Silubitzki ſeinen Ritter ſo liebte wie ſie ihre Gudrun und Blandine liebten?! Er war mit zwei Füchſen auf den Hof gefahren, mit zwei Carroſſiers, die ſo hoch, blank, und vollkommen waren, daß man ſchwindlig werden konnte, wenn man ſie auf einmal überſchaute. Den ganzen Kutſchſtall füllten ſie mit Glanz und Form, ſie drückten die eignen Kutſchpferde, ja, ſie gaben ihnen ein wenig das lächerliche Ausſehen von Kühen. Die kleinen Mädchen mieden in der Zeit von Silubitzkis Beſuch den Kutſchſtall. Seine prahleriſchen Pferde waren nicht zum liebhaben. Vielleicht war Ritter anders.

Wilma und Luiſe waren Liebende in vielerlei Hinſicht. Es exiſtierten zwei halbwüchſige Ziegen im Garten auf einem halbſonnigen, halbſchattigen Plätzchen, wo das Gras noch ſaftig ſtand und angenehm anzuſehen, Gundermann, Ehrenpreis im Frühling und Sauerampfer und weißer und gelber Klee zu finden war, die eine, Gudrun, ſchokoladefarben, die andre Blandine, ſahnefarben. Gott, es hatte zuerſt geheißen, Wilma und Luiſe ſollten zuſammen ein Zickelchen bekommen, das ſchokoladefarbene, das zuerſt auftrat, von einem alten Männchen auf den Armen getragen, extra für die kleinen Fräuleins zum Ankauf angeboten. Wie ihnen das das Herz zerriß! Denn gleich beim erſten Meckern hatte das ſtöckerbeinige, ſanft beſellte, ſchmale Weſen ihre beiden Herzen gelöſt, erhitzt, zu Liebe hingeriſſen. „Du biſt ein Jahr älter, du wirſt ſie haben," hatte Luiſe geſagt, und ein Reif hatte ſich auf ihr glühendes Geſicht gelegt und es zu einer unnatürlichen Maske erſtarren laſſen.

Wilma's große, ſchwer befrachtete Augen forderten das Tier für ſich; trotzdem erwiderte ſie: „Nein, du ſollſt ſie haben, du haſt dir doch die Ziege ſchon vor langer Zeit ausgedacht.“

Es war ſo: Luiſe hatte ſich ausgedacht, daß ſie Ziegen beſitzen müßten, ſie hatte ſie im voraus in ein zuſammengeheftetes Buch gezeichnet, ihre Lebensgeſchichten zuſammengereimt, von ihnen geträumt.

„Sie gehört euch beiden. Verſorgt ſie gut,“ hatte die Mutter geſagt.

Weder Wilma noch Luiſe hatten Hände gehabt, um für das hilfsbedürftige Tier, das ſie doch ſo ſehr liebten, zu ſorgen. Keine wollte die Rechte der andern verletzen, außerdem war die Hälfte des Beſitzes für ihr großes Gefühl ein elender Brocken, den ſie verſchmähten. Sie hatten auch leider Vorausſicht. Was konnte es anders ſein als eine ſchlimme Qual, wenn Luiſe, etwa in ihrem Gärtchen arbeitend, plötzlich von dem Verlangen nach dem Liebling ergriffen wurde, zu ihm eilte und ihn in den Armen der Schweſter vorfand! Wer ſollte ihm die Milch reichen, wer ihn in ſein Ställchen zurückführen und, was noch köſtlicher war, mit ihm die Wonne teilen, morgens aus dem armſeligen engen Ställchen in das Gartenparadies zu gehen?

Die Köchin hatte das ſchokoladefarbene Zickelchen in ein Abteil neben dem Gänſeſtall getragen, hatte ihm Milch gereicht, ihm mit dem Finger geholfen zu lutſchen.

Was für eine elende dunkle Zeit! Wilma und Luiſe haßten noch außerdem die unſchuldige Köchin, die das zu tun übernahm, was ſie durch dunkle Gewalten verhindert waren zu tun. Was für eine elende Zeit, man kann auch ſchlechtweg ſagen eine tatenloſe Zeit. Sie dauerte drei und einen halben Tag.

War der Wunſch der kleinen Fräuleins nach einer zweiten Ziege unter den Leuten ruchbar geworden? Es muß angenommen werden, denn am geſegneten Nachmittag des vierten Tages, der noch außerdem wilde Schwäne die Gnade haben ließ, in einem Dreieck über den Garten ziehen zu laſſen, war mit einemmal ein dunkelblaues, weiß getupftes rotbäckiges breites Weib in der Küche mit einem Korb am Arm, in den ſie mit freundlichem Lächeln faßte. Sie hob ein ſahnefarbenes lockiges Zickelchen mit einer Hand heraus und ſtellte es auf den Ziegelſteinboden. Das kleine Geſchöpf hielt ſich kaum auf den Beinen, ſchüttelte aber ſein Schwänzchen lebhaft und meckerte kindlich, durchdringend. Das war Luiſens Ziege, das ſollte ihr Liebling werden. Wie vom Himmel war ſie gekommen, zwei Herzen in helles Freudenlodern verſetzend, zwei unſchuldig und ergeben Liebende ſchaffend. Und welches große Glück: Wilma hatte eine ausgeſprochene Vorliebe für die dunklere Zuerſtgekommene, während ſich die blonde Luiſe ſofort dem ſahnefarbenen Geſchöpf zuneigte. Wilmas war grauäugig, ein wenig gröber und ſtrenger in ihrem Ausſehen, eher dämoniſch von Weſen; Luiſens zierlicher, von weicherem Bließ, grünäugig, eine Feenziege, die die Gewohnheit hatte, an ihrer Herrin Ohrläppchen zu zupfen, wenn ſie trinken wollte. Die wildere Gudrun aber war auch zärtlich; ſie konnte eine ganze Weile in Wilmas Schooß liegen mit verzückt hinten übergebogenem Kopf. Beide waren Geſtalten aus einer nahen geheimnisvollen Welt, der Ausgangspunkt von langen Träumereien, die in das Naturleben führten, das nur von Göttern, Tieren und Pflanzen wußte, in dem der gebundene ſehnſüchtige Menſchengeiſt zu ſeinem eigenen Genuß ſchweifte.

Nun handelte es ſich darum: ſollte Silubitzki Wilmas und Luiſens Ziegen ſehen oder nicht? Eine bedenkliche Sache war's. Wenn Silubitzki kam, um die Ziegen zu ſehen, dann kam er nicht allein und nicht zu Fuß, nein, er kam auf ſeinem hohen, ſtolzen, ſchattenhaften Gaul angeritten, und die ſchönen Köpfe ſeiner Kutſchpferde tauchten hinter ihm auf. Er kam nicht einfach im Strohhut — um ſeinen Schädel wand ſich blutbeſprenkelter Lorbeer, und unſichtbare Waffen raſſelten an ihm. So würde er auf das Gartenplätzchen, wo Gudrun und Blandine ſtanden, kommen und ihre beiden Herrinnen vielleicht ganz und gar überwältigen. Mußte das Gartenplätzchen nicht eng werden, und die beiden Lieblinge ſehr klein und

kindisch erscheinen? Andererseits: waren die Ziegen nicht feenhafte Geschöpfe, die von ihnen geliebt wurden? War das Gartenplätzchen nicht von kostbaren, höchst erstaunlichen Zauberfäden umschlossen, aus denen sich täglich neue Gewebe zusammenwirkten? Hatten sie nicht Bücher voll Zeichnungen und im Kopf drei oder vier lange Geschichten und viele kleine Gedichte? Silubitzki sollte nur kommen!

Wilma und Luise waren ein paar mal nahe daran, vor den Besuch zu treten und ihn zu bitten, mit ihnen zu kommen, sie wollten ihm etwas zeigen, doch jedes mal, wenn der Entschluß eigentlich schon gefaßt war, hielt sie Schüchternheit und eine ahnungsvolle Scheu davor zurück, ihn auszuführen. Mochte er dann denken, daß sie nichts besaßen, keine Lieblingstiere, gar nichts, und er alles, den Ruhm dazu!

In den Tagen hatten Wilma und Luise eine neue Leidenschaft, das waren Katzenpfötchen. Auf einem Spaziergang, den sie bis in ein unbekanntes Wiesen- und Haingebiet hinter den Gutsgrenzen ausgedehnt hatten, fanden sie an dem Rand eines Kiefernholzes eine Stelle, auf der, wie zu ihrer Freude bestellt, reichlich vielfarbige Katzenpfötchen wuchsen.

Mit der Vielfarbigkeit hatte es eine besondere Bewandtnis; sie war von bescheidener Art, doch reizend genug in dieser Bescheidenheit: alle Farben traten gedämpft, verschleiert auf, ein der Familie anhaftendes trockenes feines Grau war in alle gemischt. Da aber gerade das feurige Licht einer sinkenden Sonne die Gegend überschwemmte, waren die weißen Katzenpfötchen rosigsilbern, die rosigen glühend, die roten feurig und die gelben brennend golden. Es kam noch dazu, daß die vorne an stehenden Kiefern sich schön brandrot aus einer schwarzen Nacht dahinter abhoben. Und das Erdreich war fein sandig, von grauem kleinem Gräserwuchs bedeckt. Wilma und Luise hatten sich zwischen die trockenen Blumen gekauert, in das weite neue Wiesenland gesehen und über die fernen Äcker nach ihrem heimatlichen, jetzt kaum wiederzuerkennenden Gehöft. Sie hatten gestaunt, sich königlich wohl und unversehens mit Reichtümern überschüttet gefühlt. Dann hatten sie gepflückt. In Gesellschaft ihrer Ziegen flochten sie daheim Kränze. Das Sammtige der Blumen genossen sie erst jetzt gründlich und daß die Blüten in der Form abgestumpfter Dreiecke gewachsen waren; jetzt erst bei gewöhnlicher Tagesbeleuchtung übersahen sie ganz die Reihe ihrer verschleierten, matten Farben. Oben, in dem Ausschnitt zwischen den Bäumen und Büschen lag im Äther ein weißer, bläulich abschattierter Wolkenlöwe, ein majestätisch dahintreibender Wolkenlöwe, der zu den höheren Himmeln aufbäumte. Die kleinen Mädchen sahen zu ihm auf; sie verfolgten seine Fahrt durch ihre Kränze. Gerade in der Umzirkelung von Katzenpfötchen hatte die herrliche verlorne Wolke ihre rechte Bedeutung; mit aller erdenklichen Lust wurde sie betrachtet und trug das Verlangen der Mädchen weit, weit in glückselige Fernen.

Silubitzki hatte die Gewohnheit, mit den Händen auf dem Rücken in bestimmten Gängen des Gartens zu gehen, wenn sein Gastfreund in seiner Wirtschaft beschäftigt war. Eben, in ganz bestimmten Gängen ging er stets; heute fiel's ihm ein, einen andern Weg einzuschlagen. Mit einem Male stand er vor Wilma und Luise. Die erschraken, sprangen auf und jede trat mit ihrem Katzenpfötchenkranz zu ihrer Ziege. „Das ist Blandine, meine Ziege," stellte Luise vor.

„Das ist Gudrun, meine," sagte Wilma, die erblaßt war und Herzklopfen hatte.

„Sie halten Ziegen?" fragte Silubitzki so, als traue er seinen Augen nicht.

„Ja, es sind unsere Lieblingstiere."

„Also zum Spaß halten Sie Ziegen". Silubitzki schüttelte mit dem Kopf und sah Wilma und Luise in ungeschicktem Erstaunen an. Was sollte er nun weiter sagen? Es lag in der Luft, daß man etwas von ihm erwartete. Mehr als einen Blick aber konnte er für Ziegen nicht haben, dazu waren sie ihm zu gering und unangenehm. Seine ortsarmen Witwen hielten solche Tiere, er sah sie dann und wann an den Grabenrändern angebunden, oder auch da, wo sie nicht hin

gehörten, lächerliche Tiere mit ihrem Gemecker, ſo etwas wie Inſekten unter den Haustieren. Seine Geiſtesart erlaubte ihm nicht ein plötzliches Eingehen auf eine andere, etwa enthuſiaſtiſche Auffaſſung. Die Situation war peinlich. Beide Mädchen waren errötet und ſtanden barhaupt und ſteil, jede mit einem dürren Kranz in der Hand.

„Sie haben ja merkwürdige Kränze geflochten," ſagte Silubitzki. „Vielleicht für Ihre Ziegen zum Schmuck?"

„Katzenpfötchen ſind unſere Lieblingsblumen gerade jetzt," ſagte Luiſe mit niedergeſchlagenen Augen und ſehr ſpröde.

„Ach! Nicht möglich!" Silubitzki wurde immer gezwungener. Er ſah ſich um, räuſperte ſich und bemerkte: „Ein ſchönes Gartenplätzchen, das ſich die Damen ausgeſucht haben."

Er fand an dem Platz garnichts, Wilma und Luiſe merkten das und erſehnten es, daß er ginge.

Er erſehnte dies ebenfalls, die Form ſeines Rückzugs war ihm nur nicht klar. Kam ſein Freund noch nicht? Nein, er war nicht zu ſehen. Wahrſcheinlich würde eine der Ziegen gleich losmeckern. Das konnte er nicht vertragen, und die Mädchen waren auch ſo ſonderbar, ſo ſpröde und feierlich. Alſo machte Silubitzki noch eine Bemerkung über das ſchöne Sommerwetter — Wilma und Luiſe wußten wohl nicht, daß der Herbſt da war!! — nahm den Hut ab und ging.

So, jetzt meckerte Blandine freudig los. Ach ja, es war eine Erleichterung, daß die große Geſtalt hinter einem Boskett ganz verſchwand. Die bedrückte, ernüchterte Stimmung der beiden Mädchen hob ſich. Sie machten ſich mit ihren Ziegen zu ſchaffen, während ſie innerlich mit der ſoeben gehabten Enttäuſchung fertig zu werden ſuchten. Silubitzki war ohne den Nimbus eines Reiters und Kriegers, ohne Lorbeer zu ihnen gekommen, und nun war nicht viel an ihm geblieben. Überwältigt waren ſie alſo ganz und gar nicht, aber herausgeriſſen aus ihrer Freude, in Unbehagen geſtürzt, das waren ſie.

„Er verſteht unſere Ziegen nicht," flüſterte Luiſe mit einer ſchlauen Miene.

Wilma ſtreichelte ihre Gudrun und umfaßte ſie dann heftig.

„Wir verſtehen ſeinen ‚Ritter' und ſeine Kriegsgeſchichten, er aber verſteht nichts von uns, auch nicht die ſchönen Katzenpfötchen," ſtellte Luiſe feſt.

Wilma drückte ihr Geſicht in den dürren Kranz. Und als ſie die Augen erhob, war Trotz und Feuer in ihnen, und ſo ſah ſie die Schweſter an.

„Lalala," ſang die herzhaft. Und dann lachten ſie beide, vielleicht über die ſanfte Blandine, die aus Leibeskraft Gudrun mit ihrer Lockenſtirn in die Weichen ſtieß. Sie mußten ſo ſehr lachen. Ihre eigene, im Augenblick zurückgedrängte Welt nahm Beſitz von ihnen; es war, als ob ſie von warmen Wogen gehoben, gewiegt wurden. Sie ſetzten ſich die koſtbaren Kränze auf und begaben ſich auf die Schaukel. Hei, wie ſie durch die Luft ſtrichen! Wie ſie herauf in das Reich der Baumkronen zu fliegen meinten! Wie breit aufgetan ihr Sinn war!

Der Wolkenlöwe oben war längſt verſchwunden. Hatte er nicht die Luſt, die Sehnſucht, die unbezwinglichen blühenden Wünſche mit in die Ferne getragen? Ja, Wilma und Luiſe hatten ihn damit beladen, doch tauſendfältig neu erhob ſich Glühen und Leben und zog ihm nach. Ach, was waren ſie reich!

Charlotte von Stein.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

„Daß sie lange Jahre Goethes nächste Freundin gewesen war, wußten allenfalls zwei Dutzend Menschen; Genaues darüber konnte niemand berichten . . . Aber noch wurden Hunderte von Briefen aufbewahrt, die an sie gerichtet waren, die sie selber geschrieben oder die ihre Söhne geschrieben und empfangen hatten; und es waren Briefe wie Samenkörner, die jetzt wie tot in kleinem dunkeln Raum ruhen und übers Jahr aus den Gärten, Feldern und Wäldern kräftig hervorbrechen . . . 1846 erschien ein Bändchen ‚Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein' . . . Zwei Jahre später gab Adolf Schöll den ersten Band von Goethes Briefen an Frau von Stein heraus. Und von nun an ging ein Schatten, den man Charlotte von Stein nannte, den Leidensweg der Berühmtheit."

Mit diesem Wort schließt Wilhelm Bode seinen Band über Charlotte von Stein.[1])

Ein Leidensweg ist die Berühmtheit ihr gewesen. Platte und feine, ehrerbietige und unehrerbietige Deuter, Ankläger und Verteidiger haben sie auf diesem Wege begleitet, heilig sprechend und verdammend hat die Philologie über sie zu Gericht gesessen. Und dabei ist eingetreten, was so oft geschieht, wenn zu viel über eine Sache oder einen Menschen gesprochen wird: die Sehschärfe des unbefangenen Auges wird beirrt und getrübt, die vorhandenen Zeugnisse, wieder und wieder als Beweis widersprechendster Meinungen ausgenutzt, verlieren ihre Objektivität; niemand vermag sie mehr einfach und rein zu nehmen.

Das journalistisch gewandte, in seiner Seelendeutung aber — das mindeste zu sagen — wenig feinfühlige Buch über Goethe von Eduard Engel hat die Diskussion über Charlotte von Stein im Publikum einmal wieder aufgeregt. Er entreißt ihr die Gloriole, die ihr als der einflußreichsten Freundin Goethes von der naiven Meinung geschenkt ist, und glaubt — mindestens ebenso naiv — das Verhältnis Goethes zu ihr mit dem Wort „Selbsttäuschung" abtun zu können. Und es ist merkwürdig, wie schnell die öffentliche Meinung in literarischen Dingen bereit ist, „das Strahlende zu schwärzen." Sehr viele meinen, es sei nun Mode, Charlotte von Stein als eine „Täuschung" im weitesten Sinne des Wortes anzusehen — auch in dem, daß sie selbst, weiblich klug und berechnend, Goethe und die Welt über sich „getäuscht" habe. Und andere sagen bedauernd, die neue Anschauung — neu ist sie ja eigentlich nicht — über sie habe „einem doch etwas genommen" und wissen nicht recht das alte helle Bild gegen die literarische Mode zu behaupten.

[1]) Berlin 1910, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. (Preis 7,50 M; eleg. geb. 10 M.)

Da ist das Buch von Wilhelm Bode zur rechten Zeit gekommen. Es ist deshalb zur Klärung der Meinungen so geeignet, weil es eine Zusammenstellung des ganzen Materials enthält, das irgendwie dem Urteil über Charlotte von Stein die Richtung geben kann. Und es läßt dieses Material für sich sprechen. Wenigstens im großen und ganzen. Wo es Deutungen, Verknüpfungen gibt, ein Fazit zieht, ist es absolut einfach und unbefangen. Sicherlich zu einfach in der Deutung mancher recht komplizierter, tief reichender und schwer faßlicher seelischer Vorgänge. Aber auch, wo Bodes Darstellung nach dieser Richtung hin nicht voll befriedigt, ist sie wohltuend in ihrer Anspruchslosigkeit. Sie verschiebt eben auch nichts, sie stellt nicht willkürlich geistreiche Deutungen vor das Material, sondern läßt der eigenen Auffassung immer den Weg zu ihm frei. Und der Bienenfleiß, mit dem alle Einzelheiten des Weimar ihrer Zeit, alle die kleinen Dinge ihrer Umgebung, ihres Familienlebens zusammengetragen sind, gibt eine Menge neuer Anhaltspunkte für die Phantasie, die sie im persönlichen und geselligen Leben sehen möchte.

Wie erscheint Charlotte von Stein aus dem dokumentarischen Material von Bodes Darstellung? Gewiß nicht als Göttin oder Heilige. Auch nicht als eine geistreiche Frau von der Art der Rahel etwa, oder als eine genialisch schöpferische Natur wie Bettina, oder im Glanze der Anmut der Marianne von Willemer. Sie hat nichts Glänzendes — nach keiner Richtung hin. Sie hat auch keine „Größe", wenn man darunter die Kraft versteht, über sich selbst in verschwenderischer, selbstvergessener Großmut hinauszuwachsen. Aber sie hat etwas sehr Seltenes und sehr Wertvolles: die Fähigkeit innerer Selbstbehauptung, des bestimmten, unbeirrten Festhaltens an ihrer Natur und deren Forderungen und Ansprüchen, und damit eine innere Wahrhaftigkeit, die sie niemals sich selbst fremd werden oder gar in irgendwelcher Art eine Rolle spielen ließ. Das Geheimnis ihres Einflusses auf Goethe liegt vielleicht vor allem darin, daß sie bei aller Rezeptivität und Eindrucksfähigkeit doch sich niemals vor ihm ausgelöscht, an ihn verloren hat, sondern ihm stets ihre geistige Persönlichkeit in voller Bestimmtheit und Wesenhaftigkeit gegenüberstellte. Darum ist er an ihr so lange Jahre hindurch nicht ermüdet. Aber darum ist auch der Bruch nachher so hart und unheilbar.

Im übrigen ist sie ein Mensch, der nicht deshalb für immer und ganz und gar aller Kleinlichkeit und Alltäglichkeit entrückt ist, weil wir ihn im Lichte der großen Stunden seines Schicksals zu sehen gewohnt sind. Es darf niemals vergessen werden, daß alles, was wir in den Familienbriefen und den Briefen an ihre Freundinnen von Frau von Steins Hand besitzen, ein Urteil über das, was sie für Goethe und mit Goethe gewesen ist, nicht gestattet. Vielmehr könnten diese Zeugnisse in ihrem Wert nur aus den verloren gegangenen Dokumenten ihrer Beziehungen zu Goethe bestimmt werden, nicht umgekehrt. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Wissenschaft den Wert vorhandener Zeugnisse halb unbewußt überschätzt, wenn es wenige sind und man sich faute de mieux darauf stützen muß. Man kann aber nicht nach alltäglichen und naturgemäß unergiebigen Äußerungen die Kraft und den Reichtum eines Menschen in dem gesteigerten Gefühlsleben einer einzigartigen Freundschaft beurteilen.

Daß ein solcher Versuch gerade bei Charlotte von Stein in die Irre führen muß, zeigt uns alles, was Bode an neuem Material über ihre häusliche Umgebung beibringt. Er gibt einen lebhaften Eindruck, daß der Zuschnitt des Familienlebens

ihrer Gesellschaftsschicht im allgemeinen, aber auch gerade ihres Elternhauses im besonderen, wenig dazu angetan war, das persönliche Gefühlsleben zum Blühen zu bringen. Der Vater, ein Mann, der sich im Hofdienst pekuniär zugrunde richtete, der „seine Existenz in dem Lächeln eines Fürsten hatte." Das bestimmt die Atmosphäre des Hauses. Alles untersteht den Anforderungen dieses Dienstes. Einer kreist neben dem andren um die gemeinsame Sonne, den Hof. Die Sphäre privater Existenz, persönlichen „Menschseins" ist klein. Ein Bedürfnis sie zu erweitern ist gar nicht da. Die Söhne werden, sobald es geht, als Pagen, die Töchter als Hofdamen dem Hof zur Verfügung gestellt. Hinzu kommt die strenge puritanische Natur der schottischen Mutter. Sie fügt zum äußeren Zwang den inneren. Erlaubte die Konvention dem persönlichen Leben und Empfinden wenig Ausdrucksmöglichkeiten, so nährt die von der Mutter gepflegte Lebensanschauung den Geist des Mißtrauens gegen sich selbst, der Selbstzerlegung, Selbstverurteilung, der auch kein unbefangenes Sichgeben aufkommen läßt. Erbteil und Erziehung schlagen einen zwiefachen Bann um alles, was Individualität, persönlicher Lebensdrang in Charlotte von Stein war. Und mit sechzehn Jahren schon war sie Hofdame. Solche Frauen finden sich selbst erst spät. Sie bedürfen einer Reife, die nicht vorweg genommen werden kann, um ihr Ich zu fühlen und ihm recht zu geben. Und es wird ihnen stets anzumerken sein, daß das, was sie an Persönlichkeit haben, erkämpft ist. Charlotte von Stein war ganz unnaiv. Die Sicherheit, die sie besaß, und die Geschlossenheit, durch welche ihr Wesen auf ihre Umgebung gewirkt zu haben scheint, war Charakter, bewußter Besitz, keineswegs Naturgabe nach dem Wort aus Schillers „Genius": „Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut. Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt."

„Ich kann nicht instinktmäßig lieben," sagt sie selbst einmal. Und Knebel urteilt treffend, daß bei ihr die Erregbarkeit die Wärme ersetzen müsse. Darum ist sie leicht verletzlich. Sie besitzt nichts, was über schmerzliche Erfahrung, erlittenes Leid hinweg hilft. Sie sieht alles, was ihr von Menschen kommt, illusionslos, immer gleichsam im plein air, ganz scharf und hell. Ihre Liebe hat nicht die Fähigkeit umzudeuten und zu verklären. Im Gegenteil. Vielmehr fehlt es ihr überhaupt an der Möglichkeit, die Fülle und das Wesen der „instinktmäßigen" Zuneigung aufzufassen und nachzuempfinden.

Am meisten befremdet uns vielleicht ihr Mangel an Mütterlichkeit. Er tritt jetzt, da ein größeres Material an Familiendokumenten vorliegt, noch stärker hervor als früher, da Charlotte von Steins Mütterlichkeit nur aus ihren Briefen an ihren Liebling Fritz beurteilt werden konnte. Es ist peinlich, daß Goethe ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl und mehr warmes Mitleid für den todkranken Ernst Stein hat als die Mutter. Und wir verstehen gar nicht, daß seine Mutter den gutmütigen, weichherzigen Karl mit seinem Heimweh darben läßt. Es hat etwas unbeschreiblich Rührendes, wie der arme Kerl es bei seinem Fortgehen von Helmstedt genießt, daß seine Wirtin und ihre ganze Familie in Abschiedstränen zerfließen, die ihm gelten. Aber man muß auch hier versuchen, zu verstehen. Gewiß war die Form, in der Charlotte von Stein die Mutterschaft erlebte, — von sieben in der Zeit von 1765 bis 1774 geborenen Kindern starben vier nach wenigen Wochen — nicht sehr geeignet, den Mutterinstinkt zu entwickeln und zu vertiefen. Der Preis war zu hoch. Wir haben aus keinem Frauenleben

jener Zeit so schmerzliche Zeugnisse von der physischen Last der Mutterschaft wie in den Briefen Charlottes. Sie hat so schwer darunter gelitten, daß sie später nur mit tiefer Bitterkeit von dem Frauenschicksal sprechen kann. Das ist keine gute Vorbedingung für ein Mutterleben, und vor allen Dingen nicht für die Mutterfreude am kleinen Kinde. Und nun kommt die geringe Intensität des Familienlebens hinzu, wenn Vater und Mutter durch den Hof in Anspruch genommen und die Kinder der Sitte entsprechend Dienstboten überlassen sind. Es scheint, als sei bei Charlotte von Stein die Mütterlichkeit auch erst mit der ganzen Welle ihrer Gefühlskraft durch Goethe zum Steigen gebracht. Denn später, im Verkehr mit den kleinen Schillers oder August Goethe, erscheint sie als Kinderfreundin, und über der Art, wie sie davon erzählt, liegt frauenhafte Wärme und Herzlichkeit und sogar ein wenig Humor.

Den besaß sie von Natur nicht. Er war ihr mit allen Geschenken eines naiven, unmittelbaren Sichgebens versagt. Wo sie scherzen will, wird leicht etwas Mühsames, Gezwungenes daraus. Peinlich zeigt sich das in ihren dramatischen Versuchen. Es scheint wieder nur der Verkehr mit Goethe gewesen zu sein, der ihr Augenblicke selbstvergessener Heiterkeit, fröhlicher, unbekümmerter Laune und den Mut zum Scherz gegeben hat.

Wir wissen nicht, wie sie in dieser Zeit war. Oder vielmehr, wir wissen es nur aus Goethes Mund. — Wenige eigene Zeugnisse fügt Bode hinzu: Briefe von Charlotte von Stein an Knebel aus den glücklichen zehn Jahren und der Zeit der Entfremdung.[1]) Sie lassen in der Fülle der Dinge, die sie berühren, in der Lebhaftigkeit des Tons ahnen, wie Charlotte von Stein durch Goethe geweckt, ins Leben geführt, mit Zutrauen zu sich selbst und der Welt erfüllt wurde. Es setzt sie nicht herab, daß sie das alles nicht aus eigener Kraft konnte. Denn das Entscheidende ist doch, daß es etwas in ihr zu wecken und zu entfalten gab. Wer nur ein wenig Psychologie hat, muß sich doch sagen, daß nur eine geistig sehr kräftige und reiche Natur den Versuchungen, die im Verkehr eines unproduktiven mit einem unvergleichlich schöpferischen Menschen liegen, widerstehen kann: der Versuchung, nur Spiegel und Echo zu werden, und damit für sein geistiges Leben den Nährboden der eigenen Persönlichkeit zu verlieren. Und ebensowenig Psychologie gehört dazu, um sich sagen zu können, daß in einem Verkehr, der so stark auf geistige Gemeinschaft gestellt war, der bloße Reiz des Geschlechts nun und nimmer über die Ernüchterung und Lähmung hinweg hilft, die auf den Geber von einem nur parasitenhaft von ihm abhängigen Empfänger ausgeht. Gewiß ist die Summe, die bloße Quantität von Geist, die Charlotte von Stein zu bieten hatte, gar nicht hervorragend groß. Aber darauf kommt es auch nicht an. Das Entscheidende ist vielmehr, daß sie „original" blieb, innerlich ehrlich und ihrer eigenen Art gewiß, daß sie sich nichts äußerlich aufzwingen ließ, sondern in der anstürmenden Fülle der neuen Welt, die Goethe ihr erschloß, ihren eigenen Kurs zu bewahren verstand. Sie ist, trotz der starken und vielseitigen literarischen Interessen, die sie hatte, aufs schärfste unterschieden von der schöngeistigen Salondame, die der jeweilige Abglanz ihrer Lektüre ist.

---

[1]) Briefe der Frau von Stein an Knebel. „Stunden mit Goethe". VI. Band, Viertes Heft. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. (Preis 1 Mark.)

Dieſe ſelbſtverſtändliche Sicherheit der inneren Selbſtbehauptung macht den vornehmen Zug ihres Weſens aus. Verſtärkt wird er durch die Beherrſchung der Form, die ihr zur zweiten Natur geworden iſt. Fraglos iſt ſie, worin Engel ihr einziges Verdienſt ſieht, für Goethe durch dieſe äußere Kultur anziehend und bedeutungsvoll geweſen. Aber ſicher wäre ſie es nicht geworden, wenn ſie das, „was ſich ziemt", nur in leerem, konventionellem Sinne und nicht in der Art eines ganz perſönlichen Stils ausgedrückt hätte. Sie war im Rahmen dieſer Beherrſchtheit und Zurückhaltung ein gerader Menſch — bis zur Rückſichtsloſigkeit.

Und ſie war ein durch und durch natürlicher Menſch, bei aller Senſitivität durchaus nicht zimperlich, bei aller Schöngeiſtigkeit nicht verſtiegen, und trotzdem ihr ein Leben in geiſtigen Intereſſen Bedürfnis war und ſie wirtſchaftliche Obliegenheiten als Laſt empfand, ganz fern von romantiſcher oder larmoyanter Geringſchätzung ihrer hausbackenen Pflichten. Sie hat ganz einfach, ohne viel Worte und ohne das, was man mit einem Alltagsausdruck „Anſtellerei" nennt, in Kochberg ihren Kuhſtall beaufſichtigt und Kälber eingehandelt.

Von einer ſchöngeiſtigen Dame hörte ich einmal das Urteil, die Briefe Goethes an Frau von Stein ſeien „unbedeutend" . . . „Das ewige Spargelſtechen" . . . Gerade das iſt das beſte Zeugnis, das ihr ausgeſtellt werden kann. Man konnte mit ihr „unbedeutend" ſein, ſelbſt wenn man ein großer Dichter war, und trotzdem es die geiſtige Nahrung war, nach der ſie vor allem verlangte. Gerade das zeigt, daß ſie ein überlegener Menſch war; ſie brauchte nicht immer „geiſtreich" zu ſein, und ſie hatte Verſtändnis dafür, wie ſehr die kleinen alltäglichen Dinge Ausdruck und Mittel tieferen Lebens ſein können.

Aber freilich, ſie war nicht ſtark in dem Sinne, daß ſie aus eigener Kraft inneres Gleichmaß und ſtetigen Lebensmut bewahren konnte. Sie war inneren Schwankungen und Depreſſionen ausgeſetzt und teilte in der Empfindlichkeit gegen Stimmungen Goethes eigene Reizbarkeit. Und dann ſcheint ſie kleinlich, übellaunig und unduldſam — wie alle nervöſen Menſchen. Es iſt gewiß nicht anziehend, wenn ſie Goethe nach Rom hin mit ihrem Zahnweh unterhält. Aber man muß es als einen der Stimmungsausdrücke nehmen, wie ſie in ihrem Verkehr von beiden Seiten ja ſtets ungezwungen ausgetauſcht wurden.

Die Briefe an Knebel, die Bode neu herausgegeben hat, zeigen jedenfalls das deutlich, daß ſie in der Zeit der beginnenden Entfremdung eine großherzige Deutung für Goethes Weſen bewahrt hat, bis ſie der perſönlichen Verletztheit erlag. „Überdies geht unſer Freund" — ſo ſchreibt ſie noch 1785 — „ſeinen ihm gehörigen Weg. Sie andere Philoſophen wiſſen ja, daß gewiſſe notwendige Geſetze in der moraliſchen Natur ſo gut als in der phyſiſchen mit denen Dingen verknüpft ſind. So kann ein Verſtändiger, Edler, Großmütiger, Wohltätiger, Uneigennütziger keinen vergnüglichen Teil mit dieſer Welt haben; oder wenn er ihn genießen will, ſo muß er ſeinen Himmel verlaſſen. Dieſe Menſchen bleiben nun einmal Die, welche man wie den einigen Gott im Geiſt und in der Wahrheit verehrt. Keine irdiſchen Altäre werden ihnen nicht gebaut. Nur iſt es notwendig, daß, wenn einmal dieſe himmliſchen Seelen durch Ämter mit den Menſchenkindern gebunden ſind, ſie ſich Dieſes recht deutlich machen und immer in ihrem Herzen wiederholen: Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun! Auf dieſem Weg müſſen wir unſerm Freund beiſtehen." —

Dieses Urteil allein sollte sie — trotz allem, was sie nachher in Schmerz und Bitterkeit gesagt hat — gegen eine so plumpe Kritik wie die von Eduard Engel schützen.

Wie viele Goetheforscher haben schon an dem Ende dieser Freundschaft herumgerätselt. Und doch ist noch wenig gesagt mit dem, worauf alle Auffassungen im letzten Grunde — und sicher mit einem gewissen Recht — hinauskommen: daß in ihm die „Natur" ihr Recht verlangte und ihm ihre Geistigkeit verleidete. Auch wenn man annimmt, daß dem so gewesen sei und sich daraus ihre unversöhnliche Bitterkeit deutet, so bleibt in dieser wie in allen solchen Entfremdungen noch ein Rest von unauflöslichen Ursachen, die allmählich und unbewußt — bis zu einer plötzlichen, überwältigenden Erkenntnis — „Balsam zu Gift" machen. Bode begnügt sich, die wesentlichen Zeugnisse der Vorgänge in den Jahren nach 1786 aneinander zu reihen. Er nimmt Charlottes Partei. Und wir verstehen mit ihm, warum sie nach allem Geschehenen nicht imstande sein konnte, sich trotz des Endes durch diese zehn Jahre über Verdienst beschenkt und begnadet zu fühlen — wie so oft von ihr verlangt worden ist —, sondern bitter und scheinbar undankbar feststellt, daß „die schönen Geister einem das Leben austrocknen." Es hat das mit moralischer Engherzigkeit nichts zu tun, wohl aber mit jenem tiefberechtigten Selbstgefühl, das auch von dem himmelhoch überlegenen Freund keine Nichtachtung erträgt — wenn es denn schon einmal so weit gekommen ist, daß man auf beiden Seiten miteinander rechtet. War sie in Goethes Leben wirklich einmal die gewesen, die „Mäßigung dem heißen Blute tropfte", die Führerin, die ihn auf ihre Weise übersah, trotzdem er so viel reicher war als sie, die „liebe Wahrheit", so muß man ihr ein Recht auf ihren Schmerz und selbst auf die Schärfe und Bitterkeit dieses Gefühls zugestehen.

Weibliche Beamte im staatlichen Arbeitsnachweis.

Von

Dr. Ernst Schulze.

Nachdruck verboten.

In späteren Zeitaltern wird man schwer verstehen, weshalb die Völker Westeuropas nicht schon früher den Versuch gemacht haben, die Schäden der sozialen Entwicklung des Maschinenzeitalters durch eine entsprechende Organisation des Arbeitsnachweises wenigstens etwas zu mildern. Erst seit etwa einem Jahrzehnt ist dieser Versuch in größerem Maßstabe unternommen worden. Nachdem in Deutschland, in Frankreich und anderen Ländern Arbeitsnachweisstellen, Arbeitsbörsen usw. von gemeinnützigen Vereinen, von Arbeitgeber- oder Arbeitnehmer-Organisationen, von Gemeinden oder vom Staat errichtet worden waren, hat sich nun endlich auch England diesem Vorgehen angeschlossen.

Durch die „Labour Exchanges Act" sind dort Arbeitsbörsen ins Leben gerufen worden, die dem stellenlosen Arbeiter und der Arbeiterin ebenso wie andererseits dem Fabrikanten, der Arbeitskräfte sucht, nachweisen, wohin sie sich wenden können. Nichts ist bei der Arbeitssuche in einer Riesenstadt wie London niederdrückender,

troſtloſer, entmutigender, als das planloſe Hin- und Herlaufen, zu welchem ſtellenloſe Arbeitskräfte bisher meiſt gezwungen waren — bevor am 1. Februar 1910 in London ſelbſt und den größeren engliſchen Provinzſtädten Arbeitsbörſen (Labour Exchanges) eröffnet worden ſind.

In London allein ſind es etwa 19 ſtaatliche Arbeitsnachweisbureaus (zuſammen mit den anderen Städten Großbritanniens etwa 80), die durch das neue Geſetz ins Leben traten. Im Laufe des Jahres 1910 werden im ganzen Lande vorausſichtlich mehr als 200 Arbeitsbörſen eröffnet werden. Im nächſten Jahre will man auch die Provinzen mit einem Netz ſolcher Anſtalten überziehen: es ſollen dann etwa 100 drittklaſſige Arbeitsbörſen und Unterbureaus errichtet werden, dazu noch eine beſondere Arbeitsbörſe für die Londoner Dockarbeiter.

Das Geſetz gibt den Vorſtehern der einzelnen Arbeitsbörſen ziemlich große Vollmachten — nicht ſowohl in der Beeinfluſſung der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer in bezug auf die Feſtſetzung des Lohnes oder der Arbeitsbedingungen (ſolche Beeinfluſſung iſt vielmehr geſetzlich verboten) als darin, daß der beſchäftigungsloſe Arbeiter, dem eine Stelle nachgewieſen wird, die mehr als 5 engliſche Meilen (etwa 8 km) von ſeinem Wohnort entfernt iſt, eine Fahrkarte an die neue Arbeitsſtelle erhalten darf, wenn er ſich nur verpflichtet, den Preis dafür dann von ſeinem Lohne allmählich wieder zurückzuzahlen. Auch verfolgt die Errichtung der Arbeitsbörſen weitgehende wirtſchaftspolitiſche Zwecke. In den Ausführungsvorſchriften, die das vorgeſetzte Miniſterium (das Handelsamt, Board of Trade) erlaſſen hat, iſt beſonders zum Ausdruck gebracht worden, daß eine „ungebührliche Ermutigung ländlicher Arbeiter zur Abwanderung vom Lande in die Städte“ oder zur Auswanderung von Großbritannien nach Irland oder in umgekehrter Richtung nach Möglichkeit vermieden werden ſoll.

Der Handelsminiſter Winſton Churchill verſpricht ſich von der Errichtung der Arbeitsbörſen große Dinge. Ihm verdankt England ſchon ein anderes weitgehendes Geſetz, das noch vor 10 Jahren dort als unmöglich gegolten hätte: das Geſetz über die Alterspenſionen, das am 1. Januar 1909 in Kraft trat. Ganz wie damals an dem erſten Tage, an welchem die Alterspenſionen ausgezahlt wurden, die alten Leute zuſammenſtrömten mit einem glücklichen Ausdruck auf den Geſichtern, ſo ſtrömen nun ſeit dem 1. Februar 1910 junge Leute in hellen Scharen zuſammen, um für ihre Arbeitskraft eine entſprechende Stelle zu ſuchen. Winſton Churchill meinte, daß man nach 15 oder 20 Jahren ebenſowenig mehr ohne ein ſtaatliches Syſtem von Arbeitsbörſen auskommen würde wie ohne Eiſenbahnen, ohne Telegraph und Telephon und ohne Straßenbahnen. Wie dieſe für Arm und Reich arbeiten und für alle Bevölkerungsklaſſen benutzbar ſind, ſo ſoll dies auch für die Arbeitsbörſen gelten, die bei ihrer Tätigkeit die größte Unparteilichkeit als Grundſatz feſthalten und weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer bevorzugen ſollen.

Eine weiſe Maßregel der Ausführungsbeſtimmungen des engliſchen Arbeitsbörſengeſetzes iſt auch die, daß wenigſtens in den größeren Anſtalten beſondere Räume für Frauen und jugendliche Perſonen beiderlei Geſchlechts vorhanden ſein müſſen, und daß der Arbeitsnachweis für dieſe Arbeiterkategorien einem weiblichen Beamten zu unterſtellen iſt.

Mit dem Tage des Inkrafttretens des neuen Geſetzes iſt daher eine Anzahl von Frauen in leitende Stellungen berufen worden, worauf die engliſche Frauenwelt mit Recht ſtolz ſein kann. Denn dieſe Beamtinnen bringen für ihre Tätigkeit eine Vorbildung mit, ohne die ſie ihr Amt nicht gut würden ausfüllen können. Nachſtehend ſeien einige Beiſpiele aus dem Kreiſe der neuernannten Frauen angeführt:

Miß L. M. Clapham hat lange Studienreiſen unternommen, um das Gewerbeſchulweſen für Mädchen in der Schweiz und in Paris kennen zu lernen. Auch iſt ſie jahrelang in einem der bekannteſten Volksheime tätig geweſen: in dem „Women's University Settlement“ in Southwark. Die praktiſche Arbeit in dieſen Settlements — denen Deutſchland eigentlich nur in dem Hamburger „Volksheim“ etwas

Gleichartiges an die Seite zu ſtellen hat — wird für den neuen Beruf der Arbeitsbörſen-Vorſteherin von größtem Wert ſein. Außerdem war Miß Clapham Mitglied der Apprenticeship and Skilled Employment Association.

Miß Gertrude E. Rocliffe, die aus Yorkſhire ſtammt, hat acht Jahre lang an der Spitze der Beamtinnen der Sanitätsinſpektion für Newcaſtle-on-Tyne geſtanden.

Miß L. Griffith-Jones, die ihre Heimat in Wales hat, iſt jahrelang Sekretärin in einem großen Tuchhauſe mit 400 bis 500 Angeſtellten geweſen, die von ihr ausgewählt und geleitet wurden. Sie hat auch ſonſt gute Gelegenheit gehabt, die ſozialen Verhältniſſe kennen zu lernen, unter denen die weiblichen Angeſtellten in größeren Betrieben leben — und zwar nicht nur von der Seite der Angeſtellten, ſondern auch vom Geſichtspunkte der Unternehmer aus.

Miß E. E. Page iſt acht Jahre lang Mitglied der ſtädtiſchen Schulbehörde ihrer Geburtsſtadt Norwich geweſen, außerdem leitendes Vorſtandsmitglied eines Unterſtützungsvereins für Frauen. Sie iſt für die Arbeitsbörſen des öſtlichen Zentrums (East Midlands) angeſtellt worden.

Für das weſtliche Zentrum (Weſt Midlands) iſt Miß M. B. Lewis berufen worden, die ihre akademiſche Ausbildung an dem Newnham College und ſpäter am Trinity College erhielt. 1905 errang ſie in Dublin den Grad eines M. A. (Master of Arts). Seither iſt ſie Sekretärin der „Union of Women Workers“ in Liverpool geweſen.

Miß M. D. Jones hat wieder eine ganz andere Vorbildung gehabt: ſie war jahrelang Sekretärin von Profeſſor Stanley Jevons in Cardiff, der ſich beſonders mit der Statiſtik der Arbeitsloſigkeit beſchäftigt. Miß Jones iſt für den Arbeitsbörſendiſtrikt von Liverpool und Wales angeſtellt.

Miß Brown iſt eine Irin, geboren in Londonderry. Man iſt faſt allgemein darauf bedacht geweſen, für jeden Landesteil eine Arbeitsbörſenvorſteherin zu gewinnen, welche den Dialekt, die Gebräuche und Anſchauungen des betreffenden engeren Landteiles genau, möglichſt von Jugend auf, kennt. Miß Brown beſitzt den Grad eines B. A. (Bachelor of Arts) der Königlich Iriſchen Univerſität. Sie iſt jahrelang Fabrikinſpektorin für den Iſlington Borough Council geweſen, ferner Geſundheitsinſpektorin für Fulham und Leeds.

Für Schottland andererſeits hat man Miß E. Roß gewählt, die ihre Haupttätigkeit in Glasgow wird entfalten müſſen, wo ſie jahrelang Geſundheitsinſpektorin des Magiſtrats war. In dieſer Stellung hat ſie umfangreiche Unterſuchungen über die Beſchäftigung von Müttern als Fabrikarbeiterinnen zu führen gehabt. Unter ihrer Leitung haben gegen 400 freiwillige Helfer und Helferinnen für die Geſundheitsinſpektion gearbeitet.

Dieſe Beiſpiele mögen genügen, um zu zeigen, wie weit die Qualifikationen engliſcher Frauen für ſoziale Arbeit der verſchiedenſten Art ſchon heute reichen. Die Frauenwelt Englands kann auf dieſe praktiſchen Leiſtungen mit vollem Rechte ſtolz ſein.

Annette von Droste und Levin Schücking.

Von

Dr. M. Schwab.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 603.)

Aber die Freundschaft zwischen der Droste und Levin Schücking hatte ja, wie Annettens Brief vom 7. Februar 1846 beweist, durch die Gedichte noch keinen Bruch erlitten. Also muß es doch wohl das Erscheinen von Schückings Roman „Die Ritterbürtigen" sein, was ihn verschuldet. Hören wir sie selbst, wie sie sich in dem Brief vom 13. April 1846 an Schlüter ausspricht, von dem Kreiten ein Bruchstück veröffentlicht hat: „Ich habe Schückings scheusliches Buch gelesen, ich habe es von wahrhaft wohlmeinender Hand erhalten mit dem Zusatz, ich müsse es selber lesen, da ich in dem allgemeinen Verdacht stehe, ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben.... Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind, und, was unglaublich scheint, ist sich dessen ohne Zweifel gar nicht bewußt...., aber mein Adoptivsohn! jahrelanger Haus-Freund! O Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten!.... Schlüter, ich bin wie zerschlagen!"[47]) und dann: „Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: ‚Herr, vergieb ihm, er weiß nicht, was er tut.'" Das ist deutlich genug gesprochen, und es ist nicht einzusehen, warum man nach diesem Brief andere Gründe der Trennung aufsuchen will. Daß jene Worte ungerecht, unedel und Annettens nicht würdig seien, wie Busse meint,[48]) kann der vorurteilslose Leser ebenfalls nicht einsehen, es müßte denn erst bewiesen werden, daß das harte Urteil unbegründet sei. Diesen Gründen im einzelnen nachzugehen, ist ja heutzutage schwer, vielleicht unmöglich. Tatsache ist, daß der Adel in den beiden Romanen: „Eine dunkle That" und „Die Ritterbürtigen" im Sinne der Zeit als elend und lächerlich hingestellt ist. Da wird z. B. im letzteren der ungeordnete Haushalt und die trübselige Ehe des alten Freiherrn von Mainhövel geschildert, eines bornierten Aristokraten mit künstlerischen und gelehrten Marotten. Seine Gedanken, heißt es von ihm, ließen sich auf Logarithmen reduzieren, aus seinen Gefühlen ließen sich die Kubikwurzeln ziehen, und an der Stelle des Herzens schien in diesem eisernen Maschinenmanne eine unbekannte Größe, die noch gefunden werden muß, das X, zu sitzen. Er nimmt unter dem Adel der Gegend eine führende Stellung ein, läßt sich selbst jedoch ganz von einer intriganten Frau leiten. Diese, die Gräfin Allgunde von Quernheim, ein wahres Scheusal, schreckt vor keiner Intrige, ja keinem Verbrechen zurück, um zu ihrem Zweck zu gelangen, nicht vor Betrug und Fälschung von Dokumenten, selbst nicht vor dem Gattenmord. Sie hat einen alten Juden im Sold, den sie als Spion und Handlanger bei ihren teuflischen Unternehmungen verwendet. Ihr Komplice Heydenreich von Tondern ist ein ausgemachter Schurke. Ein Opfer aristokratischer Erziehung und adeliger Umtriebe stellt der im geheimen mit Allgunde getraute Herr von Finkenberg dar, der, an Leib und Seele gebrochen, aus der Gesellschaft seiner Standesgenossen ausscheidet. Die lächerliche Seite des Adels repräsentieren Tante Stachelbeere mit ihrer Liebe zum Mops und ihren komischen Ideen über die sozialen Kämpfe der Gegenwart und die Emanzipation der Frauen, besonders aber die Bischovings, ein heruntergekommenes, verschuldetes,

[47]) Vgl. Kreiten, Anna Elis. v. D.-H., II. Aufl., S. 468 Z. 1 ff. (bei Kreiten nicht wörtlich). Cardauns, a. a. O. S. 337 Z. 5 ff. — [48]) Busse, A. v. D.-H., S. 146 Z. 5 ff. u. S. 150 Z. 20 ff.

aber nichtsdestoweniger äußerst hochmütiges altes Ehepaar, das sich nicht entblödet, bei den herumwohnenden Bauern Korn und Milch zu entlehnen, die es nie zurückgibt, sich aber für tausendmal mehr hält, als jene ehrlichen, arbeitsamen Leute, und lieber zugrunde geht, als sich selbst zum Arbeiten bequemt, was es für unter seiner Standesehre halten würde; der Pferdenarr Sackenrode sodann, der den „Adelssparren zu einer immensen Größe in sich ausgebildet" hat, und das freiherrlich Sackenrodesche Wappen an allen möglichen und unmöglichen Orten anbringen läßt: auf den Sofakissen, Servietten, Pantoffeln, auf den Fensterscheiben und den Halsbändern der Jagdhunde; der Halbwilde Sassenеck endlich, der sein Kind nachts auf dem Fensterbrett schlafen läßt, der aus seiner Frau einen Kerl machen will, sie in Sturm und Regen bei den Pferden stehen, ihm Weidtasche und Wild tragen läßt, und sich rühmt, wie gut er sie erzogen, habe sie ihm doch neulich einen Falben, der Bauchgrimmen hatte, in Schweiß geritten. Wie es um die Bildung dieses adeligen Erziehers steht, beweist die Frage, die er an Tondern richtet: Goethe steht auf dem Titel; haben Sie mehr von dem Kerl gehört?[49]) — Natürliche, vernünftige Menschen sind von der ganzen Gruppe nur zwei: Valerian von Schlettendorf und Theophanie von Blankenaar. Aber das sind Adelige im Sinne der literatischen Richtung der Zeit, nach dem Ideal von Immermann oder George Sand, Adelige mit demokratischen Tendenzen, kurz, verkleidete Bürgerliche. Theophanie findet den Kreis ihrer Bekanntschaft, worin die Junker sich bewegen, im höchsten Grade untergeordnet, trivial und eines männlichen Geistes von höherem Gepräge unwürdig;[50]) sie wünscht in schwerer Stunde die Tochter ihres Arztes um sich zu haben, und Valerian lädt zu seiner Hochzeit Bauern an seinen Tisch ein. Der junge Schücking zeigt sich hier durchaus als zugehörig zur Generation von 1830—48. Er selbst ist dieser Valerian, der nicht aus dem sich Wundern über den Adel herauskommt, dessen Hochmut er „irrenhauswürdig" findet,[51]) und der bei den Junkern Anstoß erregt, wie wir vielleicht in Luise von Gall das Urbild der Theo zu erblicken haben.[52]) Man höre, wie Schücking etwa von den Zusammenkünften der Adeligen spricht: „In ihre (Theos) Seele aber kehrte alle die Beklemmung zurück, welche sie so oft in solcher Gesellschaft empfunden hatte, wo sie mitten in einem Walde von Vorurtheilen durch jede unumwundene Meinungsäußerung gegen irgend ein traditionelles Dogma zu verstoßen fürchten mußte, das mit um so argwöhnischerer Heftigkeit aufrechterhalten wurde, je größer der ererbte Unsinn war, welcher sich darauf stützte."[53]) Ein andermal schildert er einen adeligen Klub.[54]) Da streitet eine der Damen mit einem Bischof darüber, ob man in der Fastenzeit zweimal im Tag Fleischbrühe essen dürfe oder nicht. Da wettert ein alter Herr gegen die Eisenbahnen, gegen die neue Zeit, die einem keine Muße mehr lasse, dem andern die ihm zukommende Schmeichelei zu sagen. Da bedauert ein dritter, daß die Prozesse jetzt sobald zu Ende gebracht würden.

Freilich werden auch rühmliche Eigenschaften des Adels erwähnt, wie denn bei Schücking ein Streben nach Gerechtigkeit bemerkbar ist, das, was der Enkel sein außerordentlich starkes, allgemeines geschichtliches Interesse nennt. Jedes Thema wird in Gesprächen hin und her beredet, von hier und von dort beleuchtet. So wird am Adel die großartige Leichtigkeit, mit welcher er die wichtigsten Geschäfte behandelt, so wird sein esprit de corps rühmend hervorgehoben,[55]) so wie ein Soldat im Kriege die Tapferkeit des Feindes widerwillig anerkennt. Ja des Feindes! Die Stimmung, die den jungen Schücking dem Adel gegenüber beherrscht, ist durchaus eine feindselige. Das zeigt sich besonders in den „Ritterbürtigen". Die Edelleute in seinem Erstlingsroman „Eine dunkle That" sind ja viel lächerlicher

[49]) Schücking, die Ritterbürtigen, Leipzig 1846, Brockhaus III. Teil S. 29 Z. 9 f. — [50]) A. a. O. II. Teil S. 79 Z. 7 ff. — [51]) A. a. O. I. Teil S. 79 Z. 7 ff. — [52]) Schückings Tochter trägt denselben Namen; vgl. in dem Roman: „Eine dunkle That" den Namen des Helden: Bernhard, mit dem Schücking selbst in der Familie seines Großvaters in Münster gerufen wurde. — [53]) A. a. O. III. Teil S. 112 Z. 2 ff., vgl. I. Teil S. 164 Z. 19 ff. — [54]) A. a. O. II. Teil S. 4 Z. 3 ff. — [55]) A. a. O. I. Teil S. 168 Z. 3 ff.

und karikierter gezeichnet. Aber gerade, weil die Karikatur so übertrieben ist, nimmt man sie nicht ernst. Man lacht sowohl über die Szene, in welcher Herr von Driesch während eines Gewitters seinen Sohn sich mit gespreizten Beinen über ihn, den Vater, stellen läßt, damit der Blitz nicht zuerst ihn, sondern den Sohn treffe, als auch über die lächerliche Situation, in welcher sich der Edelmann anläßlich des nächtlichen Abenteuers vor dem Kamin befand, als endlich über die Prügelei zwischen den liebenswürdigen Nachbarn von Katterbach und von Driesch. In den „Ritterbürtigen" dagegen führt Schücking eine ganz andere Sprache. Eine gewisse Erbitterung gegen diese „porzellanenen Herzen", „diese chinesischen Gemüther, deren höchste Gottheit die Etiquette und ängstliche Wahrung des äußern Scheins"[56]) ist, läßt sich heute noch herausfühlen; um wieviel intensiver mußte die Droste das empfunden haben und durch die Angriffe auf ihren Stand verletzt worden sein. Von Respekt vor den Familientraditionen auch der Droste, den der Verfasser der „Randglossen" an Schücking rühmt, ist hier nicht viel zu merken.

Inwiefern jene Adeligen Porträtähnlichkeit aufweisen, davon ist bis jetzt wenig bekannt. So viel ist gewiß, daß nicht nur das Fräulein von Plassenstein in dem Roman „Eine dunkle That" Züge Annettens trägt, sondern auch Allgunde von Quernheim in den „Ritterbürtigen". Das Stiftsfräulein hat etwas „friedlich Umgrenztes, Aristokratisch Gehaltenes, Leidenschaftsloses" in ihrer Erscheinung.[57]) Die Haltung und das Wesen Allgundens zeigt die vollkommen geschulte Dame der großen Welt.[58]) So wiederholt Annette in einem Brief an Schücking in scherzhafter Weise das Urteil, das ein Franzose, „dem der feinste Geschmack zugeschrieben wird," über sie selbst gefällt hat: Ich sei „une véritable dame de qualité," habe „l'air noble d'une reine" .... und sei überall „la femme la plus aimable et interessante qu'il eût jamais vue."[59]) Allgunde wie Katharina wird als hochmütig geschildert.[60]) Über Annette aber hatte Schücking an seine Braut geschrieben, daß sie alle drei Hochmüte besitze, den aristokratischen, den Damen- und den Dichterhochmut.[61]) Von Allgunde, wie auch von Katharina heißt es, sie sei witzig. Das gleiche wird auch der Droste nachgesagt.[62]) Die Gräfin von Quernheim übt gleich dem Stiftsfräulein eine Art magischen Einflusses auf die Gesellschaft aus. Sie kann nicht auftreten, ohne die Aufmerksamkeit aller, ja mehr als das, eine gewisse achtungsvolle Scheu in Anspruch zu nehmen.[63]) So nennt Schlüter Annette eine geheimnisvoll anziehende Gestalt,[64]) und Schücking versetzt sich in seiner Charakteristik Annettens zurück in den Kreis von originalen Anschauungen und Gedanken, in die Sphäre eigentümlichen Geisteslebens, welche die Dichterin umgab, in welcher sie lebte und wie mit magnetischer Gewalt nach ihrem Sinne lenkte.[65]) Die Schilderung von Allgundens Geistesschärfe, unerbittlicher Strenge des Urteils, dem Witz und Satire zu Gebote standen, ungewöhnlicher Bildung, Genialität der Ideen, die vor keiner Autorität im Himmel und auf Erden zagte,[66]) paßt auch auf Annette, an welcher Schücking die mit stahlscharfer Sonde eindringende Menschenkenntnis, das geniale Urteil über Welt und Verhältnisse hervorhebt.[67]) Ihr Geist sei nicht dazu angetan gewesen, vor den großen Rätselfragen des Schicksals und der Existenz die Augen niederzuschlagen. So Schücking,[68]) und sie selber urteilt von sich: Mir gab Natur ein kühnes Herz, ich senke nicht so leicht den Blick. — Ja, bis auf Äußerlichkeiten, wie den starren Blick der großen blauen Augen, erstreckt sich die Ähnlichkeit, bis auf das Alter, die Kleidung und die Wohnung. Allgunde ist wie Annette ohne

[56]) A. a. O. III. Teil S. 285 Z. 14 u. Z. 7 ff. — [57]) Schücking, Eine dunkle That. Leipzig 1846, Brockhaus S. 239 Z. 3 ff. — [58]) Schücking, Die Ritt. I. Teil S. 97 Z. 18 ff. — [59]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch., S. 155 Z. 29 ff. — [60]) Schücking, Die Ritt., II. Teil, S. 124 Z. 19 f.; E. d. That, S. 306, Z. 5 f. — [61]) Kreiten, Anna El. v. D.-H., II. Aufl., S. 435 Z. 20 ff. — [62]) I. Aufl. S. 204, Z. 22 ff. — [63]) Schücking, Die Ritt. II. Teil, S. 15, Z. 13 ff. — [64]) Schlüter, Br. der Fr. A. v. D.-H. S. 9, Z. 23. — [65]) Schücking, A. v. D., S. 8 Z. 3 ff. — [66]) Schücking, Die Ritt., II. Teil, S. 126 Z. 16 ff. — [67]) Schücking, A. v. D., S. 9 Z. 5, vgl. Kreiten, A. El. v. D.-H., II. Aufl. S. 435 Z. 26 ff. — [68]) Schücking, A. v. D., S. 119 Z. 4 ff.

Prätenſion und in dunkle Stoffe gekleidet.[69]) Annettens Wohnzimmer in Rüſchhaus hatte nach Schücking nichts vom Wohnzimmer einer Dame;[70]) es deutete die allereinfachſten Lebensgewohnheiten an. Ein altmodiſches Kanapee ſtand darin, ein Tiſch, ein paar Rohrſtühle, ein altes Klavier, dem man zuweilen anhörte, daß der Stimmer weit ab in der Stadt wohnte. Auch wohl ein alter Quartband mit Deviſen in ſchönem Kupferſtich und lateiniſcher Erklärung lag dem Freifräulein zur Seite. Die Wohnung der Gräfin von Quernheim wird geſchildert als ohne jene hundert kleinen Zierlichkeiten und Bequemlichkeiten, mit denen ein verwöhnter Frauengeſchmack ſich zu umgeben pflegt.[71]) Ein altfränkiſches Kanapee fehlt auch hier nicht. „Außer den nöthigen Möbeln" ſteht nur ein Klavier an der Wand, das ſeit mindeſtens zehn Jahren nicht mehr geöffnet worden war. Schwere Folio- und Quartbände ſind darauf gepackt, ererbte Manuſkripte hiſtoriſchen Inhalts und ein paar lateiniſche Klaſſiker; denn wie Annette verſteht und lieſt Allgunde Latein. Bei dieſer wie bei jener verirrt ſich nur ſelten ein neueres Buch unter die alten Folianten,[72]) was Schücking im Roman mit ſcharfen, ſatiriſchen Worten rügt.[73]) — Wenn Annette auch nicht ins Parteigetriebe eingriff wie die eigentliche Heldin der „Ritterbürtigen", ſo hat ſie ſich doch, wie aus einem Paſſus des Briefes an Schlüter vom Mai 1846 erhellt, als zu einer Partei gehörend gefühlt, deren Intereſſen ſie zu vertreten hat.[74]) Ihren politiſchen Idealen und Zielen dürften wohl diejenigen Allgundens, von allen Intrigen der letzteren abgeſehen, entſprochen haben, ſagt doch Schücking von jenen, daß ſie ein ausgeſprochenes ariſtokratiſches Gepräge getragen hätten und nicht frei geweſen ſeien von einer gewiſſen Einſeitigkeit, zu der leicht die genialen Menſchen ſich neigten.[75]) Ein Ausſpruch Allgundens iſt uns, als von Annette kommend, in den Lebenserinnerungen verbürgt. Hier heißt es: „Ein Ariſtokrat iſt auch der ärmſte Bauer. Etwas, davon iſt er überzeugt, verſteht er beſſer wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem ſpatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding iſt er der Oberſte."[76]) In den „Ritterbürtigen" läßt Schücking die Quernheim ſagen: „Das iſt ja die große, unumſtößliche Stütze der Ariſtokratie, ihre ewige Bürgſchaft und ihr urſprüngliches Recht, daß jeder Menſch ohne Ausnahme im Grunde ſeiner Seele Ariſtokrat iſt. Machen Sie den erſten beſten Bauer geſprächig, er wird Ihnen erzählen, daß er irgend einen Handgriff, einen Vortheil, eine Kenntniß bei der Beſtellung ſeines Ackers voraus-habe vor den andern Bauern, daß er in irgend einer Gemeindeangelegenheit tiefer ſehe als die andern, und wenn Sie allen ſeinen innerſten Gedanken in ihren geheimſten Verſchlingungen folgen könnten, ſo würden Sie endlich auf die ausgebildete Überzeugung ſtoßen, es ſei eigentlich recht dumm von der ganzen Gemeinde, daß ſie nicht allmorgendlich zu Klaus komme und ſeine Orakelſprüche einhole, wie dies und jenes den Tag über zu beſchicken ſei, oder daß ſie nicht längſt ihn, Klausen, zum lebenslänglichen Vorſteher erwählt habe. So ſieht es in jedes Menſchen Seele aus. Ariſtokrat iſt jeder."[77]) Und wenn man Worte Allgundens wie die folgenden lieſt: „Unſere Zeit iſt die der abſoluten Indiskretion. Was aber dieſe Romanſchriftſteller angeht, ſo iſt bei ihnen nichts als eine jämmerliche, ſpatzenhafte Eitelkeit",[78]) ſo glaubt man wieder Annette zu hören, die nach dem Erſcheinen des Romans an Schlüter ſchreibt: „O Gott, wie weit kann Schriftſtellereitelkeit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, führen —."[79]) Wie Luiſe zwiſchen Levin und Annette tritt, ſo Theo zwiſchen Valerian und Allgunde, die glaubt, daß

[69]) Schücking, Die Ritt., II. Teil, S. 15 Z. 16 f., vgl. Kreiten, Anna El. Fr. v. D.-H., S. 206 Z. 7, II. Aufl. S. 435 Z. 32 f. u. ſ. w. Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch. S. 165 Z. 31 f. — [70]) Schücking. A. v. D., S. 108 Z. 17 ff. — [71]) Schücking, Die Ritt., III. Teil, S. 3 Z. 4 ff. — [72]) Schücking, A. v. D., S. 109 Z. 19 ff.; vgl. Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch., S. 304 Z. 26 f. — [73]) Schücking, Die Ritt., III. Teil, S. 4 Z. 19 ff. — [74]) Cardauns, Die Br. der Dicht. A. v. D.-H., S. 342 Z. 20 ff. — [75]) Schücking, A. v. D. S. 153 Z. 16 ff; vgl. S. 122 Z. 2 ff. — [76]) Schücking, Lebenserinnerungen, Breslau 1886, Schottlaender I. Bd., S. 181 Z. 12 ff. — [77]) Schücking, Die Ritt., III. Teil, S. 9 Z. 14 ff. — [78]) A. a. O., S. 7 Z. 17 ff. — [79]) Cardauns, Die Br. d. Dicht. A. v. D.-H., S. 38 Z. 12 ff; Kreiten, A. El. v. D.-H., II. Aufl., S. 468 Z. 7 ff.

jene ihr den Gesinnungsgenossen abspenstig gemacht habe. Das mit jugendlicher Übertreibung gezeichnete, sonst abschreckende Bild der Gräfin Quernheim, das auch manche Annette fremde Züge aufweist[80]) und überhaupt an innern Widersprüchen leidet, läßt doch deutlich eine Ähnlichkeit mit der Droste erkennen, läßt Schlüsse ziehen auf andere Worte und Mitteilungen, die Annette im Roman in veränderter Gestalt wiederfand. Aus Cardauns Sammlung Drostischer Briefe kann man jetzt das bei Kreiten abgedruckte Bruchstück des Briefes an Schlüter vervollständigen. Sie schreibt da: „Sie haben es [die Ritterbürtigen] nicht gelesen, und hätten Sie es gelesen, so würden Ihnen doch hundert Anspielungen (die leider andern Orts nur zu wohl verstanden werden) unverständlich bleiben, und Sie nur halb begreifen, wie mir zumuth sein muß.“[81]) Ihre Beschuldigungen werden uns jetzt begreiflich: Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind, und: O Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten!

Zunächst scheint, dem Brief an Schlüter zufolge, nur der Mißbrauch ihrer Mitteilungen sie zu quälen. Ihre Nächsten haben ihr deswegen leid getan und Sorge gemacht. Obschon sie „sich keine eigentliche[82]) Indiscretionen vorzuwerfen hat“, fühlt sie sich doch mitschuldig, dadurch, daß sie Schücking über Nahestehende manches gesagt, ihn bei Freunden eingeführt, die sie für sein Fortkommen zu interessieren wünschte, und sich für seinen Charakter verbürgt hat. Oder war sie zu stolz, um der ihr selber widerfahrenen Kränkung Erwähnung zu tun? Sie scherzte einmal Schücking gegenüber, sie habe ihren Zorn über das Ausbleiben eines Briefes von ihm in generöser Weise, vielleicht auch mit aus Hochmut in ihrer königlichen Brust verschlossen und getan, als könne sie noch keinen erwarten.[83]) Wie sollte sie seine letzten freundlichen Briefe mit der in den „Ritterbürtigen“ dokumentierten Gesinnung zusammenreimen? Sie scheint nicht einmal die ganze Tragweite erkannt zu haben. Sie schiebt alles der Eitelkeit, der Sucht nach Effekt zu, die den sonst gutmütigen Menschen dazu angetrieben habe, Eugen Sue den Rang ablaufen zu wollen. Sie meint, so unglaublich es scheine, sei sich doch Schücking dessen nicht bewußt, wie er an ihr gehandelt habe. Aber er hatte ihr doch, wie jetzt die „Ritterbürtigen“, so seinerzeit die „Dombausteine“ nicht zugeschickt, „weil Manches darin, was sie unangenehm berühren könnte.“[84]) In den „Ritterbürtigen“ läßt er uns Zeugen des Effekts werden, den ein zeitgenössisches, demokratisches Buch auf Allgunde von Quernheim macht. Vielleicht kann uns das, was Schücking über das Verhältnis von Allgunde zu Heydenreich sagt, hier einen Schlüssel geben: „Allgunde und Heydenreich waren viel zu lange warme und vertraute Freunde gewesen, als daß sich nicht in dem Gemüth Beider von verschiedenen Gelegenheiten her eine Menge kleiner Grimmigkeiten und Erbitterungen sollte angesammelt haben, die einmal ausbrechen mußten. Und wäre dies auch nicht der Fall gewesen — jeder von ihnen kannte zu gut die kleinen Schwächen und verwundbaren Stellen des andern, als daß sie hätten aus diesem irdischen Leben scheiden können, ohne sich einmal die Befriedigung zu gönnen, von solcher Kenntniß Gebrauch zu machen, und zwar mit all jener liebenswürdigen kleinen Bosheit und Schadenfreude, die schon hienieden für den geplagten Sterblichen Quelle so mancher tröstenden Genugthuung ist.“[85]) Als Erbitterung, als Auflehnung gegen Annette selbst könnte manches im Roman gedeutet werden. Schon in der gedruckten Fassung von Schückings erstem Roman findet sich etwa eine derartige Stelle, die auf ihr Verhältnis Bezug hat. Hier mag auch jene Erwähnung finden, wo Schücking den Gefühlen Katharinens wirklich die Auslegung gibt, gegen die sich das Stiftsfräulein so lebhaft wehrt.[86]) Eine gewisse leise Geringschätzung, die sich da und dort in Reflexionen über die Frauen bemerkbar macht, zeigt sowohl

[80]) Allgunde hat schwarze Locken. Sie liebt die Musik nicht; sie ist ruhlos, herzlos, hinterlistig, herrschsüchtig, ehrgeizig. — [81]) S. 337 Z. 7 ff. — [82]) Im Original durchgestrichen. — [83]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch., S. 97 Z. 2 ff. — [84]) A. a. O., S. 218 Z. 13 ff. [85]) Schücking, Die Ritt. III. Teil, S. 170 Z. 20 ff. — [86]) Schücking, Eine dunkle That, S. 140 Z. 13 ff.

den Zeitgeschmack, als auch die Unreife des Autors an. Nicht nur den Unterschied des Standes, sondern auch den des Alters ließ der Roman Annette fühlen. Sie hatte Schücking zu sehr wie einen zu leitenden Sohn — die Anrede: Kind ist die häufigste in ihren Briefen — und dann wieder zu sehr als ihr gleichaltrig betrachtet. Beides rächte sich. Und nun wird sie es allerdings bereut haben, ihm gegenüber so weit gegangen zu sein, wenn auch die Motive anders waren, als Busse sie darstellt.

Wir erinnern uns, wie scharf Schücking Annettens Erziehung verurteilt hatte. Ob ihre Überlegenheit, ihre aristokratische Haltung oder ihre starre Lebensanschauung auf ihn gedrückt haben? Hat er sie als unterjochenden Charakter empfunden, wie er Allgunde schildert? Hat er die Persönlichkeit verehrt und nur das je länger je mehr verhaßte Prinzip bekämpft? Denn noch 1842 schreibt er seiner Braut: „es giebt kein innigeres und wohlthuenderes Verhältnis wie das zwischen ihr und mir".[87]) Oder hat Annette, welche dem Freund gegenüber die hundert hemmenden kleinen Rücksichten, die sie sonst zu beobachten gewohnt war, abgeworfen hatte, aufatmend: Welch herrlich Kleinod, einmal sein statt gelten! hat sie ihn durch ihre Offenheit verletzt, die sie als Pflicht und schönes Vorrecht zugleich immer wieder für sich in Anspruch nimmt, und die er als der viel jüngere nicht zu erwidern wagte? Während er sich änderte und entwickelte, blieb sie ihm gegenüber dieselbe. Der Achtundzwanzigjährige mag sich der Fürsorge seiner mütterlichen Freundin, die sich bis auf die Konfession seiner künftigen Kinder erstreckt, entwachsen gefühlt haben. Daß das Verstecken, und offizielle Sie-sagen nicht jedermanns Sache ist, sei Busse gern zugegeben. Es ist im Eingang dieser Arbeit die Rede davon gewesen, wie Annette eine erzieherische Wirkung auf ihren Schützling auszuüben wünschte. Erziehen aber heißt andere auf den Standpunkt zu bringen suchen, den man selber einnimmt. Hat Schücking sich dadurch beengt gefühlt? Valerian sucht sich dem Einfluß Allgundens zu entziehen, welche ihm eine Stelle zuweisen will, für die er sich nicht geschaffen fühlt.[88]) Schücking selber ist nicht so unbeeinflußt geblieben, wie Busse annimmt. In seiner Charakteristik Annettens spricht er von dem dauernden Einfluß, den jeder geniale Geist auf rezeptive, verständnisvolle Naturen ausübe. Wenn der Verfasser des Aufsatzes in den Süddeutschen Monatsheften uns berichtet, daß Schücking beim Fürsten Wrede in Ellingen als gläubiger Katholik zur Beichte und Kommunion ging,[89]) wir aber von ihm selber hören, daß er schon als Gymnasiast eine kalte Entfremdung gegen die Kirche im Herzen trug,[90]) so müssen wir jene erstere Tatsache wohl auf den Einfluß Annettens zurückführen. Daß er auch künstlerisch nicht ganz ohne Einwirkung von seiten der Droste geblieben ist, beweisen etwa Gedichte, wie „Die Gruft" oder „Westfalen", beide 1842 im „Morgenblatt" veröffentlicht.[91])

Da und dort wirft die künftige Trennung einen Schatten voraus. Die „Lebenserinnerungen" berichten von kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverschiedenheiten zu schroff sich aussprachen. So erinnert sich der Autor eines scharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte.[92]) Schücking ist periodisch brummig; beim Abschied hat ihm Annette „harte Dinge" gesagt.[93]) Die Briefe, die er nach dem Meersburger Aufenthalt schreibt, unterscheiden sich von den kindlich anschmiegenden frühern. Von Rüschhaus aus schreibt die Droste ihrem jungen Freund, wie sie im Begriff steht, ihm wieder einen „Sermon" zu halten: „Nicht wahr, mein lieb Kind, Du wirst mir nicht tückisch?"[94]) Was sie gefürchtet hatte, war eingetroffen. Sie, die geglaubt hatte, daß sie und Schücking in tausend Fäden eins seien, mußte eine Enttäuschung erfahren, wie sie in den „Ritterbürtigen" die Menschenkennerin Allgunde mit Valerian erlebt. Schücking spricht wohl seine eigene Meinung aus, wenn er Valerian auf Allgundens beschwörende Bitte, doch nicht mit Haß im Herzen von ihr zu scheiden, die für ihn die Wünsche und die

[87]) Kreiten, A. Chl. Fr. v. D.-H., II. Aufl. S. 434 Z. 21 f. — [88]) Schücking, Die Mitt. II. Teil, S. 17 Z. 1 ff. — [89]) S. 457 Z. 3 f. — [90]) Schücking, Lebenserinnerungen, I. Bd., S. 73 Z. 5 ff. — [91]) Nr. 45 und 122. — [92]) Schücking, Lebenserinnerungen, I. Bd., S. 182 Z. 13 ff. — [93]) Theo Schücking, Br. v. A. v. D.-H. u. L. Sch., S. 54 Z. 21; vgl. Z. 19 f. — [94]) A. a. O. S. 167 Z. 22 f.

ängstlichen Sorgen einer Mutter gehabt habe, antworten läßt: „Und doch, so sehr auch dies alles mich erschüttert, doch muß ich mich trennen von Ihnen und jede fernere Gemeinschaft mit Ihnen ablehnen, Gräfin Quernheim .... Ich habe selbst, längst ehe ich Sie kannte, mir einen Gedanken aus denen, welche die Zeit bewegen, ausgehoben, und für den will ich streiten! Aber zwischen ihm und dem Gedanken, dem Sie dienen, ist keine Gemeinsamkeit, nein, ist vielmehr eine Fehde auf Tod und Leben.“[95]) Hier erfahren wir auch, warum Schücking sich nicht offen der Freundin gegenüber ausgesprochen hat: er mochte sie nicht verletzen, nicht undankbar gegen sie sein. So habe er nachgegeben und eine Erklärung hinausgeschoben, hoffend, ihr eigener Scharfsinn werde sie über seine Gesinnung aufklären. Sie ihrerseits habe den Gedanken, daß er sich je als „ein Ketzer, ein Widerspenstiger“ zeigen könnte, daß sich eines Tages eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen aufreißen könnte, mit allen Kräften von sich abgewehrt. Sie habe ihm ihre Freundschaft entgegengetragen; ihn in die Verhältnisse seiner Heimat eingeweiht und an seiner Erhöhung gearbeitet. Sie habe zu viele Hebel in Bewegung gesetzt, um ihn auf denselben Standpunkt zu bringen, den sie einnahm.[96]) Nun aber schleudert er ihr sein politisches Glaubensbekenntnis, seinen Zorn gegen den Adel in einer flammenden Rede entgegen, die zu lang ist, um hier ganz zitiert zu werden. Der Leser, der sich für die ganze Frage interessiert, möge diese Stelle selber nachschlagen, da sie für Schückings damalige Gesinnung charakteristisch ist.[97]) In dieser Rede heißt es: „Ihr zürnt gegen jede neue Regung, jeden edeln Trieb, der im Volke auflebt, weil er die Macht verstärkt, die euch besiegt hat. Ihr zürnt gegen den Fortschritt, weil ihr ewig im Nachtrab seid — kurz, eure Hand ist wider Jedermann und Jedermanns Hand ist wider euch.“ Valerian endet die Vorwürfe, die er der Partei Allgundens macht, mit den Worten: „Das ist eure Politik, und Gott soll mich bewahren, je für sie die Hand zu erheben! Nein, Gräfin Quernheim, meine Politik und der Gedanke, für den ich kämpfen will, ist anderer Art. Euer Blick ist in die Vergangenheit gerichtet und zehrt an Erinnerungen; der meinige schaut in die Zukunft, in eine freie Zukunft, in welcher es Jedem gestattet sein wird, ein Aristokrat zu sein, und was noch mehr, ein Mann. Und mit dieser Gesinnung bin ich nicht allein ein besserer Politiker, als ihr es seid, sondern auch ein besserer Christ trotz all' eueres Römerthums.“

Mit diesen letzten Worten dokumentiert Schücking seine der Kirche feindliche Stellung und weist damit auf den zweiten schweren Vorwurf hin, den ihm die Droste macht: Er schlägt vor der Kirche die Zunge aus. Auch hier darf nicht das Urteil des Kritikers maßgebend sein, sondern er muß sich auf ihren Standpunkt stellen. Wohl war Schücking, wie sein Enkel sagt, ursprünglich konservativ bis auf die Knochen; aber er hatte sich nach und nach gründlich geändert. In den „Ritterbürtigen“ zeigt er uns eine solche Entwicklung im Charakter Finkenbergs, der einen wahrhaften Heißhunger nach den Büchern freisinniger erleuchteter Männer hat und sich freut, bei deren Lektüre „die Stupidität und Verlogenheit seiner Lehrer aufs Haupt geschlagen zu sehen“.[98]) Wohl wird Schücking der historischen Bedeutung des Katholizismus gerecht; für die Gegenwart jedoch hat derselbe in seinen Augen allen Wert verloren, ist er zu einer Gefahr geworden. Er spricht von dem „starren, vaterlandsverrätherischen und mit jedem Jahre dem Geiste gegenüber unverschämter werdenden System der Kirche.“[99]) Der Katholizismus ist ihm eine Doktrin, die Deutschlands Freiheit, Einheit und politische Größe im Keime ersticken möchte.[100]) Der „jetzigen Schule der Römlinge“ ist Knechtschaft des Gedankens Tugend.[101]) Er polemisiert gegen die Jesuiten[102]), gegen den Reliquienkult: „Sollte es unserer würdig sein, statt unsere Seele mit Gott verkehren zu

[95]) Schücking, Die Ritt., II. Teil, S. 203 Z. 7 ff. — [96]) A. a. O. S. 28 Z. 10 ff. — [97]) A. a. O. S. 205 Z. 19 ff. — [98]) A. a. O. S. 123 Z. 5 ff. — [99]) A. a. O. I. Teil, S. 291 Z. 10 ff.; vgl. III. Teil, S. 220 Z. 5 ff. — [100]) A. a. O. III. Teil, S. 227 Z. 18 ff. — [101]) A. a. O. I. Teil, S. 291 Z. 4 ff. — [102]) A. a. O. III. Teil, S. 174 Z. 3 ff.

lassen, uns vor einem alten Kleidungsstück oder einer andern Reliquie niederzuwerfen“[103]) — gegen den Absolutismus des Papsttums[104]) und die Lehre von der Unfehlbarkeit Roms, die er eine Absurdität nennt.[105]) Er zählt die Ungerechtigkeiten auf, die im Lauf der Geschichte im Namen der Kirche begangen worden sind, um zu dem Resultat zu gelangen: Humanität und Kirche, nein, eher kommen Wasser und Feuer zusammen.[106]) Wohl sind auch hier verschiedene Ansichten vertreten, wie bei allen Themen, die Schücking erörtert; aber man fühlt doch sofort heraus, auf welcher Seite der Autor steht. Gegen die Angreifer, die seine Ansicht vertreten, kommen die Gegner nicht auf: „Es gibt Dinge,“ läßt er den fortschrittlich gesinnten Arzt Pauli sagen, „bei denen einem Manne das Herz schwillt und er seinen zornigen Unmut auszusprechen nicht unterlassen kann.“[107]) Während der Geistliche im Erstlingsroman ein ungebildeter, aber gutmütiger Mensch ist, stehen in den „Ritterbürtigen“ dem sympathischen jungen Priester aus dem Bauernstande zwei verworfene, im Dienste des Adels tätige Geistliche gegenüber. In der Person des Pfarrers Lehmann tritt uns ein Schuft entgegen, der seinen Mantel nach dem Winde dreht und zu jeder Hinterlist und zu jedem Unrecht zu gebrauchen ist. Und der Beichtvater Finkenbergs! Der schleicht in das Stübchen des bedrängten, trostlosen jungen Mannes, der ihm sein Leid vertraut, und ermahnt ihn dann, seinen Bedrängern zu willfahren, die ihn zu Verrat und Spionage mißbrauchen wollen. Ein tiefer Schmerz über den gegenwärtigen Zustand seiner Kirche erfüllt den jungen Autor. „Was könnte die Kirche für uns alle sein“, ruft er aus, „wie viel Segen und Heil könnte sie in unsere Seele gießen, wie viel Balsam in jede unserer tiefsten Wunden träufeln — und was ist sie uns? Wir wollen uns an eine Mutterbrust werfen und wir finden ein streitsüchtiges, hartes Mannweib, das durch ihre dämonische Hartnäckigkeit jeden Widerstand besiegt, ihren Arm jeder Unterdrückung leiht und von deren Treiben wir uns endlich fremd und kalt, oft mit der Erbitterung abwenden, welche im Verhältnisse zu der Liebe steht, die unsere jugendlich bethörten Herzen einst ihr zubrachten.“[108]) Worte wie diese mußten der Droste womöglich noch tiefere Wunden schlagen, als die Angriffe gegen den Adel. Noch 1843 hatte sie an den Freund geschrieben, sie wisse zwar, daß er kein orthodoxer Katholik sei, er habe es aber doch oft gegen sie und andere ausgesprochen, daß er seine angeborene Glaubensform bei weitem für die bessere und der Moral zuträglicher halte. Und nun diese Sprache! Zählte die Droste nicht selber zu denjenigen, die Schücking verspottet, wie sie in die Kirche führen und mit Inbrunst Herr, Herr beteten?[109]) Sie empfindet nichts davon, daß Schücking schmerzlich eine neue Form für den alten Inhalt sucht, daß er nur jene angreift, nicht aber diesen.

Wenn sie sich auch als echte Künstlerin in ihrer Dichtung über die Luftschicht der Konfession erhebt, sind ihr doch im Prinzip Christentum und Katholizismus identisch, und so gibt sie den Freund verloren. Was für Schücking ein überwundener Standpunkt war, war für sie das Heiligste, Herzenssache, die ihr über alles ging, hatte sie doch ihr Leben lang darum gerungen, den Glauben gerade so zu erfassen, wie sie ihn überkommen hatte und wie es die Kirche gebot, die Kirche, die für sie noch den ganzen Schrecken ihres Fluchs und ihren ganzen tröstlichen Segen hatte. Wir begreifen, wenn wir uns auf den Standpunkt der Betreffenden stellen, sowohl das schroffe Urteil Schlüters über den Roman, als auch das harte Wort, das Bestürzung und Empörung Annette eingaben. Wer vermöchte nicht, ihr etwas von dem Schrecken und dem Schmerz nachzufühlen, die aus dem Brief an Schlüter sprechen? Sie sah einen Abgrund sich vor ihr auftun.

Nicht in der Meersburger Zeit, sondern hier liegt für die Droste das Tragische dieser Freundschaft. Als Schücking nach dem Besuch auf der Meersburg

[103]) A. a. O. S. 6 Z. 10 ff. — [104]) A. a. O. I. Teil, S. 316 Z. 9 ff.; vgl. III. Teil, S. 216 Z. 9 ff. — [105]) A. a. O. III. Teil, S. 216 Z. 2 ff. — [106]) A. a. O. I. Teil, S. 317 Z. 16 ff. — [107]) A. a. O. III. Teil, S. 228 Z. 14 ff. — [108]) A. a. O. I. Teil, S. 319 Z. 8 ff. — [109]) A. a. O., II. Teil, S. 7 Z. 4 ff.

mit seiner jungen Frau wieder fortgezogen war, war Annette zurückgeblieben: erschüttert, aber nicht zerdrückt. Jetzt aber schreibt sie: Schlüter, ich bin wie zerschlagen. Es waren nicht ein paar zufällige Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten, wie Busse meint[110]); es war auch nicht in erster Linie eine Frage des Gefühls, was die Freunde trennte, sondern der Weltanschauung, dasselbe, was Wagner und Nietzsche entzweite. Es muß aber im Hinblick auf die Darstellung Busses und Levin L. Schückings betont werden, daß Schücking und nicht Annette das trennende Wort gesprochen hat. Er hat die Treue erschüttert, die für Annette das Fundament ihrer Freundschaft war, und damit fiel für sie der ganze Bau zusammen. Busse und Levin L. Schücking urteilen hier ungerecht mit Behauptungen wie: „Wenn einer aber gefehlt hat, so ist es Annette gewesen",[111]) oder: „Eine wirkliche Freundschaft, die eben nur Freundschaft war, hätte diese Belastungsprobe gewiß vertragen, ihr wäre eine Aussprache sogar zur sittlichen Pflicht geworden. Aber die Droste wünschte keine Aussprache mehr, vergangne Süße hatte sich in Bitterkeit gewandelt."[112]) Ich rufe jeden, der die „Ritterbürtigen" wirklich gelesen hat, zum Zeugen auf, ob Annette etwas anderes und Besseres tun konnte, als auf den Roman hin — schweigen, ob es nicht an Schücking gewesen wäre, eine Aussprache zu suchen. Meine Vermutung, daß seine Charakteristik Annettens aus dem Streben heraus entstanden sei, gutzumachen, wird durch eine in dem Buche von Cardauns gedruckte Briefstelle bestätigt. Wenigstens faßt sie die Droste als „eine persönliche Vergütung für die Ritterbürtigen" auf.[113]) Aber eine Annäherung würde kaum etwas genützt haben — hätte sie doch zwei getrennte Welten nicht verbinden, zwei divergierende Entwicklungen nicht umbiegen können — es sei denn geraume Zeit später; denn der Schücking der Lebenserinnerungen urteilt milder als der Schücking der Ritterbürtigen, eines Frühwerks, dem noch zugleich die Schalen der Romantik und des jungen Deutschland anhaften und über das der Autor nach Schlüters Zeugnis sich selbst abfällig äußerte. Aber Annette waren ja, was Levin L. Schücking nicht zu bedenken scheint, nur noch zwei durch Leiden umdüsterte Jahre vergönnt.

Davon ist mir jedoch nichts bekannt, daß sie Schücking je geflucht habe, wie Busse behauptet.[114]) Im Gegenteil, sie schrieb ja die bekannten Worte: „Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten wieder zu sich zurückzuführen."[115]) Hier setzt wieder — am Schluß seines Aufsatzes — der Tadel Levin L. Schückings ein. Er nennt dieselben betrübend undrostisch, während sie doch ganz ihre echte, eigenste Sprache reden. Annette hat nicht erst, wie der Verfasser der „Randglossen" uns glauben macht, nach der Trennung von ihrem Freunde „Heilung in der Religion" gesucht. Glaubenssehnsucht hatte sich von jeher unauflöslich in ihr Wesen hineingerankt. „Bitten Sie Gott um etwas mehr Festigkeit des Charakters für mich, ich flehe täglich zu ihm für Ihr Glück", schreibt das achtzehnjährige Mädchen an Sprickmann.[116]) Und an ihrem Namenstage schreibt sie 1836 an Schlüter: „Ich wollte, Sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten."[117]) — Levin L. Schücking wird der Dichterin gerecht, nicht aber dem Menschen. Wir müssen uns jedoch darüber klar werden: wir können nicht diesen verdächtigen und jene halten. Bei einem extremen Formkünstler oder bei einem Genie, dessen Stärke die Negation ist, wie bei Heine, mag die alte beliebte Trennung angehen, nicht aber bei ihr, in deren Dichtungen das inhaltliche und hier wieder das ethische Moment so stark hervortritt.

Was hat nun der Verfasser in den „Randglossen" geboten? Er kommt auf ein Unrecht zurück, das der Schuldige vor mehr als zwanzig Jahren begangen und seither, in der zweiten, umgearbeiteten, von Levin L. Schücking nur flüchtig er-

[110]) Busse, A. v. D.-H., S. 144 Z. 9 ff. — [111]) A. a. O. S. 148 Z. 31 f. — [112]) L. Schücking, A. v. D. u. L. Sch., S. 465 Z. 9 ff. — [113]) Cardauns, Die Br. der Dicht. A. v. D.-H., S. 361 Z. 33 f. — [114]) Busse, A. v. D.-H., S. 147 Z. 1 f. — [115]) Cardauns, Die Br. der Dicht. A. v. D.-H., S. 338 Z. 25, v. Levin L. Schücking nicht genau zitiert. — [116]) Die Droste S. 12 Z. 21 ff. — [117]) Schlüter, Br. der Fr. A. v. D.-H., S. 71 Z. 3 f.

wähnten Ausgabe von 1900 seines Buches — wenn auch widerwillig — gutgemacht hat. Neues hat er kaum gebracht. Sein Verdienst besteht darin, nochmals nachdrücklich auf die Bedeutung Schückings im Leben der Droste hingewiesen zu haben. Aber auch die Oppositionspartei schießt wieder über das Ziel hinaus. Levin L. Schücking behauptet, daß sein Großvater über dem Bemühen, unaufhörlich das widerstrebende Publikum auf die Dichtungen der Droste hinzuweisen, selbst vollständig in den Schatten getreten sei. Damit war es, wie z. B. ein Blick ins „Morgenblatt" von 1842 zeigt, doch nicht so schlimm bestellt. Bei der Herausgabe des gemeinsam verfaßten „Malerischen und Romantischen Westfalen" war es Annette, die gänzlich zurücktrat. Hermann Hüffer nennt es einen seltenen Beweis schriftstellerischer Bescheidenheit, daß weder auf dem Titel noch im Buche selbst die geringste Andeutung ihrer Beteiligung zu finden sei.[118]) Levin L. Schücking übergeht diese Stelle mit Stillschweigen, wie er denn überhaupt die gleichzeitig mit der Kreitenschen erschienene, aber weit sympathischere Drostebiographie von Hüffer gar nicht erwähnt, der in der Beurteilung Schückings gerechter und billiger verfahren war. — Hatte Kreiten Annette auf Kosten Schückings emporgehoben, so erheben Busse und Levin L. Schücking den letzteren auf Kosten der ersteren. Die beiden sympathischen Gestalten haben das aber wahrhaftig nicht nötig. Man kann die Schuld der Trennung keinem von beiden zuweisen. Sie hatten beide im letzten Grunde recht und beide unrecht: sie handelten beide, wie sie ihrem Wesen nach handeln mußten. In ihnen verkörperten sich die Gegensätze ihrer Zeit, die ja auch heute noch lange nicht ausgeglichen sind. Die Drosteforschung wird davon zurückkommen müssen, zu viel in Schücking hineinzulegen. Sie wird seine große Bedeutung für das Leben und Schaffen der Dichterin künftig zwar immer festhalten müssen; aber sie wird wieder mehr betonen müssen, besonders auch entgegen der in ihrem lebensvollen Essay ausgesprochenen Ansicht Gabriele Reuters,[119]) daß auch in ihrem freundschaftlichen Verkehr Schücking mehr der Rezeptive, Annette, deren Dichtungen früh schon den Stempel ihrer Eigenart aufweisen, mehr die Produktive war. Ihr mochte es die liebste Anregung sein, daß sie für ihren innern Reichtum ein Gefäß fand, daß sie sich ausgeben durfte, „einem geduldigen Kameele alles aufpacken".[120]) „Wozu hat man Freunde", meint sie einmal, „als um ihnen aufzutischen, womit man andern Leuten nicht kommen darf?"[121]) Als ein so feiner Psycholog Busse sich erweist, hat er doch hie und da bei der Beurteilung dieses seltenen Charakters einen willkürlichen, äußerlichen Standpunkt eingenommen. Mit Bemerkungen wie: „Annette müßte kein Weib gewesen sein, wenn nicht eben doch eine tiefe Bitterkeit, eine Eifersucht gegen die junge Frau sie erfüllt hätte",[122]) oder: „Da sieht man das echte Weib: nicht nur gegen ihn selbst begann sie nun bitter und ungerecht zu werden, sondern auch gegen alle Tendenzen, die mehr oder minder stark mit ihm verknüpft waren",[123]) dringt man nicht in den Kern des Wesens einer Droste ein. Was würde man sagen, wenn einer dieses Durchschnittsmaß an Goethe anlegen, oder wo würde man gar hinkommen, wenn man Hebbel so philisterhaft beurteilen wollte? Darf man Annette, die uns so Einzigartiges geschenkt hat, mit irgendeiner eifersüchtigen, verschmähten alten Jungfer zusammenwerfen, darf man die Urdeutsche mit einem banalen französischen Wort abtun, wie Levin L. Schücking es macht: Sie suchte Heilung in dem einzigen Hospital, das es nach dem französischen Wort für ein krankes Frauenherz neben der Liebe gibt — in der Religion?[124]) Im ganzen macht die Drosteforschung, besonders der letzten Zeit, keinen erhebenden Eindruck. Man sehnt sich davon weg nach dem kraftvollen großen Leben in ihrer Dichtung. Wohl bringt uns beinahe jeder Monat eine neue Publikation. Aber es ist gerade, als ob Verteidiger wie Angreifer darauf ausgehen müßten, ihr zu schaden. Der eine rupft hier an ihr, der andere dort. Wie können wir aber den

[118]) Hüffer, A. v. D.-H. u. ihre Werke, S. 227 Z. 10 ff. — [119]) Gabriele Reuter, Annette v. Droste-Hülshoff (Die Literatur, B. XIX) S. 61 Z. 17 ff. — [120]) vgl. Schücking, Eine dunkle That, S. 137 Z. 16 ff. — [121]) Cardauns, Die Br. d. Dicht. A. v. D.-H., S. 292 Z. 38 f. — [122]) Busse, A. v. D.-H., S. 141 Z. 9 ff. — [123]) A. a. O., S. 143 Z. 27 ff. — [124]) S. 465 Z. 13 ff.

Parteien gerecht werden, wenn wir selber noch als Partei auftreten? Auf der einen Seite viel Können und psychologische Feinfühligkeit, aber teils eine allzu freie und bequeme Handhabung der Tatsachen, teils eine leichte Art der Beurteilung, die zuweilen das Schönste vermissen läßt, womit wir den Großen des Geistes danken können: den Ernst der Verehrung — auf der andern Seite fleißiges Wollen, ein sorgfältiges sich Mühen mit Namen und Jahreszahlen, jedoch oft Mangel an Verständnis und gesundem Urteil; denn was soll man dazu sagen, daß, gewiß nicht in schlimmer Absicht, die unsinnigen Aussagen eines alten Dienstmädchens ohne weiteres geglaubt und in beschämender Weise kommentiert werden?[125]) Daß doch einmal ein dieser großen Einsamen kongenialer Geist die zahlreichen, vielverschlungenen Fäden, welche durch die reichhaltigen Materialsammlungen und die vielen anregenden und korrigierenden Essays von Schücking weg bis in die jüngste Zeit verlaufen, entwirrte und uns ein umfassendes Werk schenken würde, wie wir es von andern Großen besitzen, das ganz von innen heraus geschaffen wäre und die Größe der Droste wie ihre Schwächen durch ihr eigenes reines Licht erhellen würde. Aber dazu muß erst die nötige zeitliche Distanz zurückgelegt sein.

[125]) Cardauns, Neues von Annette v. Droste (Separatabdruck des „Hochland"), Kempten u. München, Kösel, S. 12 Z. 10 ff. — Berichtigung: Im ersten Teil dieses Aufsatzes muß es heißen S. 547 Z. 12 f. „sondern eine festgewillte, die den Tatsachen ins Auge schaut".

Gustaf af Geijerstam.

Von

Thea Gerstein.

Nachdruck verboten.

Es gibt Dichter, die einem das Leben einfach, leicht und groß erscheinen lassen, aus deren Werken die Sonne einer Kraft leuchtet, durch welche der Mensch sich sein Schicksal schafft — und im Unterliegen noch sich selbst ungebrochen und ungemindert behauptet.

Und dann gibt es solche, die einem den Boden unter den Füßen schwanken machen, aus deren Schaffen einen der Geist einer tiefen, unerbittlichen und fast grausigen Skepsis überrieselt, weil der Wille nichts und das Schicksal alles ist; sie lassen einen das Haupt der Medusa schauen.

Das „Haupt der Medusa" nennt Geijerstam dasjenige seiner Bücher, von dem er sagt, das keines bewegter sei von dem, was jahrelang in ihm gärte. Aber der Titel könnte wohl über dem ganzen Werk des Dichters stehen. Er drängt sich auf, wenn man aus der schönen deutschen Gesamtausgabe, die bei S. Fischer in Berlin soeben in fünf Bänden erschien, einmal Geijerstams Wesen ganz auf sich wirken läßt.[1])

[1]) Gustaf af Geijerstams gesammelte Romane. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Fünf Bände, geh. 12 Mark, geb. 15 Mark. Umschlag und Einband von E. R. Weiß. Inhalt: Romane: Das Haupt der Medusa. Die Komödie der Ehe. Das Buch vom Brüderchen. Frauenmacht. Karin Brandts Traum. Gefährliche Mächte. Die Brüder Mörk. Die alte Herrenhofallee. Novellen: Auf der letzten Schäre. Das Geheimnis des Waldes. Kristins Myrte. Sammel. Alte Briefe. Frau Gerdas Geheimnis.

Dem Haupt der Meduſa hat er ins Auge geſehen: der Wahrheit, daß nichts ohnmächtiger und hilfloſer iſt als der menſchliche Wille. Es iſt eine Illuſion, daß wir durch unſre Pläne und Ideale Schickſale ſchaffen. Aus den Tiefen alles unbewußten Lebens in uns und aus dem Weſen geſellſchaftlicher und geſchichtlicher Kräfte, die wir nicht beherrſchen, wächſt uns ein Widerſtand, an dem alles ſcheitert: kühner Kampf für Wahrheit, Freiheit und Recht, Treue und Liebe, Selbſtbehauptung und individueller Lebensdrang. Faſt alle Romane Geijerſtams zeigen uns einen Menſchen, den das Schickſal, irgendwelche außerhalb ſeiner Einflußſphäre liegenden Notwendigkeiten vor unſern Augen lähmen, einſpinnen — enger und enger — und ſchließlich zermalmen.

Etwas Subjektives iſt der Kern dieſes in vielen Wandlungen wiederholten entſetzlichen Vorgangs: im modernen Menſchen iſt die Eindrucksfähigkeit, die „Reizſamkeit" — wie es einmal ein Pſychologe genannt hat — in ſtärkerer Progreſſion gewachſen als ſeine Kraft, ſich in der Tat zuſammenzufaſſen. Durch eine Verfeinerung und Vervielfältigung ohnegleichen ſind ſeine ſeeliſchen Organe einer Fülle von durchdringenden erregenden Eindrücken ausgeſetzt, denen er nicht wehren kann und gegen die alle produktive Lebenskraft nicht aufkommt, die ſie gar nicht mehr alle erreichen und durchdringen kann, und die darum ihrerſeits mit ihrer Macht in das Willenszentrum der Seele hineindringen; lähmend, auflöſend und verzehrend.

In dieſem Schickſal der modernen Seele liegt wie ein Fluch die Notwendigkeit ihrer Einſamkeit. Weil jeder überwältigt wird von dem, was auf ihn eindringt, eingeſchloſſen und benommen bleibt in ſeinem Einzelleben, das ſo aufreibend und zerſtöreriſch iſt, daß ihm keine Kraft bleibt und keine Klarheit, die andern zu erkennen. Zu allen Beziehungen zwiſchen Menſchen — in Freundſchaft, Ehe oder Führerſchaft — gehört ein Kraftüberſchuß, ein Stück freie Lebensenergie, eine Friſche, die über das unaufhebbar Fremde auch zwiſchen vertrauteſten Menſchen hinweg will. Wenn dieſe Kraft nicht da iſt, wird alles Gefühl der Menſchen für einander verhängnisvoll. Seine Macht zu binden und zu löſen wird unwiderſtehlich. Dieſe Menſchen ſind in Leidenſchaft und Zärtlichkeit abhängiger voneinander, weil über ihrer an die Empfindung hingegebenen Seele kein freies, unabhängiges, unverlierbares Ich mehr waltet. Und ſie ſind aus eben dem Grunde hilflos, wenn zwiſchen ihnen Fremdheit und Grauen aufwächſt.

Von all dieſem redet Guſtaf af Geijerſtam ſo andauernd, wie nur ein Menſch es tun kann, der dies Schickſal in jedem Augenblick über ſich fühlt.

Er empfindet dieſe ſeeliſche Verfaſſung nicht nur als ſpezifiſch perſönlich oder ſpezifiſch modern, ſondern auch als ſpezifiſch ſchwediſch — man kann wohl ſagen: germaniſch. Die Überſteigerung des dem Germanen eigenen Individualismus ſpricht ſich in dieſer Tragik der modernen Seele aus. „Das Einzelleben hat uns in der Gewalt." Wir fühlen uns ſelbſt zu deutlich und ſehen uns zu bewußt. Das germaniſche Bedürfnis, ſich ſelbſt als ein von anderen unterſchiedenes, in ſich ruhendes Ich zu erweiſen, hat zu einer krankhaften Iſolierung der Einzelnen geführt. Die Einſamkeit wird zugleich Bedürfnis und Leiden.

* * *

Alle Geſtalten in Geijerſtams Romanen ſind durch dieſes Leid irgendwie gezeichnet. Seine höchſte Tragik enthüllt es da, wo Menſchen ſich am nächſten ſtehen: zwiſchen Eheleuten, Geſchwiſtern, Freunden, Eltern und Kindern. Auf

dieſem Grunde entwickeln ſich die Ehetragödien, die Geijerſtam ſchildert. Unentrinnbar und unabänderlich wächſt Fremdheit, Kälte und Abneigung zwiſchen den Menſchen empor. Wie Nebel ſteigt es, ein Hauch nur im Anfang, aus irgendeiner verborgenen Spalte, und plötzlich iſt alles eingehüllt, zwei Menſchen ſchreiten nebeneinander her, jeder in einem peinvollen und quäleriſchen Gefühl der Anweſenheit des andern, aber unfähig, ihn zu ſehen, und mit ſich ſelbſt ganz allein. Zuweilen zerreißt der Nebel einmal wieder, aber nicht von der Sonne des Glückes; Schmerz und Tod bringen die Klarheit der Nacht. Und manchmal finden dann die Menſchen den Weg zueinander. Manchmal aber ſind ſie auch ſchon ſo weit voneinander entfernt, „daß das Umkehren nicht lohnt“. Aber oft bleibt der Nebel dicht und ungehoben über ihrem irdiſchen Wege, den ſie einſam zu Ende ſchreiten.

Die „Komödie der Ehe“ ſchließt mit einem Wiederfinden. Eine Epiſode aus der Studentenzeit Bob Flodins wird vorausgeſchickt, um ihn als einen durch den Fluch des „Einzellebens“ Gezeichneten einzuführen, der das letzte Geheimnis ſeiner Ehegeſchichte iſt. Bob Flodin iſt ſo weichherzig, daß er nicht er ſelbſt iſt im Zuſammenleben mit den Menſchen, die ihm naheſtehen, ſondern immer das, was er den andern ſein kann. Ganz unwillkürlich und unbewußt, aus einer Notwendigkeit ſeines Herzens heraus zu geben, wovon er fühlt, daß andere es bedürfen, verleugnet er ſich, das Eigene in ihm mit all ſeinem Durſt und ſeiner Sehnſucht. Bis einmal die Sehnſucht aufwacht und ihn die Hände ausſtrecken läßt, um zu empfangen, wo er gegeben hat. Der Menſch, der tief in ihm arbeitet — ein anderer als der, den er der Welt zeigt, begehrt unbezwinglich danach, in Freundſchaft und Liebe zu leben und ſatt zu werden. So bricht er im Freundeskreis einmal in eine leidenſchaftliche Konfeſſion aus, und er meint, verſprechen zu können, daß er künftig ſein Weſen hinausleben, ſich ſelbſt den Freunden darbringen will, ohne Rückſicht darauf, was ſie vielleicht von ihm erwarten und wie ſie ihn am liebſten ſehen möchten. Über dieſem Ausbruch liegt ſchon das wehmütig-ironiſche Lächeln des Dichters, der weiß, daß der „kleine Bob“ ſolcher Selbſtbehauptung nicht gewachſen iſt, daß er ſich gar nicht hart und unzugänglich machen kann, daß er immer wieder und ohne es ſelbſt zu verſtehen, die Laſten andrer auf ſich nehmen und ſeine eigenen vergeſſen würde. In ſeiner Ehe iſt Bob Flodin ganz glücklich. Die Harmonie iſt ſo vollkommen, daß von Geben und Nehmen noch gar keine Rede iſt. Aber in ſeinem Weſen, ſeiner haltloſen Weichheit gegen andere, ſeiner Hingenommenheit von dem, was ſie in Schmerz und Entbehrung erfüllt, liegt der zerſtörende Keim. Sein Freund erzählt ihm, daß er einſt ſeine Frau geliebt habe. Und ſo widerſtandslos ſtrömt Bob Flodins Teilnahme in dies Schickſal hinein, daß es ihn ganz ausfüllt, daß er darin lebt und webt und — arglos und unbedacht — auch ſeine Frau ſelbſt ſeine Hingenommenheit teilen läßt. So ſchiebt er ſelbſt den Freund zwiſchen ſeine Frau und ſich, er ſchenkt ihm von dem Leben und Intereſſe, das er ſich ſelbſt entzieht. So entſchwindet er ſeiner Frau wie unter den Händen; ehe ſie und er es ſich verſehen, iſt er ausgelöſcht, und der Schatten hat Leben. Bob erſcheint ihr, ohne daß ſie ſich die Urſache deutlich zu machen weiß, verkleinert, wertloſer, ein wenig lächerlich und peinlich. Ihre Kritik wacht auf und findet tauſend Angriffspunkte. Der Freund hat keine Hemmungen, die ihm verbieten, Beſitz zu ergreifen, wo er ſchon innerlich herrſcht. Und ſo vollzieht ſich die Trennung mit unerhörter

Grausamkeit. Aber von derselben Stelle in Bobs Seele, von der die Zerstörung ausging, kommt die Kraft der Heilung. Bobs Liebeskraft hat doch einen Schatz gesammelt in dem Herzen der Frau, an dessen Reichtum sie die Armut des anderen messen kann. Sie kommt zurück — sie durchlebt mit ihm Krankheit und Tod ihres Kindes, das beim Vater geblieben ist — und endlich bricht sie vor ihm zusammen mit dem ganzen Schmerz ihrer furchtbaren Enttäuschung. Damit besiegt sie ihn: „Er hatte geglaubt, hassen zu können, und er hatte sich gemüht, sich hart zu machen. Er hatte alle guten und warmen Gedanken aus seinem Herzen gewiesen, und er hatte versucht, sich selbst so zu machen, wie er sich einbildete, daß alle andren Menschen außer ihm seien. Und wie war es gekommen? Der Haß war vor einer Macht geschmolzen, die größer ist als Liebe und Haß. Der Tod war gekommen und hatte sein Teuerstes auf Erden genommen, und vor seiner Allmacht wurde sein eigenes Schicksal klein. Seine Härte war von selbst weich geworden. Denn sie war nur angenommen, um ihn davor zu schützen, von seiner eigenen Weichheit vernichtet zu werden. Und er, der einst das Band hatte verfluchen wollen, das ihn unlöslich an die Menschen kettete, deren Schicksale in das seine eingegriffen, er glaubte nun sein Herzblut hingeben zu können, nur um ein paar Stunden der Erleichterung dem Weibe zu verschaffen, das sein Glück in Stücke geschlagen hatte, das aber, wie er jetzt einsah, nur in die Irre gegangen und unglücklich geworden war gleich ihm."

Aber nur dies eine Mal gibt Geijerstam einer Ehegeschichte den Charakter der „Komödie". Immer sonst ist der Kampf unversöhnlich und der Ausgang tödlich. „Kampf der Seelen" erinnert an Ibsens John Gabriel Borkmann in der Stimmung von Haß und Härte, die darüber liegt. „Das ewige Rätsel", das letzte, wehmütigste Buch, das Geijerstam zum Druck gegeben, erfaßt die Tragik der Fremdheit, die unser Schicksal ist, am tiefsten. Denn hier wird die Liebe selbst zum Mittel der Illusion, zum eigentlichen Werkzeug der Entfremdung, indem sie Übereinstimmung, Vertrauen und Verstehen sieht, weil sie es sehen will, und grausam wird aus der Tiefe ihrer eigenen Kraft und Wärme.

Oft liegt der Grund der Fremdheit zwischen den Gatten in dem Wesen der Frauen, wie Geijerstam sie zeichnet. Sie haben alle etwas Naturhaftes, Elementares, das sie unfähig macht, sich dem zu explizieren, der sie nicht instinktiv versteht, das sie fester noch als die Männer in den Bann ihres Schicksals schlägt. Sie müssen den Weg ihrer Bestimmung gehen, wie die Mutter im „Buch vom Brüderchen", und keine Liebe ist stark genug, diesen Bann zu lösen. Ja, oft vermehrt sie nur den Schmerz. Ein Unzugängliches, Irrationales bleibt in der Seele dieser Frauen, das sie zwingt und leitet. Es gießt den Zauber der wehmütigen Schönheit über sie, der die Gestalt des „Gretchen" in „Frauenmacht" und der Mutter im „Buch vom Brüderchen", umgibt, oder des leidenschaftlichen Lebensdurstes, der aus der Maja im letzten unvollendeten Roman Geijerstams „Die alte Herrenhofallee" sprüht, oder auch der ahnungsvollen Erregbarkeit, die unter dem stillen, frauenhaften Walten der Brite in „Die Brüder Mörk" zittert. Sie bestimmen die Atmosphäre des Lebens kraft jenes Elementaren in ihnen, das sich aller Auflösbarkeit entzieht, das hingenommen werden muß, wie es ist, und zu dem niemand den Zugang hat, der nicht in irgendeiner Weise wahlverwandt ist.

* * *

Im Zeichen dieſer ſchickſalvollen Unterworfenheit der Menſchen unter unbeherrſchbare Mächte ihrer Seele hat Geijerſtam das alte Motiv des Bruderzwiſtes neu und vertieft aufgenommen. „Die Brüder Mörk“ gibt eine meiſterhafte Pſychologie jenes Haſſes, der aus dem Verbundenſein durch Blutsverwandtſchaft und die hundertfachen Gemeinſamkeiten gleicher Jugend und Heimat ſtammen kann. Wie hier dem jüngeren leichtlebigeren Bruder gegenüber, der draußen ſein Glück ſucht — und unverdient findet, in dem anderen alle Empfindungen des älteſten Sohnes aus dem bibliſchen Gleichnis verſtärkt werden durch den heimlich brennenden Schmerz, daß der Glückliche *ihn* nicht mehr braucht, daß er, was *ſie* bindet, mit den Traditionen des Elternhauſes zugleich im Stich läßt und im Stich laſſen darf. Und wie dieſe Empfindungen durch alle aus großmütigem Herzen kommenden verſöhnlichen Handlungen des anderen nur geſteigert werden: das iſt mit tiefer Seelenkunde durchgeführt. Und pſychologiſch ebenſo fein iſt die Rolle, die der Frau des Älteſten in der Entfremdung der Brüder zufällt. Sie iſt eine von den in ſich ruheloſen, aus ſcharfem Verſtand und kalter, gemütloſer Leidenſchaftlichkeit gemiſchten Menſchen, die nur in einer Gemeinſchaft zu ſein brauchen, damit ſofort alle latenten Disharmonien zum Tönen, alle heimlichen Wunden zum Brennen kommen. Sie verſteht, allen dumpfen, keimhaften Haß hell, deutlich und lebendig zu machen, bis zu dem Grade, daß ſeine Lebensäußerungen nicht mehr vergeſſen werden können und in die Kette zerſtörender Ereigniſſe eintreten.

* * *

Als ſoziales Phänomen und eine heimliche Bedingung alles geſellſchaftlichen Wirkens zeigt Geijerſtam die Iſolierung des Einzelnen in zwei Romanen: „Das Haupt der Meduſa“ und „Gefährliche Mächte“. In dem erſten Roman der Verzweiflungskampf eines Menſchen, der an dieſe Einſamkeit nicht glauben will, der, wie ſein kleiner Junge auf der Straße jedem Fremden das Händchen zutraulich entgegenſtreckt, der Illuſion lebt, mit dem ganzen Schatz ſeiner Ideen, ſeiner Kraft, ſeiner Perſönlichkeit ſich geben und durchſetzen und geſellſchaftlich wirken zu können. Dies koſtet ihn erſt eine Freundſchaft. Denn dem kühlen Sixten Ebeling wird Tore Gam peinlich mit ſeinem Überſchwang, der Unbekümmertheit und Verblendung ſeines Glaubens an Unmögliches, dem unvernünftigen Enthuſiasmus. Im Grunde iſt das alles nichts als unbedingte Ehrlichkeit und Treue zu Idealen, die gut und notwendig ſind. Aber in dieſer Unbedingtheit, die ſich nicht anpaſſen *will*, liegt für Sixten Ebeling und für alle anderen Menſchen etwas Peinliches, Verſtimmendes. Zumal Tore Gam keine erobernde Natur iſt, ſondern der weiche Idealiſt, der wohl zerbrechen, aber ſich nicht durchſetzen kann. Aus Mitleid, einer befremdeten Verwunderung, einem ſtarken Unbehagen und leiſen Gewiſſensbiſſen und Verantwortlichkeitsgefühlen entſteht eine Stimmung gegen Tore Gam, die ſich zur Feindſeligkeit ſteigert, ihn entmutigt und zuletzt zur Verzweiflung treibt. Das Haupt der Meduſa ſchaut aus ſeinem Schickſal den kühlen Sixten Ebeling an, daß ihn ſchaudert: daß die Welt für den reinen Willen keinen Platz hat, daß ſie ihn um ſo ſicherer zerſtört, je reiner, naiver und zuverſichtlicher er war. Wir behaupten uns nur durch die Kompromiſſe, die wir ſchweigend eingehen können und durch die Kraft des Egoismus, der ſich abzuſchließen, auf ſich zurückzuziehen vermag. Aber das Größere und Edlere, der Wille, *mit* den andern Menſchen zu leben,

und die Bereitwilligkeit, die Leiden auf sich zu nehmen, die damit zusammenhängen — das erregt Anstoß, peinliches Aufsehen, Feindschaft, bis es zerrieben ist.

Eine ähnliche Vernichtung zeigt das Buch „Gefährliche Mächte". Nur in einem größeren, politisch und sozial bewegteren Horizont. Das Buch ist ein Kulturbild des modernen Schweden, seiner geistigen und sozialen Tendenzen. Es zeigt den Widerstreit des individualistischen Geistes der Oberschicht mit der Notwendigkeit sozialen Empfindens und Handelns, wie sie aus der geschichtlichen Bedeutung der Masse hervorgeht. Die geistig Führenden zerstören sich gegenseitig; durch Kritik und zu subtile Ansprüche, durch die Überkultur der Nuance, durch Stärkung und Steigerung des Einzellebens. Es kommt nichts Gemeinsames mehr zustande bei ihnen, weder in Gesinnung noch in Gefühl oder Tat. Und während jeder dem andern mehr und mehr unzugänglich wird, wächst doch bei allen die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit und das Leiden der Isolierung. Der Mann, der im Mittelpunkt des Buches steht, wird durch diese Einsamkeit zugrunde gerichtet. Sie geht bei ihm den umgekehrten Weg wie bei Tore Gam: erst verkennt, mißversteht und verurteilt ihn die öffentliche Meinung — richtiger die Clique, der er angehört, und die anderes von ihm erwartet hat — und dann erstarrt unter dem Eiseshauch dieser Einsamkeit sein Familienleben. Charakteristisch ist, daß auch hier, in Romanen, die ihre Voraussetzungen in bestimmten Tatsachen und Zuständen von sozialer Bedeutung haben, nur das Innerlichste und Persönlichste des menschlichen Lebens erfaßt und gestaltet ist. Das Äußere bleibt sogar fast schattenhaft, auch da, wo es recht eigentlich dazu gehört. Was zum Beispiel Tore Gam eigentlich literarisch und politisch vertritt, erfahren wir kaum. Der Kreis, in dem er arbeitet, bleibt uns fremd. Der Aufbau des Romans ist so, daß er gar keine Gelegenheit bietet, etwa durch Typen die Welt, die ihn zugrunde richtet, zu illustrieren. Und so ist es auch in allen anderen Romanen. Wie bei den Männern und Frauen Geijerstams überhaupt das persönliche Leben, in der Familie vor allem, das Leben schlechthin ist, dem gegenüber alles andere vollkommen gleichgültig wird, so bewegt sich auch seine Darstellung fast ausschließlich in den tiefsten Regionen der Seele. Allen illustrativen Milieuschilderungen haftet etwas ganz Subjektives an. Sie sind „eine Seelenstimmung" in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes, und zwar sowohl nach Art wie nach künstlerischer Absicht. Diesen Menschen — und es mag wohl zutreffen, daß darin etwas Verzärteltes und Dekadentes liegt — sind objektive Interessen sehr wenig, meist so gut wie nichts. Die Tat hat keine Lebensbedeutung für sie. Alle Schicksale kommen ihnen aus „dem Fühlenden" in ihnen. Und so werden sie in einem negativen Sinn Zeugen für das Nietzsche-Wort: „Alles Fühlende leidet an mir, aber mein Wollen kommt mir stets als mein Befreier und Freudebringer."

* * *

In der Darstellung der von ihm entdeckten feinen Konflikte des modernen Schweden liegt Geijerstams Stärke. Und so könnte man sich fast wundern, wie plastisch und lebensvoll er in einigen von den letzten seiner Romane — Karin Brandts Traum, die Brüder Mörk, die alte Herrenhofallee — das alte Schweden etwa in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts abbildet. Bis man sich klar macht, daß die Akzente und Lichter, die diese alten Typen reden und leuchten

machen, eben aus der ſtarken und feinen Fühlung für das Moderne kommen, für ſeinen Gegenſatz zur Vergangenheit, ſein Eigenes und Beſonderes.

Dieſe alten Lebensformen, die ſo feſt und ſtreng und unerbittlich gewaltig ſind, daß kein individuelles Gelüſten ſie ſtört und erſchüttert, dieſe Menſchen, an denen, ob ſie leidenſchaftlich oder ſtill, tatkräftig oder paſſiv ſind, doch auf keinen Fall die freſſende Selbſtanzweiflung der Modernen nagt: ihnen gehört die Liebe des Dichters, der ſich an der Gegenwart müde und krank geſehen hat. Freilich trägt er ein Stück von dem vibrierenden Seelenleben der Neuzeit in die ſtilleren Kreiſe des alten Schweden hinein. Aber er ſchafft den zarteren, komplizierteren Geſtalten, die er aus dem Weſen der Gegenwart beſeelt, ſtarke Gegenbilder, denen wir ſeine eigene Freude an ihnen anmerken. Beſonders prachtvolle alte Frauen, die mit koſtbar-überlegener Einfalt und Tatkraft, mit naiver Sicherheit und einem derben unfehlbaren Selbſtbewußtſein in den Wirrwarr von Leidenſchaft und Unruhe hineingreifen. Da iſt die köſtliche Tante Olivia in „Die Brüder Mörk“ — die unbeugſame alte Gnädige in der „Herrenhofallee“ und ein ganz ähnlicher Typus in „Karin Brandts Traum“, Menſchen, die in dem würdevollen Milieu der alten ſchwediſchen Adelsfamilien ſo ausdrucksvoll echt und zugehörig ſtehen, daß ohne irgendwelche Karikatur von ihnen der leiſe, feine humoriſtiſche Zug herweht, der den heimlichen Reiz dieſer altväteriſchen Bilder ausmacht.

In dieſen Geſchichten aus dem alten Schweden vor allem entfaltet ſich Geijerſtams Naturgefühl und ſeine Beherrſchung der landſchaftlichen Stimmung. Seen und Parks und vor allem der Wald, einſam königliche Winterherrlichkeit und die Helle, die ſtrahlende, laute Friſche des ſchwediſchen Frühlings ſind hier im Wechſel ihres Ausdrucks erlauſcht und greifbar geworden.

Hier noch überzeugender als in den Bauerngeſchichten. Es iſt eine Selbſttäuſchung Geijerſtams, die vielleicht unter dem Einfluß der naturaliſtiſchen Strömung ſtand, der er eine Zeitlang gefolgt iſt, daß er berufen ſei, Bauerngeſchichten zu ſchreiben. Selbſtverſtändlich bringt ein großer Künſtler der pſychologiſchen Beobachtung auch für dieſe Motive gewiſſe Vorausſetzungen mit. Aber es fehlt den Bauerngeſchichten Geijerſtams jene elementare Wahlverwandſchaft des Künſtlers mit ſeinen Geſtalten, die in Selma Lagerlöf noch lebendig iſt. Die Einfalt, die Selma Lagerlöf unmittelbar, groß und ehrlich ſieht, iſt hier „das Primitive“ geworden in der Nuance, die es für den Kulturmenſchen trägt. Hier wird man die Stärke Geijerſtams nicht ſuchen dürfen.

Er wird uns vielmehr ſtets am tiefſten berühren, wo er die Seele der Gegenwart auf den Höhen ihres Beſitzes und ihrer Schickſale begleitet. Hier iſt er ein Entdecker geworden, einer, der dunkel Gefühltes zuerſt ausgeſprochen, innerlichſt Geahntem Worte gegeben und Typen geſchaffen hat. Und ſchreiten ſeine Menſchen ihren Weg ſchweren Schrittes, Zweifel hinter gefurchten Stirnen und Unraſt in unfrohen Augen, ſo laſſen ſie uns doch die tiefe Intenſität des Lebens empfinden, wie ein Gut, das mit keinem Schmerz zu hoch bezahlt iſt.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Der gemeinsame Unterricht und das preußische Abgeordnetenhaus.** Nachdem schon bei der Beratung des Etats der höheren Mädchenschulen die Frage des gemeinsamen Unterrichts im preußischen Abgeordnetenhaus verschiedentlich gestreift war, gab am 31. Mai ein Antrag der Abgeordneten Eickhoff und Friedberg zu einer nochmaligen Erörterung Gelegenheit. Der Antrag bezweckte einen Beschluß, daß „in besonderen Ausnahmefällen" der Besuch der Knabenschulen für die Mädchen freigegeben werden solle. Die Verhandlungen zeigten einen kleinen Fortschritt der Stimmung zugunsten des gemeinsamen Unterrichts, sofern die ganze Linke und sogar Mitglieder der freikonservativen Partei für den Antrag stimmten. Die Stellung der Unterrichtsverwaltung vertrat Ministerialdirektor Dr. Schwartzkopff. Er hat für seine Ablehnung diesmal einen neuen — man könnte sagen: frauenrechtlerischen Grund gefunden. Die Mädchen sollten den weiblichen Einfluß nicht entbehren. Außerdem zog er vor allem die Abweichungen der Studienanstalt von der Knabenreformschule heran. Die Studienanstalt schöbe die Entscheidung für die Gymnasiallaufbahn ein Jahr später hinaus und verlängere den Lehrgang um ein Jahr mit Rücksicht auf die Natur der Mädchen. Diese Gründe sind natürlich nicht stichhaltig, weil ja doch in dem Antrag Eickhoff-Friedberg der gemeinsame Unterricht nicht generell, sondern nur ausnahmsweise gefordert wurde. Es scheint nach dem Gang der Verhandlungen, der zur Ablehnung des Antrages führte, daß die Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen erst dann Aussicht auf Erfolg haben wird, wenn die Konservativen einsehen, wie sehr sie sich mit der Ablehnung selbst ins Fleisch schneiden.

* **Zur weiblichen Leitung.** Die Unterrichtskommissionen beider Häuser des Landtages haben Petionen von Lehrern um Aufhebung der weiblichen Leitung an öffentlichen Mädchenschulen jeder Art verworfen.

Die Kommission des Abgeordnetenhauses, über deren Verhandlungen die Tagespresse eingehend berichtet, stellte sich auf den Standpunkt, daß sich auch Frauen zur Leitung gut eignen; es sei dies eine Frage der Persönlichkeit, wenn diese ihr Amt mit Takt ausfülle, sei die Unterstellung unter ihre Leitung für die Lehrer nicht unerträglich. Viele Lehrer seien sehr zufrieden mit der weiblichen Leitung; im übrigen solle man Erfahrungen abwarten, die jetzt nach einem Jahre noch gar nicht vorliegen können. An dem Prinzip der Beteiligung männlicher Lehrkräfte am Mädchenunterricht sei festzuhalten (ihr Ausschluß ist von seiten der Frauen auch noch niemals verlangt!) Der Kultusminister stellte sich vollständig auf die Seite der Kommission, und es wurde Übergang zur Tagesordnung beschlossen. Es scheint also, als ob die verantwortlichen Instanzen im preußischen Staat um die Gefährdung des Staatswohls durch die Direktorinnen weniger zittern als die Oberlehrer. Wie wird ihr zwiefach beleidigtes Mannesgefühl nun Genugtuung finden?

* **Akademisch gebildete Lehrkräfte an privaten höheren Lehrerinnenseminaren.** Die „Bresl. Ztg." schreibt:

„Wie erst jetzt bekannt wird, hat das Königl. Provinzialschulkollegium der Provinz Schlesien im Februar d. J. an die Leiterinnen der privaten höheren Lehrerinnenseminare in Schlesien — unseres Wissens gibt es deren in Breslau drei, in Liegnitz, Gleiwitz und Ratibor je eins — die Verfügung gerichtet, in Ausführung der Bestimmungen über die höheren Mädchenschulen und die weiterführenden Bildungsanstalten für die weibliche Jugend vom 18. 8. 08 spätestens bis zum 1. Oktober d. J. alle bisher an den Anstalten tätigen seminaristisch gebildeten Lehrkräfte durch akademisch gebildete zu ersetzen. Gegen diese Verfügung wandten sich die Leiterinnen der betroffenen Anstalten in einer Ein-

Digitized by Google

gabe an den Kultusminister. Die Eingabe wurde kurz vor Pfingsten vom Minister abschlägig beschieden. Die Leiterinnen der betroffenen Anstalten haben sich, nachdem sie beim Oberpräsidenten von Dallwitz in der Angelegenheit vorstellig geworden waren, mit einer erneuten Eingabe an den Kultusminister gewandt, in der sie im Interesse der Anstalten und ihrer ‚bewährten und verdienten Lehrerinnen' bitten, diese weiterhin in ihren Stellungen kommissarisch beschäftigen zu dürfen. Der Bescheid auf die Eingabe steht noch aus."

So sehr die Härte zu bedauern ist, die darin liegt, daß erprobte Lehrkräfte bei der Umwandlung des Seminars nicht weiter beschäftigt werden können, so wenig kann ein generelles Nachgeben der Regierung hier am Platz sein. Das Verkehrte ist eben, daß Privatseminare, die nicht über die erforderlichen Kräfte verfügen, à tout prix höhere Seminare werden und auf diese Weise die schon zu große Zahl dieser unzweckmäßigen Lehranstalten vermehren. Viel richtiger wäre nach dem Muster einiger Berliner Privatseminare die Umwandlung in Volksschulseminare.

* **Die obligatorische Fortbildungsschule für Frauen** wurde im Anschluß an eine Petition des Vereins der Kaufmännischen Angestellten in den letzten Tagen vor den Ferien im Abgeordnetenhaus besprochen. Die Petition wurde der Regierung, soweit sie die kaufmännischen Angestellten betraf, zur Berücksichtigung überwiesen, soweit sie sich aber auf die gewerbliche Fortbildungsschule bezog, nur als Material. Seitens der Regierung wurde geltend gemacht, daß es wegen des Mangels an Lehrkräften und in Anbetracht der Leistungsfähigkeit der Gemeinden vorläufig nicht möglich sein würde, die obligatorische Fortbildung über den Kreis der kaufmännischen Angestellten hinaus auszudehnen.

* **Die Zahl der weiblichen Studierenden an französischen Universitäten** hat im letzten Jahr eine erhebliche Zunahme erfahren. Sie betrug 3830 bei einer Gesamtzahl von etwas über 40000 Studenten, davon studieren über die Hälfte Literatur, etwa ein Drittel Medizin, etwa ein Achtel Naturwissenschaften und zirka 150 Jura.

Berufliches.

* **Angliederung von Frauenberufen an die Handwerkskammern.** In der Vollversammlung der Handwerkskammer des Regierungsbezirks Erfurt beschäftigte man sich mit der Frage: Inwieweit sind die Frauenberufe, wie Damenschneiderinnen, Putzmacherinnen, Friseusen an an die Handwerkskammern anzugliedern? Der Vorsitzende bemerkte hierzu, im Gesetz sei seinerzeit nicht zum Ausdruck gebracht worden, daß auch die weiblichen Gewerbetreibenden den Handwerkskammern unterstellt würden. Es spreche aber kein Paragraph gegen diese Angliederung. Man werde auf den gesetzlichen Grundlagen bis jetzt die weiblichen Träger von Gewerben zur Handwerkerorganisation nicht zwingen können; es müsse den einzelnen Hanwerkskammern überlassen bleiben, die Ausbildung der Lehrmädchen und deren Fähigkeit in dem erlernten Berufe zu überwachen. Auf Antrag des Vorsitzenden Jakobskötter wurde eine Kommission eingesetzt, die der Frage nähertreten und in der nächstjährigen Vollversammlung berichten soll.

* **Eine Gehilfin- und Meisterprüfungsordnung für das Putzmachergewerbe** hat, wie die „Modistin" mitteilt, die Handwerkskammer zu Insterburg für die in ihrem Bezirke ansässigen Putzmachereibetriebe erlassen.

* Der Berliner Magistrat hat die Berufung einer **Assistenzärztin** an das Krankenhaus Moabit beschlossen.

* **Gegen die Zulassung von Frauen an die österreichischen Staatsgewerbeschulen** nahm eine von mehreren Korporationen einberufene Protestversammlung aller technischen Berufe Stellung. In den beantragten Resolutionen wurde ganz entschieden gegen die im Erlasse des Ministeriums für öffentliche Arbeiten vom 28. Januar 1910 ausgesprochene Zulassung von Frauen und Mädchen an Staatsgewerbeschulen protestiert, „da diese Zulassung des weiblichen Elements zu den technischen Berufen die schon bestehende krasse Übersüllung des technischen Standes und damit die weitere Verproletarisierung zu fördern geeignet ist. Ein Bedarf an weiblichen Technikern ist infolge des übergroßen Angebotes an männlichen Bewerbern absolut nicht vorhanden und es wird die sofortige Zurückziehung dieses alle technischen Berufe schädigenden Erlasses, insoweit er sich auf die Staatsgewerbeschulen bezieht, verlangt."

* **Den Ehrengrad eines M. A.** (Magister of Arts) gewährte die Universität Manchester an Miß Mary Dendy in Anerkennung ihrer Verdienste um Hilfsschulen für schwachsinnige Kinder. Miß Dendy hat diese Wirksamkeit als Mitglied der lokalen Schulbehörde entfaltet.

Sozialpolitik.

Das Wahlrecht der Frauen für die Versicherungsämter ist von der Kommission zur Reichsversicherungsordnung bei Gelegenheit der Durchberatung von § 55 mit 13 gegen 9 Stimmen abgelehnt, nachdem es unter Bezugnahme auf die zahlreichen Petitionen von Frauenvereinen von freisinniger Seite gefordert wurde.

Die Kommission verhandelte auch bereits über die §§ 210 ff., die sich mit der Wöchnerinnenunterstützung beschäftigen. Das Zentrum wünscht nur den ehelichen Müttern das Wochengeld obligatorisch zuzubilligen, während den unehelichen Müttern nur auf dem Wege der Satzung die Gewährung des Wochengelds ermöglicht werden soll. § 210 wird unverändert angenommen, das heißt also, das Wochengeld wird nur in der Höhe des Krankengeldes gewährt und nicht, wie durch sämtliche Frauenpetitionen gefordert wurde, in der Höhe des Grundlohns. Auf Antrag des Zentrums wird in zwei neuen Paragraphen den Kassen das Recht gegeben, an Stelle des Wochengeldes Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim sowie Hauspflege zu gewähren, für welche die Kosten bis zur Hälfte vom Wochengeld abgezogen werden können. Ebenso wurde die Gewährung von Hebammendiensten und ärztlicher Geburtshilfe durch einen Zentrumsantrag verlangt und angenommen. § 212 und 213 wurden mit unerheblichen Änderungen angenommen. § 218 betreffend die Familienhilfe lautet in der Fassung der Kommission jetzt folgendermaßen:

„Die Satzung kann zubilligen: 1. Krankenpflege an versicherungsfreie Familienmitglieder der Versicherten, 2. Wochenhilfe an versicherungsfreie Ehefrauen der Versicherten, 3. Stillgeld an versicherungsfreie Ehefrauen der Versicherten, 4. Sterbegeld beim Tode des Ehegatten oder eines Kindes eines Versicherten. Es kann für den Ehegatten bis auf Zweidrittel, für ein Kind bis auf die Hälfte des Mitgliedersterbegeldes bemessen werden und ist um den Betrag des Sterbegeldes zu kürzen, auf das der Verstorbene selbst gesetzlich versichert war.

§ 218a. Versicherungsfreien Ehefrauen der Versicherten werden im Falle der Niederkunft die erforderlichen Hebammendienste und etwaige ärztliche Geburtshilfe gewährt."

Bei Schluß der Redaktion waren die Beratungen bis zu diesem Punkt fortgeschritten.

* **Die gleichberechtigte Einstellung der Frauen in die Armenpflege** ist in Stettin verwirklicht worden. Durch Gemeindebeschluß vom 21. April haben sich die städtischen Körperschaften damit einverstanden erklärt, daß fortan auch weibliche Personen zu stimmberechtigten Mitgliedern der Armenkommission gewählt werden können; doch sollen sie berechtigt sein, die Wahl ohne Angabe von Gründen abzulehnen.

* **Energische Bestimmungen zur Bekämpfung der Animierkneipen** hat das großherzogliche Staatsministerium in Oldenburg erlassen. Die Bestimmungen sind am 1. Juni in Kraft getreten und lauten folgendermaßen:

„In den Schankräumen sind alle Einrichtungen verboten, durch welche Räume oder Plätze versteckt, verhüllt oder in irgendeiner Weise dem freien Ein- und Überblick entzogen werden. Falls die Zugänge zu den Schankräumen durch Doppeltüren (Windfänge) gebildet werden, muß die innere Tür mit großen Glasfenstern versehen sein. Sie darf nicht mit Vorhängen verkleidet sein. — Mit dem Eintritt der Polizeistunde haben die Kellnerinnen die Wirtschaftsräume zu verlassen; sie dürfen sie vor 7 Uhr morgens nicht wieder betreten. Ausnahmen können in einzelnen Fällen vom Amt (Stadtmagistrat) zugelassen werden. — Die Kellnerinnen haben in den Wirtschaften anständige und durchaus unauffällige Kleider zu tragen. Insbesondere ist in der Regel verboten, Phantasie- oder sogenannte Nationalkostüme zu tragen. Die Kleider müssen stets am Halse geschlossen sein und mindestens bis zum Fußgelenk herabreichen. Besondere in dieser Beziehung ergehende Anordnungen des Amts (Stadtmagistrats) sind zu befolgen. — Den Kellnerinnen ist verboten, in unanständiger oder auch nur auffälliger Weise an den Fenstern oder Türen der Schankräume oder an den Haustüren zu verweilen, oder durch Worte, Gebärden oder andere Zeichen Personen in die Schankräume zu locken. — Die Kellnerinnen dürfen weder für sich noch andere Speisen oder Getränke von Gästen erbitten, noch Gäste zum Trinken auffordern oder bereden. Sie dürfen nicht mit den Gästen zusammen trinken oder Getränke oder Speisen von ihnen annehmen. — Zuwiderhandlungen werden, soweit nicht eine Bestrafung nach dem Reichsstrafgesetzbuch eintritt, mit Geldstrafe bis zu 150 ℳ bestraft. Kann die Geldstrafe nicht beigetrieben werden, so tritt an ihre Stelle entsprechende Haftstrafe."

Hoffentlich wird die Durchführung ebenso entschieden, wie der Wortlaut der Bestimmungen lautet.

Über die Tätigkeit der Polizeiassistentin in Hannover berichtete in der Deutsch-Evangelischen Frauenzeitung Gräfin J. v. d. Groeben folgende interessante Einzelheiten:

Die Arbeit der Hannoverschen Assistentin vollzieht sich folgendermaßen. Täglich ist sie von 9 bis 12 Uhr im Polizeigefängnis für Frauen, wo ihr ein Zimmer reserviert ist. Sie besucht alle Gefangenen in ihren Zellen und sucht sie zum Wiederbeginn eines ehrenhaften Lebens zu bewegen. Daß sie auch viel mit

Trinkerinnen, Kellnerinnen usw. zu tun hat und manch traurige Einblicke in deren Elend tut, versteht sich wohl von selbst. Die Besuche des Jahres April 1908 bis 1909 beliefen sich auf 1833 gegen 1730 und 1697 der Vorjahre.

Die ganze Rettungsarbeit beruht auf der Arbeitswilligkeit der unglücklichen Frauen. Hier habe ich den Wert der Fabrikarbeit schätzen gelernt — denn diese Unglücklichen in Familien oder Geschäfte unterzubringen, verbietet sich meist aus naheliegenden Gründen.

An die Stelle des sonst Wohnungs- und Arbeitsstelle und Arbeitsleistung kontrollierenden Polizisten tritt nun die Frau, die unauffällig in die Häuser gehen, unauffällig an den Fabriktoren warten kann, um zu sehen, ob ihre Sorgenkinder wirklich gearbeitet haben. Die Assistentin ist es, die den Arbeitswilligen die Invalidenkarten und die Stellen besorgt, sie, wenn nötig, hinbegleitet, für sie ein gutes Wort einlegt, falls sie einmal doch wieder gefehlt haben, auch bei dem Sittenkommissar. Manche dieser Frauen, — es sind auch sehr viel verheiratete dabei — fielen wiederholt in ihrer Probezeit zurück und arbeiteten sich schließlich doch frei. Das danken sie der unermüdlichen Geduld der Assistentin, unterstützt durch das Wohlwollen der Beamten, das in Hannover nicht genug zu rühmen ist. Die Länge der Probezeit, d. h. dieser halben Kontrolle unter Aufsicht der Assistentin, bestimmt der Sittenkommissar. Sie schwankte zwischen 2 und 13 Monaten und richtete sich mit nach dem Vorleben der Betreffenden. Der Einblick in die Akten steht der Assistentin frei. Sie führt Buch über ihre Schützlinge —, Listen haben sowohl die Polizei, wie die Vorsitzende der Ortsgruppe.

Neben dem Installieren der Arbeit ihrer Schützlinge, dem Aufsuchen solcher, die sich im Gerichtsgefängnis oder Krankenhaus befinden, sind es dann die Gänge zu den Verwandten, die sie zu versöhnen oder gut zu beeinflussen sucht, und die Besuche bei früheren Schützlingen, die einem ehrbaren Leben zurückgegeben sind, welche die Zeit und Kraft der Assistentin oft bis in die Nacht in Anspruch nehmen. Ihr entsagungsvoller, mit vielen Enttäuschungen verbundener Beruf bringt auch Stunden reiner Freude, wenn früher tief gesunkene Frauen als tüchtige, glückliche Hausfrauen ordentlicher Männer wiedergefunden werden, und sich dankbar über den Besuch ihrer Retterin freuen.

Folgende Zahlen werden vielleicht interessieren. Seit Beginn der Arbeit in Hannover Oktober 1904 haben sich 126 Frauen der Aufsicht und Fürsorge der Assistentin unterstellt, darunter 30 verheiratete.

Von der Kontrolle frei und somit wieder ehrliche Frauen wurden in nun (Oktober 1909) 5 Jahren: 64, darunter durch Heirat — leider nicht immer ein guter Grund — 5. Davon fielen in ihr altes Leben leider zurück 7, von denen eine durch Arbeit, eine durch Heirat wieder frei wurde und eine sich bessert. Von den Freigewordenen heirateten mehrere. Zirka 15 stehen jetzt in Arbeit.

Unterstützungen durch Geld kommen sehr selten vor. Dagegen hat die Assistentin häufig Gelegenheit, die allernotwendigsten Kleidungsstücke zu verabreichen. Der Lohn des Lasters fällt meist anderen zu —, den Gemeinsten, die es gibt. Kommt ein Zuhalter in Frage, so sind selbst die Mädchen, auf welche die Assistentin Hoffnung setzte, fast immer verloren. Die Arbeit an den unglücklichen Frauen legt auch denen, die mittelbar damit zu tun haben, die Pflicht unbedingter Verschwiegenheit auf.

Ich kann daher nur zusammenfassend sagen, daß, wenn die Überzeugung der Nutzlosigkeit und Verwerflichkeit des § 361, 6 R.-Str.-G.-B. nicht früher schon in mir gelebt hätte, ich durch die Praxis völlig davon überführt worden wäre. Die Meinung der Mädchen, daß sie Angestellte der Polizei und für die Gesellschaft notwendig seien, begegnet uns häufig und ist eine logische Folge dieses Ausnahmegesetzes.

Wie dieselbe Erkenntnis in einer einfachen Frau durch die Arbeit in ihr bis dahin unbekannter, dunkler Welt erwuchs und sich befestigte, hat mich zu beobachten interessiert und gefreut. Der vergiftende Einfluß der doppelten Moral für Frau und Mann wird bei der Arbeit der Assistentin in grauenhafter Weise klar. Die behördliche Sanktionierung der doppelten Moral durch den § 361, 6 R.-Str.-G.-B. ist die letzte Konsequenz jener leider auch heute noch durch angesehene, ja führende Geister vertretenen Anschauung, die die Frau nur für und durch den Mann bestehen läßt. Die Frau, im Gegensatz zu dieser alten, gewiß oft sehr edel gemeinten Auffassung, innerlich und pekuniär unabhängig vom Mann zu erziehen, auch ihr, gestützt durch wahre Gottesfurcht und Gottvertrauen, den Mittelpunkt in sich selbst, und nicht im Mann, zu geben, muß hier auch dem Kurzsichtigsten als zwingende Notwendigkeit erscheinen. Die wahre Liebe und Hingebung — und diese kann nur die würdige sein — auch gegen Menschen wird dadurch nur gewinnen.

* **In eine parlamentarische Kommission,** die einen Gesetzentwurf über die Behandlung der verbrecherischen Jugend ausarbeitet, wurde vom italienischen Justizminister die Vorsitzende der Unione femminile in Mailand berufen.

Politik und rechtliche Stellung der Frau.

* **Der Aufruf zur Konferenz der liberalen Frauen** (Juniheft der „Frau" S. 569) hat zu verschiedenen Anfragen geführt, die augenscheinlich aus dem Mißverständnis hervorgehen, als ob es sich dabei um eine Veranstaltung der sogenannten liberalen Frauenpartei handle. Wir weisen also nochmals darauf hin, daß die Frankfurter Konferenz von Frauen der fortschrittlichen Volkspartei veranstaltet wird, von Frauen also, die, ganz im Gegensatz zur liberalen Frauenpartei, im Verein mit den Männern und im Zusammenhang mit ihren politischen Organisationen politisch arbeiten wollen.

* Mehrere Petitionen um **selbständige Ausübung des Gemeindewahlrechts durch die grundbesitzenden Frauen** sowie eine Petition des Schles. Frauenverbandes um **das kommunale Wahlrecht für Frauen** wurden vom preußischen Abgeordnetenhaus auf Antrag der fortschrittlichen Volkspartei der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen.

* **Das Vereinsgesetz in Österreich** verbietet den Frauen noch immer die Teilnahme an politischen Vereinen. Am 3. Juni sprach eine Deputation des Frauenstimmrechtskomitees unter Führung des Abg. Dr. Ofner beim Ministerpräsidenten Baron Bienerth im Parlament vor, um ihn um Abschaffung des § 30 des Vereinsgesetzes zu bitten. Baron Bienerth erklärte, daß er die Wünsche der Frauen für gerechtfertigt halte, doch stehe er auf dem Standpunkt, daß man nicht einzelne Bestimmungen, sondern nur das ganze Gesetz einer Revision unterziehen könne. Im Falle einer Abänderung des Gesetzes werde er sich für die gerechten Forderungen der Frauen einsetzen.

Der Minister des Innern, Baron Haerdtl, hatte die Deputation am Tage vorher empfangen und erklärt, er verstehe, daß die Frauen ein Interesse daran hätten, politischen Vereinen anzugehören. Er werde stets bestrebt sein, ihnen in dieser Angelegenheit zu helfen. Daß den Frauen das aktive kommunale Wahlrecht zustehe, halte er für selbstverständlich und werde sich dafür einsetzen, daß die Frauen es erhalten.

Im Verfassungsausschuß des Abgeordnetenhauses stellte nun auch der Abgeordnete Silberer namens der christlichsozialen Partei den Antrag auf Eliminierung der Bestimmung, daß Frauen als Mitglieder in politische Vereine nicht aufgenommen werden dürfen. (§ 30 des Vereinsgesetzes.) Am 10. Juni ist denn auch im Verfassungsausschuß ein Antrag auf Zulassung der Frauen zu politischen Vereinen angenommen. Bis er ins Plenum des Abgeordnetenhauses kommt, wird allerdings noch eine Zeit vergehen.

* **Handelskammerwahlen in Budapest.** Im Budapester Handelskammerbezirke steht den selbständigen handel- und gewerbetreibenden Frauen das aktive und passive Wahlrecht für die Handelskammer zu. In Ausübung dieses Rechtes ist es bei den jüngst stattgehabten Wahlen der Agitation des Feministenvereins gelungen, über 600 Stimmen für den ersten weiblichen Kandidaten, Frau Ida Brauner, die Besitzerin der Budapester Eiswerke, aufzubringen. Die Zahl genügte nicht, um den Zweck zu erreichen, ist aber als erster Versuch bei der kaum zweiwöchentlichen Agitation überaus beachtenswert. (Neues Frauenleben.)

* **Frauenstimmrecht in Norwegen.** Als dem König am 7. Juni das Gesetz zur Sanktionierung vorgelegt wurde, das den Frauen für die Kommunalwahlen ein erweitertes Stimmrecht verleiht, riet der Handelsminister Arktander, die Sanktionierung nicht zu vollziehen. Nachdem sich die übrigen Mitglieder der Regierung für die Sanktionierung ausgesprochen hatten, vollzog der König sie. Darauf reichte Arktander seine Demission ein, die angenommen wurde. In Norwegen fürchtet man sich also nicht, auch einmal einen Minister über eine Frauenforderung stolpern zu lassen, während man bei uns die größten Ungerechtigkeiten wegen ein paar renitenter Universitätsprofessoren bestehen läßt.

* **Zum Frauenstimmrecht in England.** Am 14. Juni hat das Unterhaus eine von dem Vertreter der Arbeiterpartei eingebrachte Vorlage angenommen, die den Frauen das aktive Wahlrecht für das Parlament unter gewissen Bedingungen zugesteht. Die Annahme eines solchen Antrags ist freilich schon mehrfach erfolgt. Bisher bestand die Schwierigkeit jedoch immer darin, daß ein derartiger Antrag während der Session nicht zur zweiten Lesung kommen konnte. Das hing damit zusammen, daß für Anträge von Parlamentsmitgliedern, sogenannte „Private Bills", nur ein Nachmittag in der Woche freigegeben ist. Gegen Schluß der Session pflegt die Regierung diese Nachmittage ihrerseits zu belegen, oder es wurde durch Obstruktion die Annahme in zweiter Lesung verhindert. Da aber diesmal die Regierung vor dem Wahlkampf und nachher ausdrücklich erklärt hat, daß sie einer Vorlage zum Frauenstimmrecht, wenn sie von privater Seite eingebracht werde, keinerlei Hindernisse in den Weg legen würde, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Bill diesmal durch die zweite Lesung gehen wird. Sie gewährt, wie gesagt, ein beschränktes Wahlrecht. Als Wählerin kann nämlich jede Frau eingetragen werden, die einen eigenen Haushalt besitzt oder 200 Mark Miete bezahlt. Sie wird auch durch Verheiratung nicht wahlunfähig, solange keine Gütergemeinschaft vorliegt und ihr eigener Besitzstand dem Wahlgesetz entspricht. Wahlberechtigte Männer, die durch ihren Beruf an der Beteiligung an den politischen Wahlen unbedingt gehindert sind,

wie Matrosen und Soldaten, können ihr Wahlrecht an ihre Frau übertragen. Es ist wahrscheinlich, daß auch das Oberhaus diesem Entwurf zustimmen wird, schon um nicht einen neuen Konflikt mit dem Unterhaus heraufzubeschwören.

Totenschau.

Im 90. Lebensjahr starb in Hastings die erste Frau, die im 19. Jahrhundert den medizinischen Doktortitel erwarb: **Elizabeth Blackwell.** Ihr Lebens- und Studiengang ist in der „Frau" (3. Jahrg. S. 541) schon einmal dargestellt, ihre Bedeutung hier und in manchen anderen Zusammenhängen gewürdigt. Elizabeth Blackwell hat selbst in einem biographischen Werk Pioneer work in opening the medical profession to women (London, Longmans Green and Co.) die Geschichte ihres Studiums und Berufs geschrieben. Mehr als heute — das geht aus diesem einfach sachlichen Bericht hervor — hing der Erfolg damals nicht nur an der Leistung, sondern an der Persönlichkeit. Und nur jemand, der alles vereinte: wissenschaftliche Fähigkeit und alles, was man frauenhaft im besten Sinne des Wortes nennen kann, konnte diesen Erfolg erringen. Mit Elizabeth Blackwell ist eine jener Seniorinnen der Frauenbewegung aus dem Leben geschieden, in denen der sittliche Kern der Bewegung am reinsten und leuchtendsten zur Geltung kam.

Am 9. Juni starb in Wien die Vorsitzende des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins und die Herausgeberin seines Organs Fräulein **Auguste Fickert.** Sie ist eine der bedeutendsten und markantesten Persönlichkeiten der österreichischen Frauenbewegung. Als Volksschullehrerin in ständiger und naher Beziehung zu sozialen Problemen, hat sie mit größter Entschiedenheit die soziale Seite der Frauenbewegung vor allem betont. Sie hat sich in ihren politischen Überzeugungen der Sozialdemokratie genähert, ohne ihr jedoch vollständig anzugehören. Sie vertrat innerhalb der österreichischen Frauenbewegung die radikale Seite, vertrat sie auf der Grundlage einer umfassenden volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Bildung und einer hohen ethischen Gesinnung. Den deutschen Frauen ist Auguste Fickert nicht nur als Leiterin der Zeitschrift „Neues Frauenleben", sondern auch durch ihre vorzügliche Darstellung des österreichischen Frauenbildungswesens im Handbuch der Frauenbewegung Bd. III bekannt. Die Stellung, die sie in ihrem Organ speziell zu der von „Der Frau" vertretenen Richtung der Frauenbewegung eingenommen hat, war nicht immer zustimmend; das hindert uns jedoch nicht, ihrer geistigen Bedeutung und der inneren Konsequenz ihrer Anschauungen und Überzeugungen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Versammlungen und Vereine.

Beiratskonferenz des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht.

Die gerade in den letzten Jahren erfolgte Vergrößerung des Arbeitsgebietes des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht ließ es notwendig erscheinen, außer der alle zwei Jahre stattfindenden Generalversammlung in jedem Frühjahr eine Beiratskonferenz zu veranstalten, an der die Vorsitzenden der Landesvereine und der Vorstand teilnahmen. Die erste Konferenz, die am 20. Mai in Meiningen stattfand, hat gezeigt, wie nützlich diese Veranstaltung für die Arbeit des Verbandes ist. Man hat, außer internen Angelegenheiten, zu wichtigen Fragen Stellung genommen und sich in dem kleineren Kreise schnell und angenehm geeinigt. Es wurde beschlossen, den angeschlossenen Vereinen und Ortsgruppen für den nächsten Winter eine rege Propaganda für das aktive und passive Wahlrecht der Frauen zu den Handels-, Gewerbe- und Arbeitskammern zu empfehlen. Ferner sich mit der Reichsversicherungsordnung zu beschäftigen, sich aber dabei mit seinen Forderungen lediglich auf das passive Wahlrecht zu den verschiedenen Instanzen zu beschränken.

Im Oktober 1909 wurde auf der letzten Generalversammlung des Verbandes beschlossen, bei dem Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg noch vor Eröffnung des Reichstages um eine Audienz nachzusuchen, um dem Reichskanzler, wie man es seinerzeit auch beim Fürsten Bülow getan hatte, die Forderungen der deutschen Frauen hinsichtlich ihrer politischen Rechte zu unterbreiten. Der Reichskanzler lehnte jene Audienz mit dem Hinweis auf Mangel an Zeit ab. Man beschloß nun, in anbetracht der reaktionären Art und Weise, wie der Reichskanzler sich inzwischen über die politische Betätigung der Frauen geäußert hat, sowie seiner

ganzen bisherigen staatsmännischen Leistungen, davon abzusehen, weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu unternehmen.

Der preußische Landesverein hatte einen Antrag eingebracht, man möge geeignete Maßnahmen ergreifen, um ein weiteres Umsichgreifen der sogenannten gemäßigten Stimmrechtsbewegung verhindern zu suchen. Man sah auf der Konferenz das beste Mittel darin, seinen einzelnen Organisationen zu empfehlen, die Forderung des allgemeinen, gleichen Frauenstimmrechts in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion zu rücken und in der Begründung darauf hinzuweisen, daß gerade der deutsche Verband für Frauenstimmrecht durch diese Forderung der einzige parteipolitisch neutrale Verband sei. Die nächste Tagung der Beiratskonferenz soll im Frühjahr 1911 in Jena stattfinden. Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatten sich abends zu der öffentlichen Versammlung, in der die Vorsitzende des badischen Landesvereins, Frl. Helene Schleß-Konstanz, die Forderung des Frauenstimmrechts begründete, eine so große Anzahl Gäste eingefunden, daß der große Saal sie kaum alle beherbergen konnte. Den überzeugenden Argumenten der Rednerin gelang es, eine große Zahl neuer Mitglieder zu gewinnen, so daß sofort eine Ortsgruppe Meiningen gegründet wurde.

Martha Zietz.

Der ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen

veranstaltete unter dem Vorsitz von Fräulein Friedenthal am 8. Juni in Berlin eine Versammlung mit dem Thema „Frauenforderungen zur Reichsversicherungsordnung". In drei Referaten von Fräulein Anna Schmidt (Verband erwerbstätiger katholischer Frauen und Mädchen), Fräulein Else Lüders (Bureau für Sozialpolitik), Fräulein Dr. Margarethe Bernhard (Arbeiterinnenschutzkommission des Bundes Deutscher Frauenvereine) wurden die Organisationsfragen, die Mutterschaftsversicherung und die Hinterbliebenenversicherung beleuchtet. Verlangt wurde zu dem ersten Punkt Versicherung der Hausgewerbetreibenden bei den Ortskrankenkassen, Ausdehnung der Versicherungspflicht auf das Krankenpflegepersonal und Versicherungszwang bis zu einem Einkommen von 3000 Mark. Fräulein Lüders verlangte zur Mutterschaftsversicherung: Erhöhung des Wochengeldes auf den vollen Grundlohn, obligatorische Familienversicherung, insbesondere obligatorische Wochenhilfe an versicherungsfreie Ehefrauen der Versicherten, ferner obligatorische Gewährung von Hebammendiensten, Schwangerenunterstützung, Stillgeld, Hauspflege oder Aufnahme in Entbindungsanstalten. Zur Hinterbliebenenversicherung forderte Fräulein Dr. Bernhard Gewährung der Witwenrente schon bei Einbuße der halben Erwerbsfähigkeit und eine Witwenaltersrente vom vollendeten 65. Lebensjahre ab, Gewährung des sogenannten Witwengeldes an jede Witwe, Erhöhung der Waisenrenten und Ausdehnung ihrer Zahlung bis auf das 16. Lebensjahr, Gewährung einer Teilrente an uneheliche Kinder beim Tode des alimentenpflichtigen Vaters. In einer Resolution wurde die Zustimmung zu diesen Forderungen und das Einverständnis der Versammlung mit einer Petition ausgesprochen, die sie dem Reichstag übermittelt.

Der Verein Jugendschutz-Berlin

veranstaltete gemeinsam mit der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur am 10. Juni im Bürgersaal des Berliner Rathauses eine Gedächtnisfeier für Frau Hanna Bieber-Böhm. In vier Ansprachen von Fräulein Elisabeth Mießner, Herrn Dr. Albert Levy, dem Leiter der Zentrale für private Fürsorge, Fräulein Helene Lange und dem Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur, Professor Wilhelm Förster, wurde die Entwicklung, das Lebenswerk und die Bedeutung der Verstorbenen nach den verschiedenen Seiten hin beleuchtet. Fräulein Mießner gab ein Gesamtbild der Persönlichkeit von Hanna Bieber-Böhm und ihres Lebenswerkes, die übrigen Redner feierten ihr Gedächtnis entsprechend den von ihnen vertretenen Arbeitsgebieten, Fräulein Helene Lange zugleich im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine.

Kartell der deutschen Frauenklubs.

Aus Anlaß der Feier des 10jährigen Bestehens des Deutschen Frauenklubs Berlin gab die erste Vorsitzende Exz. von Leyden die Anregung, zur Förderung gemeinsamer Interessen ein Kartell der deutschen Frauenklubs zu begründen. Nach längeren Vorarbeiten ist dieser wertvolle Gedanke verwirklicht worden durch Zusammenschluß von 15 Frauenklubs, nämlich: Berlin: Deutscher Frauenklub und Berliner Frauenklub von 1900, Cassel, Cöln, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Freiburg, Hannover, Königsberg, Leipzig, Stettin, Stuttgart, Wiesbaden, Wien, die insgesamt etwa 5000 Mitglieder zählen.

Nach den in der konstituierenden Versammlung in Berlin angenommenen Satzungen steht es den Mitgliedern der angeschlossenen Klubs frei, solange sie ihren heimatlichen Klub nicht besuchen können, gegen Vorzeigung der Kartellkarte bis zu zwei aufeinanderfolgenden Monaten ohne besondere Gebühr oder Formalität in den Kartellklubs zu verkehren.

Vorsitzende des Kartellvorstandes ist Exz. von Leyden, Berlin; Schriftführerin Frau J. Levy-Rathenau, Berlin.

Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform.

Die zweite Konferenz, die der Zentralverband unter dem Vorsitz von Fräulein Dr. Bäumer am 11. Juni in Berlin einberufen hat, brachte einen freien Meinungsaustausch über den sogenannten „vierten Weg" d. h. den über das Lehrerinnenseminar, der nach dem Ministerialerlaß vom 3. April 1909 den Frauen neben den drei Wegen über die Abiturien eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule zum Studium an der philosophischen

Fakultät der preußischen Universitäten offenstehen soll.

Die erste Rednerin, Frau Pastor Jähner-Liegnitz, die selbst ein Seminar leitet, befürwortet warm den „vierten Weg". Eine immer größere Spezialisierung des Unterrichts zeige sich als notwendig, und es sei daher zu begrüßen, daß im Seminar eine Vorbereitung auf philosophische Studien an der Universität anerkannt werde, die statt der mathematischen oder philologischen Fächer die philosophischen (gemeint sind Pädagogik, Psychologie und Religion) in den Mittelpunkt stelle. Diese Vorbereitung sei eine spezifisch deutsche, sie fuße nicht auf fremden Kulturen und müßte nicht nur den Mädchen, sondern mit der Zeit auch den Knaben in einer neuen deutschen Oberschule gewährt werden.

Eine Zwischenstellung nimmt die zweite Rednerin, Fräulein Treuge-Berlin, ein. Sie findet, daß das heutige Lehrerinnen-Seminar keine geeignete Vorbildung für Universitätsstudien vermittle, möchte aber doch weiterstrebenden Lehrerinnen die Möglichkeit nicht abgeschnitten sehen, noch die Universität beziehen zu können, und zwar ohne nachträglich ein Abiturium machen zu müssen, das von reifen Menschen verlangt, sich auch in solchen Fächern vorzubereiten, die ihrem künftigen Studium fernliegen.

Als letzte Referentin weist Fräulein Helene Lange darauf hin, daß in keinem der anderen Länder, wo die Universitäten zum Teil seit 50 Jahren den Frauen offenstehen, die Mädchen eine andere Vorbildung zum Studium erhalten als die Knaben, ebensowenig wie sie etwa in der Kunst oder im Handwerk auf eine spezifisch weibliche Art vorgebildet werden.

Im Ministerium habe es sich bei Eröffnung des vierten Weges darum gehandelt, dem Seminar ein Privilegium zu gewähren. Für die studierenden Frauen handle es sich aber darum, in opportuner Weise zu Fachwissen und Berufsstudium geführt zu werden, und das sei nur möglich auf denselben Wegen, welche von den männlichen Studierenden eingeschlagen werden.

In der Diskussion betonte Herr Direktor Hafa-Gradau und Fräulein Weltmann (als Vertreterin der katholischen Oberlehrerinnen) die Vorzüge des seminaristischen Bildungsganges. Er könne, besonders durch den Betrieb der Pädagogik und Psychologie, ebenso „wissenschaftlich" sein wie die Studienanstalt.

Herr Prof. Cauer, Herr Oberlehrer Ziertmann und Fräulein Schlodtmann machen dagegen geltend: Der Betrieb der ethischen Disziplinen im Seminar werde kein wissenschaftlicher sein und sei in den Bestimmungen des Ministeriums auch gar nicht als solcher vorgesehen. Das Seminar sei vielmehr als Berufsschule gedacht und als solche von vornherein nicht die geeignete Vorbereitungsanstalt für philosophische Studien an der Universität.

Fräulein Martin-Berlin fürchtet, daß bei der Doppelrolle des Seminars dem Lehrberuf nur die unfähigsten Elemente verbleiben werden, und Fräulein Drees-Hannover sieht voraus, daß die seminaristisch vorgebildete höhere Lehrerin unter ihren Kollegen nie volle Anerkennung und vollen Wirkungskreis erringen wird.

Herr Geheimrat Harnack und Herr Prof. Herrmann geben den Bedenken Ausdruck, welche die Universitätsprofessoren einer Herabminderung des Niveaus der Vorbildung gegenüber empfinden. Fräulein von Keudell möchte die Eltern über die Vorteile der Studienanstalt gegenüber dem Seminar aufgeklärt wissen. Im Publikum täusche man sich darüber, daß das Seminar keineswegs zu allen Universitätsstudien berechtige, sondern nur zu den philosophischen, die auf den Lehrberuf vorbereiten, unter denen noch einige, wie das der alten Sprachen, von selbst wegfallen.

Von vielen wird es als eine gute Lösung betrachtet, die bestehenden Seminarien in Oberrealschulstudienanstalten zu verwandeln und an ihre Stelle Einheitsseminarien zu setzen, die ausschließlich Berufsschulen sein wollen und Lehrerinnen für Volksschulen und die Elementarfächer der höheren Schulen gemeinsam vorbereiten.

Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau.

Der Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau hat ein Flugblatt veröffentlicht über die Bedeutung des kleinen Befähigungsnachweises für die Frauen. Das Gesetz kennt keinen Unterschied nach Geschlecht, sichert somit auch den Frauen eine gründliche fachgewerbliche Ausbildung und ist berufen, den großen Mißständen, besonders auf dem Gebiete der Damenschneiderei, ein Ende zu machen. Gerade hier wird in tausenden von Fällen der weibliche Lehrling durch eine 3- bis 4monatliche Lehrzeit schwer geschädigt. Vielfach kann die Lehrmeisterin selbst nichts. Nach dem Gesetz wird eine ordnungsmäßige Lehrzeit von 2 bis 3 Jahren gefordert, außerdem aber das Bestehen der Meisterprüfung für den Lehrherrn zur Bedingung gemacht. Bis zum 1. Oktober 1913 aber können Schneiderinnen, die 24 Jahre alt sind, unter bestimmten Voraussetzungen, auch ohne die Gesellenprüfung bestanden zu haben, zur Meisterprüfung zugelassen werden. Der Verband wird daher dahin wirken, daß überall von den Handwerkskammern Meisterinnenkurse errichtet werden. — Dringend notwendig aber ist es, daß tüchtige Schneiderinnen die Hand zum Aufstieg ergreifen, die das Gesetz ihnen bietet. — Frauen, die sich an einem solchen, in Berlin zu veranstaltenden Kursus in Damenschneiderei beteiligen wollen, werden gebeten, sich bald im Bureau des Verbandes, Berlin W., Linkstraße 11 I, schriftlich zu melden.

Das Flugblatt ist unentgeltlich durch den Verband zu beziehen.

Bücherschau.

Literaturgeschichte.

„Goethe. Wilhelm Meisters theatralische Sendung." Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren. Von Dr. Gustav Billeter. Zweite durchgesehene Auflage. (3. und 4. Tausend.) Verlag von Rascher & Cie. in Zürich. Über den die ganze Kulturwelt erregenden glücklichen Fund des Ur-Meister berichtet Dr. Billeter folgendes: „Im Dezember 1909 übergab mir einer meiner Schüler, der Sohn des Herrn Dr. med. D., eines Urenkels der Frau Barbara Schultheß, ein Manuskript, indem er mich bat zu prüfen, ob es ein Autogramm Goethes oder sonst irgendwie von Bedeutung sei. Das Ergebnis soll im folgenden weiteren Kreisen mitgeteilt werden." Der Herausgeber bittet dann sozusagen um Entschuldigung, daß er „als Dilettant im alten italienischen Sinne" den Mitteilungen von Textproben eine Einleitung vorausgeschickt habe, „in der er neben dem Fundbericht und einigen einführenden Bemerkungen auch seine ersten Eindrücke festzuhalten sucht, schon darum, weil ja in dieser Weise ‚erste' Eindrücke von ‚Wilhelm Meisters theatralischer Sendung' einem andern nicht mehr vergönnt sein werden." Diese ersten Eindrücke mögen nun hier wiedergegeben werden, um die eigene Lektüre einzuleiten. Eine Schätzung des Ur-Meister selbst ist selbstverständlich im Rahmen dieser Besprechung ausgeschlossen. Ende Januar machte sich nach seinem Bericht der Herausgeber an die Durchsicht des Manuskripts, in dem er eine Abschrift der Lehrjahre nach irgendeinem Druck vermutete. Er beginnt eine systematische Durchsicht. „Freilich nur, um sie bei der ersten Zeile wieder abzubrechen. Denn daß ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' nicht so treuherzig episch begannen: ‚Es war einige Tage vor dem Christabend 171—, als Benedikt Meister, Bürger und Handelsmann zu M—, einer mittleren Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzgen abends gegen achte nach Hause ging', sondern lebhaft dramatisch mitten in eine ganz andere Szene hineinführten, wußte ich natürlich wohl." Ein Satz aus der Einleitung von Schweizer in der Heinemannschen Ausgabe des Wilhelm Meister bringt mit einem Schlage Licht: „Der vollständige Titel scheint jedoch ursprünglich nach einer Angabe Knebels ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung' gewesen zu sein." Eben dieser Titel fand sich vor dem dritten Buche der Handschrift. „Ein schwer zu beschreibendes Gefühl durchdrang mich .... Das ist, rief ich aus, der alte ‚Wilhelm Meister'. — Zufällig hatte ich ein paar Wochen vorher, in ganz anderer Absicht, die ganze Reihe der Briefe des jungen Goethe und weiter bis zu seiner Flucht nach Italien durchgeblättert. Immer wieder war mir der Name Wilhelm Meister begegnet, in unauflöslicher Verbindung mit dem Namen jener Frau, die für Goethe damals noch so viel bedeutete; die Sendung des vierten Buches an Frau Barbara Schultheß war mir nicht entgangen, und nicht ohne Bewegung hatte ich die Stelle gelesen, da Goethe den Wilhelm Meister sein geliebtes dramatisches Ebenbild nennt. Und nun hielt ich in meinen Händen diese Bücher, aus denen der Abglanz jener herrlichen Jahre mir entgegenleuchten mußte, eine köstliche Gabe des Schicksals, das sonst so wenig unerwartete Freuden spendet. Als erster durfte ich nach mehr als hundert Jahren diese Blätter betrachten, die ich mit umso größerer Erwartung zu lesen begann, als mir bis dahin der junge Goethe, Goethe vor Italien den stärksten Eindruck gemacht, mir das meiste gesagt hatte. Im Morgengrauen legte ich das erste Buch weg, tief ergriffen, in einem unbeschreiblichen Gefühle des Glückes. Wie gute Geister umschwebten mich die Gestalten, denen der Achtundzwanzigjährige Leben und seine Seele eingehaucht. Weihnachtsstimmung, so lang verschwunden, die ganze Kinderzeit mit all ihrem verworrenen, oft schmerzlichen Drang und ihrer doch so hoffnungsreichen Seligkeit, des Jünglings Streben und Kämpfe — alle Saiten waren von einer Zauberhand angeschlagen. Gleich einem Traum war die süßbittere Geschichte von Wilhelms und Mariannens Liebesglück und Not vor mir vorübergezogen; nur einer konnte so erzählen, das stand mir klar vor Augen — und auch er nur einmal in seinem Leben." Es folgen sodann Proben, durch welche das erste und zweite Buch des Wilhelm Meister mit Hinzunahme der Lehrjahre rekonstruiert werden können, ferner noch einzelne Stellen. Das Erscheinen der ersten Gesamtausgabe, die Professor Dr. H. Mayne in Bern besorgen wird, ist gegen Ende des Jahres zu erwarten.

„Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte." Bei Haessel, Leipzig, gibt der bekannte Literarhistoriker, Prof. J. O. Walzel seit 1909 eine sehr wertvolle Reihe von „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte" heraus. Diese in zwangloser Folge erscheinenden Hefte sollen der Verwissenschaftlichung der Literatur dienen und beleuchten

demnach ältere und neuere Literaturprobleme, bezw. literarische Einzelerscheinungen auf Grund der neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung. Ferner liefern sie solcher Beleuchtung durch gewissenhaftes Forschen im kleinen das zuverlässigste und nur durch peinlich genaue Einzeluntersuchung erreichbare Material. Soweit sich das Unternehmen auf jüngere und jüngste Erscheinungen bezieht, ist, wie ja überhaupt, von dem Gesichtspunkt ausgegangen worden, daß keine literarische Persönlichkeit, kein Werk in unabhängiger Isoliertheit dasteht, sondern daß alles seine Wurzeln hat im gesamten geistigen Besitz der Menschheit und demnach, soviel neues es auch bringen mag, stets die Fortsetzung von etwas Gewesenem ist, also zugleich historisch begriffen werden muß. In älterem Wurzelndes, auf neues Hinweisendes herauszufinden, die großen Zusammenhänge eines Bestehenden mit Vergangenem und Künftigem zu ergründen und darzustellen: das beabsichtigen diese Untersuchungen, durch welche sich naturgemäß auch Verwandtes zusammenfindet, was die Charakteristik ganzer Literaturperioden oder bestimmter rein formaler Bestrebungen erleichtert.

Walzel selbst eröffnet die Reihe mit seinen interessanten „Hebbelproblemen". Sodann muß Julia Wernlys „Prolegomena zu einem Lexikon der ästhetisch-ethischen Terminologie Fr. Schillers", obgleich anscheinend auf ein nur enges Sondergebiet beschränkt, als eine hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit sehr tüchtige und weitzielende Arbeit angesehen werden. Es ist bekannt, daß die Lektüre der ästhetischen Schriften Schillers, sowie der damit zusammenhängenden Gedichte philosophischen Inhalts dem Laien manche Schwierigkeiten bietet. Das liegt zum Teil an der uns fremd gewordenen Terminologie, wie sie sich aus der Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts herleitete. Sodann daran, daß sie durch Schiller als Philosoph und zugleich als Dichter — der weit hervorragender war wie der Philosoph — erweitert wurde. Sie erhielt so, im Gegensatz zu dessen Schulformeln lebendiges, entwickelungsfähiges Leben, aber auch einen so vieldeutigen Inhalt, daß widersprechende Deutungen nicht ausblieben. Jede andere Deutung aber als die im von Schiller gewollten Sinne, mußte auch zu falscher Interpretation der Schillerschen Gedankenwelt veranlassen. Julia Wernly, die ihre Leistung nur als Vorstudie zu einer späteren größeren Arbeit auffaßt, unterzieht hier vor allem diejenigen Termini einer eingehenden Untersuchung, die ihr für den Dichter besonders charakteristisch erschienen und für die Bestimmung des Schönheitsbegriffs von Wichtigkeit sind. Auch zieht sie dabei alles in Betracht, was über einzelne Bezeichnungen bereits geschrieben worden ist und geht, wo nötig, deren erstem Auftreten bis in die griechische Philosophie nach. Dank ihrer gründlichen Forschung, ihrer umfassenden Belesenheit, aber auch ihrer feinen Fähigkeit zu kombinieren und auszudenken, schärft sie unser Verständnis für Schiller, macht uns Befremdendes ganz vertraut und fördert somit den Gewinn, den wir aus Schillers ästhetisch-ethischen Abhandlungen ziehen können.

Besonderen Gewinn dürften Literaturlehrende weiter aus Rudolf Buchmanns Untersuchung der „Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens" ziehen, die zugleich eine lebenswarme Vorführung dieses Lieblingskindes der Romantik bedeutet. Ihnen sei schließlich auch Hans Brachers „Beitrag zur Technik der Novelle: Rahmenerzählung und Verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm" empfohlen. Der Verfasser weiß uns die Eigenart eines jeden dieser Schriftsteller trefflich zu erschließen und uns das Verständnis für eine Kunst zu vermitteln, die er mit Recht eine „strenge und verschwiegene, aber erhabene" nennt.

Anna Brunnemann.

Geschichte und Biographie.

„Luise, Königin von Preußen." Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen. Zusammengestellt von P. Gärtner & P. Samuleit. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins. (In feinster zweifarbiger Ausstattung, mit zwei noch nicht reproduzierten Bildern und in „Seidenleinen" gebunden 3 *M.*) Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Das Buch, das hoffentlich noch rechtzeitig kommt, um bei den Schulfeiern zum Gedenktage genügend berücksichtigt zu werden, bietet eine von gesunden Grundsätzen geleitete Auswahl von Dokumenten, die in ihrer Gesamtheit ein von dem üblichen Weihrauchduft und den sentimentalen Phrasen, mit denen man gerade dieser Königin einen so schlechten Dienst geleistet hat, freies Lebensbild darstellen. Es wird zugleich zu einer Darstellung jener unglücklichsten und doch an großen Momenten nicht armen Epoche aus Preußens Geschichte, die mit Luisens Leben zeitlich zusammenfällt. Jedenfalls wird es auch nach dem 19. Juli als dauernd wertvolle Quellensammlung besonders für Lehrer-, Schüler- und Volksbibliotheken in Betracht kommen.

„Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau." Neue billige Ausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Pr. geb. 5 Mark.) Diese reich bemessene Auswahl aus Moltkes Briefen an seine Braut und Frau gibt uns einen Einblick in das überaus innige Verhältnis zwischen beiden, zugleich aber bei der großen Lebendigkeit der Briefe (zu jener Zeit schrieb man noch Briefe) eine Charakteristik des Briefschreibers, wie zwischen den Zeilen auch seiner Lebensgefährtin. Da die Briefe den Zeitraum vom Jahre 1841 bis zum Jahre 1868 umfaßt, an dessen Schluß Frau von Moltke starb, so zieht eine Folge der Ereignisse an uns vorüber, die die neueste Entwicklung in Deutschland einleiteten. Der hübsch ausgestattete Band bringt ein überaus lebensvolles Bild von Marie von Moltke.

Kleine Mitteilungen.

Die Leiterin der „Geschäftsstelle der Alterspensions- und Invaliditätsversicherung der Mitglieder Deutscher Frauenvereine" der „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Behrenstr. 60/61, richtet an alle alleinstehenden und erwerbenden Frauen die eindringliche und freundliche Mahnung, kleine Ersparnisse namentlich für eine Sicherstellung im Alter und bei eintretender vorzeitiger Erwerbsunfähigkeit anzulegen, die im früheren Todesfalle den Angehörigen zurückerstattet werden und auch bei etwaiger Zahlungsunfähigkeit nicht verloren sind. Das Elend jener Frauen, welche nicht Fürsorge getroffen haben, ist meist so groß, daß man nicht oft genug darauf hinweisen kann, sich eine Pensionsberechtigung zu verschaffen, ehe es zu spät ist. Auch Nichtvereinsmitgliedern wird jede Auskunft erteilt.

Henriette Goldschmidt.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Neuling, Carlot Gottfrid. „Quellen im Sande". Roman. Egon Fleischel u. Co. Berlin. Preis 3,50 Mark.

Salberg, Frau Maria und Glas, Frau Elisabeth. „Unser Dienstmädchen". Was es wissen und leisten muß, und wie es sich benehmen soll. 2. verbesserte Auflage. Pb. L. Jung, München. Preis eleg. geb. 1,50 Mark.

Schloß, Th. „Mutter und Sohn". Erfahrungen einer Mutter bei der Erziehung ihrer Söhne. C. Koch, Verlag Nürnberg. Preis 40 Pfg.

Schrickel, Leonhard. „Eva". Ein dramatisches Gedicht. Loschwitzer Verlag, Loschwitz-Dresden.

Schulte vom Brühl, Walter. „Helinor". Eine Dichtung. Berlin W. 30. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.

Seidl, Dr. Otto. Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivmischung bei dem Pleier. Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund. Preis 2 Mark

„Sie erdrückt uns". Roman aus der Zeit des Frauenwahlrechts. Leipzig. Verlag von Walther Fiedler. Preis 2 Mark.

Sturmfels, Käthe. „Krank am Weibe". Eine Streitschrift. Mit einem Geleitwort von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor. Dresden, Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung. Preis 1,50 M.

Tamm, Trangott. Auf Wache und Posten. Roman aus dem siebenbürgischen Volksleben. Concordia, Berlin W. 30. 4 Mark.

Teichmann, Dr. Ernst. Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens. Mit Textabbildungen und 4 Tafeln. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart. Preis 1 M.

PENSION SIMLA.

Erstklassiges Familienpensionat

der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**

35, Johann-Georgen-Allee,

dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.

Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Christlich-soziales Frauen-Seminar

(früher Frauenschule)

des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes

in HANNOVER

für gebild. Frauen u. Mädchen, verbunden mit Stellenvermittelung und Auskunftsstelle.

Kursusdauer 17 Monate von Anfang Januar bis Ende Mai. Theoretische und praktische Ausbildung für soziale Arbeit. Freistelle und Stipendien vorhanden. Prospekte und Auskunft durch die Schriftführerin: Frl. J. v. Reden, Kirchrode b. Hannover, Kaiser Wilhelmstr. 1. Mündliche Auskunft: Hannover, Bödekerstr. 75A. III.

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Godesberg,

gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2 jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin Frl. **M. Erdmann.**

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Der Verein „Frauenbildung–Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen. Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Teissèdre-Montpellier, G. „Pastellmalerei". Anleitung für Anfänger. Ravensburg. Verlag von Otto Maier.

Teulon, Rachel. Dr. Feodora. Dialog-Roman. Preis 4 Mark. Verlag B. Elischer, Leipzig.

Tews, Johannes. „Die Deutsche Volksschule". Mit 19 Vollbildern. Marquardt u. Co. Berlin. Herausgegeben von Cornelius Gurlitt. Reich illustriert. Preis 3 Mark.

Tönnies, Ferdinand. „Die Sitte". (Die Gesellschaft, herausgegeben von Martin Buber.) Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M. Preis geh. 1,50 Mark, geb. 2 Mark.

Traub, Th. Stadtpfarrer in Stuttgart. „Praktisches zur Kindererziehung" Stuttgart. Verlag von Max Kielmann, Preis 1 Mark.

Trojan, Ernst Walter. „Renaissance des Liberalismus". Berlin W. 35. F. Sommers Verlag und Buchdruckerei, Segitzerstr 81. Preis 1 Mark.

Ungewitter, Richard. „Diätetische Ketzereien". Die Eiweißtheorie mit ihren Folgen, als Krankheitsursache, und ihre wissenschaftlich begründete Verabschiedung. Mit einer großen Übersichtstabelle und mehreren kleineren Tabellen, sowie 13 Abbildungen. 1.—3. Tausend. Verlag Rich. Ungewitter, Stuttgart. Preis brosch. 2,40 Mark, in Leinen geb. 3,20 Mark.

Voigt, M. „Münchner Kindls Erdenwallen". Erdachtes und Erlebtes. 2 Teile in einem Band. Verlag Josef Feller, Chemnitz. Preis brosch. 1,50 M. eleg. geb. 2 M.

Waag, Oberschulrat Dr. Albert, a. d. Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Technischen Hochschule Karlsruhe. „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes". Ein Blick in das Seelenleben der Wörter. 2. vermehrte Auflage. Lahr i. B. Druck und Verlag von Moriz Schauenburg. 1908. Preis in Leinwand geb. 3 50 M.

Watzdorf-Bachoff, Erika von. „Zwischen Frühling und Herbst". Stuttgart und Berlin 1909. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Weber, Calire Henrica. „Carpe diem". Gedichte. Axel Junker Verlag, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

„Die ersten Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend". Berichte der führenden Lehrer, mit Einleitung und Schlußwort. Herausgegeben von Adolf Bartels. Weimar 1909. Alexander Huschkes Nachfolger (Aug. Buchmann). Preis 1 Mark.

Weitbrecht, O. „Maria und Martha". Ein Buch für Jungfrauen. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. Preis kart. 1,20 Mark, geb. 2 Mark.

Werner, Hermann. Emer. Pastor in Andernach a. Rh. früheren Irrengeistlichen. „Die psychische Gesundheit Jesu". IV. Serie 12 Heft der biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von D. Friedrich Kropatschek, Professor in Breslau. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. Preis 70 Pfg.

Werner, Max. „Das Christentum und die mosaische Religion." 1.—10. Tausend. Verlag von Karl Curtius, Berlin. Preis 2 Mark.

Wilhelm, Gerda. „Wer wirft den ersten Stein . . ." 1. Tausend. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin—Leipzig. Brosch. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Woas, Anna. „Das Normalkind". Praktische Anleitung für Mütter, Kinder gesund, schön und gut großzuziehen. 6. Auflage. Wiesbaden. Verlag der „Werkstatt". Preis 1,20 Mark.

Für Asthmatiker, Wöchnerinnen, Herzleidende usw. sind Jaekel's 15fach verstellbare Keilkissen unentbehrlich
Preis 22 M. fr. überallhin.

Kranken- und Ruhestühle, Katalog 130a gratis u. fr.
R. Jaekel's Patentmöbel-Fabrik
MÜNCHEN, Sonnenstr 28. BERLIN, Markgrafenstr. 20.

SOZIALE FRAUENSCHULE
im Pestalozzi-Froebelhaus I, Berlin.
Leiterin: Dr. Alice Salomon. | Beginn des Kursus: Oktober.
Unterstufe: Ausb. f. d. Pflicht. i. d. Familie u. Einführ. i. d. soz. Hilfsarb. | Oberstufe: Ausbild. f. berufsmäss. u. freiwill. Arbeit auf soz. Gebiet.
Dauer d. Ausbildung 2 Jahre. Fortbildungskursus vormitt. u. abends.
Prospekte durch die Leiterin, Kyffhäuserstr. 21, Berlin W. 30.

Die vorzügliche Lebens-, Alterspensions-, Invaliditäts- und Kinderversicherung der Mitglieder Deutscher Frauenvereine
„Friedrich Wilhelm", Berlin W., Behrenstrasse 60/61,
Leiterin Frl. **Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 55 Frauen- und gemischte Vereine in Deutschland, bietet die umfassendste Sicherstellung für das Alter, für Todesfälle und gegen eintretende Erwerbsunfähigkeit Treueste Beratung mündlich und schriftlich. — Sprechstd. von 10—1 Vorm.

Christliche Freiheit
redigiert von
Pastor Lic. theol. Traub (Dortmund)
orientiert regelmäßig über den Fortschritt der freien Bewegung innerhalb der Kirchen und arbeitet an der
Fortentwicklung des Christentums
in freiem und frommem Geist.
2 Beilagen behandeln monatlich bezw. zweimonatlich
Die Reform des Religionsunterrichts
(Redakteur: Frau Professor Dr. Weinel-Jena) und die
Jugendarbeit
(Militärpfarrer Röse-Diedenhofen).
Das Blatt, das regelmäßig achtseitig erscheint und auch dem Büchermarkt umfassende Beachtung schenkt, kostet mit den beiden Beilagen
vierteljährlich nur 1 Mark.
(12 Pfennig Bestellgeld.)
Zu beziehen durch die Post oder Verlag Georgi-Bonn.

Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnenseminar des Frauenbildungsvereins. Frankfurt a. M.

Ziele:
1. Lehrerin am Seminar.
2. Leiterin eines Kindergartens oder Hortes.
3. Familienkindergärtnerin.
4. Kinderpflegerin.
5. Einführung in die Fröbelschen Ideen und Beschäftigungen für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Ella Schwarz.** Sprechstunden: Montag, Donnerstag und Samstag von 11—12 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessionierte Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M.

Ausbildung auf allen Gebieten der Hauswirtschaft für das eigne Haus und als Hausbeamtin.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Sophie Hoppe.** Sprechstunden: Mittwoch von 10—12 Uhr, Samstag von 11—1 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessioniertes Seminar für Koch- und Haushaltungskunde des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M., Hochstr. 22.

Ausbildung von hauswirtschaftlichen Lehrerinnen.

Anmeldungen bei **Agnes Herbst,** Sprechstunden tägl. von 9—12 Uhr, Hochstr. 22.

Woodrock-Savage, Charles. „Die Hofdame der Königin". Nach Tagebuchblättern der Gräfin Julie de Choisnil, Hofdame der Königin Marie Antoinette. Deutsch von E. Bely. Hermann Hillger Verlag, Berlin—Leipzig.

Xénopol, Adèle. „Education et Religion". Essai sur l'origine du Christianisme. Prix 1 fr.

Ziegler, M. „Wenn Ähren reifen". Dorfbilder aus Siebenbürgen. Berlin, Karl Curtius, 1908.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. Gesucht zum 1. Oktober für eine evangelische höhere Privatmädchenschule in größerer Stadt im Elsaß eine für höhere Schulen geprüfte erfahrene Lehrerin für die Unterstufe, für Deutsch, Rechnen, Geschichte und Naturkunde. Außerdem eine Oberlehrerin für beliebige Fächer. Gehalt nach Übereinkunft.

2. An eine höhere Privatschule in Mitteldeutschland wird zum 1. Juli oder spätestens 1. Oktober eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin gesucht, die möglichst auch imstande ist, Turnunterricht zu erteilen. Die Schule wird zurzeit von 150 Schülerinnen besucht. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Für eine anerkannte höhere Mädchenschule in Westfalen wird eine Handarbeits- und Turnlehrerin zum 1. Oktober gesucht. Feste Anstellung. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Zum 1. Oktober wird an eine höhere Privatschule in einer Hafenstadt

Villa Stephani
Bad Pyrmont
In herrlicher Lage nahe Wald, 8 Minuten v. d. Quellen.
Sommerfrische u. Kurpension
Mässige Preise.

Erholungsbedürftige Damen,
sowie Familien finden angen. Landaufenthalt unter sehr soliden Bedingungen in neuer comfort. Villa in schöner Gegend Hessen-Nassaus. Damen auch dauernd. Off. unter R. S. 512 a. d Exp. d. Bl., Berlin S. 14.

Damen-Pensionat.
Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof.
Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. Beste Referenzen.
Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Für einen Aufenthalt in Paris (Pension inkl. Unterricht, Führung durch Paris) wird bestens empfohlen:
Mlle. F. Chalmandrey,
Rue de l'université 195. PARIS.
Zu Auskunft gern bereit:
Frau P. Schnaerzer-Wenzel, Mainzerstrasse 25. Wiesbaden.
Frl. D. Volker, Oberlehrerin, Schönwalder Allee 72. Spandau.

Neue Bahnen.

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 5 Mark durch Post oder Buchhandel.
Redaktion: **Dr. Gertrud Bäumer.**

Berlin SW., Zimmerstr. 94.
L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius).

Norddeutschlands eine evangelische Oberlehrerin für Mathematik und Naturwissenschaften oder Deutsch und ein anderes Fach gesucht. Gehalt 2400—3000 Mark und Pensionsversicherung.

5. Gesucht zum 1. Oktober an eine anerkannte höhere Privatschule in einer Provinzialhauptstadt in Ostdeutschland eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin, mit im Ausland vertieften Sprachkenntnissen, für die Mittelstufe. Es handelt sich um eine dauernde Stellung. Gehalt 15—1800 M.

6. Von einer evangelischen Landratsfamilie wird eine für höhere Schulen geprüfte, musikalische Lehrerin, mit perfekten Sprachkenntnissen zu drei Mädchen von 7, 10 und 13 Jahren gesucht. Gute Zeugnisse Bedingung. Gehalt 1000 bis 1200 Mark bei freier Station.

7. Eine Bankiersfamilie sucht für ihren Landsitz in der Mark zur Vertretung für August und September eine erfahrene evangelische, für höhere Schulen geprüfte, musikalische Lehrerin zu zwei Mädchen von 14 und 16 Jahren und einem Knaben von 11 Jahren. Perfekte Sprachen Bedingung. Monatliches Gehalt 150 Mark zirka.

8. Zum baldigen Antritt wird in eine evangelische Fabrikdirektorsfamilie in Russisch-Polen eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische Lehrerin, mit perfekten Sprachkenntnissen zu drei Mädchen von 10½ bis 13½ Jahren gesucht. Gehalt 15—1800 Mark bei freier Station.

9. Gesucht zum 1. Oktober in eine evangelische Landwirtsfamilie in Schleswig eine evangelische Lehrerin im Alter von 26 bis 35 Jahren zu einem 9jährigen Mädchen. Perfekte Sprachen und Musik Bedingung. Gehalt 1000 bis 1200 Mark bei freier Station.

10. Zum 1. August wird an eine städtische höhere Mädchenschule in Schlesien eine Zeichen- und Handarbeitslehrerin gesucht. Grundgehalt 1500 Mark, Wohnungsgeld 290 Mark, zwei Alterszulagen à 100 Mark, sieben à 150 Mark.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung V der Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.
Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.

Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Mütter!

gebt Euren Kindern das vom Gerichtschemiker Dr. Jeserich glänzend begutachtete **Kraft- und Nährpulver „Rooton"**, welches auch **magen- und darmleidenden, schwächlichen und blutarmen** Personen, ebenso **Rekonvaleszenten** sehr zu empfehlen ist.

Frau Höcker, Berlin, Libauerstr. 19, schreibt uns: „Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich Ihr Kraftpulver **„Rooton"** für mein ½ Jahre altes **schwächliches Kind vorzüglich bewährt** hat. Ich nehme gern Gelegenheit, Ihnen hierdurch meinen **herzlichsten Dank** auszusprechen und kann Ihr **„Rooton"** jeder Mutter **aufs wärmste** empfehlen."

In allen Apotheken und Drogerien für Mk. 2,— pro Karton erhältlich oder direkt vom Hauptdepot

Paul Wachholz, Charlottenburg 65,
Gervinusstr. 24, geg. Voreinsendung.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
a) für die Familie,
b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen:
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge. Leiterin: Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Elfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

✲ ✲ W. Moeser Buchhandlung, Berlin. ✲ ✲

In unserem Verlage ist erschienen:

Handbuch der Frauenbewegung

herausgegeben von

Helene Lange und Gertrud Bäumer.

I. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern.

XVI und 499 Seiten Lex. 8°, geheftet 9 M., in Leinen geb. 11 M.

II. Teil.

Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten.

VIII und 267 Seiten Lex. 8°, geheftet 5 M., in Leinen geb. 6 M. 50 Pf.

III. Teil.

Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.

XVI und 464 Seiten und 9 Tabellen Lex. 8°, geheftet 8 M. 60 Pf., in Leinen geb. 10 M. 40 Pf.

IV. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

XVI und 418 Seiten Lex. 8°, geheftet 8 M., in Leinen geb. 9 M. 60 Pf.

V. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

Praktische Ratschläge zur Berufswahl von **Josephine Levy-Rathenau.**

Preis 3,50 M.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bezugs-Bedingungen.

„DIE FRAU“ kann durch **jede Buchhandlung** des In- und Auslandes bezogen werden. ——— PREIS pro Quartal 2,— M.

Bei **direktem Bezug** von dem Verlag **W. Moeser Buchhandlung,** Sep.-Kto. „Die Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35, kostet das Abonnement im Inland 4,60 M. halbjährlich, nach dem Ausland 10,— M. jährlich.

Digitized by Google

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Autumn Term in Norham Hall
begins in September 21st, ends December 13th 1910.

An Examination on the result of which certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to Mrs. BURCH. Norham Hall. Oxford.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs - Nachrichten - Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

!! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !!
Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

HQ1603
.F7

August 1910

DIE FRAU

...D UNIVER...
LIBRARY
DEC 9 1910

Monatsschrift
für das
gesamte Frauenleben
unserer Zeit.
Herausgegeben von
Helene Lange.

Inhalt

	Seite
Die Forderung politischer Neutralität im Frauenstimmrecht. Von Adelheid Steinmann	641
Das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für die Frauen. Von Martha Zietz	643
Aus Briefen einer Weimaranerin an Marie v. Ebner-Eschenbach. Mitgeteilt von Marie v. Bülow	655
Die soziale Idee in den Weltanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Helene Lange	668
Das Elen. Von Astrid-Ehrencron-Kidde. Übersetzt von Hermann Kiy	667
Programm und Kunst in Ibsens Gesellschaftsdramen. Von Gertrud Bäumer	671
Bilder aus der praktischen Arbeit des Berliner Zweigvereins der internationalen abolitionistischen Föderation. Von Margarete Voigt	6[illegible]
Zur Frauenbewegung. — Versammlungen u. Vereine. Bücherschau. Anzeigen 688	704

W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

Kunststoff-Gebläse

für Segelflugzeuge

Ing. Hans Schleicher

Segelflugzeugbau

D-3577 Rositz (Hessen)

Postfach 1220

Telefon (06691) 2026

Telex 484 833 sin d

17. Jahrg. Heft 11 August 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Forderung politischer Neutralität im Frauenstimmrecht.[1])

Von

Adelheid Steinmann.

Nachdruck verboten.

Begreiflicherweise machen sich, sowie die Bewegung für das Frauenstimmrecht weitere Kreise erfaßt, auch verschiedene „Richtungen" in ihr bemerklich. Solange eine Idee nur in ganz wenigen Köpfen lebt, kann sie natürlich nicht allzu oft variiert werden, erst viele Köpfe ergeben viele Sinne. Die Vertreterinnen des Frauenstimmrechts sind heute nicht mehr eine in allen Einzelheiten völlig übereinstimmende, nach außen wie nach innen fest geschlossene Phalanx. Diese Tatsache ist nicht zu bezweifeln, und es hätte keinen Zweck, sie zu verschleiern oder hinwegzudisputieren. Aber statt sie als eine bedauerliche Zersplitterung der Kräfte zu beklagen, statt auf sie zu schelten als auf einen Ausfluß der Rückständigkeit, politischen Einsichtslosigkeit oder Böswilligkeit der Frauen, sollte man sie lieber mit Freuden begrüßen; denn sie ist ein Beweis dafür, daß das Frauenstimmrecht jetzt anfängt, zu den Dingen zu gehören, die man allgemein für diskutabel hält, mit denen man sich allgemein auseinandersetzt, und zu denen die verschiedensten Leute Stellung nehmen müssen und nehmen wollen. Daß diese Stellungnahme nicht bei allen Menschen das gleiche Ergebnis zeitigen kann, ist doch wirklich weder verwunderlich noch an sich irgendwie beklagenswert.

[1]) Um unserm Leserkreis ein objektives Urteil über die in der deutschen Frauenstimmrechtsbewegung zu Tage getretene Meinungsverschiedenheit zu ermöglichen, haben wir eine Vertreterin jedes der beiden Standpunkte um eine Darlegung und Begründung ihrer Ansicht gebeten.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Wenn ich nun hier verſuche, den Standpunkt der politiſch neutralen Richtung in der Frauenſtimmrechtsbewegung darzulegen, wie ihn u. a. der Frauenſtimmrechtsverband für Weſtdeutſchland vertritt, ſo gebe ich in erſter Linie nur meine eigene Auffaſſung wieder, nicht etwa ein offizielles Programm des weſtdeutſchen Verbandes. Allein im weſentlichen werden wohl alle Frauen, die es für richtig halten, wenn ein Frauenſtimmrechtsverein ſich allen politiſchen Parteien gegenüber neutral verhält, dabei von den gleichen Erwägungen geleitet.

Zunächſt möchte ich noch einmal ausſprechen, was zwar ſchon oft geſagt iſt: „politiſch neutral" heißt wirklich nur, daß wir unſere Agitation für das Frauenſtimmrecht frei halten wollen von der Vermiſchung mit irgendwelchen anderen politiſchen Fragen, ſelbſt mit den Fragen des Wahlrechts. Der immer und immer wieder zitierte Satz im Programm des weſtdeutſchen Stimmrechtsverbands: Wir erſtreben das Stimmrecht für die Frauen unter den gleichen Bedingungen wie die Männer es haben oder haben werden, heißt wirklich nichts anderes, als: Wir als Frauenorganiſation wollen dafür wirken, daß aus den Geſetzen, die das Wahlrecht in Staat, Gemeinde und Kirche regeln, das entfernt wird, was uns als Frauen benachteiligt. Als unſere Aufgabe ſehen wir an, die Entrechtung zu beſeitigen, die uns ausſchließlich aus unſerem Geſchlecht erwächſt, einerlei, welche größeren oder geringeren Rechte der Mann in der gleichen Lebenslage hat, und einerlei, wie wir dieſen Zuſtand, das Maß der gegenwärtig für den Mann vorhandenen politiſchen Rechte, beurteilen. Denn wir ſind der Anſicht, daß es Aufgabe der einzelnen politiſchen Parteien iſt, dahin zu wirken, daß das Wahlrecht ſo geſtaltet wird, wie es den Wünſchen der betreffenden Partei entſpricht. Ich meine, dieſe Abgrenzung der Aufgaben wäre klar und unmißverſtändlich. Wenn man in dieſem Satz ſchon durchaus etwas zwiſchen den Zeilen leſen will, warum muß das dann gerade eine Lobrede auf das preußiſche Dreiklaſſenwahlrecht ſein? Das iſt ſchwer zu verſtehen; trotzdem geſchieht es fortwährend. Ich bin ſchon ganz davon überzeugt, daß auch dieſe erneute Feſtſtellung nichts nützen wird, und daß keine acht Tage vergehen werden, bis man wieder irgendwo leſen oder hören kann, die Frauen mit dem Motto „wie das Wahlrecht iſt oder ſein wird", ſeien nicht allein reaktionär-konſervativ, ſondern ſie ſeien das Gegenteil von neutral und verträten nur die Grundſätze der Junker und der Klerikalen, oder bis mich wieder einmal jemand ganz freundlich anredet: Sie als Anhängerin des beſtehenden Wahlrechts uſw. uſw. Immerhin möchte ich auch dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, um gegen eine derartige Auslegung des Wortes neutral allen Ernſtes Verwahrung einzulegen. Sie iſt jetzt ſo oft zurückgewieſen worden, daß wir es nachgerade nicht mehr als Unkenntnis anſehen können, wenn ſie uns immer wieder aufgetiſcht wird.

Warum nun ſoll die Bewegung, die den Frauen das Stimmrecht erkämpfen will, ſich aller ſonſtigen politiſchen Forderungen enthalten? Stellt ſie nicht ſelbſt eine politiſche Forderung, und wird dieſe nicht am beſten im Zuſammenhang mit anderen politiſchen Fragen erörtert? Ich beſtreite keineswegs, daß ſie auch in dieſen Zuſammenhang hinein gehört, und daß alle politiſchen Parteien Urſache haben, ſich mit ihr zu befaſſen. Wenn ſie das nicht von ſelbſt tun, iſt es zweifellos eine Aufgabe der Frauenſtimmrechtsvereine, ſie hierzu in möglichſt nachdrücklicher Weiſe aufzufordern. Aber für uns Frauen und Frauenvereine handelt

es sich um ein Recht der Frau, nicht um eine parteipolitische Forderung, und es ist für uns einfach ein Gebot der Taktik, uns diesen Boden nicht verschieben zu lassen. Es ist an sich durchaus möglich und kommt tatsächlich gar nicht so selten vor, daß jemand, dem eine unterschiedslose Zuerteilung der gleichen politischen Rechte an alle Volksgenossen nicht unbedingt als die beste der Verfassungen erscheint, doch diese Grenzlinie nicht gerade vor den Frauen gezogen sehen möchte. Umgekehrt erleben wir es doch alle Tage, daß Leute, die sich sehr als Hüter der Volksrechte fühlen und sich z. B. nicht wenig für das allgemeine und gleiche Wahlrecht in Preußen ereifern, gar nicht daran denken, in die Allgemeinheit und Gleichheit etwa auch die Frauen mit einzubeziehen. Man kann beides als Inkonsequenz bezeichnen, das letztere vielleicht noch mehr als das erstere. Aber es geht nun einmal nicht alles so reinlich und restlos auf wie ein vorher ausgerechnetes Rechenexempel in der Schule. Warum sollen wir diese Inkonsequenzen der menschlichen Natur nicht gelten lassen und jeden willkommen heißen, der für Gewährung politischer Rechte an die Frauen zu haben ist? So groß ist die Schar unserer Anhänger noch nicht, daß wir es uns leisten können, wie es der deutsche Stimmrechtsverband tun möchte, jeden, der Lust hat zu uns zu kommen auf Herz und Nieren zu prüfen, ob er erstens fürs Frauenstimmrecht und zweitens auch noch für umgehende Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen ist. Zweifellos wird jeder, der sich mit der Frage des Frauenstimmrechts befaßt, geneigt sein, auch zu Fragen des Wahlrechts im allgemeinen Stellung zu nehmen, da beide in demselben Gedankenkreis liegen. So werden die beiden Forderungen allgemeines gleiches Wahlrecht und Frauenstimmrecht faktisch oftmals von denselben Personen erhoben werden; naturnotwendig miteinander verknüpft sind sie aber nicht. Wir haben so wenig Ursache, diese Verbindung als die allein normale und zulässige anzusehen, wie wir irgendeine bestimmte Stellungnahme zu anderen politischen, zu wirtschaftlichen oder religiösen Fragen von unseren Mitgliedern ohne weiteres voraussetzen dürfen, oder wie es klug von uns wäre — was man uns ja auch schon angesonnen hat — unsere Sache mit dem Antialkoholismus und dem Gemeindeverbotsrecht zusammenzuschweißen.

Ich möchte hier eine Parallele ziehen zu einem anderen Gebiet der Frauenfrage, das schon ungleich viel weiter gefördert ist, und an unsere Taktik in Sachen der höheren Mädchenbildung erinnern. Wie oft hat man uns, wenn wir für Errichtung von Mädchengymnasien tätig waren, gesagt, wir sollten doch nicht mit den höchst reformbedürftigen, veralteten Knabenschulen nun auch noch die Mädchen bedenken, sondern wir sollten gleich ganze Arbeit tun und für Knaben wie Mädchen die deutsche Erziehungsschule der Zukunft schaffen. Ich erinnere mich noch, wie ein eifriger Anhänger der deutschen Schule mir zurief: Sie binden sich an eine Leiche! — Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß die meisten dieser Ratschläge bona fide gegeben worden sind. Bisweilen habe ich aber doch die Empfindung gehabt, daß es Scheinfreunde waren, die uns so rieten, die entweder hofften, uns damit ihren eigenen Interessen dienstbar zu machen, oder den Kernpunkt unserer Forderung zu verrücken und damit erst recht das ganze auf die lange Bank zu schieben. Wie dem auch sei, jedenfalls hat die Frauenbewegung damals die richtige Einsicht besessen. Sie hat die Frage, inwiefern unser ganzes Schulwesen reformbedürftig sei, völlig ausgeschaltet, die Frage, ob humanistische oder reale Bildung,

hat ſie den Fachleuten überlaſſen und Anhänger beider Schulſyſteme für ſich gewonnen, und die Schule der Zukunft hat ſie beſcheidenerweiſe der Zukunft überlaſſen, um ſtatt deſſen lieber dafür zu ſorgen, daß diejenigen Möglichkeiten, die in dieſer ſchlechten Gegenwart den Knaben offenſtehen, auch den Mädchen gegeben würden. Heute bezweifelt wohl niemand mehr, daß dies Vorgehen richtig war, und ich möchte nur wünſchen, daß die Frauenbewegung auch in Sachen des Stimmrechtes denſelben Takt und dieſelbe Selbſtbeſcheidung beweiſen möge.

Noch eine weitere Erwägung praktiſcher Art weiſt uns auf die Neutralität in politiſcher Beziehung hin: Die Gebiete, auf denen vorausſichtlich das Frauenſtimmrecht zuerſt erreichbar ſein wird, ſind die beruflichen Intereſſenvertretungen und die Gemeinde. Hier aber erſtrecken ſich die Aufgaben entweder auf rein wirtſchaftliche, oder bei der Gemeindeverwaltung mehr auf praktiſche und ſoziale, als auf eigentlich politiſche Fragen. Dies eben iſt ja der Grund, warum hier der Widerſtand gegen das Frauenſtimmrecht am ſchwächſten iſt, und es hieße ihn ohne Not verſchärfen, wenn man auch dieſe Fragen zur politiſchen Parteiſache machen wollte, was unzweifelhaft geſchieht, wenn die ganze Frauenſtimmrechtsſache zu einer politiſchen Parteiangelegenheit geſtempelt wird.

Indes ſind es keineswegs nur Erwägungen der Taktik, die uns zu unſerem Vorgehen beſtimmen, und ich möchte gewiß nicht ſo verſtanden werden, als ob wir, um hier und da ein paar Mitglieder zu gewinnen, offenkundige Tatſachen verſchleiern oder erprobte Grundſätze preisgeben ſollten. Ich habe im Gegenteil ja ſchon geſagt, daß die Forderung des Stimmrechts für die Frau ſich auch tatſächlich mit den verſchiedenartigſten Welt- und Lebensauffaſſungen vereinigen läßt, ebenſo wie ſie von den verſchiedenſten Lagern aus bekämpft wird. Es kommt nur darauf an, wie hoch und in welcher Weiſe man die Bedeutung der Frau als wirtſchaftlichen und als Kultur-Faktor bewertet, um zu dem Schluß zu kommen, daß ihr Einfluß auch in öffentlichen Dingen mit zum Ausdruck kommen muß. Ich möchte das hier nicht weiter ausführen, denn es handelt ſich für uns ja nicht darum, die Berechtigung des Frauenſtimmrechts darzulegen, ſondern darum, uns über die beſte Art und Weiſe zu verſtändigen, auf die dies Recht zu vertreten iſt.

Urſprünglich — das iſt außer allem Zweifel — iſt das Frauenſtimmrecht, ebenſo wie das politiſche Stimmrecht überhaupt, eine Forderung des Liberalismus geweſen. Seine Wurzeln gehen zurück in die Gedankenwelt des 18. Jahrhunderts, ans Licht getreten iſt es bei uns in Deutſchland zuerſt im Jahre 48. — Und in der Tat, wer wie der Liberalismus alter Schule das Stimmrecht mit zu den allgemeinen Menſchenrechten zählt, oder um mich etwas moderner auszudrücken, wer der Anſicht iſt, daß jeder, der in eine Volks- und Staatsgemeinſchaft hineingeboren iſt, auch berechtigt ſein ſoll, an der Geſtaltung dieſes Staates und ſeiner Einrichtungen und Geſetze teilzuhaben, daß der Staat nur aus gleichberechtigten Bürgern beſtehen darf, von denen jedem tunlichſt die gleichen Chancen im Leben zu geben ſind, wer ſo denkt, der hat kein Recht, die Frauen auszuſchließen. Es iſt mir immer als eine der bemerkenswerteren Inkonſequenzen des Liberalismus erſchienen, daß er dieſen Schritt nur hier und da in einzelnen ſeiner Vertreter, man möchte faſt ſagen in ſeinen enfants terribles, nie aber offiziell und allgemein gewagt hat. Auch wer im Staat weſentlich den Kulturſtaat ſieht, kann zu der Erkenntnis von der Einſeitigkeit einer rein männlichen Kultur kommen und dürfte dann doch wohl

dem Schluß nicht entgehen, daß Kulturpolitik ohne die Frau, die traditionelle Hüterin der Kultur, ein Unding ist.

Heutigentags, in unserer fast ausschließlich wirtschaftlich orientierten Politik ist aber das Stimmrecht durchaus keine Einrichtung, die nur dem Liberalismus entspräche. Es stellt heute die Vertretung der wirtschaftlichen Faktoren unseres Volkslebens dar, und die Frage nach dem Wie des Stimmrechts ist vielfach nur eine Frage des Abwägens der wirtschaftlichen Bedeutung der einzelnen Berufsklassen. So haben sich auch Parteien mit ihm angefreundet, die dem liberalen Staatsgedanken so fern wie nur möglich stehen. Die eine dieser Parteien, die Sozialdemokratie, hat die Konsequenz auch gezogen und erklärt sich für das Frauenstimmrecht, in der Theorie wenigstens. Daß in der Praxis auch bei der Sozialdemokratie allerlei Menschliches mit unterläuft, kann man unter anderm an ihrer Stellung zu den Genossinnen gelegentlich beobachten. Und auch die andere Partei, der das allgemeine Wahlrecht, wenn sie sich auch nicht überall zu ihm bekennt, doch reiche Früchte trägt, weil auch sie es versteht, die Massen zu beherrschen? Wie lange wird es noch dauern, bis auch sie die Entdeckung macht, daß Frauen mindestens ebenso leicht zu beherrschen sind wie Männer, daß ihr das Frauenstimmrecht gewiß keinen Abbruch tut, ja sie noch obendrein in den Geruch bringt, einem vernünftigen Fortschritt nicht abhold zu sein? Soweit das Zentrum eine wirtschaftliche Partei ist, hat es keinen prinzipiellen Grund, die Frauen von der Politik auszuschließen. Denn daß die Frauen, die heute in Deutschland den dritten Teil unserer Arbeitskräfte stellen, ein wirtschaftlicher Faktor sind, läßt sich nicht mehr leugnen, und wenn die Politik das Ineinanderspiel der wirtschaftlichen Mächte in einem Volk ist, so ist es auf die Dauer unmöglich, die Frauen einfach als nicht vorhanden anzusehen. Aber auch als kirchliche Partei scheint mir das Zentrum keine Veranlassung zu einer besonders heftigen Gegnerschaft gegen das Frauenstimmrecht zu haben. Das gilt mit geringer Änderung in der Nuance für gläubig katholische, wie es für streng kirchlich evangelische Kreise gilt. Wer im Menschen vor allem die unsterbliche Seele sieht, die ja auch uns Frauen zugesprochen wird, und die Gestaltung der irdischen Verhältnisse in erster Linie an dem Maßstab mißt, der von jenseitigen Dingen genommen ist, der hat doch gewiß kein Recht den Frauen ihr Erbteil zu verkürzen, an das sie vor Gott den gleichen Anspruch haben. So bliebe noch die konservative Partei. Was wir in der letzten Zeit an Taten von ihr gesehen haben, macht es freilich nicht ganz leicht, den Kern an Weltanschauung und leitenden Ideen herauszuholen, der hinter jeder Parteibildung schließlich steckt. Rücksichtsloses Durchsetzen der nacktesten und einseitigsten wirtschaftlichen Interessen einer kleinen Kaste — schlimmstenfalls, wie der Fall Encyklika zeigt, sogar unter Beiseitelassen ihrer kirchlichen Ideale — sind als Staatslehre und Weltanschauung doch etwas dürftig. Trotzdem wäre es unbillig, die momentane Gestaltung der Partei zu identifizieren mit dem konservativen Gedanken an sich, oder uns an die Auffassung liberaler Schlagwortsweisheit zu halten, die konservativ gleichsetzt mit rückständig, ungebildet und unfähig, sich in irgend etwas Neues hineinzudenken. Das wäre ebenso ungerecht, wie es ungerecht ist, wenn man den Liberalismus nach dem Niveau seiner derartigen Vertreter einschätzt. Rückständigkeit und Unfähigkeit, neue Ideen aufzunehmen sind allgemein menschliche Qualitäten, die sich unter Anhängern der verschiedensten

Parteien, wie unter Parteilosen finden. So viel man über den Radikalismus der Frauenrechtlerinnen jammert, mir scheinen gerade in der weiblichen Natur Züge zu liegen, die geeignet sind, die Frauen zu einem stabilen Element im Staate zu machen. Die Frau, die als Hausfrau, Gattin und Mutter die eigentliche Trägerin der Familie ist und damit unseres ältesten und konservativsten sozialen Gebildes, die als Erzieherin der kommenden Generation stets wieder die geistigen und sittlichen Güter der einen Zeit auf die nächste überträgt, sie schafft an einem Werke, das nicht aus seinem momentanen Ertrag allein verstanden werden kann, sondern das seine volle Würdigung erst findet, wenn man es nach vorwärts wie nach rückwärts in der Perspektive vieler Generationen sieht, die sich in der Arbeit der Frau die Hand reichen. Wenn nun die Frau unter dem Einfluß der Frauenbewegung dazu gekommen ist, sich ihrer selbst und der Bedeutung ihres Werkes voll bewußt zu werden und damit natürlich auch erkennt, daß sie die Bedingungen, unter denen sie ihre Aufgabe lösen muß, auch selbst muß mit gestalten können, sollte sie dann wirklich so wenig Verständnis haben für die Mächte des historisch Gewordenen und so kurzsichtig sein, daß sie den Ast absägt, auf dem sie sitzt? Denn für die Frau weit mehr als für den Mann wäre traditionsloser Radikalismus ein Aufgeben der Grundlage ihrer Existenz. Wenn eine Frau ihre Stellung und Tätigkeit mit einigem Nachdenken ausfüllt, wird sie von selbst darauf geführt, daß sie in dem, was sich als bleibende Institutionen durch viele Generationen hindurchzieht, und was so aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinragt, nicht die Überbleibsel einer uns fremden Zeit sieht, mit denen wir so schnell wie möglich aufräumen müssen, sondern vielmehr den Stamm, aus dem wir gewachsen sind und der unserem Leben die Nährkraft gibt. Ich kann mir sehr wohl denken, daß auch eine dezidierte Frauenrechtlerin ein in der Grundstimmung ihres Wesens konservativer Mensch ist, und ich könnte mir auch denken, daß einmal ein konservativer Staatsmann das erkennt und der Kraft, die dem konservativen Gedanken aus den Frauen zufließen kann, zur Wirkung verhilft. In England z. B. haben die ersten politisch tätigen Frauen und die eifrigsten für die konservative Partei gewirkt.

Wenn ich das bisherige zusammenfasse, so will ich damit sagen: Es ist nicht klug von uns, das Frauenstimmrecht als allein aus dem Liberalismus ableitbar hinzustellen, und es ist zudem sachlich unzutreffend. Wer freilich danach meinen sollte, daß alle Parteien sich mit Freuden für Gewährung des Stimmrechts an die Frauen erklärten — in den Grenzen, in denen sie überhaupt für Gewährung dieses Rechtes sind — der ist sehr im Irrtum. Das Gegenteil davon ist richtig. Keine einzige der bürgerlichen Parteien, mit Ausnahme der kleinen Gruppe der demokratischen Vereinigung, hat das Frauenstimmrecht in ihr Programm aufgenommen. Es ist der Linken ein Ärgernis und der Rechten eine Torheit. Dieser Umstand hat nur das eine Gute, daß er uns unsere Forderung der strikten Neutralität gerade für den Anfang ganz wesentlich erleichtert.

Dieser Forderung stehen im Grunde zweierlei Meinungen entgegen. Die einen sagen: Das Frauenstimmrecht ist nur zu erreichen in Verbindung mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht, sozusagen als Erweiterung dieses Rechts, also fordern wir das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, d. h. in die Praxis übersetzt, unterstützen wir die fortschrittliche Volkspartei. Die Mehrzahl derer, die sich heute als Anhängerinnen des Frauenstimmrechtes bekennen, kann dies auch

mit gutem Gewissen tun. Für sie ist in der Tat das Frauenstimmrecht nur die letzte Konsequenz aus ihrer allgemeinen liberalen Weltanschauung. Daß sie damit von ihrem Standpunkt aus recht haben, und daß sie natürlich das Recht und die Pflicht haben, diesen ihren Standpunkt möglichst weit zur Geltung zu bringen, brauche ich kaum zu sagen. Diese selbe Forderung an alle Anhängerinnen des Frauenstimmrechts zu stellen, wie es z. B. der Preußische Verband tut, das Bekenntnis zum allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht zum Wahrzeichen der Zugehörigkeit zur Frauenstimmrechtssache zu machen, geht nicht an. Ich sehe ganz davon ab, daß man sich auch hier, wie einst bei den Mädchenschulen, bisweilen fragen muß, ob es allen denen, die uns auf diesen Kampfruf verpflichten wollen, wirklich so sehr um das Frauenstimmrecht zu tun ist, oder ob nicht manche die Frauen nur als Vorspann für ihren Parteiwagen benutzen wollen und gar nicht so sehr ernstlich vorhaben, aus dem Vorspann Passagiere werden zu lassen. Vor allem würde durch diese Verpflichtung auf einen Programmpunkt einer bestimmten Partei gerade *den* Frauen unrecht geschehen, die vielleicht die eigentlichen *Frauenrechtlerinnen* sind, denen das Stimmrecht nicht die Konsequenz ihres Liberalismus ist, sondern die Frucht der Erkenntnis, daß die Frau *als Frau* ihren Anteil am öffentlichen Leben haben muß, weil dies der dringend notwendige Ausgleich unserer einseitigen Kultur und Politik ist; eine Erkenntnis, die wie gesagt nicht unbedingt auf dem Boden des Liberalismus erwachsen sein muß.

Die anderen gehen noch einen Schritt weiter und sagen, das Frauenstimmrecht muß für uns die erste und dringlichste Forderung sein, hinter der alles andere zurücktreten muß. Wir dürfen nur solche Parteien unterstützen, die uns hierin bindende Zusagen machen, diese aber müssen wir auch unbedingt unterstützen, einerlei, wie sie uns sonst passen. Daß sie mit diesem Prinzip heutigentags nur die Sozialdemokratie fördern helfen dürften, verhehlen sie sich selbst. Sie hoffen eben, den entschiedenen Liberalismus in Bälde für ihre Auffassung zu gewinnen. Aber schon ist auf einer öffentlichen Versammlung von einer zweifellos liberalen Frau drohend gesagt worden, wenn die Liberalen fortführen, so wenig Verständnis für die Forderungen der Frauen zu zeigen, so würden sich die Frauen vom Liberalismus ab- und unter Umständen dem Zentrum zuwenden, von dem anzunehmen sei, daß es mehr Verständnis für die Bedeutung des Stimmrechts zeigen werde. Das Frauenstimmrecht vor allem; aller Schaden, der etwa durch diese Taktik angerichtet werde, werde nachher durch die segensreiche Wirkung des Frauenstimmrechts von selbst wieder gutgemacht. Ich habe dieser Versammlung, die letzten Winter in Frankfurt stattfand, nicht selbst beigewohnt und kann nur nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung zitieren. Es sollte mich aber herzlich freuen, wenn dieser Bericht ungenau war und die Rednerin das so nicht gesagt hat. Denn ein erschreckenderes Beispiel von politischer Unreife als diese Gedankengänge kann ich mir nicht vorstellen. Selbst wenn die Rednerin damit nicht hat sagen wollen, daß sie ein solches Abschwenken empfehle, sondern nur, daß es die unausbleibliche Folge sein würde, so sollte sie doch ihren Parteigenossinnen, denen sie eben politische Rechte erkämpfen will, nicht ein solches Maß von politischer Unfähigkeit als im Bereich des Möglichen zutrauen. Es wäre ein trauriger Anblick, wenn eine Frau, die vorgibt politisch geschult zu sein, sich vom linken Flügel

des Liberalismus — dem sie, so hoffen wir, doch aus Überzeugung angehörte — dem Ultramontanismus zuwenden will, wenn der ihr einen Stimmzettel, nicht einmal gibt, sondern verspricht. Wahrlich, ich möchte das Frauenstimmrecht nicht einhandeln um einen Preis, der mir als eine Gefahr für das deutsche Volk erscheinen müßte. Und das, so sollte man meinen, muß doch eine Anhängerin des Liberalismus im Klerikalismus erblicken.

So glaube ich, daß es nicht nur das taktisch richtigere und das in der Sache selbst besser begründete ist, sondern daß es auch das höhere Maß von politischer Einsicht und Reife bedeutet, wenn wir sagen: Das Stimmrecht für die Frau verfolgen wir in unseren Frauenorganisationen. Von hier aus suchen wir die Erkenntnis zu verbreiten, daß und warum die Frau politische Gleichberechtigung mit dem Mann beanspruchen kann. Was wir sonst für unser engeres und weiteres Vaterland an politischen Wünschen hegen, das suchen wir innerhalb der politischen Parteien in gemeinsamer Arbeit mit den Männern zu verwirklichen, und zwar jede nicht da, wo man ihr die größten Versprechungen für das Frauenstimmrecht macht, sondern da, wo sie sich ihrer ganzen Weltanschauung nach hingehörig fühlt, bei der Partei, die ihr für die Zukunft des gesamten deutschen Volkes die ersprießlichste zu sein scheint. Daß sie dann auch hoffen und sich bemühen wird, auf diese Partei im Sinne ihrer speziellen Frauenwünsche einzuwirken, ist wohl nur selbstverständlich.

Das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für die Frauen.

Von

Martha Zietz.

Nachdruck verboten.

In den ersten Satzungen des 1902 gegründeten deutschen Vereins für Frauenstimmrecht fehlt die nähere Bestimmung, welches Wahlrecht zu erstreben sei. Es hieß in den ersten Satzungen in § 1: „Der deutsche Verein für Frauenstimmrecht verfolgt den Zweck, den Frauen die Ausübung der politischen Rechte zu sichern. In dieser Absicht wird er erstens die Frauen derjenigen deutschen Länder, Gemeinden und Berufsklassen, welche im Besitze politischer oder sonstiger Stimmrechte sind, zur Ausübung derselben zu veranlassen, zweitens für die übrigen deutschen Frauen die politische Gleichberechtigung auf allen Gebieten zu erkämpfen suchen.“ Erst auf der Generalversammlung des inzwischen zu einem deutschen Verbande für Frauenstimmrecht ausgewachsenen Vereins in Frankfurt a. M. im Jahre 1907 wurde die Bestimmung aufgenommen: „Der Verband steht nicht auf dem Boden einer bestimmten politischen Partei oder einer bestimmten Richtung der Frauenbewegung. Der Verband erstrebt das allgemeine, gleiche, direkte und geheime aktive sowie das passive Wahlrecht für beide Geschlechter zu den gesetz-

gebenden Körperschaften und den Organen der Selbstverwaltung." Schon auf dieser Generalversammlung selbst kam es zu lebhaftem Für und Wider, und dieser Kampf der Meinungen hat sich inzwischen nicht verringert, sondern ist eher noch gewachsen, hat zu Spaltungen innerhalb der deutschen Stimmrechtsbewegung geführt, hat veranlaßt, daß ein Teil der schlesischen Frauen sich in einem eigenen Verein zusammengefunden haben und daß im Jahre 1909 einzelne Vereine aus dem preußischen Landesverein für Frauenstimmrecht, der zum deutschen Verband gehört, ausgetreten sind und sich zu einem Frauenstimmrechtsverband für Westdeutschland zusammengeschlossen haben, der nun im § 3 seiner Satzungen die Bestimmung hat: „Er erstrebt das Frauenstimmrecht in Kirche, Gemeinde und Staat unter den gleichen Bedingungen wie es die Männer haben oder haben werden". Das sieht im ersten Augenblick aus, als ob diese Frauenorganisationen praktischer vorgehen, als ob sie bescheidener und rationeller arbeiteten als die sogenannten „Radikalen", denen man so gern nachsagt, daß sie Unmögliches verlangen. Besonders pflegen die Forderungen durch den Hinweis auf andere Länder unterstrichen zu werden, in denen die Frauen schon unter denselben Bedingungen wie die Männer das Stimmrecht erlangt haben, z. B. Australien. Oder sie verweisen auf die energische Stimmrechtsbewegung in England, in der alle bürgerlichen Gruppen, die Suffragists sowohl wie die Suffragettes für dieselben Rechte kämpfen. Sehr treffend sagt der Reichstagsabgeordnete Potthoff hierüber: „Aber man darf einen großen Unterschied zwischen englischen und deutschen Verhältnissen nicht übersehen. In England bildet die Frauenstimmrechtsbewegung die einzige, große, die beherrschende Wahlrechtsbewegung. Eine Änderung des Männerwahlrechts wird nicht in einem solchen Maße erstrebt, als daß dies die Frauenbewegung beeinflußte." Die deutschen Frauen stehen mit ihrer Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts auch durchaus nicht einzigartig da, obgleich selbst das noch kein Argument für seine Unrichtigkeit wäre. Ebenso stehen die Amerikanerinnen, die Frauen Ungarns, Norwegens, Schwedens und ein Teil der holländischen Frauen, nämlich der Dutch Women Suffrage Alliance, auf dem Boden des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts, während der Dutch Bond for Women Suffrage für das beschränkte eintritt. Im Weltbund für Frauenstimmrecht schwebt die Frage noch und hat auch dort auf den Tagungen Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen. Man einigte sich 1908 in Amsterdam auf die Resolution, man forderte das Frauenstimmrecht „zu denselben Bedingungen, unter denen es jetzt ausgeübt wird oder künftig ausgeübt werden wird durch die Männer; über jede geforderte Erweiterung des Wahlrechts soll entschieden werden durch Männer und Frauen gemeinsam, wenn beide das gleiche Stimmrecht und gleichen Einfluß besitzen."

Warum fordert nun der deutsche Verband für Frauenstimmrecht das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht?

Erst wollen wir einmal einen mehr äußerlichen Grund beleuchten: das ist die Uneinigkeit der deutschen Bundesstaaten in diesem Punkte. Das Deutsche Reich besteht aus 26 einzelnen Staaten, von denen jeder sein eigenes Wahlgesetz hat, von denen keins dem andern gleich ist. So ist in Preußen jeder selbständige Preuße, welcher das 24. Lebensjahr vollendet und nicht den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte infolge rechtskräftiger richterlicher Erkenntnis verloren hat, in der

Gemeinde, worin er seit 6 Monaten seinen Wohnsitz oder Aufenthalt hat, stimmberechtigter Urwähler, sofern er nicht aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung erhält. Die Wahl wird aber öffentlich vorgenommen, ist indirekt, d. h. die Urwähler wählen nur die Wahlmänner und diese dann den Abgeordneten, und je nach der Steuerleistung hat die Stimme mehr oder weniger Gewicht. In Hamburg herrscht das komplizierteste Wahlrecht, das erst eines gedruckten Kommentars bedurfte, damit die Wähler imstande sind, die Wahl richtig auszuüben; der springende Punkt bei diesem Wahlgesetz ist, daß nur Bürger des hamburgischen Staates wählen können, und daß das Bürgerrecht nur erwerben kann, wer fünf Jahre hindurch 1200 Mark Einkommen versteuert hat, so daß die Arbeiterbevölkerung zum großen Teile ausgeschlossen ist. Oldenburg wiederum, um auch noch ein fortschrittliches Gesetz vorzuführen, hat das Reichstagswahlrecht zum Landtagswahlrecht erhoben, nur mit der Pluralwahlrechtsbestimmung, daß jeder Wähler, der das 40. Lebensjahr erreicht hat, eine zweite Stimme abzugeben hat. So geht es in bunter Reihenfolge weiter durch alle Bundesstaaten, und in diesen dann noch durch die Kommunen; hat doch allein Preußen zurzeit 16 Gesetze und Verordnungen, durch die das kommunale Wahlrecht geordnet ist. Wo bliebe da ein einheitliches Arbeiten aller Frauen derselben Organisation? Da soll die eine Frau für dieses Ideal, die andere für jenes begeistert werden, und an jeder Landesgrenze soll sich der Sinn der Frau dem jedesmaligen Landesgesetz anschmiegen. Wollen die Frauen aber überhaupt etwas erreichen, so ist es erforderlich, daß sie als geschlossenes Ganze für dieselbe Forderung eintreten. Es ist auch entschieden als Irrtum zu bezeichnen, wenn immer wieder behauptet wird, der deutsche Verband für Frauenstimmrecht triebe mit dieser Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts Parteipolitik, er hätte damit die Forderung des Linksliberalismus und der Sozialdemokratie aufgenommen. Wenn wir Rechte für die Frauen fordern, so müssen wir für alle Frauen dieselben Rechte fordern, sonst wäre die ganze Forderung unsozial, und es wäre nicht möglich, alle Frauen dafür zu begeistern. Wie sehr gerade die Aussicht, durch politische Rechte ihre Lage zu verbessern, entrechtete Klassen zu gemeinsamem Vorgehen anspornt, das zeigt nicht nur der Kampf des dritten Standes um seine Erhebung 1789 in Frankreich, das beweist noch heute die Arbeiterbewegung. In den sogenannten freien Gewerkschaften, die in innigem Zusammenhange mit der Sozialdemokratie stehen, die also außer für Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen, für Erhöhung des Lohnes, Verkürzung der Arbeitszeit, gleichzeitig für eine Verbesserung der Lage aller Arbeiter im Staate streben, sind 1 831 731 Arbeiter organisiert, während die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, denen dieser politische Einschlag infolge ihrer Neutralität fehlt, nur 105 558 Mitglieder haben. Daß auch die Frauen dieser Kreise allmählich aus ihrer Indolenz erwachen, daß auch sie einsehen, daß nur politische Gleichberechtigung, daß nur gleiches Recht für alle Frauen ihre Stellung bessern kann, beweisen wiederum Zahlen. Bei den freien Gewerkschaften sind 138 443 Frauen organisiert, bei den Hirsch-Dunckerschen aber nur 698.[1]) Gleichwie das vorige Jahrhundert eine Befreiung der „Untertanen" brachte und sie zu freien Staatsbürgern machte,

[1]) Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Statistischen Amt. 7. Jahrg. Sept. 1909.

so kämpfen jetzt die Frauen um ihre Befreiung. Wohl kaum je hat die Welt eine so große soziale Bewegung gehabt, wie die Frauenemanzipation sie bedeutet. Jede andere Erhebung war begrenzt auf gewisse Stände, handelte es sich nun um die Sklavenemanzipation, um die Befreiung der Bauern oder der Arbeiter. Hier aber tritt die Hälfte der Menschheit, die in manchen Ländern die an Zahl überwiegende ist und die allen Klassen und Gesellschaftskreisen angehört, auf den Kampfplatz. Was sich mit der Gleichberechtigung der Frau im Staatsleben ereignet, ist die denkbar größte Umwälzung der bestehenden Sitte, bedeutet eine Umwertung aller Werte des öffentlichen Lebens, da kann man unmöglich der alten Gesellschaftsordnung zuliebe so eingreifende Konzessionen machen, daß man ungefähr (immer von deutschen Verhältnissen redend) drei Viertel aller dieser Frauen, die heute um ihr Recht, ihre Anerkennung als vollwertige Menschen kämpfen, gleich wieder nach errungenem Siege in den Abgrund der Verantwortungslosigkeit, der Abhängigkeit stößt. Das würde aber geschehen, wenn wir nicht ein allgemeines Stimmrecht fordern und erhalten. Wir wissen, daß in Deutschland nur ungefähr 25 Prozent der Einwohner zu den besitzenden Klassen der Bevölkerung zählen, daß 75 Prozent der Arbeiterbevölkerung angehören. Wie stark sich dieser Prozentsatz auf die Frauen überträgt, ersehen wir aus der Berufszählung des Jahres 1908, die bei 8 243 498 erwerbstätigen Frauen nur 1 052 165 Frauen in selbständigen Berufen aufweist, während alle anderen als Untergebene arbeiten. Hierzu kommen nun die in häuslichen Diensten beschäftigten Frauen in einer Höhe von 320 904 und die in sogenannten freien Berufen mit 288 311; das heißt also, daß 7 191 333 Frauen in untergeordneter Stellung sind und nur ungefähr ein Sechstel in leitender. So würden also bei einem Klassenwahlrecht, wie es z. B. in Preußen herrscht, wieder alle Kämpfe für ein Wahlrecht der Frauen nur wenigen Auserwählten, die sicher nicht immer die Berufenen sind, zugute kommen. Wer sich zur Forderung des Frauenstimmrechts bekennt, der beschreitet damit die demokratische Laufbahn im politischen Leben; darüber muß er sich klar sein; dann muß man aber auch verlangen, daß er die aus dieser Weltanschauung entstehenden Konsequenzen zieht, daß er nicht mitten im Kampfeslauf innehält und aristokratische Einschiebungen macht. Die Forderung des Frauenstimmrechts ist doch herausgeboren aus der Erkenntnis, daß ein Staatswesen leiden müsse, in dem nicht alle Staatsangehörigen dasselbe Recht haben. Wenn wirklich eine Klasse Menschen die andere restlos gut vertreten kann, dann ist nicht einzusehen, warum nicht auch gelegentlich Frauenintereſſen von Männern vertreten werden können. Aber der Lauf der Dinge hat eben erwiesen, daß nur ein Geschlecht das eigene, daß nur die Angehörigen einer Gesellschaftsschicht die Mitglieder der eigenen recht und gut zu vertreten vermögen, daß Arbeiterintereſſen nicht von Großgrundbesitzern ins rechte Licht gesetzt werden und umgekehrt. So können später auch die Frauen des Hochadels nicht die Angehörigen des Arbeiterstandes in ihren Bedürfnissen fördern. Wie leicht möchten jene Frauen, die in einer Atmosphäre pekuniärer Sorglosigkeit aufgewachsen sind, wenn sie hinauskämen ins öffentliche Leben und z. B. von der unheimlich großen Kindersterblichkeit in Deutschland hören, zu falschen Maßnahmen greifen. Wenn man nämlich an der Hand des Berichtes des statistischen Amtes sieht, daß in den Jahren 1871 bis 1880 von 100 000 Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre 25 300 Kinder starben, in den Jahren 1890—1900 aber nur 23 400, und daß diese Verminderung zurück-

geführt wird auf beſſere Säuglingsfürſorge, da erwieſenermaßen die Kinder zum größten Teil lebensfähig geboren werden, ſo liegt es nahe, daß jene Frauen, von dem Beſtreben geleitet, das Leben dieſer Kinder in noch beſſerer Weiſe zu ſchützen, einfach dekretieren: die Ehefrau darf nicht Fabrikarbeiterin werden. Dieſes Urteil würde viel mehr Gewicht haben, als wenn Männer ſo urteilen würden, denn die Geſetzgeber würden folgern, daß doch Angehörige desſelben Geſchlechts, die alſo wiſſen müſſen, wie nötig die Mutter dem kleinen Kinde iſt, ſo entſchieden haben. Dieſer verhängnisvolle Schritt iſt ſchon in anderen Kulturländern verſuchsweiſe unternommen worden, und außer anderen Mißſtänden hat ſich dann gezeigt, daß damit gleichzeitig das ſittliche Niveau innerhalb der Arbeiterbevölkerung ſank, daß eine Vermehrung der Konkubinate die Folge war. Die Arbeiterfrau aber, die am eigenen Leibe erfährt, was es heißt, Kinder zu gebären und aufzuziehen, und zu gleicher Zeit doch durch die Not unſerer ſozialen Verhältniſſe gezwungen zu ſein, für den Unterhalt der Familie mit ſorgen zu müſſen, die wird erfahrungsgemäß Mittel und Wege anzugeben wiſſen, wie ihr der nötige Schutz wird und wie die erforderliche Pflege der Kinder zu ſchaffen iſt.

Wie man die Frauen in ihrer Geſamtheit nur für ein allgemeines Wahlrecht begeiſtern kann, ſo auch nur für ein *gleiches*. Wir haben geſehen, daß von den ungefähr neun bis zehn Millionen Frauen, die im Berufsleben ſtehen, die überwiegende Mehrzahl in abhängiger Stellung ſteht, dieſe würden bei einem Pluralwahlrecht zu derſelben politiſchen Rechtloſigkeit verurteilt werden, wie heute der größte Teil der Männer z. B. in Preußen. Geſetzt den Fall, wir hätten ein allgemeines, aber nicht gleiches Wahlrecht, ſo würden ſich für die Frauen in ungefähr demſelben Maße die Ziffern zu den verſchiedenen Klaſſen ſtellen, wie ſie die Statiſtik für die Männer in Preußen bewieſen hat, nämlich 294 000 Wähler zur erſten Klaſſe, 1 068 000 zur zweiten und 6 338 000 zur dritten Klaſſe. Ja, bei den Frauen würde ſich die Sache noch dadurch ungünſtiger geſtalten, weil die meiſten Ehefrauen keine Steuern zahlen, alſo auch die Frauen der begüterten Klaſſe zum größten Teil entrechtet wären. Die deutſche Frauenſtimmrechtsbewegung hätte alſo die Aufgabe, wenn es ſich um das Wahlrecht zu den Parlamenten der einzelnen Bundesſtaaten handelt, ganz wenige Frauen mit den höchſten politiſchen Rechten auszuſtatten; dafür ſollten *alle* Frauen kämpfen. Wer im Kampfe ſteht, der weiß aber, wie ſchwer es ſchon iſt, den Frauen begreiflich zu machen, wie notwendig es für ſie ſelbſt iſt, politiſche Pflichten und Rechte auszuüben. Es iſt einfach unmöglich, ſie zur Forderung des Frauenſtimmrechts zu bringen, wenn man ihnen von vornherein ſagen muß: nicht für euch ſelbſt erkämpft ihr die politiſchen Rechte, ſondern für einen kleinen Teil unverheirateter, beſitzender Frauen, für Frauen, die die Not des Lebens nie kennen gelernt haben, die von den Bedürfniſſen derer, die ſie vertreten ſollen, keinen Begriff haben. Dieſe Frauen würden weiterſchreiten auf der Bahn, die ſie ſchon heute gehen, ſie würden den Flicken der Wohltätigkeit auf den alten Rock der politiſchen Not ſetzen. Durch ſolche Machtverteilung würde in Deutſchland allerdings nur noch mehr politiſche Unklarheit, Indifferenz und Klaſſenherrſchaft entſtehen, alles Dinge, zu deren Vernichtung doch gerade das Frauenſtimmrecht dienen ſoll. „Nicht mit zu haſſen, mit zu lieben bin ich da," läßt ſchon Sophokles ſeine Antigone ſprechen. Die Liebe zu *allen* Menſchen, nicht nur zu den Reichen, ſoll die Frau im öffent-

lichen Leben betätigen. Die Frauenstimmrechtsbewegung will erreichen, daß die Frau rechtlich unabhängig vom Mann wird, daß sie lernt, für sich selbst einzutreten, selbst zu entscheiden; sie soll ein freier Mensch werden, voll Selbstverantwortlichkeitsgefühl, soll sich nicht mehr immer feige vor dem schweren Ernst des Lebens hinter den Willen und die Entscheidung anderer Menschen verbergen. Was aber würde von alledem erreicht werden, wenn nun an Stelle des Mannes in Millionen von Fällen, ja, bei der Mehrzahl aller Frauen wieder ein anderer Wille, verkörpert durch eine besitzende Frau, träte? „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen", sagt der preußische Polizeidirektor Frey! Das Endziel aller Frauenemanzipation ist doch, die Frauen *alle* mündig zu machen, von ihnen allen das Joch des Unterdrücktseins, der Ungerechtigkeit hinwegzunehmen. Eine Frauenstimmrechtsbewegung, die nicht das *allgemeine, gleiche* Stimmrecht für *alle* Frauen fordert, treibt einen Keil in die ganze Frauenbewegung. Wieviel mächtiger wäre diese in Deutschland, wenn wir nicht die unglückselige Spaltung in bürgerliche und sozialistische hätten! Wenn jetzt in der Stimmrechtsbewegung auch noch mit zweierlei Maß gemessen werden soll, dann verliert sie viel von ihrer Zugkraft, ihrer Begeisterungsfähigkeit. Es ist immer hervorgehoben worden, daß das Frauenstimmrecht eine Forderung der Gerechtigkeit sei. „Nicht, was der Mensch besitzt, macht sein Glück, noch macht, was ihm fehlt, sein Elend aus. Blöße, Hunger, Not aller Art, selbst der Tod ist freudig erduldet worden, wenn das Herz in der rechten Verfassung war. *Es ist das Gefühl der Ungerechtigkeit, das allen Menschen unerträglich ist.* Der roheste Neger erträgt es nicht, ungerecht behandelt zu werden. Kein Mensch erträgt es oder sollte es ertragen. Ich sage dir nochmals, es gibt nichts anderes als Gerechtigkeit, und nur eins ist stark hienieden — das Gerechte, das Wahre," sagt Carlyle. Und die Frauen, die für die Emanzipation der Frauen eintreten, die von der Befreiung aus politischer Rechtlosigkeit der Frauen Glück und Förderung für den Staat wie für die Frauen selbst erwarten, die sollten der Mehrzahl der deutschen Frauen zureden, zugunsten einiger Weniger zu verzichten, die sollten Ungerechtigkeit fördern helfen?

Auch die Pluralwahlbestimmung, die Frauen, welche eine bessere Bildung, als man durch den Besuch einer Volks- oder Gemeindeschule erwerben kann, bevorzugt, bedeutet heute eine schwere Ungerechtigkeit und Bevorzugung der wohlhabenden Volksschichten; sind doch unsere „besseren" Schulen Standesschulen, die nur solche Kinder besuchen können, deren Eltern die erforderlichen Mittel für das höhere Schulgeld besitzen. Solange in dem größten deutschen Bundesstaat den Mädchen der Besuch der höheren Bildungsstätten der Knaben noch verboten ist, würde man auch in dieser Beziehung die Frauen doppelt schädigen; man würde also den Frauen auch dadurch eine Ungerechtigkeit auferlegen, würde auch dadurch das Gefühl von dem Werte eines jeden Menschen im Staatshaushalte töten und und nicht freie Bürgerinnen, sondern Sklavenseelen erziehen. Manche wünschen auch eine doppelte Stimme für Menschen, die ein bestimmtes Alter erreicht haben, eine Bestimmung, die, wie schon erwähnt z. B. bei dem neuen oldenburgischen Landtagswahlgesetz aufgenommen ist und die von allen Pluralwahlbestimmungen wohl noch die harmloseste ist, dem Sehnen nach Gerechtigkeit noch am ehesten nachkommt. Aber es ist doch bedauerlich, gerade die Jugend, die noch Kampfes-

luſt, Wagemut und Begeiſterungsfähigkeit hat, dem oft ſo indifferenten Alter gegenüber zu benachteiligen. Wie ſagt doch das Volkslied: „Die Jugend will ſtets mit Gewalt in allem glücklich ſein, doch wird man nur ein biſſel alt, ſo ſchickt man ſich ſchon drein.“ Aber gerade in Deutſchland brauchen wir jetzt den ſtarken Willen, im Staatsleben *glücklich zu ſein*, vom Sichdreinſchicken haben wir bittere Proben genug erhalten. Politiſche Erkenntnis, politiſche Gaben kann man aber in jungen Jahren genau ſo gut haben, wie in ſpäteren. Das hat Auer einmal etwas draſtiſch, aber doch ſehr richtig in die Worte gekleidet: „Alexander der Große hat mit 20 Jahren die Welt erobert, mancher aber bleibt ein Eſel ſein Leben lang.“ Da Frauen aber durchſchnittlich mindeſtens fünf Jahre in ihrer geiſtigen Entwickelung dem Manne voraus ſind, ſo würde auch dieſe Beſtimmung in gewiſſem Sinne eine Schädigung der Frauen bedeuten. Freilich, der wahre Kern dieſer Beſtimmung iſt wohl die Angſt vor der Sozialdemokratie. Man glaubt, daß mancher, der in ſeiner Jugend Sozialdemokrat war, wenn er z. B. als kleiner Geſchäftsmann oder Beſitzer kleiner Landſtellen ſelbſtändig iſt, in den Schoß der allein ſeligmachenden Kaſte der „ſtaatserhaltenden“ Parteien zurückkehren würde. Aber wir Frauen ſtellen uns mit der Forderung für Frauenſtimmrecht nicht in den Dienſt irgendwelcher Parteien, wir können alſo auch dieſe Forderung nicht unterſtützen.

Die *indirekte öffentliche Wahl* begünſtigen, hieße für die Frauen wieder neue Zwangslagen ſchaffen, hieße ſie daran hindern, ihre Überzeugung frei und offen, mit ehrlichem Mut zu vertreten. Wir haben geſehen, daß nur wenige der berufstätigen Frauen in unabhängigen Stellungen ſind, die meiſten aber bei öffentlicher Wahl ſo wählen müßten, wie heute z. B. die oſtelbiſchen Landarbeiter, nämlich nach dem Willen der Arbeitgeber. Die meiſten aller berufstätigen Frauen, nämlich 4 270 752, ſind in nichtleitenden Stellungen in der Landwirtſchaft, Gärtnerei, Forſtwirtſchaft uſw. tätig, können alſo bei der Stimmabgabe ſehr gut kontrolliert werden, ebenſo die 1 626 634, die die Induſtrie, der Bergbau, das Baugewerbe aufnimmt. Allen dieſen Frauen würde das Wahlrecht mehr oder weniger eine Farce bedeuten; nicht *ihre* Meinung würde zum Ausdruck kommen, nicht *ihre* Erfahrung dem Staate nutzbar gemacht werden, ſondern die ihrer Herren, ihrer Brotgeber. Wir Frauen kämpfen aber doch wahrhaftig nicht den ſchweren Kampf um unſer Recht, um den Willen des Mannes noch ausdrucksvoller, noch ſchwerwiegender im Staatsleben zu machen. Preußiſche Erfahrungen ſind das typiſche Beiſpiel dafür, wie es den Frauen bei einem öffentlichen, indirekten Wahlrecht ergehen würde. In Preußen regiert heute die Minorität, denn die Mehrzahl der ſtimmberechtigten Wähler beteiligt ſich gar nicht an der Wahl. Gerade wie jetzt für die Männer, würde es dann für die Frauen in tauſend Fällen zu dem ſchweren Konflikt kommen, entweder ihre Exiſtenz aufs Spiel zu ſetzen oder gar nicht zu wählen oder aber durch den Wahlakt ihr Gewiſſen mit einer Lüge zu belaſten. Iſt das eine Perſpektive, die die Frauen locken kann, den Kampf für ihre politiſche Gleichberechtigung mit Begeiſterung zu führen?

In der deutſchen Frauenſtimmrechtsbewegung iſt Solidarität die notwendige, unerläßliche Vorbedingung. In jeder Solidarität liegt ſittliche Größe; in der Frauenſtimmrechtsbewegung muß es jetzt heißen: eine für alle, alle für eine. Mag ſein, daß die deutſchen Frauen ihre politiſche Gleichberechtigung ein oder zwei

Jahrzehnte eher bekämen, wenn der deutsche Verband dieselbe Konzession machte, wie sie ein Teil der schlesischen Frauen und der Westdeutsche Verband für Frauenstimmrecht macht, wenn auch der deutsche Verband für Frauenstimmrecht seine Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts fallen ließe, wenn er sich damit zufrieden gäbe, dasselbe Wahlrecht, wie es die Männer des jeweiligen Bundesstaates besitzen, zu erwerben. Wo bliebe dann der Idealismus der Frauenbewegung, wo die Förderung der Gesamtkultur durch die Frauen? Solidarität ist doch ein Zeichen für einen gewissen Höhepunkt der Kultur. Im Urzustande schlugen die Menschen sich gegenseitig ohne viel Überlegen tot, jeder versuchte nur für sich selbst, höchstens noch für seine Familienangehörigen einen Platz an der Sonne zu erreichen. Erst mit zunehmender Kultur kommt das Zusammengehörigkeitsgefühl über die Menschen und später das der Verantwortung des einen für den anderen. Die Stärkeren kämpfen für die Schwachen, die Erfahrenen für die Unerfahrenen. Und die bürgerlichen Frauen wollten ihre bessere Bildung, ihre freiere Zeit, ihre größere Erfahrung dazu benutzen, den größten Teil ihrer Geschlechtsgenossen in politischer Abhängigkeit zu erhalten? Wo bliebe diesem krassen Egoismus gegenüber die vielgerühmte Mütterlichkeit jeder Frau, wo die reinere, höhere Sittlichkeit gegenüber dem Manne? Durch uns Frauen soll doch mehr Altruismus in das politische Getriebe der Parteien kommen, wir wollen unsere Eigenart hineintragen, nicht den Fehlern der Männer folgen. Daher müssen wir als Frauen das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht fordern.

Aus Briefen einer Weimaranerin an Marie von Ebner-Eschenbach.

Zu deren achtzigstem Geburtstage

mitgeteilt von

Marie von Bülow.

Nachdruck verboten.

Kein besserer Maßstab für den Wert eines Schriftstellers als die Wirkung, die er auf hochgestimmte, durchgebildete Persönlichkeiten seiner Zeit nachweislich ausgeübt hat. In Natalie von Milde,[1]) der Tochter des gefeierten Sängerpaares aus Weimars musikalischer Glanzepoche, fand die Dichterin, der wir heute mit ehrerbietigem Glückwunsch nahen, einen Resonanzboden, wie er ihrer würdig war.

Glückliche Naturanlage, eine unter vorwiegend künstlerischen Eindrücken verlebte Jugend, ein Elternpaar, dessen von Peter Cornelius besungene „adlige Gestalten" einen Magnet bildeten für alle, die in jenem zweiten weimarischen

[1]) Gestorben am 29. März 1906. Vergl. Nachruf in der „Frau" in der Mai-Nummer des 13. Jahrgangs.

Kunſtfrühling wirkten, oder zu deſſen Feſten herbeizueilen pflegten, ein Heim, dem bei all ſeiner Schlichtheit ſich doch nie gemeine Sorge nahte, ein nie raſtender Bildungstrieb, der in der klaſſiſchen Kleinſtadt ſich auf Dinge geiſtiger Vervollkommnung ungehindert konzentrieren durfte — alles dieſes wirkte zuſammen, Marie von Ebner eine Jüngerin zuzuführen, wie einer zu begegnen nicht jedem Meiſter beſchieden iſt. Auf den erſten der hier folgenden Briefe antwortete die Gefeierte, ſie ſei, „wenn auch in tiefſter Seele erfreut, ſo doch beſchämt von ſo viel Lob. Indeſſen“ — fährt ſie fort — „es iſt Ihre Sache, wenn ein beſcheidenes Licht ſich ſo reich und farbig in Ihrem begeiſterungsfähigen Herzen ſpiegelt, und Heil Ihnen, daß Sie ſo empfinden können; es iſt mehr als ein Glück, es iſt ein Verdienſt, es iſt eine Tugend.“

Was dieſe Empfindungen in Natalie von Milde geweckt und durch ein Vierteljahrhundert genährt hat, iſt, neben der hohen Künſtlerſchaft, die geläuterte Ethik der Ebner. Das war die Baſis der Beziehung, die ſich, faſt ohne perſönlichen Verkehr, zu einem der wichtigſten Beſtandteile von Nataliens innerem Leben geſtaltet hatte. Da für ſie „Ethik der Kern aller Religion“ war, ſo war das edle Menſchentum in Marie von Ebners Wirken die entſcheidende Macht, die dem bloß äſthetiſchen Genuß Nachdruck und Weihe verlieh.

Die Kenntnis der in unſeren Fragmenten erwähnten Ebnerſchen Werke wird beim Leſer vorausgeſetzt; bei wem die Vorausſetzung nicht zutrifft, der fühlt ſich vielleicht angeregt, ſich ſolche Kenntnis nachträglich zu verſchaffen. „Jeder, der ſich in die Tiefe ſehnt, der nach Vervollkommnung dürſtet, wird für immer in Ihrer geiſtigen Hinterlaſſenſchaft Labe trinken. Sie dürfen ſagen: ich hab's erreicht, wofür ich lebte“ — ſchreibt Natalie v. Milde. Und an einem der Geburtstage ihrer Angebeteten, die ſie alljährlich in ihrem Herzen feſtlich zu begehen pflegte, heißt es: „Es iſt mir ein unſagbarer Troſt, daß es einen 13. September giebt! Und unter keinerlei Umſtänden will ich es mir je verſagen, an dieſem Tage der Freude Ausdruck zu geben über den Reichthum, der auch für mich ins Leben geboren worden iſt. Lange, ehe ich ſelbſt geboren war, hatte Gott mir dieſe Lebensfreude zugedacht; es iſt himmliſch zu denken! Lange, ehe mir ein Leid geſchehen, war mir aus Ihrem Munde der Troſt geſprochen, der der Seele immer neue Bahnen weiſt; denn einen anderen, nachhaltigeren Troſt giebt es nicht, als die Liebe zum Guten, die uns ein guter Menſch mächtig fühlen läßt und die Überzeugung, die er uns aufnötigt, daß Jeder berufen iſt, am Guten mitzuarbeiten.“

* * *

Weimar, 6. November 1881.

Hochverehrte Frau! Unwiderſtehlich drängt mir das Verlangen, mich Ihnen zu nähern, die Feder in die Hand. Wie man ſich aber in der Geſellſchaft Jemand wählt, den man um die Ehre bittet, vorgeſtellt zu werden, ſo berufe ich mich an dieſer Stelle, um Ihnen eine nicht ganz unvermittelte Bekanntſchaft aufzudrängen, auf unſern gemeinſchaftlichen Freund, Hofrat Hemſen. Ihm, der ſich für alles Schöne ſo warm begeiſtert, der ſo ſchnell mit dem Beſten, was die Zeit bringt, bekannt iſt, verdanken wir den erſten Antrieb, Ihre neuerſchienenen Novellen zu leſen, und dieſes Buch hat uns ſo herrliche, genußreiche Stunden geſchaffen, es iſt mir ſo feſt ins Herz hineingewachſen, daß ich das innige Bedürfnis fühle, aus der Menge ungekannter Freunde, welche ſich der Künſtler durch ſein Schaffen erwirbt,

herauszutreten und der innigen Dankbarkeit, welche ich Ihnen schuldig geworden, Ausdruck zu geben.

Nichts auf der Welt ist ja dankenswerter als diese Wohltaten einer für menschliches Wohl und Wehe stärker empfindenden Seele, welche uns ihre Gesinnungen so fest gestaltet übermittelt und uns ein Dasein schafft, schöner, reiner, unentreißbarer als das wirkliche. Aber erfahren es die Künstler auch oft genug, wie wohl sie uns getan, wie sie uns beglückt haben? Der Herzenstelegraph erzittert wohl oft ungehört von der Botschaft, die von Seele zu Seele getragen wird: gestatten Sie, unbekannte und doch so schön gekannte Geberin diese Rückantwort eines von Ihrem hohen Geschenk froh- und tiefberührten Herzens.

Ja, welch ein Geschenk ist ein solches Buch: „unerschöpflich, wie ein großes Menschenherz", sagt Lotti, und wie Lotti geht es auch mir, — daß ich mich nämlich immer von neuem mit dem größten Vergnügen in die Bücher vertiefe, mit denen ich einmal auf einen vertrauten Fuß gelangt bin. Ich weiß nicht, wie oft ich meine Lieblingsnovelle „Nach dem Tode" nun schon für mich und mit andern gelesen habe; aber mit unaussprechlicher Genugtuung sehe ich der Gestalt Mariens die Liebe von allen zuteil werden, die ihr rührendes Schicksal, ihr zu spät verstandenes, seelenvolles Walten kennen lernen. Immer verklärter hebt sich mir dieses von reinster Herzensgüte erfüllte Wesen gegen die lebenden, mehr oder weniger dem Schein huldigenden Personen ab, über deren Gleichgültigkeit der herzgewinnende Kannitzky in so herrliche Entrüstung ausbricht.

Was möchte ich nicht alles von diesen Gestalten sagen, die ich deutlich vor mir sehe, die mir nie wieder aus dem Leben entschwinden können, weil sie das Nächstliegende, Wichtigste erörtern, mich wie echte Freunde für das Beste, was wir besitzen, begeistern und gegen die, dieses Beste hemmenden Elemente erzürnen! Noch oft werde ich mit ihnen lachen und weinen im Kreise ihrer Erlebnisse, werde sie immer lieber haben und am liebsten „den Dichter selbst".

*

Weimar, 16. Oktober 82.

Höchstverehrte Frau!

Es ist eine solche Festtagsfreude, Nachricht von Ihnen zu bekommen, daß ich mit dem Dank dafür nie lange zurückhalten kann; er brennt zu sehr auf dem Herzen. Und ein Festklang für die Seele, für alles, was sie sucht und finden möchte, war mir Ihr köstliches Wort über „Glück und Vervollkommnung."[1] „Schönen Seelen nachzufühlen, ist wünschenswertester Beruf." Es ist ein nicht genug zu schätzendes Glück, auf dem Wege, den wir eine kleine Strecke selbst gegangen sind, jemand zu begegnen, der uns eine feste Hand leiht, da er den Weg und das Ziel kennt. Ich drücke diese Hand, die ich nie wieder loslassen will und blicke zu den Augen, die für das wahre Wohl der Menschen erschlossen sind, mit aller Zuversicht, aller innigsten Dankbarkeit empor. Wie segenbringend so ein

[1] Frau von Ebner hatte geschrieben „daß alle Menschen überhaupt, der Dichter aber insbesondere sich die Wahrheit gar nicht genug früh einprägen können, daß wir nicht auf der Welt sind, um glücklich zu sein. Unsere Bestimmung ist eine ganz andere, sie heißt: Selbstvervollkommnung. Es gibt keine Lage im Leben, in welcher wir an dieser nicht arbeiten könnten; ein Dasein also, dessen Zweck durch jeden, dem es verliehen wurde, erfüllt werden kann, ist trotz all des Üblen, das es enthält, so ganz zu verwerfen doch nicht."

Wort zur beſtimmten Zeit ſein kann! Ich habe gerade in dieſer Zeit ſo viel und ſo erfolglos über das Kapitel nachgedacht. — —

Es wird ſo viel geklagt über die Ungerechtigkeit des unlogiſchen Schickſals; mir ſcheint, wenn man nur recht genau hinſieht, das Schickſal ein recht logiſches Verfahren zu haben. Es nimmt jeden beim Wort mit erſchreckender Sicherheit, es weiß genau, wo es die arme Seele zu packen hat. Vor dem Schickſal habe ich viel mehr Reſpekt, als vor dem Glück. Das iſt unlogiſch, willkürlich, charakterlos, und es verliert ſeinen Nimbus ganz von ſelbſt mit den Jahren, oder, wie ſoll ich ſagen, es wird etwas anderes, als was man ſich in früheſter Jugend darunter vorgeſtellt; nicht ein Ding, was man ausgeht, um zu ſuchen, ſondern eine Fähigkeit, die in uns ſelbſt liegt, die wir zerſtören oder ausbilden können. Mit gutem Willen läßt ſich auf dieſe Weiſe ſogar vereinigen, was Sie einander gegenüberſtellen: Glück und Selbſtvervollkommnung, man muß es nur in umgekehrter Reihenfolge nennen. — Wie wunderlich waltet doch der „aus den tiefſten Quellen ſteigende" Zufall! Mit meinen Gedanken vielfach bei jener fata morgana Glück weilend, welche uns die geleſenſten Schriftſteller, vor allem Paul Heyſe als das Begehrenswerteſte verführeriſch vor die Sinne zaubert, führt eben zu dieſer Zeit der Zufall dieſen Dichter leibhaftig nach Weimar und in unſer Haus. Er kam zur erſten Aufführung ſeines Alkibiades hierher; die liebe kleine Stadt, welche Hemſen die Weltherberge alles Intereſſanten nennt, beherbergte den vielgefeierten Mann mehrere Tage. Er beſuchte uns eine Stunde vor dem Theater, „in der Schlachtenſtimmung", wie er ſelbſt ſagte, und gewann mit ſeiner liebenswürdigen gütigen Art, mit ſeiner herrlichen Gabe, zu ſprechen, unſer Herz ganz und gar. Während er ſo vor mir ſaß, vergaß ich, wie mich der Mann in ſeinen Schriften oft geboſt hat und dachte nur an den Dichter.

„Dulde, gedulde Dich fein,
Über ein Stündlein
Iſt Deine Kammer voll Sonne"

ſummte es in mir die ganze Zeit. Wir gingen gut geſtimmt ins Theater, auch das Publikum war animiert, hörte mit lebhafter Teilnahme zu und rief den Dichter öfter hervor. Haben Sie das Stück im neuſten Münchner Dichterbuch geleſen? Wie gefallen Ihnen die Frauencharaktere? Mir nicht. Ich frage mich: ſind dieſe da um des Alkibiades willen, der ja unwiderſtehlich für Frauen geweſen ſein ſoll und charakterlos, oder ſind es die Typen der beiden Arten von Frauen, wie ſie immer wieder geſchildert werden: die eine, welche ſich ein Stück von ihrem Geliebten nennt, wie ein Hündchen, ein treues, willenloſes, unſelbſtändiges Geſchöpf, die andere, mit ſtolzeren Empfindungen beanlagt, ſelbſtdenkend, zur Furie ausartend. Mir ſcheint, die Edlen unſeres Geſchlechts zu ſchildern, menſchlich wahr und zugleich ideal, hat unter allen Dichtern ein einziger gekonnt: Goethe. — —

*

Weimar, 31. Oktober 83.

Der geſtrige war ein herrlicher, ein Freudentag, teuerſte Frau und Dichterin! Unter den lieben bekannten Geſtalten war mir noch der Kreisphyſikus ein überraſchender Neuling, den ich mir ſogleich vorſtellte, mich in ein ſtundenlanges, tiefes Geſpräch mit ihm einließ, das mir ſein Leben, die hochintereſſanten Wandlungen ſeines Ichs auf die feſſelndſte Art offenbarte. So erzählen zu hören, es iſt doch

die größte aller Wonnen, deren wir teilhaftig werden. Welche Errungenſchaft läßt eine ſolche Stunde zurück! Wieder iſt der Blick für das Leben vertieft, das Herz zu jener ſüßen Demut geſtimmt worden, in der es ſich den Menſchen näher fühlt als ſonſt. Dürfte ich von allen wohltätigen Eindrücken, welche Ihre Geiſteskinder hinterlaſſen, einen ganz beſonders hervorheben, ſo wäre es der: ſie ſteigern die Anſprüche, die man an ſich ſelbſt zu machen hat und ſtimmen unſer Urteil über andere zu einem milderen. Das Beſte, was ich armes Ich an Liebe in mir trage, wurde vom erſten Schauen in dieſe Geiſteswelt an wunderbar getroffen. Ein Dankeswort für ſo unendliche Wohltat giebt es nicht. Wirklich, ich finde, nur das Gelingen deſſen, was Sie alles in mir angeregt haben, dürfte als ein Dank gelten, dereinſt! — —

*

Weimar, 25. April 84.

— — Gleich nachdem Ihre herrliche Sendung angekommen, ſchloß ich mich natürlich mit dem Comteſſerl (Muſchi) ein; dann ſtellte ich ſie den Meinen vor und dann Helenen (Böhlau). Der Erfolg war ein nicht zu beſchreibender. Entweder konnte ich ſelbſt vor Lachen nicht weiter leſen oder ich mußte warten, bis ſich die andern beruhigt hatten. Helene läßt Ihnen, was ich bezeugen kann, ſagen, daß ſie ganz außer ſich iſt, und vielleicht intereſſiert Sie Einzelnes, was ſie äußerte: Dieſer kleine Juwel iſt ſo vielſeitig geſchliffen, daß jeder ſich in einem günſtigen Licht beſpiegelt erblicken wird; wir halten das Comteſſerl für eine Perſiflage, das Comteſſerl wird ſich höchſt geſchmeichelt finden. — O die unbeſchreibliche Liebenswürdigkeit, mit der dieſe Hohlheiten geſagt ſind! — — Mir ſelbſt iſt die Tatſache am erſtaunlichſten, daß dieſelbe Frau von Ebner, die dem Leid ſo tief ins Innerſte hineingeblickt, ſoviel Weisheit für uns dort geſammelt, daß dieſelbe Frau von Ebner, die das Höchſte, was das Leben uns zu geben hat, in reifen Früchten uns ſpendete, — den Ton eines ſo übermütigen, unerzogenen, oberflächlichen Backfiſches ſo meiſterhaft treffen kann! — —

*

Weimar, 24. Januar 86.

Meine allerteuerſte Frau von Ebner!

Nun iſt das Bild, das ganz uncharakteriſtiſche (Decker), auch noch gedruckt, zu meinem großen Kummer! Und nur eins kann mich darüber tröſten: das unübertreffliche Seelenbild, das den Beſchauer aus der vorausgehenden Erzählung (Der Muff) anblickt! Ich wollte, man ſtellte mich auf die Probe und ließe mich aus tauſend Geſchichten die Ihrigen herausfinden; es könnte mir kein Irrtum geſchehen, ſo tief, ſo unauslöſchlich ſind mir die Kennzeichen dieſer Seele eingeprägt, die ſolches ſchafft!

Wenn ich nur einmal in meinem Leben, nur ein einziges Mal ſo etwas fertig brächte, — ich wäre beglückt: in ſolch einem kleinen Rahmen einen ſolchen Charakter zu liefern, von der Durchſichtigkeit, ſo daß der Leſer eine Perſpektive auf das ganze Sein und Leben der Gütigen, Heiteren, Wohltätigen gewinnt. Wir haben uns, eine ganze Anzahl, an dieſem Muff gewärmt und ſenden Ihnen alle unſere dankbaren, verehrungsvollen Grüße. — —

*

Weimar, 6. Juli 86.

Meine Allerverehrteste!

Meine Gedanken, denen nun einmal die schöne Bestimmung ward, Sie zu zu verfolgen, wohin es auch sei, nehmen die Richtung nach Zdislavic. Dorthin wanderte meine Sehnsucht ganz besonders vergangenen Sonntag, als ich zum ersten Mal die Goetheräume mit der neuen oder vielmehr alten Einrichtung durchschritt. Daß meine lieben alten Freunde dort gewohnt haben, ich also in den heiligen Stuben ein- und ausging, schrieb ich Ihnen vordem. Nun aber ist das Haus von Grund aus gesichert, und die Einrichtung, soweit man diese feststellen kann, in der alten Weise wieder getroffen. Diese Stelle, dieses Haus ist von vielen schwachen meine schwächste Stelle. Wenn ich mich nicht übermenschlich dort zusammennehme, so heule ich wie ein Schloßhund beim Anblick dieser kleinen Sophachen mit hölzerner Lehne und dunklem Wollenstoff, auf denen sie alle, alle gesessen, die ewig leben und nicht mehr leben. Da stehen die kaminartigen eisernen Öfen wieder in den Ecken, die jenen Wärme gaben, von deren Feuer wir uns nähren. Da sind die großen runden Tische, wo die Gäste im höchsten Sinne des Worts gespeist wurden. Und an den Wänden der acht Zimmer und Zimmerchen, die für schöne Geselligkeit bestimmt waren, stehen die Schränke, Chiffoniéren, Glastische und andere Behälter, in welchen das allerhand Material aufbewahrt ist, aus welchem der Große sein Leben lang seine Bildung sog. Die Kupferstiche und Steine sind natürlich nicht zu sehen, aber die Büsten und Abdrücke, Münzen, Medaillen, Majoliken, Bilder etc. Der Blick von den Fenstern mit den in Bogen gerafften Mullgardinen wird wohl fast noch derselbe sein. Denn die kleinen Häuser, die ein Halbrund um den Brunnen und sein großes Becken bilden, sind alt, teils baufällig. Fast alle der genannten Zimmer bilden die Front. Nach dem Garten gelegen, dessen Mauer an den Park mündet, ist das Arbeitszimmer. Ich schicke es Ihnen hier mit. So grenzenlos einfach sah die Stätte aus, in welcher unendlicher Reichtum für die Menschheit ans Licht geboren ward. Es ist nicht auszusprechen, was man in diesem Zimmer empfindet. Wie die geistige Gewalt Einen fast zu Boden drückt und wieder hoch über alles Zeitliche empor hebt. Und links von diesem Raum führt eine Thür in die kleine Kammer hinein, wo dies unbegreifliche geistige Teil sich hinausrang — gewiß in eine lichtere, vollkommenere Welt. Heilig, heilig, heilig! — Ich muß zu Weimars Ehre sagen, daß viele Besucher sich an diesem Tage einfanden. Ach, könnte ich einmal mit Ihnen da drinnen sein! — —

*

Weimar, 9. Februar 87.

„Und wenn sie zwo Arme und zwo Beine erst hätten," heißt's im Götz, „was dann?" Und was werden wir nun erst fühlen, wenn wir die mehreren Fortsetzungen des „Gemeindekinds" gelesen haben werden, da wir jetzt schon ganz im Aufruhr sind? Erich Schmidt kam aufs Eis in heller Begeisterung, ganz außer sich! — — Nun haben Sie sich mit Ihrem allgegenwärtigen Herzen diesmal in die Verbrecher versetzt, daß man glaubt, selbst schon verschiedene Male gemordet und gestohlen zu haben. Oh, was haben Sie für ein gütiges und weises Herz! So grenzenlos anders als alles, was man kennt! Doch ist es eine arge Geduldsprobe, noch Wochen auf die Vollendung warten zu müssen, wenn ich auch mit Freuden und Verständnis zugestehen muß, daß so Vortreffliches nur tropfenweis verabfolgt werden kann.

Schlittſchuhlaufen iſt in dieſer Zeit Lebenszweck. Wir laufen auf einem Teich in Bertuchs Garten, demſelben, den Karl Auguſt dem Goethe gern geſchenkt hätte. Wundervoll nehmen ſich die uralten Bäume, welche den Teich umgrenzen, im Eisſchmuck aus. Und ſo luſtig, ſo elektriſiert iſt man kaum je, wie nach dieſer unvergleichlichen Bewegung in der friſchen Luft. Und wen hat dieſes vergnügte Plätzchen alles geſehen! Erinnern Sie ſich, geleſen zu haben, daß Goethe ſich im allerjugendlichſten Übermut an die Erde warf? Das geſchah auf der Terraſſe dieſes Hauſes, man ſieht ſie vom Teich aus. — —

Geſtern Abend wurde man auch wieder nach Alt-Weimar verſetzt: Schillers Räuber gab's, mit vielen Jenenſer Studenten, welche, wie damals, die Aufführung durch ihre Geſänge unterbrachen. Der Präſes gebot: „Silentium! Wir ſingen jetzt ‚Gaudeamus'"; nachdem dies geſchehen, das Lied „ex est"; die Vorſtellung kann weitergehen. Höchſt ſchnurrig! Fünf oder mehr Reihen ſo hoffnungsvoller Köpfe füllten das Parterre. Ob wohl ein richtiger dabei war? — —

*

Ende Dezember 88.

— — Paul Heyſe ſagte zu Schmidt: „Unſre Frauen — Fr. v. Ebner — da kommt niemand mehr mit — ſie drücken uns an die Wand!" Dieſe Einſicht iſt des Mannes würdig, der „die Weisheit Salomonis" dramatiſiert. Ich war ganz glücklich, einmal wieder entzückt von Heyſe ſein zu können. „Die Stiftsdame" war mir ſehr unſympathiſch und auch langweilig. Wir lauſchten dem neuen Stück am Sonnabend in Gegenwart des Dichters mit großer Andacht, und das Intereſſe ſteigerte ſich bis zum Schluß. Ja, der Schluß iſt eine ſchöne ethiſche Befriedigung: Salomos Weisheit ſiegt über ſein Herz. Die Hirtentochter Sulamith, die er liebt, gehört zu Heyſes allergelungenſten Geſtalten. Über ſie hat er ſein dichteriſches Füllhorn ausgegoſſen, freilich auf Koſten der Königin von Saba, die ein unliebenswürdiges Scheuſal iſt.

Es iſt eine ganz wunderliche, immer dieſelbe Geſchichte: wenn die Männer zwei verſchiedene Frauenzimmer einander gegenüberſtellen, ſo iſt die eine, diejenige, welche „die geiſtige" Richtung vertreten ſoll, eine unliebenswürdige Unnatur. Die Männer, von denen die ſchaffenden, alſo die beſten, nach Geiſt ringen, müſſen ſich doch vorſtellen, daß ſich dieſes Ding, ſobald es in die weibliche Form ſich verirrt, verwandelt in etwas ganz Schädliches, in eine Art Gift. Ich habe mich geſtern hin und her beſonnen, ob ſchon irgendwo von einem Dichter das nach Erkenntnis ringende Weib in all ſeiner Güte, all ſeinen Schmerzen, in ſeinem ganzen menſchlichen Wert geſchildert wurde, und konnte nichts dergleichen finden. Helfen Sie mir, bitte! Denn auch die Grillparzerſche Sappho — alle Achtung vor ihr, aber mir ſcheint, der Dichter hat ſie nicht auf die Höhe weiblichen Vermögens geſtellt. — —

*

Weimar, 18. Juli 99.

— — Sie ahnen nicht, wie tief der Tod, der Ihnen das Liebſte nahm (Frau Ida von Fleiſchl), auch für mich eine Lücke reißt. Sie geborgen wiſſen am teilnehmenden Herzen, das Ihr ganzes Vertrauen beſaß, das Ihnen das Leben wert machte, bedeutete für uns, Ihre für die Menſchheit ſo fruchtbare Freundſchaft geſichert zu wiſſen. Aus dieſem Quell wurde Ihnen die Luſt, oder wie ſoll ich es nennen? uns andere

an Ihrem geistigen Leben teilhaben zu lassen. „Das innigste Band ist das geistige" — schreiben Sie mir heute. Diese Wahrheit, die Ihrem ganzen Wirken als oberste aufgeprägt ist, hat vielleicht nie ein Jünger von Ihnen mit leidenschaftlicherer Dankbarkeit aufgenommen, als ich. Sie hat den ganz außergewöhnlichen Eindruck bei mir hervorgebracht, als ich das Erste von Ihnen las. Selbst noch im heftigen Dilemma stehend zwischen dieser Wahrheit und dem wirklichen Leben, der Familie, dem Oktroierten, erlöste sie mich zu freierem Atmen, sie bestärkte mich, dort das Wenige zu leisten, wo allein ich es leisten kann. Weit über die Grenzen höchsten ethischen Genusses hinaus berührte mich das Ihnen Charakteristische als die Luft, in der mein bescheidenes Dasein allein gedeihen kann. Nach Goethe hat niemand einen derartigen Einfluß auf mich ausgeübt. Und was das Schönste dabei ist: meine Dankbarkeit, mein Glücksgefühl über diesen Besitz nehmen zu mit jeder neuen Lebensphase, jeder neuen Erfahrung. Sie sagten mir einmal das beglückende Wort: „Was Sie für mich fühlen, ist das letzte Verständnis". Aber wie tief wohl mir das auch tat — ich stehe bei Gott nicht allein damit; ich habe bei Ungezählten die echte, befruchtende Liebe für ihre Gesinnungsart wahrgenommen, und ich habe sie, wie oft, geweckt und gepflegt. Ich bin jetzt nach England gegangen mit der Absicht, drüben für Sie Propaganda zu machen, und ich habe meinen Zweck erreicht. Unzählige Anfragen nach Ihren Werken, nach dem Übersetzungsrecht sind an mich ergangen. Wie oft ich die Titel Ihrer Sachen aufschreiben mußte, weiß ich nicht. Bei der Stelle die ich mir als Übergang von der einen zur anderen Hälfte auserwählt hatte: „Freiheit ist Verantwortlichkeit" brach ein Jubel aus. — — Daß man wirken möchte und sich über die Wirkung freut, wird kein Mensch leugnen. Die große Freude für mich ist aber, immer wieder zu beobachten, wie die Menschen nach Ethik lechzen. Sie werden lesen, daß ich Ihre Sachen als Gegensatz zu unseren hypermodernen Produkten gebracht habe — und welches einstimmige Zustimmen! Ihre Mission ist eine herrliche und es gibt Niemand, der Sie ersetzen kann. Ach, meine über alles Verehrte, wenn Sie sagen: „die ich noch habe, brauchen mich nicht mehr" — so schmerzt mich das in tiefster Seele. Es gibt so verschiedene Arten der Freundschaft. Wir, denen Sie so unendlich viel gegeben, können Ihnen nichts sein, nichts geben. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß wir Sie brauchen, so notwendig, wie der Hungrige das Stück Brot. — — Erhalten Sie sich uns, Unentbehrliche, Unersetzliche.

*

Weimar, 10. Januar 1904.

— — Der Brunnen aus dem die Schätze für unsern Geist geschöpft werden und in dem noch so viel aufbewahrt liegt, ist das Interessanteste des Lebens. Da möchte ich einmal hineinfallen! Und ertrinken, wie im Märchen, unten auf einer Wiese aufwachen, wo nie gesehene Blumen blühen. Ein neues, unbelastetes Gehirn zum Geschenk, das ein Leben begreifen darf, in dem Wohlwollen, Idealismus, der Drang nach Vollkommenheit den Ausschlag geben.

Die soziale Idee in den Weltanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts.[1])

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer in den letzten Jahren vor der Aufgabe gestanden hat, sich mit dem Mode-Individualismus, mit Ellen Key oder der „Neuen Ethik" auseinanderzusetzen, dem muß zum Bewußtsein gekommen sein, wie sehr es an einer allgemeinen philosophischen Grundlage fehlt, von der aus eine einzelne Frage von zugleich individueller und sozialer Bedeutung betrachtet werden kann. Bei der ganzen Diskussion über solche Einzelfragen hat man den Eindruck, als müßten erst die allgemeinen Grundsätze geklärt werden, nach denen sie gelöst werden sollen. Wenn es sich bei einem einzelnen Problem um eine Auseinandersetzung zwischen den Rechten und Gütern des Individuums und denen der Gemeinschaft handelt, so ist die Lösung davon abhängig, wie man prinzipiell die Bedeutung individueller Entfaltung und den Wert der sie einschränkenden sozialen Ordnung einschätzt. Und diese Frage kann und darf nicht aus einem bloßen Gefühlsverhältnis zu dem einen oder dem andern entschieden werden, wie das in der populären Darstellung meist geschieht, sie erfordert soziologische Erkenntnis, ethische Konsequenz und die Aufstellung eines bestimmten einheitlichen Kulturideals, das als Maßstab des Urteils und der Ziele dienen kann.

Nun ist es ohne Zweifel für unsere Zeit ganz besonders schwer, die Rechte von Individuum und Gemeinschaft gegeneinander abzuwägen. Sie stellen sich der Betrachtung heute **beide** gesteigert, mit tieferer Berechtigung ausgestattet, dar. In einer Gesellschaft, in der die äußere **Organisation** immer mehr bedeutet und immer Größeres leistet, steigt der Wert der Individualität als des notwendigen Gegengewichts. Zugleich wächst aber auch die Bedeutung der sozialen Pflicht, die Aufgaben zu erfüllen, die durch diese Organisation jedem Einzelnen zugewiesen werden — ja, von deren Erfüllung ihr Bestand abhängt. Die beiden Prinzipien, das individuelle und das soziale, geraten also in einen verschärften und komplizierten Widerstreit. Dazu kommt die Schwierigkeit, die tatsächlichen Kulturbedingungen unserer modernen Gesellschaft richtig zu übersehen und zutreffend zu beurteilen;

---

[1]) Gertrud Bäumer: Die soziale Idee in den Weltanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn. (Preis geb. 6,50 Mark.)

denn noch ist der Wandel aller Lebensverhältnisse durch die technische Entwickelung nicht zum Stillstand gekommen, ja, es scheint fast, als stünden uns noch immer eingreifendere Veränderungen der Arbeitsweise, der sozialen Gliederung, des daraus hervorgehenden Lebenszuschnitts bevor.

So ist vermutlich der Augenblick noch nicht gekommen, da ein für unsere Zeit abschließendes sozialethisches System geschaffen werden kann. Wir sind darauf angewiesen, die Tagesfragen nach bestem Wissen zu lösen und so vom Einzelnen aus am Ganzen zu bauen. Aber nur dann wird diese Arbeit am Einzelnen für das Ganze, für eine zusammenhängende Sozialethik, wirklich fruchtbar sein, wenn man sich dabei dessen bewußt bleibt, daß dieser Zusammenhang erstrebt und gesucht werden muß, und wenn man eine Vorstellung davon hat, was denn eigentlich eine einheitliche und geschlossene Ansicht sozialer Fragen in der Tat ist. Diese Vorstellung kann nirgend anders gewonnen werden als aus den großen Systemen, die unsere Philosophie gebaut hat in der Zeit, in der sie dazu noch imstande war. Darum heißt die Parole in der Sozialethik der Gegenwart so vielfach und energisch: „Zurück zu ....“ Zurück zu Kant, zu Fichte, zu Carlyle, zum humanen Individualismus, damit wir dort die Größe einer philosophischen Weltanschauung neu kennen lernen, und damit wir uns über den Bestand an schon erarbeiteten Ideen unterrichten, über die wir zur Lösung unserer Kulturaufgaben verfügen.

Von diesen Gedanken geht das Buch „Die soziale Idee in den Weltanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts“ aus, in dem Gertrud Bäumer die Geschichte des Problems „Individualismus und Sozialismus“ im neunzehnten Jahrhundert nachzeichnet. Sein Zweck ist ein praktischer: Das Buch soll von Laien gelesen werden und denen, die heute den Konflikt dieser beiden Tendenzen auf irgendeinem Gebiet erleben, die Klarheit und Sicherheit geben, die eine historische Betrachtung zu bieten vermag. Denn schon dadurch, daß wir sehen, eine Frage ist nicht nur heute so brennend, sie macht nicht nur uns zu schaffen, sondern sie war das Problem eines Jahrhunderts, und wir empfangen sie von dahingegangenen Generationen als Aufgabe und als unser Teil einer großen historischen Mission — schon dadurch müßte eine gewisse Ruhe und Besonnenheit und eine gewisse Vorsicht in die Erörterung hineinkommen.

Das Buch nimmt seinen Ausgangspunkt im achtzehnten Jahrhundert und zieht zunächst die Linie des humanen Individualismus von Herder bis zu Nietzsche. Wir sehen, wie sich in Herder zweierlei vorbereitet: die Auffassung des geschichtlichen Lebens als eines „organischen“ Vorgangs, den neben den bewußten Kräften, den menschlichen Absichten und Plänen, auch unbewußte Einflüsse entscheidend bestimmen: Klima, Rasse, Natureindrücke, Lebensweise; und ferner — im Zusammenhang damit — der Begriff der „Persönlichkeit“ als des Inbegriffs des Besonderen, Eigenartigen eines Menschen, das dem abstrakten, allgemeinen Vollkommenheitsgedanken widerstrebt und ihn darauf hinweist, seine besondere Vollendung in der Harmonie seiner Anlagen und Lebensbedingungen zu suchen. Damit war der große Anspruch erhoben, das Ideal aufgestellt, das künftighin für alles, was man unter Kultur verstand, maßgebend war: die Persönlichkeit als höchstes Glück und höchstes Gut. Andererseits war aber doch auch schon begriffen, daß die Persönlichkeit in gewissem Sinn durch die Gemeinschaft geschaffen wird, indem sie in ihr wurzelt, mit ihren Kräften, Traditionen,

Kulturgütern gespeist und aufgebaut wird. Diese doppelte Seite der Beziehungen zwischen Individualität und Gemeinschaft tritt innerhalb des Klassizismus deutlich hervor. Das Buch zeigt an Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt, wie sich aus dem Individualismus unsrer Klassiker, aus ihrer Lehre von der „Persönlichkeit" als dem wertvollsten Gut und dem höchsten Ziel der Kultur, auch eine soziale Idee herausbildet, ja wie sie schließlich über den Individualismus den Sieg davon trägt. In einer Analyse von Goethes Wilhelm Meister, Schillers Briefen über ästhetische Erziehung, von Wilhelm von Humboldts geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Schriften wird diese soziale Idee des klassischen Individualismus dargestellt. Sie besteht in der hohen und in vollem Umfange unerreichbaren Aufgabe, daß die Volksgemeinschaft jedem Einzelnen die Möglichkeit einer selbsttätigen innerlich lebendigen Anteilnahme an ihrer Wohlfahrt gewährleistet, eine Anteilnahme, die so selbständig ist, daß durch sie zugleich persönliche Entfaltung möglich wird, und die so selbstlos ist, daß sie sich dem Bedürfnis des Ganzen fügt und bereit ist zu dem tiefsinnigen Prinzip von Wilhelm Meisters Wanderjahren: „Arbeit und Entsagung." In der Romantik erscheint dann, wie das Buch weiter zeigt, der Individualismus der Klassiker seines Gleichgewichts nach der sozialen Seite hin beraubt, und in diesem Sinn wird Nietzsche hernach als Fortbildner und Vollender der romantischen Lebensansicht dargestellt.

Eine zweite Form des Individualismus, und damit eine zweite Entwicklungslinie der sozialen Idee beginnt bei Kant: der ethische Individualismus, der die soziale Pflicht zum erstenmal auf eine unbedingt sichere Grundlage stellt. Die Darstellung Kants in dem Buch von Gertrud Bäumer beleuchtet vor allem die großartige Verbindung, in die bei Kant Individualismus und Sozialismus gebracht sind. In gewissem Sinn, — das ist auch die Meinung der Verfasserin — ist diese Verbindung eine endgültige und nicht zu überbietende Lösung des Problems. Die Forderung, daß jeder Mensch als Selbstzweck geachtet werden müsse und unter keiner Bedingung zum Mittel für die Zwecke anderer erniedrigt werden dürfe, sichert den wahren Individualismus — und jenes andere Prinzip, durch welches der Einzelne verpflichtet wird, in der Maxime seines Handelns das allgemeine Gesetz zu schaffen, begründet einen ethischen Sozialismus, dessen Nachwirkungen in der ganzen sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts zu spüren sind. Allerdings war es erst Fichte, der diesem ethischen Individualismus — in dem der Sozialismus enthalten ist — Bahn brach in das Gebiet der eigentlichen sozialen Fragen hinein. In einer lebendigen Charakteristik seiner Person und seiner Philosophie entwickelt das Buch die Gründe, die Fichte entschiedener als Kant auf praktische Reformen, auf eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse hinwiesen. In ihm erreicht der ethische Individualismus, sofern er sich der Lösung der sozialen Frage zuwendet, erst den Gipfel seiner Bedeutung. Eine dritte Form des Individualismus repräsentiert Herbert Spencer: den naturwissenschaftlich abgeleiteten. Spencers Individualismus, der ihn zu einem ganz extremen Manchestertum in sozialen und politischen Fragen trieb, beruht auf dem Gedanken, daß auch im gesellschaftlichen Leben die Gesetze, die in der Natur das Überleben der Tüchtigen bewirken, unbedingte Gültigkeit haben und daß es deshalb soziales Prinzip sein müsse, jeden Einzelnen auf die eigene Kraft zu verweisen und ihn die Konsequenzen seines Verhaltens in vollem Umfange tragen zu lassen. Die theoretische Schwäche

dieses Prinzips wird in der Kritik, die sich an die Darstellung Spencers anschließt, dargelegt, die Bedeutung, die Spencer vor allem dadurch hat, daß er den Fragen der Rassenpolitik in der Betrachtung sozialer Probleme ihre Stelle gab, gewürdigt.

Den individualistischen werden dann in einem zweiten Hauptteil des Buches die sozialistischen Theorien gegenüber gestellt, deren Wesen darin beruht, daß sie den einzelnen Menschen nur als Produkt, Durchgangspunkt, Organ der Gesamtheit betrachten, und daraus die Folgerung einmal der Ohnmacht des Einzelwillens im geschichtlichen Leben, oder aber der Pflicht vollkommener Hingabe an die Gattung ziehen. So werden die Hauptformen sozialistischer Gesellschaftsbetrachtung an Hegel, Comte und Marx gezeigt, an die sich als Vorgänger oder verwandte Geister Feuerbach und J. St. Mill schließen. Vielleicht ist in diesem Teil gerade die Darstellung Hegels deshalb am interessantesten, weil er uns am fremdesten geworden ist, und weil wir aus dieser Darstellung von seiner weitreichenden, auch seine Gegner in sich einschließenden Bedeutung einen lebendigen Eindruck bekommen.

Den Schlußteil des Buches bilden die Weltanschauungen, in denen versucht wird, das Individualprinzip mit dem Sozialprinzip zu verbinden. Dahin gehören die „Sozialaristokraten", d. h. Männer wie Carlyle, die in einer prinzipiell sozialen Gesellschaftsauffassung doch den großen Menschen, den „Helden" die Möglichkeit autoritativen Einflusses gesichert sehen möchten. Ferner gehören dahin die Versuche, die Kunst und die Religion — beides Mächte, die es mit dem Einzelnen, dem Individuum zu tun haben — mit dem Sozialprinzip zu vereinigen. Unter diesem Gesichtspunkt werden Ruskin, Wagner, Tolstoi, die Evangelisch-Sozialen, die Katholisch-Sozialen behandelt. Und zum Schluß werden die Versuche geschildert, die stärkste Macht, die als gesellschaftliche Schöpfung dem Einzelnen entgegensteht, die Wirtschaft, in ihrer Bedeutung für persönliche Kultur zu erforschen. Hier werden der Verein für Sozialpolitik, der Neuidealismus (Rickert, die Neukantianer) und Friedrich Naumann behandelt.

So zeigt das Buch, in wie wechselnden Formen Individualismus und Sozialismus durch das neunzehnte Jahrhundert hindurchgegangen sind und daß jede dieser beiden Anschauungen mannigfachster Begründungen und Ableitungen fähig ist. Dadurch wird es dem oberflächlichen Hantieren mit diesen Begriffen als ein für allemal feststehenden und eindeutigen entgegenwirken und uns die Aufgabe unserer Zeit, eine tiefe und festgegründete Verbindung, eine ehrliche und gesunde Vermittlung zwischen den beiden bedeutsamsten Idealen unserer Kultur zu suchen, in hellerem Licht zeigen.

So viel über Plan, Inhalt und Ziel des Buches. Was nun seine literarische Bedeutung, die geistige Leistung betrifft, die es darstellt, so will ich bei den nahen Beziehungen der Verfasserin zur „Frau" einem anderen das Wort lassen, der wohl als einer der kompetentesten Beurteiler gelten dürfte. Friedrich Naumann schreibt in der „Hilfe" (Nr. 25, 26. Juni 1910): „Ursprünglich wollte ich die einzelnen Stücke dieses Buches eingehender besprechen, aber ich habe mich überzeugen müssen, daß man dazu auch wieder ein Buch schreiben müßte, denn jeder Abschnitt enthält vielerlei Anregungen und Fragen, und um über die Darstellung des einzelnen zu streiten, müßte man alles das auch gelesen haben, was die Verfasserin durchgearbeitet hat. Das aber ist fast alles, was wir an philosophischer Literatur des letzten Jahrhunderts besitzen. Die Frauen lieben es nicht, wenn

man ſagt, daß ſolches Studium für eine Frau bewundernswert iſt, ich werde mich alſo damit beſcheiden, daß ich ſage, daß ſehr wenige Männer dieſes Buch hätten leiſten können. Es führt durch die Geſchichte des Geiſtes ſo, daß man etwas davon behält und lernt, und macht Männer und Frauen zu beſſeren Staatsbürgern, indem es ihren Blick erweitert und ihren fortſchrittlichen Willen ſtählt."

Das Elen.

Von

Aſtrid Ehrencron-Kidde.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Däniſchen von **Hermann Kiy.**

Nachdruck verboten.

Der Weg auf den Gipfel, der über die Hallandebene aufragt, iſt ſteil und beſchwerlich. Man hat eine weite Wanderung bergan zwiſchen den Heideflächen von Torfmull zurückzulegen, bis man den breiten Bergrücken erreicht. Dann kann man eine halbe Meile friedlich geradeaus auf ebener Erde gehen, ehe der Weg durch Birkenwald und Wachholdergebüſch wieder jäh abfällt bis an die ſchoniſche Ebene. Rechts aber führen ſchmale Fußpfade ab, die wegen des Steingerölls und Sandbodens noch beſchwerlicher ſind. Bald gehen ſie durch niedriges Eichengehölz und junge Birken, wo die Erika einem bis zum Knie reicht, und wo tief unter einem das endloſe Schachbrett der Ebene ausgebreitet liegt mit den ſchwarzen Hainen und gelben Äckern, und noch tiefer, wie von einer gewaltigen Wolkenharke eingezeichnet, der zackige Rücken der Strandwälder aufragt, während ganz unten das Meer mit ſeiner Brandung ſich öffnet, die ſich von dem bleiblauen Grunde weiß abhebt. Und bald führen die Pfade durch geſchloſſene Kiefernwälder, wo einem von den Säulenkolonnaden der abgeſtorbenen Stämme Grabeskälte entgegenweht, und wo ſich der rote buſchige Schwanz des Eichhorns wie eine Fackel zwiſchen dem Gerippe der Zweige bewegt.

Dort, auf hohem Grunde und inmitten niedriger Waldungen liegt das Gehöft Tvehöga.

Das Gebäude iſt aus Holz und trägt roten Mennigananſtrich. Es hat niedrige breite Fenſter in weißem Rahmen und eine geſchnitzte Eichentür, die einmal zu einer alten, ſeltſamen Dorfkirche gehört zu haben ſcheint. Das fünfte Glied der Vorfahren mag wiſſen, woher dieſe Tür ſtammt.

Jetzt ſind Gardinen vor den Fenſtern, auf dem Fenſterbrett ſtehen rote Pelargonien, und am Sonnabend ſind die Holzſtufen vor der Eingangstür weiß geſcheuert und friſch beſtreut mit Sand und herb duftenden Wachholderbeerzweigen. Von denen gibt's hier genug zwiſchen dem Heidekraut und den Schwarzbeeren auf dem Grunde des Geſtrüpps . . .

Aber Jahrzehnte hindurch hatte das Gehöft öde und leer geſtanden. Der Boden war ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, hatte ſelber geerntet und ſich ſelber gedüngt und wieder ſeine eigenen Samen ausgeſät, ſo gut er's vermochte; Unkraut und Saat und Zierblumen hatten ſich unter Mißachtung aller Kaſtenunterſchiede miteinander vermengt, als ob die Erde wieder in das erſte Dunkel ihrer Schöpfungsperiode verſänke.

Niemand wollte die Schwelle des Gehöfts betreten oder von den Früchten ſeines Bodens eſſen. Und das alles nur um der langen ſchmalen Planke willen, die noch heute in dem ſchweren Querbalken an der Vorderſeite des Hauſes ſitzt, und in der mit tiefen,

unauslöſchlichen Buchſtaben die Worte eingeſchnitten ſind — blutrot heben ſich die Schriftzeichen von der bräunlichen Mennigfarbe ab: „Verflucht ſei der Hof Tvehöga, ſolange die Welt beſteht.“

Seit einem Jahrhundert hat die Schwere dieſes Balkens über der Eingangsſchwelle von Tvehöga gelaſtet. Der Schmerz und die Verzweiflung hatten dem Beſitzer des Hofes die Hand geführt, als er den Balken einhämmerte, nachdem ſeine beiden jungen Söhne in einer Sturmnacht, als ſie allein im Hauſe ſchliefen, von zwei fahrenden Geſellen, denen ſie Schutz und Obdach gewährt hatten, in ihren Betten ermordet worden waren. Die ſchwere Truhe in der Kammer hatten die Mörder aufgebrochen und mit Axthieben zertrümmert. — Infolge des Sturmgelärms und des praſſelnden Regens hatte in den Nebengebäuden niemand die Unholde bemerkt. Das Geld hatten ſie geraubt und die ſchweren Kleider auf dem Hofe aufgehäuft . . .

Das war vor einem Jahrhundert geſchehen. Nur des Vaters Fluch, den er, bevor er ſein Gehöft für immer verrammelte, über den Menſchen ausſchleuderte, der je den Fuß über die Schwelle des Hauſes ſetzen würde, nur dieſer Fluch drohte durch alle die Jahre von der Inſchrift des Querbalkens hernieder.

Und ſoweit die Leute zurückdenken konnten, ſtets waren dieſe Tore der Verwünſchung verſchloſſen und einſam geblieben und wurmſtichig geworden. Nur das Heidekraut hatte ſich unentwegt durch die Hecke ſeinen Weg hineingebahnt und bis dicht an die Holztreppe vor dem Wohnhauſe Wurzel gefaßt.

Seit dem vorigen Sommer aber iſt der Hof wieder bewohnt.

Der Mann, der die Tür des Hauſes zum erſtenmal nach ſo langer Zeit wieder aufſchloß und mit ſeinem Sohn und einer hochbetagten Verwandten die Schwelle überſchritt, war bereits ſo hart vom Schickſal betroffen worden, wie es nur möglich war. Er hatte nichts mehr zu fürchten, und die Einſamkeit war ihm vertraut.

Seine Frau hatte er bei der Geburt des Knaben, ſeines einzigen Kindes, verloren, und der Knabe ſelbſt — — —

Eines Abends vor etwa einem Jahr war es geſchehen. Damals war der Vater noch kein ganz geſchlagener Mann; er lebte auf ſeinem guten, ergiebigen Beſitztum jenſeits des Bergrückens in der ſchoniſchen Ebene.

Eines Abends um die Weihnachtszeit hatte er ſeinen zehnjährigen Sohn Torſten zu dem Dreher, der am Bergwege, eine halbe Meile weit, wohnte, geſandt, um nach einem Spinnrocken zu fragen, den er als Weihnachtsgeſchenk für ſeine alte Muhme beſtellt hatte, und der ausgeblieben war . . . .

Es mochte wohl gegen fünf Uhr ſein, als der Junge aufbrach; der Himmel war unbewölkt, und Torſten hatte keine Furcht vor der Dunkelheit. Außerdem lag Schnee auf den Wegen und hing wie Bleichwäſche über den kleinen Tannen und dem Geſtrüpp der Gräben.

Als der Knabe aber ein Ende zurückgelegt hatte und gerade an die Stelle gelangt war, wo die Tannen des Högawaldes wie Mauern längs des Weges ſtanden, trieben Wolken herauf, und es begann zu ſtürmen und zu ſchneien. Ein Unwetter brach an. Das Waſſer ſchlug dem Knaben ins Geſicht und machte ihn blind, und der Sturm ſchleuderte ihn bald vorwärts, bald rückwärts, ſo daß er nur mit Mühe dem tiefen Graben und den Räderſpuren ausweichen konnte, die ſich wie hart geſpannte Seile unter der Schneedecke des Weges hinzogen.

Schließlich tat er, während er noch ſehen konnte, wo er ſich befand, einen Sprung über den Graben in den Wald und bohrte ſich durch das Netz der Kiefernzweige hindurch, um ſich eine geſchützte Stelle zu ſuchen, bis der Sturm ausgetobt hätte. Er ſprang und ſtolperte, kroch und lief, noch ganz verwirrt und geblendet von Schnee und Regen und Wind. Da merkte er auf einmal, daß ſein Fuß in ſchlammigen, wiegenden Moraſt trat. Er ſah auf, um ſich an etwas feſtzuhalten, und — erblickte einen kahlen, abgeſtorbenen, aber ſchweren, gezackten Aſt, der dicht über ſeinem Kopfe hing. Doch gerade als er ihn erfaßte, um ſich über den Moraſt hinwegzuſchwingen, da begann dieſer ſtarke Aſt ſich zu bewegen; er hob ihn und hob ihn, warf und ſtieß ihn von einer Seite

auf die andre. Vor Furcht, zu fallen, und in Todesangſt vor dieſem toten Aſt, der unter ſeinen Händen lebendig wurde, klammerte der Knabe ſich ſo feſt daran, daß er ſich an den Zacken die Haut abriß. Da plötzlich erſcholl ein tiefes, raſendes Gebrüll, ein langer weißlicher Kopf mit zwei ſeltſam klaren, furchtſamen und traurigen Augen beugte ſich über des Knaben Geſicht; und mit einem gewaltigen Wurf wurde Torſten im Bogen weit hinüber an den Rand des Waldes geſchleudert, zwiſchen die Tannenwände des Weges — — —

Er entſann ſich ſpäter niemals, wie er wieder auf die Beine gekommen und nach Hauſe auf den väterlichen Hof zurückgelangt war.

Aber ſeit jenem Abend, an dem das Elen ihn vor Schmerz und Angſt von ſich geſchleudert hatte, legte der Knabe ein ſeltſames Weſen an den Tag.

Er verſteckte ſich ſcheu vor allen Menſchen und floh in Sprüngen in den Wald hinein, wenn jemand an ihm vorüberkam, während er ſtundenlang vor dem Hauſe auf- und abging, mit ſchlingernden Bewegungen von der einen Seite des Weges zur andern, und auf einer ſonderbaren alten Flöte blaſend, die er in der alten Rumpelkiſte auf dem Speicher gefunden hatte. Wenn Fremde ihn anſahen, ſo bemerkte man an ihm ein eigentümlich ſtoßendes Schielen und einen ſcheuen, traurigen Blick der hellbraunen Augen.

Die Leute der Gegend nannten ihn „das Elen“; und es kam vor, daß unwiſſende Kinder ihm dieſes Wort nachriefen, wenn er, in geblückter Haltung und auf ſeiner Flöte ſpielend, an den zerſtreut liegenden Häuschen der Bergbewohner vorüberwanderte.

Sein Kopf war zu ſchwach ſeit jenem verhängnisvollen Stoße, und man konnte ihn nicht mit den andern Knaben in die Schule ſchicken; darum unterwies ihn der Vater mit behutſamer Sorgfalt im Allernotwendigſten. Und auch das glitt nur langſam und wie durch viele ſchwer durchdringbare Schichten in ſein Bewußtſein ein.

Aber Torſten hatte oft ſeltſame Viſionen, beſonders wenn er allein war. Es kam vor, daß er auf einmal das Dach des Hauſes ſich heben ſah oder die Vorſtellung hatte, daß der Wald um ihn her lebendig wurde und wanderte; er ſah das Heidekraut ſich dehnen und die behaarten Katzenpfötchen wie graue Ratten zwiſchen den Wachholderbeerreiſern dahinlaufen. An klaren Abenden glaubte er zu ſehen, wie die Sterne ſich drehten, wie die Augen in einem Geſicht, und wie das ganze Land ringsum ſich verſchob gleich den Taſten auf dem alten Klavier der Tante. Der Arzt meinte, ein Fehler ſeines Sehnervs ſei daran ſchuld, alte Leute aber ſagten, der Junge ſei mondſüchtig.

Doch am häufigſten und liebſten hatte Torſten Träume und Viſionen von Elentieren.

Er ſehnte ſich nach ihnen. Früher war es oft vorgekommen, daß, wenn er allein war, eins oder mehrere dieſer Tiere aus dem Högawalde hervortraten und quer über den Weg gingen. Seitdem der Vater ihn nie mehr weitere Strecken allein gehen ließ, hatte er kein Elen mehr getroffen. Er ſehnte ſich und meinte, es ſei unerträglich einſam auf der Erde, wenn er nie wieder ein Elen zu ſehen bekomme. Es zog ihn etwas zu dieſen Tieren hin, wie man ſich wohl zu nahe verwandten Menſchen hingezogen fühlt, die, wie man gehört hat, in fernen Ländern leben ſollen; man hält es für unnatürlich, daß man ſie nie zu ſehen bekommen ſoll.

Da geſchah es nun im vergangenen Sommer an einem klaren, ſtillen Abend der Erntezeit, daß der Vater einen Gang zum Kaufmann nach Karup zu machen hatte, das jenſeits des Bergrückens liegt, da, wo die Hallandebene beginnt.

Er nahm den Knaben mit; und es war wohl gegen ſieben Uhr, als ſie von Hauſe aufbrachen. Die Sonne ſtand nahe am Horizont. Hand in Hand gingen die beiden über den breiten Bergrücken hin. Klar und golden breitete ſich zu beiden Seiten über den Torfflächen der durchſichtige Abendhimmel aus, wie ein goldbeflügelter Tagſchmetterling, der über einem ſchwarzen, ſchweren Nachtfalter flimmert.

Weiter hinten hoben ſich die hohen Stämme des Högawaldes wie verkohlte Säulen gegen die Sonne ab; und unendlich hoch in der Luft ſank und ſtieg ein Keil von Vögeln.

Unten, wo das unbebaute Land ſeinen Anfang nahm, ſtand das Heu noch in Mieten, die ſich gleich goldenen Fingerhüten über dem bleichen Stoppelgrund der Felder erhoben. Und ganz tief unter ihnen begann die endloſe Hallandebene hervorzukriechen mit ihrem gelben und dunkeln Getäfel, das in dem letzten, ſcharfen Lichte von oben wie Weiß und Schwarz erſchien.

Bevor die beiden aber bis hinab zu dem langen grauen Holzhauſe gelangten, wo der Hohlweg ſein Ende findet, hatte die Finſternis ſchon alles um ſie her eingehüllt, als ſolle nichts Böſes den Höfen und Häuſern des ſchlafenden Landes zu nahe kommen. All das Dunkel ſchien von dem ſchwarzgeteerten Turm der Karuper Kirche auszugehen, der alle Farbe abſtreifte und in die wollene Finſternis hineinkroch, die er um ſich her geſchaffen hatte.

Vor dem Hauſe des Kaufmanns ſtand eine weiße Holzbank, die ein lahmes Bein und eine ſehr gebrechliche Rückenlehne hatte. Der Vater bat Torſten, ſich hier auszuruhen und zu warten, während er ſelbſt hineinging und mit dem Manne ſprach.

Der Junge zog ſeine Flöte hervor und begann zu ſpielen.

Aber wie er da ſaß, wurde es immer heller um ihn. Ein blaues, metallkaltes Licht breitete ſich aus. Und über dem Bergrücken ſah er den Mond heranſegeln wie eine große, blanke Frucht auf einer dunkeln Meeresfläche.

Alles um ihn her trat ſo klar und licht hervor: der weiße Jasmin an der Gartenhecke, die Latten der Bank, auf der er ſaß, und der lange, traurige Wegweiſer mit den ſchwarzen Buchſtaben auf den beiden flachen Holzplatten. Dahinter dehnten ſich die bleichen Stoppelfelder und auf der andern Seite die dunkelvioletten Pflugäcker, über denen die Nebel ſich hoben und ſenkten wie der Hauch des Atems in kalter Luft. Den Berghang hinan führte die holperige Treppe des Jungholzes und des Wachholderbeergeſtrüpps, und ganz oben auf dem Bergrücken erblickte Torſten den hohen, wild aufragenden Kiefernwald.

Doch da geſchah es, daß er ſah, wie eine dieſer Kiefern ſich von den andern loslöſte; — die Zacken ruderten an dem Mond vorüber und bewegten ſich langſam den Abhang hinab. Und jetzt gewahrte er deutlich, daß es ein großes Elen war, das dort herabgewandert kam; weiß in dem weißen Mondlicht ſchritt es dahin, und die Veräſtelungen ſeines Geweihs leuchteten blank und kalt wie Silber in dem bläulichen Schein. Und nun kam noch ein Elen und noch eins aus dem Waldesdickicht hervor, und immer mehr folgten. Alle wanderten die Hänge hinab auf die Bank zu, auf der Torſten ſaß. Ihr Geweih ſchien im Vorbeiſtreifen die Mondſcheibe zu berühren gleich kohlſchwarzem, nächtlichem Gezweig.

Aber auch aus den Nebeln im Oſten kamen ſie über die Stoppelfelder herbei. Es war, als formten ſie ſich aus den ſeltſamen, flüchtigen Dämpfen, die wie zerriſſene Schleier über den Äckern hingen.

Langſam taumelnd auf ihren ſcheuen langen Beinen, mit ſchwankenden Köpfen, ſuchenden Mäulern und ſich drehenden Geweihen ſcharten ſie ſich vor der Bank zuſammen, wo der Knabe jetzt ſtaunend die Flöte ſinken ließ. Aber er fürchtete ſich nicht. Nein, war es ihm doch, als gehöre er zu dieſen Tieren, als ſei ſeine Heimat bei ihren blanken, betrübten Augen, ihren bangen Tritten und ihren ſcheuen, ſuchenden Blicken — — —

Nun wandte ſich der Schwarm und begann, langſam fortzuwandern, hinter dem ſchwarzen Wegweiſer her über die öden Stoppelfelder dahin.

Da erhob ſich der Knabe, willenlos und wie im Traume, und folgte ihnen — —

Der ſchwarze Wegweiſer ſah ihn über den Strohteppich der Stoppeln wanken .... Hin und wieder drehte er ſich um und lockte mit ſeiner Flöte, als habe er ein Gefolge hinter ſich, das er zuſammenhalten müſſe. Dann ging er langſam wieder weiter. Nun verlor ihn der Wegweiſer aus den Augen. Im Oſten nahm ihn das Dunkel der Strandwälder auf. Doch da drinnen hielt die helle Birkenhecke längs des Weges ein Auge auf ihn während ſeiner Wanderung, bis er ſich weit, weit drüben wieder von ihr trennte, wo der Waldpfad endete wie ein rundes Guckloch im Laube.

Dort ſahen die letzten Tannen ihn in der bleigrauen Morgendämmerung, fortwährend leiſe auf der Flöte ſpielend, zum Meere hinab.

wandern. Hinter ihm her schwebten die leichten Nebelgespinste der nächtlichen Dämpfe, als zöge er der Erde das Nachtgewand ab und wanderte damit fort, um es ins Meer zu legen.

Jetzt stand er zwischen den äußersten Strandhaferbüscheln, und er wandte sich und lockte auf seiner Flöte. Zugleich sah er deutlich das Meer sich heben, Schicht auf Schicht. Es stieg und stieg, bis es seinen Hals erreichte. Und auf der Wasseroberfläche sah er wie in einem großen Spiegel die Köpfe der Elenherde, die ihm von unten her zunickten.

Da hob er die Hände und wanderte hinaus in das graukalte, wogende Wasser. Es war ihm zumute, als wären die Wogen große, kühle Flügel, die ihn sanft auf und nieder und hin und her trugen. Und hinter ihm her schwebten die zerrissenen Schleier der Nacht und wurden vom Meere fortgespült.

Das struppige Seegras konnte ihn solange verfolgen, bis er in seiner dunkeln Friestracht nicht größer als ein Hagelkorn war. Dann tauchte er unter und verschwand im Meere.

Programm und Kunst in Ibsens Gesellschaftsdramen.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Der Nachlaß Ibsens, der in vier Bänden deutsch bei S. Fischer in Berlin erschienen ist — unter der Regie von Julius Elias und Halvdan Koht — bringt keine neuen Offenbarungen über des vielkommentierten Dichters künstlerisches Wesen und seine Arbeitsweise. Die Entwürfe, die hier zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben werden, bestätigen vielmehr, so reich an höchst interessanten Einzelheiten sie sind, im ganzen nur die Vorstellung, die man in literarischen Kreisen von Ibsens künstlerischer Persönlichkeit gehabt hat. Sie war um so besser befestigt, als Ibsen ja selbst im Austausch mit Freunden, Kritikern, Literarhistorikern gern und bereitwillig über die Art seines Schaffens, seine künstlerischen Absichten, die Herkunft seiner Motive, Rechenschaft gegeben hat. Es gehört zu ihm, daß er das konnte — und daß er das Bedürfnis dazu vor sich selbst und gelegentlich auch vor anderen empfand.

Aber wenn auch die herrschende Vorstellung von Ibsens Schaffen durch die Entwürfe, die wir nun lesen können, nur bestätigt wird, so hellen sie doch zugleich den Weg, den Ibsen von der Konzeption zum fertigen Kunstwerk schritt, bedeutsam auf. In den Entwürfen leben deutlicher und gleichsam nackter die Absicht, das ursprüngliche Interesse, die Urmotive: das ist das Eine, was sie bieten, die reine „Idee" des Werks, die wir hier nicht mehr nur als Vermutung, sondern als Tatsache greifen. Und ferner: die Umformung der Idee zur Gestalt, die wir vergleichend beobachten können. Das Hauptgewicht des Nachlasses liegt in diesen beiden Möglichkeiten.

Von nahezu allen Werken Ibsens — abgesehen von den nationalhistorischen — sind Entwürfe vorhanden. Entwürfe in den verschiedensten Stadien. Wo die Skala vollständig ist, enthält sie zuerst etwas, was man ein „Programm" nennen

könnte, die „Idee" des Werkes. Aber diese erste Stufe der Konzeption hat sich selten materialisiert, wie es scheint. Ibsen hat auch einem Interviewer gegenüber einmal geradezu geleugnet, daß er von der Idee ausginge; ihm selbst kam es so vor, als sei ihm die Individualität das erste. William Archer hat über diese Unterredung folgendes berichtet:[1])

„Ich versuchte zu ermitteln, wie sich die Genesis eines Stückes in seinem Kopf vollzieht; doch die Furcht, als lästiger Examinator zu erscheinen, war schuld, daß ich keine völlig erschöpfende Antwort empfing. Es scheint, als ob in der Regel zuerst die Idee des Stückes konzipiert wird und dann erst die Personen und Gestalten feste Form annehmen, obwohl Ibsen leugnete, als ich es ihm unverhohlen sagte. Aus seinen Äußerungen geht jedoch so viel hervor, daß es in der Entwicklung seiner Dichtungen eine gewisse Stufe gibt, wo ebenso leicht eine Abhandlung wie ein Drama entstehen könnte. Er muß die Ideen sozusagen erst in Person und Handlung realisieren, ehe das eigentliche Schöpfungswerk beginnt. Er gibt zu, daß häufig verschiedene Pläne und Ideen ineinander fließen, und das Drama, das er schließlich schafft, weicht zuweilen sehr stark von den Gedanken ab, die sein Ausgangspunkt waren."

Angesichts des Nachlasses versteht man die Abweichung zwischen Ibsens eigener Vorstellung von seinem Schaffen und dem Eindruck des Besuchers. Idee und Individualität stehen sich sehr nahe bei ihm. Der lebendige Mensch erscheint ihm immer zugleich als Schauplatz eines Geschehens, das von unpersönlichen Kräften, von überindividuellen Gesetzen bestimmt wird. Er sieht in der Individualität zugleich eine geistesgeschichtliche „Lage", einen Teilvorgang des großen Werdens, das in der Mannigfaltigkeit seiner individuellen Formen doch zugleich große Einheiten zeigt. Und eben als Repräsentanten dieser Einheiten werden die Individuen lebendig: als Typen des Charakters entweder, oder aber auch — und häufiger — als Typen menschlicher Schicksale, Situationen, Wandlungen, Zusammenhänge, Erfahrungen. Zu den ersten gehört etwa Hjalmar Ekdal oder Hilmar Tönnesen, zu den anderen die große Mehrzahl von Ibsens Gestalten. Die Grenzen zwischen beiden sind aber fließend, sie verschieben sich zuweilen auch auf dem Wege vom Entwurf zur Ausführung.

Bei dieser engen Beziehung zwischen Individualität und Idee rufen sie sich gegenseitig herbei, das eine Mal die Individualität die Idee, die ihr Bedeutsamkeit und über das Einmalige hinaus einen ewigen Sinn gibt, das andere Mal umgekehrt die Idee ihre Gestalten, in denen sie erscheinen und lebendig werden kann. In den Entwürfen läßt sich jede der beiden Bewegungen verfolgen: die erste mehr bei den Dichtungen der letzten Zeit: Baumeister Solneß, John Gabriel Borkmann, Klein Eyolf — die letzte bei den Dramen aus der Periode der Gesellschaftskritik: Nora, Die Gespenster, aber auch — und besonders deutlich: Die Frau vom Meere. Fast immer aber ist es so, daß in den Gestalten sich die großen Motive entfalten, aus denen das Netzwerk des Menschengeschicks gewebt ist, und daß eben dieses Gewebe, und nicht, was in einer Gestalt einmalig und unvergleichbar ist, den Grundriß der Handlung bezeichnet.

* * *

Daß „Die Stützen der Gesellschaft" und „Nora" von dem eigentlichen Kampfplatz der Frauenfrage herstammen, braucht uns nicht erst der Nachlaß zu sagen, trotzdem ja auch hier Ibsen, als er einmal durch den norwegischen Frauenstimm-

[1]) Nachgel. Werke. Bd. 4. S. 214 f.

rechtsverein um deswillen gefeiert wurde, das Programmatische daran beinahe ableugnete. Wie sehr sie aber dorther stammen, und wie tief auch in andere Dramenpläne diese Probleme hineinreichen, zeigt erst der Nachlaß, der die Entwürfe bringt. Auch in den Vorarbeiten zur „Wildente" haben sie einen Platz gehabt. Und bei den „Gespenstern" bildeten sie den eigentlichen Kern. „Nora" aber und „Die Stützen der Gesellschaft" zeigen in ihrer ursprünglichen Form noch viel deutlicher als in der letzten Fassung ihre Herkunft aus der Frauenfrage.

Für „Nora" besteht ein erster Entwurf. Ibsen schreibt am 19. Oktober 1878 in Rom „Aufzeichnungen zu einer Tragödie der Gegenwart" nieder. Sie sind interessant genug, um sie hier in extenso wiederzugeben:

> Es gibt zwei Arten geistiger Gesetze, zwei Arten Gewissen, eins für den Mann und ein ganz anderes für das Weib. Sie verstehen einander nicht; aber das Weib wird im praktischen Leben nach dem Gesetz des Mannes beurteilt, als ob sie nicht ein Weib, sondern ein Mann sei.
>
> Die Ehefrau des Stückes kennt sich am Ende in dem, was recht oder unrecht ist, gar nicht mehr aus. Das natürliche Gefühl auf der einen und der Autoritätsglaube auf der anderen Seite bringt sie ganz in Verwirrung.
>
> Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unserer heutigen Gesellschaft, die eine ausschließlich männliche Gesellschaft ist, mit Gesetzen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklägern und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkt aus beurteilen.
>
> Sie hat eine Fälschung begangen, und das ist ihr Stolz; denn sie hat es aus Liebe zu ihrem Manne getan, um ihm das Leben zu retten. Dieser Mann aber steht mit der ganzen Ehrenhaftigkeit des Alltagsmenschen auf dem Boden des Gesetzes und sieht die Sache mit den Augen des Mannes an.
>
> Seelenkämpfe. Unter dem Druck des Autoritätsglaubens irre geworden, verliert sie den Glauben an ihr moralisches Recht und an ihr Talent, ihre Kinder zu erziehen. Bitterkeit. Eine Mutter in unserer heutigen Gesellschaft, wie gewisse Insekten hingehen und sterben, wenn sie in der Fortpflanzung des Geschlechtes ihre Pflicht getan haben. Liebe zum Leben, zum Haus, zu Mann und Kindern und Verwandten. Hin und wieder frauenhaftes Abschütteln der Gedanken. Plötzlich wiederkehrende Angst und Entsetzen. Alles muß allein getragen werden. Die Katastrophe nähert sich unerbittlich, unabwendbar. Verzweiflung, Kampf und Untergang.

Es ist auffallend, daß in dieser Konzeption etwas wesentlich anderes enthalten ist als im Drama. Die Frau, die Ibsen hier vorschwebt, soll bewußter, reiner, im Sinne einer höchsten Berechtigung die weibliche Ethik darstellen, in ihrem spezifischen Gegensatz zur männlichen. Eine Ethik der unbedingten Liebe, der sich die Wichtigkeiten des Lebens anders verteilen, als dem Manne, dem an der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung gelegen ist, und der deshalb die Verletzung gewisser Gesetze der äußerlichen gesellschaftlichen Moralität stärker verpönt als die Verleugnung tiefster innerer Verpflichtungen und Gebundenheiten. Die Heldin dieses Dramas ist noch nicht die geistig und moralisch vernachlässigte, durch Männerschuld kindisch gemachte Nora. Der Titel des Dramas hieß noch nicht „Ein Puppenheim" — sondern: „Eine Tragödie der Gegenwart." Die Idee weiblicher Sittlichkeit sollte in der Heldin verkörpert sein, einer Moral, der der geliebte Mensch *mehr* ist als die anderen, und die bereit ist, um seinetwillen die Maxime für alle außer Kurs zu setzen. Was Ibsen vorgeschwebt hat, verdeutlicht uns noch ein anderes Dokument, das in den Nachlaßbänden veröffentlicht ist: eine Rede im Skandinavischen Verein in Rom, in der Ibsen dafür eintrat, den Frauen das Wahlrecht in der Generalversammlung des Vereins zu geben. Diese ist etwa

vier Monate nach der ersten Aufzeichnung zur Nora gehalten: am 27. Februar 1879, und wohl während mehrerer Wochen vor diesem Datum ersonnen und ausgearbeitet. Und da heißt es mit sehr deutlichen äußeren Anklängen an den Noraentwurf und fühlbarer innerer Verwandtschaft der Grundstimmung:

„Ich habe keine Angst vor den sogenannten unpraktischen Frauen; die Frauen haben etwas gemein mit dem wahren Künstler, ebenso wie mit der Jugend überhaupt, etwas, das den praktischen Geschäftskniff ersetzt — — diesen genialen Instinkt, der unbewußt das Richtige trifft. Und darum wünsche ich mir die Damen in die Generalversammlung. Ich fürchte mich ebensowenig vor den Damen oder vor den Jungen und Unerprobten, wie ich mich vor den wirklichen Künstlern fürchte. Aber wovor ich mich fürchte, das ist die Alte-Herren-Vernunft; wovor ich mich fürchte, das sind die Männer mit den kleinen Aufgaben und den kleinen Gedanken, die Männer mit den kleinlichen Rücksichten und den kleinen Besorgnissen, diese Männer, die ihre ganze Denkungsart und alle ihre Handlungen nach gewissen kleinen Vorteilen richten, die sie für ihre eigenen alleruntertänigsten kleinen Persönlichkeiten erlangen möchten. Sollten die Angelegenheiten des Vereins einmal in solche Hände kommen, dann wäre Gefahr im Verzuge für sein Bestehen, jedenfalls für seinen Charakter als ein Künstlerverein. Und damit will ich die Damen hier herein haben, damit sie im Verein mit der Jugend die Macht in die Hände wahrer und wirklicher Künstler legen."

Die Alte-Herren-Vernunft, und ihr gegenüber der geniale Instinkt der Frau — da spürt man die ursprüngliche Konstellation der Nora. Jugend, Weiblichkeit, Künstlertum im Bunde gegen die kleinliche Ehrenhaftigkeit des Alltagsmenschen. Hier die warme Opferfreudigkeit, die sich unbedenklich ins Jenseits von Gut und Böse erhebt, dort die ängstliche, besorgte Redlichkeit, der im Grunde nur an dem Dekorum liegt, unter dessen Schutz alle tiefere Sittlichkeit und alle Liebe hundertmal verraten und verkauft wird: diesen Gegensatz sollte die Tragödie der Gegenwart darstellen, er sollte und mußte tragisch für das eine Prinzip sein, weil mit dem anderen sich die ererbte Autorität, die langerworbene Gültigkeit verband.

Aber augenscheinlich war dieser Gegensatz zu nackt, zu schroff theoretisch — zu parteiisch aufgestellt. Vielleicht ging die Umbildung der Nora von dem lebendigen Vorbild aus, das Ibsen dabei, den Versicherungen der norwegischen Ibsenkritik zufolge, vor Augen gestanden hat. Vielleicht kam sie aber auch von innen heraus, aus der Konsequenz des Motivs. Vielleicht war es der wunde Punkt der Fälschung, von dem aus das Motiv umgestaltet, neu durchgearbeitet werden mußte. Denn ohne Zweifel war in dem ersten Entwurf nur der Anteil der opferfreudigen Liebe an dieser Tat, nicht der Anteil der kritiklosen Subjektivität und sittlichen Unerzogenheit in Rechnung gesetzt. Hier baut Ibsen nun die andere Seite des Nora-Dramas auf: die in dem Wort „Puppenheim" schließlich das Ganze kennzeichnet und bestimmt. Die Fälschung wird zum Ausdruck eines Zweifachen: der aufopfernden Liebe und der geistigen Verwahrlosung, die Schuld des Mannes ist. In der ersten Ausarbeitung steht dies zweite Motiv schon gleichwertig neben dem ersten. In der letzten endgültigen Fassung — und alle wesentlichen Abweichungen, Zusätze und Streichungen weisen in diese Richtung! — ist es stärker geworden.

Die Herausgeber des Nachlasses machen darauf aufmerksam, daß Frau Bratsberg im „Bund der Jugend" schon die Männer anklagt: „Ihr kleidetet mich wie eine Puppe; Ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt" — als

sie sich des Verlustes ihrer Persönlichkeit und der Verkümmerung ihrer Kräfte in der Ehe bewußt wird. In der „Nora" weitet sich dieser Zug zu sozialer Bedeutsamkeit. Das ist in der ersten Fassung des Dramas schon geschehen, zugleich aber haftet der Nora doch noch in manchen Zügen die ihr ursprünglich zugedachte Rolle an. Sie *empfindet* den Gegensatz ihrer weiblichen Anschauung zur männlichen schon vor der Katastrophe in einer theoretisch geklärten und befestigten Weise: „Das Gesetz ist ungerecht", sagt sie von dem Ehescheidungsgesetz, „man merkt deutlich, daß es von Männern gemacht ist". Sie rechnet in der Schlußszene ganz klar und hart mit Helmer ab. Und viel ausführlicher. Wie sie erst das Geschöpf ihres Vaters gewesen und nach seinem Wunsch Französisch gelernt und Verse gemacht habe, und wie sie dann als Geschöpf ihres Mannes das Französisch „wegen der vielen unmoralischen Bücher" und die Verse wegen der Unweiblichkeit aufgegeben habe. Feministisch gefärbt ist ihre Skepsis: „Was die Männer sagen" dürfe nicht länger maßgebend für sie sein. In der letzten Fassung heißt es statt dessen: „was die *Welt* sagt".

Auch Helmer ist in der ersten Niederschrift mehr der bewußte und markierte Vertreter der Geschlechtstyrannei. „Du hast alles zu wollen, was ich will. Bin ich nicht Dein Mann?" so soll er einem kleinen Dialogfragment aus dem dritten Akt zufolge sagen. Und auch an manchen andren Stellen redet und verhält er sich programmatischer. So, wenn er sie in der letzten Abrechnung „mein Geschöpf" nennt, oder mehr und pointierter betont, daß sie zum Lustigsein auf der Welt sei, oder wenn er ihr Moralpredigten hält, daß sie nicht gelernt habe, gegen ihre Grillen anzukämpfen. Auch in der Art, wie er ihren Tanz bewundert: „Sieh die feine Biegung des Nackens. Welche Anmut in den Bewegungen, und sie weiß es nicht" liegt eine Note von besitzfreudigem Paschatum, das noch pointiert wird durch Ranks: „Türkisch, aber schön". Zugleich steckt ja auch in diesem Wort ein Stück Männertheorie vom Weibe: sie soll „unbewußt" schön sein — und ein Stück komischer Selbsttäuschung, weil ja Nora durch ihn gut genug gelernt hat, ihre Reize als Mittel zum Zweck zu benutzen.

An beiden Gestalten hat Ibsen in der letzten Fassung diese allzu grell aufgetragene Programmäßigkeit getilgt. Wo in den entscheidenden Situationen Nora und Helmer allzu hölzern als weibliches und männliches Prinzip konfrontiert wurden, hat er gemildert und retuschiert.

Weit bedeutsamer aber als die Streichungen sind die Zusätze. Nora erscheint in der letzten Fassung noch weit stärker mit Allzumenschlichem behaftet, mit den Folgen ihres Puppentums im Elternhaus und in der Ehe. Sie bekommt eine so starke Dosis wirklicher sittlicher Minderwertigkeit, daß die Mischung ihrer Natur in der letzten Fassung eine wesentlich neue ist. Neu ist der kleine, aber doch so wichtige Zug ihrer Naschhaftigkeit und der damit verbundenen Lügerei, die uns zeigt, daß Betrug für sie nicht nur ein extraordinäres Mittel für einen heroischen Zweck, sondern auch eine ziemlich eingebürgerte Alltagspraxis ist. Neu ist ferner ihre bewußte Koketterie, das Spiel mit dem Gedanken, das Geld von einem Verehrer zu bekommen und das Wissen um die Macht ihrer weiblichen Anmut über Helmer — ebenso ihr neugieriges und sensationslüsternes Forschen nach allerhand Lebenskenntnissen, die die „weisen Frauen" zu spenden haben. Eigentum der letzten Fassung ist ferner der Zug, daß sie von dem Maskenfest nicht fortzubringen

ist, während im Entwurf sie, durch die Unruhe getrieben, früh davonläuft. So lebt in der letzten Fassung alles Naturhafte, Ungezügelte, Kindische der Nora viel stärker. Der Widerstreit des in höherem Sinne Frauenhaften ihrer Natur mit dem unerlösten Evatum ist kräftiger. Die Schuld des Mannes an ihr rückt noch entschiedener auf das Gebiet, auf das schon die erste Fassung im Gegensatz zum Programm sie verlegt: sie besteht nicht so sehr in der eigentlichen unmittelbaren Tyrannei und Unterdrückung, sondern vor allem darin, daß er alles Minderwertige in ihr pflegt und bestärkt und ihr allen Ernst vorenthält, weil sie „gerade durch diese weibliche Hilflosigkeit doppelt anziehend ist." Und sie dann doch verantwortlich macht, wo sie ihm Unbequemlichkeiten bereitet. Nicht also aus Interesse an ihrer Persönlichkeit, sondern nur aus Selbstliebe.

Die Nora, die so in das Element des bloß Naturhaften getaucht wird, die allen Gefahren bloß instinktmäßigen Tuns so bedenklich nahegerückt ist, sie darf auch nicht mehr so wie die Nora der ersten Niederschrift, so bestimmt und rational, mit Helmer abrechnen. Helmer hat Noras Liebe verscherzt, in der ersten Fassung, weil er nicht getan hat, was „nach meiner felsenfesten Überzeugung Deine Dankbarkeit, Deine Liebe und Deine hohe männliche Gesinnung Dir zu tun gebieten würden." Hier stellt Nora ihm, richtend und verdammend, ihre größere Opferfähigkeit gegenüber. In der letzten Fassung erklärt sie das Erkalten ihrer Liebe damit, daß er ihre erwartungsvolle Sehnsucht nach „dem Wunderbaren" nicht zu erfüllen vermochte. Sie findet für ihre Enttäuschung einen weichen, unbestimmten, fast hilflosen Ausdruck: das Wunderbare ist nicht gekommen. Dieses Wort, so entscheidend in der endgültigen Form des Dramas, findet sich in der ersten Fassung nicht. Nur in der Steigerung „dann müßte das Wunderbarste kommen, — daß unser Zusammenleben eine Ehe werden könnte", bildet es auch hier den Schluß. Erst in der letzten Fassung nimmt Ibsen diesen Schlußakkord schon vorher auf. Nora hat während der ganzen Zeit ihrer Ehe auf das „Wunderbare" gewartet. Mit diesem Wort ist der Geistigkeit der Nora die Form gegeben, die ihrer dem Kreatürlichen nähergerückten Menschlichkeit entspricht: sie ist eine dunkle drängende Sehnsucht nach ferner Herrlichkeit; ihr Dasein hoch über den Wolken, die das alltägliche Leben beschatten, ahnt Noras Seele; in einer uneingestandenen, immer wieder betäubten Pein hat sich ihr die Hohlheit ihrer Ehe angekündigt, und mit den Mitteln ihrer unentwickelten vernachlässigten Innerlichkeit hat sie sich die phantastische Vorstellung des „Wunderbaren" geschaffen, auf das sie wartet und wartet. Das Wort ist durch allzuhäufiges Zitieren ein wenig entwertet. Ursprünglich sprach aus ihm die dichterische Kraft, in ein Stimmungswort vibrierendes Leben einzufangen, das im Begriffswort alles Seelenhafte, Bewegte einbüßen mußte. Erst in diesem Zug, der an das Bibelwort von dem „Seufzen der Kreatur nach der Herrlichkeit der Kinder Gottes" erinnert, hat die Gestalt der Nora ihren tiefsten menschlichen Sinn. Er gibt ihrer Tat den Adel zurück, den sie der Absicht nach ursprünglich haben *sollte*, den aber in der Sphäre höchster ethischer Ansprüche eine Fälschung nun und nimmer haben kann. Jetzt ist Noras moralisches Gefühl nicht nur, wie nach dem ursprünglichen Plan, durch die männliche Autorität verwirrt, sondern in sich selbst schwankend, unklar und kulturlos. Und ihre Tat ist nicht der Ausdruck des berechtigten weiblichen Prinzips, sondern eben dieser Haltlosigkeit. Dafür aber verstärkt Ibsen den Zug der unbestimmten Sehnsucht nach einem Leben ihres

Ideals: der höchsten Liebe, und gibt ihrer Tat mehr noch als vorher den Sinn eines verzweifelten Versuchs, dieses Höchste zu erzwingen.

Gerade die Nora zeigt den Vorgang der künstlerischen Arbeit am programmatischen Motiv ganz besonders deutlich. Sie zeigt, wie der Künstler die Idee des Denkers, indem er sie beseelt und vermenschlicht, zugleich berichtigt und mildert, der Künstler, dessen Fühlung für die Wahrheit des Lebens und der Seele sich von dem Augenblick an, in dem er ins Spiel kommt, der Vernunftwahrheit entgegenstellt und allmählich und immer sicherer das Leben aus der Starrheit und Gewaltsamkeit der Idee löst.

* * *

Wenn in der Nora das aus der Frauenfrage stammende Hauptmotiv bei der Verarbeitung aus seiner theoretischen Geradlinigkeit herauswuchs, so werden in den anderen Dramen, bei deren Konzeption die Frauenfrage zuerst eine entscheidende Rolle spielte, ihre Probleme in der Ausführung überhaupt zurückgedrängt. So in „Die Stützen der Gesellschaft", in „Gespenster" und „Die Wildente."

Am stärksten ist „Die Stützen der Gesellschaft" von dem Motiv der Frauenbewegung bestimmt geblieben. Der Gegensatz einer veräußerlichten Gesellschaftsmoral, einer bloßen Scheinredlichkeit bei den Männern gegenüber dem unbedingten, frischen guten Willen und der ethischen Kraft der Frauen — und dieser Gegensatz gehoben durch das Überlegenheitsgefühl auf der einen und die Demut auf der anderen Seite: das ist als der eigentliche Kern des Stückes geblieben. Im einzelnen aber ist auch hier gemildert, sind die allzu harten Linien der ersten Ausarbeitung durch beweglichere, leiser andeutende ersetzt. So enthielt die erste Fassung eine allzu billige Lustspielpointe im ersten Akt, der damit schloß, daß die Vereinsdamen nacheinander durch irgendein häusliches Malheur, an dem ihre Abwesenheit schuld war, abgerufen wurden. So doziert Bernick noch sehr viel aufdringlicher, daß die Frau sich nicht in den Kampf des Tages mischen, sondern im Hause Behagen schaffen solle, daß ein unverheiratetes Frauenzimmer sich damit abzufinden habe, von Angehörigen versorgt zu werden, so lehnt er noch viel programmatischer ab, die Frauen seiner Familie in seine Angelegenheiten hineinzuziehen. Und Martha ist nicht Lehrerin, sondern Telegraphistin und bringt durch diesen „neuen" Beruf den emanzipatorischen Charakter ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit viel entschiedener zum Ausdruck — wie denn auch in einem Dialog zwischen Bernick und seiner Frau der Stand der allerersten öffentlichen Diskussion über die Versorgung unverheirateter Mädchen deutlich durchblickt. Dina Dorf aber zieht mit dem Geliebten zu einer freien Ehe hinaus in den neuen Erdteil „als seine Frau, ohne Priester und Trauung" sagt Bernick. „Und doch sage ich: ich stelle diese Ehe höher als viele der unsern, bei denen alle Formen beobachtet wurden." Alle diese grellen Glanzlichter, in denen das Drama die rebellische Grundstimmung des Dichters reflektiert, sind später fortgenommen. Wenn trotzdem die Prinzipien, die in dem Stück miteinander kämpfen, noch überall durch den Faltenwurf der künstlerischen Gestaltung stechen und seinen Linien ihre theoretische Nüchternheit mitteilen, so vergesse man nicht, daß „die Stützen der Gesellschaft" das erste gesellschaftskritische Stück Ibsens ist und seine Absicht eben darum unmittelbarer verraten muß.

In dem Entwurf zu den „Gespenstern", der ähnlich wie die Aufzeichnungen zur Nora mit den Worten beginnt: „Das Stück wird ein Bild des Lebens", findet sich ein Satz: „Diese Frauen der Gegenwart, mißhandelt als Töchter, als Schwestern, als Gattinnen, nicht ihrer Begabung entsprechend erzogen, ferngehalten ihrem Beruf, um ihr Erbe betrogen, verbitterten Gemütes — diese sind es, die der neuen Generation die Mütter stellen. Was ist die Folge?" In Verbindung mit dem anderen Thema, das im Entwurf so formuliert wird: „Sich aus äußerlichen Gründen, selbst religiösen oder moralischen, zu verheiraten, bringt über die Nachkommenschaft eine Nemesis", führt dieser Satz auch die „Gespenster" auf die Frauenfrage als ihr wesentliches Motiv zurück. Denn in der aus den ersten Aufzeichnungen kenntlichen Anlage des Stückes wird Helene Alvings Ehe anders begründet als in der endgültigen Fassung. Danach soll sie als ein reiches Mädchen und „eine religiös Erweckte" den verkommenen und verwahrlosten Alving heiraten, um ihn zu „retten." Ihr tragisches Geschick wird doppelt tragisch, weil ihre Lebensunkenntnis und die ihr anerzogene Romantik ihr die Möglichkeit einer wundervollen Aufgabe vortäuschen, um deretwillen sie das einfache natürliche Gefühl für den Jugendgeliebten, Pfarrer Manders, hintansetzt. So stehen die „Gespenster" einer naturfremden, verschrobenen Weltanschauung noch in ganz besonderem Sinn über ihrer Ehe. Sie stellen sich vor das gesunde, elementare Empfinden, in dem sich dem Menschen die Forderungen der Rasse, ihre geistigen und physischen Lebensbedingungen zugleich, andeuten, und das deshalb nicht ungestraft verleugnet werden darf. Darum zählt Ibsen im Plan des Stücks zu den „äußeren" — d. h. in diesem Fall außerhalb des Liebesgefühls liegenden — Gründen der Ehe die moralischen und religiösen. Und es entsteht der Gegensatz: der moralisch verwahrloste Mann, der zum Fluch der Gesellschaft werden muß, und die Frau, die, belastet durch die Gespenster verkehrter Traditionen und irreführender Ideale, die Mitschuldige dieses Fluches wird, bei allem reinen Willen, ja gerade durch ihn.

Der Nachlaß gibt keinen Anhalt zur Beantwortung der Frage, warum Ibsen dieses feinere und kompliziertere Motiv durch das gröbere der „Kaufehe" ersetzt hat. In der endgültigen Fassung des Dramas hat Helene den Leutnant Alving geheiratet, weil er ein großes Vermögen hatte. Sie ist ihrerseits ahnungslos in die Ehe gegangen als ein Opfer der Gesellschaft, die eine gute Partie für ein Glück, und Lebensunkenntnis für eine unumgängliche weibliche Tugend hält. Und nun entwickelt sich das Drama ganz anders, als es nach dem Entwurf hätte geschehen müssen. Helene, grauenvoll enttäuscht durch die Erlebnisse der Ehe, hat den Instinkt der Flucht; aber sie läßt sich durch die Weltanschauung, in der sie erzogen ist, überreden, daß Rückkehr und Aushalten ihre Pflicht ist. Und von jetzt an, unter dem Bann der Gespenster, die ihr gebieten, besteht ihre ganze Gegenwehr in der Aufrechterhaltung des Scheins. Mit der ganzen moralischen Energie, deren sie fähig ist, dient sie ein schweres Leben hindurch der Lüge, daß ihre Ehe mustergültig und der Kammerherr Alving ein tüchtiger und ehrenhafter Mensch sei. So hält das Gespenst sie in Bann, nachdem es von ihr selbst längst erkannt ist. Und so erlebt sie schließlich die Ohnmacht dieses ganzen Scheinkampfes dem notwendigen Lauf der Dinge gegenüber.

Zweifellos ist der Verlauf ihres Schicksals in dieser Form typischer. In dem ersten Fall wäre die Weltanschauung, die Ibsen als lebensfeindlich bekämpft,

nicht „Gespenst", sondern eine aktive, lebendige und persönliche Macht gewesen. So ist sie nichts als eine Hemmung, ein Bann, der feige macht und die befreiende Tat lähmt. Und Helene Alving selbst erscheint — gerade wie Nora in ihrer letzten Gestalt — in höherem Maße als Opfer. Ihre Tragödie ist weniger eine selbstgeschaffene, wie eine, die sich an ihr vollzieht: sie beginnt nicht mit einer extravaganten Tat, sondern mit einem Unterliegen, Sichanbequemen, mit der Passivität der Durchschnittsfrau. Wieder sinkt ein weiblicher Charakter Ibsens von der Höhe, auf den ihn der ursprüngliche Plan stellte, in der Ausführung herab — einmal, um typischer und überzeugender zu sein, dann aber, damit alle seelische Entwicklung in das Drama selbst zusammengedrängt wird.

Durch die Veränderung des ersten Entwurfs der Gespenster tritt ferner an Stelle der Frau als der verhängnisvoll wirkenden die Ehe selbst, als Institution, mit den sozialen Merkmalen, die ihr ein für allemal und unabhängig von den Individuen anhaften. Im gleichen Sinn spielt auch in die Wildente die Frauenfrage hinein. In den Aufzeichnungen heißt es: „‚Freigeborene Männer' ist eine Floskel. Es gibt keine. Die Ehe, das Verhältnis zwischen Mann und Weib, hat das Geschlecht verdorben, hat allen das Sklavenmerkmal aufgedrückt" — und weiterhin: „Die moderne Gesellschaft ist keine menschliche Gesellschaft; sie ist einzig eine Gesellschaft des Mannsvolkes. — Wenn die Männer der Freiheit die soziale Stellung der Frau heben wollen, dann kundschaften sie erst aus, ob die öffentliche Meinung — die Männer — damit einverstanden ist. Das ist dasselbe, als ob man die Wölfe fragt, ob sie mit neuen Schutzmitteln für die Schafe einverstanden sind."

In diesen Notizen verrät sich der Gedankenkreis, der auch den Untergrund der „Wildente" bildet. Der eigentliche Keim aller Konflikte ist Werles Ehe, die sich auf der dauernden Geringschätzung und Knechtung der Frau aufbaute. Der Sohn dieser Frau — von der im vollen Umfang das Wort aus dem Gespensterentwurf gilt: „Als Gattin mißhandelt, verbitterten Gemüts" bringt als Erbe seiner Mutter das „kranke Gewissen" mit, das seinen Idealismus unheilstiftend und zerstörend macht. In der Durchführung ist aber einer anderen Weisheit zuliebe — der von der notwendigen Lebenslüge und dem Irrtum der idealen Forderung — dieses Motiv zurückgedrängt. Wie es denn überhaupt schließlich in die Stelle rückt, die es tatsächlich im Leben einnimmt: als eines von vielen Problemen, und eines, das von dem Leben selten in theoretischer Reinheit dargeboten wird, sondern immer als ein Element in mannigfaltigen Mischungen erscheint. So lebt in Hedda Gabler — den ersten Aufzeichnungen zufolge — die Qual eines mangelnden Lebenszwecks, so spricht aus Rebekka West der Individualismus der lebensdurstigen, gegen Traditionen durch Temperament und Erziehung geschützten modernen Frau, so ist die Sehnsucht der Bolette in „Die Frau vom Meere" ein Stück der großen neuen Frauensehnsucht nach einem ausgefüllten, wertvollen Dasein. Aber von nun an dient das Frauenrechtsmotiv nur dazu, der Individualität eine zeitliche oder soziale Tönung zu geben, es verschwindet als Theorie, um als ein Element des vielgestaltigen Lebens an seinem Ort und nur gelegentlich wieder aufzutauchen. Es löst sich ebenso wie die anderen „Ideen" in Ibsens Dramen auf in die seelische Atmosphäre, die uns in den Dichtungen der letzten

Zeit immer gesättigter und schwerer von tiefem Lebenssinn und gleichsam wieder elementar gewordener Lebenserkenntnis umfängt.

* * *

Aber auch hier bleibt der dichterische Prozeß derselbe. Wie in der Zeit der Programmdichtung die Idee das Primäre war, so ist es jetzt eine Stimmung, ein Eindruck, ein lyrisches Bewegtsein, aus dem die Dichtung keimt, etwas, das zunächst ohne Gestalt und Handlung ist. Der Nachlaß gestattet, das an einem Beispiel zu sehen: dem Entwurf zur „Frau vom Meere." Er ist weit ausgesponnen und berührt die mannigfachsten Dinge: Erkenntnisse, Ahnungen, Stimmungen, neben Gestaltenskizzen und Tatsachen der Handlung. Und doch ist alles das zusammengehalten durch ein Gemeinsames, das schwer definierbar, aber um so eindringlicher zu fühlen ist. Dieses Band einer stimmunghaften Einheit von Seele, Natur und Schicksal ist an die folgenden Momente angeknüpft: Der weltentlegene Badeort zwischen hohen, schroffen, schattendunklen Felsen, zur Zeit der letzten Nordlandfahrt der Touristenschiffe, die den Ort um Mitternacht passieren, langsam und lautlos in die Bucht gleitend und ebenso wieder hinaus. An diesem Ort, zu dem die Welt nur wie ein Traum gedämpft und gleichsam visionär hineinflutet, leben Menschen, die auch innerlich von ihr gelöst und abgeschnitten sind: der Rechtsanwalt (im ersten Entwurf noch nicht Arzt) Wangel, dem eine unbesonnene Affäre die Karriere verdorben hat, der verkommene Schildermaler mit den Künstlerträumen, der alte Kontorist, der an seinem Jugenddrama feilt und ohne etwas dazu zu tun, der Illusion lebt, es werde einmal herauskommen und Erfolg haben, der radikale Schneider, der seine „Entjochung" aus Mangel an realen Aufgaben durch allerhand komödienhafte Anläufe zu Ausschweifungen zu erweisen sucht. Personen, die wegen der Ökonomie des Dramas nachher mit einer Ausnahme gestrichen sind, während der Stimmungsuntergrund, den sie deutlich machen sollten, geblieben ist: das Traumhafte dieses Daseins, das gleichsam in dem schwächeren Element der Wünsche und Sehnsüchte das starke Leben nur reproduziert und abbildet, das auf kurze Zeit, während weniger lichter Sommermonate, zu einem Scheinleben erwacht, um in langes Dunkel zurückzusinken. Aber die „Schwermut, die wie ein gedämpft-klagender Gesang" über dem Tun dieser Menschen liegt, ist nicht nur ihr Teil, sondern Menschengeschick. Alles Menschendasein ist im Wesen das gleiche: Sehnsucht nach Weite, Kraft, Glanz — und überall Begrenzung. Wo ist der tiefe Grund, daß wir eben dies als letztes Geheimnis unserer irdischen Schicksale empfinden? Kündigt uns dieses ewig vergebliche Hinausschweifen vielleicht an, daß wir unserm Element entfremdet sind? Ist dies der Sinn der Sehnsucht, die uns immer über die Wirklichkeit, die wir besitzen, hinausweist zu etwas andrem, in dem wir besser zu Hause zu sein hoffen? „Ist der Entwicklungsgang des Menschen verfehlt? warum mußten wir der trockenen Erde angehören? Warum nicht der Luft? Warum nicht dem Meer."

So entsteht die Gestalt der Ellida, der Frau vom Meer. Die urewige Sehnsucht, die Menschenteil ist, der Heimwehklang, der über allem menschlichen Wünschen und Verlangen und Sichmühen liegt, die geheimnisvolle Zwiespältigkeit unseres Lebensgefühls, das unserer Welt zugewendet ist und doch zugleich an ihrer Wirklichkeit in der Tiefe zweifelt — all das findet in ihr sein Symbol. Ihr Verbundensein mit dem freien offenen Meere, das ihre Heimat ist, bildet das große

Geheimnis der „Abhängigkeit des Menschenwillens von dem Willenlosen“ ab. Und in ihrem individuellen Schicksal wird die metaphysische Doppelseitigkeit des menschlichen Lebens konkret: während sie Wangels zweite Gattin und seinen Töchtern die Nachfolgerin der Mutter sein soll, lebt sie innerlichst in der Zugehörigkeit zu dem Menschen, der ihr die hypnotische Macht des Meeres bedeutet, und um so intensiver ist dies innere, um so matter und scheinhafter das wirkliche Leben, als Wangel und seine Töchter in der Erinnerung an die Verstorbene gleichfalls eine eigene, ihr unzugängliche Welt haben.

Um die Kraft zu gewinnen, die Handlung erzeugt und ein Drama zu treiben vermag, muß aber diesem stimmunghaften Versunkensein in letzte Daseinsgeheimnisse noch ein anderes Element beigemischt werden, das Befreiung, Erlösung schaffen kann. Einen abschließenden philosophischen Sinn gibt Ibsen dem tiefsinnigen Motiv des Dramas, indem er ihm die menschliche Freiheit gegenüberstellt. Ob des Künstlers Seele in diesem Schluß — der Erlösung Ellidas aus dem Naturhaften durch den freien Willen zur Liebe — noch ebenso tief beteiligt ist wie an der Gestaltung der Stimmung, aus der das Drama keimte, das mag dahingestellt sein. Dichterisch ist der Schluß nicht der eindrucksvollste Teil des Dramas; schon das deutet darauf, daß nicht hier der Keim der künstlerischen Konzeption liegt. Aber ob dem Dichter weniger reizvoll — in des Denkers Wesen ist dieser Schluß tief begründet: der Schleier des Lebenstraumes wird zerrissen, der Bann aller geheimnisvollen, unpersönlichen Elementargewalten, die zwischen Himmel und Erde walten, wird zerbrochen durch die Tat, in der der Mensch „sich realisiert“ — wie eine Ibsen geläufige Formel lautet. Das heißt, in der durch seinen Willen lebendige Kraft von ihm ausgeht und alles, was um ihn herum schemenhaft, matt, unzugänglich war, mit Blut und Glanz füllt. Das ist der lyrisch-philosophische Hintergrund der Frau vom Meere, der vor den Details der Gestalten und der Handlung da war, in den sie hineinkomponiert, auf den sie abgestimmt wurden.

Ein solcher Hintergrund steht, immer schwerer in den Farben und feierlicher in der Linie, hinter jedem der nun folgenden Altersdramen Ibsens. Und in dem Maße, als die Stimmungsgewalt dieses Hintergrundes wächst, werden die Personen und ihre Handlungen zu bloßen Symbolen. Und ihre zwingende Überzeugungskraft quillt fortan nicht mehr aus der naturalistischen Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit, sondern aus ihrer lebendigen Beziehung zu ewigen Realitäten der Seele.

Bilder aus der praktischen Arbeit des Berliner Zweigvereins der internationalen abolitionistischen Föderation.

Von

Margarete Voigt.

Nachdruck verboten.

Von jeher hat die Föderation betont, wie notwendig es sei, unserer gefährdeten Jugend gegenüber prophylaktische Maßnahmen anzuwenden und diese mit allem Nachdruck zu unterstützen, und stets haben wir die eminente Wichtigkeit der Jugendfürsorge hervorgehoben. Deshalb stellten wir, als im Sommer 1908 das Berliner Jugendgericht ins Leben gerufen wurde und anschließend daran die von der „Deutschen Centrale für Jugend-Fürsorge" organisierte Jugendgerichtshilfe, sogleich unsere Mitarbeit zur Verfügung; denn hier wurde uns ja Gelegenheit geboten, durch praktische Arbeit, durch vorbeugende, fürsorgerische Tätigkeit die Bestrebungen fördern zu helfen, die unser Verein seit vielen Jahren durch Wort und Schrift verfolgt. Aus den allerdings noch sehr bescheidenen Anfängen dieser unserer praktischen Arbeit möchte ich heute einiges berichten.

Die Berliner Jugendgerichtshilfe versammelt die Vertreter der ihr angeschlossenen Vereine zu regelmäßigen wöchentlichen Sitzungen im Polizeipräsidium. Dort kommen die Fälle des Jugendgerichts zur Verteilung, in denen dem Jugendrichter eine Ermittlung vor der Hauptverhandlung wünschenswert erscheint, und ferner auch die Fälle, in denen er nach stattgehabter Hauptverhandlung die Ausübung einer Schutzaufsicht über die jugendlichen Angeklagten für notwendig hält. In diesen Sitzungen übernahm ich die Vertretung des Berliner Zweigvereins und gleichzeitig im Auftrage der „Deutschen Centrale für Jugendfürsorge" zweimal wöchentlich die Vertretung bei den Hauptverhandlungen des Jugendgerichts im Amtsgericht Berlin-Mitte. Durch tatkräftige Unterstützung einiger unserer Mitglieder konnten wir ferner gleich von Anfang an sowohl Ermittlungen vor der Hauptverhandlung, wie die sich daraus ergebenden Schutzaufsichten übernehmen.

Es liegt wohl auf der Hand, daß das Material an Jugendlichen, das uns Frauen der Föderation zugewiesen wird, ganz besonders schwer zu beeinflussen ist; lautet doch bei ihnen die Anklage fast immer auf gewerbsmäßige Unzucht. Diese jungen Mädchen, man möchte fast sagen *Kinder* — denn meist handelt es sich ja um Fünfzehn- bis Siebzehnjährige — sind vielfach in den traurigsten Verhältnissen aufgewachsen. Ohne Liebe, ohne Erziehung, von den eigenen Eltern oder Stiefeltern umhergestoßen, oft schon im Kindesalter von irgendeinem Manne mißbraucht, stehen sie auf einem sittlich so tiefen Niveau, daß ihnen tatsächlich oft die einfachsten ethischen Grundbegriffe fehlen. Sie sind sich gar nicht bewußt, mit den ihnen zur Last gelegten Verfehlungen etwas Strafbares und Verwerfliches getan zu haben. So ist es denn zuweilen *sehr* schwer, ihnen klarzumachen, daß der Weg des Lasters, den sie im Begriff waren einzuschlagen, in sittlicher und körperlicher Beziehung für sie die größten Schäden und Gefahren birgt. Es hat etwas geradezu Erschütterndes, wenn man hören muß, daß eine siebzehnjährige Angeklagte dem Richter, der sie in ernsten Worten auf die Gefahren eines solchen Lebens hinweist, zur Antwort gibt: „Ich wäre ja schön dumm, wenn ich wieder anständig würde, mits liederliche Leben verdiene ich ja viel mehr."

Es ist diesen jugendlichen Angeklagten gegenüber besonders wichtig, in erster Linie dafür Sorge zu tragen, sie aus der meist sehr gefahrvollen bisherigen Umgebung fort- und in geordnete Verhältnisse hineinzubringen, vor allem durch Unterbringung in geeignete Dienst-, Arbeits- oder Schlafstellen. Eine solche Verpflanzung vollzieht sich nun naturgemäß nicht leicht, sondern meist gilt es, zahlreiche Widerstände innerer und äußerer Art zu überwinden, und dem Verein, der diese Arbeit übernimmt, erwachsen daraus recht beträchtliche Kosten. So wurde uns denn sehr bald klar, daß eine wirkliche, nachhaltige Hilfe nur dann zu erzielen sei, wenn uns Mittel zur sofortigen Unterbringung der gefährdeten Mädchen zur Verfügung stünden. Deshalb erließen wir — vor etwa Jahresfrist — einen Aufruf zur Gründung einer Unterstützungskasse für „sittlich-gefährdete Mädchen" (der auch in der „Frau" zum Abdruck gelangte), der einen recht erfreulichen Erfolg erzielte. Wir haben uns nicht — wie anfänglich beabsichtigt — darauf beschränken können, diese Mittel lediglich zur Heimbeförderung gefährdeter Mädchen zu benutzen, sondern haben auch in sonstigen Fällen dringender Not Hilfe geleistet. So konnten wir jugendliche Angeklagte vorübergehend in Mädchenheimen, Heimstätten usw. unterbringen, wir konnten ihnen — durch bereitwilligste Unterstützung des Städtischen Arbeitsnachweises in Charlottenburg — passende Dienststellen verschaffen. Kürzlich konnte ich einer jugendlichen Angeklagten helfen, ihre jammervolle Schlafstelle mit dem Arbeiterinnenheim „Arbeiterinnenwohl" zu vertauschen, wo die jungen Mädchen in für eine Arbeiterin fast ideal zu nennenden Verhältnissen leben, wo für ihre physischen und seelischen Bedürfnisse in weitgehendster, verständnisvollster Weise gesorgt wird. Auf meine Bitte wird das von mir dorthin empfohlene Mädchen von der leitenden Dame — natürlich ganz unauffällig — noch besonders beobachtet, und zu meiner Freude führt sich das Mädchen dort in jeder Hinsicht brav und ordentlich. Einem armen vierzehnjährigen kleinen Ding, das von seinem zwanzigjährigen Bruder vergewaltigt und im Oktober vorigen Jahres im Virchow-Krankenhause Mutter eines Mädchens geworden war, konnten wir einen dreimonatlichen Erholungsaufenthalt auf dem Lande gewähren. Sie hat sich an die Familie, in der wir sie untergebracht, sehr angeschlossen, so daß wir hoffen, sie wird dauernd in den so viel gesünderen ländlichen Verhältnissen bleiben. Das Kind, dessen Vormund ich geworden bin, hat als Stiftungskind im Waisenhause Aufnahme gefunden.

Eine fünfzehnjährige Waise, ein leichtsinniges kleines Fabrikmädel, das auf dem besten Wege war, den Versuchungen der Großstadt zum Opfer zu fallen, haben wir in einer ländlichen Haushaltungsschule des Vereins „Jugendschutz" untergebracht. Es hat natürlich anfangs manchen Strauß gekostet, ehe das Mädchen, das an keinerlei geordnete Verhältnisse gewöhnt war, sich in die strengen Anstaltsregeln fügen lernte. Jetzt aber ist sie so gern dort, daß sie den Wunsch hat, noch ein halbes Jahr länger zu bleiben. Man ist mit ihrem Betragen sehr zufrieden, sie zeigt sich willig und geschickt zu jeder Arbeit.

So haben wir in der kurzen Zeit unserer praktischen Arbeit glücklicherweise schon manchen Fall erlebt, der sich weit über Erwarten günstig gestaltete. Als einer der ersten Fälle des Berliner Jugendgerichts wurde mir im Juni 1908 die Ermittlung über ein sechzehnjähriges Mädchen übertragen, das nach Anzeige der Polizei in Gefahr stand, aus Not der Prostitution anheimzufallen. Wieviel Stunden, ich könnte fast sagen Tage, ich vergeblich nach dem Mädchen gesucht habe, kann ich heute nicht mehr angeben. Nirgends war sie zu finden, niemand wollte von ihrem Verbleib wissen. Die Kriminalpolizei hatte mit ihren Nachforschungen nicht mehr Glück als ich, und wenn ich nicht irre, mußte der Hauptverhandlungstermin dreimal abgesetzt werden, weil das Mädchen unauffindbar war. Endlich, nach Wochen gelang es mir durch eine Freundin des Mädchens deren Aufenthaltsort zu ermitteln, und zwar bei ihrer älteren Schwester, die seit Jahren unter sittenpolizeilicher Kontrolle steht und mit ihrem Zuhälter zusammen lebt. Diese beiden hatten das sehr hübsche sechzehnjährige Mädchen, das, von außerhalb kommend, nicht gleich in Berlin eine passende Stelle gefunden hatte und sich ohne

festen Aufenthalt umhertrieb, bei sich aufgenommen und nutzten es nun zu ihren Zwecken aus. Allabendlich wurde sie „auf den Strich" geschickt, das verdiente Geld mußte sie bis auf den letzten Heller dem Zuhälter ihrer Schwester abgeben; genügte diesem die heimgebrachte Summe nicht, oder weigerte sie sich einmal, dem schändlichen Gewerbe nachzugehen, dann wurde sie jämmerlich verprügelt. Ein braver Postbote wurde nun zum Vormund des Mädchens ernannt, und mit dessen Hilfe gelang es mir, sie in einer passenden Dienststelle bei einem jungen Ehepaar unterzubringen. — Ich gebe zu, daß dies ein gewagter Versuch war, aber er ist geglückt; das Mädchen befindet sich seit anderthalb Jahren dort und führt sich zur vollen Zufriedenheit ihrer Herrschaft. Ich besuche sie monatlich einmal und freue mich immer über das frohe und frische Wesen des Mädchens und die wirklich rührende Dankbarkeit, die sie mir immer wieder aufs neue beweist dafür, daß ich ihr behilflich gewesen bin, wieder ein anständiges Leben führen zu können. Bedenkt man nun noch, aus welchem traurigen Milieu das Mädchen stammt — die Mutter hat wegen schwerer Kuppelei mehrfache Zuchthausstrafen verbüßt, zwei Schwestern stehen unter sittenpolizeilicher Kontrolle — so wird jeder zugeben, daß ein solcher Erfolg dazu geeignet ist, einen über manchen Mißerfolg zu trösten.

Zum Beweis dafür, daß es tatsächlich oft eines großen Aufwandes an Zeit und Mühe, an Geduld und Überlegung bedarf, ehe es gelingt, einigen Einfluß auf einen Schützling zu gewinnen, möge folgendes Beispiel dienen:

Seit fast zwei Jahren untersteht meiner Schutzaufsicht ein jetzt achtzehnjähriges Mädchen, das vom Jugendgericht wegen Diebstahls mit einem Verweis bestraft worden ist. Die häuslichen Verhältnisse bieten ein in unserer Großstadt nur leider allzuhäufig wiederkehrendes Bild. Der Vater hat vor Jahren seine Familie verlassen, die Mutter lebt seit lange im Konkubinat mit einem Manne, der sich seinerseits wieder von seiner Ehefrau getrennt hat. Daß dieses Milieu nicht gerade geeignet erscheint, erzieherisch oder sittlich fördernd auf die heranwachsenden Kinder einzuwirken, bedarf wohl keiner besonderen Erläuterung. Ich hatte nach meinen ersten Besuchen einen so ungünstigen Eindruck von dem Mädchen, der durch die Aussage der Arbeitgeber nur bestärkt wurde, daß ich beim Jugendrichter Unterbringung in Fürsorgeerziehung beantragte. Dieser aber, treu seinem Prinzip, den jugendlichen Angeklagten „eine Chance zu geben", es noch einmal mit ihnen zu versuchen, entsprach meinem Wunsche nicht, sondern bat mich vielmehr, die Schutzaufsicht fortzusetzen. Das Mädchen nahm nun trotz meiner wiederholten ernsten Vorstellungen keine feste Stellung an, sondern drückte sich bei den verheirateten Geschwistern herum, diesen im Haushalte etwas helfend, eine Tätigkeit, die den Kräften des blühenden und gesunden Mädchens durchaus nicht angemessen war. In der unbeschreiblich verschlampten Wirtschaft ihrer Schwägerin traf ich sie eines Tages wieder, verschlossen, unfreundlich, fast feindlich allen meinen Fragen und Ratschlägen gegenüber. Um so beredter war die Schwägerin, die mir anvertraute, daß das Mädchen einen Bräutigam habe und bereits in anderen Umständen sei. Einigen vorwurfsvollen Worten, die ich dieser Tatsache gegenüber nicht unterdrücken konnte, wurde von der Frau sofort die Spitze abgebrochen durch die Bemerkung: „Gott, Fräulein, was wollen Sie denn eigentlich, so gehts doch allen Berliner Mädchen, mir ist es auch nicht besser gegangen, und ich bin immer hochanständig gewesen." Trotz dieser Versicherung der Frau stand es bei mir fest, daß ich das Mädchen in dieser Umgebung nicht länger lassen konnte. An Heirat war nicht zu denken, da der Bräutigam seiner Militärpflicht noch nicht genügt hatte. Die Mutter wollte die Tochter in diesem Zustande nicht bei sich aufnehmen: sie könne ja in die Charité gehen und das Kind später in Waisenpflege bringen, meinte sie. So verschaffte ich dem Mädchen Unterkunft in der „Heimstätte für erstmalig gefallene Mädchen", wo sie die nächsten Monate ohne Angst und Sorge verbringen konnte, und wo später sowohl sie als auch ihr Kind sachgemäße Pflege und Behandlung finden sollten. Als ich sie dort bald nach der Geburt des Kindes, dessen Vormund ich geworden, besuchte, erschien sie mir sehr zu ihrem Vorteil verändert. Sie war offener und

freundlicher gegen mich, und besonders gefiel mir der Ausdruck von Freude und Glück, mit dem sie mir ihren allerliebsten kleinen schwarzäugigen Jungen zeigte. Mein Vorschlag, noch ein Vierteljahr in der Heimstätte zu bleiben und sich dadurch das Recht zu erwirken, ihr Kind ein volles Jahr gegen ein geringes Entgelt in der dortigen vorzüglichen Pflege zu belassen, schien ihr einzuleuchten, und als ich ihr versprach, ihr in den ersten Monaten bei der Beschaffung des Pflegegeldes behilflich zu sein, erklärte sie sich zum Bleiben bereit. Mein Plan war nun, dem Mädchen nach ihrer Entlassung ein Zimmer in einem Arbeiterinnenheim zu besorgen, um sie dauernd in geordnete Verhältnisse zu bringen. Aber ich hatte einmal wieder die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Trotz des mir gegebenen Versprechens hatte das Mädchen vor der Zeit die Heimstätte verlassen und war mit ihrem Kinde zu ihrer Mutter gezogen. Dort besuchte ich sie. Meinen Vorwürfen über ihr Verhalten und meiner Frage nach dem Grunde ihres Handelns setzte sie das gewohnte trotzige Schweigen entgegen. Ich hatte das wirklich sehr deprimierende Gefühl, trotz allem nichts anderes erreicht zu haben, als daß das Mädchen nach wie vor in mir einen feindlichen Aufpasser sah. Ich war so entmutigt, daß ich im ersten Augenblick fest entschlossen war, die Schutzaufsicht niederzulegen. Aber Weihnachten war vor der Tür, und so dachte ich es noch mit einer kleinen Freundlichkeit als letztem Versuch zu wagen. Ich kaufte ein nettes Kleidchen für den kleinen Jungen und schickte dies mit einer Weihnachtskarte und einigen freundlichen Worten an das Mädchen. Und merkwürdig, mit dieser kleinen Freundlichkeit, die zu all der ehrlichen Mühe, die ich mir um das Wohl des Mädchens gegeben hatte, in keinem Verhältnis stand, hatte ich das Richtige getroffen. Sie hatte sie davon überzeugt, daß ich es wirklich gut mit ihr meinte. Ein herzlich unorthographischer, aber dankbarer Brief war das erste Zeichen ihrer Gunst, das ich erhielt. Bei meinem nächsten Besuch wurde ich mit einem freundlichen Gesicht empfangen, und das Mädchen teilte mir nun aus freien Stücken mit, daß sie damals die Heimstätte aus Sorge um ihr Kind verlassen hätte, weil unter den dortigen Pfleglingen eine starke Keuchhusten-Epidemie ausgebrochen war. Jetzt folgte sie auch meinem oft wiederholten Rat, suchte und fand Arbeit in der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, die ihre Arbeiterinnen sehr gut bezahlt; denn jetzt muß sie für ihr Kind mit verdienen, da die Mutter, die es in Pflege genommen hat, sowohl von der Tochter als auch von dem Vater des Kindes ein entsprechendes Entgelt verlangt.

In einem anderen Fall hoffe ich auf dauernden Erfolg: Ein siebzehnjähriges Dienstmädchen stand unter der Anklage des Diebstahls vor dem Jugendgericht. Sie ist ein uneheliches Kind, hat niemals geordnete Familienverhältnisse kennengelernt, die Mutter, eine kränkliche Frau, muß selbst schwer um ihre Existenz ringen. So mußte das Mädchen gleich nach ihrer Einsegnung in Dienst gehen. Als Hausmädchen in einem Fremdenpensionat, wo das damals sechzehnjährige Ding wenig Aufsicht und viel Arbeit hatte, knüpfte ein „Rechtsanwalt" ein Verhältnis mit ihr an. Um sich für diesen Herrn würdig zu schmücken, stand ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Besitz einer hellen seidenen Bluse. Ersparnisse hatte sie natürlich noch nicht gemacht; der geringe Lohn reichte zu Luxusausgaben nicht hin, und so erlag sie der Versuchung und entnahm eines Morgens beim Reinigen von Kleidungsstücken dem Beinkleid eines Herrn, in dessen Tasche sich zirka 80 Mark befanden, 20 Mark 50 Pfennige, den Betrag, den sie zur Erlangung der erträumten Seidenbluse brauchte. Natürlich kam die Sache sofort heraus, das Mädchen wurde Knall und Fall entlassen, Strafantrag gegen sie gestellt, und „Unehrlichkeit" als Entlassungsgrund in ihr Dienstbuch geschrieben. Der Vormund, Besitzer eines kleinen Gasthofes, der sich bisher niemals um sein Mündel gekümmert hatte, nahm dieses jetzt zu sich in sein Haus, angeblich um sich besser um sie kümmern zu können, tatsächlich aber, um die kaum Siebzehnjährige in gröblichster Weise auszunutzen. Sie hatte täglich zwölf Zimmer zu reinigen und in der Küche zu helfen; Lohn erhielt sie nicht, wohl aber oft Schläge. Dazu kam noch, daß die Frau des Vormundes dem Mädchen einredete, es sei in anderen Umständen,

was jedoch nicht der Fall war. So wurde das arme Ding so verschüchtert und kopfscheu, daß es am zweiten Weihnachtstage, als es von einem Gast ein Trinkgeld von 5 Mark erhalten hatte, das Haus des Vormundes heimlich verließ und nach Frankfurt a. O. reiste. Glücklicherweise schrieb sie von dort aus sofort der Mutter, die ihre Rückkehr veranlaßte. Aufnehmen konnte diese aber die Tochter bei sich nicht. Meine Hoffnung, sie in einer ländlichen Dienststelle unterzubringen, schlug fehl, und so brachte ich sie denn fürs erste in die Mädchenherberge des Marienheims. Durch den Jugendrichter, der bekanntlich gleichzeitig auch Vormundschaftsrichter ist, wurde der bisherige Vormund seines Amtes entsetzt und ich zum Vormund des Mädchens ernannt. Mit großer Mühe ist es mir gelungen, für mein Mündel eine passende Stelle als Hausmädchen zu finden: bei einer verständnisvollen Dame, der ich die Wahrheit über die Verfehlungen des Mädchens sagen konnte, und die sich trotzdem bereiterklärte, es mit ihr zu versuchen. Voll Dankbarkeit und voll guter Vorsätze hat sie am 1. Februar diese Stellung angetreten, und bis jetzt habe ich nur Gutes über ihre Leistungen und ihre Führung gehört, ja, bei meinem letzten Besuch hat mir die Dame geradezu gedankt, daß ich ihr zu einem so fleißigen und tüchtigen Mädchen verholfen habe.

Als ein erfreuliches Symptom zunehmenden sozialen Interesses möchte ich es begrüßen, daß mir in letzter Zeit wiederholt von Arbeitgebern nicht nur in bereitwilligster Weise Auskunft über meine Schutzbefohlenen gegeben wurde, sondern daß sie sogar ihre Befriedigung darüber äußerten, daß ein gebildeter Mensch sich um die jungen Mädchen kümmere. Die Gattin eines Rittergutsbesitzers, eine Dame, die sich sehr für unsere Arbeit interessiert, hat uns in liebenswürdigster Weise angeboten, sittlich gefährdete junge Mädchen auf ihr Gut zu nehmen und sie dort unter Aufsicht einer gebildeten Gärtnerin mit Gartenarbeit zu beschäftigen. Den ersten Versuch haben wir vor kurzem mit einem vierzehnjährigen Mädchen gemacht, die — ohne elterliche Aufsicht — sicherlich hier in der Großstadt bald völlig verwahrlost wäre.

Auch der Fürsorgedame am Polizeipräsidium konnten wir in einigen Fällen unsere Hilfe zur Verfügung stellen. Wir haben zahlreiche Ermittlungen für sie übernommen und wiederholt auf ihr Ersuchen Mädchen in die Heimat zurückbefördert. Den einen dieser Fälle, der auf unsere Großstadtverhältnisse ein grelles Schlaglicht wirft, möchte ich noch mit einigen Worten skizzieren. Eine junge neunzehnjährige Frau hatte sich in ihrer bitteren Not an das Polizeipräsidium gewandt. Sie hatte sich gegen den Willen ihres Vaters, der in auskömmlichen Verhältnissen in Schleswig-Holstein lebt, mit einem blutjungen Kellner verheiratet. Die jungen Leute waren nach Berlin gekommen und hier durch andauernde Stellungslosigkeit des Mannes bald in Not und Elend geraten. Um diesem abzuhelfen, schickte nun der Mann seine bis dahin völlig unbescholtene, anständige junge Frau auf die Straße und zwang sie, sich gegen Entgelt Männern hinzugeben. Dieses Leben konnte die junge Frau nicht ertragen. Ohne Freunde und Verwandte, völlig mittellos, der Brutalität des Mannes preisgegeben, wandte sie sich in einem verzweifelten Brief an das Polizeipräsidium und bat, ihr Mittel zur Heimreise zu gewähren. Dem Polizeipräsidium stehen aber für solche Zwecke keine Mittel zur Verfügung, und so wandte sich die Fürsorgedame an mich. Ich verständigte mich mit der jungen Frau, was nicht ohne Schwierigkeiten war, da selbstverständlich der Mann nichts davon wissen durfte, benachrichtigte den Vater von der Rückkehr seiner Tochter, verabredete alles und am Tage vor Weihnachten konnte ich die junge Frau in die Heimat zurückbefördern. Vater und Tochter haben mir Briefe voll überschwenglicher Dankbarkeit für die ihnen geleistete Hilfe geschrieben.

Alles dieses sind ja natürlich nur Anfänge, und das Wenige, das wir bisher haben leisten können an Arbeit und Hilfe, verschwindet fast völlig gegenüber der erdrückenden Fülle von Not und Elend, von Leichtsinn und Verkommenheit, die eine Großstadt wie Berlin aufweist. Doch haben die Erfahrungen, die ich in der relativ kurzen Zeit unserer praktischen Arbeit gesammelt habe, in mir die Über-

zeugung gefestigt, daß wir einem tiefen sittlichen Notstand unserer Zeit gegenüberstehen und daß — wenn irgendwo — hier die Mitarbeit der gebildeten Frau not tut. Die häufig so zerrütteten Familienverhältnisse in den unteren Schichten der Bevölkerung zeitigen als Folgen die traurigste Verwahrlosung der Kinder. Aber auch dort, wo die Familie äußerlich zusammenhält, fehlt es an dem nötigen Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern. Der Vater, der den Tag über hart arbeitet, will des Abends seine Ruhe haben, der Mutter, deren Kräfte durch des Lebens Not und Mühe aufgerieben sind und auf deren Schultern meist eine übergroße Last von Arbeit ruht, fehlt die geistige Spannkraft, die heranwachsenden Kinder ethisch-erzieherisch zu beeinflussen. Die junge Arbeiterin, die des Abends in das Elternhaus zurückkehrt, findet dort weder Erholung und Erquickung, noch liebevollen Rat und Stütze in den Fährnissen des Lebens; für sie entbehrt das „Heim" alles dessen, was wir mit diesem Namen verbinden. Dieses häusliche Elend treibt die Mädchen auf die Straße, und erst einmal auf Abwege geraten, sind sie sehr schwer zu retten. Ihr undisziplíniertes Triebleben ist vor die schwere Wahl gestellt: hier Arbeit und Entbehrung, hier Genuß und leichtes Verdienen — die psychischen Hemmungen des weiblichen Ehr- und Schamgefühls, nie gepflegt und nie entwickelt — fallen bei ihnen fort. Eine schematische Fürsorge, die sich damit begnügt, rein äußerlich die Mädchen in einwandfreie Verhältnisse zu versetzen, wird deshalb meist erfolglos bleiben; denn es fehlt den Mädchen an dem inneren Halt, um den Verlockungen zu widerstehen. Die Schutzaufsicht — soll sie wirklich eine solche sein — verlangt deshalb Persönlichkeiten, die ihre eigene Seele an die Aufgabe setzen und es verstehen, die schlummernden Seelenregungen der Mädchen zu erwecken, ihre Entschließungen zu beeinflussen. Wir brauchen für diese Arbeit Frauen, die sich innerlich berufen fühlen, den Sinkenden die rettende Hand zu reichen. Nur diese werden das instinktsichere, psychologische Verständnis besitzen, jedem einzelnen dieser armen, verirrten Menschenkinder gegenüber den Ton anzuschlagen, der in ihren Herzen einen Widerhall weckt. Das wird nicht gleich bei dem ersten Versuch gelingen, sondern oft, wenn man schon mutlos geworden war, ist erst der Funken der Liebe übergesprungen und hat gezündet. Ihn zu pflegen, auf daß er nicht wieder erlischt, Mittel und Wege zu finden, ein wenig Wärme, Helligkeit und Freude in diese daran so armen Leben hineinzutragen, ist die weitere Aufgabe der Schutzaufsicht. Das aber ist eine Arbeit, die viel Zeit, Geduld und Nachdenken erfordert, denn mit einem schematischen Vorgehen ist hier nichts getan, weil jeder Fall seine individuelle Behandlung erfordert. Die Kräfte des einzelnen — und hätte er auch den besten Willen — reichen nicht weit, sondern viele Frauen müssen hier helfen, müssen wenigstens einen Teil ihrer Zeit und Kraft in den Dienst dieser Arbeit stellen. Gewiß, unsere Arbeit ist nicht leicht, und der sichtbaren Erfolge, die wir erzielen, sind nicht viele. Von langen, scheinbar vergeblichen Wegen kommt man oft entmutigt, an Leib und Seele müde, zurück, aber: Arbeiten und nicht verzweifeln! Selbst in solchen Augenblicken brauchen wir nicht zu verzagen, sondern können der Hoffnung Raum geben, daß wir mit einem ernsten Wort, das wir zu einem leichtsinnigen jungen Ding gesprochen, mit einem guten Rat, den wir einer armen Verführten gegeben, durch tatkräftige Hilfe, die jetzt nur widerwillig angenommen wurde, doch in ein Menschenherz ein Samenkorn gelegt haben, das vielleicht später zu gelegenerer Stunde aufgehen wird und Früchte trägt zu einer Zeit, da wir es kaum mehr erwarten.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Frauenstudium an deutschen Universitäten.** Die Zahl der an den Universitäten des Reichs als Studierende eingeschriebenen Frauen beläuft sich in diesem Sommer auf 2169 gegen 1432 im Vorjahr, 320 vor drei und erst 137 vor fünf Jahren, als den Frauen nur die badischen und die bayerischen Universitäten sowie die Universität Tübingen zugänglich waren. Von der heutigen Zahl sind etwa 1700 reichsangehörig, die übrigen entstammen dem Ausland, zum überwiegenden Teile Rußland und Amerika.

Die studierenden Frauen verteilen sich auf die einzelnen Zweige des akademischen Studiums wie folgt: Der Philologie, Geschichte, Philosophie und verwandten Fächern widmen sich 1217 Frauen (gegen 699 im Vorjahr), der Medizin 512 (gegen 371), der Mathematik und den Naturwissenschaften 313 (245), den Staatswissenschaften 55 (42), der Zahnheilkunde 38 (44), der Rechtswissenschaft 26 (23) und der evangelischen Theologie und der Pharmazie je 4 (4). Danach hat die Zahl der studierenden Frauen in allen Hauptfächern des Frauenstudiums zugenommen, am meisten in der Philologie usw., nur die Zahl der der Zahnheilkunde sich widmenden Damen ist zurückgegangen.

Von den Studentinnen der deutschen Universitäten befindet sich derzeit nahezu ein Drittel an der Universität Berlin, nämlich 626 (gegen 417 im Vorjahr), in Bonn 204 (114), in Göttingen 200 (110), in Heidelberg 191 (138), in München 176 (148), in Freiburg 116 (90), in Breslau 100 (64), in Marburg und Münster je 68 (33 bezw. 25), in Greifswald 60 (38), in Königsberg 56 (30), in Jena 41 (14), in Halle 37 (26), in Gießen 36 (30), in Tübingen 35 (9), in Kiel und Straßburg je 34 (18 bezw. 21), in Erlangen 22 (16), in Würzburg 9 (9) und in Rostock 5 (0).

Außer den eigentlichen Studentinnen sind in diesem Sommer an den deutschen Universitäten noch 1226 Damen als „Hörerinnen" zu Universitätsvorlesungen zugelassen, so daß zurzeit im ganzen 3395 Frauen am deutschen Universitätsunterricht teilnehmen.

Was speziell Berlin anbetrifft, so studiert von den 626 dort immatrikulierten Frauen eine Theologie, 4 gehören der Juristenfakultät an, 137 sind Medizinerinnen und 484 verteilen sich auf die Fächer der philosophischen Fakultät. Dazu kommen noch die 153 Frauen, die auf Grund eines Erlaubnisscheines des Rektors zum Hören von Vorlesungen berechtigt sind, 5 weibliche Studierende der Technischen Hochschule und eine Dame, die, wie das amtliche Personalverzeichnis sagt, „sich im Besitze des Berechtigungsscheins zum Einjährigen Militärdienst befindet" und an der Landwirtschaftlichen Hochschule inskribiert ist. Insgesamt setzt sich also die weibliche studierende Jugend Berlins aus 785 Köpfen zusammen. Den größten Prozentsatz davon stellt die Provinz Brandenburg mit Berlin 226; in weitem Abstand erst folgt Schlesien mit 30, Posen, das 24 Frauen nach Berlin zum Studium schickt. Die übrigen deutschen Bundesstaaten sind nur schwach vertreten, am stärksten noch Bayern mit 9 Frauen. Dagegen kommen 18 studierende Frauen aus Österreich-Ungarn, 73 aus Rußland. Außerhalb Europas sind nur die 36 Amerikanerinnen ansässig. Eine Anzahl von Frauen gehört auch zum Beamtenstabe der wissenschaftlichen Anstalten der Universität. So ist Frau Dr. phil. von Polowzow Assistentin am Philosophischen Seminar, Fräulein Hirsch außeretatsmäßige Assistentin an der von Geh. Rat Kraus geleiteten zweiten Medizinischen Klinik, Frau Dr. Lichtenstein einzige Assistentin an der bakteriologisch-mikrobiologischen Abteilung des Physiologischen Instituts von Geh.-Rat Rubner, an der sie ohne männliche Mitarbeiter ihres Amtes waltet. Die Universitätsbibliothek

zählt 13 weibliche Hilfsarbeiterinnen, eine Dame ist noch weiterhin in der Bibliothek des Seminars für orientalische Sprachen beschäftigt. Unter der weiblichen studierenden Jugend findet sich manche Tochter aus berühmtem Hause. So studiert zurzeit Fräulein Agnes Harnack neue Philologie, die Tochter des Biologen Geh.-Rat Hertwig, Fräulein Paula Hertwig, Medizin, die Tochter des Mathematikers Prof. Friedrich Schottky Geschichte. Die Tochter des Germanisten Prof. Steig studiert Kunstgeschichte, die des Kunsthistorikers Prof. Karl Frey Germanistik; demselben Fach widmet sich die Tochter des Landesgeologen Prof. Wahnschaffe. Die Tochter von Geh.-Rat Schwenke, dem Direktor an der Kgl. Bibliothek, studiert Geschichte, die seines Kollegen, des Abteilungsdirektors Prof. Ippel, Mathematik. Die Tochter des Direktors der Handelsgesellschaft Karl Fürstenberg studiert Philologie, die des Baurats Merzenich neue Philologie.

* **Reform des höheren Mädchenschulunterrichts in Bayern.** Der Finanzausschuß der Abgeordnetenkammer hatte den Kultusminister um Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen zur Regelung des höheren Mädchenunterrichts ersucht. Diesem Wunsche ist nun der Minister in einer Denkschrift nachgekommen, aus der zu ersehen ist, daß der Regierung umgearbeitete und zum Teil neue Entwürfe vorliegen, daß aber das Ministerium selbst zu diesen Entwürfen noch in keiner Weise entscheidend Stellung genommen hat.

Die neuen Entwürfe beruhen auf folgenden Grundsätzen:

1. Die Regelung erstreckt sich auf jene Schulen für Mädchen, an denen im Anschluß an die vierte Volksschulklasse allgemein bildender Unterricht erteilt wird, und auf die im Anschluß an diese Schulen zuzulassenden weiteren Unterrichtseinrichtungen, ferner auf die Lehrerinnenbildungsanstalten.

2. Im Vordergrund steht die sechsklassige Töchterschule, die zur Heranbildung der Mädchen für den Beruf der Hausfrau und Mutter bestimmt ist. Neben der Töchterschule wird eine zweite sechsklassige Schulgattung zugelassen, die in den vier unteren Klassen mit der Töchterschule übereinstimmt, in den beiden oberen Klassen aber in Anlehnung an den Lehrplan der Knabenrealschule die Vorbereitung der Mädchen auf eine wirtschaftlich selbständige Berufsstellung im Leben fördern soll. Diese Schulgattung führt die Bezeichnung Mädchenrealschule.

3. Zur Fortsetzung der in der sechsklassigen Töchterschule gebotenen Ausbildung für den Hausfrauenberuf dient die zweiklassige Frauenschule, deren Errichtung im Anschluß an die sechste Klasse der Töchterschule, aber auch der Mädchenrealschule zulässig ist.

4. Soweit ein besonderes Bedürfnis nachgewiesen ist, kann die Angliederung von Studienkursen an eine Töchterschule oder Mädchenrealschule gestattet werden, die die Gelegenheit zur Erlangung der Hochschulreife bieten. Als solche Kurse kommen in Betracht humanistische Gymnasialkurse, Realgymnasialkurse und Oberrealschulkurse. Die humanistischen und Realgymnasialkurse haben sich an die dritte Klasse der Töchterschule oder Mädchenrealschule anzureihen und umfassen sechs Jahreskurse. Die beiden unteren Jahresstufen dieser Kurse haben den gleichen Lehrplan. Die Oberrealschulkurse haben sich an die 4. Klasse der Töchterschule oder an die 6. Klasse der Mädchenrealschule anzuschließen und umfassen im ersteren Falle fünf, im letzteren drei Jahreskurse. Die beiden unteren Jahresstufen der an eine Töchterschule angeschlossenen Oberrealschulkurse haben den Lehrplan mit den zwei letzten Klassen der Mädchenrealschule gemeinsam.

5. Bei den Lehrerinnenbildungs-Anstalten erstreckt sich die Regelung nur auf die allgemeinen, insbesondere die hygienischen Verhältnisse, während hinsichtlich der Lehrordnung, der Lehrmittel, der Prüfungen usw. die hierüber für die Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten erlassenen besonderen Vorschriften gelten.

6. Die Grundlage der Regelung bilden die staatliche Schulaufsicht und die Befugnisse, die durch Artikel 59 des P.St.G.B. und die Verordnung vom 10. Mai 1905, betr. die Gründung, Leitung und Beaufsichtigung von Erziehungsanstalten und Unterrichtsanstalten, der Unterrichtsverwaltung den in Betracht kommenden Schulen gegenüber eingeräumt sind. Der Erlaß verbindlicher Vorschriften, betr. die Besoldungsverhältnisse und die Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversorgung des an den höheren Mädchenschulen verwendeten Personals, lediglich auf Grund der staatlichen Schulaufsicht und der angeführten Bestimmungen wird nicht als angängig erachtet. Doch soll den Unternehmern der Schulen zur Auflage gemacht werden, das an den Schulen hauptamtlich verwendete weltliche Lehrpersonal, soweit es nicht einer gemeindlichen oder sonstigen nachhaltig fundierten Pensionseinrichtung angehört, zur Mitgliedschaft bei dem von der Unterrichtsverwaltung zu bezeichnenden Pensionsverein anzumelden und für dasselbe die Mitgliederbeiträge einzuzahlen.

7. Die Anforderungen hinsichtlich der Vorbildung des Lehrpersonals sollen im Vergleich zu den bisherigen Verhältnissen im allgemeinen nicht erhöht werden; für die Leiter der Mädchenrealschulen und das Lehrpersonal der zwei letzten Klassen dieser Schulen, dann für die Leiter der Schulen, denen Studienkurse angeschlossen sind, und für das Lehrpersonal dieser Kurse sind diese Anforderungen entsprechend der Lehraufgabe der bezeichneten Kurse und Klassen zu bemessen.

8. Gleichzeitig mit der Neuordnung des höheren Mädchenunterrichtes sind die Bestimmungen über die Prüfung für Lehrerinnen der neueren Sprachen an den weiblichen

Unterrichtsanstalten durch neue Vorschriften zu ersetzen, und zwar soll künftig eine in den Anforderungen etwas gesteigerte Fremdsprachenprüfung für Lehrerinnen an den höheren Mädchenschulen und daneben eine besondere Erzieherinnenprüfung eingerichtet werden. Zur Fremdsprachenprüfung sollen Kandidatinnen zugelassen werden, die die Voraussetzungen für das Volksschullehramt erfüllt und danach zwei Jahre der fremdsprachlichen Ausbildung gewidmet haben. Zur Erzieherinnenprüfung sollen Kandidatinnen zugelassen werden, die nach Absolvierung einer höheren Mädchenschule, sei es durch den Besuch einer Frauenschule oder auf andere geeignete Weise, zwei Jahre in den Prüfungsgegenständen sich ausgebildet haben. Die Prüfungsgegenstände sind entsprechend dem Zweck der Prüfung — Nachweis der Befähigung zur Ausübung des Erzieherinnenberufes — zu bemessen.

Bei der Ausarbeitung dieser Entwürfe wurden die Anträge und Anregungen berücksichtigt, die zu den Entwürfen von 1908 eingelaufen sind. Die Verfasser der neuen Lehrplanentwürfe waren bestrebt, in ihren Ausarbeitungen der Eigenart der Mädchen Rechnung zu tragen und hinsichtlich des Umfangs der Lehraufgabe jedes Übermaß fernzuhalten. (Münchener Neueste Nachrichten.)

Es wird in der folgenden Zeit jedenfalls noch Gelegenheit sein, auf die bayrische Reform eingehend zurückzukommen. Vorläufig ist nur zu wünschen, daß ihr Schicksal glücklicher sein wird, als das der sächsischen. In den ersten vier Punkten schließt sich die Reform ja an die in der Frauenbewegung vertretenen Anschauungen an. Punkt 8 scheint eine im Interesse des Lehrerinnenstandes sehr bedenkliche Maßnahme, die geeignet ist, das Lehrpersonal der neuen Mädchenschule auf einem bedenklichen Niveau seminaristischer Ausbildung zu halten.

* **Zur Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen** faßte der Deutsch-Evangelische Frauenbund auf Grund eines Vortrages auf seiner Koblenzer Generalversammlung folgende Resolution:

„Die heutige Versammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes vertritt die Ansicht, daß man den Mädchen die bedingte Zulassung zu den höheren Knabenschulen überall da gewähren möge, wo gleichartige Mädchen-Bildungsanstalten nicht vorhanden sind. Die Versammlung glaubt, daß in diesem Falle die Vorteile der bedingten Zulassung die etwaigen Nachteile überwiegen und strebt daher die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen für ganz Deutschland an."

* **„Die Erziehung der Mädchen vom Standpunkt der Rassenhygiene"** behandelte Prof. Dr. von Gruber auf der Tagung des Verbandes für hauswirtschaftliche Frauenbildung in München. Nach einem Zeitungsbericht führte der Herr Professor folgendes aus:

Vom Standpunkt der Rassenhygiene könne es auf die Frage nach dem Ziele der Mädchenerziehung nur eine Antwort geben: Erziehung zur künftigen Gattin und Mutter, insoweit das gesunde, normale Mädchen in Betracht kommt. Diese Antwort setzt sich naturgemäß in Gegensatz zu jener Frauenbewegung, welche die völlige politische, soziale und ökonomische Gleichstellung der Frau mit dem Manne fordere. Aber diese Art von Frauenbewegung habe nichts anderes im Gefolge als Sterilität, Zerstörung des Familienlebens. Künstlich erzielte Sterilität und Verminderung der Kinderzahl bringen für die Nation eine ungeheure Gefahr. Diese Tatsache erörterte der Redner in streng wissenschaftlicher, aber doch allgemein verständlicher Form. Er betonte dabei die Tatsache, daß die Frauen, wenn sie auch die geistige Befähigung und die Willenskraft besitzen zur Aneignung einer großen Summe wissenschaftlicher Kenntnisse, es doch nie zu eigener geistiger Produktivität brächten: es fehlt ihnen die Fähigkeit, sich dauernd und mit der notwendigen Rücksichtslosigkeit der Verfolgung eines wissenschaftlichen Problems zu widmen. Von der Natur aus sind Mann und Frau, zum Zwecke einer gesicherten Aufzucht und Nachzucht der Menschheit, verschieden geschaffen, in körperlicher, aber auch in geistiger Beziehung. Dieser Tatsache muß bei der Erziehung der Mädchen auch Rechnung getragen werden und ihr zukünftiger Beruf als Frau, Gattin und Mutter dabei berücksichtigt werden. Wer eine Erziehung auf einer Basis fordert, weil nicht alle Mädchen zur Ehe kommen, verdient, ins Tollhaus gesperrt zu werden. Die Hauptaufgabe bleibt immer, sie zu Müttern tauglich zu machen; Schonung der weiblichen Kräfte in den Jahren der Entwicklung, frei von aller Weichheit und Schlaffheit, ausgiebige körperliche Übungen, nicht zuviel geistige Arbeiten und sehr viel Schlaf sind die wichtigsten Faktoren dabei. Eigentlich, so meinte der Redner, müßten die jungen Mädchen wie Kühe und Stuten geweidet werden (was bei den Anwesenden mit Lächeln aufgenommen wird); gelehrter Plunder könnte ihnen möglichst erspart werden. Eines muß aber vor allem erweckt werden: die Freude am Dienen, was allerdings dem unbotmäßigen Geist der Zeit gar nicht entspreche. Auch die Männer müßten sich dazu durchringen; aber während jene nur dem Manne, der Familie dienen, gehöre der Dienst der letzteren der Gesamtheit. Die Erziehung des geschlechtsreifen Mädchens darf an dem Geheimnis der Fortpflanzung nicht vorübergehen; nicht eine Schädigung der jungfräulichen Keuschheit wird daraus resultieren, sondern die Jungfrau wird dadurch gewarnt vor all den ihr drohenden Gefahren. Nicht das mit dem Manne um Macht kämpfende, sondern das liebend-dienende Weib wird die Herrin sein. Nicht allein wenn es Gattin geworden ist, sondern auch die ledige Frau vermag diesen Sieg zu erringen. Wenn aber die Frau diesen Sieg erringen will, muß sie die Fähigkeit haben,

dieſe ihre Liebe ganz als Einſatz hinzugeben, „und ſetzeſt du nicht die Liebe ein, nie wird dir die Liebe gewonnen ſein“.

Dieſe Ausführungen, die der Preſſe (dem Bayriſchen Courier) ungemein gut gefallen haben, ſollen demnächſt im Druck erſcheinen und es dürfte dann erſt der Augenblick ſein, ſich eingehender mit ihnen zu beſchäftigen. Vorläufig iſt gegenüber dieſen Geſichtspunkten, unter denen geiſtig lebendige Menſchen lediglich als Zuchtvieh eingeſchätzt werden, an das alte Bibelwort zu erinnern, daß der Menſch nicht vom Brot allein lebt. Vielleicht hat dieſes Wort den Sinn menſchlicher Entwicklung doch noch beſſer verſtanden als die „Raſſenhygiene“.

Jedenfalls iſt es erfreulich, daß der Verband ſelbſt, der das Forum für dieſes merkwürdige Evangelium lieferte, in folgender Proteſterklärung zu dem Vortrag Stellung nahm, die von der Vorſitzenden Frau Hedwig Heyl, am nächſten Tage verleſen wurde:

„So ſehr wir in den heißen Wunſch des Prof. Dr. v. Gruber für eine geſunde Raſſenhygiene einſtimmen, ſo können wir doch in keiner Weiſe mit den von ihm angeführten Mitteln und Wegen dazu einverſtanden ſein. Wir glauben, daß in einer tüchtigen Erziehung der Frau zu körperlicher Leiſtungsfähigkeit, zu geiſtiger Klarheit, zu ſtarkem Charakter und zu gründlichem Können eine Gewähr für eine beſſere Aufzucht der jungen Generation gegeben iſt. Die beſtehenden ſozialen Zuſtände rufen gebieteriſch die Mitarbeit der Frau, und da die Frau auch nach Prof. v. Gruber die männliche Jugend zu erziehen hat, ſo iſt ihr die gründliche Vorbildung dazu nach jeder Richtung hin zu verſchaffen. Aber auch in bezug auf den Beruf, den nach unſerer Anſicht jedes Mädchen erſtreben ſollte, bleibt neben dem Mutterberuf, der etwa 20 Jahre des Frauenlebens abſorbiert, noch ein gewaltiger Spielraum für ſeine Ausübung.

Unſere Zeit macht es der Frau klar, daß ſie auf eigenen Füßen ſtehen muß und kann, obgleich ſelbſtverſtändlich der mütterliche und Hausfrauenberuf in ihr eine dafür geſchulte und vorbereitete Kraft finden muß.

Wir ſehen das Problem der Raſſenhygiene in anderen Maßnahmen als der Referent, welcher allzuſehr die geſunde Zuchtfähigkeit der Frau im Gedeihen des Körpers erblickt. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß begeiſterte, vertiefende geiſtige Arbeit auch dem körperlichen Gedeihen fördernder iſt, als verbitterte Enttäuſchung der reiferen Mädchenwelt.

Ich halte es im Namen des Vorſtandes des Verbandes zur Hebung hauswirtſchaftlicher Frauenbildung, der auch dem Bunde deutſcher Frauenvereine angeſchloſſen iſt, für notwendig, dieſen Proteſt gegen die von Herrn Prof. v. Gruber empfohlenen Wege auszuſprechen.“

* **Der vielbeſprochene Aufſatz**, der von dem Religionslehrer am Inſtitut der Engliſchen Fräulein in Bamberg aufgegeben war — es iſt ein Brief an eine Freundin zu ſchreiben, die ſich wegen Verluſtes ihrer Unſchuld mit Selbſtmordgedanken trägt —, hat dadurch eine Bedeutung über den eines zufälligen pädagogiſchen Mißgriffs bekommen, daß der bayriſche Kultusminiſter im Landtag auf eine Interpellation des Abgeordneten Müller-Meiningen hin nicht nur keine unumwundene Verurteilung dieſes pädagogiſchen Herrn, ſondern ſogar eine Art Rechtfertigung ausgeſprochen hat. Der Herr Miniſter meinte, die Liberalen hätten keinen Grund, an einem derartigen Thema Anſtoß zu nehmen, da ſie ja für die ſexuelle Aufklärung einträten. Wir ſind ja in Deutſchland im allgemeinen nicht gewohnt, bei Unterrichtsfragen vom Regierungstiſch profunde Weisheit zu vernehmen. So billig aber hat doch noch kaum ein Kultusminiſter eine berechtigte Kritik abgefunden.

Der Abgeordnete Dr. Müller lehnte es denn auch namens ſeiner politiſchen Freunde mit aller Schärfe ab, „ſich für die ekelhafte Phantaſie eines ſolchen ſogenannten Religionslehrers verantwortlich machen zu laſſen. Das iſt keine ſexuelle Aufklärung, das iſt einfach eine ſexuelle Beſchmutzung des jungfräulichen Gemütes.“

* **Der Lehrer in der Hilfsklaſſe der ſchwachſinnigen Mädchen.** Die Tagespreſſe berichtete kürzlich folgenden Vorgang:

Der 23jährige Gemeindeſchullehrer Wilhelm Berter mußte ſich unter der Anklage des wiederholten Verbrechens gegen die Sittlichkeit im Sinne der §§ 176, 3, 174 St. G. B. vor der 5. Strafkammer des Landgerichts III in Berlin verantworten. Der Angeklagte, der der Sohn eines früheren, jetzt in Berlin anſäſſigen Landwirts iſt, war vom 1. Oktober v. J. an in der 292. Gemeindeſchule für Mädchen in der Kolonieſtraße als Lehrer angeſtellt geweſen. Zu ſeinem Unglück wurde dem noch ſehr jungen und in ſeinem Charakter noch nicht ganz gefeſtigten Menſchen die ſogenannte Klaſſe der Zurückgebliebenen anvertraut. Trotzdem dieſe Klaſſe zu den unterſten gehört, beſtanden die Schülerinnen zumeiſt aus 13- und 14jährigen Mädchen, die ſchon voll entwickelt waren. Der auf dem Lande groß gewordene Angeklagte ließ ſich durch das mitunter nicht ganz einwandfreie Gebaren der Mädchen verleiten, ihnen gegenüber mehr als zärtlich zu werden. Wie die Anklage behauptet, ſoll ſich der Angeklagte mit mehreren Schülerinnen wiederholt in dem Lehrmittelzimmer ein Rendezvous gegeben und ſich hier an ihnen vergangen haben. Die beteiligten Mädchen ließen ihren Eltern gegenüber von dieſen Vorgängen nicht das geringſte verlauten; erſt als Berter an eine andere Schule verſetzt wurde, traten ſie mit ihren Beſchuldigungen hervor. Der Staatsanwalt hielt den Angeklagten für überführt und

beantragte eine Zuchthausstrafe von 3 Jahren. Rechtsanwalt Dr. Schwindt beantragte die Zubilligung mildernder Umstände, da der noch recht junge und in seinem sittlichen Empfinden keinesfalls genügend gefestigte Angeklagte anscheinend durch das vielfach zu beobachtende herausfordernde Wesen von Mädchen in diesem Alter jeden moralischen Halt verloren habe. Das Gericht folgte diesen Ausführungen und erkannte auf nur 1 Jahr Gefängnis, rechnete dem Angeklagten auch noch 6 Wochen der Untersuchungshaft als verbüßt an.

Bei dieser lehrreichen Begebenheit ist zweierlei merkwürdig: die ungemeine Weisheit der Leitung, die diesen Mann auf seinen Posten gestellt hat, und die Bereitwilligkeit des Gerichts, gerade das als „mildernde Umstände" anzuerkennen, was das Vergehen um so gewissenloser erscheinen läßt: die seelische Minderwertigkeit der mißbrauchten Kinder. Wir nehmen wenigstens an, daß das vom Verteidiger betonte und vom Gericht anerkannte „herausfordernde Wesen" der Mädchen damit in Zusammenhang gebracht werden soll, obwohl das nirgends gesagt ist. Denn wenn das Gericht durch sein unbegreiflich mildes Urteil etwa andeuten wollte, daß die „Verführung" des Lehrers durch die Künste 13—14jähriger Mädchen auf einer Art von Naturnotwendigkeit beruhe, so dürfte die deutsche Lehrerschaft doch alle Veranlassung haben, gegen eine Auffassung zu protestieren, die zu sehr einschneidenden Konsequenzen in bezug auf die Anstellung von Lehrern an Mädchenschulen führen müßte.

Soziale Fürsorge.

* **Ein Jugendfürsorgeamt** ist in Magdeburg eingerichtet worden. Dem Ausschuß, in dem alle an der Jugendfürsorge interessierten Körperschaften vertreten sind, gehören auch zwei Frauen an.

* **Der Magistrat der Stadt Halle a. S.** hat beschlossen, eine Wohnungsinspektorin anzustellen. Gehalt 2400 Mark steigend bis 3600 Mark.

* **Wohnungsamt.** Eins der wichtigsten Gebiete der kommunalen Fürsorge betritt die Stadt Charlottenburg in einer ausführlich begründeten Vorlage des Magistrats an die Stadtverordnetenversammlung, betr. die Errichtung eines städtischen Wohnungsamtes.

Dasselbe soll sich zusammensetzen aus einer Deputation als leitendem Organ, einer Anzahl nach Bezirken verteilten Wohnungsausschüssen und vier angestellten Pflegern als ausübenden Organen der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege.

Zu dieser Vorlage, die an eine Kommission verwiesen worden ist, hat der Kommunale Frauenverein Charlottenburg (Vorsitzende: Frau Anna Jastrow) in der folgenden Petition Stellung genommen.

Der Stadtverordneten-Versammlung zu Charlottenburg beehrt sich der „Kommunale Frauenverein Charlottenburg" die ergebene Bitte zu unterbreiten, bei den Beratungen der Vorlage, betr. die Errichtung eines städtischen Wohnungsamtes, diejenigen Stellen der Vorlage, welche mit großem Wohlwollen davon sprechen, daß

„die freiwillige Mitarbeit weiblicher Kräfte zu erstreben sei" (S. 276b, Abs. 2),

daß in den Wohnungsausschuß

„nach dem Ermessen der Deputation an Stelle eines Mannes auch eine Frau gewählt werden kann." (S. 279 § 6. 3),

daß, sobald die Zeit der ersten Entwickelung überwunden sein wird,

„erst die Frage entschieden werden kann, ob etwa statt eines hauptamtlichen Pflegers eine Pflegerin anzustellen sein wird" (276b Abs. 1),

so abzuändern, daß von vornherein der Gedanke grundsätzlichen Ausdruck findet, daß in diese neuen städtischen Wohlfahrtseinrichtungen Männer und Frauen zu gemeinsamer Arbeit berufen sind.

Wie die Frau in der eigenen Familie die Sachverständige in bezug auf Auswahl und Ausnutzung der Wohnung ist, so ist sie auch in bezug auf die Wohnungspflege bei den unteren Klassen vielen Männern an richtigem Blick und an derjenigen Sachkenntnis überlegen, die sich nicht auf technische Fragen des Wohnungsbaues, sondern auf die Brauchbarkeit einer Wohnung für ihre Insassen und auf die Erziehung dieser zu höheren Wohn-Bedürfnissen beziehen.

Wir beantragen daher, die Stadtverordneten-Versammlung möge beschließen, daß

1. in die Deputation für die Wohnungspflege mindestens ein weibliches Mitglied mit beratender Stimme gewählt werde,
2. unter den anzustellenden beruflichen Wohnungspflegern von Anfang an eine Frau sei,
3. in jeden Wohnungsausschuß eine Frau gewählt werden müsse.

Der kommunale Frauenverein Charlottenburg.
Die Vorsitzende
Anna Jastrow.

Politik.

* **Frauenstimmrecht in England.** Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, aus deutschen Zeitungen ein richtiges Bild über den Verlauf der Stimmrechtsdebatte im englischen Unterhause zu gewinnen. Die Einseitigkeit der Auffassung, der reichlich gespendete Hohn und die abfälligen

Bemerkungen über die Suffragettes und ihre gewiß nicht sympathische Kampfesweise verdunkeln das Bild der wirklichen Sachlage bis zur Unkenntlichkeit. Auch das Resultat. Wo englische Zeitungen Artikel unter der Spitzmarke: „Women's Triumph“ bringen, wissen die deutschen nur von einer Niederlage zu berichten. Es kommt eben alles nur auf den Standpunkt an, von dem aus man die Dinge sieht, sehen will. Es ist vollkommen richtig, daß die Annahme der zweiten Lesung mit einer Majorität von 109 Stimmen nur eine rein akademische Bedeutung hat, wie das übrigens der englische Premierminister den Suffragettes schon im voraus erklärt hatte. Die Bill wird in dieser Session nicht mehr zur Erledigung kommen, trotz der Verweisung an ein „Committee of the whole House“, da das Haus durch andere Gegenstände schon vollauf in Anspruch genommen ist. Trotzdem bedeuten die zweitägigen Debatten in der Tat einen Triumph für die Frauen. Denn: „Da war nichts mehr von der alten Oberflächlichkeit zu spüren, die in verflossenen Jahren einen so vertrauten Zug in der Diskussion des Frauenstimmrechts zu bilden pflegte. Eine große Frage wurde in einem großen Sinne und in dem ihr gebührenden Geiste diskutiert. Niemand, der dieser Debatte beiwohnte, kann daran zweifeln, daß die Sache der Frauen am Vorabend des Sieges steht. Es ist wahr, daß die Vorlage verloren ist, aber die Debatte hat der Frauenstimmrechtsbewegung eine Triebkraft gegeben, die sie sicher zum Siege führen wird.“ (The Daily Chronicle. 13. Juli.)

Die durch Mr. Shackleton eingebrachte Vorlage wurde von diesem selbst nicht mit sonderlichem Geschick begründet. Sie konnte auch nicht einmal die Stimmen aller Freunde des Frauenstimmrechts auf sich vereinigen, da sie das Stimmrecht auf eine kleine Zahl von Frauen beschränkt und in der Regel sowohl die verheiratete Frau wie die Arbeiterin ausschließt (vgl. Juliheft S. 630). Der Schatzkanzler Mr. Lloyd George, bekanntlich ein entschiedener Freund des Frauenstimmrechts, wünschte das Stimmrecht auf eine größere Zahl von Frauen ausgedehnt zu sehen, wurde aber dahin bedeutet, daß ein Amendement in diesem Sinne nicht zulässig sei. Auch von anderer Seite erfuhr der undemokratische Charakter der Bill scharfe Kritik. Sehr sonderbar berührte bei einem der schärfsten Gegner der Bill, Mr. F. E. Smith, das Argument, daß unter anderen die 400 000 Orientalen, die zum britischen Reich gehören, sich dem zu befürchtenden Frauenregiment auf das entschiedenste widersetzen würden, ein Argument, das von der alten Tory-Garde, unter Führung von Sir Frederick Banbury, mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, wenige Minuten später aber unter dem Beifall der Liberalen durch Mr. Haldane mit dem Hinweis erledigt wurde, mit wie großer Verehrung Indien noch jetzt der Königin Viktoria und ihrer großzügigen Regierung gedächte.

Mr. Smith „verachtete es nicht, mit der physischen Gewalt zu argumentieren“, wie die englische Zeitung mit einer für viele deutsche Leser gewiß unverständlichen Mißbilligung bemerkt. In der Tat ist ja damit das größte Hindernis für das Durchdringen des Frauenstimmrechts bezeichnet: die rohe Gewalt. Zum Glück finden sich aber auch unter den Männern immer mehr Gegner dieser Argumentation. Und darin liegt die gewisse Bürgschaft eines endlichen, vielleicht nicht einmal so fernen Sieges der Frauenbewegung. „Wer die Frau verteidigt, verteidigt den Frieden, zeigt freiwillige Disziplin. Der Stärkere beugt sich vor dem Schwächeren. Je mehr der Mann von seiner Brutalität und Herrschsucht aufgibt, desto mehr wächst er, desto mehr ‚zivilisiert er sich‘. . . . Es kann keine innere, keine äußere Sicherheit geben für ein Land, in dem die rohe Gewalt herrscht.“ Das sagt nicht etwa eine Frau, das sagt ein Mann, ein Repräsentant eines der kriegerischsten Völker der Erde, der französische Senator d'Estournelles de Constant im Journal d'Allemagne vom 17. Juli d. J. Er sagt es zu Nutz und Frommen der vielen, die sich über die Fortschritte des „Feminismus“ teils aufregen, teils mit der gleichen Geringschätzung davon sprechen, wie man „vor vierzig Jahren von den sozialen Reformen, der ‚Zukunftsmusik‘, der Lenkbarkeit der Luftschiffe sprach. Lassen wir sie reden. Die Lacher werden bald auf unserer Seite sein.“ — Mit diesem Wort können wir auch vielen deutschen Zeitungen ihre Bemerkungen über das Frauenstimmrecht quittieren.

Wir teilen die Überzeugung, die Mr. Haldane im englischen Parlament aussprach: daß zukünftige Generationen die Zweifel und Ängste in bezug auf das Frauenstimmrecht für das Ergebnis eines großen Aberglaubens erklären werden.

Bei der großen Wichtigkeit der englischen Unterhausdebatten werden wir in der nächsten Nummer Gelegenheit nehmen, noch ausführlicher darauf einzugehen, als das so dicht vor Schluß der Redaktion und im Rahmen dieser Notizen

möglich war. Bis dahin wird auch die ganze Bewegung für das Frauenstimmrecht wie die leider auch diesmal wieder von Frauen unterstützte Gegenbewegung in all ihren Konsequenzen besser zu übersehen sein.

* **Stimmrecht und Wählbarkeit für öffentliche Ämter** ist den Frauen des Kantons Zürich gesichert worden. Am 4. Juli nahm der Kantonsrat einen Zusatz zur Staatsverfassung an, der es ermöglicht, den Frauen durch Gesetz Stimmrecht und Wählbarkeit für öffentliche Ämter zu gewähren.

Persönliches.

* **Frau Curie** in Paris, die Entdeckerin des Radiums, die unabläßig ihre so lange mit ihrem gleich hervorragenden Gatten ausgeführten Forschungen fortsetzt, hat eine in wissenschaftlichen Kreisen hochbewertete Auszeichnung erhalten, nämlich die von der Londoner Gesellschaft der Künste zu verleihende goldene Albert-Medaille. Schon 1903 hatte die Royal Society und die englische Gelehrtenakademie den beiden Curies zusammen ihre Davy-Medaille zuerkannt. Die Albert-Medaille besitzt außer Frau Curie nur noch die Königin von England.

Versammlungen und Vereine.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein

hielt am 10. Juni zu Leipzig eine außerordentliche Generalversammlung ab, um eine Satzungsänderung von besonderer Tragweite vorzunehmen. Die Vorsitzende, Fräulein Helene Lange, begründete zunächst eingehend die Notwendigkeit dieser Satzungsänderung, die sich auf die vom Verein besonders zu pflegende kommunale Arbeit der Frau bezieht. Gerade die Tatsache, daß der Allgemeine Deutsche Frauenverein die älteste Organisation der deutschen Frauenbewegung, daß er ein Verein mit starken Traditionen sei, lege ihm die Pflicht nahe, sein Programm und seine Arbeitsweise dauernd weiter zu bilden. Die Entwicklung innerhalb der deutschen Frauenbewegung weise den Allgemeinen Deutschen Frauenverein darauf hin, dieses Spezialgebiet ganz ausdrücklich zu betonen und mit Nachdruck auch nach außen hin zu vertreten. Die Entwicklung der praktischen Mitarbeit der Frauen in der Gemeinde und die Bedeutung der Rechte, die teils dadurch erworben werden, teils den Frauen weiter errungen werden müssen, mache eine Zentralisation der Arbeit auf diesem Gebiet zu einem praktischen Bedürfnis. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein sei sowohl durch die von ihm begründete Auskunftsstelle, wie auch durch die von seinen Vereinen auf kommunalem Gebiet geleistete Arbeit in der Lage, einen solchen Mittelpunkt für die Frauenarbeit und die Frauenrechte in der Gemeinde zu bilden. Es sei aber notwendig, dann diese seine Aufgabe auch in den Satzungen und im Titel ausdrücklich hervorzuheben, um ihn auch außerhalb seiner eigenen Kreise zum Repräsentanten dieses Arbeitsgebietes zu stempeln. Selbstverständlich wolle der Allgemeine Deutsche Frauenverein durch die vorliegende Satzungsänderung seine Arbeit durchaus nicht auf dieses eine Gebiet einschränken, vielmehr werde er nach wie vor ebenso wie seine Ortsgruppen das ganze von ihm angenommene Programm und alle Aufgaben, die es einschließt, vertreten. Es handele sich nur darum, eine im Augenblick dringende Arbeit, für die noch keine nationale Organisation da sei, auch mit besonderem Nachdruck zu pflegen und zu betonen.

Die vorgeschlagenen Satzungsänderungen,[1]) die die planmäßigen Bestrebungen des Vereins zur Erweiterung der Frauenrechte und der Frauenarbeit in der Gemeinde hervorheben, wurden dann ohne Debatte einstimmig angenommen. Ein zweiter Antrag des Vorstandes auf Erweiterung des Namens des Vereins, der in Zukunft lauten soll: **Allgemeiner Deutscher Frauenverein** (zugleich Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde) wurde gleichfalls mit allen gegen zwei Stimmen angenommen. Sodann wurde Frau Dr. Altmann-Gottheiner-Mannheim für den Vorstand kooptiert im Hinblick darauf, daß es notwendig sei, das Arbeitsgebiet, das durch die Beschlüsse der Generalversammlung in den Vordergrund geschoben sei, durch eine akademisch gebildete sachverständige Frau auch im Vorstand vertreten zu lassen. Zur Durchführung der Beschlüsse wurden auf Antrag des Vorstandes 500 ℳ jährlich für die Zwecke der Auskunftsstelle in Frankfurt a. M. bewilligt. Zur Deckung der Unkosten wird außerdem von den nicht dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein angehörenden Vereinen eine kleine Gebühr bei der Auskunfterteilung erhoben werden. — Es wird ferner beschlossen, in Form eines Flugblattes ein Anschreiben an die Frauenvereine zu richten, in dem der Zweck der Auskunftsstelle, die von ihr bearbeiteten Gebiete, die Möglichkeiten der Erweiterung ihrer Leistungen durch die Mitarbeit anderer an ihrem Arbeitsgebiet interessierter Vereine dargelegt werden sollen. Es soll die Bedeutung und der Wert einer solchen Zentrale für die kommunale Frauenarbeit ausgeführt und insbesondere dar-

[1]) Satzungen und Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins werden auf Wunsch von Frau Gertrud Dumstrey-Freytag, Leipzig, Nicolaistraße 17, zugesandt.

gelegt werden, welches Interesse die Frauenbewegung an einer Entwicklung der kommunalen Frauenarbeit hat, durch welche diese eine Vorbereitung und das beste Agitationsmittel für die verantwortliche und gleichberechtigte Beteiligung der Frau am öffentlichen Leben werden könne. Durch dieses Flugblatt sollen insbesondere alle in der kommunalen Praxis arbeitenden Frauenvereine sowie die beruflichen Organisationen auf diesem Gebiet (Armenpflegerinnen, Waisenpflegerinnen usw.) aufgefordert werden, sich dem Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde anzuschließen. Es wird der Wunsch ausgesprochen, daß dieses Anschreiben noch vor den Herbstkongressen, vor allen Dingen vor der Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine, ausgesandt werde.

Der Zentralverband zur Durchführung der preußischen Mädchenschulreform

(Vorsitzende Dr. Gertrud Bäumer) schreibt uns:

Auf die Bestimmung der Regierung, daß Studienanstalten für Mädchen nur dort gegründet werden dürfen, wo Frauenschulen bereits bestehen, ist es zurückzuführen, daß mit der Gründung von Frauenschulen so sehr geeilt wird, auch dort, wo kein nennenswertes Bedürfnis danach vorliegt, während umgekehrt die Gründung der Studienanstalten hinter dem bestehenden Bedürfnis zurückbleibt. Den 77 im letzten Jahr anerkannten Frauenschulen ist es z. T. sehr schwer geworden, eine genügende Zahl von Schülerinnen zu bekommen. Wenn Eltern ihre Töchter einen zwölfjährigen Bildungsgang durchmachen lassen, so wollen sie ihnen in der Regel doch wenigstens eine Zukunft damit sichern und das konnte durch die Frauenschule, die nur eine Fortbildungsschule sein wollte, nicht geschehen. Daraufhin haben schon etwa 10 Frauenschulen angefangen, Vorbereitung zu Berufen, so zu dem der Haushalt- und Handarbeitslehrerin, der Kindergärtnerin, Bibliothekarin, Apothekerin mit in ihr Programm aufzunehmen. Sie wollen also Fortbildungs- und Berufsschulen zugleich sein, den doppelten Zweck einer allgemeinen und fachlichen Ausbildung in kürzester Zeit erreichen, und dies sehr oft unter Leitungen, die den betreffenden Berufsgebieten ganz fernstehen.

Während z. B. ein gutes Kindergärtnerinnenseminar zwei Jahre ausschließlich der Berufsausbildung widmet, will manche Frauenschule in einem Jahr, und zwar nebenbei, dasselbe erreichen, ja sogar ihren Absolventinnen noch ein Zeugnis ausstellen, wonach sie befähigt sein sollen, Kindergärten einzurichten und zu leiten. Es ist sehr zu hoffen, daß die Gründung von bloß „weiterbildenden" Frauenschulen nur dort erfolgt, wo ein wirkliches Bedürfnis vorliegt, daß aber denjenigen Frauenschulen, welche Berufsschulen sein wollen, feste Bestimmungen durch die Regierung auferlegt werden, die sie hindern, Dilettantismus auf dem Gebiet weiblicher Berufsarbeit großzuziehen, wozu sie jetzt auf dem besten Wege sind.

Im Gegensatz zu den Frauenschulen sind die 28 im Jahre 1909/10 anerkannten Studienanstalten sogleich von zusammen 2012 Schülerinnen besucht worden, was für Anstalten, die z. T. erst eine oder zwei Klassen führen, eine sehr große Frequenz bedeutet. Von diesen Schülerinnen sind etwa 600, also fast ein Drittel, Auswärtige, die also den größten Teil, da in ihrer Heimat keine Studienanstalt existiert, in einer fremden Stadt in Pension leben müssen. Die rheinisch-westfälischen Städte Cöln, Bonn, Münster und Essen zählen allein 131 auswärtige Schülerinnen an ihren Studienanstalten, die Charlottenburger Studienanstalt zählt 73, die neue Studienanstalt der Stadt Berlin 51, die Studienanstalt Hannover 46 auswärtige Schülerinnen. Wenn man bedenkt, daß alle diese Mädchen schon vom 13. Jahre ab das Elternhaus entbehren, so wird die Notwendigkeit vermehrter und zweckmäßigerer Fürsorge für die höhere Schulbildung der Töchter ganz besonders einleuchtend.

Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

Gelegentlich dieses Kongresses, der vom 5.—10. August in Berlin tagt, findet am Sonnabend, den 6. August, abends 8 Uhr, in der Großloge Royal York zur Freundschaft, Berlin, Dorotheenstraße 27, unter dem Vorsitz von Fräulein Dr. Gertrud Bäumer eine Sonderkonferenz **„Die Religion und die Frau"** statt. Das Programm ist vorläufig folgendermaßen festgestellt:

Fräulein Oberlehrerin Marie Martin in Berlin: „Christentum und Frauenbewegung."

Frau Oberin Helene v. Dungern aus Darmstadt: „Mitarbeit der Frau in der Gemeinde."

Fräulein Hedwig Winnecke aus Straßburg: „Das kirchliche Stimm- und Wahlrecht der Frau".

Frau Professor Krukenberg aus Kreuznach: „Religiöse Erziehung im Hause".

Frau Professor Weinel aus Jena: „Religionsunterricht".

Fräulein Pastorin Effie M. Jones, Doktorin der Theologie, aus Waterloo, Jowa.

Frau Clara T. Guild, Vorsteherin der Bostoner Schule für Gemeindegehilfinnen.

Fräulein Marie B. Westenholz aus Kopenhagen.

Das Kongreßprogramm ist erhältlich bei Herrn Pastor Dr. Fobbe, Berlin N 20, Badstraße 62.

Über verschiedene Vereinsversammlungen, die im Juni und Juli stattfanden, wird in nächster Nummer berichtet werden. Die Redaktion.

Bücherschau.

Dichtung, Romane usw.

„Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri." Von Ricarda Huch. Insel-Verlag Leipzig 1910. Aus den Gestalten ihres „Risorgimento" hat Ricarda Huch hier eine in den größeren Rahmen eines Romans gestellt. Das Schicksal des jungen Grafen Confalonieri in den drei großen Etappen seiner politischen Laufbahn, seiner Gefangenschaft auf dem Spielberg und seiner Rückkehr in die Welt gestaltet sich zu einem historischen Roman von ganz besonderer Geschlossenheit. Wenn in den Garibaldi-Geschichten die bewegte und wechselnde Umgebung des Helden in ihrem verwirrenden Gestaltenreichtum zuweilen die Linie undeutlich machte, auf der die Entwicklung des Helden verlief, so bleibt hier der Aufbau des Romans streng der Aufgabe treu, ein Einzelschicksal zu gestalten. Die Nebenfiguren bleiben dauernd als solche in einer Beziehung der Abhängigkeit vom Helden. Dieser Vorzug des Romans vor den Garibaldibüchern ist nun aber keineswegs durch eine Einschränkung der Bilderfülle, durch eine Verarmung der Gestaltungsfreude zustande gekommen. Vielmehr leuchtet in der einfacheren und strengeren Fassung der Glanz dieser unerschöpflichen Phantasie um so tiefer und üppiger. Das Buch gibt wieder einen stärksten Eindruck der elementaren schöpferischen Kraft der Ricarda Huch, einer Kraft, der in der Literatur unserer Gegenwart kaum etwas gleichkommt. Und ebenso stark wirkt hier die wunderbare Vornehmheit des Stils. Es ist charakteristisch für Ricarda Huch, daß sie stets den unmittelbaren, naheliegenden Effekt vermeidet und caschiert, um eben dadurch einen viel stärkeren zu erzielen. Über die Höhepunkte gleitet die Erzählung einfach, mit verhaltener Bewegung hin, alles Mächtige wird nur ganz schlicht, mit einer herben Objektivität berichtet. Und erst, nachdem Zeit und Ereignisse dahingegangen sind, zeigt ein plötzliches Aufquellen leidenschaftlicher Erregung, daß von damals her ein heißer Unterstrom unter der Decke scheinbarer Gleichgültigkeit hinströmte. Ricarda Huch hat durch ihre letzten Bücher einen neuen Stil des historischen Romans geschaffen, für den der Naturalismus ebenso unmöglich ist wie der Impressionismus. Sie hat den Stil Goethes getränkt mit dem stärker nuancierten Empfindungsleben unserer Zeit und einer spezifisch weiblichen Hingerissenheit des Gefühls, das eine sichere historische Bildung schützt und umhegt.

„Die heilige Einfalt." Novellen von Klara Viebig. Egon Fleischel & Co. Berlin 1910. Die neue Sammlung, zu der Klara Viebig sieben Novellen vereinigt hat, zeigt wieder ihre bewundernswerte Vielseitigkeit. Die drei Milieus, die sie so gut beherrscht: Berliner Kleinbürgertum, die Ostmark und die Eifel, sind auch hier vertreten, die Eifel am reichsten — und wohl auch am besten. Wenn man nicht doch der Titelnovelle mit ihrer hinreißenden Darstellung eines Dorfbrandes, mit ihrer packenden Psychologie primitiver Leidenschaften den Vorzug geben will. An Marie Ebners „Totenwacht" erinnert die Novelle von dem Eifelmädchen, das die vernichtete Seele der Mutter an dem Mann rächt, der sie zugrunde richtete; freilich ist hier an einzelnen Stellen, vor allem in der Auseinandersetzung des Mädchens mit seinem Vater wohl ein wenig über die Wahrscheinlichkeiten bäuerlicher Gefühlsaussprache hinausgegangen zugunsten des sentimentalen Effekts. Ebenso sicher wie die Psychologie der Frau zeichnet Klara Viebig — und das ist ein für sie besonders charakteristischer Vorzug — den Mann. In der Novelle von den beiden Wilddieben beweist sie das auch hier wieder an einem glänzenden Beispiel. Bei Klara Viebig fühlt man sich oft in Versuchung, in die üble Gepflogenheit der literarischen Kritik der weiblichen Leistung gegenüber zu verfallen, und sie mit dem Charakteristikum „männlich" im Sinne einer höchsten Anerkennung zu bezeichnen. In Klara Viebigs Können ist allerdings eine männliche Nuance, sofern sein Wesen eine gewisse derbe Kraft und Sicherheit ist, in der sie von keiner weiblichen Künstlerin erreicht wird.

„Ebba Hüsing." Roman von Willrath Dreesen. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. (Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.) Heide, Wald und See als Hintergrund. Feste und knorrige Menschen, wie sie die nordwestdeutsche Tiefebene noch zeitigt. Und in ihrer Mitte, in der gleichen Eigenart wurzelnd und doch voll instinktiven Verständnisses für ein weiteres, freieres Leben, als es die kleine Küstenstadt kennt, ein heranwachsendes Mädchen: Ebba Hüsing. Zwei Männer treten in ihr Leben, der weiche, verträumte Menno Ryter, der ihre Seele einspinnt und alle ihre mütterlichen Instinkte zu fesseln weiß, und der blonde, blauäugige Onno Raske, der Mann der Tat, dem sie in all den Augenblicken ihres Lebens angehört, wo die Sehnsucht in die Ferne, nach einem reichen, ausgefüllten

Leben sie übermannt. Und diese zwiefache Liebe führt sie in zwiefache Irrung. Aber sie zerbricht sie nicht. Eine mütterliche Freundin hat den Sinn in ihr groß gezogen, der sie im entscheidenden Augenblick sagen läßt: „Ich will was zu tun haben; ich will nicht bloß eine unnütze Haustochter sein! Arbeiten will ich, nicht bloß mit den Händen, auch mit dem Kopf, und will aus einem vollen Herzen weggeben, wie die Frau da hinten mit ihren dreizehn Kindern.“ Und sie sucht und findet die Arbeit, die gerade ihr mit dem warmen Herzen liegt: den freudlosen Kindern gibt sie, was sie eigenen nicht geben kann. So wird sie „Moder Ebba“ für die Schar der verlassenen Kleinen, die sie um sich gesammelt hat. Nicht immer füllt das ihr Herz. Es kommen Tage, da erwacht die Sehnsucht, der süße, unwillkommene Gast. Dann zieht es sie hinaus ans Meer: „Dann sang das Mädchen in die tief treibenden Wolken und in die pressende Luft hinein, ohne von den Worten zu wissen. In ihr lebte die Lust der Männer und Frauen, die in Sturm und Hagelschlag über die Meere gefahren waren und davon starke Glieder und leuchtende Augen bekommen hatten. Oh, es war ihr eine Lust, so hinzuschreiten und ihrer Gesundheit froh zu sein. Kampf! Fertig werden mit dem Leben! Das war es, was ihre höchste Freude schien in diesen Tagen. . . . Sie wußte, daß die Stunde der Not wiederkehren, und daß sie noch oft hier stehen würde, wie jetzt, müde vom Kampf mit der Sehnsucht ihrer jungen Jahre; aber auch, daß sie genesen und beruhigt heimkehren würde an ihre Arbeit.“ — Das ist der gesunde und mutige Geist, den das Buch atmet. Aber es ist nichts weniger als ein Tendenzwerk. Die Ebba Hüsing ist eine Individualität, wie sie hineinpaßt in das Land, das mit zäher Hartnäckigkeit dem Meer wieder und wieder abgerungen werden mußte, dessen herbe und doch so tiefinnerlich reiche Natur der Dichter in meisterhaften, echten Schilderungen uns schauen und nachempfinden läßt. Und in ihrer Kraft und Eigenart liegt nichts Schablonenhaftes, nichts Gemachtes, kein vom Dichter gewolltes „Vorbild“. Daß aber eine so urkräftige Frauengestalt von einem Manne unserer Tage gestaltet und in unsere Romanliteratur hineingestellt werden konnte, das zeugt von einem Verständnis für die tiefe Sehnsucht der modernen Frau nach einem Leben, in dem sie Werte schaffen kann, auch wenn das eigenste Glück sich ihr versagt, — einem Verständnis, das am wirklichen Leben gewonnen wurde und darum Wirkliches schaffen konnte.

„Für Dich.“ Roman von Rudolf Stratz. 11.—15. Auflage. (Preis 4 Mark)

„Herzblut.“ Roman von Rudolf Stratz. 13. Auflage. (Preis 4 Mark.) Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Beide Romane, deren Auflagenzahl schon anzeigt, einen wie großen Leserkreis sie finden, sind der Sphäre entnommen, in der Stratz am heimischsten ist: den Lebenskreisen des höheren Offiziers und Beamten. Er beherrscht nicht nur ihren äußeren Lebensstil, sondern auch ihre Psychologie mit verblüffender Sicherheit. Auch daß sich im Grunde alles, was an individueller Innerlichkeit zum Vorschein kommt, um Beziehungen zwischen den Geschlechtern dreht, daß kein tieferes geistiges Problem den Kernpunkt eines der Lebenskämpfe bildet, die uns hier vorgeführt werden, entspricht dem Wesen dieses gesellschaftlichen Milieus. Persönliche Beziehungen und persönliche Opfer — wie es die Worte „Für Dich“ und „Herzblut“ ja auch schon andeuten — darüber hinaus gibt es nichts, auch keine auf dem Boden eigener seelischer Kämpfe gewonnene hemmende oder fördernde Weltanschauung. Und die Art, wie durch diese beiden Faktoren: die konventionell festgelegten Standesbegriffe und die persönliche Leidenschaft, das Leben bestimmt und seine Probleme einseitig gelöst werden, kommt in seiner Charakteristik zwingend zum Ausdruck. Die starke Spannung in Handlung und innerer Bewegung der Charaktere tun das ihre, um dem Erzähler bis ans Ende aufmerksame Leser zu sichern.

„Worauf wartest du?“ Roman von Arthur Holitscher. S. Fischer Verlag. Berlin 1910. Etwas Gespenstisches liegt über diesem wie über allen Romanen Holitschers. Menschenschicksale, über die in irgendeiner Weise „das Willenlose“ Herr wird, die nicht von den aktiven Kräften des Menschen gestaltet werden, sondern dadurch, daß das Leben mit einer krankgewordenen Empfänglichkeit und Reizbarkeit spielt. An einem solchen Roman bewundert man vielleicht die Kunst, mit der all diese zerflatternden Stimmungen, diese ganze seelische Atmosphäre der sensitiven Hilflosigkeit erfaßt sind, man bewundert vielleicht auch die Erfindungsgabe, die solche Fülle verschiedenartiger grausiger Sensationen hinzustellen vermag. Aber damit dürfte sich das Interesse erschöpfen. Denn zum Kunstwerk fehlen die Gegengewichte, die allein aus dieser Welt kranker und überreizter Seelen ein Bild der wirklichen Welt machen würden. Ohne diese Gewichte wirkt diese Kunst wie eine geistreiche Verzerrung.

„Frauenherzen.“ Ein Briefwechsel. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.) Das Buch ist von einer Frau geschrieben, heißt es, die aber ihren Namen nicht hergibt. Zwei Frauen enthüllen einander ihr Liebesleben, das für beide schmerzvolle Enttäuschung nach bitteren Kämpfen bringt, für die eine in einem von Tradition umhegten Lebenskreis, die andere in allen Wirbeln mondäner Abenteuerei. Aber dieses Liebesleben, in dem sich moderne Aufgeregtheit und Lust am nervösen Effekt genugtut, entbehrt des stetigen Tiefgangs, der uns an Leidenschaft glauben läßt. Die Liebe ist hier eine Laune; die mag zeitweise auch erschüttern und vernichten in dieser Sphäre ruheloser, auf Sensation eingestellten Daseins, aber es fehlt ihr das tief-menschliche Interesse. Niemand, der etwa daneben andere Frauenbücher — Ricarda Huch oder Helene Böhlau — liest, wird von diesem Buch den Eindruck einer tieferen Überzeugungskraft bekommen.

„Grete Lenz“, Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes von Heinrich Sohnrey. Verlag von W. Baensch. Dresden 1909. Wie bei allen Büchern Sohnreys, so wird man auch bei diesem hin und her gerissen zwischen Zustimmung und Ablehnung — sowohl was die künstlerische Seite als was den sachlichen Inhalt betrifft. Sicher enthält auch dieses Buch, in dem Sohnrey, der „Dorfschriftsteller“, sich einem Großstadtmotiv zuwendet, vieles menschlich Wahre — und deshalb Packende — und einiges künstlerisch Eindrucksvolle. Im ganzen aber kommt man über den Eindruck von Gemachtheit nicht hinweg, der um so stärker ist, je naturalistischer und treuer die Darstellung des Berliner Volkslebens aus der Seele eines jungen Mädchens heraus in vielen Partien ist. Literarisch angesehen teilt das Buch die Geschmacksunsicherheit, die Sohnrey bei aller Kraft und Kernigkeit — vielleicht gerade durch sie bewirkt — immer zeigt. Fühlbar bleibt überall das starke und ehrliche soziale Interesse, und wenn das Buch einen Wert hat, so beruht er vor allem darin.

Max Eyth's gesammelte Schriften. (6 Bände, Preis geh. 30 Mark) Band 4 und 5. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Von den beiden neu herausgekommenen Bänden dürfte der fünfte insofern das meiste Interesse erregen, als er ein Quellendokument zu einem großen Teil der spannenden Erzählungen aus dem Ingenieurleben bildet, die Eyth's Besonderheit ausmachen. Unter dem Titel: „Im Strom der Zeit“ gibt er uns als „Wanderbuch eines Ingenieurs“ Briefsammlungen, die außer dem hohen kulturellen Wert, der ihnen als Dokumenten aus der ersten Zeit der Dampftechnik zugesprochen werden muß, in ihrer großen Frische und Ursprünglichkeit einen nicht unbedeutenden literarischen Wert beanspruchen dürfen. — Der vierte Band: „Feierstunden“ zeigt den Verfasser von einer ganz anderen Seite. Ein „historisch-romantisches“ Gedicht: „Volkmar“, sowie eine Erzählung aus dem Bauernkrieg: „Mönch und Landsknecht“ sind ein ausgesprochener Tribut an die Romantik; andere Erzählungen reihen sich an, ohne besonders fesselnde Eigenart. Ein Lustspiel: „Der Waldteufel“, dessen erste beiden Aufzüge der Dichter „malaria- und heimwehkrank in einer Lehmhütte am versumpften Ufer des Burlossees im Nildelta“ schrieb, wobei ihm ein Paket für Zuckerhüte bestimmten Umschlagspapiers die materielle Grundlage lieferte, und die charakteristischen „Lieder am Schraubstock“ bilden den weiteren wesentlichen Inhalt des Bandes.

Briefe, Biographisches usw.

„Briefe Theodor Fontanes.“ Zweite Sammlung. Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther. 2 Bände. F. Fontane u. Co. Berlin 1910. Den Familienbriefen Fontanes läßt der Verlag nun eine Auswahl von Briefen an Freunde folgen. Wenn sich Fontanes Persönlichkeit in ihnen ebenso deutlich und lebendig ausspricht wie in der ersten Sammlung, so geben diese Briefe nach zwei Seiten hin darüber hinaus Interessantes: sie zeigen Fontane in einer Fülle bedeutsamer Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen, in seiner eigentlichen Stellung zum geistigen, geschichtlichen und künstlerischen Leben. Und ferner: sie geben eine Menge interessanter Selbstzeugnisse über seine Dichtung, über Motive, künstlerische Absichten, Arbeitsweise. Auf die Entstehung von „Effi Briest“, von „Vor dem Sturm“, „Der Stechlin“, auf die Arbeit an „Stine“, „Irrungen, Wirrungen“ fällt Licht. Urteile Fontanes über seine Kritiker zeigen seine eigentümliche, zwischen Sicherheit und Empfindlichkeit schwankende Selbsteinschätzung und beweisen zugleich, daß sich Fontane auf die „Kritik der Kritik“ ebenso gut verstand wie auf die Kritik selbst. Demgegenüber stehen merkwürdige Urteile Fontanes über Bismarck, Richard Wagner, Goethes Wahlverwandtschaften, die von der starken Einseitigkeit einer kräftigen Natur sprechen und die Grenzen seiner kritischen Anpassungsfähigkeit zeigen. Allerdings muß dabei beachtet werden, daß das Bismarck-Urteil in einem Brief an Philipp Eulenburg steht, und daß Fontane Wagner nach den Textbüchern des Rings einschätzt. Über die Wahlverwandtschaften äußert sich Fontane, im Anschluß an einen für die Rundschau bestimmten Aufsatz von Spielhagen, der Effi Briest mit den Wahlverwandtschaften vergleicht und Fontane in diesem Fall höher stellt als Goethe. Das sind nur ein paar Stichproben aus der Fülle des Interessanten, das die beiden Bände — besonders der letzte — bieten. Schöner noch als diese Fülle von geistvollen Einzelheiten ist die Einheitlichkeit, der kräftige Stil der Persönlichkeit, der auch in diesen Bänden wieder so ungemein ausdrucksvoll zur Geltung kommt.

„Der junge Schumann.“ Dichtungen und Briefe. Herausgegeben von Alfred Schumann. Leipzig, Inselverlag. (Preis in Pappband 2 Mark, in Halbleder 3,50 Mark.) Das hübsch ausgestattete, von einem Urenkel Schumanns herausgegebene Buch bringt die Florestan- und Eusebius-Dichtungen und eine Auswahl der Jugendbriefe. Der glückliche Optimismus des jungen Schumann, dem die Reise von Leipzig nach Frankfurt „wie ein Flug durch Hunderte von Frühlingshimmeln“ erscheint, der in dem mit sechs Passagieren vollgestopften Postwagen ein „lebendiges, lustiges Hogarthsches oder holländisches Gemälde“ sieht, kommt mit der rührenden Genügsamkeit jener Tage in diesen Briefen zum Ausdruck. Die schönsten darunter sind an die Mutter gerichtet; der Schlußbrief an Clara Wieck berichtet von ihrem Tode, der ihm das innigste Verhältnis seines jungen Lebens zerstört. „Hinter allem Dunkeln steht aber immer Dein blühend Bild, und ich trag alles leichter“ — mit diesem Wort ist die zweite große Periode seines Lebens eingeleitet.

„Frieda, Freiin von Bülow.“ Ein Lebensbild, dargestellt von Sophie Hoechstetter. Dresden, Verlag von Karl Reißner. Wer einen „Dargestellten“ aus lebendigem Umgange gekannt hat, wird selten oder nie von der Darstellung ganz befriedigt sein. Immer wird er intime Züge vermissen, die der Darsteller übersehen hat oder die sich ihm nicht erschlossen haben. So wird es auch denen ergehen, die Frieda

von Bülow im Leben nahegestanden haben. Schon der Umstand, daß die Verfasserin sie nur in den letzten Jahren ihres Lebens persönlich gekannt hat, läßt sie manches in eingeschränkter Perspektive sehen; manche Episoden ihres Lebens und die dort gewonnenen Beziehungen werden zu knapp behandelt, andere Zeiten, in denen die Verfasserin eigene Beobachtungen machen konnte, fast zu breit. Dennoch ist das erreicht, was das Buch beabsichtigte: das Leben einer feinen, vornehmen Natur, wie es wenige gibt, ist weiteren Kreisen vermittelt worden, aus einem Verständnis heraus vermittelt, dem sich diese innere Vornehmheit erschlossen hat. Das Buch enthält trotz der erwähnten Beschränkungen, die in der Natur der Sache liegen, doch keinen störenden Zug, und es ist geeignet, auch Außenstehenden ein lebendiges Bild der Gesamtpersönlichkeit Frieda von Bülows zu geben.

„Max Stirner." Sein Leben und sein Werk. Von John Henry Mackay. Mit vier Abbildungen, mehreren Faksimiles und einem Anhang. Zweite, durchgesehene und um eine Nachschrift: „Die Stirner-Forschung der Jahre 1898—1909" vermehrte Auflage. Bernhard Zack's Verlag, Treptow bei Berlin. (Preis 6 Mark, in Leinen 7 Mark, in Halbfranz 8,50 Mark. Luxusausgabe [vom Verfasser signiert und numeriert]: 50 Exemplare auf echtem van Gelder [in Leder zu 20 Mark], nur direkt vom Verlag zu beziehen.) Man wird bei diesem Buch zweierlei zu unterscheiden haben: John Henry Mackay als Apostel des Heilandes Stirners und als seinen Biographen. Was den ersteren betrifft, so ist er selbst mit Ausdrücken wie „fixe Idee" zu freigibig, um es übel nehmen zu dürfen, wenn man seine Auffassung, Stirner sei der „vielleicht klarste und schärfste Verstand aller Zeiten und Völker" gewesen, auch im Lichte einer solchen fixen Idee zu sehen versucht ist. Nicht als ob der absolute Anarchismus Stirners dem im Wege stände. Ein solcher ist als Endziel der Menschheitsentwicklung der Traum vieler; er ist aber doch nur denkbar bei einer vollendeten Kultur der Persönlichkeit, wo, um mit Schiller zu reden, der dieses Zukunftsbild ja am Schluß seiner ästhetischen Erziehung zeichnet, „die nicht gebändigte Stärke entehrt." Und diese Kultur ist eben das Endergebnis all der Entwicklungsstadien, die Stirner als kindisch verlacht. Nach dieser Richtung hin aber fehlt seinem Apostel jede Kritik. Ganz anders steht es mit dem Biographen. Es ist ein Stück Lebensarbeit in den 300 Seiten aufgespeichert, das die höchste Achtung verdient, und das allerdings nicht ohne den festen Glauben an Stirner als den „Einzigen" geleistet worden wäre. Mit ungeheurer Energie hat Mackay die schon fast verlorene Fährte verfolgt, hat Daten und Tatsachen aufgegraben, die auf immer verloren schienen, und hat so wenigstens von Stirners Leben für die Nachwelt gerettet, was noch zu retten war. Er hat sich dabei die überaus dankenswerte Beschränkung auferlegt, seiner Phantasie nirgends einen Spielraum zu gewähren. Trotzdem ist das Buch nicht dürftig zu nennen. Es fügen sich vielmehr an seine direkte Forschung kleine Kulturstudien von höchstem Interesse an; vor allem darf dahin die Schilderung der Gesellschaft der „Freien" gerechnet werden, die sich, um Bruno Bauer, Buhl, Engels u. a. geschart, in den vierziger Jahren bei Hippel in Berlin zu versammeln pflegten. So darf das Buch als eine sehr interessante Lektüre bezeichnet werden, auf Grund deren mancher Veranlassung nehmen wird, sein auf fünf, noch dazu meist unrichtigen Lexikonzeilen fußendes Urteil über Stirner zu revidieren und es auf Grund eigener Lektüre neu zu bilden.

Kurze Anzeigen.

„Das Gehirn und der Mensch." Von William Hanna Thomson. Deutsch von Maria Kühn. Verlag von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf, Leipzig. (Preis 1,80 Mark.) In der populären Art, wie die englisch sprechenden Nationen derartige Themen zu behandeln verstehen, sind hier die wesentlichen Ergebnisse der modernen Hirnforschung dem Laien zugänglich gemacht. Aus dem Inhalt seien folgende Kapitel hervorgehoben: Über die physische Grundlage des Geistes. Hirngewicht und geistige Fähigkeiten. Das Sprachvermögen. Entwicklung eines Nervensystems. Gehirn und Persönlichkeit. Die Bedeutung des Schlafes.

In der Sammlung **„Bücher der Weisheit und Schönheit"** (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, Preis geb. Mark 2,50) erschien **„Victor Hugo".** In Auswahl. Mit Einleitung herausgegeben von Dr. Albert Sleumer, zugleich als Erinnerungsgabe zum 25. Todestage des Dichters. Der Band bietet in gewandter Übertragung eine reiche Fülle von Auszügen aus Hugos Prosawerken, sowie eine Anzahl seiner Gedichte. Wenn damit manchem ein Gefallen geschehen sein mag, so scheint uns dagegen die zu gleicher Zeit erschienene Auswahl aus **„Lotzes Mikrokosmus"** ein entschiedener Mißgriff. Lotzes Mikrokosmus soll man nicht in „Auswahl" lesen; man soll ihn studieren oder überhaupt davon bleiben.

„Cotta'sche Handbibliothek." Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Auf nachfolgende Veröffentlichungen sei besonders hingewiesen:

„Friedrich Hebbels Demetrius." Vollendet von Otto Harnack. (Preis 0,50 Mark.)

„Goethe und Werther." Briefe Goethes meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten herausgegeben von A. Kestner. Mit zwei Bildnissen und drei Faksimiles. Dritte Auflage. Mit einem ergänzenden Anhange. (Preis 0,80 Mark.)

Kleine Mitteilungen.

Wenn vor Jahren die Frage: „Was soll der Junge werden?“ die einzige war, die den Familien Kopfzerbrechen machte, so ist die Sorge um die Berufswahl der Mädchen — wir können nicht sagen: „leider!“ — heute hinzugekommen. Immer wieder muß da auf das von Frau Levy-Rathenau herausgegebene Buch: „Die deutsche Frau im Beruf“ hingewiesen werden, das eine schlechthin erschöpfende Orientierung über alle für die Frau in Betracht kommenden Berufsarten sowie über die in Betracht kommenden Ausbildungsmöglichkeiten, die Kosten, Aussichten usw. gewährt. In den ersten Heften dieses Jahrgangs der „Frau“ ist auf die einzelnen darin eingehend behandelten Berufszweige in kleinen Artikeln hingewiesen. Für den immer noch bevorzugten Lehrerinnenberuf ist es von Wichtigkeit, daß soeben vom Verlag ein Verzeichnis der anerkannten preußischen Lehrerinnenseminare mit ihren Eintrittsbedingungen veröffentlicht worden ist. Es wird dem Buche von jetzt ab beigelegt; frühere Käuferinnen können es kostenlos vom Verlag W. Moeser, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, nachbeziehen.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich
(Paris, 8 Rue de Billejust)
bietet durch seine seit Jahren bestehenden Kurse Gelegenheit, die französische Sprache gründlich zu erlernen. Die Fächer sind Aussprache, Literatur, Übersetzung, Texterklärung, Geschichte der französischen Kultur und Kunst, historische Grammatik und Stilistik. Bewährte Lehrkräfte halten Vorlesungen, Professor Michaut (Sorbonne) über neuere Literatur, Professor Salone (Lycee Condorcet) über Kulturgeschichte, Professor Frey (Lycee Michelet) über historische Grammatik usw. Seit Ostern ist die Leitung der Kurse Professor Besson (Lycee Condorcet) übertragen worden. Mit den Kursen ist ein Absteigequartier

PENSION SIMLA.
Erstklassiges Familienpensionat
der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**
35, Johann-Georgen-Allee,
dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.
Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Christlich-soziales Frauen-Seminar
(früher Frauenschule)
des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes
in HANNOVER
für gebild. Frauen u. Mädchen, verbunden mit Stellenvermittelung und Auskunftsstelle.
Kursusdauer 17 Monate von Anfang Januar bis Ende Mai. Theoretische und praktische Ausbildung für soziale Arbeit. Freistelle und Stipendien vorhanden. Prospekte und Auskunft durch die Schriftführerin:
Frl. J. v. Reden, Kirchrode b. Hannover, Kaiser Wilhelmstr. 1.
Mündliche Auskunft: Hannover, Bödekerstr. 55A. III.

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Godesberg,
gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2 jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin
Frl. **M. Erdmann.**

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium“.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.
Handelsgerichtlich eingetragen.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen u. zur Handelslehrerin.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache
(mit Beihilfe der preussischen Regierung)
veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.
Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

für deutsche Lehrerinnen verbunden, von wo sie in französische Pensionen oder Familien übersiedeln. (Anmeldungen sind zu richten an Fräulein v. Harbou.) Das Programm der Kurse versendet und Auskunft erteilt Fräulein Pflücker, Paris, 8 Rue de Villejust.

Preisaufgabe. Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt eine fünfte Preisaufgabe aus mit einem 1. Preis von 1500 Mark, den Geh. Rat Prof. Dr. Imelmann-Berlin gestiftet hat, und mit einem 2. Preis von 1000 Mark, dessen Stiftung Prof. Dr. Walter Simon-Königsberg, Direktor A. von Gwinner-Berlin und Dr. Ludwig Jaffé-Berlin verdankt wird. Das von Prof. Dr. Vaihinger formulierte Thema lautet: „Kants Begriff der Wahrheit und seine Bedeutung für die erkenntnistheoretischen Fragen der Gegenwart." Preisrichter sind die Professoren Otto Liebmann-Jena, Richard Falckenberg-Erlangen und Paul Menzer-Halle. Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind gratis und franko zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft,
Dr. Arthur Liebert,
Berlin W. 15, Fasanenstr. 48.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Abel, M. Die moderne Anrichtekunst oder das elegante Garnieren der Speisen. Paul Hartungs Verlag, Gotha. Preis 4 Mark.

Almanach der Liebhaberkünste. 1910. Verlag Fr. W. Thaden, Hamburg. Preis 1 Mark.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. Gesucht zum 1. Oktober an eine höhere Privatmädchenschule in Westdeutschland zwei erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerinnen. Im Ausland vertiefte Sprachkenntnisse und Befähigung zur Erteilung des Turnunterrichts sehr erwünscht. Gehalt 1300 Mark, steigend bis 2000 Mark.

4. Zum 1. Oktober wird in die Familie eines Bergwerksdirektors in Sachsen eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische evangelische Erzieherin mit guten Sprachkenntnissen zu drei Mädchen von 14, 11½ und 8 Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

Für Asthmatiker, Wöchnerinnen, Herzleidende usw. sind Jaekel's 15fach verstellbare Keilkissen unentbehrlich
Preis 22 M. fr. überallhin.

Kranken- und Ruhestühle, Katalog 159a gratis u. fr.
R. Jaekel's Patentmöbel-Fabrik
MÜNCHEN, Sonnenstr 28. BERLIN, Markgrafenstr. 20.

Mutterliebe genügt nicht zur Kindererziehung. Einigen Eltern mag dies eine unwillkommene, betrübende Kunde sein, sie meinen, nur an solche Dinge zu denken, das nähme schon ihren zärtlichen Beziehungen alle Freude und alle Unmittelbarkeit, kurz die Elternliebe müsse genügen, um Kinder zu erziehen. Niemand kann in dieser Hinsicht aufrichtigere Demut empfinden, als die, welche nicht die Ehre haben, Eltern zu sein; die Einsicht und Liebe, mit der Eltern, Mütter selbst oft in der ärmsten Häuslichkeit, gesegnet sind, ist eine Gabe, welche Unbeteiligte mit Ehrfurcht erfüllt; aber wir brauchen nur zu beobachten, wie viele zärtliche Eltern törichte Kinder haben, um einzusehen, dass noch etwas mehr nötig ist. Es gibt vorgeschriebene Wege . . . . . *)

*) Textprobe aus dem Werke „**Erziehung im Hause**" von **Charlotte M. Mason.** Deutsche Bearbeitung nach den in England viel verbreiteten Auflagen. Bisher erschienen drei Bände: I. Die Erziehung von Kindern unter 9 Jahren. II. Eltern und Kinder. III. Erziehung während der Schulzeit. Preis gebunden je M. 3.50. **Ausführliche Prospekte** mit empfehlenden Urteilen massgebender Presstimmen liefert unberechnet und portofrei jede Buchhandlung oder direkt der Verlag: **G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe i. B. 3.**

SOZIALE FRAUENSCHULE
im Pestalozzi-Froebelhaus I, Berlin.
Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** Beginn des Kursus: **Oktober.**
Unterstufe: Ausb. f. d. Pflicht. i. d. Familie u. Einführ. i. d. soz. Hilfsarb. **Oberstufe:** Ausbild. f. berufsmäss. u. freiwill. Arbeit auf soz. Gebiet.
Dauer d. Ausbildung 2 Jahre. Fortbildungskursus vormitt. u. abends.
Prospekte durch die Leiterin, Kyffhäuserstr. 21, **Berlin W. 30.**

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.
Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.
Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.
Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnenseminar des Frauenbildungsvereins. Frankfurt a. M.

Ziele:
1. Lehrerin am Seminar.
2. Leiterin eines Kindergartens oder Hortes.
3. Familienkindergärtnerin.
4. Kinderpflegerin.
5. Einführung in die Fröbelschen Ideen und Beschäftigungen für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Ella Schwarz.** Sprechstunden: Montag, Donnerstag und Samstag von 11—12 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessionierte Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M.

Ausbildung auf allen Gebieten der Hauswirtschaft für das eigne Haus und als Hausbeamtin.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Sophie Hoppe.** Sprechstunden: Mittwoch von 10—12 Uhr, Samstag von 11—1 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessioniertes Seminar für Koch- und Haushaltungskunde des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M., Hochstr. 22.

Ausbildung von hauswirtschaftlichen Lehrerinnen.

Anmeldungen bei **Agnes Herbst,** Sprechstunden tägl. von 9—12 Uhr, Hochstr. 22.

Als eines

der besten neueren Bücher

gilt der Roman von

Willrath Dreesen

Ebba Hüsing

4. Tausend

Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—

„Es ist ein Buch, das gibt, ein Buch ohne Sensationen, aber voll tiefen dichterischen Gehaltes. (Rhein.-Ruhr-Zeitung.)

„Ein Werk wunderbarer dichterischer und sinnenfroher Schönheit." (Niedersachsen.)

Der hier geschilderte Entwicklungsgang eines reich begabten Mädchens ist für die gebildete Frauenwelt von höchstem Interesse.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig

3. In eine Gutsbesitzersfamilie in Schlesien wird zu sofort für zwei Knaben von 10 und 6 und ein Mädchen von 13 Jahren eine geprüfte evangelische Erzieherin mit Lateinkenntnissen gesucht. Musik erwünscht. Schlesierin bevorzugt. Gehalt ca. 800 Mark und freie Station.

4. Zum 1. April 1911 wird in eine Pastorenfamilie im Rheinland eine im Knabenunterricht erfahrene, geprüfte Erzieherin mit Lateinkenntnissen bis Tertia incl. zu zwei Knaben von 10 und 12 Jahren gesucht. Akademisch gebildete Lehrkraft bevorzugt. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Nach Pommern wird zum 1. Oktober in eine Rittergutsbesitzersfamilie eine für höhere Schulen geprüfte, evangelische Erzieherin mit Lateinkenntnissen zu zwei Knaben von 8 und 9 Jahren gesucht. Musik erwünscht. Gehalt zirka 800 Mark und freie Station.

6. Gesucht zum 1. Oktober an eine höhere Privatmädchenschule mit Lehrerinnenseminar in Schlesien geprüfte katholische Zeichenlehrerin, die mit der neuen Methode vertraut ist. Gehalt 500 Mark und freie Station. Meldungen umgehend erbeten.

7. An eine höhere Privatmädchenschule im Großherzogtum Oldenburg wird zum 1. April 1911 eine Oberlehrerin, am liebsten für Mathematik und Naturwissenschaften oder Französisch gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Oktober wird in eine adlige Familie in Pommern eine etwas erfahrene wissenschaftlich geprüfte, evangelische musikalische Erzieherin mit Lateinkenntnissen zu einem Mädchen von 9 und einem Knaben von 7½ Jahren gesucht. Gehalt bis 1000 Mark und freie Station.

9. Für ein Mädchen von 12 und einen Knaben von 10 Jahren wird in eine evangelische Rittergutsbesitzersfamilie in Pommern eine geprüfte musikalische Erzieherin mit Lateinkenntnissen gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung V der Ingenieur-Akademie, Wismar a. Ostsee.
Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mk.

Damen-Pensionat.
Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof.
Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**
Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Obst- und Gartenbauschule
für Frauen gebildeter Stände.
Marienfelde-Berlin • Gegründet 1894.
Aufnahme von Schülerinnen April und Oktober. Aufnahme von Hospitantinnen jederzeit. Lehrerinnen-Kursus im Frühjahr und Herbst je 14 Tage. **Dr. Elvira Castner.**

Neue Bahnen.
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mark durch Post oder Buchhandel.
Redaktion: **Dr. Gertrud Bäumer.**
Berlin SW., Zimmerstr. 94. **L. Oehmigkes Verlag** (R. Appelius).

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen
Posen W. III, Tiergartenstraße 4.
Zum 1. Oktober d. Js. ist die pensionsberechtigte Stelle der Pensionatsvorsteherin neu zu besetzen. Wissenschaftlich gebildete, pädagogisch und wirtschaftlich begabte und erfahrene Damen, die für eine erzieherische und hausmütterliche Tätigkeit Neigung haben, wollen ihre Gesuche mit Lebenslauf, Photographie, amtärztlichem Gesundheitsattest, beglaubigten Zeugnisabschriften möglichst sofort unter obiger Adresse einsenden an
Die Direktion.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
a) für die Familie,
b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

✲ ✲ W. Moeser Buchhandlung, Berlin. ✲ ✲

In unserem Verlage ist erschienen:

Handbuch der Frauenbewegung

herausgegeben von

Helene Lange und Gertrud Bäumer.

I. Teil.

Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern.

XVI und 499 Seiten Lex. 8°, geheftet 9 M., in Leinen geb. 11 M.

II. Teil.

Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten.

VIII und 267 Seiten Lex. 8°, geheftet 5 M., in Leinen geb. 6 M. 50 Pf.

III. Teil.

Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.

XVI und 464 Seiten und 9 Tabellen Lex. 8°, geheftet 8 M. 60 Pf., in Leinen geb. 10 M. 40 Pf.

IV. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

XVI und 418 Seiten Lex. 8°, geheftet 8 M., in Leinen geb. 9 M. 60 Pf.

V. Teil.

Die deutsche Frau im Beruf.

Praktische Ratschläge zur Berufswahl von **Josephine Levy-Rathenau.**

Preis 3,50 M.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bezugs-Bedingungen.

„DIE FRAU“ kann durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden. ═══ PREIS pro Quartal 2,— M.

Bei **direktem Bezug** von dem Verlag **W. Moeser Buchhandlung,** Sep.-Kto. „Die Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35, kostet das Abonnement im Inland 4,60 M. halbjährlich, nach dem Ausland 10,— M. jährlich.

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Autumn Term in Norham Hall
begins in September 21st, ends December 13th 1910.

An Examination on the result of which certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to Mrs. BURCH. Norham Hall. Oxford.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

‖ Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt ‖
Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. *W. Moeser Buchhandlung.*

A. Wiener Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

DIE FRAU
Illustrierte Frauenzeitschrift
Verlag
Berlin

Tichter-Beruf!

Ausführlicher Prospekt über den Beruf des Schriftstellers, Journalisten, Redakteurs, Reporters, Dichters, Romanschriftstellers, Novellisten, Feuilletonisten, Kritikers, Humoristen, Lustspielautors, Librettisten, Operettenautors, Volksschriftstellers, Jugendschriftstellers, Übersetzers, Korrespondenten, Verlegers, Buchhändlers, Antiquars, Bibliothekars, Kunsthändlers, Kunstkritikers, Kunstgelehrten, Kunstmalers, Musikers, Komponisten, Musikkritikers, Musikgelehrten, Musikdirektors, Kapellmeisters, Theaterdirektors, Schauspielers, Regisseurs, Theaterkritikers, Theatergelehrten, Theaterdekorateurs, Kostümzeichners, Photographen, Kinematographen, Kinematographenkritikers, Kinematographenregisseurs, Kinematographenschauspielers, Kinematographenunternehmers, Kinematographenverleihers, Kinematographenbesitzers, Kinematographenvorführers, Kinematographenmechanikers, Kinematographenerfinders, Kinematographenfabrikanten, Kinematographenhändlers, Kinematographenreparateurs, Kinematographenlehrers, Kinematographenschülers, Kinematographenassistenten, Kinematographenkassierers, Kinematographenplakatmalers, Kinematographenreklamemachers, Kinematographenagenten, Kinematographenvertreters, Kinematographenreisenden, Kinematographenbuchhalters, Kinematographenkassierers, Kinematographenkassiererin, Kinematographenplakatmalerin, Kinematographenreklamemacherin, Kinematographenagentin, Kinematographenvertreterin, Kinematographenreisenden, Kinematographenbuchhalterin

17. Jahrg. Heft 12 September 1910

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Sentimentale Wissenschaft.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In den Berichten über die Tagung des Verbandes für hauswirtschaftliche Frauenbildung, die vor einigen Wochen durch die Tageszeitungen gingen, nahm ein Vortrag des Herrn Prof. von Gruber über Mädchenerziehung und Rassenhygiene und der vom Verband am nächsten Tag ausgesprochene Protest gegen diesen Vortrag einen breiten Raum ein. Mittlerweile hat Herr von Gruber seine Ausführungen dem Druck übergeben und damit auch solchen, die den Vortrag nicht gehört haben und den Presseberichten nicht trauen mochten, ermöglicht, sie kennen zu lernen.

Herr Prof. von Gruber fügt dem Vortrag ein Nachwort hinzu, das sich mit dem Protest des hauswirtschaftlichen Verbandes beschäftigt. Er sagt, er habe gemeint, zu Gesinnungsgenossen zu reden, und scheint erstaunt, daß er in dem Verein, in dessen Auftrag er sprach, auf Widerstand gestoßen ist. Schon daß er für sein Urteil — nicht nur über die Frauenbewegung, sondern über die Frau als geistigen Menschen überhaupt, auf Zustimmung bei einem Verband rechnete, der ein Teil der Frauenbewegung ist, beweist, wie vollständig Herr von Gruber die Frauenbewegung verkennt. Man denkt an das Wort Mephistos zum Bakkalaureus: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?"

Herr Prof. von Gruber beurteilt die Frauenbewegung vom Standpunkt des Rassenhygienikers. Als der Verband für hauswirtschaftliche Frauenbildung ihn um einen Vortrag bat, hat er bewiesen, daß die Frauenbewegung diesen Standpunkt anerkennt, daß sie in der großen Summe der sozialen, geistigen, politischen

Faktoren, die sie zu berücksichtigen hat, auch diesem seinen Raum und seine Bedeutung zugesteht. Dieser Beweis ist nicht heute zum erstenmal geliefert. Seit Jahrzehnten gilt ein Teil der Bestrebungen der Frauen der körperlichen Ausbildung, der Reform der Kleidung, dem Kampf gegen Alkoholismus, der Sittlichkeitsfrage, der besseren hauswirtschaftlichen Schulung: kurz, der Rassenhygiene im weitesten Sinne. Aber die Frauenbewegung macht sich's freilich nicht so leicht — und kann sich's nicht so leicht machen — wie Herr Prof. von Gruber, der meint, mit der Aufstellung des rassenhygienischen Ideals sei die Frauenfrage so gut wie gelöst, und es sei der pure Eigensinn, wenn die Frauen das nicht einsehen wollten; denn die Frau hat im harten Kampf mit der Wirklichkeit gelernt, daß soziale Probleme wie die moderne Frauenfrage niemals glatt im Zeichen einer einseitigen, wenn auch noch so berechtigten Forderung lösbar sind, sondern daß es in jedem Fall heißt, einen Ausgleich zwischen verschiedenen Lebenswerten zu schaffen. Das rassenhygienische Ideal kann einem noch so hoch stehen, man kann in ihm Grundlage und Bedingung aller Kultur sehen, niemals aber kann es an sich ein Kulturziel sein — weil die menschliche Gesellschaft nun einmal noch etwas anderes ist als ein Gestüt oder eine Hühnerzucht. Und darum reicht es uns an sich als Diätetik der Mädchenerziehung nicht aus, wenn Herr von Gruber den Rat gibt, man möchte die Mädchen wie Kühe und Stuten auf die Weide führen. Gewiß — das kann man ja tun, wenn man sozial in der Lage dazu ist. Aber wenn schon zweifelhaft ist, ob das bloße „Weiden" für den menschlichen Organismus auch nur „hygienisch" ist, so ist noch zweifelhafter, ob dabei Gemüt und Charakter gebildet werden können, was Herr von Gruber neben dem Weiden immerhin für wünschenswert hält.

Vollends aber ist mit dieser Anweisung nichts anzufangen angesichts der sozialen Verhältnisse, die zu ändern wir doch nun einmal nicht in der Lage sind. Herr von Gruber widmet sein Buch einem verstorbenen Fräulein Pepi Zinner, der Gesellschafterin seiner Großmutter, die ihm als Typus einer segenspendenden weiblichen Existenz erscheint. Nun ist es ja einigermaßen tröstlich für die böse Frauenbewegung, die nach Herrn Prof. von Gruber „bewußt und unbewußt auf Unfruchtbarkeit lossteuert und damit die Volkskraft an ihrer Wurzel bedroht", daß auch Fräulein Pepi der Volkskraft augenscheinlich den schuldigen Tribut nicht gezahlt hat und doch mit Hochachtung behandelt wird. Damit ist ja schon fast so etwas wie eine Grundlage der Verständigung zwischen Herrn Prof. von Gruber und uns gewonnen — freilich auf Kosten des rassenhygienischen Ideals. Und vielleicht läßt sich auf dieser Grundlage weiterbauen. Denn das vortreffliche Fräulein Pepi, die ihre Pflichten mit Mutterwitz und Volkssprüchen erfüllte, in Ehren. Sie mag einst ein Typus eines nützlichen weiblichen Daseins gewesen sein. Aber sie kann es eben heute nicht mehr sein. Einfach, weil die Großmütter, denen Gesellschafterinnen gehalten werden können, heute die volkswirtschaftliche Rolle nicht mehr spielen, die ihnen Herr von Gruber augenscheinlich beimißt: es gibt eben nicht neun Millionen Großmütter, denen die neun Millionen Frauen, die heute erwerbstätig sein müssen, Gesellschaft leisten können. Und für andere Berufe als den, Gesellschafterin einer Großmutter zu sein, werden nun einmal andere Anforderungen gestellt, die nicht dadurch befriedigt werden können, daß man unter Blumen und singenden Vögeln in einem Großmutterstübchen Weiblichkeit ausstrahlt.

Auch dies gibt Herr von Gruber zu. Er hat sogar geholfen, daß in Österreich den Frauen das Medizinstudium erschlossen wurde. Aber man dürfe nicht „aus der Not eine Tugend machen", das wäre dasselbe, als wenn man Notstandsarbeiten zum Ideal der volkswirtschaftlichen Produktion mache. Das will nun die Frauenbewegung allerdings. Man kann sogar vielleicht ihre ganze Aufgabe gar nicht besser ausdrücken als damit, daß sie aus der Not der Frauenfrage, soweit es nur irgend möglich ist, eine Tugend machen *will*. Denn eine Not, die den dritten Teil aller Frauen betrifft, *darf* keine bloße Not bleiben, sowenig wie der Arbeitslosigkeit von neun Millionen Menschen in einem Volk mit bloßen Notstandsarbeiten gesteuert werden könnte oder dürfte. Das wäre eine volkswirtschaftliche Ungeheuerlichkeit. Fräulein Pepi hat ja augenscheinlich auf ihre Weise und im Rahmen ihrer Zeit auch aus der Not eine Tugend gemacht, indem sie, die nicht „Mannesliebe erfahren", sich doch ein volles „Frauenglück" zu erobern verstand — es so gut verstand, daß sie Herrn Prof. von Gruber selbst verleitet, aus ihrer Not in optima forma eine Tugend zu machen. Und eben dies muß die Frauenbewegung im großen tun. Sie muß dem Drittel weiblicher Kräfte, die im erwerbsfähigen Alter jeweils durch die Ehe nicht versorgt sind, das Bewußtsein nehmen, daß ihr Dasein durch eine „Not" seinen Stempel bekommt, indem sie hilft, ihnen ein „Frauenglück" zu verschaffen. Und ein solches Glück wird wohl im wesentlichen ebenso aussehen wie ein „Männerglück" — d. h. es wird für beide Geschlechter in einer nützlichen und angemessenen Verwertung ihrer Kräfte bestehen.

Dazu aber ist die von Herrn Prof. von Gruber so verpönte Gleichstellung der Männer und Frauen eine unerläßliche Voraussetzung. Die Frauenbewegung erstrebt sie sicherlich nicht, damit nachher Männer und Frauen in der Tat dasselbe *tun*, damit etwa Frauen die Ehre haben, Puddelöfen zu bedienen oder D-Züge zu führen. Sie will nur Freiheit zur *Differenzierung*. Sie will in einem Volksleben, in dem alle Macht von den Männern ausgeübt wird, für die Frau die Freiheit, sich das Ihr-gemäße *selbst* zu suchen, weil sie überzeugt ist, daß es nur dann wirklich das Ihr-gemäße und nicht etwas Oktroyiertes sein wird. Daß sie dabei Irrtümern ausgesetzt sein wird, ist zweifellos. Aber das sind die Opfer, die bei einem so tiefgreifenden Wandel aller sozialen Zustände gar nicht vermieden werden *können*, ohne die es nun einmal nicht abgeht und die niemand den Frauen abnehmen kann, am wenigsten die Männer.

Möglich, daß zu diesen Irrtümern die Erwartungen gehören werden, die von mancher Seite an die wissenschaftliche Leistung der Frauen geknüpft werden. Ich glaube, man kann der Frauenbewegung im ganzen den Vorwurf nicht machen, als habe sie in der Hinsicht vorzeitig renommiert und in der Schätzung der vorhandenen wissenschaftlichen und künstlerischen Frauenleistungen das Maß verloren. Vielmehr ist bei aller Freude über diese Zeugnisse weiblicher Geistigkeit auch in der Frauenbewegung die Vermutung oft ausgesprochen, daß wahrscheinlich das Schwergewicht der geistigen Arbeit der Frau nicht da liegen wird, wo bisher die männliche Wissenschaft oder die männliche Kunst ihre Höhepunkte hatte. Ihr darum den Wert schlechthin abzusprechen, wie Prof. von Gruber das tut, ist aber absolut unsachlich. Denn erstens wird auch der soziale Wert des Studiums und der Universität für die Männer nicht nur nach den relativ Wenigen eingeschätzt, die wissenschaftlich produktiv im eigentlichen und höchsten Sinne des Wortes sind, sondern ebenso gut

nach der überwiegenden Masse derer, die ihr Studium hernach in einer praktischen Berufsleistung, als Ärzte, Lehrer, Juristen, Beamte, verwerten. Nach demselben sozialen Maßstab muß auch das Frauenstudium beurteilt werden, und daß es diesen Maßstab durchaus verträgt, dürfte niemand ernstlich bestreiten. Die Ebenbürtigkeit der Lehrerin, der Ärztin mit ihrem männlichen Kollegen kann nur Voreingenommenheit oder etwa die Interessiertheit des männlichen Konkurrenten leugnen. Was aber die wissenschaftliche Unproduktivität der Frauen angeht, deren Ursachen Herr von Gruber mit so viel Verwunderung nachsinnt, so ist ihm merkwürdigerweise ein Faktor entgangen, der sie besser erklärt als alle übrigen Vermutungen. Die Tatsache, daß den Frauen die Wissenschaft als *Beruf* ja nicht freigegeben ist. Sie können weder Privatdozenten noch Professoren werden; was sie leisten, leisten sie als „Privatgelehrte." Man subtrahiere von dem geistigen Kosmos, den der Mann aufgerichtet hat, alles, was von der zünftigen Wissenschaft beigesteuert ist, und sehe, was als Ergebnis des Privatgelehrtentums übrigbleibt! Wer viele Schicksale akademisch gebildeter Frauen kennt, weiß, daß oft genug die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Arbeit, heiß genug ersehnt, nur aus wirtschaftlichen Gründen verschlossen bleibt.

Der Kern der Argumentation des Herrn Prof. von Gruber ist folgende Vorstellung von der Frauenbewegung: sie entfesselt in den Frauen ein „leidenschaftliches Drängen nach wirtschaftlicher Selbständigkeit" und entzieht sie dadurch der Ehe. Als Konkurrenten der Männer schädigen sie gleichzeitig auch deren Ehemöglichkeiten. So wirkt die Frauenbewegung mit zwiefacher Energie auf Unfruchtbarkeit hin. Diese Vorstellung ist einseitig und schlechtweg dilettantisch. Was die angebliche Verminderung der Ehe durch die berufliche Selbständigkeit des Mädchens angeht, so schlägt Prof. von Gruber sich selbst, wenn er an anderer Stelle — wo es in seine Gedankengänge andersherum besser paßt — von „zahllosen Fällen" berichtet, in denen die Frau einen wissenschaftlichen Beruf um der Ehe willen aufgibt. Und mit Recht sagt Ika Freudenberg in einer Entgegnung der „Münchener Neuesten Nachrichten" [1]), wenn dies von der Frau im wissenschaftlichen Beruf gesagt werden könne, so werde es doppelt von den niederen Stufen gelten, die ihrer Natur nach weniger persönliche Befriedigung bieten können. Der bisherige Verlauf der „Heiratskurve" unter den berufstätigen Frauen zeigt, daß man ihnen die Entscheidung über ihr Frauenschicksal ruhig selbst überlassen kann. Bis jetzt hat man wenigstens noch nicht feststellen können, daß die Entscheidungen im Fall der Möglichkeit einer glücklichen Ehe eine hartnäckige Überschätzung des Berufs verraten. Aber gerade die Rassenhygiene sollte es doch zu würdigen wissen, daß die berufliche Selbständigkeit das Mädchen vor der Ehe à tout prix schützt, die sicher unter *keinem* rassenhygienischen Gesichtspunkt als ein Segen betrachtet werden kann und vielleicht an der Sterilität und Degeneration, die Herr von Gruber — und jede Vertreterin der Frauenbewegung mit ihm — bedauert, mehr Schuld trägt als die Frauenbewegung. Herr von Gruber behauptet sogar, daß es die Ehe erschwere, wenn die Frau vorher verdient habe. „Verdient die Frau gleichviel wie der Mann, solange sie unverheiratet ist, dann wird die Ehe unmöglich, weil dann zwei von dem Gelde leben sollen, das früher der eine zu

[1]) „Rassenhygiene und Frauenbewegung. In aufgedrungener Abwehr." Nr. 346, 27. Juli 1910.

verbrauchen gewohnt war" — so Herr von Gruber. Aber wenn die Frau vorher gar nichts verdient, sondern von ihren Eltern die Mittel zu der Lebenshaltung bekommen hat, die doch wohl in den meisten Fällen der ihres künftigen Mannes gleich sein wird, dann ist die Ehe möglich? Trotzdem die Frau im ersten Fall Selbstdisziplin in Geldsachen gelernt hat und im zweiten „auf der Weide" oft ganz beträchtliche Summen „zu verbrauchen gewohnt war", ohne sich sonderlich darum zu kümmern, wie sie beschafft wurden? Mit der Behauptung, daß die weibliche Konkurrenz dem Manne den Existenzkampf erschwere, greift Herr von Gruber auf ein altes Argument gegen die Frauenbewegung zurück, das dadurch, daß es mit der Zeit sehr billig geworden ist, nicht an Wahrheitswert gewonnen hat. Dieses Argument würde eine gewisse Berechtigung haben in einem Lande mit zurückgehender, einschrumpfender Volkswirtschaft. Es hat schlechtweg keine in einem Wirtschaftsleben von solcher Expansionsbewegung wie das deutsche, einer Expansionsbewegung, in deren Folge nicht *genug* Hände und Köpfe da sind für alle Aufgaben, die der Lösung harren. Gerade vom Standpunkt der Weltmachtsinteressen, mit denen Herr von Gruber auf die Entwicklung Deutschlands schaut, müßte es ihn mit Befriedigung erfüllen, wenn etwa im Handel — dem *einzigen* Gebiet unserer Volkswirtschaft, auf dem von einer weiblichen Konkurrenz mit einer gewissen (wenn auch eingeschränkten) Berechtigung die Rede sein kann — durch die weibliche Konkurrenz die Männer von den bequemeren, traditionellen, eingefahrenen Gleisen auf neue Bahnen, zu den kühneren Aufgaben gedrängt würden. Wie denn überhaupt der merkwürdige Mangel an Konsequenz, der die Broschüre des Herrn von Gruber neben der Oberflächlichkeit ihrer volkswirtschaftlichen Grundlagen auszeichnet, uns einmal wieder beweist, wie unbedenklich Männer der Wissenschaft, die sich nicht an das belangloseste fachwissenschaftliche Teilproblem ohne allersicherste und sorgfältigste Beobachtungen wagen würden, in der Frauenfrage für bloße Sentiments und geradezu kümmerlich gedeckte Behauptungen autoritative Gültigkeit verlangen.

Die Sentiments spielen bei Herrn von Gruber in jeder Beziehung eine ausschlaggebende Rolle. Und wer sich durch die Ungerechtigkeit seines Urteils über die Frauenbewegung bedrückt fühlt, kann sich daran aufrichten, daß Herr von Gruber es anderen Mächten in unserem modernen Volksleben nicht besser gehen läßt. Da wird über „den unbotmäßigen Geist der Zeit", über die „bekannte Bedientenhaftigkeit der Parteien", über die „kurzsichtige Gier des Kapitalismus" geklagt, da wird das öffentliche Leben als eine „Welt des Kampfes und Hasses, der Selbstsucht, Gewaltsamkeit, Hinterlist und Lüge" gekennzeichnet, da werden die „Mächte des Umsturzes" als drohende Gespenster beschworen: Wir verstehen, wem die Welt so aussieht, dem kann natürlich auch die Frauenbewegung nur als „gefährliche Treiberei" erscheinen, als ein Teil der großen massa perditionis, die das deutsche Volk dem Rande des Verderbens zuführt — während alle wahren und erleuchteten Patrioten dem Schauspiel in ohnmächtigem Jammer zuschauen.

Aber Scherz beiseite. Herr von Gruber und seine Gesinnungsgenossen möchten sonst meinen, es sei uns weniger Ernst um Kraft und Gesundheit unseres Volkes als der Rassenhygiene. Daß die Frauenbewegung sich jeder Mißdeutung ihres Geistes von seiner Seite zu versehen hat, dafür bietet ja die Broschüre Beweise genug. Einige von ihnen fordern gradezu zum Protest heraus. Herr von Gruber

hat in München die Frauenbewegung in einer so ernsten, gewissenhaften und sachlichen Vertretung kennen gelernt, daß seine Charakteristik ihrer Arbeit als einer „unablässigen, lärmenden Agitation", einer „geschickten Preßmache" nur als eine parteiische und unsachliche Entstellung bezeichnet werden kann, die sich selbst richtet. Und noch ein Beispiel illustriere die Sachlichkeit von Herrn von Grubers Urteil. Er zitiert das Wort einer Frauenrechtlerin, die, um die Rückständigkeit Deutschlands im Feminismus zu erklären, über die Wiederaufrichtung des Reiches geschrieben habe: „Keine unsrer modernen Kulturnationen ist auch in der Lage, ihre politische Existenz einem kaum vor Menschenalter ausgefochtenen siegreichen Kriege zu verdanken. Jeder Krieg aber, jede Betonung und Förderung des Militarismus sind Verringerungen der Kulturmächte und des Fraueneinflusses." Und Herr von Gruber nennt diese Feststellung einer historischen Tatsache, die wohl niemand leugnen kann, „eine Besudlung unserer heiligsten nationalen Erinnerungen." Man kann doch gewiß die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches für die größte historische Tat des verflossenen Jahrhunderts halten, man kann auf den Opfermut und die Hingebung unsrer Truppen in dem Kriege, der ihr voraufging, mit größtem patriotischen Stolz blicken, und man kann doch der Meinung sein, der viele der besten Männer jener Zeit auch gewesen sind, Jakob Burckhardt, Erwin Rohde, Franz Overbeck, daß die unmittelbare Wirkung des Krieges eine Unterschätzung der Kulturmächte im Verhältnis zu den äußeren Mächten, den rein politischen, den militärischen oder nur zivilisatorischen gewesen ist. Aber die Stelle beweist nur, daß Herr von Gruber mißverstehen will.

Und darum sei noch einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß uns die Güter, für die Herr von Gruber in seinem Vortrag eingetreten ist, genau so hoch stehen wie ihm, daß auch wir die Stellung der Frau nicht als eine Machtfrage zwischen den Feinden Mann und Weib ansehen (wenn uns auch Äußerungen wie die des Herrn von Gruber: „man müsse den Frauen auf die Finger sehen" und ähnliche immer wieder sehr deutlich machen, daß die Macht allerhand mit der Sache zu tun hat), sondern „als etwas, von dem Glück, Gesundheit und Leben der Generationen abhängen." Aber eben deshalb glauben wir, daß die Frau sich heute nicht mit ihren „leiblichen, vegetativen Hauptaufgaben" begnügen darf, weil Leben und Glück in einem Kulturvolke noch etwas mehr sind als Fortpflanzung und körperliches Wohlbefinden.

Marie Ebner-Eschenbach und ihre Frauengestalten.

(Zum 80. Geburtstag am 13. September 1910.)

Von

Viktor Klemperer.

Nachdruck verboten.

Marie Ebner-Eschenbachs Lebenslauf könnte einem Kanzelredner willkommenen Stoff bieten, wenn er das heikle Thema von der gütigen und weisheitsvollen Führung des Einzelnen durch die persönliche Gottheit behandelt. So merkwürdig und seltsam genau halten sich hier Lust und Leiden, Einsatz und Gewinn die Wage, und nirgends in diesem Leben haben Schicksalsschläge dumme Zertrümmerungen vorhandener Werte bewirkt, überall nur das eigentliche Edelmetall der Frau und Dichterin zu gediegener Form gehämmert. Bis weit über die Vierzig hinaus ringt Marie Ebner mit aller Kraft und doch vergeblich um Anerkennung auf dramatischem Felde, mit fünfzig Jahren noch weiß sich die geniale Erzählerin nur erst im Besitze eines kleinen „Rühmchens"; aber dann ist es ihr auch vergönnt, weit über die sonstige Altersgrenze künstlerisch vollkommenen Schaffens hinaus ihr jahrzehntelang aufgespeichertes Gut zu verwerten, noch mit fünfundsiebzig Jahren die ihren besten Schöpfungen ebenbürtigen autobiographischen Blätter zu schreiben, noch eben jetzt, da sie sich den Achtzig nähert, eine schöne novellistische Nachlese zu halten, und in all der Zeit ihrer späten und staunenswerten Schaffenslust wächst ihr Ansehen, ihr Leserkreis immerfort.

Selbst Antipoden in literarischer wie in Hinsicht der Weltanschauung zollen ihr Anerkennung. So schrieb Gabriele Reuter in der Essaysammlung „Die Dichtung" eine liebevolle Studie über die ihr gegensätzliche Dichterin, eine Studie freilich, die mehr bewundernde Liebe als wirkliches Verständnis birgt. Gabriele Reuter sieht in Marie Ebners Leben nicht jenen dankbaren Kanzelstoff, für sie ist die österreichische Meisterin nichts als ein Glückskind, das schmerzlos und aufs bequemste zu seinen Erfolgen gelangte, deshalb aus seinem äußerlich und innerlich angenehmen Zustand heraus natürlich auch nur angenehme Dinge schaffen konnte und so zur „Dichterin der Idylle" wurde. Mit solchem Urteil hat die leidenschaftliche Vorkämpferin erweiterter Frauenrechte den kindlichsten Irrtum bekundet. Geblendet durch die gesellschaftliche Stellung der Aristokratin, peinlich berührt von dem gebändigten Stil der an klassischem Muster Geschulten, ohne Verständnis vor allem für Charaktere, die, zwischen Neigung und Pflicht gestellt, ihre bittere Schuldigkeit tun, hat sie die innere Glut und häufige Tragik der Ebnerschen Geschichten gar nicht bemerkt und schweren Ernst und heiße Kämpfe für idyllische Spiele gehalten. Es mag Tausende von ehrlichen Ebner-Bewunderern geben, die der gleichen Meinung sind, die sie, mutatis mutandis, für einen potenzierten, also noch bequemer glücklichen, noch einseitiger im schönen Spiel schwelgenden österreichischen Heyse halten. Ein völliger Irrtum, wie gesagt, in bezug auf das Leben und so auf die Werke der Dichterin.

Ihr Werdegang läßt sich aus mancher ihrer Geschichten selbst herauslesen; ferner besitzt man seit 1900 das an wertvollem biographischen Stoff reiche Ebnerbuch des ihr befreundeten Anton Bettelheim. Danach brachte der Erinnerungsband der Dichterin von 1905, „Meine Kinderjahre", stofflich kaum noch etwas Neues; er ist aber mit so tiefem Gefühl geschrieben und so voller gütiger Weisheit, daß er dennoch die Kenntnis vom Wesen der Dichterin unendlich bereichert.

Die Gräfin Marie Dubsky war ein häufig sehr ausgelassenes, manchmal beseligtes, aber durchaus kein harmonisch glückliches Kind. Der Kleinen fehlte die mütterliche Liebe. Als ihre rechte Mutter starb, war Marie 14 Tage alt; zeitig verlor sie auch eine sehr geliebte Stiefmutter, und zu der neuen Stiefmutter, die nach peinlichem Gouvernanten-Interregnum einzog, scheinen sich zwar keine schlechten, aber auch keine innerlich tiefen Beziehungen ergeben zu haben. Immerhin fand das Kind manche Stätte für seine Liebe. Zwar dem leicht erzürnten und allzu autoritätsstolzen Vater brachte Marie Dubsky wohl mehr scheue Ehrfurcht als Liebe entgegen, aber an der stillen und aufrechten Großmutter hing sie sehr, mit ihren Geschwistern war sie herzlichst verbunden, und die Liebe zum Tier und zur heimatlichen Natur, zu dem mährischen Familiengut Zdislawitz, war ihr eingeboren. Dennoch mußte gerade ihr eine verständnisvolle und sozusagen befreundete Mutter bitter fehlen, denn das väterliche und großmütterliche Erziehungsideal bestand darin, die junge Komtesse zu ganz genau dem heranzubilden, was alle anderen österreichischen Komtessen waren; sie sollte all deren Tugenden und Fertigkeiten besitzen, in nichts dahinter zurückbleiben, in nichts aber auch darüber hinausragen, beileibe nicht eine wie auch immer beschaffene Ausnahme bilden. Alles von der guten adligen Konvention Abweichende war dem Vater verhaßt, erschien der Großmutter sündhaft. Marie Dubsky aber war und fühlte sich von früh auf, selten mit Stolz, oft mit Zerknirschung, ganz anders als ihre Standes- und Altersgenossinnen. Mit sieben Jahren sollte sie das erstemal zur Beichte gehen, denn es schickte sich für eine Komtesse, Religion zu besitzen. Ihrer Schwester war diese Beichte ein ernstfreudiges Begebnis, der kleinen Marie wäre sie fast verhängnisvoll geworden. Sie sollte vor Gott schwören, nie wieder eine Sünde zu begehen, und der gutmütige, um sein grüblerisches und allzu junges Beichtkind besorgte Geistliche konnte ihr doch unmöglich dies vorgeschriebene Gelöbnis erlassen. Sie aber traute sich nicht die Kraft zu, fortan sündlos zu bleiben, und so beging sie unmittelbar nach der Beichte einen Selbstmordversuch: sie suchte sich aus einem Turmfenster zu stürzen und kam nur deshalb mit dem Leben davon, weil sie mit der Stirn gegen das Fensterkreuz stieß und betäubt zurückfiel. Einige Jahre später trug ihr ein harmloser astronomischer Leitfaden schwere Gewissenskämpfe ein, da seine Lehren im Widerspruch zu etlichen biblischen Geschichten standen. Schwerer, weil anhaltender als solche religiösen Bedenken lastete ein anderes auf ihr: sie dichtete von früh an, sie mußte dichten, obwohl es ihr doch als etwas ganz Ungebührliches streng verboten war und vielen bösen Tadel einbrachte. Als sie, erst achtzehnjährig, mit ihrem hochgebildeten Vetter, dem Baron Moritz Ebner-Eschenbach, eine Ehe schloß, die beide Teile ein halbes Jahrhundert lang beglücken sollte, erlangte sie wohl eine größere Bewegungsfreiheit, vor allem bessere Bildungsmöglichkeiten, die sie denn auch aufs unermüdlichste ausnutzte, aber der Druck des Andersseins als ihre Um-

gebung blieb, ja mußte sich in demselben Maße verstärken, wie ihre Beobachtungsgabe und ihre Selbsterkenntnis wuchsen. Unter solchen Umständen waren dichterische Mißerfolge doppelt schwer zu ertragen. Sie mag die Sehnsucht mancher bitteren Stunde nachklingen gefühlt haben, als sie den glücklosen und albern verhöhnten Dramatiker in ihrer Novelle „Ein Spätgeborener" sterben ließ. Und noch im Erinnern die Faust ballend, erzählte mir die abgeklärte und ruhmgekrönte Matrone vor einigen Monaten, ihr Gatte habe ihr damals gesagt: „Ich verbiete dir zu schreiben, ich will nicht, daß mein Name derart herabgezerrt werde." Könnte man dieses Leiden vielleicht ein egoistisches nennen, so ergab sich der Dichterin aus jenem Andersſein auch ein höchst unselbstisches und nicht minder quälendes. Sie gewann mit der Zeit Einblick in die Lebensführung anderer Volkskreise, besonders der dörflichen, doch auch der städtischen, sah sehr viel materielle Not, sehr viel daraus entspringende geistige Vernachlässigung und moralische Verkommenheit. Der Drang zu helfen ward in ihr leidenschaftlicher. „Ich werde von nun an ein schärferes Auge auf dich haben, Gattin, sonst kommst du mir einmal mit einem entzweigeschnittenen Mantel nach Hause, wie der heilige Martin," schilt der General in der humorvollen Erzählung „Der Muff." Und die fanatische Wohltäterin erwidert „ernst und mißbilligend": „Martin? Sei ruhig, den nehm' ich mir nicht zum Muster... Diese Tat war mir immer rätselhaft. Ich hoffe nur, der Heilige hatte vorher schon sein Wams verschenkt, sonst schiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben sollte." Das ist so recht aus dem Herzen Marie Ebners selber gesprochen, und dieser übermäßige Drang zum Wohltun stach gewiß sehr von den Gepflogenheiten einer Umgebung ab, die kühle Eleganz und Reserviertheit zu wahren liebte, und weiter mußte naturgemäß dieses leidenschaftliche Mitfühlen mit den sozial Tiefergestellten schwere Zweifel an der Berechtigung des eigenen bevorzugten Standes erregen.

Mit solchem Empfinden und Erleben wird man keine „Dichterin der Idylle." Ja, es wäre mir ein Leichtes aus den Werken der nach Gabriele Reuters Meinung „konservativen" und nur eben „starrem und törichtem Feudalismus abgeneigten" Frau den schlüssigen Beweis zu führen, daß Marie Ebner eine höchst radikale Persönlichkeit ist. Ich käme damit am raschesten zu Rande, wenn ich mich des gedanklichen Leitfadens bediente, den die Dichterin jetzt ihren „Gesammelten Schriften"[1]) vorangestellt hat. In ihren „Aphorismen" schreibt die Katholikin: „Je weiter unsere Erkenntnis Gottes dringt, desto weiter weicht Gott vor uns zurück." Und die Aristokratin: „Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Unrecht", und „Alle historischen Rechte veralten." Und die Gattin des hohen österreichischen Militärs: „Wir sind in Todesangst, daß die Nächstenliebe sich zu weit ausbreiten könnte, und richten Schranken gegen sie auf — die Nationalitäten." Und die Konservative: „Nicht teilnehmen an dem geistigen Fortschreiten seiner Zeit, heißt moralisch im Rückschritt sein." Sodann würde ich an einigen besonders charakteristischen Novellen zeigen, daß diese Gedanken nicht etwa nur mit dem Kopfe gedacht wurden, sondern auch dem Herzen entsprangen und deshalb nicht nur außerhalb der Ebnerschen Dichtungen, sondern mitten im Kern der besten zu finden sind. Ich würde den Nachdruck legen auf die furchtbare Schilderung aus der Zeit der Leibeigenschaft,

[1]) 9 Bände bei Gebrüder Paetel, Berlin.

die den satirischen Titel trägt: „Er läßt die Hand küssen", würde die mit großer Sympathie für die Aufständischen geschriebenen Erzählungen aus der polnischen Revolution: „Der Kreisphysikus" und „Jakob Szela" heranziehen, würde an satirischen Darstellungen des Adels, an unendlich mitleidsvollen des Proletariats eine ganze Kollektion zusammenstellen. Wie gesagt, der Beweis für Marie Ebner-Eschenbachs Radikalismus wäre leicht zu erbringen. Nur daß ich dieser Frau damit genau so unrecht täte, wie ihr Gabriele Reuter mit dem Registerwort von der konservativen Idyllendichterin getan hat. Die geniale Erzählerin, die zugleich eine Denkerin ist, läßt sich keineswegs auf solch ein Parteiwort festlegen, ist eine durchaus für sich bestehende völlig originale Erscheinung.

Von aller eigentlich revolutionären Gesinnung wird Marie Ebner durch eine Erfahrung abgehalten, die ihr zur unerschütterlichen Überzeugung geworden ist. Jeder allzu gewaltsame Fortschritt erscheint ihr von so zweifelhaftem Wert, wie ein auf schlechtem Fundamente basierter Prunkbau. Sie läßt den glücklosen Revolutionsführer im „Kreisphysikus" als schlichten Bauer, als Berater einiger Dorfgenossen enden. Der Schwärmer ist mit dem Volk, das er ursprünglich zu idealen Zielen führen wollte, in nahe Berührung gekommen und hat sehr bald „das für erreichbar gehaltene Ziel in unabsehbare Fernen" rücken sehen. „Zu der Kirche, die ich mit einer herrlichen Kuppel krönen wollte, war der Grundstein noch nicht gelegt, ja, der Boden für ihn noch nicht ausgehoben! Nicht die Arbeit des Künstlers war zu tun, sondern die des bescheidenen Tagelöhners." Zu genau der gleichen Erkenntnis gelangt in „Nach dem Tode" ein moderner Parlamentarier und gefeierter Volksführer. Auch er verzichtet auf die Wirksamkeit im großen, auch er steckt sich ein bescheideneres Ziel, wird als Gutsherr im kleinen Umkreis wahrhaft erzieherisch wirken. Vergleicht man das erzieherische Moment in Marie Ebner-Eschenbach mit dem des ebenfalls vornehmlich pädagogisch gerichteten Adolf Wilbrandt, so stößt man vielleicht auf die spezifischen Unterschiede des weiblichen und männlichen Empfindens. Von der gleichen reinen Begeisterung für die kulturelle Hebung der Menschheit ausgehend, wendet sich die Dichterin an kleine zusammengeschlossene Gruppen, (am liebsten als Gutsmutter an die Familie ihrer Bauern), der Dichter als Prediger und Lehrer an sein ganzes Volk. Aber man hüte sich, jene weibliche Pädagogik als etwas Engeres und Dumpferes anzusehen; denn einmal ist Marie Ebners Erziehlichkeit nicht etwa von Anfang an auf den Familienkreis beschränkt, sondern wendet sich in höchst bewußter Bescheidenheit nach weitestem Durchdenken der menschlichen Beziehungen dem engen Kreise zu, und sodann ist die Frau im letzten Grunde sogar umfassender als der Mann, da ihrem rein menschlichen Empfinden der bei Wilbrandt gelegentlich störende patriotische Chauvinismus ganz ferngeblieben ist.

Entscheidender noch als in dieser pädagogischen Anschauung tritt Marie Ebners weibliche Eigenart in einer Eigenschaft und einem Werturteil zutage, die beide ebenfalls die fortschrittsfreudigste Dichterin von allem Radikalismus fernhalten mußten. Es liegt nicht nur sehr viel Güte in ihrem Wesen, sondern ihre ganze Philosophie baut sich darauf auf, daß Güte die alleroberste Tugend sei und selbst über die Wahrheit gehe. „Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann

wähle die Unwahrheit." So schreibt die Dichterin in ihren Aphorismen, und so läßt sie die ihr liebsten Menschen handeln. Es wäre grausam, das Volk eines Glaubens zu berauben, in dessen Besitz es sich glücklich fühlt, es wäre grausam, einer herrschenden Klasse plötzlich alle Macht zu entreißen; aber wohl vermag man mit milder Güte das Dunkel des Aberglaubens in das Helldunkel eines unfanatischen, vorzüglich ethisch gerichteten Christentums überzuleiten, wohl auch läuternd auf das Pflichtbewußtsein der einmal herrschenden Klassen einzuwirken. Und darin dürfte Marie Ebner ihre Lebensaufgabe sehen.

Nun liegt in dieser überhohen Wertschätzung der Güte allerdings ein Schwächemoment. Bei Marie Ebner wird es aber überall paralysiert durch die ungeheure Strenge ihres Pflichtgefühls. All ihre Güte schweigt, wo es sich um Pflichtfragen handelt. Immer hat die Pflicht die Neigung niederzukämpfen, und „wenn du sicher wählen willst im Konflikt zweier Pflichten, wähle die, die zu erfüllen dir schwerer fällt." Erscheint die Dichterin in ihrem Güteenthusiasmus schwächer als die besten Dichter der neueren Literatur, die vor allem der Wahrheit dienten, so ist sie in ihrer Pflichtauffassung entschieden die Stärkere und oft genug die Härtere. Die Modernen haben es sich und ihren Helden gelegentlich allzu bequem gemacht, indem sie der Neigung unter dem tönenderen Namen der Pflicht gegen das Ich weitesten Spielraum ließen. Auch Marie Ebner kennt und würdigt die Pflicht gegen das Ich; bei ihr aber ist es immer nur die eine schwere: das Streben zum Bessersein, zur sittlichen Vervollkommnung, und da kommt viel Überwinden und Entsagen ins Spiel, ein Entsagen, das minder hochgerichtete Naturen leicht für Lauigkeit des Begehrens nehmen. Und schroffer noch, ja ungütig zeigt sich die Dichterin dort, wo sie Naturen schildert, die ihrem besseren Selbst einen Augenblick lang die Treue gebrochen haben; mit größter Eindringlichkeit malt sie alle Qualen und Bußen aus, die sie sich selber wohl bei ähnlicher Treulosigkeit auferlegen müßte.

* * *

In einer bizarren Parabel hat Marie Ebner-Eschenbach die Literaturgeschichte als ein recht geistverlassenes „Taxierungsbureau" dargestellt, in dem nach den Dichtern geformte „Püppchen" etikettiert, numeriert und in besondere „Fächer und Fächerchen" gesteckt werden. Bei manchen Dichtern sei aber dieses Registrierverfahren nicht durchführbar, und sie blieben deswegen außerhalb der großen Fächerserie in einem Käfig. Die Dichterin mag durch den Hinblick auf sich selbst und ihr wahrscheinliches Schicksal zu dieser Verspottung gelangt sein; denn sie selber gehört eigentlich zu den literarhistorisch Unregistrierbaren. Wie wenig ihr mit den Begriffen konservativ und radikal beizukommen ist, wurde eben gezeigt. Auch als Moderne oder Unmoderne kann man sie kaum ansprechen, denn ihr Idealismus stellt sie zu früheren Generationen, die realistische Schärfe ihres Beobachtens und Abschilderns zur gegenwärtigen. Schiebt man ihr pädagogisches Bemühen in den Vordergrund, so wird man kaum ihrer rein ästhetischen Leistung gerecht, betont man das Friedlich-Idyllische ihres Wesens, so übersieht man das Schwere, Grüblerische und Kampflustige darin. Es liegt aber verlockend nahe, Marie Ebner auf eine bestimmt richtige Art zu registrieren. Sie ist eine der ausnahmefreiesten Heimatsdichterinnen, in Wien und Mähren, an die Zeit ihres eigenen Erlebens gebunden, spielen die meisten ihrer Geschichten. Nur daß solches Registrieren ein

sehr enges ist, daß es die Fülle und Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere kaum ahnen läßt. Wieviel sie dem örtlich und zeitlich wenig ausgedehnten Umkreis in dieser Hinsicht abgewonnen hat, das will diese Skizze in einer Teilbetrachtung andeuten. Hierzu scheint die Darstellung einiger Frauengestalten am geeignetsten, in die Marie Ebner besonders viel von ihrem persönlichsten Erleben und Empfinden hineingelegt hat.

Daß sie anders war als ihre Alters- und Standesgenossinnen, das hatte Marie Dubsky als etwas besonders Quälendes empfunden, da man sie ja nach dem Vorbild der anderen und üblichen Komtessen zu erziehen bemüht war. So ist es begreiflich, daß die Dichterin gern satirische Bilder dieser Menschen malt. Doch spricht es nun wieder für die Güte ihres Wesens, daß kein peinliches Rachegefühl, ja nicht einmal allzu bittere Schärfe in solchen Darstellungen zu finden ist, daß der Satire niemals versöhnliche und wahrhaft humorvolle Elemente fehlen. Marie Ebners Meisterstück auf diesem Gebiet ist die Brieferzählung „Komtesse Muschi." Die junge Dame ist ganz ausgefüllt von Sportinteressen. Reiten, Jagen, Turnen, die Pflege der Hunde sind ihre wesentlichen Beschäftigungen, Bildung ist ihr ziemlich verächtlich, Geistiges erscheint ihr nicht standesgemäß. Das hat sie so von ihren Eltern und ihrer ganzen Umgebung gelernt, das leuchtet ihr auch ein. Um ihre jungen Hunde gut und ruhig unterzubringen, bereitet sie ihnen ein Quartier — im Bibliothekszimmer; dahin kommt niemand. Einmal, nach vieler körperlicher Bewegung, schlägt Komtesse Muschi der Abendgesellschaft ein „jeu d'esprit" vor. Man steckt die feucht betupfte Nase in eine Zuckerdose und versucht dann mit der Zunge den Zucker von der Nase herunterzuholen. Und zu manchem lächerlichen Zug fügt Marie Ebner auch einige sehr peinliche Züge des Hochmuts und der geringen Menschenachtung. Trotz alledem bringt sie das Wunderbare zustande, ihrer Muschi die Sympathie des Lesers zu erhalten. Sie läßt ihr eine vieles wettmachende gute Eigenschaft: die Offenherzigkeit. Man traut der Komtesse durchaus zu, daß sie im gegebenen Augenblick phrasenlos brav und ehrlich handelt, obwohl ihr eigenes Interesse darunter leidet. Die wenig Begüterte soll den reichen Grafen heiraten, an dessen stattlichem Wesen sie auch Gefallen findet, obwohl er ihr zu schulmeisterlich und zu gebildet erscheint. Aber sie unterläßt es durchaus, ihm nun ihrerseits Bildungsinteressen vorzuspielen, sie gibt sich, wie sie ist, und als sie dann von dem anfänglichen Bewerber statt zur Braut zur guten Kameradin und zur Freiwerberin bei ihrer „uneleganten", etwas blaustrümpfigen Freundin gewünscht wird, da überwindet sie ihre egoistischen Anwandlungen rasch und schickt sich in die Freundesrolle.

Die „uneleganten" Komtesse, die mit den geistigen, den blaustrümpfigen Interessen, die ideale, ein wenig in alles Überschwängliche, ins Donquichottische Verliebte, das ist die andere Lieblingsgestalt der Dichterin, die Verkörperung wohl ihres eigenen jungen Ich, obwohl sie selber nichts weniger als uneleganten war. Dieser Ausnahmegräfin hat sie das beste Denkmal in „Komtesse Paula" gesetzt. Doch mehr als die blutjunge und schwärmerische Memoirenschreiberin, die nach kurzem Bangen ihrem angebeteten Don Quichotte vereint wird, interessiert hier die scheinbare Nebengestalt der verheirateten Schwester. Die schwachen und beschränkten, nicht bösartigen Eltern wollen Paula, ohne auf ihre törichte Schwärmerei Rücksicht zu nehmen, standesgemäß verheiraten, so wie sie die ältere Elisabeth verheiratet

haben. Der Bewerber sei ein tüchtiger Mann, meint die Mutter. „Du liebst ihn jetzt noch nicht; du wirst ihn aber gewiß lieben lernen, wenn es erst deine Pflicht sein wird." Da tritt die Gräfin Elisabeth mit starker Anklage der Eltern für Paula ein. Ihr habt mich vor siebzehn Jahren mit den gleichen Worten zu einer Vernunftehe überredet, und ich bin unglücklich geworden; begeht nicht das gleiche Verbrechen an euerer zweiten Tochter! Wieder ist es ein versöhnlicher Zug, daß die Eltern wirklich und nach kurzem Widerstande nachgeben. Aber das Bedeutendste in der Erzählung, und ungemein charakteristisch für Marie Ebner, ist doch Elisabeths Verhalten. Sie lebt seit siebzehn Jahren in unglücklicher Ehe, und dies sind die ersten Worte der Klage und Anklage, die sie hören läßt, und auch diese nur von dem übermächtigen Wunsch herausgepreßt, der Schwester zu helfen. Still und stolz auszuharren, erscheint ihr als Pflicht, da ja dem Manne nichts eigentlich Schlechtes vorzuwerfen ist, außer daß er ihr an Fähigkeiten des Geistes und Herzens nachsteht. Heimliche Entschädigung und offener Bruch erscheinen ihr gleich unmöglich — „unsereins desertiert nicht von seinem Posten."

Der glücklosen Elisabeth verwandt ist die doppelt unglücklichere Maria in der weit ausgesponnenen Erzählung „Unsühnbar." Maria Dornach hat das doppelte Unglück, ihrer früheren Leidenschaft für einen Augenblick zu unterliegen, nachdem sie bereits die Gattin des ungeliebten Mannes geworden, und nach dem Fehltritt, der nun erst zum Verbrechen wird, ihren betrogenen Gemahl lieben zu lernen. Die Buße, die sie sich auferlegt, ist eine im Anfang befremdliche für jeden, dem die Gedankengänge der Dichterin unbekannt sind. Maria könnte in einem offenen Schuldbekenntnis Erleichterung finden; aber sie weiß, daß mit dem Glauben an ihre Unschuld auch das Lebensglück ihres Gatten niederbrechen würde. So wird die Stolze und Aufrichtige durch die Pflicht der Güte zu Unwahrheit und Feigheit gezwungen und siecht unter den Qualen dieses ihr naturwidrigen Verhaltens hin. Als dann aber der Graf und sein Erstgeborener durch einen Unglücksfall ums Leben kommen und nun das Dornachsche Majorat auf das Kind des Verführers übergehen soll, erklärt Maria nach der Testamentseröffnung: „Erich ist nicht erbfähig . . Ich kann die Lüge nicht mehr ertragen. Der ist tot, dem ich es zuliebe getan habe." Es ist eine Bekenntnisszene, die sich der Sündenbeichte in Tolstois „Macht der Finsternis" würdig zur Seite stellt.

„Unsereins desertiert nicht von seinem Posten", und „unsereins" sühnt, wenn es doch einmal eine Untreue begangen hat. Daß dieses „Unsereins" nicht etwa, wie man aus Gräfin Elisabeths zornigen Reden vielleicht entnehmen könnte, auf die Adelsgenossinnen Marie Ebners beschränkt ist, von denen möglicherweise ein besonders subtiles Ehrgefühl gefordert werde, ergibt sich am schlagendsten aus „Bozena", wo die proletarische Magd der gräflichen Ehebrecherin im Empfinden und Handeln sehr ähnlich gezeichnet ist. Das stattliche Mädchen lebt einer Aufgabe, der Erziehung Rosa Heißensteins, die von ihrer Stiefmutter vernachlässigt und wohl auch bedrängt, von ihrem Vater kaum beachtet wird. Irgendwelche Liebesabenteuer bleiben Bozena die längste Zeit fern, so daß sie ganz für ihr Pflegekind leben kann. Aber gerade im entscheidenden Augenblick, als Rosa mit ihrer ersten Liebe zu kämpfen hat, sieht sich auch Bozena durch ein Herzenserlebnis in Anspruch genommen. Zwar fühlt sie, daß der schwächlich unbeständige Mensch, den sie liebt, ihrer Liebe nicht würdig ist, aber trotz ihres Ringens vermag sie ihm

nicht zu widerstehen. Und in eben der Nacht, die Bozena bei ihrem Geliebten zubringt, flieht die allzu jugendliche Rosa mit einem lebensunerfahrenen unbemittelten Offizier. Bozena hat das Kind nicht behütet, so nimmt sie die Schuld an dem Unglück auf sich, sieht darin wohl auch etwas wie eine göttliche Strafe für die Sünde, die sie, nicht etwa durch die Liebesnacht an sich sondern durch die Untreue gegen ihr eigentliches Selbst, begangen — und macht nun aus ihrem ganzen Leben eine tatkräftigste Sühne. Sie reist dem viel umgetriebenen Paare nach und stützt es mit ihrer Erfahrung, ihrer Arbeitskraft, ihren Ersparnissen, sie bringt nach dem frühen Tode der beiden ihr verwaistes Kind ins großväterliche Haus zurück und ruht nicht, bis sie an dieser jüngeren Rosa gutgemacht, was sie an der ersten gesündigt zu haben glaubt. Und was fast mehr noch ist als diese Sühne: an ihrem ehrenvollsten Tage wird Bozena an jenen Fehltritt erinnert und könnte ihn aufs bequemste und sicherste abstreiten. Sie tut es nicht und bekennt sich offen zu ihrem damaligen Handeln.

Hängt Marie Ebner an diesen ringenden Menschen, die hoch aus begangener Schuld empor steigen, bei aller Strenge des Urteils mit mindestens ebenso leidenschaftlicher Sympathie wie an den nie Gesunkenen, so steht sie mit völliger Härte allen gegenüber, denen die Güte und der Wille zum Gutsein fehlt. Dabei ringt sie schwer mit der Frage, ob denn der von Natur Böse für seine notwendige Schlechtigkeit zur Rechenschaft gezogen werden könne. Ihre letzte Antwort ist, daß man zum allgemeinen Wohl schließlich von den Begriffen Rechenschaft und Strafe absehen und eben Notwehr gegen das Schlechte üben müsse. Die Novelle „Das Schädliche" geht mit furchtbarer Konsequenz allem Peinvollen dieser Sache am düstersten Thema nach. Ein Mädchen, erblich belastet durch die unstete, charakterschwache Mutter, entwickelt trotz der pädagogischen Bemühungen des edlen Vaters und der guten Tante und trotz frühzeitiger Trennung von der Mutter die ererbten Anlagen weit über die mütterliche Schlechtigkeit hinaus, und da sich mit diesem sittlichen Mangel Schönheit, Anmut und geistige Fähigkeit verbinden, so muß Lore das Verderben der in ihre Abhängigkeit geratenden Männer werden. Ihr Vater vergleicht sie dem „Schädlichen", dem Raubzeug, das der Jäger abschießt, ohne mit solcher Tötung das Gefühl des Strafens dem seiner Natur folgenden Geschöpfe gegenüber zu empfinden. Und als Lore nun noch vor der Hochzeit ihren Verlobten mit einem andern hintergeht, und als ein dritter von Lore Zugrundegerichteter die Flinte gegen sie erhebt, da läßt der Vater, in dessen Macht es stünde, das Mädchen zu retten, den tödlichen Schuß auf die eigene Tochter zu, weil eben das Schädliche aus dem Wege müsse. Freilich fühlt er sich nach diesem Gewährenlassen als ein Mörder und stirbt daran.

Allerdings bedeutet diese Erzählung eine Ausnahme unter Marie Ebners Werken; edlere Naturen sind ihr geläufiger. Und auch die Verfehlungen, wie sie bei Bozena und der Gräfin Maria eintreten, sind nicht so häufig dargestellt wie die Treue gegen das Selbst. Doch steht diese Treue keineswegs immer im Einklang mit den üblichen moralischen Anschauungen. In der „Totenwacht", einer der wuchtigsten Elendgeschichten der Dichterin, bringt der reiche Bauer, der seinen Vater nicht mehr zu fürchten braucht, seine Werbung bei dem ärmsten Mädchen des Dorfes vor. Er hat ihr Gewalt angetan, sie hatte ein Kind von ihm, und nun will er gutmachen, die noch immer Begehrte soll seine Frau werden. Da

dankt ſie Gott, daß das Kind geſtorben iſt: „Es iſt ein Engel im Himmel, und ich darf — Gott ſei Lob und Dank! — ich darf zu dem Menſchen dort ſagen: Ich nehm' dich nicht; lieber in die Höll' als in dein ſchönes Haus!"

So ſtolz kann dieſes Mädchen allerdings nur deshalb handeln, weil eben das Kind tot iſt. Lebte es, ſo würde nach Marie Ebners Anſchauung die Sorge für das Kind den Entſchluß der Mutter beeinfluſſen, und ſie würde der ſchwereren Pflicht folgen und den verhaßten Mann heiraten. Denn über allen Genuß der eigenen Perſönlichkeit, wie er in der Befriedigung eines gerechten Stolzes, eines leidenſchaftlichen erotiſchen Begehrens, einer beſonderen Berufsneigung liegt, ſtellt die Dichterin doch eben die Güte. Zur bedeutendſten Höhe ſchwingt ſich, und alſo am beſten dient dem eigenen Ich, wer anderen und zumal Schwächeren hilft. So weiſt in der Erzählung „Ihr Beruf" die klöſterlich katholiſche Johanna den geliebten Freier ab, weil er ein Freigeiſt und Kirchenfeind iſt. Aber als Forſter auf einer Forſchungsreiſe verunglückt und ihr ſterbend ſein verwaiſtes Kind ſchickt, da zieht das Mädchen ſein Nonnenkleid aus, um ganz der kleinen Waiſe zu leben. Und die Hofrätin aus „Ein kleiner Roman" iſt glücklich geworden in einer Ehe, in der ſie ſehr viel Glück ſchenken durfte; dabei hat ſie vorher einer leidenſchaftlichen Liebe entſagen müſſen. Und man betrachte den Grund dieſes „Müſſens." Ein adliger Witwer liebt die arme Gouvernante ſeines Kindes und wird aufs heißeſte wiedergeliebt. Und dennoch muß nach Marie Ebners Sittengeſetz die Ehe vermieden werden, weil kein innerliches Band beſteht zwiſchen der Erzieherin und dem Kinde ihres Geliebten, weil ſie alſo ihrer Mutterpflicht nicht würde genügen können. Und man beachte auch dies: das Mädchen iſt keine kalte Natur; ſie muß ihr Zimmer verſchließen und den Schlüſſel fortwerfen, um ſich in ihrer ſchwerſten Stunde vor ſich ſelber zu ſchützen.

Stellt das ſpätere Glück der Hofrätin wirklich ein „Idyll" dar? Sicherlich nicht. Viel weniger und auch viel mehr als das: einen tapfer erkämpften Frieden. Und die Dichterin ſolches erkämpften Friedens iſt Marie Ebner am liebſten und häufigſten. Nach leidenſchaftlichem Begehren, nach Opfer und Entſagung findet „Lotti, die Uhrmacherin" ihr ſtilles Glück, nach bitterſten Kämpfen und Enttäuſchungen wird die Lehrerin Claire „wieder die alte", ein wenn nicht beſeligt glückliches, ſo doch lebensmutiges und in ſeinem Beruf zufriedenes Mädchen. Und keine Lauheit des Empfindens und kein ſchwächliches Reſignieren oder Abſtumpfen führt dieſe Frauen in den Hafen, ſondern jene ſtarke und tapfere Grundanſchauung, die ihre Dichterin auf den Ausdruck gebracht hat: „Wenn man das Daſein als eine Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen."

Charakter und Entwicklung der englischen Frauenstimmrechtsbewegung.

Von

Dr. Frhr. von Mackay.

Nachdruck verboten.

Die grundlegende Idee der Frauenbewegung ist der politische Kampf gegen das angeblich ungerechte Regiment der Männer, für die Ausdehnung des demokratischen Prinzips von der natürlichen Gleichheit und Freiheit aller, worunter bisher immer nur das „stärkere" Geschlecht verstanden wurde, auf das schwächere Geschlecht. Da nun Politik keine Tugendübung ist, sondern die Vertretung der nächstliegenden Interessen mit allen Mitteln der Macht, so erscheint es als Gebot einfachster Logik und praktischen, gesunden Menschenverstandes, daß die Frauen, die sich für die Emanzipation ihres Geschlechts einsetzen, zunächst alles agitatorische Vermögen auf die Erlangung des Stimmrechts hin konzentrieren; denn nur so können sie die politischen Machtmittel gewinnen, die Bürgschaft der erstrebten sozialen Erhebung sind.

Dies Kausalgesetz ist mit dem politischen Instinkt, wie er der angelsächsischen Nation eignet, von niemand so scharf und klar erkannt und demgemäß zum Hebel der feministischen Bewegung gemacht worden als von den britischen Frauenrechtlerinnen. Die ersten Waffen zum Emanzipationskampf der Frauen in England wurden bekanntlich im sozialistischen Lager geschmiedet; Mrs. Pankhurst, die noch heute an der Spitze der ganzen Propaganda steht, war eine der Mitbegründerinnen der Independent Labour Party. Dann aber wandten sie und ihre Genossinnen das ganze Interesse der Frauensache zu und schwenkten, schon um ihre Propaganda auf eine breitere Basis zu stellen, ins bürgerliche Lager über. Es entstanden die beiden großen „streitbaren" Frauenverbände mit radikaler Färbung entsprechend der Herkunft der Gründerinnen: die Women's social and political Union, die heute über 50000 Mitglieder zählt, nach zentralistischen Normen verwaltet wird und die Kampftruppe ist, die von Zeit zu Zeit durch ihre vielberedeten Demonstrationen die friedlichen Bürger Londons aus ihrer Ruhe scheucht, die Women's Freedom League mit rund 20000 Mitgliedern, die nach dem Prinzip der Arbeitsteilung hauptsächlich die Kleinarbeit, die Anwerbung von Hilfstruppen in der Provinz, übernommen hat und dezentralisiert den Ortsgruppen weitgehende Selbstverwaltungsrechte läßt. Den streitbaren stehen die nichtstreitbaren Frauenverbände gegenüber, die gemäßigter Richtung ihre Ziele auf dem Wege der gesetzmäßigen Ordnung zu erreichen hoffen und seit einigen Jahren in der National Union of Woman Suffrage Societies mit rund 25000 Mitgliedern zusammengefaßt sind. Etwas abseits dieser Gruppenbildung steht auf der linken Seite die Women's Labour League, die 1906 zu Leicester gegründet wurde, wie schon der Name besagt, eine Organisation der proletarischen Arbeiterinnen ist und daher von der Arbeiterpartei

als Teilverband anerkannt wird, dabei aber doch viele Frauen liberaler Berufe wie namentlich Lehrerinnen und Beamtinnen zu den Ihrigen zählte, auf der rechten Seite der International Women's Franchise Club, der im Zusammenhang mit den Gesinnungsgenossen aller Länder mehr für die unpolitische ideelle Aufklärung über die Bestrebungen der Frauenbewegung zu wirken sich vorgesetzt hat und Männer wie Frauen aufnimmt. In der Hauptsache aber haben die englischen Frauenrechtlerinnen von Anfang an das Schwergewicht der Propaganda auf die Erlangung des Stimmrechts gelegt, eine Einseitigkeit, der zwar manche Mängel anhaften mögen, die aber als kluges taktisches Manöver doch sehr glückliche Wirkungen gezeitigt hat und gerade heute durch überraschende Erfolge der Frauensache im Parlament sich bewährt.

Das englische Wahlrecht ist bekanntlich nichts weniger als radikal-demokratisch. Stimmberechtigt sind gegenwärtig alle Männer, die ein Haus besitzen oder eine Mietwohnung zum Mindestwochenpreis von 4 Schilling innehaben, außerdem Angestellte und Bedienstete, deren Gehalt und Wohnungsverhältnisse rechnerisch dieser Bedingung entsprechen. Durch Bestimmungen, die einen längeren Aufenthalt am Wohnsitz verlangen, wird die aristokratische Nuance des Wahlrechts noch verstärkt und ein ganzes Heer an sich Wahlmündiger von seiner Ausübung ausgeschlossen. Die Liberalisierung des namentlich von den Sozialisten viel angefeindeten Wahlgesetzes gehört mit zu dem Reformprogramm der gegenwärtigen Regierung, und in Rücksicht auf dieses Versprechen erklärte Lloyd George am 4. Dezember vorigen Jahres in der zu Albert Hall abgehaltenen großen Versammlung der Verfechterinnen des Frauenstimmrechts, die Regierung beabsichtige, auf jeden Fall noch vor der Auflösung des Parlaments eine Wahlreformvorlage einzubringen. Der Entwurf werde keinen Abschnitt über weibliches Stimmrecht enthalten, weil das Ministerium selbst über diese Frage sich nicht einig sei. Es stehe aber einem Initiativantrag zugunsten des Frauenstimmrechts aus der Mitte des Unterhauses, von dem sich ja bereits 420 von 670 dafür erklärt hätten, nichts im Wege, und im Fall der Annahme werde das Ministerium die Verantwortlichkeit für das Zugeständnis übernehmen. Auf dieses unerwartete Entgegenkommen der Regierung hin faßten die Schrittmacherinnen der Frauenbewegung einen Entschluß, der wiederum ein glänzendes Zeugnis ihres diplomatischen Geschicks ist. Die sämtlichen streitbaren und nichtstreitbaren Verbände trafen ein Abkommen, wonach einstweilen alle Parteigegensätze zurückgestellt werden sollten, insbesondere die radikale Gruppe auf Fortsetzung ihrer berüchtigten Propaganda der Tat verzichtete, um gemeinsam und einträchtig auf das Zustandekommen eines der Frauensache günstigen Gesetzes im Sinne Lloyd Georges hinzuwirken. Die feierliche Besiegelung des Bundes war der große Festzug der Stimmrechtlerinnen vom 18. Juni in London, nach einmütigem Urteil der Presse die großartigste Kundgebung, die die Weltstadt seit vielen Jahren gesehen. Im Gegensatz zu ihren Vorläuferinnen, die durch das groteske, herausfordernde Benehmen der „boxenden Lady-Suffragettes" stets in wenig erfreuliche Tumulte ausgeartet waren, verlief sie in jeder Richtung achtunggebietend, würde- und weihevoll. Sie war gleichsam eine Heerschau, die die Summe der bisherigen organisatorischen Leistungen der Frauenrechtskämpferinnen der Öffentlichkeit vor Augen stellte: wie es in ungemein kurzer Zeit gelungen ist, aus der früher zersplitterten, dumpfen, gleichgültigen Masse der weiblichen Be-

völkerung eine durch tapferes Selbſtbewußtſein und heldenhaften Opferſinn und Korpsgeiſt ausgezeichnete Truppe zu machen. Sie bewies, wie dem ſchwächeren Geſchlecht ein hohes Maß gerade derjenigen Beanlagungen eignet, deren Mangel ihm das ſtärkere Geſchlecht mit Vorliebe vorwirft: politiſche Reife und Selbſtzucht. Die Suffragettes, die ſonſt die Geſte der Mänaden liebten oder ſich in der Poſe vergewaltigter Sklaven gefielen, kehrten diesmal die entzückende Seite der Frauenwelt hervor. „Lächelnd, Veſtalinnen gleich, ſelbſtbewußt, mit helleniſcher Grazie“ zogen ſie vorbei, und der Erfolg dieſer Beſinnung auf das echt Weibliche war nicht zu verkennen; die Gaffer, die in Erwartung eines neuen Ulks gekommen waren, verharrten in ehrfurchtsvollem Schweigen, deſſen Sympathiegefühle ſich bisweilen in Händeklatſchen oder Hurrarufen auslöſten, und viele Gegner der Frauenſache kehrten als deren Freunde zurück. Und der Stimmungsumſchlag, der im Verhalten der Menge zum Ausdruck kam, iſt nicht minder deutlich in den Kreiſen der führenden Berufspolitiker zu bemerken; das zeigen die jüngſten Verhandlungen über das Frauenſtimmrecht im Abgeordnetenhaus, die ganz neue Ausblicke auf die Entwicklungstendenz der Frauenbewegung in England eröffnen.

Die Aufgabe, einen Initiativantrag in der von Lloyd George angeratenen Weiſe zu ſtellen, übernahm der Abgeordnete Shackleton. Das aktive und paſſive Wahlrecht für die Gemeinderatswahlen beſitzen die engliſchen Frauen bekanntlich bereits. Shackletons ſogenannte Women's Conciliation Bill läuft darauf hinaus, dies örtliche Wahlrecht auf die Volksvertretungswahlen in der Form auszudehnen, daß die Stimmbefugnis der für die Männer geltenden Geſchäfts- und Wohnungsqualifikation unterworfen wird. Um dieſer Beſtimmung willen hat ſich der Entwurf arge Anfeindungen gefallen laſſen müſſen. Man hat ihn geradezu reaktionär geſcholten. Er gebe ausſchließlich das Wahlrecht zwei Gruppen von Frauen, nämlich einmal den unverheirateten Berufstätigen des Mittelſtands, die das Hauptkontingent zum Heer der ſtreitbaren Suffragettes ſtellen, und den Frauen der Geldariſtokratie, denen die reichen Gatten eigene Wahlwohnſitze zur Verfügung ſtellen. Dabei wird verblendeterweiſe oder gefliſſentlich die Tatſache verkannt, daß auf jede beſitzende Frau, die das Wahlrecht erhielte, mindeſtens ein Dutzend Frauen des vierten Standes kämen, die mit dem gleichen Recht ausgeſtattet würden: alle die unverheirateten Arbeiterinnen nämlich, die 4 Schilling oder mehr für ihre Wohnung bezahlen und ebenſo die Witwen, die ein kleines Häuschen beſitzen und keine Armenunterſtützung erhalten. Die Vorlage iſt alſo nicht nur nicht reaktionär, ſondern hat entſchieden ſozialiſtiſchen Charakter. Unter dieſem Geſichtswinkel wurde ſie denn auch im Parlament vornehmlich kritiſiert. Ihre eigentlichen Gegner waren die Abgeordneten, die überhaupt Feinde einer weiteren Demokratiſierung des Wahlrechts ſind, die die politiſche Gleichmacherei befehden, weil ſie dem Prinzip der Arbeitsteilung, der Zumeſſung der Aufgaben an die Befähigten und beruflich Qualifizierten widerſpricht, weil ſie von der unwahren Fiktion ausgeht, daß das Intereſſe jedes zur Wahl Zugelaſſenen gleich zu werten ſei. Dabei konnte man ſich auf keiner Seite des Hauſes der Einſicht verſchließen, daß durch das Zuſammenfließen der Frauenſtimmrechtsfrage mit der allgemeinen Reform des Wahlrechts eine merkwürdige Zwangslage geſchaffen iſt. Fallen nämlich jene Schranken der Geſchäfts- und Wohnſitzqualifikation für die männlichen Wähler, ſo muß automatiſch auch beim Frauenſtimmrecht die jetzt beabſichtigte

Individualisierung zunichte werden, was den meisten Abgeordneten um so gefährlicher erscheint, als die führenden Frauenrechtlerinnen trotz dem gegenwärtig gehaltenen Gottesfrieden ihre Herkunft aus dem sozialistischen Lager weder verleugnen können noch wollen. Erst in dieser Belichtung der Verhältnisse wird man sich der Tragweite der Abstimmung vom 12. Juli bewußt, wodurch die Conciliation Bill in zweiter Lesung mit der großen Mehrheit von 299 gegen 189 Stimmen angenommen wurde. Der Beschluß sichert zwar noch keineswegs eine baldige endgültige Erledigung der Vorlage; diese Entscheidung wird voraussichtlich sich noch lange hinausziehen und wahrscheinlich erst zugleich mit der Regelung des gesamten Wahlreformproblems erfolgen. Seine nächste Wirkung ist vielmehr die, daß nunmehr die Frauenstimmrechtssache gleichsam offiziell in den Kreis der großen Tagesfragen aufgenommen worden ist, die die Hauptantriebsquellen und -kräfte des politischen Lebens in England bilden. Der Antrag, die Bill einem „Standing Committee" zu überantworten, wo sie sang- und klanglos begraben worden wäre, wurde mit 320 gegen 175 Stimmen abgelehnt, der Antrag auf Überweisung an ein „Committee of the whole House" mit derselben Mehrheit angenommen. Dadurch ist der Vorlage eine eingehende Durchberatung zwar nicht in dieser bereits mit anderen Aufgaben überlasteten Sitzungsperiode, aber doch wohl in der nächsten und zwar in aller Öffentlichkeit gewährleistet; jedenfalls hat sie Bürgerrecht in Westminsters Volkspalast erworben und wird daraus sobald nicht verschwinden.

Wenn trotz der schwerwiegenden parteipolitischen Bedenken die Conciliation Bill so viele Freunde unter den Gemeinen fand, so erscheint diese Zurückstellung der Opportunitätsrücksichten als ein erfreulicher Sieg der höheren Einsicht in die ideellen Tiefen und Höhen des Frauenstimmrechtsproblems über die herzlich oberflächliche Art der bisherigen Behandlung. Die Abgeordneten gaben den Frauenrechtlerinnen Zusicherungen aufs Geratewohl und aus äußerlichsten Gründen der Nützlichkeit: bald um des Stimmenfangs willen, bald weil man hoffte, durch kleine Zugeständnisse sich gegen die tätlichen Angriffe der Suffragettes zu sichern, bei denen der Mann fast stets eine lächerliche Rolle spielt, bald weil man sich in der Geste des erhabenen und darum freigebigen „Herrn der Welt" gefiel. Und ebenso waren die intellektuellen Waffen, mit denen man gegen die Ansprüche der Frauen focht, denkbar gebrechlichster Art. Man hielt sich an das bekannte Inventar der politisierenden Kleinkrämer, dessen einzelne Stücke dadurch, daß sie sich mit der Patina des Alters überziehen, noch keineswegs heilig und unveräußerlich werden. Es fehle der Frau am „natürlichen" politischen Instinkt, sie sei zu wenig praktisch und zu sehr Augenblicksstimmungen unterworfen, um an den großen nationalen Aufgaben förderlich mitwirken zu können; durch die künstliche Erhebung des Weibes zu einem *ζωον πολιτικον* werde nur seine liebenswürdige Eigenart zerstört und Unfrieden in das Familienleben hineingetragen. Und was dergleichen Beweisführungen mehr sind, bei denen ersichtlich Voreingenommenheit, Einseitigkeit und Überlieferung die Mutter der Logik ist, und die zudem durch die Erfahrungen in den Staaten, in denen das Frauenstimmrecht bereits eingeführt ist — Norwegen, Finnland, Australien, Neuseeland und vier Staaten der nordamerikanischen Union — in keiner Weise gestützt werden. Das Unterhaus beförderte dann auch dieses Rüstzeug der Frauenrechtsgegner nunmehr zu sanfter Ruhe dahin, wo es hingehört:

in die Truhe des Altväterhausrats. Wohl aber geben jene Länder, die zuerst der Frau freies Feld zur Betätigung auf der parlamentarischen Bühne einräumten, Zeugnis von einer höchst schätzenswerten Erhöhung und Vervielfältigung der Lebensbetätigung des politischen Organismus durch die Einführung des weiblichen Ferments in der Richtung, daß dem männlichen Denken und Empfinden die modernen Probleme der Sozialpolitik und Sozialethik, des Sexualismus, der Volks- und Rassenhygiene, der allgemeinen menschlichen Zivilisation überhaupt näherrücken, durch die reichen Erfahrungen und andersartige Auffassung der Frauen vertraulicher und deutlicher werden, und daß so ihr Gewicht richtiger gewertet, ihre Lösbarkeit eindringlicher durchschaut wird. Die Frauenbewegung in ihrer Allgemeinheit ist die größte und bedeutungsvollste sachlich soziale Erscheinung der Gegenwart; beim Kampf für das Frauenstimmrecht handelt es sich um eine der gewichtigsten Entscheidungen auf dem Gebiet der politischen Kultur: darin, daß im englischen Unterhaus die Erkenntnis dieser Wahrheiten siegte, liegt die weitragende, unvergängliche Bedeutung der Verhandlungen vom 12. Juli. Andrerseits stand man gerade durch diese gänzliche Neuorientierungen der Betrachtungsweise der Conciliation Bill höchst unsicher gegenüber, wie es äußerlich darin zum Ausdruck kam, daß ihr gegenüber das konventionelle Schema des Parteiwesens völlig versagte. Es stimmten für und gegen die Vorlage sowohl Konservative wie Liberale, und zwar bildeten die Opposition 113 Abgeordnete der Rechten, 76 der Linken, darunter 14 Nationalisten und 2 Sozialisten. Gleichwohl bleibt das Gesamtergebnis der Verhandlungen die Tatsache, daß die Aussichten der Stimmrechtlerinnen heute so günstig sind, wie es noch vor kurzer Zeit durchaus außerhalb der Wahrscheinlichkeit lag. England scheint berufen, über kurz oder lang den Versuch mit einer Neugestaltung des parlamentarischen Mechanismus im Sinn der Frauenemanzipation als erste Weltmacht zu unternehmen, ein Vorgehen, das notwendigerweise auf die anderen Kulturstaaten Europas vorbildlich einwirken und auch hier die Frauensache vorandrängen müßte. Und welche Nation könnte geeigneter und geschickter zu einer solchen Mission sein als die britische, die noch stets in ihrer genialen und doch nüchternen Konzeption konstitutioneller Probleme als die beste politische Lehrmeisterin der Welt sich erwiesen hat?

* * *

Mazzini verglich die Gesamtheit der Männer und Frauen zwei kräftigen Flügeln, die die Seele der Menschheit zu den ihr vorschwebenden Ideen der Vervollkommnung emporheben; nehme man einen von jenen Flügeln ab, so sinke die Menschheit zusammen, und es schwinde jede Hoffnung, dieses Ideal jemals zu erreichen. Der große Politiker und Denker eilte mit dieser Auffassung der Geschlechterfrage seiner Zeit weit voraus. Denn damals war noch den Männern das Recht und die Pflicht unbestritten, beide Flügel zu sein, die den Körper, die Frauenwelt, trugen und emporhoben. Durch die neuzeitliche Revolution der wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen ist dies Prinzip des Gleichgewichts und der Fortbewegung zu den Höhen der letzten Menschheitsziele hin illusorisch gemacht. Das Gesetz Mazzinis tritt an seine Stelle und zwar mit solcher zwingenden, elementaren Gewalt, daß es im Grunde eine Opposition gegen die umstürzlerische Neuerung gar nicht mehr gibt. Der Konservativismus sucht sein Heil nur noch

in Kompromissen und weiß namentlich auch der Stimmrechtsfrage gegenüber keinen anderen als diesen vom Gefühl der Schwäche gewiesenen Weg. So meint z. B. Adolf Mayer in einer sonst sehr scharfsinnigen Abhandlung zur Frauenfrage in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft [1]), daß „gegen das Wahlrecht der unverheirateten Frauen und Witwen nichts zu erinnern sei", und hält es ebenso für selbstverständlich, daß die Fabrikarbeiterinnen zu den Gewerbegerichtswahlen hinzugezogen werden. Die Vernunftsidee, aus der heraus eine solche Individualisierung des Frauenstimmrechts gefordert wird, in allen Ehren: die Erfahrung lehrt, daß die Praxis des politischen Lebens mit der ihr eigenen Gewalttätigkeit über solche theoretische Axiome hinwegschreitet. Sie will alles oder nichts und betrachtet das Spezielle nur immer als Durchgangspaß zum Generellen. Dieser Entwicklungsgang wird sich, das zeigen die gegenwärtigen Vorgänge in England mit besonderer Schärfe, auch beim Frauenstimmrecht nicht aufhalten lassen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß gerade die radikale Linie den Weg zur wirklich befriedigenden und endgültigen Lösung des Wahlrechtsproblems weise. Im Gegenteil, es ist anzunehmen, daß eben durch die Verfolgung des demokratischen Gleichheitsprinzips bis zu den letzten Konsequenzen dessen Unzulänglichkeiten und Mißlichkeiten, die schon heute kein Einsichtiger übersehen kann, allgemein erkannt werden, und daß damit das Verlangen der Revision des Wahlsystems nach selektionistischen Normen stärker und stärker werden wird. „Die Wahrheit hat Kinder, die sie beim Fortschreiten verleugnen muß: die Wahrheiten" — hat eine kluge Frau gesagt.

[1]) XII, 1909, S. 1 ff.

Arbeitsaussichten der deutschen Auswanderin in Chile.

Von

Maschka von Kretschman-Eckmann.

Nachdruck verboten

Je mehr auch die deutsche Frau sich den alten Schlaf aus den Augen reibt und, gezwungen durch wirtschaftliche Notwendigkeiten, aber auch durch den Drang, freiwerdende Kräfte nutzbringend zu regen, ein Bollwerk nach dem andern aus dem Wege räumt, das sie bislang von den verschiedenen Berufen absperrte, desto beunruhigender macht sich eine Begleiterscheinung dieses Tuns fühlbar: die Überfüllung aller Berufe und die daraus hervorgehende atemlose Konkurrenzjagd. Erschwerend tritt hinzu, daß alle Propaganda der Frauenvereine es nicht vermochte, gleichen Lohn für gleiche Arbeitsleistung für die Frau zu erwirken. Trotz dieser längst erkannten und beklagten Kalamitäten hat man sich gar nicht oder doch sehr wenig nur mit dem Gedanken vertraut gemacht, brachliegende und ausgebeutete Frauenkraft in jungen Kulturländern fruchtbar zu verwerten, Suchenden neuen Boden zu weisen.

Was der Mann längst erkannte, gilt auch von der Frau, die Mut zu neuen Dingen hat: es ist heilsam und stärkend, sich vom Wind der Weiten umwehen zu lassen, auch wenn der oft recht stürmisch daherfährt. Er jagt Wolken fort und schafft Raum zu frei-frischem Tun, dem krönender Erfolg winkt und die Genug-

tuung, Kultursamen in empfänglichem Boden zur Frucht reifen zu sehen. Es ist sehr zu begrüßen, daß deutsch-patriotische Frauenvereine eine lebhafte Agitation für Frauenarbeit in Südwestafrika entfalten, durch Gründung eines Heimathauses den mutigen Auswanderinnen Erleichterungen bieten und die Möglichkeit zu sach- und landgemäßer Ausbildung. Aber es wäre falsch, wenn im allgemeinen gewiß löblicher Patriotismus nun unsere unternehmungslustigen Geschlechtsgenossinnen veranlassen würde, ihr Augenmerk lediglich auf diese unsere Kolonien zu richten, deren Gegenwart recht sehr primitiv und entbehrungsreich, deren Zukunft immerhin noch unsicher ist, mindestens auf Jahre hinaus für schwere Arbeit unter Verzicht auf alle Kulturfreuden relativ geringen Lohn bietet.

Ich möchte die Aufmerksamkeit meiner Landsmänninnen nun auf ein aufblühendes, eminent zukunftsreiches Land lenken, in dem lohnende Frauenarbeit nicht den Verzicht auf alle Lebensschönheit fordert, und das ich aus eigener Anschauung kenne und liebe. Die sich an Südamerikas felsiger Westküste lang und schmal hinstreckende Republik Chile gilt seit Menschenaltern als der Hort der intellektuellen Entwicklung dieses Kontinentes. Als die Schwesterrepubliken, kurz nach Abschüttelung des spanischen Joches im Jahre 1810 in blutigen, sich periodisch wiederholenden Bürgerkriegen sich selbst aufrieben und kleinlich-parteiliche Interessenpolitik alle die Kräfte absorbierte, die besser für ernstes Kulturstreben benutzt worden wären, arbeitete man in Chile still und emsig an der Ausgestaltung eines geordneten Staatswesens. Präsidenten mit eiserner Hand und einer streng konservativen Sinnesrichtung (wie sie für dies eben zum Nationalitätsgefühl erwachte, heißblütige Volkswesen einzig am Platze) zwangen allzu neuerungssüchtige liberal-demokratische Wildlinge unter ihre Fuchtel und sorgten hier für Ruhe und Ordnung, bis daß das Land für diesen Liberalismus reif wurde. Nachdem sie sich den araukanischen Süden endlich unterworfen hatten, sannen sie auf Kolonisierung dieser weiten, noch ganz unerforschten Gebiete. Präsident Manuel Bulnes war es, der im Jahre 1843 Don Vicente Perez Rosales beauftragte, die Distrikte südlich vom Flusse Bio-bio zu bereisen, und eine planmäßige Propaganda für deren Besiedelung ins Werk zu setzen. Unter seinem Nachfolger Manuel Montt, der von dem ungemein energischen und rechtlichen Antonio Varas unterstützt wurde, warb der deutsche Gelehrte Philippi in seiner Eigenschaft als Ansiedlungskommissar die ersten 85 deutschen Kolonisten an, welche nach 120tägiger Fahrt auf der Bark „Hermann" in Valdivia anlangten. Diese amtlich betriebene Kolonisation dauerte von 1850 bis 1866, und es wurden in dieser Zeit zirka 3000 Deutsche angesiedelt, deren Enkel und Urenkel jetzt als sehr wohlhäbige Gutsbesitzer oder ebenso wohlhäbige Bürger der fast ganz deutschen südlichen Handelszentren Valdivia, Puerto Montt, Puerto Varas, Osorno, Temuco, Cotulmo, auf eigenem Grund und Boden hausen. Trotz ihrer offiziellen chilenischen Nationalität sind sie in Sprache und Sitte urdeutsch geblieben, und eine sommerliche Erholungsreise in diese kühlen südlichen Bezirke erweckt dem deutschen Bewohner Mittel- und Nordchiles wehmütig-freundliche Reminiszenzen an heimatliches Landidyll. Unter den liberalen Präsidenten Santa Maria und Balmaceda wurde eine gründliche Neuorganisation des gesamten Bildungswesens auf deutscher Basis vorgenommen. Besonders Balmaceda, der im Jahre 1886 die Regierung antrat und nicht weniger als 1500 Schulen mit 100 000 Schülern und einem Kostenaufwand von 300 000 Dollar gründete, erkannte die Notwendigkeit eines gut geschulten Lehrerpersonals, nicht nur für Volks- und höhere Schulen, sondern auch für die Lehrerseminare. Claudio Matte, Valentin Letelier und Federigo Puga-Borne befürworteten auf Grund ihrer Kenntnisse deutschen Unterrichtswesens die Berufung nur deutscher Pädagogen beiderlei Geschlechtes, zu deren Engagement Abelardo Nunez, selbst tüchtiger Schulmann, nach Deutschland entsandt wurde. — Daß nach dem siegreichen Feldzuge gegen Peru und Bolivia deutsche Offiziere zur Reorganisation des Heeres verpflichtet wurden, daß deutsche Kaufleute, deutsche Großbanken sich um den ökonomischen Fortschritt des Landes verdient machten, sei hier nur nebenbei erwähnt.

(Ich verweise auf meine detaillierten Angaben über kommerzielle Beziehungen usw. in den Nummern 925, 928, 931 der Kölnischen Zeitung, Jahrgang 1909.) So verdankt Chile seinen kulturellen Hochstand, der es über seine Schwesterrepubliken, selbst das reichere Argentinien erhebt, im wesentlichen deutscher Arbeit. Und das Sonnenland hat sich stets dankbar erwiesen. Es fördert deutschen Unternehmungsgeist, wo ihm dieser mit ernsthaften Projekten entgegentritt, und die Regierung hat es immer noch verstanden, deutschfeindliche Strebungen wirksam zu unterdrücken. Leider ist Deutschlands Eifer in letzten Zeiten etwas erkaltet, was um so bedauerlicher ist, als sowohl John Bull wie Bruder Jonathan es sich angelegen sein lassen, sich breit in das durch deutschen Fleiß bereitete Nest zu setzen. Dieser bedauerlichen Indolenz deutscher leitender Kreise gegenüber ist es besonders anzuerkennen, mit welchem Eifer und welcher Konsequenz der gegenwärtige chilenische Gesandte in Berlin, Don Augusto Matte, daran arbeitet, immer neue Arbeiter des Geistes für sein Vaterland zu gewinnen. Seine reiche Erfahrung und sein scharfer Geist lehrten ihn erkennen, daß alte Kultur und starke Tradition eines festgefügten Reiches der jungen Republik dienlicher sind, als marktschreierisches Yankeetum. Zu diesen ideellen Vorteilen eines geordneten Staatswesens treten noch die materiellen eines unerhört reichen Bodens, eines schier paradiesischen Klimas ohne jede tropischen Schädlichkeiten, einer zauberschönen Natur, die in uns allen, die wir je Chiles Boden betreten haben, ein Heimweh nach der strahlenden und doch milden Sonne, nach der Anden schneeblitzenden Gipfeln nie sterben lassen.

Wenn für den Mann der Satz gilt, daß der Energische, Arbeitsfrohe, und nicht gerade allzu hart mit Dummheit Geschlagene unbedingt seinen Weg in Chile machen wird, so ist er, zwar mit Einschränkungen, auch auf die Frau anwendbar, welche, gestützt auf gründliche fachliche Ausbildung, das Land des Salpeters aufsucht. Aber man soll mir nicht den Vorwurf allzu rosiger Anschauung machen dürfen, als sei Chile „Oplid mein Land, das weithin leuchtet." So will ich zunächst von den oben erwähnten Einschränkungen reden. Die schreiendste Gefahr für die junge Europäerin aller Stände ist die sittliche: Verführung und Verschleppung in eins der zahllosen und ganz unkontrollierten Bordelle. Der Chilene huldigt in sexualibus Anschauungen, die ich als primitive bezeichnen möchte, und die Europäerin ist ein begehrtes Wild, da er in ihr allerhand Raffinements vermutet, die seiner Landsmännin noch fremd sind. Dazu kommt, daß die alleinstehende, arbeitende Frau ein Novum bedeutet. Obgleich man andererseits der landfremden „Gringa" viele Konzessionen macht, so wird sie doch charakterstark und sehr diplomatisch sein und ihrer jungen Lebenslust manches Opfer bringen müssen, um sich eine soziale Position zu erringen, die fruchtbare Arbeit ermöglicht. Sie wird diese Diplomatie leider auch vielen der eigenen Landsmänninnen gegenüber brauchen, die alte Vorurteile mit deutscher Treue konservieren und, sofern sie heiratsfähige Töchter haben, in dem selbständigen Mädchen eine gefährliche Konkurrentin auf dem Heiratsmarkt wittern. Dann lassen die Wohnungsverhältnisse zu wünschen übrig. Pensionen gibt es nicht, oder doch nur in Santiago und Valparaiso, und auch diese primitiv genug. Restaurants werden von Damen nicht besucht, chambre garnie ist aus obigen Gründen zu widerraten. Die Auswanderin wird sich zunächst in einem der nicht teuren und relativ guten Hotels einmieten, und von dort aus Unterkunft bei einer europäischen Familie suchen müssen, was sie stets finden wird. Stehen ihr Barmittel zu Gebote, so tut sie gut, sich für ein Billiges ein Haus zu mieten, oder eine kleine Etage in einer der wenigen Mietskasernen. Lebensmittel und Dienstboten sind billig. Erstere sehr gut, letztere sehr schlecht. Jungen Erzieherinnen kann nicht dringend genug abgeraten werden, Stellungen in chilenischen Häusern anzunehmen. Die Gouvernante im Haus war bislang ganz unbekannt, und erst jetzt fängt es an als schik zu gelten, mit einer solchen zu prunken. Aber man ist durchaus nicht in der Lage (von wenigen Ausnahmen natürlich abgesehen), den Damen die Stellung im Hauswesen zu geben, auf die sie Anspruch haben. Dasselbe gilt von Gesellschafterinnen, Stützen, kurz

von allen Kategorien der höheren Hausbeamtin, allenfalls nurses und kostspielige Zofen ausgenommen. Auch für die Handelsangestellte sind die Aussichten auf lohnenden Verdienst und schnelleres Fortkommen als in der Heimat sehr gering. Hier herrscht unumschränkt der Mann. Und der dürfte bei seiner guten Bezahlung und der Möglichkeit, schon in ganz jungen Jahren selbständige Stellungen zu bekommen, recht wenig geneigt sein, den weiblichen Kollegen einen Platz an der Sonne einzuräumen. Wenn ich nun noch zuguterletzt einräume, daß man auf viele Freuden und Anregungen einer verfeinerten Kultur, ja, oft sogar eines gewohnten Komforts verzichten muß (es gibt nur in der Hauptstadt Santiago eine italienische Oper. Was sonst noch an Schaustellungen existiert, sind Kinematographentheater und kleine Operettenbühnen, welche sich nicht über das Niveau eines Tingeltangels erheben. Konzerte, Vorträge sind gleichfalls selten und nicht immer von einwandfreier Güte), so wären damit die Schattenseiten erschöpft.

Das leichteste Fortkommen, ja, Aussicht auf Reichtum, möchten Schneiderinnen, Modistinnen, Korsettieren, Wäschenäherinnen finden, vorausgesetzt, daß sie eine sehr gute Ausbildung und Geschmack haben. Sind sie einigermaßen kapitalkräftig, so wäre die Errichtung eines Ateliers sehr lohnend. Die Chilenin ist sehr elegant, auch wenn sie dem bei uns meist so trostlos „einfachen" Mittelstand der Provinz angehört. Die französischen Ateliers arbeiten zu horrenden Preisen, der Zoll auf Importe beträgt 60 Prozent des Fakturawertes, so daß für Schwächerbemittelte eine wirkliche Schneiderkalamität besteht. In den mittleren und kleinen Städten Mittel- und Nordchiles wäre z. B. die Errichtung von Ateliers ratsam, in denen die gesamte weibliche Bekleidung nach Maß angefertigt sowie fertig verkauft wird, alles in einer möglichst weiten Preisskala.

Da in steigendem Maße die Chilenin der mittleren Schichten sich der Berufstätigkeit zuzuwenden beginnt und besonders als Verkäuferin, manchmal sogar auch als Buchhalterin, in den heimischen Detailgeschäften arbeitet, würde eine tüchtige Handelslehrerin ihr Brot finden. In den vor bald 25 Jahren von Frau Jenschke-Weigle im Regierungsauftrag organisierten und jetzt musterhaft geleiteten Mädchenfortbildungsschulen wird die kaufmännische Ausbildung nur ganz elementar betrieben, und in den vielen und staatlich konzessionierten Handelsschulen sind Frauen entweder nicht zugelassen oder doch, bei der dort nicht ganz zu Unrecht herrschenden Abneigung gegen jede Art Koedukation, nicht gern gesehen.

Ganz ungewöhnlich gute Zukunftsaussichten würden alle landwirtschaftlichen Betätigungen haben. Ich denke dabei in erster Linie an Landschafts- und Blumengärtnerinnen, die über ein kleines Kapital verfügen, um sich käuflich oder pachtweise in der Nähe der Städte anzusiedeln, zu welchem Zweck übrigens bedeutend geringere Barmittel nötig sind als bei uns, weil das staatlich beaufsichtigte landwirtschaftliche Kreditwesen sehr gut funktioniert. Die Gärtnerinnen würden völlig konkurrenzlos arbeiten können. Denn obgleich Chile mit seinem fast einzig in der Welt stehenden wunderbaren Klima das Paradies der Früchte und Blumen ist, und jeder Chilene sich und sein Haus mit Blumen zu schmücken liebt, liegt die Blumenkultur sehr im argen. Sie wuchern eben wild in üppigster Fülle, die Kinder Floras. Aber nur vereinzelte reiche Liebhaber haben in Europa gelernt, die Wildlinge zu veredeln, so daß jetzt der komische Fall vorliegt, daß man im rauhen Berlin z. B. schönere und seltenere Pflanzen sieht, als im sonnigen Santiago. Dort und in Valparaiso besteht je ein in deutschem Besitz befindlicher Blumenladen, der entsetzlich geschmacklose „Arrangements" zu horrenden Preisen verkauft! Mit Früchten und Gemüsen steht es besser, es existieren schon exportfähige Konservenfabriken, aber der Markt vertrüge noch gut einen tüchtigen Zuwachs von Produzenten. Das gleiche gilt von der Geflügel-, vor allem der Milchwirtschaft. Auch würden Gärtnerinnen, Meierinnen, Geflügelzüchterinnen eventuell auf den großen Haziendas reich dotierte Stellungen und ein interessantes Arbeitsfeld finden können; ja, eine Gartenbauschule nach deutschem Muster, vielleicht im

deutschen Süden betrieben, dürfte mit der Zeit auf starke Frequenz und staatliche Subvention zählen können.

Last not least öffnet sich der Frau das ganze große Reich der Krankenpflege. In den staatlichen, gut eingerichteten Krankenhäusern pflegen französische Nonnen, die jedoch den Bezirk des Hauses nicht verlassen dürfen, so daß bis vor einigen Jahren die Hauspflege überhaupt nicht existierte. Diesem unerträglichen Zustand steuerte der Universitätsprofessor Moore, indem er selbst Pflegerinnen ausbildet. Aber die Nachfrage übersteigt bei weitem das Angebot, ganz besonders fehlt es an Wochen- und Säuglingspflegerinnen. Und die Säuglingssterblichkeit ist die größte der Welt, dank mütterlicher Unvernunft, väterlicher Verseuchtheit und Mangel an privater und öffentlicher Hygiene. Auch an Hebeammen ist noch Mangel. Ein Ziel, aufs äußerste zu wünschen, wäre es, wenn sich mehrere Krankenschwestern vereinigten, um, zunächst im kleinsten Maßstabe, Wöchnerinnen- und Säuglingskliniken zu gründen, an denen, gerade wie bei uns, junge Mädchen pflegen lernen könnten. Solche Klinik müßte zunächst in einer Stadt mit deutschem Hospital eröffnet werden: Valparaiso oder Concepcion, später Santiago, wo ein Hospital im Bau ist, damit die deutsche Ärzteschaft diesen Anfang unterstützt und dadurch auch die Einheimischen heranzieht. Turnen, Massage, Heilgymnastik usw. müßten hinzutreten, so daß ein kleines Musterinstitut erstünde, ein wesentlicher Faktor zur dringend nötigen Gesundung des an und für sich tapferen und kräftigen chilenischen Volkes. Auch hier würde Staatshilfe nicht zu lange auf sich warten lassen.

In Umrissen habe ich zu zeigen versucht, auf welchen Gebieten deutsche Frauenarbeit in Chile fruchtbar werden könnte. Die Formen des sozialen Lebens, in seinen oft uns fremdartig anmutenden Spiegelungen und Brechungen zu schildern, würde zu weit führen und zudem doch kein echtes Konterfei der dortigen Existenzbedingungen geben. Ebensowenig kann ich der einzelnen prophezeien (was so oft von mir verlangt wird), ob sie sich wohlfühlen wird oder nicht. Das sind lediglich subjektiv bedingte Temperamentsfragen. Der eine kann nur auf geebneter Straße, umgeben von einer alten und tradionellen Kultur, vorwärtskommen; der andere dagegen fühlt sich bedrückt durch diese Festgefügtheit, eckt überall an Unabänderlichkeiten an und zerreibt sich innerlich aus Mangel an Ellbogenfreiheit. Das Gefühl, Kulturträger zu sein, die Befriedigung, Neues auf neuer Bahn zu erreichen, läßt viel Liebgewordenes an Künsten und sonstigen Lebensschönheiten verschmerzen. Und die Zauberschönheit der Natur, das Gesunde, Kraftvolle der Arbeit auf „vorgeschobenem Posten", Schulter an Schulter mit manch tapferem Landsmann, die ganze, oft sehr malerische Eigenart dortigen Lebens, basierend auf spanischer Überlieferung, all das scheinen mir gute Äquivalente für unsere großstädtischen Plästerlichkeiten, für unsere tolle Jagd nach Arbeit und Genuß. Arbeitslust, gründliche Kenntnisse, Energie und klares, nüchternes Auge: dann wird die deutsche Frau, eine wertvolle Kulturträgerin, im Sonnenland Chile den Boden finden, in dem sie wurzeln kann. Dadurch dient sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihrem Vaterland!

Das Ende einer Freundschaft.

Von

J. Haardt.

Nachdruck verboten.

Eisik Aron, der Metzger, stand an der Tür seines Hauses.

Groß, stark gebaut stand er da, wie aus Erz gegossen, mit dem Gesicht und den Gliedern eines assyrischen Löwenbändigers, umschlottert von einem Anzug, reich an Flecken und Flicken. Von seinen Hüften hing eine Schürze herab, die einstmals weiß gewesen sein mochte. Jetzt starrte sie von Blut und Schmutz.

Eine Fleischsäule rechts, eine zweite links. Darüber, mit Haken an einen Strick gehängt, eine Reihe darmgefüllter Blasen. Und in diesem Rahmen die unbewegliche Männergestalt.

Mit verschleierten, fernsehenden Augen starrte der Eisik über den Pfarrgarten hinweg in die Luft.

Die Straße lag verödet. Das Gackern eines Huhnes, das gedämpfte Brüllen einer Kuh klangen dann und wann in das Sausen des Morgenwindes. Dazwischen ein Gekreische aus der dunklen Tiefe, die hinter dem breiten Rücken Arons in das Morgenlicht gähnte.

Hörte er es oder hörte er es nicht? Kein Muskel in seinem Gesicht bewegte sich. In stumpfer, gleichgültiger Ruhe blieb es der blauen Ferne zugewandt.

Das Haus mit einem daranstoßenden schmalen Höfchen stand an der Hauptstraße des Dorfes zwischen zwei größeren Häusern. Ein wackeliges, stark beschädigtes Tor verbarg so gut es konnte den Greuel des düsteren Hofes, der dem Eisik als Schlachthaus und der Frau Sara als Wäschetrockenplatz diente.

Unter dem Tor lief eine Rinne hervor, an Schlachttagen mit trübem, rotgefärbtem Schlammwasser angefüllt, das heraussloß in die Straßengosse, und, langsam weiterschleichend, seinen Weg in den Bach vor dem Dorfe suchte.

So schmutzig wie der in die Klarheit des Morgenhimmels starrende Besitzer sah das Haus aus mit seinem abbröckelnden Verputz und seinen blinden Fensterscheiben.

Für die Sara, die Gattin des Eisik Aron, waren Wasser und andere Reinigungsmittel ebenfalls lästige Erfindungen. In ihrem vollen Gesicht blitzten dunkle Schlitzaugen. Die ins Fette zerflossene Gestalt steckte an Wochentagen in Hüllen, deren Reinlichkeitsqualitäten so viel zu wünschen übrig ließen, wie die ihres Gatten. Nur am „Schawwes" zeigte sich, welche augenergötzende Pracht durch Arons berufliche Tätigkeit beschafft werden konnte. Dann umgab ein Rauschen und Glänzen die kleine, dicke Frau, daran die Nachbarinnen ihre Augen je nach ihrer Gemütsbeschaffenheit mit Staunen oder Neid weiden konnten.

Jetzt lärmte eine Kinderschar aus der Tiefe des Hauses hervor. Vier an der Zahl. Die hockten sich um den Vater auf die Treppe und fingen eine Balgerei an, während hinter den geschlossenen Stubenfenstern der Jüngste in der Wiege und der vorjüngste, auf dem Boden herumrutschende Sprößling ein großes Klagegeschrei erhoben.

Wie ein Fels im Meer stand Aron und rührte sich nicht. Auch dann nicht, wenn einer der Buben ihm unsanft gegen die Beine fuhr.

Der Drittälteste des Sechsgespannes, Nathan, von der Maria im Pfarrhaus über der Straße „der Schwarze" zubenannt, war in allen dunklen Punkten seines äußeren

Menschen schwärzer als seine Brüder: schwärzere Augen, schwärzere Haare, schwärzeres Gesicht, schwärzere Hände. Aber sein Kinderherz war erfüllt von einer unbezwingbaren Sehnsucht nach Wasser und Waschen.

Nur kurze Zeit spielte er vor der Haustür, dann stieg er mit seinen krummen nackten Beinchen die Treppe hinan und schrie aus Leibeskräften ins Haus hinein: „Mutter, wesch' mich. Mutter, wesch' mich."

Doch keine andere Antwort als der Zweigesang der beiden Jüngsten schallte aus der Tiefe wieder.

Nathan verzog sein Mäulchen, als ob er weinen wolle und hub abermals an: „Mutter, wesch' mich. Mutter, wesch' mich."

Er besaß Übung in diesem Mahngeschrei. Man hörte es ihm an, daß es nicht zum ersten Male erklang. Eine gewisse Art der Betonung verriet Schulung und Methode, wie etwa ein Bahnschaffner oder Unteroffizier einen besondern Stimmeffekt erzielt.

Höher, mahnender, dringlicher erhob sich die Kinderstimme in die Luft.

Noch immer keine Antwort.

Da kam dem Schreier Beistand von der höchsten elterlichen Gewalt. Lässig den Kopf umdrehend, aber mit der Stimme eines Löwen, schrie Eisik Aron ins Haus hinein: „Sara, der Nathan will gewesche sein. Wesch m'r den Nathan." Er unterstützte gern den auffallenden Reinlichkeitstrieb, den dieser Sohn seit einiger Zeit bekundete. Er war stolz darauf, daß der Nathan so ein sauberer Bub war.

Die Stubentür ging auf. Ein Frauenkopf, umstarrt von schwarzem Wirrhaar, erschien in der Türspalte und schrie ärgerlich: „Du dreckiger Bub! Kannscht nit warte, bis ich gewesche bin?"

Es dauerte nicht lange, da erschien der gewaschene Nathan wieder auf der Bildfläche.

Gewaschen? Nun ja. Mit dem Familienschwamm war ihm Frau Sara mal übers Gesicht gefahren. Dann hatte sie ihm, da das Familienhandtuch hinter die Wiege gefallen war, mit einem Schürzenzipfel über die feuchte Nase gewischt und hatte nach der Tür gewiesen.

Aber der Nathan war stehen geblieben. „Die Händ' aach wesche."

„Du dreckiger Bub," schalt die Mutter erbost. Jedoch eingedenk der eheherrlichen Gewalt, die hinter den Reinlichkeitsgelüsten Nathans stand, bequemte sie sich zu einer flüchtigen Eintauchung der Kinderhände in das Familienwaschwasser und trieb dann den aus der Art geschlagenen Sohn aus der Nähe der Waschschüssel weg, zur Tür hinaus, damit der Anspruchsvolle nicht etwa noch eine Fußwaschung begehre.

Nichts dergleichen drohte aus dem innersten Willensbezirk des nunmehr befriedigten Nathan.

So schnell ihn seine krummen Beinchen zu tragen vermochten, hastete er hinaus auf die Straße, quer darüber hinweg bis an die Pfarrhaustreppe.

Dort blieb er stehen und starrte ebenso unverwandt die gelbe Tür an, wie vorher der Vater Eisik den Morgenhimmel angestarrt hatte.

Es war eine schreckliche Tür. Sie ließ den armen Nathan oft so lang warten, bis sie endlich aufging. Vor ihr versagte die Kühnheit seines Wesens. Sein Wollen und Wünschen wagte nicht, sich in einer lauten Bitte um Einlaß zu äußern. Stummes Hoffen, demütiges Warten erfüllten die Kinderseele. Nur seine Augen flehten.

So stand er auch heute und wartete.

Niemand achtete auf ihn. Vater Eisik war im Haus verschwunden. Ein hartes Klopfen auf dem Hackklotz verriet, daß er die bestellten Fleischportionen aushieb. Dann und wann kam ein Dienstmädchen mit einem Korb am Arm eilig die Straße hergerannt und verschwand in der Metzgerei. Auch einige Kinder gingen mit ihren Fleischkörbchen an Nathan vorüber.

Keins kümmerte sich um ihn.

Nur der Briefträger. Der lachte, als er um die Ecke bog vom Marktplatz her und das dürftige schwarze Bübchen wie jeden Morgen vor dem Pfarrhaus stehen sah.

„Gerade wie ein Hundchen, das auf einen Knochen wartet," dachte er und fragte, neben dem Kind stehenbleibend: „Ja, was willscht dann da, kleiner schwarzer Nathan?"

„Herr Parre Händche gewe."

In den Schwarzaugen glomm ein Leuchten auf. Nathan wußte, wenn der Mann mit dem blauen Rock wieder zu der Tür herauskommen würde, dann würde er sie offen stehen lassen und ihm sagen, daß er hinein gehen durfte.

Der Briefträger war ins Haus gegangen, hatte an der Studierstube angeklopft, die Post abgegeben und die allmorgendliche Meldung gemacht: „Herr Parre, draus steht einer und will Ihne ä Händche gewe."

Der Pfarrer lachte und der Postbote lachte. „Er soll nur hereinkommen," sagte der Pfarrer.

Eine halbe Minute später lief der schwarze Nathan über den Flur geradewegs in die Studierstube hinein, ließ seine Kinderhand in der großen des Pfarrers versinken und sagte: „Gu'n Morje".

Darauf entspann sich eine kleine Unterhaltung, in deren Verlauf Nathan auf einen Fußschemel vor einem großen Stuhl gesetzt wurde. Das Bilderbuch lag schon darauf für den erwarteten Gast, der mit wortlosem Entzücken die kleinen und die großen, die zahmen und die wilden Tiere, die in dem Buch abgebildet waren, besah.

Jeden Tag war's ungefähr dasselbe: der Pfarrer verschwand hinter seiner Zeitung oder schrieb an seinem Pult, ohne sich viel um den Besucher zu kümmern. Manchmal legte er ihm ein Zuckerplätzchen oder einen Apfel auf das Buch. Und dann kam die „weiße Maja" herein und holte das schwarze Bübchen hinaus in den Garten oder in die Wohnstube und ließ ihn dort spielen.

„Weiße Maja," sagte Nathan zu ihr, der er seinen Zunamen „der Schwarze" verdankte.

Allmorgendlich nahm die weiße Maja eine zweite Waschung mit Nathan dem Schwarzen vor.

Das war aber anders, als wenn Mutter Sara wusch. Ein Fest war das, ein unsagbares Entzücken.

In einer großen, weißen Schüssel brunnenklares dampfendes Wasser und ein Schwamm darin. Der roch wie eine süße Blume und war voll weißen Schaumes und rieb so weich und fest das Gesicht, scheuerte tief um den entblößten Hals herum, ging an den Händen und Armen spazieren, fuhr über das schwarze kurze Haar und machte, daß der schwarze Nathan verklärt lachte und rief: „Noch mehr wesche, noch mehr wesche!"

Dann wurde er mit einem weißen, weichen Tuch abgetrocknet, und dann sagte die weiße Maja: „Aber so schön gewesche ist der Nathan!" Und lachte hell dazu und küßte das kleine, schwarze Bübchen und steckte ihn in eine große Armelschürze, und dann spielte sie mit ihm.

Im Garten war es am schönsten. Die Blumen und Bäume standen still auf ihren Plätzen und sahen mit ihren roten und grünen und gelben und blauen Augen zu, wie die beiden spielten und ließen sich streicheln und liebhaben von dem schwarzen Bübchen, das mit ihnen sprach, als ob sie seines gleichen wären.

Tausend kleine wunderliche Einfälle hatte der Nathan, und die weiße Maja kniete mit ihm am Boden und buk Kuchen aus Sand und machte kleine Kinder aus Hölzchen und zog ihnen grüne Kleidchen an aus Blättern. Sogar Hütchen aus Blättern machte sie ihnen. Und dann sang sie mit ihm: „Schlaf, Kindchen, schlaf," damit sie das Glockenstimmchen zu hören bekomme, das mit kinderhaftem Pathos ihre gedämpfte Stimme übertönte.

Ein Jahr und länger mochte es sein, daß Nathan der Schwarze sich als Stammgast im Pfarrhaus eingenistet hatte.

Wieder einmal spielte er im Garten und die weiße Maja ging ab und zu.

Er saß unter einem Schneeballenbaum, der seine weißen Blütenblättchen über das Bübchen und den kleinen Sandhaufen ausschüttete, den der Pfarrer ihm dorthin hatte karren lassen. Sonnenflecken umtanzten das spielende Kind, so oft der Wind in die Schneeballen hineinfuhr und die dicken runden Köpfe gegeneinander stieß.

Der schwarze Nathan hatte einen Garten angelegt. Steinchen umsäumten die Beete. Buchsbaumzweige, schief in den Boden gesteckt, standen für Bäume. Ein winziges Badepüppchen in rötlicher Nacktheit und stolzer Einsamkeit stellte den Herrn und Gebieter der paradiesischen Anpflanzung dar.

Nathan krähte vor Vergnügen, während er beſchäftigt war, die ſich ſtetig auf eine Seite neigenden Bäume geradezurichten.

Plötzlich verſtummte er. In atemloſem Staunen ſah er ein grüngoldenes Ungeheuer über die Sandmauer ſeines Gartens krabbeln. Langſam, als habe es kein rechtes Vertrauen zu der Feſtigkeit des Bauwerks, bewegte es ſich vorwärts, hielt an im Lauf, ſtreckte taſtend die Fühler und die dünnen Beinchen vor, — und da geſchah mit einem Male das Unglück: die Mauer ſtürzte ein und der Goldkäfer lag auf dem Rücken und zappelte mit ſeinen Beinchen in einer Weiſe, die den ſchwarzen Nathan auf das höchſte ergötzte.

Er lag auf den Knien vor ſeiner Schöpfung und rutſchte ihr noch näher, um ſich an dem unverhofften Schauſpiel aus nächſter Nähe zu laben.

Und als die weiße Maja zufällig einige Augenblicke ſpäter zu dem verſtummten Kind trat, ſah ſie den Käfer in den braunen Händchen — ohne Füße, ohne Flügel, das verſtümmelte Körperchen zuckend unter ſeinem Schickſal.

Nathan verſtand nicht, warum die Maja ihm das Tierchen wegriß und es tottrat. Er ſah nur, daß in ihren Augen etwas ſtand, was er nie darin geſehen hatte. Er fürchtete ſich und fing an zu weinen.

Aber er verſtand ganz gut, was die Maja danach ſagte: er war ein böſer Bub geweſen. Er hatte dem lieben, ſchönen Tierchen weh getan. Wenn ihm jemand die Ärmchen und die Beinchen ausriſſe, das würde ihm auch weh tun. Und er ſollte ſagen: „Armes, liebes Käferchen, will's nie wieder tun."

Schluchzend ſtammelte er die Worte und wiederholte ſie voll Betrübnis mit flehendem Stimmchen. Und dann war die weiße Maja wieder gut und ſagte ihm, er dürfe nie einem Tier wehtun, und der liebe Gott ſähe vom Himmel herunter alles, was der Nathan tue. — — —

Da hatte er aufgehorcht: „Vom Himmel herunter?"

Er ſah die Sprecherin zweifelnd an und unterbrach die Belehrung: „Der liebe Dott wohnt uff'm Markplatz."

„Was?" Aus ihrem theologiſch-belehrenden Gedankengang geriſſen, fragte die weiße Maja: „Was? Wo wohnt er?"

„Wohnt uff'm Markplatz in der Terch," vollendete Nathan der Schwarze mit der Miene des Wiſſenden.

Da ging der Verſtändnisloſen ein Licht auf.

Die Kirche lag am Marktplatz. Die Kirche, von der jedes Kind wußte, daß Gott drin wohnte — folglich — —

Maja nahm lächelnd den abgeriſſenen Gedankenfaden wieder auf und bemühte ſich, ein dem kindlichen Verſtändnis angepaßtes Maß von Menſchen- und Gottesfurcht zur Verhütung weiterer Tierquälereien in das Herz des kleinen Logikers zu ſenken.

Der verſprach alles, was ſie verlangte. Danach trottete er vergnüglich, da die Mittagszeit inzwiſchen herangenaht war, zu dem dampfenden Fleiſchtopf der Mutter Sara.

Am darauffolgenden Sonntag begab ſich's, daß Frau Sara mit der Waſchung ihres Sohnes Nathan erſt fertig war, als der Pfarrer unter dem Zuſammenläuten der Glocken im ſchwarzen Talare, das Samtbarett auf dem Kopf, langſam am Haus vorüberſchritt und nicht wie gewöhnlich von ſeinem kleinen Freund auf der Straße zum Morgengruß angehalten wurde.

Etwas vornübergeneigt, langſamer als gewöhnlich, legte der Pfarrer den Kirchweg zurück, die Hauptſtraße hinunter, dann quer über den Marktplatz der offenen Kirchentür zuſchreitend.

Die Luft ſummte und klang von dem Hall der Glocken. Dumpf klagten die Töne gegeneinander. Aus ihrer ſtolzen Höhe ſanken ſie herab wie eine große Schwermut, die jeden irdiſchen Laut verſchlang! Auch die Stimme des ſchwarzen Nathan, der dem Pfarrer nachgehaſtet war und hinter ihm her ſchrie: „Herr Parre, Händche gewe".

Der Abſtand war zu groß für Nathans kurze Beine. Er war noch nicht auf der Mitte des Marktplatzes angelangt, da ſchloſſen ſich ſchon die Kirchentüren hinter der Geſtalt im Talar.

Die Glocken verſtummten mit langſam ſterbendem Ausklingen. Ein anderer Ton erfüllte die Luft.

Ein ganz ſüßer, weicher Ton, der von

den aufhorchenden Ohren des Bübchens begierig eingesogen wurde.

Einen Augenblick war er in innerer Ratlosigkeit stehen geblieben, als die Kirchentür sich hinter dem Pfarrer zugetan hatte.

Nun bewirkte das sanfte Tönen, das aus der Kirche drang, daß Nathan sich wieder in Bewegung setzte und dem schönen Klange näher strebte.

Auf der untersten Stufe der Kirchentreppe angekommen, überfiel ihn ein Schrecken, denn unvermutet gab's ein so lautes Klingen und Singen hinter den Mauern, daß er in stummem Staunen wie angewurzelt stehen blieb.

Eine lange Zeit hielt das mächtige Tönen an. Versunken in das Stimmgebraus stand der schwarze Nathan auf der breiten Steinstufe. Seine Schwarzaugen funkelten in heller Lust.

Mit einem Male wurde es still in der Kirche. Totenstill. Dann gab es ein hartes, scharrendes Geräusch. Und darnach schallte eine einsame Stimme, die dem Aufhorchenden seltsam vertraut klang, wie aus weiter Ferne.

Näher an die Tür schlich das Bübchen. Den Kopf drückte es fest an das alte Holz. Ein heißer, großer Wunsch wurde wach in seinem Herzen und wuchs überm Lauschen zu verzehrender Begierde.

Der liebe „Dott" wohnte drin in der „Terch". Der liebe „Dott", den er noch nicht gesehen hatte, zu dem jeden Sonntag die Leute in schwarzen Kleidern gingen, auch der „Parre". Warum blieb der liebe „Dott" immer in der „Terch"? Er sollte herauskommen zum Nathan, der ihm auch „ä Händche gewe" wollt' — — —

Drin in der alten gotischen Kirche stand der Pfarrer vor dem Altar und verlas das Evangelium. Seine Stimme klang feierlich über die gesenkten Köpfe der Andächtigen hin. Farbig düstere Lichter durchzitterten das Schiff und verloren sich im Dunkel der hohen Wölbung.

In einigen mühseligen, beladenen Herzen war ein tiefes, verlangendes Lauschen — — —

Aber oben auf der Empore hinter der Orgel herrschte eine unterdrückte kleine Unruhe. Es klang, als ob Bubenkappen an Bubenschädel flögen. Der Lehrer verschwand auf den Fußspitzen von seinem Hochsitz vor der Orgel, und siehe da: das unkirchliche Geräusch verwandelte sich in Todesstille, in die plötzlich neben der Stimme des Pfarrers noch eine andere Stimme hineinklang.

„Lieber Dott, mach m'r uff! Mach m'r uff, lieber Dott", schrie es von der Tür her. Und immer wieder: „Mach m'r uff. Lieber Dott, lieber Dott."

Zur Verstärkung folgte ein dumpfes Poltern an der Tür, gegen die der erfindungsreiche Nathan sein schmächtiges Körperchen warf, daß die alten Bohlen und das lose rostige Schloß mitschrieen, bis aus den dunklen Wölbungen der Kirche das Echo eine wirre, matte Antwort gab.

Der Pfarrer hielt einen Augenblick im Lesen inne.

Staunen, Lächeln, Ärger gingen über die Gesichter der Gemeinde hin. Ein verblüfftes, stilles Sichfragen, während dessen Nathan mit Aufbietung all seiner Stimmittel immer lauter schrie und sich gegen die Tür warf.

Endlich ermannte sich einer der Presbyter. Auf schweren Sohlen und mit böser Miene stapfte er aus seinem Kirchenstuhl heraus, um der Ärgerlichkeit ein Ende zu machen.

Die Kirchentür öffnete und schloß sich knarrend unter der zum Strafen bereiten Männerhand.

Nathans Bittgeschrei verstummte plötzlich.

Er war rauh an der Hand gepackt und nach der Mitte des Marktplatzes geschleift worden. „Du frecher Bub, du," schrie eine zornvolle Stimme, derweilen eine schwielige Hand ihn fest verklopfte. „Wart, du frecher Bub! Du sollst die .... wann der Herr Parre aus der Kerch kimmt, schlaat er d'r ä Na'el in de Kopp, in de dreckige Kopp."

Nathan war harte Püffe und harte Worte gewöhnt. Aber der wilde Mann schlug härter als Vater Eisik und Mutter Sara.

Als sein Peiniger ihn mit einem derben Stoß in der Richtung nach der väterlichen Behausung entlassen hatte, schrie er auf unter der Bergeslast einer hilflosen Not. Er zitterte und rang nach Atem. Sein Denken verwirrte sich. Freude und Herrlichkeit hatte er erwartet. Schläge waren ihm dafür geworden und Schlimmeres: eine schwarze, furchtbare Angst.

„Wenn de Herr Parre aus der Kerch kimmt, ſchlaat er d'r ä Na'el in de Kopp.“ Die Ohren gellten ihm. Vor ſeinen Augen drehte ſich die Welt.

Die Hand, die ihn geſtreichelt, die ihm Zuckerplätzchen gegeben, ſah er vor ſich, drohend erhoben. Er ſah den Nagel, ſah den Hammer — — —

Scheu irrten ſeine Blicke über den Marktplatz zu der Kirchentür. Wie ein ſchwarzes, böſes Auge ſchielte ſie ihn an.

In ein Angſtgeheul ausbrechend, rannte er der elterlichen Behauſung zu.

Weder die Eltern noch die Geſchwiſter achteten auf ihn, als er laut ſchreiend durch den dunklen Hausflur ſtürmte, über den ſchmutzigen Hof lief und ſich in dem Stall verkroch, wo eine alte Kuh mit geſenktem Haupte auf ihren Schächttag wartete.

Über ein paar Heubündel hinwegſtolpernd, verbarg er ſich in einer Ecke.

Leiſe in ſich hineinweinend, hockte er in der trübſeligen Dämmerung und zerquälte ſeinen Kopf, wie er dem Hammer und dem Nagel entgehen könne.

Allmählich ebbten die hochgeſpannten Gefühle ab. Die Stille und die Dunkelheit machten ihn ſchläfrig. Seine Gedanken wanderten müde zwiſchen ſeiner Furcht und der Empfindung, gut verſteckt zu ſein, hin und her und verflatterten nach und nach in einen tiefen Schlaf.

Er erwachte erſt, als er ſeinen Namen rufen hörte.

Mit ihm erwachte die Angſt. Sich zuſammenduckend, griff er nach ſeinem Kopf.

„Nathan, wo biſchte? Zum Eſſe kumme! Glei gibts Schlä!“

So angenehm hatte ihm des Iſidors, des Älteſten Stimme noch nie geklungen. Sogar in der Drohung lag noch etwas Tröſtliches. Die Schläge fürchtete er nicht. Ein dumpfes Bewußtſein, daß die Gegenwart der Eltern Schutz gegen Hammer und Nagel in ſich ſchließe, dämmerte auf in ihm und gab ihm den Mut, ſein Verſteck zu verlaſſen, um an dem Mahle der Familie teilzunehmen.

Von dieſem Tage wurde der ſchwarze Nathan nur noch ſelten und auf kurze Augenblicke auf der Straße geſehen. Das Pfarrhaus und ſeine Bewohner mied er wie das Feuer.

Aber die Erinnerung an die Herrlichkeiten, die er früher genoſſen, war nicht ausgetilgt von ſeiner Furcht.

Hinter die Scheibengardinchen verſteckt, ſah er mit hungrigen, begehrlichen Augen hinüber auf das Haus, das ihm ein Paradies geweſen war.

Worte, in Unbedachtſamkeit und Rohheit geſprochen, hatten ſein Kinderſeelchen daraus vertrieben. Worte — nur Worte! Sie hatten ihm den Freund in einen Feind verwandelt und hatten ihm die Tür zum Luſtgärtlein ſeiner Kindheit für immer verſchloſſen.

In den freundſchaftlichen Erkundigungen des Pfarrers und ſeiner Tochter, die im Vorübergehen nach ihm fragten, ſah er Liſt und Tücke. Sie wollten ihn hinüberholen in ihr Haus und ihm den Nagel in den Kopf ſchlagen — — —

Darum hielt er ſich in ſicherer Entfernung. Wenn er ſeiner früheren Freunde anſichtig wurde, lief er davon und verſteckte ſich, bis er die Gefahr für abgewandt hielt.

Der Pfarrer und ſeine Tochter vermißten den kleinen Morgengaſt und bemühten ſich, die Urſache ſeines Fernbleibens zu ergründen.

Es gelang ihnen nicht. Nathans Furcht erwies ſich als die ſtärkere Kraft. An ihr ſcheiterte jeder Annäherungsverſuch.

„Der undankbare Bub! Ich hab' ihn gern gehabt,“ ſagte die weiße Maja.

„Undankbar iſt ein großes Wort. Dein Schwamm wird ihn vertrieben haben.“

„Aber Vater! Er hat immer geſagt: noch mehr weſche. Und hat vor Vergnügen gekräht.“

„Vielleicht ſtecken die Eltern dahinter. Wird ſchon ſo ſein. Iſt ſchade. Aber nicht zu ändern. Müſſen ihn laufen laſſen.“

So ließen ſie ihn denn laufen. Fragten auch nicht mehr nach ihm, und des kleinen Nachbars Name wurde nur noch ſelten im Pfarrhaus genannt.

Im Verlauf der Zeit verlief ſich die Hochflut der Furchtgefühle in dem Herzen des ſchwarzen Nathan. Er wurde ſicherer und dreiſter. Sich auf die Schnelligkeit ſeiner krummen Beinchen und die Sicherheit des Verſtecks im Stall verlaſſend, ſpielte er wieder auf der

Straße. Die Sehnsucht nach dem Bilderbuch, nach dem süßduftenden Schwamm und den anderen Herrlichkeiten trieb ihn manchmal in die Nähe der Pfarrhaustreppe. Aber dann überfiel ihn plötzlich die Furcht und jagte ihn wieder zurück unter das elterliche Dach.

Bald danach begab sich's, daß der Pfarrer krank wurde und starb.

Im Nachbarhaus wurde der Sterbefall mit lautem Klagen besprochen.

„Ein guter Mann war er. Ein feiner Mann ist er gewesen. Ein höflicher Nachbar. Wird kein besserer nachkommen!" sagte der Eisik.

Und Frau Sara bejammerte das Geschick der Tochter und pries sie mit vielen Worten.

Still nahm Nathan die Kunde auf, schlich vor die Tür und verwandte kein Auge von dem Pfarrhaus mit den geschlossenen Läden.

Tot, ganz tot war der Pfarrer und konnte nicht mehr reden und nicht mehr gehen und lag wie ein Stein auf seinem Bett. Und in einen schwarzen Kasten würden sie ihn stecken. Und schwarze Männer würden ihn auf den Kirchhof tragen und in ein tiefes Loch werfen. Und einen ganzen Berg voll Erde darauf — — —

Nathans Augen funkelten. Viel Erde, noch mehr Erde! Einen ganzen Berg voll Erde!

Da trat sein Bruder Isidor zu ihm, streckte die Hand aus nach dem Pfarrhaus und flüsterte: „'s gibt ä groß Leich, die Bärbel hott's gesat. Iwermorge wird er begrawe. Do gucke mer awer!"

„Bleibt er ganz gewiß drunne leie in dem schwarze Loch?" fragte Nathan eindringlich.

„Allemol. Do kummt keiner mehr raus," belehrte ihn der Isidor.

Eine Weile schwieg Nathan wieder. Ein triumphierender Glanz überzog sein Gesicht. „Do kann'r m'r aach kei Na'el mehr in de Kopp schla'e."

Der Isidor sah das freudestrahlende Bübchen verwundert an und lachte dann geringschätzig. „Dummer Bub, du! Der hätt' d'r dei Lebtag kei Na'el in de Kopp geschla'e" — — —

Die Kleinen sind wie die Großen: sie meinen, daß sie sich kennen, laufen aneinander vorüber und weiß keiner etwas vom andern.

* * *

Dreißig Jahre später zog, nachdem die Bewohner des Pfarrhauses schon mehrfach gewechselt hatten, wieder einmal ein neuer Pfarrherr ein.

Er kam mit seiner Frau im offenen Wagen von der fernen Bahnstation ins Dorf gefahren.

Als sie vor dem Pfarrhaus ausstiegen, blieb die Frau stehen und sah sich das Haus gegenüber scharf an. Ein herkulisch gebauter Mann, schwarzäugig, schwarzbärtig, das Gesicht von assyrischem Schnitt, stand an der Haustür.

Die Sonne lag auf seiner blendend weißen Schürze und auf dem hellgestrichenen Haus. Die Fenster standen offen. Weiße und rote Geranien blühten auf den Fenstersimsen.

Auch das Hoftor stand offen. Von dem blutigen Gewerbe war nichts zu sehen. Die Steinplatten waren frisch gescheuert. Auf einer Leine hing Kinderzeug.

Eine alte Frau mit welkem Gesicht saß im Höfchen und musterte neugierig die Ankömmlinge.

Als sie den Blick der Pfarrfrau auf sich fühlte, grüßte sie und rief die Kinder zurück, die beim Nahen des Wagens auf die Straße gelaufen waren.

Sie waren sauber gewaschen und sauber gekleidet, hatten schwarze Glutaugen und schmale, bräunliche Gesichter.

„Es geschehen Wunder," sagte die Pfarrfrau zu ihrem Mann. „Das Haus ist nicht wiederzuerkennen und die Schürze auch nicht. Und der Löwenbändiger an der Haustür ist das Abbild seines Vaters minus Schmutz. Und dort sitzt die Mutter Sara! Ich muß sie begrüßen."

Nun stand sie vor der alten Frau, nannte ihren Namen und fragte nach ihrem Ergehen.

„Ja, ja" — — einige Augenblicke mußte Frau Sara sich besinnen, aber dann fand sie sich zurecht in ihren Erinnerungen. „Der

gute Herr Vater — ein feiner Mann war er geweſen und hatte ſo früh ſterben müſſen — und das Fräulein, die ‚weiße Maja‘ hatte der Nathan immer geſagt! Gute Leut', feine Leut' waren ſie geweſen. Und daß die neue Frau Pfarrer die ſchöne Fräulein Maria war — — ja, ja, man konnt' es ſehen — ſie war's und ſchön war ſie noch immer.“

Ein Strom von Worten ergoß ſich über die lächelnde Frau, während ſie die Kinderhändchen drückte, die ſich ihr auf großmütterliches Geheiß darboten.

Der Älteſte mußte laufen und den Vater herbeirufen, den Nathan und die Sohnsfrau.

Fleißig war ſie und ſauber, gerade ſo wie der Nathan es haben wollte, ſagte die Sara. Und der Eſik war vor zehn Jahren geſtorben. Und die zwei Älteſten waren nach Amerika gegangen. Aber ſie ehrten die Mutter und ſchickten ihr Geld. Und der Nathan hatte das Geſchäft übernommen. Der Nathan, der ein guter Freund geweſen war von dem Herrn Pfarrer und immer hinübergelaufen war ins Pfarrhaus. Ein ſauberer und ein beſonderer Bub war er geweſen. Jeden Morgen hatte er gerufen: „Mutter, weſch' mich.“

Der Beſprochene trat zu den beiden Frauen und ſchüttelte in einiger Verlegenheit die dargebotene Hand der Fremden.

„Weißt du noch, wie du biſt immer hinübergelaufen ins Pfarrhaus und biſt geblieben dort den ganzen Morgen?“ rief die Mutter Sara ſtolz.

Nathan der Schwarze ſah die fremde Dame an. Wie eine heiße Welle floß es über ihn hin. Ja. Das war ſie — — — jetzt ſah er über ſie hinaus mit fernem Blicke und einem verlorenen Lächeln. Er ſah nicht die fremde Dame, nicht die Mutter und das enge Höfchen — er ſah eine große, weiße Schüſſel voll klaren, dampfenden Waſſers. Darin ein Schwamm, der roch wie eine ſüße Blume — und den Garten ſah er und das Bilderbuch und die Zuckerplätzchen — — und hörte eine wüſte Stimme ſchreien: „er ſchlaat d'r ä Na'el in de Kopp“ — —

„Nathan, ſo ſag doch, daß du's noch weißt,“ drängte die Mutter Sara.

„Ja, ja, ja,“ ſtotterte er, derweilen Bild um Bild in ihm aufſtieg und ein Zittern durch ſeine Seele lief.

„Er weiß es noch — er weiß es noch — er hat ein gutes Gedächtnis. Er hat geſeſſen der Drittoberſte in der Schule,“ ſagte die Mutter Sara.

Die neue Pfarrfrau ſprach noch ein paar Worte. Dann ging ſie weg.

„Nathan, warum haſt du dageſtanden wie ein Stock? Warum haſt du nicht reden können ein höfliches Wort?“ tadelte Frau Sara.

Der Nathan ſchüttelte den Kopf. „Mutter, ein ander Mal, ein ander Mal.“

Langſam ging er zurück an die Haustür. Unbeweglich, wie aus Erz gegoſſen, ſtand er dort und ſtarrte mit verſchleierten Augen über den Pfarrgarten hinweg in die Luft.

Sah er in ſeliger Ferne ein Kinderland ohne Schmutz, Schimpfen und Schlagen, wo alles licht und ſchön war und voll Freude?

Das Frauenstimmrecht und der Liberalismus.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Ein Führer der neuen Fortschrittlichen Volkspartei, Herr Dr. Pachnicke, hat es für notwendig gehalten, den Frauen seiner Partei angesichts der von ihnen geplanten Frankfurter Konferenz eine väterliche Ermahnung zu erteilen. In der Vossischen Zeitung vom 7. August hat er in einer Weise, als wenn er die Meinung „der Partei" aussprächе, seine Bedenken gegen das Frauenstimmrecht zu Papier gebracht.

Wenn man persönlich der Fortschrittlichen Volkspartei angehört, so liegt es einem zunächst einmal nahe, diesen Aufsatz als ein Dokument des Liberalismus zu betrachten, d. h. auf seine prinzipielle Seite hin. Und da ist ganz einfach zu sagen: wenn Herr Dr. Pachnicke wirklich im Namen des Parteivorstandes oder als Typus der Parteigesinnung spräche, dann müßte man sich als liberaler Mensch besinnen, ob man wirklich mit dieser Partei innerlich irgend etwas gemein hat, und ob es lohnt, für die Verbreitung dieses verwaschenen, schwunglosen politischen Spießbürgertums auch nur einen Finger zu rühren.

Ich sage das zunächst rein prinzipiell — ganz ohne Rücksicht auf den besonderen Gegenstand des Frauenstimmrechts, der in diesem Fall in das trübe und kümmerliche Licht dieser politischen Gesinnungen getaucht wird —, sage es rein mit Bezug auf den Kern von Weltanschauung und politischer Überzeugung, der in diesem Dokument zutage tritt. Das ist der deutsche Liberalismus: er sagt im ersten Satz eines Abschnittes „Gleichheit vor dem Gesetz ist ein Verlangen, das im Wesen des Liberalismus liegt", und im letzten „Das Lebenselement des Staates ist die Macht. Die aber stützt nur der Mann. Darum ist der Anspruch des Mannes auf das Recht am Staat ein größerer." Das ist wundervoll konsequent, besonders wenn man mit Herrn Pachnicke Macht und Wehrhaftigkeit gleichsetzt und sagt, die Leistung der Frau dem Staat gegenüber sei wegen ihrer mangelnden Wehrhaftigkeit geringer als die des Mannes, darum dürften auch ihre Rechte geringer sein. Nämlich dann müßte das „liberale" Ideal des Wahlrechts eines sein, das das „größte Recht am Staat" dem stehenden Heer und doppelt und dreifach dem Offizierkorps in aufsteigenden Graden gewährte. Und dann würde der Liberalismus vollkommen im Unrecht sein, wenn er die politische Macht des Junkertums bekämpfte, das ja zweifellos durch seine militärischen Leistungen am „Lebenselement" des Staates den stärksten Anteil hat.

Mit diesem Argument glaubt Herr Dr. Pachnicke die prinzipielle Seite der Sache erledigt zu haben — ein Beweis, wieviel das liberale Prinzip ihm wert ist. Wo steht im liberalen Programm, daß die Rechte im Staat nach der Leistung abgestuft werden sollen? daß sie abgestuft werden sollen, je nachdem diese Leistung dem Zentrum der eigentlichen Staatstätigkeit näher oder ferner liegt (denn das ist

doch der Maßſtab, den Dr. Pachnicke anlegt, wenn er meint, die Frau, die die Volksernährung leitet, die Kinder erzieht uſw. — ganz abgeſehen von der berufstätigen Frau — leiſte dem Staat gegenüber weniger). Niemals könnte man mit einem ſolchen Prinzip das allgemeine Wahlrecht ſtützen. Gründet der Liberalismus ſeine Forderung des allgemeinen Wahlrechts überhaupt auf ein Prinzip und nicht auf ein bloßes, aus Wohlwollen, bourgeoismäßig pflichtſchuldiger Fortſchrittlichkeit und egoiſtiſchen Intereſſen gemiſchten Gefühlsmoment, das im gegebenen Moment virtuos und mühelos ausgeſchaltet wird, ſo läßt ſich mit dem Prinzip gegen das Frauenſtimmrecht nichts ausrichten. Man müßte ſich dann ſchon auf Opportunitätsgründe verlaſſen.

Dieſe nehmen nun bei Herrn Dr. Pachnicke auch weitaus den größten Raum ein. Im Grunde warnt Herr Pachnicke den Liberalismus vor dem Frauenſtimmrecht, weil es ihm ſchaden könnte. Soweit es nicht ſchadet, will ja der liberale Mann den Frauen gern entgegenkommen. Er will ja — darauf tut er ſich etwas zugute! — nicht wie Herr Möbius vom Schwachſinn des Weibes reden, er will auch nicht einmal — gerecht und edel wie er iſt — Schopenhauers Frauenverachtung teilen; er will zugeſtehen, „daß ſich Talente auch in der weiblichen Linie finden und vererben," er iſt ſo liberal, daß er dieſe Tatſache nicht einmal zu leugnen verſucht, was doch naheliegend und ſein gutes Recht wäre. Und ſelbſt damit erſchöpft ſich der Eifer des liberalen Mannes für die Frau noch nicht. Er will ſogar „alles für die Frauen tun, was dieſe fördert und geiſtig hebt, ihnen den Zugang zu Berufen erleichtern, denen ſie nach ihrer Eigenart gewachſen ſind" (was zu entſcheiden er ſich natürlich vorbehalten muß!). Er will — man ſtaune über ſeinen Opfermut und ſeine liberale Freudigkeit! — mit ſeiner ſtarken Mannshand „die letzten Schranken wegräumen, die ihrem wiſſenſchaftlichen Studium noch entgegenſtehen" (was eine bare Phraſe iſt, da es ſich höchſtens noch um das Ausſchlußrecht der Dozenten handelt, und jeder weiß, daß dies eine bloße Perſonenfrage iſt), er will den Frauen die Kunſtakademien von Berlin und Düſſeldorf öffnen, der ſteuerzahlenden Frau „entgegenkommen", (wie weit, behält er ſich wiederum vor!) er will „die Berufenen" (die er auserwählt!) unter ihnen nicht nur an der Waiſen- und Armen-, ſondern (Triumph der liberalen Geſinnung!) ſogar an der Schulverwaltung beteiligen — „gebührend", fügt Herr Dr. Pachnicke als vorſichtiger Mann hinzu. Er will überhaupt — ſo krönt er ſein ſtolzes Werk — „alles unterſtützen, was geeignet iſt, Freude am Lernen, Luſt und Vertrauen zu eigener Tätigkeit zu wecken, Lebenskraft und Lebensmut zu ſtärken." Wobei unſrerſeits zu ſagen wäre, daß ein ſolcher Liberalismus uns ſelbſt der Unterſtützung ſeiner Luſt und ſeines Vertrauens, ſeiner Lebenskraft und ſeines Lebensmutes zu ſehr benötigt erſcheint, als daß wir aus dieſem dürftigen Born uns auch noch zu tränken wagten. Wohl uns, daß wir das nicht nötig haben.

„Vielleicht iſt ſpäter ein Entgegenkommen möglich", ſagt Herr Pachnicke zum Schluß. Auch hier der Mann der bürgerlichen Vorſicht. Man kann ja nicht wiſſen. Das Frauenſtimmrecht könnte ja auch einmal populär werden, es könnten ſich vielleicht einmal Geſchäfte damit machen laſſen. Dann wird der Augenblick gekommen ſein, wo auch der Liberalismus der Stimme ſeines für Gerechtigkeit ſchlagenden Herzens folgen wird. Dann wird es Zeit ſein, auf die goldenen Lettern ſeines Programms von der gleichberechtigten Mitwirkung aller Staats-

bürger in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung stolz den Finger zu legen, als auf ein Zeichen, in dem auch die Frauen siegen werden.

Dann wird aber vermutlich die Frauenbewegung den Liberalismus nicht mehr nötig haben!

Herr Pachnicke entläßt uns, indem er uns sozusagen väterlich auf die Schulter klopft: „Die Besonnenen unter den Frauen werden das ja einsehen." Sie werden von einem Mann, der ja doch augenscheinlich in bedrängten Umständen ist, nichts Unmögliches verlangen. Und dieser bieder zuredenden Geberde fügt er noch die pathetisch ermahnende einer freudigen Zuversicht hinzu: „Keine aber, auch die stimmfreudigste nicht, wird deshalb, weil wir ihr in einem Punkt nicht den Willen tun, die Arbeit für alle übrigen Aufgaben des Liberalismus einstellen."

Zu dieser gemütlichen Zumutung wäre noch einmal zu sagen, was schon im Anfang gesagt wurde: Wenn der Liberalismus auch „im übrigen" so aussieht wie dieser Aufsatz, dann brauchten die Frauen wahrlich eine nochmalige offizielle Ablehnung ihrer Forderungen gar nicht abzuwarten, um mit dem besten Gewissen der Welt die Arbeit für ihn einzustellen. Einen Liberalismus, der prinzipiell so opportunistisch ist, daß er seine Prinzipien um seiner Erfolge willen preisgibt, der einer der größten sozialen Bewegungen der Gegenwart, einer geistesverwandten Bewegung noch dazu, nicht anders gegenübersteht als mit dieser krämerhaften Angst, es könnte etwas von ihm verlangt werden, den haben wir weder als Frauen noch als Staatsbürger irgendwelche Veranlassung zu stärken. Und wenn die Frauen in dem Konflikt, der ihnen vielleicht bevorsteht, dem Liberalismus treu bleiben, so geschieht es sicher nicht, um der Unterstützung ihres „Lebensmutes und ihrer Lebenskraft" durch Herrn Pachnicke nicht verlustig zu gehen, sondern um diejenigen Kräfte des Liberalismus zu stärken, auf denen in Wahrheit sein Vertrauen, sein Mut und seine Zukunft beruht.

Die Frauenbewegung in Luxemburg.

Von

E. Weber-Brugmann.

Nachdruck verboten.

Im Gegensatz zu der Frauenbewegung anderer Länder, die meist aus der Tatsache hervorgewachsen ist, daß die Frau im Hause nicht mehr Arbeit und Brot genug fand, ist die luxemburger Frauenbewegung nicht aus der materiellen, sondern aus der intellektuellen Not der Frauen der gebildeten Stände geboren. Sie ist vor allem die naturnotwendige Reaktion gegen veraltetes Erziehungs- und Unterrichtswesen. Der Luxemburgerin stehen, dank der eigentümlichen Verhältnisse des zweisprachigen Landes, durch die sie die Kulturen zweier großer Länder auf sich wirken lassen kann, Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung, um die sie, außer der Schweizerin, manch andere Europäerin beneiden könnte. Die gebildete Luxemburgerin versteht beispielsweise mit demselben Genuß die Verse Dehmels wie die Verlaines zu genießen, sie sieht mit demselben Verständnis im Luxem-

burger Stadttheater die Truppe des Pariser Théâtre Français wie die des Düsseldorfer Schauspielhauses spielen. Sie ist Kleinstädterin, aber eine „gute Hausfrau" im besten Sinne des Wortes und nicht selten eine liebenswürdige Gesellschafterin und elegante Frau. In Erziehung und Neigung ist sie, im Gegensatz zu der ganz bodenständigen Frau aus dem Volke, hauptsächlich nach Frankreich orientiert; und grade dies ist ihr, obgleich sie diesem Vorbilde unendlich viel verdankt, allmählich zum Verhängnis geworden. Denn während es seit Jahrzehnten in allen Ländern unter den Frauen gärt, blieb es in Frankreich ruhig aus dem Grunde, weil sich der unendlich viel besser als ihre meisten europäischen Schwestern gestellten Französin kein Bedürfnis nach größeren Wirkungskreisen aufdrängte. Als aber auch in Frankreich die Frauenbewegung einsetzte, da brauchte die glückliche Französin nur die Hand nach den Rechten auszustrecken, die ihr seit allen Zeiten zur Verfügung gestanden hatten und ihr nun, da sie ihrer bedurfte, ohne Widerspruch überlassen wurden. Anders hier in Luxemburg. Die nicht so glückliche Luxemburgerin sah sich plötzlich, bar aller sozialen Rechte, in den Kampf verwickelt, der der Französin erspart blieb, und in dem die Frauen germanischer Rasse schon weit voran waren. Als im Jahre 1905 Dr. Käthe Schirmacher, die als erste Frau in Luxemburg das Rednerpult bestieg, einen Vortrag über die moderne Frauenbewegung hielt, schlossen sich in kurzer Zeit 220 Frauen (1 v. H. der städtischen Einwohnerzahl, 1 v. T. der Einwohnerzahl des ganzen Landes), zu einem „Verein für Frauenintereſſen" zusammen. Sie forderten, vorläufig noch nicht unterstützt von den Frauen des Handwerker- und Arbeiterstandes, dieselben Rechte, die ihre Schwestern in den großen Nachbarländern, Frankreich, Deutschland und Belgien zum Teil schon längst besitzen. Der Kampf ist schwer, da er von einer verschwindend kleinen Zahl Frauen geführt wird, doppelt schwer, da jeder Vorschlag, jede Forderung aus den spezifisch luxemburgischen Verhältnissen heraus geboren und entwickelt werden muß: Verhältnisse, die sich in ihrer Eigenart ihre eigenen Gesetze schreiben müssen, und bei denen ein Anlehnen an ein Vorbild von vornherein ausgeschlossen ist.

Als erste der Forderungen, die gleichsam Hand an die Wurzel der Luxemburger Frauennot legt, trat die Forderung nach Verbesserung des Mädchenunterrichts hervor, der an Rückständigkeit in jeder Beziehung wohl nicht seinesgleichen hat. Wenn man bedenkt, daß in Luxemburg die Schulpflicht sich nur bis zum 13. Jahr erstreckt, daß bis 1909, als aus der Luxemburger Frauenbewegung heraus das Mädchengymnasium entstand, der höhere Mädchenunterricht ausschließlich ein Klosterschulunterricht bei klausurierten Nonnen war, daß bis 1907, wo die Frauenbewegung zum erstenmal auf die bestehenden Mißstände aufmerksam gemacht hatte, protestantische und jüdische Mädchen vom 15. Jahr an keinen höheren Unterricht mehr genießen konnten, weil sie in dem Klosterpensionat keine Aufnahme fanden, daß bis zum heutigen Tag, Juli 1910, das Unterrichterteilen an einer höheren Mädchenschule (Töchterschule und Lehrerinnenseminar) nur Nonnen gestattet ist, und alle andern Frauen, die sich dem Lehrfach widmen, nur Elementarlehrerinnen werden können, so sieht man ein Bruchteil der Riesenarbeit, die hier zu leisten war. Aber man hat den Eindruck, als seien die Mauern, die hier erstürmt werden sollen, zum Teil schon lange brüchig. So fand der Verein für Frauenintereſſen ein erstaunlich wohlwollendes Entgegenkommen der Regierung und eine so starke, wertvolle Mitarbeiterschaft an gebildeten Männern, daß das kleine Luxemburger Land wohl einigen seiner großen Nachbarn hierin ein Vorbild sein könnte.

Zwar hat bis jetzt jede Behörde die schon öfters beantragte Mitarbeit der Frau auf sozialem Gebiete abgelehnt, so in den Armenbureaus, der Schulkommission usw. Nur die kleine Stadt Düdelingen hat eine Frau im Armenbureau mit beratender Stimme angestellt; in der Hauptstadt dagegen leisten Frauen vorläufig noch Dienste ohne Rechte. Doch steter Tropfen wird auch hier wie anderswo den Stein höhlen. Die Luxemburger Frauen haben den Behörden genugsam bewiesen, wie ernst sie es mit ihrer Arbeit nehmen: durch eine Broschüre über das Wohnungselend in Luxemburg, durch Abhaltung von Unterrichtskursen

für junge Mädchen, durch Einrichtung einer Rechtsschutzstelle und eines Stellennachweises für Frauen u. a. m. Nachdem verschiedene Eingaben zwecks Reform des Mädchenschulunterrichts erfolglos geblieben waren, wurde Oktober 1909 von dem Verein für Frauenintereſſen zusammen mit dem Volksbildungsverein das Mädchengymnasium aus Privatmitteln gegründet; vorläufig besteht es nur aus einer Klasse, die 31 Schülerinnen zählt. Man hatte, in mehrjähriger Zusammenarbeit mit Schulfachleuten Frankreichs, Deutschlands und Belgiens, einen spezifisch luxemburgischen Mädchengymnasiumsplan entworfen und danach die jetzt schon bestehende Klasse eingerichtet. Diese nimmt die aus der Primärschule entlassenen Zwölfjährigen in eine Septima auf und führt sie durch vierjährigen Unterricht bis zum examen de passage (etwa dem deutschen Einjährigen-Examen zu vergleichen). Den vier Gymnasialklassen mit Latein laufen parallel die vier Klassen einer Realschule mit Englisch; d. h. die Schülerinnen genießen allen Unterricht gemeinsam und werden nur für Latein und Englisch getrennt. Nach diesem vierjährigen Unterbau ist ein dreiteiliger Oberbau von je drei Jahren geplant: Gymnasium bis zum Abiturium, Seminar bis zum Lehrerinnenexamen und Frauenschule mit entsprechender Abschlußprüfung für Kindergärtnerinnen, Pflegerinnen, Kochschullehrerinnen und Hausdamen. Dem Direktor des Mädchengymnasiums steht als Unterdirektor eine Lehrerin zur Seite, die alle in Luxemburg den Frauen zugänglichen Prüfungen bestanden und im Auslande einige Semester studiert hat. Das Lehrpersonal besteht ausschließlich aus akademisch gebildeten Lehrern der hiesigen Knabengymnasien, die ihre freien Stunden um der guten Sache willen zur Verfügung gestellt haben. Man hatte sich erboten, die Anstalt drei Jahre lang aus eigenen Mitteln zu unterhalten und gehofft, der Staat werde sie dann übernehmen. Schon nach halbjährigem Bestehen des Gymnasiums aber hat die Regierung auf Antrag der Kammer eine Gesetzesvorlage ausgearbeitet, nach welcher die Anstalt eventuell schon nach einem Jahr verstaatlicht werden sollte. Dieses Gesetzesprojekt unterscheidet sich von dem von der Frauenbewegung ausgearbeiteten Plane, daß statt des vollständigen Mädchengymnasiums mit parallel laufender höherer Mädchenschule von der Regierung eine nach drei Jahren abschließende höhere Mädchenschule mit vierjährigem gymnasialen Oberbau vorgeschlagen ist. Sehr zu bedauern ist es, daß dieses Gesetzesprojekt, das sehr günstig lautet, in dieser Session nicht mehr zur Beratung kam und der Betrieb des Mädchengymnasiums, das von Oktober an aus zwei Klassen bestehen wird, ein weiteres Jahr aus Privatmitteln bestritten werden muß, allerdings wahrscheinlich mit einem Zuschuß der Regierung. Wir sind überzeugt, daß die Kammer, die sich schon in den Vorbereitungen unsern Plänen günstig gesinnt zeigte, in der nächsten Wintersession das staatliche Mädchengymnasium bewilligen und damit dem ganzen Lande eine Wohltat erweisen wird. Bedeutet doch hier, in unserm kleinen Staate jeder Fortschritt zugleich den Kulturfortschritt eines ganzen, wenn auch noch so kleinen Volkes. Wo, wie hier, in einer Hauptstadt von 22000 Einwohnern, das ganze Getriebe der Staatsmaschine im kleinen jedem Auge nähergerückt ist als in großen Staatskörpern, da sitzen auch wir Frauen näher am Räderwerk der großen Maschine. Vielleicht könnte das kleine Land eine schnellere Entwicklung moderner Ideen zeitigen als eine große Nation, bei der zur Erreichung jeden Zieles weitere und ermüdende Umwege nötig sind.

Frau Daudets Erinnerungen.

Von

Dr. Gustav Jakob (Paris).

Nachdruck verboten.

„Künstlerfrauen“ (femmes d'artistes) hat Alphonse Daudet eins seiner nachdenklichsten Bücher genannt; wir wissen aus diesem Buche sowie aus den vom Dichter später daran geknüpften Bemerkungen, daß seine Ansicht in der schwierigen Frage der Künstlerehe im wesentlichen mit der des Apostel Paulus übereinstimmt. Das vollkommene Scheitern so vieler unvorbereiteter Vereinigungen der noch frisch in Erinnerung stehenden romantischen Periode läßt im Verein mit den Theorien der pessimistischen Philosophie eine andere Lösung des Problems in der streng realistischen Literatur nicht zu — aber in der Praxis gibt es Ausnahmen.

Für einen solchen glücklichen Ausnahmefall hat Daudet stets die Ehe erklärt, die er, erst 27 Jahre alt, mit Julie Allard einging. Die Eltern Allards hatten sich beide dichterisch versucht — wenn auch wohl nur in der dilettantischen Art wohlsituierter Leute — und von der Tochter liegen heute eine ganze Reihe Bücher vor, Gedichte, die meist zuerst in der Revue des deux Mondes erschienen sind, Kinderskizzen, Reiseschilderungen und Kunststudien. All das sind feine, reflektierende Arbeiten, zu vorsichtig oft, um sich Geltung verschaffen zu können, aber dafür auch wohlabgeschlossen gegen Alphonse Daudets überwältigende Schreibweise. Wie weit der Anteil geht, den Daudet seiner Frau bei der Gestaltung seiner großen Romane zuschreibt, werden wir später noch berühren; sicher ist, daß diese Frau vor allem über jene unendlich seltene Sicherheit des Urteils verfügt, die man in der Kunst einzig durch Tätigkeit gewinnt.

Die Bekanntschaft mit dem Dichter war ein wunderbarer Zufall: Alphonse Daudet hatte sich 1866 vor der in Paris herrschenden Cholera zu seinem Bruder Ernest nach Ville d'Avray geflüchtet. In diesem Sommeraufenthalt empfingen die Brüder Daudet den Besuch ihrer Nachbarn, in deren Begleitung sich Fräulein Allard befand. Bereits im Frühjahr 1867 war die Hochzeit.

So berichtet Ernest Daudet in dem Buche „Mon frère et moi“, und er knüpft daran einen Auszug aus einer auf Wunsch Frau Allard-Daudets unterdrückten Romandedikation des Dichters, die den Ausdruck seiner unbeschränkten Dankbarkeit und seines tiefen Glücksgefühls enthält. Dieser Einblick in Daudets Künstlerehe wird durch die ausführliche Schilderung von Daudets Familienleben, die der Sohn Léon 1898 gegeben hat, bestätigt; auch in den Tagebüchern der Brüder Goncourt, die in Daudets Hause verkehrten, finden sich vielfach Erwähnungen der Frau Julie Daudet und ihrer dem Gatten in den schweren Tagen der jeweiligen Romankampagnen — denn Daudet arbeitete wie die Zuckerfabriken, periodenweis und fürchterlich — geleisteten inneren und äußeren Hilfe.

Nun hat Mme. Alphonse Daudet zwölf Jahre nach dem Tode des Dichters selbst das Wort ergriffen. Ihr Werk, „Erinnerungen aus einer literarischen Gruppe“ [1]) genannt, wird zu den Büchern gezählt werden müssen, die für die intimere Kenntnis der französischen Literatur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und besonders für die „Gruppe“ der Realisten unentbehrlich sind. „Mir ward die hohe Freude zuteil, alle die Menschen persönlich kennen zu lernen, deren Namen während einer Zeit von dreißig Jahren in den Höhen der Kunst erklangen.“

Mme. Daudet schildert, wie die literarischen Beziehungen, die sie vom Elternhause hatte, sich durch ihre Ehe erweiterten; unerwähnt läßt sie, daß ihr Sohn Léon eine Enkelin Viktor Hugos heiratete. (Diese Ehe wurde später geschieden.)

Wir müssen uns darauf beschränken, aus der langen Reihe bedeutender Männer einige Namen hervorzuheben; etwas länger wollen wir bei den hervorragenden Frauen verweilen. Es wird sich dabei zeigen, daß Frau Daudet sich ein ganz bestimmtes Ideal von der femme française gebildet hat.

Abendröte der Romantik liegt auf ihrer Jugend; sie ist bei Viktor Hugo zu Gast und beteiligt sich an dem Kultus, der dem Olympier entgegengebracht wird. Dann läßt sie die ganze Dichterschule der „Parnassiens“ vorüberziehen, und endlich führt sie uns in jene glänzende Tafelrunde der „Realisten“, zu der außer Alphonse Daudet vor allem Flaubert, Maupassant, Zola und die Brüder Goncourt gehörten. Diesen in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit einzig dastehenden intellektuellen Kreis löste Irrsinn und Tod. Von Maupassants beginnender Geisteskrankheit hatte Frau Daudet schon in einem früheren Buche, „Journées de femme“, berichtet; hier veröffentlicht sie einen erschütternden, an Flaubert gerichteten Brief des älteren Goncourt über die furchtbaren Leiden seines kindisch gewordenen Bruders. Der letzte Teil ihrer Erinnerungen ist ganz der Schilderung der schweren Krankheit ihres Gatten und dem Andenken an ihn geweiht. „In den dreißig Jahren meiner Ehe habe ich mich nicht eine Stunde lang gelangweilt .... er hielt mich für würdig, sein literarischer Gefährte zu sein, und unser Leben vereinigte sich so weit, daß es in seinem Manuskript Seiten gibt, wo unsere beiden Handschriften durcheinanderlaufen und sich ergänzen.

Unter den bedeutenden Frauen nimmt die „Prinzessin Mathilde“ die erste Stelle ein. Es ist dies jene Tochter Jérôme Bonapartes, des ehemaligen Königs von Westfalen, die, nach einer glänzenden Erziehung in Italien, eine Zeitlang eine politische Rolle spielte, bis sie sich auf die Herrschaft über ihren „Salon“ beschränkte. Während des Krieges 1870/71 hielt sie sich in Belgien auf, 1872 kehrte sie nach Paris zurück. François Coppée gedenkt in seinen kürzlich erschienenen „Erinnerungen eines Parisers“ desselben Salons mit größter Dankbarkeit. Es ist dies vielleicht der letzte literarische Zirkel gewesen, der die großen Traditionen der klassischen Zeit bewahrte. Mme. Daudet erwähnt hier nebeneinander den Dramatiker Pailleron und den Modeprofessor Caro; wie man sagt, hat letzterer das Modell zu dem professeur pour dames in der „Welt, in der man sich langweilt“ abgeben müssen. Einen anderen, im literarischen Sinne offenbar weniger neutralen Salon zeigt uns Frau Daudet bei Mme. Juliette Adam, der

[1]) Souvenirs autour d'un groupe littéraire, Paris, Bibliothèque-Charpentier, E. Fasquelle. 1910

Begründerin der „Neuen Revue". Hier lernte sie die gute Mme. Henry Gréville kennen, die in Frankreich als eine Art Marlitt betrachtet wird, und da sie bemerkt, daß wenig Frauennamen in ihrer Literaturrevue erscheinen, fügt sie noch einige hinzu: Mme. Ackermann (die von Caro „ein weiblicher Leopardi" genannt wurde; ihre pessimistischen Gedichte blieben auch auf die deutsche Literatur nicht ohne Einfluß), Mme. Lesueur-Lapauze, die Frau Edgar Quinets, Frau Michelet. Die letzten drei sind allerdings weniger bedeutend — „la femme écrivain était alors une exception." Später wird noch die in Deutschland wohlbekannte Gyp erwähnt, mit ihrem maliziösen Lächeln.

Das Ideal einer Frau aber erblickt Julie Daudet in Mme. Desbordes-Valmore, die eine Freundin ihrer Mutter war. Sie lebte „in ihrem bescheidenen Heim, fünf Stock hoch in der rue de Rivoli, altmodisch gekleidet, kärglich wie Schauspielerinnen ohne Vermögen", die unermüdliche Gefährtin ihres als Künstler erfolglosen Gemahls. Sie ist in Frankreich nicht sowohl durch ihre Gedichte bekannt geworden als durch ihr romantisches Schicksal: ihr Vater floh vor der Revolution 1789 nach Holland. Dort schlug er eine große Erbschaft aus, die er unter der Bedingung des Übertritts zum Protestantismus machen sollte, und geriet in größte Not. Er beschloß daher, sich von seiner Frau zu trennen; diese reiste zu einem Verwandten nach einer Kolonie auf den kleinen Antillen, wo sie dem gelben Fieber erlag. Die Tochter, die mit ihr ausgewandert war, mußte allein und mittellos im Alter von vierzehn Jahren den Rückweg nach Frankreich antreten. Hier wandte sie sich dem Theater zu, und schon lächelte ihr, nach mühevollen Anfängen, der Erfolg, als sie, um einer Liebesheirat willen, ihre Laufbahn aufgab. Unter den drei von Mme. Daudet mitgeteilten Briefen dieser vielgeprüften Frau ist besonders einer bemerkenswert. Er ist an Frau Allard gerichtet, Mme. Daudets Mutter, die wegen der von Herrn Allard veröffentlichten Liebeslieder beglückwünscht wird: „Il y a bien de l'amour dans les vers de votre mari, et vous êtes bien heureuse de pouvoir admirer à ce point que vous aimez. Pour la femme, c'est le seul amour complet de ce monde. La très vieille femme de Grétry (des Komponisten, gestorben 1813) me l'avait dit avant sa mort. Je ne la comprenais pas du tout dans ce temps-là. C'était pourtant mon sort qu'elle prédisait." Obwohl nun die Briefschreiberin davor warnt, sich allzusehr in diesem Gefühl zu verlieren, kann Frau Daudet sich nicht versagen, diese Frauentradition der Aufopferung zu bewundern: „Wird sie bei uns verschwinden? Wird sie diesem Ansturm falscher Unabhängigkeit, der Empörung, der Verneinung widerstehen, in dem die Frauen heute die Würde erlaubter Neigungen zu verlieren drohen?"

Das klingt sehr reaktionär; in Wahrheit ist Frau Daudets Stellung zur Frauenfrage — abgesehen von etwas französischer Konservativität, mit der sie z. B. von Maupassant sagt, er habe die Frauen geschildert, „die wir weder kennen lernen können noch dürfen" — überraschend in Übereinstimmung mit derjenigen deutschen Richtung, die, unter Vermeidung radikaler Konkurrenzbestrebungen, die spezifisch femininen Eigenschaften entwickeln möchte. Ich zitiere hierzu eine Stelle aus den Journées de femme (1898) in dem der femme française gewidmeten ersten Kapitel. Frau Daudet schildert die Eigenschaften der französischen Frauen aus den verschiedenen Provinzen, die sie alle in der Pariserin, die auch der Rasse nach ein Mischungsprodukt ist, wiederfindet. Sie betont die Gleichwertigkeit hervorragender

Herzens- und Geiſtesbildung, läßt die lange Reihe bedeutender franzöſiſcher Frauen der Vergangenheit und Gegenwart Revue paſſieren und fährt dann fort: „Aber man verzeihe mir, daß ich denjenigen Frauenforderungen fernbleibe, denen ich nicht beiſtimmen kann, weil ich ſie nicht verſtehe. Ich denke hierbei nicht an die berechtigte Sorge der Arbeiterin für die Erhaltung ihres Verdienſtes oder diejenige der Mutter für die Sicherſtellung der moraliſchen und materiellen Zukunft ihrer Kinder — alles andere, die übertriebene Emanzipiertheit der Ideen, die Sucht nach der wiſſenſchaftlichen Laufbahn, das Eindringen um jeden Preis von Frauen als Advokaten in den Juſtizpalaſt oder als Aſſiſtenzärzte in die Krankenhäuſer — wo die Schweſternhaube ſo wohl mit dem Weiß der Betten harmoniert — alles das ſcheint mir vielfach nichts anderes zu ſein als der launiſche Ehrgeiz müßiger Frauen ohne Kinder und Haushalt, die nicht daran denken, daß ſie vielleicht, in der Erfüllung einfacherer und nützlicherer Aufgaben, Fähigkeiten hätten entwickeln können, die höher ſtehen."

Wenn man auch an dem Ton dieſes Bekenntniſſes merken wird, daß ſich die Verfaſſerin etwas in der Minderheit fühlt, ſo ſteht doch ihre Anſchauung der wirklichen Lage der Dinge in Frankreich weit näher als die Zeitungsphraſen, mit denen etwa in der Revue des Revues eine endloſe Reihe von Berühmtheiten für das Frauenſtimmrecht eintritt und die vielfach eine rein rhetoriſche Bedeutung haben. Frau Daudet reicht mit ihrer Meinung näher an das Gefühlsniveau der öffentlichen Meinung, und dieſes iſt es doch ſchließlich, das die Grundlage der Zukunft bilden wird. Aus dieſer Erwägung heraus erſchien uns die Wiedergabe der Äußerungen dieſer menſchenerfahrenen Frau von Wert und Bedeutung.

Ich möchte dieſen flüchtigen Einblick in Frau Daudets reiche Memoiren beſchließen mit der reizenden Skizze einer Nietzſcheverehrerin der eleganten Welt, die ich im Tagebuch unter dem Datum Janvier 1892 finde. Nietzſche iſt in Frankreich durch Lichtenberger, Faguet und Halévy bekannt geworden, ſein Kultus iſt auch heute noch nicht im Abnehmen begriffen; in dieſem Sommer las Andler über ihn an der Sorbonne und hatte Hörerinnen, die in Privatautomobilen kamen. Frau Daudet zeichnet einen Typus: „Aimable femme et jolie! une des réputations les plus élégantes de notre temps. Elle a un amour de petite fille toute rose, toute blonde, et déjà les yeux de maman. Eh bien, cette heureuse, cette favorisée me disait tout à l'heure en visite: ‚Je traduis tous les jours deux heures de Nietzsche (le philosophe allemand à la mode). Tantôt je n'ai pas eu le temps; je me rattraperai après le dîner avant de partir en soirée.' Est-ce pose, véritable curiosité scientifique ou simplement désir d'être bien au niveau de son monde et de son époque? Mais je nai pu m'empêcher de sourire en y pensant, toute seule, en voiture."

Der Anteil der Frau an der deutschen Industrie.[1])

Von

Dr. Marie Baum-Düsseldorf.

Nachdruck verboten.

Ich komme von Wanderungen und Besichtigungen in einigen ländlichen Gebieten, in denen der Grad der Kindersterblichkeit und die gesamte Lebenslage von Mutter und Kind untersucht werden sollten. Ist auf dem Lande der Boden fruchtbar und bleibt der Mann der Landarbeit treu, so gedeihen Haus und Familie, Mutter und Kind. Wo aber der Boden nur kärgliche Nahrung bietet, wird die Last der Mehrarbeit auf die Schultern der Frau geladen und dadurch ein für die gesamte Familie verhängnisvoller Zustand herbeigeführt. Bedeuten in normalen Verhältnissen schon Haus und Kinder, Gemüsegarten und Mithilfe bei der Versorgung des Viehes eine reichliche Arbeitsleistung, so fällt nun der Frau die gesamte Stallarbeit, daneben noch die Arbeit im eigenen Feld und Tageslohnleistungen im fremden zu, während der Mann und die größeren Söhne draußen, sei es gleichfalls in der Landwirtschaft, sei es in der Industrie, das bare Geld verdienen müssen. Wenn irgendwo, so gilt für diese ländlichen Verhältnisse das Wort, daß die Frau zur Arbeitssklavin herabsinkt. Fern vom Verkehr, ohne erfrischende Abwechslung oder Zerstreuung, reiht sich für sie in einförmigster Wiederholung ein schwerbelasteter Tag an den andern. Die Gefährdung des kindlichen Lebens, ein feiner und sicherer Gradmesser für die Familienkultur, steigt in solchen Gegenden — am bekanntesten hierfür ist ja wohl Bayern — zu einer Höhe an, wie sie selbst in Gebieten mit starker industrieller Frauenarbeit nicht erreicht wird.

Wenn uns die neue Berufszählung des Jahres 1907 lehrt, daß die Zahl der erfaßten in der Landwirtschaft hauptberuflich erwerbstätigen Frauen gegenüber dem Jahre 1895 ungeheuer angewachsen ist, so hat das eine schwerwiegende Bedeutung. Hier ist es die große Schar der miterwerbenden Familienmitglieder, welche die Masse so ansteigen läßt; diese bleiben zwar freilich dem Hause erhalten, zugleich aber auch in den Tiefen des menschlichen Arbeitslebens stecken. Gewerbliche Frauenarbeit, so hart sie meist ist, steht wenigstens schon in den ersten Anfängen des Kämpfens und Ringens um bessere Existenzbedingungen, deren Richtlinien vorgezeichnet sind. Die landwirtschaftliche Frauenarbeit hat ihre Sprecher noch nicht gefunden.

Auch ein neu vorliegendes Buch — Helene Simon, „Anteil der Frau an der deutschen Industrie" — beschränkt sich auf die Darlegung und Deutung der gewerblichen Leistungen der Frau. Hier haben uns die Ergebnisse der Berufszählung nichts grundsätzlich Neues gelehrt, dagegen die starke Weiterentwicklung der schon seit Jahrzehnten vorhandenen Tendenzen bestätigt. Es war

[1]) Helene Simon, Der Anteil der Frau an der deutschen Industrie und die Ergebnisse der Berufszählung von 1907 Heft II der Schriften des Ständigen Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinnenintereſſen. G. Fischer, Jena 1910.

ein großes Verdienst von Helene Simon, durch höchst mühevolles Eindringen in alle Einzelheiten der statistischen Ergebnisse diese Tendenzen nochmals klar herauszuarbeiten und so auch dem Laien und dem, der die verstreute Literatur der letzten Jahre nicht verfolgt hat, ein Bild dieser Frauenarbeit zu geben. Ganz leicht ist die Lektüre nicht. Vielleicht hätte bei dieser für größere Verbreitung bestimmten Arbeit das Zahlenmaterial hier und da etwas eingeschränkt, manche zum Verständnis nicht unbedingt erforderlichen Relativzahlen fortgelassen und damit stellenweise größere Übersichtlichkeit erzielt werden können. Aber schließlich darf ja die Wiedergabe dieser so schwierigen, wirtschaftlichen und psychologischen Zusammenhänge Arbeit und Konzentrierung vom Leser voraussetzen und verlangen.

Als altbekannten wesentlichen Grundzug weiblicher industrieller Erwerbsarbeit, immer und wieder durch neues Material belegt, findet auch Helene Simon das mangelnde Verhältnis der arbeitenden Persönlichkeit zur ausgeführten Arbeit. Daß die Masse der Frauen ungelernt ist und bleibt, daß das junge Kind nicht um des Lernens sondern um des Gelderwerbes willen aus dem Hause geschickt wird, daß die mit der Sorge um ihre Kinder belastete Frau wieder zur Ausübung trübster, mechanischer, ungelernter Arbeit in die Fabrik zurückkehrt und bis ins Greisenalter dort verbleibt, das ist die Folge der irrigen und unheilvollen Auffassung, wie sie Eltern und Erzieher, Staat und Gesellschaft der Frage der Frauenarbeit entgegenbringen, die Auffassung nämlich, daß die berufliche Arbeit bei der Frau erst in zweiter Linie nach der Arbeit in Haus und Familie einzuordnen sei. Wenn es den unerbittlichen Ziffern der neuesten Berufszählung nicht gelingt, dieses tragunfähige Fundament zu erschüttern, was sonst kann man noch weiter zur Hilfe heranziehen?

Helene Simons Buch bedeutet einen Stoß auf dieses Fundament, für den die arbeitenden Frauen ihr Dank wissen sollten.

Die Ursachen, die zu der stetigen Erweiterung der Frauenarbeit führen, lassen sich nach ihren Ausführungen in fünf Gruppen zusammenfassen.

1. „Und immer wieder zuerst die größere Billigkeit der Frau.
2. Die volkswirtschaftliche Notwendigkeit der Frauenarbeit, d. h. der Mangel an ausreichenden männlichen Arbeitskräften.
3. Die privatwirtschaftliche Notwendigkeit der Frauenarbeit, d. i. der Erwerbszwang für die Frau zur Bestreitung des eigenen Unterhaltes und oft genug auch des Unterhaltes der Familie.
4. Das Angebot an für die Privatwirtschaft überschüssigen Frauen.
5. Die besondere Geeignetheit der Frau für gewisse Tätigkeiten."

Die volks- und privatwirtschaftliche Notwendigkeit sowie das aus letzterer resultierende Angebot weiblicher Hände sind geschichtlich gewordene Tatsachen, die wir als gegeben und bis auf weiteres unabwendbar hinnehmen müssen. Bedeutungsvoll und immer wieder zum Nachdenken auffordernd ist daneben das eigentlich ganz irrationale Verhältnis, in dem die besondere Geeignetheit der Frau für bestimmte gewerbliche Tätigkeiten zu ihrer Billigkeit steht, die ja in erster Linie die Industrie zur Anstellung von Frauen bestimmt. Gute und tiefgreifende Untersuchungen über die Verschiedenheit der Bewertung von Männer- und Frauenarbeit verdanken wir bekanntlich Alice Salomons Buch „Die Ursachen der ungleichen Entlohnung der Männer- und Frauenarbeit". Hier kann und wird nichts anderes

helfen, als straffe Organisation, der bewußte Wille, das eigene Arbeitsleben würdiger auszugestalten.

Woran liegt es, daß dieser bewußte Wille bei der Frau so gering entwickelt ist? Dies ist der Punkt, bei welchem die Analyse wirtschaftlicher Verhältnisse stets in die psychologische Analyse ausmündet; und zugleich ist es der Ausgangspunkt jeder Fragestellung auf diesem Gebiet. Es ist nicht möglich, hier auf dieses schwierige Problem einzugehen; nur nochmals sei es betont, daß mit der Fähigkeit zur Selbsthilfe heute die Lage jeder Arbeiterklasse steht oder fällt. Das Wirtschaftsleben unserer Zeit ist selbst einer gewaltigen Maschine zu vergleichen, die mit großartiger Wucht, aber blind und gefühllos arbeitet. Wer, vom Zufall getrieben, ohne Plan und Ziel in ihr Machtbereich gerät, wird zermalmt; nur wer das Getriebe versteht und durch geschickten Kräftezusammenschluß bändigt, vermag sich zu behaupten. Daß das Beschreiten dieses Weges den Frauen durch zahlreiche aus ihrer Natur zu erklärende Hemmnisse erschwert wird, ist eine Tatsache. Wo diese Hemmnisse eine absolute, unüberwindliche Herrschaft ausüben — und das ist bei der Mutterschaft der Fall — da muß Hilfe von außen, durch Gesetze und Vorschriften, herangebracht werden. Wo sie jedoch nur in Scheu vor ungewohntem Tun wurzeln, muß die Überwindung von innen heraus in planmäßiger Selbsterziehung des Arbeiterinnenstandes erfolgen.

Man kann sagen, daß für die gewerbliche Frauenarbeit die Nöte, ihre Ursachen und die Schritte zur Abhilfe erkannt und durchdacht sind, die Helene Simons Buch beigelegten Leitsätze und Resolutionen fassen die notwendigen Forderungen nochmals übersichtlich zusammen, — und der Vorzug solcher Klarheiten ist bei allem Ernst der Lage als wichtig anzuerkennen. Bei der vorherrschenden Stellung der Industrie im deutschen Erwerbsleben werden und müssen alle Fortschritte auf ihrem Gebiet auch den anderen Erwerbszweigen zugute kommen. Es ist nicht denkbar, daß eine gut geschulte, selbstbewußte und hochentlohnte Arbeiterin, wenn die Ehe sie — wie das heute in zahlreichen Gegenden die Regel ist — auf das Land zurückführt, wiederum in jenen Zustand stumpfer, hoffnungsloser Sklavenarbeit zurückversinkt. Das Gefühl des Rechtes auf menschenwürdige Arbeitserfüllung ist in der Industrie zu erobern, und wird von dort auf andere Arbeitsgebiete ausstrahlen.

Dadurch gewinnen alle für die Industriearbeiterin erkämpften Fortschritte eine weit über die greifbaren Gegenwartserfolge hinausreichende kulturelle Bedeutung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Wissenschaftliche Frauenarbeit.** Durch die Presse geht der Vortrag von Herrn Prof. von Gruber über Mädchenerziehung und Rassenhygiene. Mit besonderer Freude drucken verschiedene Zeitungen die Ausführungen über die wissenschaftliche Unfruchtbarkeit der Frau ab und bestätigen Herrn von Gruber auf Grund ihrer zweifellos gründlichen Sachkenntnis ihre volle Übereinstimmung. Angesichts dieses Vorstoßes dürften die folgenden Angaben über die Arbeit einer unserer wissenschaftlich tätigen Frauen besonderes Interesse verdienen, insbesondere durch die Tatsache, daß auf Grund einer solchen Reihe wissenschaftlicher Leistungen und langjähriger praktischer Tätigkeit einer Frau eben *nicht* die Zulassung zur Privatdozentur und damit die Möglichkeit eines breiteren wissenschaftlichen Wirkungskreises gegeben wird, den ein Mann sich viel leichter erwerben kann. Die Verleihung des Titels Professor, von der an dieser Stelle schon berichtet wurde, schließt keinen Lehrauftrag ein. Vielmehr bleibt Prof. Dr. Maria von Linden von der Privatdozentur nach wie vor ausgeschlossen.

Gräfin *Maria von Linden* wurde am 18. Juli 1869 auf Schloß Burgberg, Oberamt Heidenheim, Württemberg, geboren. Ihren ersten Unterricht erhielt sie durch den Lehrer der Dorfschule, den Patronatsgeistlichen und französische Gouvernanten. Von 1883 bis 1887 besuchte sie in Karlsruhe die mit dem Großherzoglichen Viktoriapensionat verbundene höhere Töchterschule und nahm in der zweiten Hälfte des dortigen Aufenthalts Privatunterricht in Mathematik und Latein. Nach Hause zurückgekehrt, setzte sie die begonnenen Studien fort und bestand im Sommer 1891 die Maturitätsprüfung am Realgymnasium zu Stuttgart. Im Wintersemester 1892 bezog sie die Universität Tübingen, um sich dem Studium der Naturwissenschaften, der Anatomie und Physiologie zu widmen. 1895 erwarb sie an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen den Doktorgrad. Im folgenden Jahre widmete sie sich hauptsächlich physiologischen Studien unter der Leitung von Herrn Prof. Grützner. Während des Wintersemesters 1896/97 vertrat Gräfin Linden am Zoologischen Institut in Halle (Direktor: Prof. Dr. Grenacher) den beurlaubten Assistenten und hatte dort hauptsächlich die Arbeiten der vorgeschrittenen Praktikanten zu leiten. Vom folgenden Wintersemester 1897/98 an hatte sie die zweite Assistentenstelle am Tübinger Zoologischen Institut (Direktor: Prof. Dr. Elmer) inne; während dieser Zeit überwachte sie die Arbeiten im Laboratorium und leitete die histologischen und zootomischen Übungen für Mediziner. Im Frühjahr 1899 folgte sie in gleicher Eigenschaft einem Rufe von Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Ludwig an das Zoologische Institut in Bonn, dem sie bis zum Frühjahr 1906 angehört hat. Ihre Obliegenheiten bestanden in der Mitleitung eines Kursus für jüngere Mediziner über tierische Parasiten, eines zootomischen Kursus, histologischer Übungen und während eines Sommersemesters in der selbständigen Abhaltung eines Kursus für Nahrungsmittelchemiker; außerdem war sie mit den laufenden Sammlungsarbeiten betraut.

Im Sommersemester 1906 beantragte Gräfin Linden bei der philosophischen Fakultät der Universität Bonn ihre Habilitation. Das Gesuch wurde von der Fakultät angenommen und zur Genehmigung an das Kultusministerium überwiesen. Im Frühjahr 1906 übernahm sie eine Assistentenstelle am Anatomischen Institut (Geh. Rat Prof. Dr. Frhr. v. la Valette), im Frühjahr 1907 wurde sie dem biologischen Laboratorium des Anatomischen Instituts (Prof. Dr. Nußbaum) als Assistent zugeteilt. Im Mai 1908 wurde das Habilitationsgesuch vom Kultusminister

abschlägig beschieden und Gräfin Linden gleichzeitig zum Vorsteher der parasitologischen Abteilung des Hygienischen Instituts ernannt.

Die größere Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten der Gräfin Linden sind biologischen Inhalts, in den letzten Arbeiten hat sie sich vorwiegend mit den Stoffwechselvorgängen, mit der Physiologie und physiologischen Chemie der Schmetterlinge befaßt. Zwei dieser Arbeiten sind von der französischen Akademie der Wissenschaften durch den da Gama Machadopreis ausgezeichnet worden. Für die Fortführung der Arbeiten in den Jahren 1901 bis 1907 sind ihr von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften mehrmals Unterstützungen zuteil geworden. Seit der Übernahme der parasitologischen Abteilung beschäftigt sich Gräfin Linden vorwiegend mit dem Studium und der Bekämpfung der krankheitserregenden Parasiten. Ein Teil dieser Arbeiten sind der Bekämpfung der Wildseuchen gewidmet, und auf Grund dieser Tätigkeit wurde ihr die Ehrenmitgliedschaft des Landesvereins Rheinprovinz des allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins verliehen. Im Mai 1910 erfolgte die Verleihung des Patentes als Professor durch das Königlich Preußische Kultusministerium.

Verzeichnis der wissenschaftl. Arbeiten.

1890.

Die Infusienkalke der Hürbe. Bericht der XXIII. Versamml. des oberrh. Geolog.-Vereins.

1891.

Aus dem Insektenleben. Biolog. Zentralbl. Bd. XI. Nr. 3.

Über das Schwimmen der Schnecken am Wasserspiegel. Biolog. Zentralbl. Bd. XI.

1892.

Beiträge zur Biologie der Phryganeiden. Biolog. Zentralbl. Bd. XII. Nr. 16/17.

1896.

Die Entwicklung der Skulptur und der Zeichnung bei den Gehäuseschnecken des Meeres. Zeitschr. f. wiss. Zoologie. Bd. LXI. Heft 2. Inauguralschrift.

1898.

Über das Leben der Röcherfliegen. Naturwiss. Wochenschr. Bd. XIII. Nr. 39.

Über die Entwicklung der Zeichnung des Schmetterlingsflügels in der Puppe. Zeitschr. f. wiss. Zoologie, Tübinger Arbeiten. Bd. III. Nr. 3.

Unabhängige Entwicklungsgleichheit (Homeogenesis) bei Schneckengehäusen. Zeitschr. f. wiss. Zoologie. Bd. LXIII. Heft 4.

1899.

Versuche über den Einfluß äußerer Verhältnisse auf die Gestaltung der Schmetterlinge. Ill. Zeitschr. f. Entomologie. Bd. IV.

1900.

Die ontogenetische Entwicklung der Zeichnung unserer einheimischen Molche. Biolog. Zentralbl. Bd. XX. Nr. 5 u. 6.

1901.

Die Flügelzeichnung der Insekten. Biolog. Zentralbl. Bd. XXI. Nr. 21 u. 23.

1902.

Morphologische und physiologische Ursachen der Flügelzeichnung und Färbung der Insekten mit besonderer Berücksichtigung der Schmetterlinge. Verhandl. d. V. Intern. Zoolog.-Kongr. zu Berlin.

Die Farben der Schmetterlinge und ihre Ursachen. Leopoldina. Heft XXXVIII.

Le dessin des ailes des Lepidoptères. Recherches sur son évolution dans l'ontogenèse et la phylogenèse des espèces, son origine et sa valeur systématique. Annales des sciences naturelles. Mémoire couronné par l'Académie des sciences. (Zoologie.) T. XIV. 8e série.

Hautsinnesorgane auf der Puppenhülle von Schmetterlingen. Verhandl. d. Deutschen Zoolog. Gesellschaft. 1902.

1903.

Die Zeichnung der Tiere. Naturwissenschaftl. Wochenschr. Bd. XVIII. Nr. 18.

Das rote Pigment der Vanessen, seine Entstehung und seine Bedeutung für den Stoffwechsel. Verhandl. der Deutschen Zoolog. Gesellschaft. 1903.

Morphologische und physiologisch-chemische Untersuchungen über die Pigmente der Lepidopteren. Archiv für die ges. Physiologie. Bd. XCVIII.

1904.

Über den Einfluß der Sauerstoffentziehung während des Puppenlebens auf die Gestaltung der Schmetterlinge. Comptes rendus d. 6. Congrès intern. de Zoologie, Bern.

Die Ergebnisse der experimentellen Lepidopterenlogie. Biolog. Zentralbl. Bd. XXIV. Nr. 18 u. 19.

Die Veränderung der Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge durch anormale Bedingungen während der Puppenperiode. Sitzungsbericht d. Niederrh. Gesellschaft für Natur- u. Heilkunde. 1901.

Der Einfluß des Stoffwechsels der Schmetterlingspuppen auf die Flügelfärbung und Zeichnung des Falters. Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie. Jahrg. I. Heft 4.

1905.

Recherches morphologiques, physiologiques et chimiques sur la matière colorante des vanesses. Annales des sciences naturelles 1905. Mémoire couronné.

Die ontogenetische Entwicklung der Zeichnung beim Aal. Jahresbericht des Rh. Fischerei-Vereins. 1905.

Die Atmung der Schmetterlingspuppen. Sitzungsbericht der Niederrh. Gesellschaft. 1905.

Physiologische Untersuchungen an Schmetterlingen. (Festschrift.) Zeitschr. f. wiss. Zoologie. Bd. LXXXII.

1906.

Die Assimilationstätigkeit bei Puppen und Raupen von Schmetterlingen. Archiv f. Anatomie u. Physiologie. Phys. Abt.

Untersuchungen über die Veränderung der Schuppenfarben und Schuppenformen während der Puppenentwicklung von P. podalirius. Die Veränderung der Puppenform durch äußere Einflüsse. Festschrift f. Prof. Rosenthal im Verlag d. biolog. Zentralbl. Juli 1906.

1907.

Der Einfluß des Kohlensäuregehaltes der Atemluft auf die Gewichtsveränderung der Schmetterlingspuppen. Archiv f. Anatomie u. Physiologie. 1907.

Die Veränderung des Körpergewichtes bei hungernden Schmetterlingen. Biolog. Zentralbl. 1907. Bd. XXVII.

Die Gewichtszunahme der Schmetterlingspuppen in kohlensäurereicher Atmosphäre. Sitzungsbericht d. Niederrh. Gesellsch. f. Natur- u. Heilkunde.

1908.

Kohlensäure assimilierende Tiere. Südd. Monatshefte. Jahrg. 5. Heft 4.

1909.

Eine Bestätigung der Möglichkeit, Schmetterlingspuppen durch Kohlensäure zu mästen. Erwiderung an Herrn Dr. v. Brücke. Archiv f. Anat. u. Physiol. Physiol. Abt. 1909.

Die Lungenwurmseuche beim Reh und deren Bekämpfung. Zeitschr. d. Allg. Deutschen Jagdschutzvereins. Jahrg. 32.

Tentakelartige Fortsätze bei Opalinen. Biol. Zentralbl.

Neue Beweise für die Assimilation der Luftkohlensäure durch tierische Wesen. Sitzungsbericht d. Niederrh. Gesellschaft f. Natur- u. Heilkunde. 1909, 3. Mai.

Bemerkungen zu E. Th. v. Brückes Arbeit „Der Gaswechsel der Schmetterlingspuppen". Archiv f. Anat. u. Phys. Phys. Abt.

Untersuchungen über die Lungenwurmseuche beim Reh und beim Schaf. Zeitschr. d. Allg. Deutschen Jagdschutzvereins. Jahrg. 1909.

* **Frauen an der Berliner Universität** sind auch in diesem Jahre wiederum vielfach hervorgetreten. Es sei zunächst hervorgehoben, daß im ganzen 20 Frauen an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Doktorwürde erlangten. In der philosophischen Fakultät promovierten vier Damen, zwei Chemikerinnen, eine Dame für englische und eine für romanische Philologie; dazu kommen 17 Medizinerinnen, darunter die Mehrzahl aus Rußland. Im kriminalistischen Seminar lag die gesamte Bibliotheksarbeit in den Händen einer berufsmäßig ausgebildeten Bibliothekarin, des Fräulein Boelker. Auch in den Seminaren, in denen die gründliche Ausbildung der Studierenden und weiter vorgeschrittenen Personen sich vollzieht, begegnen wir vielfach den Frauen, so im staatswissenschaftlich statistischen Seminar der Professoren Adolf Wagner, Gustav v. Schmoller und Sehring. In der modernen Abteilung des germanistischen Seminars (Erich) Schmidt) waren Frauen auf Grund schriftlicher Arbeit zugelassen. Als Hospitantinnen gehörten Frauen dem Seminar für orientalische Sprachen an. Im Institut für Meereskunde wurde eine sehr große Anzahl von Diapositiven durch Fräulein K. Eigenbrodt hergestellt. Unter den 25 Personen, die vom Seminar für englische Philologie zum Edinburger Ferienkurs mit Empfehlungen entsandt wurden und dort besonderes Lob und außerordentliche Vorrechte genossen, befanden sich auch Damen. In der Poliklinik für orthopädische Chirurgie verwaltete die geprüfte Bibliothekarin Fräulein Erna Zinn die Büchersammlung. Die höchste akademische Ehrenstelle hat wohl Frau Dr. Stephanie Lichtenstein inne, Assistentin in dem von dem künftigen Rektor Geh. Rat Prof. Dr. Max Rubner geleiteten physiologischen Institut. Die Dame steht allein der neuen bakteriologisch-mikrobiologischen Abteilung des Instituts vor. Aus ihrer Institutstätigkeit hat sie im letzten Jahre zwei Arbeiten veröffentlicht, über die granuläre Form der Tuberkelbazillen im Sputum und die Beeinflussung der Tätigkeit der Hefe durch das Sollenoit. Im neuro-biologischen Laboratorium trat als dritte Präparatorin Fräulein Kallius ein. Die Kontrolle bei der Anfertigung der normalen und pathologischen menschlichen Serien mit Markscheidenfärbung liegt hier in den Händen von Cécile Vogt. In dem vom Geh. Rat Orth geleiteten pathologischen Institut sind wohl die meisten Damen beschäftigt. Fräulein Dr. Gatz ist als Volontärin und Fräulein Ascher als Privatassistentin in der bakteriologischen Abteilung, Frau Höfer als Medizinalpraktikantin tätig. In dem unter Leitung von Prof. Kaiserling stehenden Laboratorium arbeiten zwei deutsche Damen zu technischer Ausbildung. In der photographischen Abteilung wurden längere Zeit drei Damen in wissenschaftlicher Photographie und eine als wissenschaftliche Zeichnerin ausgebildet. In der bakteriologischen Abteilung hatte Frau Dr. Lydia Rabinowitsch-Kempner ein besonderes Arbeitszimmer. Vielfach finden wir wissenschaftliche Arbeiten von Damen unter den Veröffentlichungen der Seminare, so z. B. im zoologischen Institut Prof. Franz Eilhart Schulzes von Fräulein Dr. Catharina Samson. Interessant ist es auch, welche Studienfächer von den Damen bevorzugt werden. Von den 602 Frauen studieren nicht weniger als 133 Medizin. In der philosophischen Fakultät wird die neue Philologie bevorzugt. Hierfür sind 112 Damen inskribiert. Deutsche Literatur und Germanistik studieren 103 Frauen. Großer Beliebtheit erfreuen sich bei den Damen dann noch Geschichte (39) und Philosophie und Kunstgeschichte (je 28). Aber auch der alten Philologie haben sich 12 Frauen zugewandt, der Mathematik 23, den Naturwissenschaften 30, der Zahnheilkunde 15. Eine Dame studiert Archäologie, eine andere Sanskrit, eine dritte Astronomie, drei Theologie; sechs haben sich der Jurisprudenz gewidmet. (Voss. Zeitung.)

* Unter den **königlichen Preisen,** die an der Universität Berlin in diesem Jahr verliehen wurden, ist der der philosophischen Fakultät an eine Studentin Frl. stud. phil. Elsbeth Schwenke gegeben. Die Aufgabe hieß: „Die Politik Friedrichs des Großen gegenüber dem Adel soll auf dem Hintergrund der überlieferten Gesellschaftsordnung dargestellt und nach ihren Motiven erläutert werden."

* **Von der Zulaſſung der Mädchen zu den höheren Knabenſchulen** in Braunſchweig iſt bisher nur an einer Anſtalt, in Seeſen, Gebrauch gemacht. Das Programm dieſer Anſtalt (Realſchule und Realprogymnaſium nach Frankfurter Syſtem) äußert ſich über den Erfolg des Verſuchs ſehr günſtig.

* **Die Herren Kollegen.** Über die Stellung der Schleswig-Holſteiner Lehrer zur weiblichen Leitung verweiſen wir auf den Bericht auf Seite 757. Die „Altonaer Nachrichten" ſagen mit Recht: „Man kann ſich im Hinblick auf den in dieſer Frage gefaßten Beſchluß der Empfindung nicht erwehren, daß Gefühlsmotive und nicht, wie es hätte ſein ſollen, pädagogiſche Gründe bei der Stellungnahme den Ausſchlag gegeben haben. — Die ſchleswig-holſteiniſche Lehrerſchaft konnte ſich in ihrer großen Mehrheit nicht zu dem idealen Standpunkt aufſchwingen, daß es im Intereſſe der Schule liegt, wenn man die tüchtige Kraft — einerlei, ob Mann oder Frau — an den richtigen Platz ſtellt. — Wird die öffentliche Meinung ſich auf die Seite der übergroßen Mehrheit des Lehrervereins ſtellen oder auf die Seite der Frauen und der wenigen Lehrer, die die Frauen unterſtützen? Die Zukunft wird's lehren." — Eine Antwort auf dieſe Frage gibt bereits der bekannte Kieler Profeſſor Reinke, Mitglied des Herrenhauſes, in einem Aufſatz im „Tag". Er ſagt, er habe ein Gefühl der Beſchämung darüber nicht unterdrücken können, daß eine Petition wie die der Oberlehrer überhaupt ſo viele Unterſchriften habe finden können. Derartige Äußerungen hervorragender Männer werden aber natürlich das „Mannesgefühl" der Herren Kollegen ebenſowenig umwandeln wie die entſchiedene Haltung des Landtags das tun wird, der in beiden Häuſern die Petition trotz ihrer 7000 Unterſchriften nicht einmal vor das Plenum gebracht, ſondern ſchlechtweg als indiskutabel bezeichnet hat. Lehrreich iſt übrigens auch die Haltung des Mitgliedes der Fortſchrittlichen Volkspartei, des Abgeordneten Hoff, in dieſer Frage. Trotzdem im Programm ſeiner Partei die verſtärkte Mitwirkung der Frau im Schulweſen gefordert wird, konnte er ſich auf der ſchleswig-holſteiniſchen Lehrerverſammlung in Sympathie mit den Lehrern gar nicht genug tun. — Die gleiche Haltung haben die Mitglieder der Fortſchrittlichen Volkspartei in der Bürgerſchaft von Lübeck eingenommen, als dort die Frage der weiblichen Leitung bei der Neubegründung eines Volksſchullehrerinnenſeminars aktuell war. Sie haben in der Bürgerſchaftsvertretung die Vorlage zu Fall bringen helfen, um nicht den Freiſtaat Lübeck „der pſychiſchen Seuche der Frauenbewegung" auszuliefern. Der Kern des Widerſtandes lag auch hier bei den Lehrern, die viele Spalten des „Lübecker Generalanzeigers" mit den Ergüſſen ihres „beleidigten Mannesgefühls" bedeckt haben — immer anonym, ſelbſtverſtändlich. — Und während ſo der Feldzug der Herren Kollegen gegen die weibliche Leitung durch die Tagespreſſe zieht, füllen ſich ihre Spalten mit einem Material, das nicht ein Intereſſenkampf, ſondern die einfache Wirklichkeit zur Frage der männlichen Leitung an Mädchenſchulen beiſteuert: mit dem Fall jenes Berliner Gemeindeſchulrektors, der — wie ſich trotz aller gegenteiligen Verſicherungen des Angeklagten wohl wird feſtſtellen laſſen — unter den Augen ſeiner Behörde Jahre hindurch Hunderte ſeiner Schülerinnen ſittlich ruiniert hat. Sollen wir aus dieſem Fall nicht unſererſeits Konſequenzen ziehen dürfen? Sicher nicht, indem wir generaliſierend ſagen: ſolchen Gefahren iſt das Mädchen allgemein an der vom Mann geleiteten Schule ausgeſetzt. Aber indem wir konſtatieren: wenn ſolche Gefahren beſtehen, ſo gibt es an der von Männern geleiteten Schule, wie es ſcheint, ſchlechthin kein Mittel, ſie aufzudecken und zu beſeitigen, bis ſie zum öffentlichen Skandal geworden ſind. Legt nicht dieſer Fall, wo ein mit unerhörter Skrupelloſigkeit betriebener Mißbrauch der Schülerinnen jahrelang unentdeckt blieb, die Vermutung nahe, daß auch andere derartige Vorkommniſſe unentdeckt bleiben? Und können nicht die Eltern, die ihre Mädchen der Schule anvertrauen, eine unbedingte Garantie gegen ſolche Möglichkeiten einfach verlangen? Was bedeuten alle Argumente gegen die weibliche Leitung gegenüber dieſem Zeugnis der Tatſachen gegen die männliche Leitung?

Berufliches.

* **Eine Frau als Direktor einer G. m. b. H.** Frau B. Harden-Doberan iſt zum Direktor der Quellenverwertungsgeſellſchaft m. b. H. Glashäger Mineralquelle in Doberan ernannt worden. Frau Harden hat ihre kaufmänniſche Ausbildung im Berliner Letteverein erhalten und war ſchon einige Zeit in der Exportabteilung der Geſellſchaft tätig, wo ſie die engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Korreſpondenzen zu führen hatte, da die Geſellſchaft Verbindungen nach allen Weltteilen unterhält. (Berl. Tageblatt)

* **Ein Zentralverband der Gastwirtsgehilfinnen Deutschlands** hat sich in Stuttgart unter dem Vorsitz von Frau Ottilie Duvernoy nach Art des Heimarbeiterinnen-Gewerkvereins gebildet, welcher die wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Interessen der Berufsangehörigen mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln fördern will. Statutengemäß soll die Vorsitzende stets die jeweilige erste Vorsitzende des Vereins zur Fürsorge für Gasthofsgehilfinnen sein, um eine möglichst enge Fühlung mit diesem zu gewährleisten. Der Zentralverband hat neuestens in der Kellnerinnenfrage entschieden Stellung gegen die Massenpetition deutscher Frauen unter Führung von Frau Camilla Jellineck in Heidelberg genommen, welche bekanntlich auf Abschaffung der Kellnerinnenbedienung überhaupt dringt. Demgegenüber betont der Zentralverband, daß nicht die Abschaffung, sondern die Hebung des Kellnerinnenstandes in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung mit aller Kraft versucht und vom Staate verlangt werden muß.

* Die Pommersche Landwirtschaftskammer beschloß die Anstellung von **Landpflegerinnen**, um die Landfrauen im Nähen, in Kinderpflege, Hauswirtschaft, Gesundheitspflege u. dergl. zu unterrichten, sowie Vorlesungen und Gesellschaftsabende zu veranstalten. (Deutsch-ev. Frauenbl.)

Sozialpolitik.

* **Die Stellung der Armenpflegerinnen** in Charlottenburg ist durch eine Anweisung der Armendirektion verbessert, nach der den Armenpflegerinnen künftig nicht mehr nur einzelne Fälle überwiesen, sondern bestimmte Reviere auch selbständig übertragen werden können.

* **Über die Tätigkeit der Generalvormundschaft** in Charlottenburg berichten die amtlichen Nachrichten der Charlottenburger Armenverwaltung eine Reihe bemerkenswerter Tatsachen. Der Generalvormundschaft wurden im Jahre 1909/10 621 Kinder unterstellt. Von den unehelichen Müttern waren die größte Zahl Dienstmädchen (199), an zweiter Stelle stehen Arbeiterinnen (157). Von den 550 unehelichen Vätern, die festgestellt werden konnten, gehört ein relativ großer Prozentsatz höheren Gesellschaftsschichten an. Von diesen erklärten sich 365 zur Zahlung bereit, gegen 236 mußte die Generalvormundschaft einen Prozeß einleiten, im ganzen hat die Generalvormundschaft in Charlottenburg 544 Prozesse anhängig gemacht. Im ganzen unterstehen der Generalvormundschaft 1149 Mündel, für die in 553 Fällen seitens der Väter gezahlt wird, und in 550 nicht und zwar 313 mal, weil der uneheliche Vater ohne oder ohne ausreichenden Verdienst ist, in 124 Fällen, weil exceptio plurium vorliegt.

* **Über Strafverfahren wegen Außerachtlassung der Unterhaltspflicht gegen Familienangehörige** gibt der Bericht der Charlottenburger Armenverwaltung interessante Mitteilungen. Ein solches Verfahren ist im Jahre 1909 eingeleitet gegen 236 Ehemänner, 5 Ehefrauen und gegen 322 uneheliche Mütter und 47 uneheliche Väter. Zur Erfüllung der Verpflichtung waren auf die Aufforderung hin bereit: 84 Ehemänner und 3 Ehefrauen, nachgekommen sind ihr 41 (also der neunte Teil) Ehemänner. Von den unehelichen Müttern waren 154 zur Pflichterfüllung bereit und 96 kamen ihr auch nach (also etwa $^3/_{10}$). Von den unehelichen Vätern 11, von denen 6 ihrer Pflicht genügten (etwa $^1/_2$). Es ist interessant, daß in diesen Fällen sich das Pflichtgefühl der unehelichen Mütter etwa dreimal so zuverlässig gezeigt hat wie das der Ehemänner.

* **Beziehungen zwischen Kinderzahl und Kindersterblichkeit.** Von den Neumalthusianisten wird zur Hebung der Volksgesundheit auf eine willkürliche Beschränkung der Geburtenziffer hingearbeitet. Demgegenüber ist das Ergebnis von Untersuchungen von Interesse, die Dr. Marie Baum-Düsseldorf in der „Medizinischen Reform" veröffentlicht. Dr. Marie Baum veranstaltet im Auftrage des „Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf" jährlich eine größere Erhebung zur Feststellung der Lebensbedingungen und der Sterblichkeit der im ersten Lebensjahre stehenden Kinder innerhalb bestimmter Kreise des Bezirks. Sie teilt jetzt für die obige Frage das Ergebnis aus 1495 Familien mit, auf die im Durchschnitt 6,3 lebendgeborene Kinder entfielen. Nur 225 dieser Familien hatten ein Einkommen von 1500 Mark. Man fand nun, daß bei den nicht Gestillten, den kurze Zeit, den ausreichend und den lange Gestillten die Erstgeborenen günstiger dastehen als die späteren Kinder und fand ferner eine höhere Gefährdung der Kinder mit hoher Geburtennummer. Im Mittel stirbt von den Erstgeborenen jedes siebente bis achte, von den Zweit- bis Achtgeborenen etwa jedes sechste, von den Neuntgeborenen jedes vierte bis fünfte, und von den noch höher in der Geburtsreihe stehenden jedes dritte Kind. Aber weit größere

Spannungen als zwischen diesen Durchschnittsziffern bestehen unter den Kindern aller Geburtsordnungen bei Berücksichtigung der Ernährungsverhältnisse. Die achten und noch späteren Kinder fallen, wenn überhaupt nicht gestillt, fast zur Hälfte dem Tode zum Opfer. Bei einer Stilldauer bis zu 13 Wochen stirbt ein Drittel und mehr, bei längeren Stillfristen nur noch ein Sechstel, ein Zwölftel, ja bei Stillung von über drei Vierteljahre sind bei insgesamt 190 Kindern dieser späten Geburtsnummern nur noch 6 Sterbefälle — 3,16 Prozent zu verzeichnen. Die Erstgeborenen sterben bei der von Anbeginn an künstlichen oder bei einer bis höchstens 6 Wochen fortgesetzten natürlichen Ernährung zu einem Viertel dahin, wobei wiederum die Lebensschwachen, gleich nach der Geburt Gestorbenen mit eingerechnet sind. Bei einer Stilldauer von 13 bis 26 Wochen sinkt die Sterblichkeit der Erstgeborenen auf 12,17 Prozent, bei dreivierteljähriger Stillung auf 2,67 Prozent, und die in dieser Gegend ziemlich zahlreichen über drei Vierteljahre hindurch gestillten Kinder sind sowohl bei den Erst- wie bei den später Geborenen während des ersten Lebensjahres fast über jede Gefährdung hinaus. Die Kinder mit mittlerer Geburtennummer zeigen im allgemeinen auch mittlere Verhältnisse. Im großen und ganzen scheint es, als wenn die höhere Gefährdung erst bei dem neunten, frühestens bei dem achten Kind in erheblicherem Maße auftritt. Das erst-, zweit- oder drittgeborene, nicht oder nur kurz gestillte Kind ist also um ein Vielfaches gefährdeter als das achte, neunte, zehnte oder noch spätere Kind, das lange genug die Mutterbrust erhielt. Das später in der Reihe der Kinder geborene Kind ist um so mehr gefährdet, je kürzere Zeit es gestillt wird. In Familien, in denen durchweg in gehöriger Weise gestillt wurde, betrug die durchschnittliche Kindersterblichkeit nur 6,6 Prozent, gegenüber 32,3 Prozent in den Nichtstillfamilien. Dr. Marie Baum zieht aus ihren Zahlenreihen den Schluß: „Praktisch wird man für eine gesunde Durchführung der Volksvermehrung unendlich viel mehr erreichen, wenn man den Stand der natürlichen Ernährung wieder den physiologisch möglichen Grenzen zuführt, als wenn man unter Außerachtlassung oder geringerer Betonung dieser Frage die ohnehin schon in der Bevölkerung ausgeprägte Tendenz zur Herabsetzung der Geburtenziffer verstärkt. Eine an primitive Wirtschaftsverhältnisse und rohere Lebensweise gemahnende übermäßige Kinderzahl läßt die verfeinernde Kultur immer weniger zu. Daß aber eine Vergeudung von Kindermaterial und folglich auch von Frauenkraft mit einer Kinderzahl von sechs bis acht und selbst noch mehr Lebendgeborenen keineswegs naturnotwendig verknüpft ist, glaube ich durch diese Ausführungen wenigstens für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe mit aller Deutlichkeit nachgewiesen zu haben."

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Fräulein Regierungsrat.** Ein hübsches Zeugnis zu der Frage, ob dem Volksempfinden die Arbeit der Frau in autoritativer öffentlicher Stellung entspricht, ist die Tatsache, daß die Fürsorgedame am Berliner Polizeipräsidium häufig in Briefen aus dem Volk mit diesem Titel angeredet wird.

* **Als Alderman von London** ist kürzlich eine Frau, Lady St. Helier, gewählt, die seit langem schon dem Schulrat angehört. Ihre Wahl ist durch das Gesetz ermöglicht, durch welches vor einigen Jahren Frauen zu Mitgliedern der Grafschaftsräte wählbar wurden.

* **Zur Antistimmrechtsbewegung in England.** Der Erfolg des Frauenstimmrechts im englischen Parlament hat einen neuen Vorstoß der Gegner veranlaßt. Sie sind weit davon entfernt, in Versammlungen und Demonstrationen die Macht aufbieten zu können, die den Anhängern des Frauenstimmrechts zu Gebote steht. Der eigentliche Führer der Bewegung ist Lord Cromer. Am 11. Juli fand eine große Antistimmrechtsversammlung in Queen's Hall statt, die durch die Zwischenrufe einer Frauenstimmrechtsgruppe, die sich Eingang verschafft hatte, sehr lebhaft wurde. Das Präsidium führte Lord Cromer, von bekannten Persönlichkeiten unterstützten ihn Mrs. Humphry-Ward und Mr. Austen Chamberlain, der Sohn des konservativen Führers. Die Reden enthielten die üblichen Argumente. Eine Resolution, die dagegen protestierte, daß, ohne die Meinung der Wähler zu hören, eine so einschneidende Wahlrechtsänderung durchginge, wurde schließlich angenommen. Am 16. Juli veranstaltete die Männerliga gegen das Frauenstimmrecht eine Versammlung auf Trafalgar Square, das erstemal, daß seitens der Gegner eine derartige Demonstration zustande kommt. Gleichzeitig ist ein Aufruf in Bewegung gesetzt zum Beitritt zu einem nationalen Antistimmrechtsbund, der unter anderen auch die Unterschrift von Rudyard Kipling trägt. Am 28. Juli hatte der nationale Antistimmrechtsbund der Frauen seine zweite

Jahresversammlung, und hier unterwarf man die Bill der schärfsten Kritik. Lord Cromer meinte, die Bill solle lieber nicht Conciliation Bill heißen, sondern „Bill zur Beförderung der raschen Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer und Frauen in den vereinigten Königreichen". Damit charakterisierte er unwillkürlich den politischen Standpunkt der Antistimmrechtsliga. Sie besteht, wie das schon bei ihrer Gründung sehr deutlich hervortrat, im wesentlichen aus konservativen Kreisen, die jeder Ausdehnung des Wahlrechts abgeneigt sind.

Totenschau.

Im Alter von 90 Jahren ist **Florence Nightingale** in London gestorben. Wir haben schon oft an dieser Stelle der tapferen und organisatorisch genialen Begründerin der englischen Krankenpflege gedacht, zuletzt gelegentlich ihres 90. Geburtstags. Ein unabsehbar reiches und in seiner Mission selten geschlossenes Frauendasein ist nun abgeschlossen, ein Werk zugleich, das für den Pionierdienst zum Eintritt der Frau in das öffentliche Leben von einzigartiger Bedeutung gewesen ist.

Versammlungen und Vereine.

Vorläufige Tagesordnung

der vom 6.—9. Oktober in Heidelberg stattfindenden

IX. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine.

Donnerstag, den 6. Oktober, von 9—1 Uhr vorm. und von 3—6 Uhr nachm.:

1. Eröffnung der Generalversammlung.
2. Wahl der Mandatsprüfungskommission.
3. Wahl zweier Protokollführerinnen.
4. Wahl der Protokollprüfungskommission.
5. Bericht über die Tätigkeit des Bundes in der abgelaufenen Geschäftsperiode.
6. Kassenbericht und Bericht der Revisorinnen (Diskussion).
7. Berichte der Kommissionen (Diskussion).
   a) Rechtskommission;
   b) Kommission für Arbeiterinnenschutz;
   c) Kommission zur Hebung der Sittlichkeit;
   d) Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus;
   e) Kommission für Kinderschutz;
   f) Propagandakommission.
8. Bericht der Auskunftsstelle.
9. Anträge:
   a) Die Generalversammlung wolle die Auflösung der ständigen Bundeskommissionen beschließen. — Antrag des Gesamtvorstandes.
   b) Der Bund deutscher Frauenvereine wolle an die Parlamente aller deutschen Bundesstaaten Petitionen senden, die das Gemeindewahlrecht für die Frauen beantragen. — Schlesischer Frauenverband-Breslau.
   c) Der Bund deutscher Frauenvereine wolle in den Staaten, wo den ländlichen Grundbesitzerinnen bereits ein indirektes Wahlrecht zusteht, an die Regierungen petitionieren, daß dieses indirekte Wahlrecht in ein direktes umgewandelt werde, und wolle den ihm angeschlossenen Verbänden und Vereinen anempfehlen, unter Benutzung der von einigen Vereinen bereits gemachten praktischen Erfahrungen die Gemeindewahlrechtsarbeit auf dem Lande aufzunehmen, um die ländlichen Besitzerinnen zur Ausübung des ihnen in den verschiedensten Teilen Deutschlands bereits zustehenden indirekten Wahlrechts zu veranlassen. — Schlesischer Verband für Frauenstimmrecht-Liegnitz.
   d) Der Bund deutscher Frauenvereine wolle folgende Petition an den Reichstag richten: Ein hoher Reichstag wolle den Erlaß eines Reichstheatergesetzes tunlichst beschleunigen und dabei die Punkte besonders berücksichtigen, die geeignet sind, die Interessen der weiblichen Bühnenmitglieder als des wirtschaftlich schwächsten Teils zu fördern. — Rostocker Frauenverein-Rostock.
   e) Der Bund deutscher Frauenvereine möge sich dem ständigen Ausschuß für Arbeiterinneninteressen anschließen, um in direkte Fühlung mit der Arbeiterinnenbewegung zu kommen. — Centralverein für Arbeiterinneninteressen-Berlin.
   f) Der Bund deutscher Frauenvereine möge beschließen, eine Kommission für die Dienstbotenfrage einzusetzen. — Centralverein für Arbeiterinneninteressen-Berlin.
   g) Der Bund deutscher Frauenvereine möge den angeschlossenen Verbänden und Vereinen das Studium der Kellnerinnenfrage dringend empfehlen und ihnen die Sammlung alles desjenigen Materials erbitten, das als Unterlage für eine spätere Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften zwecks Erreichung einer Reform des Kellnerinnenwesens notwendig ist. — Verein Frauenwohl-Königsberg.

Freitag, den 7. Oktober, von 9—1 Uhr vorm. und von 4—6 Uhr nachm.:

Das Bürgerrecht der Frau in der Gemeinde.

1. Die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. (Ref. Frau Alice Bensheimer.)

Diskussion.

2. Wie erlangen wir das Gemeindewahlrecht? (Ref. Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.)

Diskussion.

Sonnabend, den 8. Oktober, von 9—1 Uhr:

Das Gemeindebestimmungsrecht.

(Ref. Dr. H. Wegscheider-Ziegler, Korref. Frau E. Krukenberg.)

Diskussion.

Nachm. von 3—6 Uhr:

Kommissionssitzungen.

Sonntag, den 9. Oktober, von 11 Uhr vorm. bis 4 Uhr nachm.:

(Geschlossene Sitzung.)

1. Satzungsberatungen.
   I. Anträge:
   a) Die Generalversammlung möge beschließen, daß in § 1 Satz 1 der Bundessatzungen nach dem Worte „rechtlicher" das Wort „körperlicher" eingeschoben werde. — Deutscher Verband für Verbesserung der Frauenkleidung-Leipzig.
   b) Der § II der Satzungen möge dahin erweitert werden, daß auch Stadtverbände dem Bunde angeschlossen werden dürfen, wenn sie sich in Bezirken befinden, die keinen Landes- oder Provinzialverband besitzen, und die ferner mindestens 12 selbständige Vereine mit einer Mitgliederzahl von 2000 und mehr Personen aufweisen. — Verein Frauenwohl-Königsberg.
   c) Zu § III Abs. 2 der Satzungen: „Die Vorsitzende wird in einem besonderen Wahlgange gewählt" ist hinzuzufügen: „Die Wiederwahl der ersten Vorsitzenden ist für die ihrer Amtsperiode unmittelbar folgenden vier Jahre ausgeschlossen." — Allgemeiner Deutscher Frauenverein-Leipzig.
   d) Die neunte Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine möge auch Stellung nehmen zu der Frage der Kompetenzen einer außerordentlichen Generalversammlung. — Abteilung Mannheim des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium.
   e) Antrag zu § IV der Geschäftsordnung für den Vorstand und die Delegierten: „Die Mitglieder des engeren Vorstandes können keine Delegationen eines Verbandes oder Vereins für die Generalversammlung übernehmen; doch haben die Mitglieder des engeren Vorstandes kraft ihres Amtes je eine Stimme auf der Generalversammlung." — Verband fortschrittlicher Frauenvereine-Frankfurt a. M.

   II. Satzungsentwurf nach den Beschlüssen des Gesamtvorstandes am 12. März d. J. in Frankfurt a. M. (S. Zentralbl. vom 1. Mai d. J.)
2. Vorstandswahl.
3. Schluß der Generalversammlung.

Für den 6. und 7. Oktober sind zwei öffentliche Abendversammlungen vorgesehen. In der ersten wird Frl. Dr. Gertrud Bäumer über ein allgemeines Thema der Frauenbewegung sprechen, in der zweiten soll das Thema „Die Berufstätigkeit der Frau in Handel und Gewerbe" nach den beiden Gesichtspunkten ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft und ihrer Bedeutung für das persönliche Leben behandelt werden. Referentinnen: Frl. Helene Simon-Berlin und Frl. Dr. Marie Bernays-Heidelberg. Auf Wunsch des Heidelberger Ortsausschusses wird außerdem am 8. Oktober noch eine Abendversammlung für junge Mädchen stattfinden. Näheres über die Referentinnen, über die Lokale der Tagung, die Veranstaltungen des Ortsausschusses usw. wird mit der definitiven Tagesordnung bekanntgegeben werden.

Die 56. Schleswig-Holsteinische Lehrerversammlung und ihre Stellung zur Lehrerin.

Als zweites Thema der Schleswig-Holsteinischen Lehrerversammlung war die Stellung und Aufgabe der preußischen Lehrerschaft angesichts der Frauenbewegung auf dem Gebiete der Schule ausersehen. Der Regierungsvertreter mußte wohl den Geist ahnen, den die Versammlung in dieser Beziehung atmete, denn schon in seiner Begrüßungsansprache bat er um größte Objektivität bei Behandlung des Themas. Herr Lehrer Wachholz, der erste Referent, wußte wohl mit dem Begriff Objektivität nicht recht etwas anzufangen. Er mußte die „beleidigte Männlichkeit" der Oberlehrer in diesen Kreis verpflanzen, er säete eine Saat, die als „beleidigte Männlichkeit" in den Reihen der Volks- und Mittelschullehrer aufgehen sollte. Daß die Frauen, die für die Gleichberechtigung der Frau in der Schule sind, eine andere Meinung als er über Lehrerinnen und weibliche Schulleitung an öffentlichen Mädchenschulen haben, ist ihr gutes Recht, wie er das seine hat; keine dieser Frauen hätte ihm einen Vorwurf gemacht, wenn er in ruhiger, sachlicher Weise für seine Meinung eingetreten wäre; dann hätte sich eben Meinung gegen Meinung gegenübergestanden, und der Kampf wäre mit guten Waffen zu Ende geführt, hätte mit dem Siege dieser oder jener Richtung geendet. Einen Gegner, wie Herrn Lehrer Wachholz können die Lehrerinnen kaum ernst nehmen, und es steht zu hoffen, daß seine Ansichten nicht maßgebend für die große Menge unsrer Volksschullehrer sind, sonst stände unsere ganze Jugend, sowohl die weibliche wie die männliche, in der Gefahr, zu Menschen erzogen zu werden, die die größte, bedeutsamste soziale Bewegung unseres Vaterlandes von Grund aus verachten müßten. Herrn Lehrer Wachholz-Kiel ist die

ganze Frauenbewegung nur ein „Sport“, die Lehrerinnen verbitterte alte Jungfern, die keine Lust zu Hausarbeit haben; er schreit nach Staatshilfe gegen den Kampf der Frauen, der mit erbitterter Schärfe geführt wird, der schon die ganze Presse zu seiner Verfügung hat; er leugnet die sittliche Tiefe der Lehrerin, deren geistige Ausbildung ihrem Körper schadet; er redet von Verweiblichung der Erziehung durch dieses „zerrüttete Geschlecht“, da der Vater durch Berufssorgen heute nicht mehr imstande sei, sich um die häusliche Erziehung seiner Kinder zu kümmern; trotzdem behauptet er ein paar Minuten nachher, der verheiratete Lehrer allein habe eine genaue Kenntnis der weiblichen Psyche durch den täglichen Umgang mit Frau und Töchtern, der den unverheirateten Lehrerinnen fehle. Das heranwachsende Mädchen soll sich seiner Meinung nach lieber von der festen Hand des Mannes, als von der unsicheren, ewig tastenden der Lehrerin leiten lassen. Und dann: die Frau ist keine Staatsbürgerin, deshalb kann sie nicht Schulleiterin sein! Über allem schwebte, was auch nachher in der Diskussion lebhaft zum Ausdruck kam, besonders von Prof. Langemann-Kiel betont, die furchtbare Angst vor dem Kriegsuntüchtigwerden Deutschlands! Der Korreferent Lehrer Zuhl-Altona hatte nach dem jubelnden Beifall, der diesem Phrasenwerk zuteil wurde, einen schweren Stand. Seinen Standpunkt ersieht man am klarsten aus der von ihm eingebrachten Resolution: Die durch Frauen ausgeübte Leitung von Mädchenschulen gibt nach den bisherigen Erfahrungen zu pädagogischen Bedenken keine Veranlassung. Getreu dem Grundsatz: „Jeder tüchtigen Persönlichkeit freie Bahn“, erklärt die 56. allgemeine Schleswig-Holsteinische Lehrerversammlung sich für die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Frage der Leitung von Mädchenschulen. Die Versammlung spricht sich hiermit zugleich gegen die einseitige Bevorzugung von Frauen in Mädchenschulen aus.“ Die Versammlung konnte sich, mit ganz wenigen Ausnahmen, nicht zur Annahme dieser Resolution entschließen. Herr Lehrer Wachholz hatte zu arge Schreckgespenster an die Wand, die ihren Horizont begrenzt, gemalt, vielleicht mit der leichtfertigen Behauptung erreichen müssen, daß die deutsche Frauenbewegung die Ehe zerstören wolle, daß sie zügellose Freiheit predige. Was nützte es, daß anwesende Frauen dem allen aufs schärfste entgegentraten! Den Landlehrern, den Lehrern kleiner Städte, waren diese Frauen eben „Frauenrechtlerinnen“, der Referent der Kollege. Es zeigt sich wieder, daß die Frauenbewegung noch viel, viel mehr in kleine Städte und aufs Land gehen muß, denn dort herrscht eine vollkommene Unkenntnis unserer Ansichten. Wie hätte sonst folgende Resolution der Vertreter des Kieler Lehrervereins fast einstimmig angenommen werden können? „1. Eine Zurückdrängung des männlichen Einflusses auf Erziehung und Unterricht der deutschen Jugend ist zu vermeiden. Auch an den Mädchenschulen muß dieser Einfluß in vollem Maße aufrechterhalten werden. 2. Die Versammlung bedauert daher, daß nach den Bestimmungen über das Mittelschulwesen vom 3. Februar 1910 an den Mädchen-Mittelschulen die männlichen Lehrkräfte vollständig ausgeschaltet werden können. 3. Die weibliche Leitung öffentlicher Schulen bedeutet eine Abweichung von dem bisherigen Zustande. Weder das Bedürfnis der Schulen noch praktische Rücksichten geben Veranlassung, die bisherige männliche Leitung öffentlicher Schulen durch weibliche zu ersetzen. 4. Angesichts der Verhältnisse in anderen Bundesstaaten und der Bestimmungen, wonach den für höhere Mädchenschulen geprüften Lehrerinnen (ohne Ablegung des Abiturums) der Zugang zur Universität eröffnet ist, gibt die Versammlung der bestimmten Erwartung Ausdruck, daß auch den preußischen Volksschullehrern das Studium an der Universität und die Ablegung eines staatlichen Examens an derselben ermöglicht werde.“ — Es ist sehr bedauerlich, daß durch diese Art des Kampfes das kollegiale Verhältnis von Lehrer und Lehrerin Schaden leiden muß. Sollte es eine richtige Erkenntnis sein, wenn der Landtagsabgeordnete Hoff-Kiel, ein scharfer Gegner weiblicher Schulleitung und vermehrter Anstellung von Lehrerinnen, sich dahin aussprach, daß in der Unterrichtskommission des Landtages der Passus der Anstellung weiblicher Direktorinnen mehr aus einem Versehen durchgegangen sei, das jetzt schon bereut würde?

Martha Zietz.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund

hielt am 22. Juni seine Generalversammlung in Koblenz. Sie bewies, daß der Bund in der abgelaufenen Geschäftsperiode nach jeder Richtung hin weiter erstarkt ist. Er hat 16 neue Ortsgruppen gegründet, so daß er jetzt 97 zählt, die etwa 10 700 Mitglieder umfassen. Das Bundesorgan, die deutsch-evangelische Frauenzeitung, hat eine Auflage von 11 500 Exemplaren. Der äußeren Erstarkung des Bundes entspricht die Vielseitigkeit der Arbeitsgebiete und die wachsende Energie der Tendenzen des Bundes. Der Überblick über die Bundesarbeit, den der Geschäftsbericht gab, und ebenso die Vorträge und Beschlüsse der Generalversammlung selbst zeigen den Bund als eine immer entschiedenere und sozialpolitisch durchgebildetere Vertretung der Frauenbewegung. Die Bundesarbeit der verflossenen Geschäftsperiode galt der Anstellung von Polizeiassistentinnen, Fabrikpflegerinnen, von Kontrolleurinnen bei den Landesversicherungsanstalten, der Zulassung von Frauen als Schöffen und Geschworene; es wurden ferner Petitionen eingereicht zur Reichsversicherungsordnung, zur Bekämpfung der Animierkneipen und Handhabung der Sittenpolizei, zum Arbeitskammergesetz, zur Frage der Jugendgerichtshöfe. Die Koblenzer Generalversammlung beschäftigte sich mit der Dienstbotenfrage, der Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen, dem Gemeindebestimmungsrecht als ihren Hauptthemen. Zum Gemeindebestimmungsrecht wurde folgende Resolution gefaßt:

„Von den Erwägungen ausgehend, daß das Gemeindebestimmungsrecht bei unserer monarchischen Verfassung in Deutschland in absehbarer Zeit schwerlich auf die Frauen ausgedehnt wird, und daß ohne diese Mitwirkung der Frauen die erwarteten Erfolge

wohl kaum eintreffen dürften, sieht sich der Deutsch-Evangelische Frauenbund außerstande, schon jetzt in seiner Gesamtheit für die Einführung einzutreten. Dagegen erstrebt er die auch auf andere Weise mögliche weiteste Einschränkung der Schankkonzessionen als eines der wichtigsten Mittel im Kampfe gegen die Schäden des Alkoholismus."

Sehr wichtig ist die Entschließung des Bundes zum gemeinsamen Unterricht, die im Anschluß an ein Referat von Fräulein A. v. Bennigsen gefaßt wurde:

„Die heutige Versammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes vertritt die Ansicht, daß man den Mädchen die bedingte Zulassung zu den höheren Knabenschulen überall da gewähren mögen, wo gleichartige Mädchenbildungsanstalten nicht vorhanden sind. Die Versammlung glaubt, daß in diesem Falle die Vorteile der bedingten Zulassung die etwaigen Nachteile überwiegen, und strebt daher die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen für ganz Deutschland an."

Verschiedene Anträge der Rechtskommission zur Strafrechts- und Zivilprozeßreform wurden einer ad hoc-Kommission zur Bearbeitung überwiesen. Einem Mißstand, der von allen Helfern bei Jugendgerichten lebhaft empfunden wird, soll ein Antrag abzuhelfen versuchen, demzufolge das Gericht bei den Verhandlungen gegen Jugendliche ermächtigt werden soll, die Entfernung des Angeklagten aus dem Sitzungszimmer anzuordnen, wenn zu befürchten ist, daß die Aussagen von Zeugen und Sachverständigen oder die Ausführungen der Prozeßbeteiligten in erziehlicher Hinsicht ungünstig auf ihn einwirken können.

Andere Anträge betrafen den Ausbau des gewerblichen Kinderschutzes und ein Verbot des Besuchs öffentlicher Tanzlustbarkeiten durch Jugendliche unter 16 Jahren. In einer Resolution zur Abwehr der Borromäusenzyklika, einem Antrag zur Frage der Kirchenzucht und einer Resolution betreffend das kirchliche Frauenstimmrecht vertrat der Verband seine spezifischen konfessionellen Interessen. Zwei Vorträge von Herrn Professor Dr. Schian-Gießen über „die Frau als Glied der Kirchengemeinde" und Herrn Oberhofprediger Scholz-Gotha über „die sittliche Notwendigkeit der Frauenbewegung" bildeten die Tagesordnung zweier großer Abendversammlungen. Herr Oberhofprediger Scholz berührte auch die Stellung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes zur allgemeinen Frauenbewegung in folgender These:

„Gegenüber der Gefahr, daß durch unnatürliche Emanzipation und mechanische Gleichmacherei, die so viele Bedingtheit des Individuums übersieht, der Bewegung ihr sittlicher Charakter genommen und dadurch auch die sittlich berechtigte Frauenbewegung gehemmt wird, ist die Vertretung des religiös-sittlichen Prinzips in ihr unbedingte Notwendigkeit. Der Deutsch-Evangelische Frauenbund gehört darum um seines Prinzips und um der Frau willen in die allgemeine Frauenbewegung hinein. Er ist das christliche Gewissen, durch das sie auf rechtem Wege bleibt und zu gutem Ziel kommt."

Dem hier ausgesprochenen Pflichtgefühl des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes gegenüber der allgemeinen Frauensache entspricht seine Aufnahme im Bund deutscher Frauenvereine. Die organisierte deutsche Frauenbewegung hat den Beitritt des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes aufs wärmste begrüßt. Insbesondere alle diejenigen, die in ihm — wenn sie auch nicht darauf verzichten können, ihrem eigenen Gewissen und hoffentlich auch „zu gutem Ziel" zu folgen — einen Bundesgenossen im Kampf um eine gesunde und stetige Entwicklung der Frauenbewegung begrüßen.

Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

Die Frauenversammlung, die als eine von vier Sonderkonferenzen dem Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt vorausging, war nicht von Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung angeregt, sondern auf Wunsch der ausländischen Delegierten und der Kongreßleitung veranstaltet. Ein gewisses Bedenken, daß die Sonderkonferenz die Frauen von den wichtigen, gleichzeitig tagenden Verhandlungen über die Friedensfrage, Alkoholfrage und Soziale Frage in ihren Beziehungen zum Christentum fernhielt, war nicht zu unterdrücken. Auch das Prinzip, daß es in diesen großen Fragen „nicht Mann noch Weib" geben dürfe, war gegen eine solche Sonderkonferenz geltend gemacht worden. Der Verlauf der Konferenz, die unter dem Vorsitz von Dr. Gertrud Bäumer stattfand, war aber wohl geeignet, diese Bedenken zu zerstreuen. Die Tagesordnung war insofern einheitlich und geschlossen, als alle die großen Gebiete des Frauenlebens, auf denen die Frau dem religiösen Fortschritt dienen kann, beleuchtet wurden. Fräulein Marie Martin sprach in ihrem Vortrag Christentum und Frauenbewegung über die Ideen und Kräfte, die der Frau im Kampf um ein neues Lebensideal aus der christlichen Kultur zu Hilfe kommen und stellte so die großen sozialen Fragen des Frauenlebens der Gegenwart in das Licht des christlichen Gedankens. „In die Aufgabe der Familie — und damit der Mutter, die Mächte der Erziehung in den Dienst des religiösen Fortschritts zu stellen, führte der Vortrag von Frau Elsbeth Krukenberg. Das Hauptaugenmerk sei auf die Erziehung zur Ehrlichkeit und Überzeugungstreue in religiösen Dingen zu legen. Eben dieses Ziel aber werde weniger durch bewußte und planmäßige Einwirkung wie durch die Atmosphäre des häuslichen Lebens erreicht. Dr. phil. Ada Weinel sprach über die Frage des Religionsunterrichtes. Sie erfaßte seine Aufgabe in enger Beziehung zu den besonderen Schwierigkeiten und Krisen, die gerade durch die neue Ausbreitung des geistigen Horizontes dem religiösen Leben der Jugend drohen. Ein drittes Gebiet war die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Frau Oberin Helene von Dungern berichtete über die vorhandenen Zustände und legte die wünschenswerten Reformen: die Heranbildung eines geschulten Stabs der Gemeinde-

pflegerinnen dar. Fräulein Winnecke stellte in wirksamer Weise sodann neben die Frauenpflichten und die Frauenarbeit in der Gemeinde die Forderung des Rechtes der Mitbestimmung. Eine sehr eindrucksvolle Ergänzung fanden die Mitteilungen über deutsche Verhältnisse durch die Ausländerinnen, von denen vor allem ein weiblicher Pfarrer aus Jowa, Mrs. Jones, durch eine ausgezeichnete Ansprache über die Frau im Pfarramt und Mrs. Guild, die Vorsteherin einer Schule für Gemeindepflegerinnen in Boston, durch einen Bericht über ihre Anstalt, Interesse erregten.

Auch in den am Sonntag Abend an verschiedenen Stellen in Berlin stattfindenden Volksversammlungen hat je eine Rednerin gesprochen: Fräulein Zietz über „Austritt aus der Landeskirche oder kirchliche Reform", Frau Krukenberg über das Wort „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen" und Dr. Gertrud Bäumer über „Religion als Privatsache und im öffentlichen Leben".

Die in der Frauenkonferenz gehaltenen Referate werden als Broschüre erscheinen.

Die Hauptversammlung der Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte.

Die Verbündeten kaufmännischen Vereine tagten in diesem Jahr in Düsseldorf. Fast alle angeschlossenen Vereine waren durch eine oder mehrere Delegierte vertreten. Aus dem von der Generalsekretärin Fräulein v. Roy erstatteten Jahresbericht geht hervor, daß die Verbündeten im letzten Jahr auf eine gute Entwicklung zurücksehen. Sechs neue Vereine entstanden und zwar in Marburg, Fürth, Rheydt, Straßburg i. E., Karlsruhe und Duisburg. Die angeschlossenen Vereine haben über 16 000 Mitglieder. Die Verbündeten haben die sozialpolitischen Fragen: Kaufmannskammern, staatliche Pensionsversicherung für Privatbeamten und Reichsversicherungsordnung in ihren Einzelvereinen eingehend bearbeitet und ihre Wünsche in Eingaben formuliert, die den maßgebenden Behörden eingereicht sind. Die Verbündeten waren ferner mit erfreulichem Erfolg in der Stellenvermittlung tätig, und sie haben durch lebhafte Propaganda für die kaufmännische Berufsorganisation einerseits und durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Tagespresse andererseits danach gestrebt, bestehende ungerechtfertigte Vorurteile gegen die Frauenarbeit im Handel zu bekämpfen und irrigen Anschauungen entgegenzutreten.

Zwei kleine Broschüren: 1. über „Berufsorganisation und Stellenvermittlung" und 2. „Zur Organisationsfrage für kaufmännische Mädchenfortbildungsschulen" sind im Auftrag der Verbündeten, von J. Waescher verfaßt, im Druck erschienen und verbreitet worden. (Zu beziehen durch die Propagandazentrale in Kassel: Frau J. Waescher, Victoriastraße 4 II.) Auf allen wichtigen Tagungen, die im Zusammenhang mit den Berufsinteressen der Handlungsgehilfinnen standen, waren die Verbündeten vertreten, so im Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen, im Hauptausschuß für staatliche Pensionsversicherung, in der Gesellschaft für soziale Reform, im Bund deutscher Frauenvereine und bei der Gründungsversammlung des Verbandes für handwerksmäßige und gewerbliche Ausbildung der Frau. Der Kassenbericht, erstattet von Fräulein Steinthal, wies einen Überschuß auf. Das Vereinsorgan, die „Mitteilungen", erscheint in höherer Auflage und erweitertem Umfang. Von den Beschlüssen der Hauptversammlung sind hervorzuheben: Die Gründung von 12 Bezirken, zur intensiveren Arbeit in der Stellenvermittlung, die von der Bezirkszentrale aus geleistet werden soll. Die Abhaltung von Bezirks- oder Kreisversammlungen zur besseren Propagierung der Organisationsidee unter der Handlungsgehilfin im allgemeinen und unter den Mitgliedern im besonderen; die möglichst baldige Einführung der Stellenlosenunterstützung seitens der Bezirke. An den deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen soll der Antrag gestellt werden, auf dem nächsten Kongreß „die Ausbildung der Handelslehrerin" auf die Tagesordnung zu setzen und dem Hansabund sollen bestimmte Frauenforderungen eingereicht werden. Ferner wurden folgende Eingaben beschlossen: 1. Um gesetzliche Einführung des Sommerurlaubs. 2. Um Einführung der Handelsinspektion. 3. Um Sicherung der Kautionen der Angestellten, dadurch daß diesen ein Recht, im Konkurse der Arbeitgeber vorzugsweise befriedigt zu werden, gesetzlich gewährt wird. Außerdem wurde die Verbreitung eines Merkblattes an alle Stellensuchenden für nötig erachtet, in welchem diese darauf hingewiesen werden, als Kaution nur ein gesperrtes Sparkassenbuch zu hinterlegen, um sich vor Vermögensverlusten zu bewahren, die unter Umständen recht empfindlich sein können. Die Umfrage hat nämlich ergeben, daß Kautionen bis zur Höhe von 4000 Mark vorkommen und daß überhaupt recht häufig selbst bei Verkäuferinnen eine Kaution gestellt werden muß, ganz abgesehen von den schwindelhaften Manipulationen, auf die Stellensuchende leider oft genug hereinfallen. Lebhafte Erörterungen löste die Frage aus: „Soll in der obligatorischen Fortbildungsschule der Unterricht für die Verkäuferinnen ein anderer sein, als für die Kontoristinnen?" Vertreterinnen beider Arbeitsgebiete äußerten sich dahin, daß es in keinem Fall wünschenswert sei, den Verkäuferinnen in der Fortbildungsschule den kaufmännischen Fachunterricht zu beschneiden. Statistisch ist erwiesen, daß ein großer Teil der tüchtigsten Kontoristinnen s. Z. als Verkäuferinnen ins Geschäftsleben eintraten, ebenso gelangen viele zur Direktrice, zur Filialleiterin und zur Selbständigkeit. Es wäre ein Fehler, allen diesen weniger an kaufmännische Fachbildung zu bieten als den Kontoristinnen, abgesehen davon, daß die dadurch in die Fortbildungsschule getragene Zersplitterung ihrer Entwicklung nicht förderlich sein und Neugründungen unnütz erschweren würde. Daß es vielleicht wünschenswert sei, im dritten Fortbildungsschuljahr evtl. ein Mehr für die Verkäuferinnen zu bieten durch Kurse in Geschmacksbildung, Dekoration usw., dafür trat die Mehrheit der Versammlung ein. Um aber in dieser sehr wichtigen Frage größere Klarheit zu ge-

winnen, einigte man sich dahin, die bis heute mit den Fortbildungsschulen gemachten Erfahrungen zu prüfen und das gewonnene Material zur weiteren Bearbeitung den Verbündeten einzusenden. Über den Wert und die Notwendigkeit der Einrichtung von Elternabenden mit dem Thema „Zur Berufswahl der Töchter" sprach Frau Bardorff, Frankfurt a. M., sowie alle die Vertreterinnen, welche diese Beratungsabende bereits mit Erfolg in ihren Städten eingeführt hatten. Diese Veranstaltungen leisten eine sehr wichtige Aufklärungsarbeit und haben den Zweck, eine gründlichere Berufsbildung der Mädchen herbeizuführen und den alljährlichen Zustrom der weiblichen Jugend auf alle Erwerbsgebiete möglichst so zu verteilen, daß sowohl Mangel wie Überangebot auf den einzelnen Arbeitsfeldern tunlichst vermieden wird. Die Verbündeten haben zur Erleichterung bei Veranstaltung solcher Abende Mappen zusammengestellt, die eine genaue Anweisung, Referate usw. enthalten und (gegen Einsendung von 0,50 Mark Porto) durch den kaufm. Verein f. w. A. in Kassel (Königstr. 32) zu beziehen sind.

Die ganze Tagung nahm einen sehr angeregten Verlauf. Es war erfreulich zu sehen, wie das Band der Einigkeit, das die Vereine von Ost und West, von Nord und Süd verbindet, sich immer fester schlingt durch das gemeinsame Streben dem Wohl des ganzen Standes zu dienen, wie der Frauenarbeit im Handel die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Dankbar sei zum Schluß noch des Vorstandes und der Mitglieder des Düsseldorfer Lokalvereins gedacht, die den auswärtigen Kolleginnen den Aufenthalt in der schönen Stadt durch wohlgelungene gesellige Veranstaltungen wie durch liebenswürdige Gastfreundschaft außerordentlich verschönten, so daß diese Tage jeder Teilnehmerin in freundlicher Erinnerung bleiben werden.

J. Waescher.

Der Verein Münsterscher Studentinnen

macht die Kommilitoninnen auf seine Auskunftstelle für Studien- und Wohnungsangelegenheiten aufmerksam. Geschäftsstelle: Frauenbundhaus am Domplatz. Während der Ferien (vom 1. August bis 27. Oktober) wolle man sich wenden an Frl. stud. phil. H. Middeler, Wolbeck bei Münster i. W. oder an Frl. stud. phil. S. Hoeltzenbein, Münster i. W., Erphostraße 19.

Bücherschau.

„Die Masken Erwin Reiners." Roman von Jakob Wassermann. S. Fischer Verlag Berlin 1910. „Erwin Reiner führte das Leben eines jener drei- oder viertausend Bevorzugten, die es in jeder großen Stadt gibt, ein Leben, das, auf dem Fundament eines unerschütterlichen Reichtums ruhend, nur mit Rechten ausgerüstet und keinen Pflichten unterworfen scheint. In einem solchen Dasein spielt der Luxus dieselbe Rolle wie die Repräsentation im Dasein eines regierenden Herrn. Die Söhne reichgewordener Bürger genießen nach jeder Richtung hin eine schrankenlosere Freiheit als etwa die Sprößlinge adliger Familien, die sich durch Erziehung, Vorurteile, persönliche und Standesrücksichten eingeschränkt und befehligt finden. Dies ist bezeichnend für die vorherrschende und stetig anwachsende Macht des Bürgertums, und ob die jungen Leute, die seinem Schoß entwachsen, als Gelehrte und Künstler figurieren, oder ob sie als Müßiggänger, Dandies und Genüßlinge einer frech erklärten Ungebundenheit huldigen, so sind sie doch eines der wesentlichen Hindernisse für die Bildung eines blutvollen und harmonischen Gesellschaftskörpers, ja, eines Staates in humanem Sinn, und der Sozialforscher des einundzwanzigsten Jahrhunderts wird vielleicht nachweisen können, in welchem Maße sie zur Zersplitterung und Verstümmelung der Völker, der Ideen und der Ideale beigetragen haben. Jede große Stadt zählt unter ihren Bewohnern drei- bis viertausend Menschen von einer absoluten Einsamkeit, von einer unheimlichen Verführungskraft zur Einsamkeit und geistigen Anarchie." Mit diesen Sätzen kennzeichnet Wassermann das soziale Interesse des Typus, den er schildert: Erwin Reiner, einer von jenen anarchisch Unabhängigen, dem, da das Leben ihm keine zwingenden Aufgaben stellt, alles was er tut und lebt, wie Spiel und Sport, wie verantwortungslose Selbstdarstellung, Maske, Pose wird. Am Individualismus in Reinkultur, wie er in diesem Erwin Reiner erscheint, wird von Wassermann feinsinnig und mit psychologischer Originalität gezeigt, wie in dieser Freiheit, dieser sozialen Unbegrenztheit der Möglichkeiten das Leben nur noch Schein, Wahnsinn, Theater ist. Bis zu dem Punkt, da die Gesellschaft den selbstherrlichen Weg dieses Einsamen sperrt, mit ihrem Gewissen, den Notwendigkeiten ihrer Rücksicht und Verantwortung, und er, der sie nicht mehr zu besiegen vermag, das Leben wegwirft. Verkörpert wird dieses Erleben an Erwin Reiners immer rücksichtsloserem Spiel um ein Weib, der Braut eines Freundes, der eine Meerfahrt macht und sie dem Schutz des Bewunderten anempfiehlt. Virginia widersteht ihm und treibt damit Erwin Reiner zu einem immer wilderen, besinnungsloseren, wagehalsigeren Kampf um sie — bis zu Gewalt und Verbrechen. Der Roman ist wohl das Reifste, das Wassermann bisher gab. Die Darstellung diskreter, feiner, vergeistigter als in früheren Werken. Der Inhalt aufgenommen in ein Element klarer und besänftigter, objektiver gewordener Lebenskenntnis.

„Ein königlicher Kaufmann." Hanseatischer Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart und Berlin 1910. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. (Preis 4 Mark.) „Hanseatischer Roman" steht auf dem Titelblatt. Es ist nicht nur der Mann Jakob Bording, sein Leben und Lieben, das an uns vorübergeführt wird, es sind die Unternehmungen der Weltfirma Jacobus Martin Bording, die die großartige Kulisse dazu bilden. Der Kaufmann, der „die Phantasie eines Künstlers, die rechnerische Konzentration eines Mathematikers und die Entschlossenheit eines Feldherrn, in einer Minute zusammengefaßt", aufbringen muß, der Kaufmann, ohne den die Aufwärtsentwicklung der Völker eine Unmöglichkeit ist, wird hier mit seinen Geschicken in eine spannende Erzählung verwoben, die im alten Lübeck ihren Schauplatz hat.

Marie von Ebner-Eschenbach: **„Dorf- und Schloßgeschichten".** Neunte Auflage. 1909. (Preis elegant geb. 5 Mark.) **„Das Gemeindekind".** Elfte Auflage. (Preis elegant geb. 4 Mark.) **„Aus Spätherbsttagen".** 2 Bände. Zweite Auflage. (Preis elegant geb. 10 Mark.) **„Unsühnbar".** Achte Auflage. (Preis elegant geb. 6 Mark.) Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Die „Gesammelten Schriften" von Marie von Ebner-Eschenbach sind in 9 Bänden (geh. 31,50 Mark, geb. 40,50 Mark) im Verlage von Gebrüder Paetel, Berlin, erschienen. Von den im gleichen Verlage erschienenen Einzelausgaben ihrer Werke möchten wir auf die obengenannten besonders hinweisen, da sie in ihrer Gesamtheit geeignet erscheinen, von den verschiedenen Seiten ihrer dichterischen Eigenart eine Anschauung zu geben. Besonders die in dem Aufsatz dieser Nummer hervorgehobenen Seiten ihres Dichterwesens — ihre Beherrschung der mannichfaltigsten sozialen Lebenskreise, die Tiefe ihrer philosophischen Weltbetrachtung und die Gestaltung ihrer Frauencharaktere treten in den genannten Einzelausgaben stark und eindringlich hervor.

1. Das Gemeindebestimmungsrecht und die Frauen. Von Franziskus Hähnel. Preis 0,30 *M.* **2. Das Gemeindebestimmungsrecht, sein Wesen und seine Bedeutung.** Von Werner Degenkolb. Preis 0,20 *M.* Beide Schriften erschienen im Verlag des Deutschen Alkoholgegnerbundes, Berlin N. 28.

Die Wichtigkeit der auf der Heidelberger Versammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine bevorstehenden Verhandlungen über das obige Thema mag es rechtfertigen, wenn wir hiermit den Leserinnen, besonders denen, die jene Versammlung zu besuchen gedenken, die beiden kürzlich erschienenen Schriften zu eingehender Lektüre und Informierung empfehlen. Die erstgenannte Schrift gibt einen Vortrag wieder, den der Autor auf dem Rheinisch-Westfälischen Frauentage in Essen am 8. Mai 1910 gehalten hat. Er bespricht in sehr flotter und fesselnder Darstellung den Zweck des Gemeindebestimmungsrechtes, die Notwendigkeit einer Reform unserer gegenwärtigen Schankgesetzgebung, die Rolle, die der Frauenbewegung im Kampfe gegen den Alkoholismus zufällt, und den Gewinn, den die Stellung der Frau bei der Durchführung des Gemeindebestimmungsrechtes in Nordamerika, Australien, Skandinavien usw. davongetragen hat und den es auch in Deutschland zu erlangen gilt. Zum Schluß seiner Abhandlung verbreitet sich Hähnel in interessanten Ausführungen über die Aussichten des Kampfes für das Gemeindebestimmungsrecht. Er weist nach, daß es sich hier nicht um eine Utopie handelt, nicht um ein Ziel, dessen Erreichung in nebelgrauer Ferne liegt. „Die Zeit, in der das Gemeindebestimmungsrecht selbst uns gegeben wird, liegt noch in einer gewissen Ferne, von nebelgrauer spreche ich jetzt nicht mehr. Aber je eher wir kräftig uns dafür entscheiden, desto eher erhalten wir es auch in Deutschland, desto eher werden auch die Forderungen der Frauenwelt verwirklicht werden. Vergegenwärtigen Sie sich doch einmal die Wirkung, die uns aus den genannten Ländern grade nach dieser Richtung hin vorliegt, wie sehr das Gemeindebestimmungsrecht die gerechte Sache der Frauen unterstützt. Jahr für Jahr zeigen die Frauen ihr Können nach einer gewissen Richtung hin, Jahr für Jahr zeigen sie ihre Reife für die Betätigung an der Schaffung des öffentlichen Wohles. Schon die Kleinarbeit für das Gemeindebestimmungsrecht ist so ein Stück Hineinwachsen mit in die Erfüllung ihrer Forderungen." Diese Worte Hähnels, die für den ganzen Charakter des Vortrages bezeichnend sind, mögen auch diejenigen die der Frage noch ablehnend oder gleichgültig gegenüberstehen, mindestens veranlassen, sich ernstlich darüber zu belehren.

Zu diesem Zwecke ist neben dem Hähnelschen Vortrage auch die oben genannte Schrift von Degenkolb vorzüglich geeignet. Sie ergänzt in sehr glücklicher Weise die Hähnelschen Ausführungen dadurch, daß sie neben der allgemeinen Darstellung der Ziele und Aussichten des Gemeindebestimmungsrechtes die Prinzipien erörtert, die den Kampf gegen das Alkoholkapitel auch durch die Gesetzgebung als wohlbegründet und als notwendig erscheinen lassen. Das Urrecht der Menschheit auf den Fortschritt, die Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit rechtfertigen es genügend, wenn die Gesetzgebung den Erwerbsinteressen einer kleinen Minderzahl Schranken setzt. Degenkolb bringt ferner im Gegensatz zu Hähnel, dessen Ausführungen, als Vortrag natürlich, andere Darstellung erforderten, auch statistisches Material über die Wirksamkeit des Gemeindebestimmungsrechtes aus den Staaten und Orten Nordamerikas, wo es schon durchgeführt ist. Es ermöglicht so dem Leser, sich selbst sein Urteil zu bilden. Sehr beherzigenswert ist auf alle Fälle der Satz, mit dem Degenkolb seine Schrift schließt: „Möge sich jeder dieser Arbeit anschließen, der die Lösung der Alkoholfrage nicht einzig und allein in der Trinkerrettung und in der — allerdings stets außerordentlich wichtig bleibenden — Kleinarbeit erblickt, sondern der erkennt, daß schließlich auch noch stärkere Waffen, die Waffen des Gesetzes erlangt werden müssen, um auch für unser deutsches Volk die Segnungen eines alkoholfreien Zeitalters dermaleinst zu erreichen."

Dr. Rauß Bielefeld.

Kleine Mitteilungen.

Die Kunstschule des Westens für Zeichnen und Malen, Charlottenburg, Kantstraße 154 a, versendet ihr Programm für das Schuljahr 1910/11. Ihre Leiterin, die Kunstmalerin und staatlich geprüfte Zeichenlehrerin Emmy Stalmann hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gestellt, den Unterricht systematisch im Sinne der Reformmethode zu leiten. Die Klassen für Blumen, Landschaften, Stilleben, Perspektive, Interieur, Porträt, Akt, Kostüm, als auch diejenigen, welche zur Vorbereitung für die königliche Kunstschule, Kunstgewerbeschule, Akademie und für Lehrende dienen, werden bereits im September geöffnet und von dann an wird jederzeit schriftliche und mündliche Anmeldung entgegengenommen.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel.

L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

BERLIN SW., Zimmerstr. 94.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Barolin, Johannes C. Der Schulstaat. Vorschläge zur Völkerversöhnung und Herbeiführung eines dauernden Friedens durch die Schule. Braumüllers Verlag, Wien und Leipzig. Preis brosch. 3.60 Mark., geb 4,80 Mark.

Baum, Oskar. Das Leben im Dunkeln. Axel Junker, Charlottenburg. Preis 5 Mark.

Blumenthal, Oskar. Buch der Sprüche. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 30. Preis 3 Mark.

Böhmer, Rud., Stadtpfarrer. Das neue Testament verdeutscht. 7 Lieferungen à 75 Pf. Max Rielmann, Stuttgart.

Brückner, Paul. Anleitung zum Erlernen des Spitzenklöppelns. Alfr Michaelis, Verlagsbuchh., Leipzig.

Bulenhardt, T. „Das Glücksschiff." Erzählung. Borussia Druck- und Verlagsanstalt in Berlin SW. 11. 1909.

Cramer, M. Teint-Geheimnisse. Zeitgemäße Betrachtung über den unreinen Teint. 50 Pf. Paul Hartung, Gotha.

Die vorzügliche Lebens-, Alterspensions-, Invaliditäts- und Kinderversicherung der Mitglieder Deutscher Frauenvereine

„Friedrich Wilhelm", Berlin W., Behrenstrasse 60/61,

Leiterin Frl. **Henriette Goldschmidt,** angeschlossen 55 Frauen- und gemischte Vereine in Deutschland, bietet die umfassendste Sicherstellung für das Alter, für Todesfälle und gegen eintretende Erwerbsunfähigkeit Treueste Beratung mündlich und schriftlich. — Sprechstd. von 10—1 Vorm.

Wirtschaftliche Frauenschule in Schloss Löbichau

bei **Nöbdenitz, S.-A.** 1½ Stunde von Leipzig.

Für Töchter und Frauen der gebildeten Stände im Alter von 18—30 Jahren. Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, in Gartenbau, Geflügelzucht, Milchverwertung. Beginn der Kurse im April und Oktober. Der Lehrgang ist einjährig mit abschliessender Prüfung. Anfragen wegen Zusendung von Prospekt und Anmeldungen an die Vorsteherin

Frl. **Helene Coeler, Löbichau b. Nöbdenitz S.-A.**

Gewerbe- und Haushaltungsschule

des Frauenbildungsvereins Hannover verbunden mit **Pensionat.**

Hauswirtschaftl. und gewerbliche Jahres- und Halbjahrskurse.

Seminare zur Ausbildung von
I. a) Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde,
b) der weiblichen Handarbeit. Beginn Ostertermin.
II. Gewerbeschullehrerinnen für Kochen und Hauswirtschaft, Handarbeit und Maschinennähen, Wäscheanfertigen, Schneidern und Putz. Beginn Oktober 1910.

Prospekte und Näheres durch die Schulvorsteherin

Frl. **Schanze,** Hannover, Freytagstr. 6.

Arvedshof. Hauswirtschaftliche, landwirtschaftliche u. Gartenbauschule für Töchter und Frauen gebildeter Stände I. Hauswirtschaftliche Jahreskurse mit Examensabschluß. II. 1-2jährige Gartenbaukurse. III. Landwirtschaftliche Halbjahreskurse auf hiesigem Gute. IV. Monatliche Spezialkurse in gr. Geflügelzucht, Molkerei, Obstverwertung und Gartenbau. Ausf. Prosp. versendet die Leiterin und Besitzerin **Frau Baurat Dr. Rossbach.** Post- und Bahnstation Hopfgarten, Bezirk Leipzig. Telefon: Taucha 88.

Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Godesberg,

gibt gebildeten Frauen Gelegenheit zu gründlicher, praktischer und theoretischer Ausbildung. Hauptkursus 2jährig. Aufnahme 15. Januar. Hospitantinnen zu jeder Zeit. Näheres durch die Leiterin

Frl. **M. Erdmann.**

Braunschweigische Obst- und Gartenbauschule für Frauen

zu **WOLFENBÜTTEL.** — Gegr. 1905.

Gründliche prakt. Ausbildung, unterstützt von gutem Fachunterricht. Beste Referenzen. 1. April. 1. Oktober.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen gebildeter Stände.

Marienfelde-Berlin.

Gegründet 1894. —

Aufnahme von Schülerinnen April und Oktober. Aufnahme von Hospitantinnen jederzeit. Lehrerinnen-Kursus im Frühjahr und Herbst je 14 Tage.

Dr. Elvira Castner.

SOZIALE FRAUENSCHULE

im Pestalozzi-Froebelhaus I, Berlin.

Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** Beginn des Kursus: **Oktober.**

Unterstufe: Ausb. f. d. Pflicht. i. d. Familie u. Einführ. i. d. soz. Hilfsarb. **Oberstufe:** Ausbild. f. berufsmäss. u. freiwill. Arbeit auf soz. Gebiet.

Dauer d. Ausbildung 2 Jahre. Fortbildungskursus vormitt. u. abends.

Prospekte durch die Leiterin, Kyffhäuserstr. 21, **Berlin W. 30.**

Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnenseminar des Frauenbildungsvereins. Frankfurt a. M.

Ziele:
1. Lehrerin am Seminar.
2. Leiterin eines Kindergartens oder Hortes.
3. Familienkindergärtnerin.
4. Kinderpflegerin.
5. Einführung in die Fröbelschen Ideen und Beschäftigungen für Mütter, Lehrer und Lehrerinnen.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Ella Schwarz.** Sprechstunden: Montag, Donnerstag und Samstag von 11—12 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessionierte Haushaltungsschule des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M.

Ausbildung auf allen Gebieten der Hauswirtschaft für das eigne Haus und als Hausbeamtin.

Heim für auswärtige Schülerinnen.

Anmeldungen bei **Sophie Hoppe.** Sprechstunden: Mittwoch von 10—12 Uhr, Samstag von 11—1 Uhr. Unterweg 4.

Staatlich konzessioniertes Seminar für Koch- und Haushaltungskunde des Frauenbildungsvereins, Frankfurt a. M., Hochstr. 22.

Ausbildung von hauswirtschaftlichen Lehrerinnen.

Anmeldungen bei **Agnes Herbst,** Sprechstunden tägl. von 9—12 Uhr, Hochstr. 22.

Berliner Fröbel-Verein (Corp.)

Kindergärtnerinnen-Seminar: Leitung **Anna Wiener-Pappenheim**
SW. Städt. Schulhaus: Wilms- und Bärwaldstr. Ecke

Kinderpflegerinnen-Schule: Leitung **Anna Zehrfeld**
S. Städt. Schulhaus: Stallschreiberstr. 54

Prospekte im Vereinsbureau: SW. Johanniterstr. 19 (3—5 Uhr)

Damen-Pensionat.

Internationales Heim,
BERLIN SW., Hallesche Strasse 17 I,
dicht am Anhalter Bahnhof.

Angenehmer Aufenthalt für kürzere oder längere Zeit. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 70 Mk., bei eigenem Zimmer von 85 Mk. an. Passanten von 3 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag. **Beste Referenzen.**

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

PENSION SIMLA.

Erstklassiges Familienpensionat
der Schwestern **Gaudian** in **Dresden-A.,**
35, Johann-Georgen-Allee,
dem Parkgarten des Prinzen Johann Georg gegenüber, in gesundester Lage.
Elektr. Bahnverbindung. :: Vorzügl. Verpflegung.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.
Auskunft: Frl. Cl. Fernow, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Erbt, Lic. theol. Dr. phil., Wilhelm. Oberlehrer an der Königlichen Luisenstiftung in Posen. „Kirchengeschichte." Ein Lehrbuch für höhere Mädchenschulen und die mittleren Klassen der Studienanstalt. Bearbeitet auf Grund der Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens vom 18. August und 12. Dezember 1908. Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt am Main. 1910.

Feigl, Ernst. Unselige Seligkeiten. Novellen, erschienen im Verlage von Axel Juncker, Berlin.

Gollmer, Richard. Bowlen und Punsche. J. J. Weber, Leipzig. Preis 3 Mark, gebunden

Im Kampf ums Dasein. Band 2. Wie inseriere ich am besten. Preis 1 Mark. Hermann Schneiders Verlag, Pößneck i. Thür.

Klopert, Annette. Claires Liaison und andere Geschichten. 2 Mark. B. Elischer Verlag, Leipzig.

Landien-Roth. Lederschnitt, Zinnbossieren und Gravieren. Preis 1 Mark. E. Haberland, Leipzig.

Lehr- und Hilfsbücher für höhere Mädchenschulen, Lyceen und Studienanstalten. B. G. Teubner, Leipzig.

Lothar, Rudolph. Das Leben sagt nein. Novellen. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin W. 30.

Lueneburg, G., Rektor in Charlottenburg. Methodik des hauswirtschaftlichen Unterrichts. B. G. Teubner Verlag, Leipzig.

Manu, Franziska. Neue Erzählungen „Von Kindern". Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Meyer, Gertrud. Volkstänze. Preis 1,20 Mark. B. G. Teubner, Leipzig.

Meunier, Charles. Der Feinschmecker. Ausgesucht feine Rezepte für verwöhnte Zungen. Paul Hartungs Verlag, Gotha. Preis 3 Mark.

Mirbach, Marie, Freiin von. „Für unsere Mädchen." 12 Vorträge für die schulentlassene weibliche Jugend auf dem Lande. Verlag Deutsche Landbuchhandlung in Berlin SW. 11. 1910. Preis 1,50 Mark.

Mohr, Wilhelmine. Kinder vor Gericht. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin W.

Müller, Sophie. „Haushaltungsbuch für alle Tage des Jahres." Verlag von Otto Maier, Ravensburg. Preis 60 Pfennig

Neuendorff, Dr. Edmund. „Handbuch für Leiter, Leiterinnen und Vorturnerinnen von Frauenabteilungen." Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1910. Preis kartoniert 2,80 Mark.

Niebour. Homers Ilias. Schulausgabe. Preis 1,25 Mark. Kesselringsche Hofbuchhandlung, Frankfurt a. M.

Olden, Hans. „Narren der Natur." Novellen. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. Berlin W. 30. Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Paulsen, J. Aus deutscher Wissenschaft und Kunst. „Zur Religion." B. G. Teubner, Leipzig.

Peiper, Dr. Erich, Professor. Direktor der Königlichen Universitäts-Kinderklinik zu Greifswald. „Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit eine nationale Pflicht". Greifswald, Ludwig Bamberg. Preis 0,50 Mark.

Plümacher, Hans. „Giuliano" Schauspiel in 5 Aufzügen. Hans Plümacher, Selbstverlag, Köln. Preis kart. 4 Mark.

Preußische Gesinde-Ordnung mit den Ergänzungen aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch und dem Allgemeinen Landrecht. Die Rechte und Pflichten der Herrschaft und des Gesindes. Neueste Ausgabe 1910. L. Schwartz & Comp., Gesetzverlag, Berlin S. 14, Dresdener Straße 80a. Preis 1 Mark

Für Asthmatiker, Wöchnerinnen, Herzleidende usw. sind Jaekel's 15fach verstellbare Keilkissen unentbehrlich

Preis 22 M. fr. überallhin.

Kranken- und Ruhestühle, Katalog 150a gratis u. fr.

R. Jaekel's Patentmöbel-Fabrik

MÜNCHEN, Sonnenstr 28. BERLIN, Markgrafenstr. 20.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. VI. 8435.

Handelsgerichtlich eingetragen.

Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen u. zur Handelslehrerin. Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Christlich-soziales Frauen-Seminar

(früher Frauenschule)

des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes

in HANNOVER

für gebild. Frauen u. Mädchen, verbunden mit Stellenvermittelung und Auskunftsstelle.

Kursusdauer 17 Monate von Anfang Januar bis Ende Mai. Theoretische und praktische Ausbildung für soziale Arbeit. Freistelle und Stipendien vorhanden. Prospekte und Auskunft durch die Schriftführerin

Frl. J. v. Reden, Kirchrode b. Hannover, Kaiser Wilhelmstr. 1.

Mündliche Auskunft: Hannover, Bödekerstr. 55 A. III.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe der preussischen Regierung)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Heßlingsche Höhere Mädchenschule

(staatlich anerkannt)

und Lyceum

(höheres Lehrerinnenseminar und Frauenschule).

:: Seminarübungsschule und Kindergarten ::

für Kinder besserer Stände.

Vorbereitungskursus zur Ergänzungsprüfung für höhere mittlere Mädchenschulen.

Direktorin: **Hedwig Köster,** Berlin SW. Dessauer Str. 24,

dicht am Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhof.

Sprechzeit: Montag, Dienstag, Donnerst., Freitag 12-1, Mittw. 3-4½ U.

Ostpreußische Mädchengewerbeschule, Königsberg i. Pr.,

von der Stadtgemeinde Königsberg und dem Provinzialverbande Ostpreußen unter Beteiligung der Königlichen Staatsregierung begründete öffentliche Bildungsanstalt.

Zum 1. Oktober d. Js. wird eine **wissenschaftliche Lehrerin** zur Erteilung des Unterrichts in Pädagogik, Deutsch, Rechnen und Bürgerkunde für die technischen Lehrerinnenseminare und die Haushaltungsschule gesucht. Bevorzugt werden Bewerberinnen, die auch eine technische Prüfung abgelegt haben. Feste pensionsberechtigte Anstellung ist in Aussicht genommen. Meldungen unter Beifügung von Lebenslauf, Zeugnissen und Gesundheitsattest sind baldigst an die Vorsteherin der Anstalt Fräulein **Gertrud Fuhr** zu richten. **Der Verwaltungsrat.** Körte, Oberbürgermeister, Vorsitzender.

Putlitz, Elly zu. „Über Frauenherzen". Verlag von Edwin Runge, Großlichterfelde. Preis 0,50 Mark.

Rehtwische, Theodor. „Königin Luise." Erinnerungsblätter zur Jahrhundertfeier ihres Todesjahres. Mit einer farbigen Kunstbeilage, 12 Textbildern. 1.—50. Tausend. Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Reinelt, Paul. Dr. theol., Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Beuthen. „Christliche Erziehungslehre in Zitaten". Aus den Väterschriften gesammelt. Freiburg i. Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. Preis 3 Mark, geb. in Leinw. 3,80 Mark.

Reitzenstein, F. Frhr. von. „Die Entwicklungsgeschichte der Liebe". Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Preis 1 Mark, geb. 2 Mark.

Resa, Fritz. „Jesus der Christus". Bericht und Botschaft in erster Gestalt. Leipzig und Berlin 1907. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Preis geh. 0,80 Mark.

Rentsch, F. „Talks about English Life." Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate sowie zum Selbststudium. 4. verbesserte Auflage. Verlag von Otto Schulze, Cöthen. Preis geb. 3 Mark.

Mittelmeyer, Lic. Dr., Friedr. „Was will Johannes Müller." Ein Wort zu seiner Würdigung. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck in München. 1910. Geh. 0,80 Mark.

Rohm, Sofie, und Therese Bauer. Das lustige Glückwunschbüchlein. 100 leichte Kinderverslein für allerlei Feste. München. Verlag von Max Kellerers Hofbuchhandlung. Preis 1 Mark.

Spengel, Dr. J. W. Professor der Zoologie an der Universität Gießen. „Charles Darwin." Rede, gehalten am 11. Februar 1909. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1910. Preis 0,75 Mark.

Wittop, Philipp. Privatdozent an der Universität Heidelberg. „Die neuere deutsche Lyrik." Erster Band von Friedrich von Spee bis Hölderlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1910. Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Zum 1. Oktober wird an eine höhere Privatmädchenschule in Pommern eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte evangelische Lehrerin gesucht. Gehalt nach Übereinkunft. Einkauf in Pensionskasse.

2. Nach Thüringen wird an eine höhere Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar eine Oberlehrerin für Deutsch und ein anderes Fach gesucht. Eventuell kann auch eine Dame nur für Deutsch in Betracht kommen für eine halbe Stelle, die daneben ihr Seminarjahr absolvieren könnte. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Gesucht zum 1. Oktober an eine höhere Privatmädchenschule in Norddeutschland erfahrene geprüfte Lehrerin für die Oberstufe. Besondere Befähigung für Mathematik und Naturwissenschaften sehr erwünscht. Gehalt 1400—1500 Mark.

4. Zum 1. September wird in eine adlige Familie in Schleswig-Holstein eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte musikalische evangelische Erzieherin mit guten

Kunstschule des Westens. Für Zeichnen u. Malen.
Berlin-Charlbg., Kantstr. 154a. Sprz. 12—1½ Uhr. Prosp. fr.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.
(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Anmeldungen für das neue Schuljahr schriftlich und mündlich bis Mitte September. Näheres Prospekt. Sprechzeit: Dienstag und Freitag von 5 bis 6 Uhr.

Berlin SW., Dessauer Strasse 24.

Die Direktorin: **M. Strinz.**

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.
Einzelzimmer mit voller Pension 85—110 Mark, je nach Lage und Größe des Zimmers. Geteiltes Zimmer mit voller Pension 75 Mark.
Auch Damen aus anderen Berufsklassen finden Aufnahme.
Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Man sollte junge Kinder nicht vor die Aufgabe stellen, Entscheidungen zu treffen. Mit Recht ist behauptet worden, daß das Treffen von Entscheidungen zu den erschöpfendsten Aufgaben im Leben gehört; und gilt das schon von uns selbst, auch wo es sich um Kleinigkeiten handelt, wie Gehen und Kommen, Kaufen oder nicht Kaufen, so ist es sicherlich nicht richtig, den Kindern die ganze Mühe einer Willensanstrengung zu überlassen, wenn sie zwischen Recht und Unrecht zu wählen haben.*)

*) Textprobe aus dem Werke **„Erziehung im Hause"** von **Charlotte M. Mason.** Deutsche Bearbeitung nach den in England viel verbreiteten Auflagen. Bisher erschienen drei Bände: I. Die Erziehung von Kindern unter 9 Jahren. II. Eltern und Kinder. III. Erziehung während der Schulzeit. Preis gebunden je M. 3.50. **Ausführliche Prospekte** mit empfehlenden Urteilen massgebender Pressstimmen liefert unberechnet und portofrei jede Buchhandlung oder direkt der Verlag **G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe i. B. 4.**

Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 9 und 6 Jahren gesucht. Gehalt 900 Mark als Minimum und freie Station.

5. Zum 1 Oktober wird in eine adlige Familie im europäischen Auslande für ein Mädchen von 15 Jahren eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische evangelische Erzieherin gesucht, die guten Zeichen- und Malunterricht erteilt. Perfekte Beherrschung der Fremdsprachen Bedingung. Gehalt 1600 Mark und freie Station und Hinreise. Rückreise wird nach 3 Jahren vergütet.

6. An ein Töchterpensionat in Sachsen wird zum 1. Oktober eine im Unterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, evangelische oder katholische Lehrerin aus guter Familie mit im Ausland vertieften englischen und französischen Sprachkenntnissen gesucht. Gehalt bei freier Station 1000—1300 Mark.

7. An ein Institut in der Mark wird zum 1. Oktober eine junge, evangelische geprüfte Lehrerin gesucht, die den Lateinunterricht, vorläufig bis Quarta incl. übernehmen kann. 25 Stunden wöchentlich und zwei Aufsichtsstunden. Gehalt 720 Mark und freie Station.

8. Gesucht zum 1. Oktober in eine adlige Familie in Thüringen eine erfahrene wissenschaftlich geprüfte musikalische, evangelische Erzieherin mit im Ausland vertieften englischen und französischen Sprachkenntnissen zu einem Mädchen von 11 Jahren. Malen sehr erwünscht. Gehalt 1000—1200 Mark und freie Station.

9. Nach Norddeutschland wird zum 1. Oktober an eine höhere Privatmädchenschule eine für höhere Schulen geprüfte, evangelische Lehrerin, über 30 Jahre alt, die längere Zeit in Frankreich war, gesucht. Gehalt 1300—1400 Mark.

10. Zum 1. Oktober wird an ein Kinderheim in der Nähe Berlins eine erfahrene geprüfte, evangelische, jüngere Lehrerin gesucht, die Interesse für Kindererziehung hat. Kleine Klassen. Gehalt 1000 Mark und freie Station und Einkauf in Pensionskasse.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus pt., dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung zu richten. Adresse: Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 38, Gartenhaus part. Sprechstunden wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends von 11—1 Uhr.

Erstes deutsches **Frauen-Polytechnikum**
Abteilung V der Ingenieur-Akademie, Wismar a. Osts.
Abteilungen für Architektur und Kunstgewerbe, Bau-Ingenieur-Wesen, Maschinen und Elektrotechnik. — Programm durch das Sekretariat.

Krippen, Kinderbewahranstalten und Kinderhorte.

Ihre Bedeutung und Leitung. Von **Arnold Hirt**, Rektor in Köln a. Rh.

Im Anhang: Spiellieder mit Noten.

79 Seiten. Groß-Oktav. Preis geheftet Mk. 1.—.

Wir leben im Zeitalter der Sozialreform und der Volksgesundheitspflege. Es ist nicht zu vermeiden, daß dabei manche Erscheinungen zu Tage treten, denen eine lange Lebensdauer nicht vorausgesagt werden kann. Dazu können jedoch die Kinderkrippen, Kinderbewahranstalten oder Kindergärten und die Kinderhorte nicht gerechnet werden. Diese haben nicht bloß ihre Existenzberechtigung nachgewiesen; die noch stets wachsenden sozialen Verhältnisse zwingen zur Vermehrung und Neueinrichtung solcher Anstalten. Man kann nun nicht behaupten, daß über den Zweck und die Einrichtung derselben der gebildete Teil des deutschen Volkes genügend informiert sei, im Gegenteil, es herrscht noch viel Unklarheit darüber, wie sich ein Kinderhort von einem Kindergarten und eine Krippe von einer Bewahranstalt unterscheidet. Diesem Mangel sucht die vorliegende Schrift abzuhelfen.

Einrichtung und Unterrichtsplan der Kochschule in Verbindung mit der Volksschule.

Von **Henriette Vianden.**

29 Seiten Groß-Oktav. Preis geheftet 40 Pfg.

Das vorliegende Schriftchen ist weniger für Kochschullehrerinnen bestimmt, diese bedürfen bei Ausübung ihres Amtes einer viel umfangreicheren und genaueren Anleitung, als sie hier geboten wird. Wir wollten damit nur allen denen zu Hilfe kommen, die sich rasch über Zweck, Einrichtung, Unterhaltung und Lehrstoff der Kochschule unterrichten wollen, ohne daß sie eine solche Schule besuchen oder große und kostspielige Werke darüber durchstudieren. Wir denken dabei zunächst an die gesamte Lehrerschaft, dann an die Gemeinde- und Schulbehörden und nicht zuletzt an Deutschlands Frauen, die sich namentlich dieser guten Sache annehmen sollten. Wer mithilft, daß solche Haushaltungsschulen entstehen, hat mit zur richtigen Lösung der sozialen Frage beigetragen.

Für die Hochzeit.

Ein praktischer Ratgeber für Brautleute, Eltern und Hochzeitsgäste von Georg Bleibtreu.

Preis geheftet Mk. 2.—, in Leinwand gebunden Mk. 3.—.

Der Leser findet hier jede religiöse, sich auf die Ehe beziehende Frage beantwortet, und zwar nicht nach der Ansicht des Verfassers, sondern nach den Vorschriften der betr. Religionsgemeinschaft, der er angehört. Desgleichen ist im Detail ausgearbeitet, was der Staat von den Eheschließenden verlangt. Alle Eigentumsverhältnisse, die Sorge für eine gesicherte Zukunft, die Vorbereitungen zur Hochzeit, die Feierlichkeiten bei der Hochzeit selbst in allen ihren Verzweigungen, namentlich der wichtige Punkt der Unterhaltung der Hochzeitsgäste, die Sorge für die Nachkommenschaft, die Hochzeitsreise, silberne und goldene Hochzeit u. dgl., sie finden hier ihre sachgemäße Berücksichtigung, und keiner wird das Werk unbefriedigt aus der Hand legen.

Verlag Breer & Thiemann, Hamm (Westfalen).

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen):
a) für die Familie,
b) für Anstalten.

Kinderpflegerinnen.

Leiterinnen von Horten und Kinderheimen.

Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eignen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Elementarklassen (60 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterin Frau **Clara Richter.** **Sprechstunden:** Montag und Donnerstag von ½3—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr

Haushaltungsschule.

1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge.** Leiterin: **Dr. Alice Salomon.** **Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 12 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie und Praxis). Vorsteherin Frl. **Martha Ruff.**

Damit verbunden ein **Erholungsheim** für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Blätter für Soziale Arbeit.

Organ des „Zentralvereins für Arbeiterinneninteressen", Sitz **Berlin**; der Jugendgruppen in den Ortsgruppen **Darmstadt** und **Köln** des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins; des Diakonievereins „Arbeiterinnenfürsorge" E. V., **Dieringhausen** (Bez. Köln); der Mädchen- und Frauengruppe für soziale Hilfsarbeit, **Erfurt**; der Jugendgruppe des „Verein Frauenbildung–Frauenstudium", **Freiburg i. B.**; der „Sozialen Hilfsgruppe", **Halle a. S.**; der „Mädchen- und Frauengruppe für soziale Hilfsarbeit", **Heidelberg**; der „Jugendgruppe für soziale Arbeit", **Karlsruhe** und der „Abteilung für soziale Arbeit des Vereins für Fraueninteressen", **München**.

Die Zeitschrift will für die neue Bewegung eintreten, die soziale und staatsbürgerliche Betätigung für die Frau und von der Frau verlangt.

Die „Blätter für Soziale Arbeit" wollen sprechen und belehren über alles, was geeignet ist, die Frau zu sozialer und öffentlicher Betätigung heranzubilden und sie dazu anzuregen: Über Wohnungsfragen, Armen- und Waisenpflege, Wöchnerinnenschutz, Kinderschutz, Mutterschulen, Elternvereine, Arbeiterfragen, unter besonderer Berücksichtigung der Arbeiterinnenfrage, Heimarbeit usw., insbesondere auch über staatsbürgerliche Erziehung (Bürgerkunde).

Die „Blätter für Soziale Arbeit" erscheinen **monatlich** und kosten bei portofreier Zustellung jährlich **M. 1.50.**

Die Neue Frauenkleidung.

Organ des Deutschen Verbandes für Verbesserung der Frauenkleidung.

Die „Neue Frauenkleidung" sieht ihre Aufgabe darin, auf der Grundlage der Verbesserung der Frauenkleidung diejenigen Interessen der Frau zu vertreten, die ihrer eigenen Betätigung am nächsten liegen; sie befasst sich daher im einzelnen mit der Körperkultur der Frau und ihrer Kleidung als derjenigen Frage, welche ihrem unmittelbaren Bedürfnisse entspringt. Sie beschäftigt sich ferner mit der Stellung der Frau als Trägerin der Volksgesundheit und Erzieherin des kommenden Geschlechts und zieht dabei Erziehungs- und Schulfragen in den Kreis ihrer Betrachtungen. Auch die Stellung der Frau im wirtschaftlichen Leben, vor allem als Trägerin der Konsumtion, und zwar nach sozialen und künstlerischen Gesichtspunkten, wobei die Bekleidungsindustrie im Vordergrunde steht, wird die Zeitschrift behandeln. Die Zeitschrift umfasst ausser dem redaktionellen Teile einen technischen Teil, beide mit zahlreichen Abbildungen; ein Anhang bringt die Mitteilungen des Verbandes für Verbesserung der Frauenkleidung. Vom Januar 1911 ab erscheint die Zeitschrift mit wesentlichen Erweiterungen, u. a. wird sie Schnittmuster-Beilagen erhalten.

Die „Neue Frauenkleidung" erscheint **monatlich** (mit Ausnahme der Monate Juli und August) und kostet jährlich **M. 6.–**

Probenummern und Prospekte unberechnet und portofrei.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Digitized by Google

THE STUDY OF ENGLISH IN OXFORD.

Autumn Term in Norham Hall
begins in September 21st, ends December 13th 1910.

An Examination on the result of which certificates are awarded is held each term by the Association for the Education of Women in Oxford.

Apply to **Mrs. BURCH.** Norham Hall. Oxford.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs - Nachrichten - Bureau.
Berlin SO. 16, Rungestrasse 25—27.

!! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !!
Referenzen zu Diensten. — Prospekte und Zeitungslisten gratis und franko.

Helene Lange: Die Frauen und das politische Leben. Pr. 50 Pf.

Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung und die Zukunft unserer Kultur. Pr. 50 Pf.

Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preussen. Pr. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages in Marken (nebst 5 Pf. Porto) direkt vom Verleger.

Berlin S. 14, Stallschreiber-Str. 34. 35. ***W. Moeser Buchhandlung.***

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 110 898

HQ1103
F7
17
1909/1910

Date Due

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google